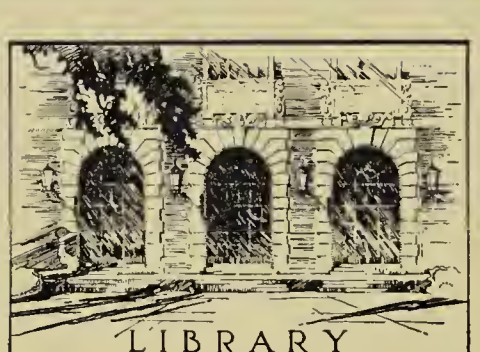

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF ILLINOIS
015.43
B612
1894'

1934
B613
01242

# Blätter für literarische Unterhaltung.

---

Jahrgang 1894.

Erster Band.

# Blätter

für

# literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1894.

Erster Band.

Januar bis Juni.

(Enthaltend: Nr. 1—26.)

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1894.

D 5.48
Zeitschr.
1894

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 1. — 4. Januar 1894.

Die **Blätter für literarische Unterhaltung** erscheinen zu dem Preise von 7 M. 50 Pf. vierteljährlich.
Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Gottfried Keller's Leben. Von Moritz Necker. — Zur Colonialpolitik. Von Otto Speyer. — Zur Kunde Italiens. Von Otto Immisch. — Dramaturgische Schriften. Von Leonhard Lier. — Neue Romane. Von Robert Lange. — Zur lyrischen Poesie. Von Anton Schlossar. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

## Gottfried Keller's Leben.

Am 9. Juli 1843, im vierundzwanzigsten Jahre seines Lebens, schrieb Gottfried Keller gelegentlich der Lektüre der Biographie E. T. A. Hoffmann's folgende Zeilen in sein Tagebuch:

„Was nun Hoffmann und sein Leben selbst betrifft, so habe ich mich sehr daran erbaut und gestärkt. Denn das Leben großer Männer, welche dabei unwandelhaft, klar und ohne hindernde Schwächen ihren Weg gingen, ist uns wol Vorbild, zur Bewunderung und Nachahmung reizend, so Schiller, Jean Paul und andere. Ein Leben, wie Goethe's, das ohne materielle Sorgen und Kummer, in heiterer Ruhe, behaglichem Wohlstand und klarem Selbstbewußtsein fortfließt, höchstens von selbstgeschaffenen Geistesstürmen aufgeregt, vermag uns mehr niederzubeugen, als aufzurichten. Ein Leben aber, wie Hoffmann's, voll Mangel, Noth und Nahrungssorgen, denen immer zur rechten Zeit die Hülfe nahe war, ein Leben, das mit großen Schwachheiten, die wir oft auch kennen, zu kämpfen hat und ihnen manchmal unterliegt, dient uns zu lebendigem Beispiel, zur Stärkung, zum Trost, und, weil es einem Manne angehört, den wir sonst lieben und achten und seiner Schwachheiten halber bemitleiden, so zeigt es uns besser und eindringender, was wir zu thun und zu lassen haben, als alle Moral."

Mehr als funfzig Jahre sind seit dieser Aufzeichnung des jungen Dichters vergangen, der sich damals gerade in der traurigsten Verfassung seines ganzen Lebens befand. Er war kurz vorher von München mit der Erkenntniß zurückgekommen, daß er für den seit zehn Jahren mit Leidenschaft erstrebten Beruf eines Malers denn doch nicht begabt genug wäre, und saß nun mit zerrissener Seele, mit Kummer und Sorgen beladen, bei der armen Mutter, nicht wissend, was noch aus ihm einmal werden solle, da er zum gemeinen Beruf eines Geschäftsmanns zu viel, zu dem eines Staatsbeamten zu wenig Wissen und Bildung hatte. Und was alles ist in den seither verstrichenen Jahrzehnten aus diesem Jüngling geworden, der sich nicht an der Lebensgeschichte eines Götterlieblings wie Goethe, sondern an der eines ums harte Brot mit wechselndem Erfolge ringenden Schriftsteller wie Callot-Hoffmann erbaute! Ein Dichter ersten Ranges, eine politische Persönlichkeit voller Schwung und Charakter, ein Mann, der uns in jeder Beziehung, künstlerisch wie menschlich, aller „Schwachheiten" ungeachtet, denen auch er unterlegen ist, wie alle Menschen, Goethe nicht ausgenommen, ein führender Geist geworden ist, dessen hohe Lebensanschauung noch lange nicht allgemein genug in ihrer Größe und Schönheit bekannt geworden ist.

Der kummervolle Jüngling von 1843 hat sich nicht ohne den allerernstesten Nutzen an den Lebensläufen seiner Vorfahren in der Literatur erbaut. In ihm lebte ein mächtiger Drang, es nicht blos zu etwas in der Welt zu bringen, was ihn über die alltägliche Noth hinweghöbe, sondern jenes Ideal vom Mannesleben zu verwirklichen, das ihm eingeboren war, dessen er sich aber infolge mislicher und wirklich nicht selbst verschuldeter Umstände erst spät bewußt wurde. Er war von Jugend auf ein besonderer Mensch, nicht wie die Knaben sonst zu sein pflegen. Er war wild, ungeberdig, eigenwillig, verschlossen, schmollend unmittheilsam, und dennoch zartfühlend, empfindsam bei aller Sprödigkeit, phantasiereich und mit einer elementaren Freude, ja Begeisterung für Schönheit, wo er sie treffen mochte: in der Natur und bei den Menschen. Instinctiv empfanden seine Altersgenossen diese höhere Begabung des Knaben; auch die ihm an Jahren voraus waren, ließen ihn als Führer gelten.



1161693

Es war bei alledem nichts stolzes, nichts selbstbewußtes im Knaben; er war ganz naiv, treuherzig, ließ sich leicht belügen und imponiren. Er war nicht abnorm, sondern nur stärker in allen seinen Aeußerungen und Empfindungen, als die andern Knaben: mächtiger ergriffen, leidenschaftlicher hingegeben, schärfer blickend, gescheiter und daher auch leicht spöttischer, vorlauter als sie. Und weil er ungesucht und ungewollt so früh schon hervorragte, darum traf ihn das Schicksal auch früher, als die andern. Er stieß mit dem Unverstand der Menschen schon im vierzehnten Lebensjahr hart zusammen, wo er es noch gar nicht begreifen konnte, und erhielt dabei Wunden, an denen er Jahre und Jahre lang zu leiden hatte bis in die Zeit, wo er es wol begreifen konnte. Er wurde von der Schule ausgeschlossen, weil er für den Rädelsführer bei einem Knabenstreich gehalten wurde, und was das für den Sohn einer armen Wittwe galt, die an die Scholle gebunden war, die ihren Knaben nicht in die Ferne zum Schulbesuch schicken, die ihm die öffentliche Schule nicht durch Privatunterricht ersetzen konnte, das wissen alle, die den „Grünen Heinrich" gelesen haben. Er ward ja geradezu aus der bürgerlichen Gesellschaft ausgeschlossen, in die unterste Schicht der Bevölkerung gestoßen und hätte mit den Kindern der Tagelöhner, der Heimatlosen, der Fabriksarbeiter das Schicksal theilen müssen, wenn er nicht zum Glück sein malerisches Talent auf die Welt mitgebracht hätte. . . .

Und dieser vom Schicksal so wenig begünstigte Mensch, der ohne andere Führung ins Leben trat als die seiner guten und künstlerischen Instinete, dem kein einsichtiger Erzieher bei Zeiten die Wege wies, die er zu wandeln hätte, der nur in der weichen und nachsichtsvollen Zucht einer unendlich guten und aufopferungsvollen Mutter heranwuchs: dieser Mensch hat es zu jener Höhe gebracht, auf die wir ihn alle freudig stellen und auf der wir ihn bewundern. Ist das nicht eines der erhabensten Schauspiele, das uns die Menschengeschichte bieten kann? Wol! Wenn irgendein Dichterleben „erbaulich" ist, wenn auf irgendeines die schönen Worte passen, die der junge Gottfried Keller auf das Leben E. T. A. Hoffmann's schrieb, den er doch als Dichter und Charakter so hoch übertreffen sollte, so ist es seine eigene Lebensgeschichte. Sind die Künstler- und Dichterbiographien schon an sich besonders anziehend, weil sie nicht blos von folgen- und ruhmreichen Thaten erzählen, sondern auch die sittliche Läuterungsgeschichte bedeutender Menschen darstellen — denn hohe Kunstwerke lassen sich ohne edle Sittlichkeit gar nicht schaffen, und die Biographie der Dichter und Künstler haben darum immer von dem Fortschritt des ganzen innern Menschen zu sprechen, nicht blos von äußern Geschehnissen und Handlungen —, so gewinnt die Lebensgeschichte Gottfried Keller's ihren besondern Charakter durch sein merkwürdiges Schicksal. Die in ihm lebende Energie hatte mit äußern und innern Hindernissen zu kämpfen, bis sie sich ganz freie Bahn und ganz freies Entfalten schaffen konnte. Es dauerte ungewöhnlich lange, bis sie zum Bewußtsein ihrer selbst kam, erst im 24. Lebensjahre ward sich Keller klar, daß er nur zum Dichter geschaffen war. Am 11. Juli, acht Tage vor seinem Geburtstage, schrieb er zum ersten male in sein Tagebuch:

„Ich habe nun einmal großen Drang zum Dichten. Warum sollte ich nicht probiren, was an der Sache ist? Lieber es wissen, als mich vielleicht heimlich immer für ein gewaltiges Genie zu halten und darüber das andere vernachlässigen."

Nachdem aber dieses Bewußtsein einmal zum Durchbruch gelangt war, dann ergriff es aber auch Keller mit aller Macht, denn, sagte er einmal in einem seiner schönen Briefe: „Wenn mich eine Sache ergreift, so gebe ich ihr mich ganz und rücksichtslos hin, und ich bin kein Freund von den neumodischen Halbheiten." Alles, was er auf sich nahm, that er in der That ganz. Als er Maler werden wollte, rang er um die Kunst so lange, bis ihm die bitterste Noth, der Hunger, schlankweg ein Ende zu machen gebot; als er im Staatsdienst stand, nahm er die amtliche Pflicht so ernst, daß er nicht Zeit zur Poesie fand; und als er die Poesie ergriff, da faßte er die Aufgabe so gründlich, daß er sich mit der ganzen Weltliteratur und mit der Aesthetik, mit Philosophie, Anthropologie und Physiologie vertraut machte, wie nur die höchste Bildung es von einem Dichter fordern konnte.

Die Biographie eines also gearteten Genius zu schreiben, ist nun eine der schwierigsten Aufgaben, die sich dem Literarhistoriker bieten kann. Sie erfordert nicht blos reichlich gelehrte Forschung, sondern congeniales Nachfühlen und das Vermögen, jene Höhe der Weltbetrachtung festzuhalten, die der Dichter selbst in seinem Streben nach edelm Maße und nach Harmonie seiner Kräfte, schließlich errungen hatte. Dazu kommt noch die besondere Schwierigkeit, daß schon Keller selbst die Merkwürdigkeit seines jugendlichen Lebens bis zum errungenen Selbstbewußtsein schon erkannt und es zum Gegenstande seines Romans „Der Grüne Heinrich" gemacht hatte, den wir als einen unerschöpflichen Born von Poesie und Lebensweisheit bewundern. Damit zu wetteifern ist kein Biograph im Stande, alle Künste moderner Geschichtschreibung müssen vor dieser Poesie verbleichen. Der Biograph muß auf die dankbaren Schilderungen der Weltlage, der Oertlichkeiten, des Milieu, der Gesellschaft u. s. w. jener Zeit verzichten, in der der Dichter heranwuchs und lebte, denn das alles hat schon dieser selbst besorgt. Sein Roman ist in einer so genauen Weise treu nach dem Leben und gleichwol dieses selbst verklärend geschrieben, daß jede wissenschaftliche Beschreibung desselben dagegen stark abfallen muß. Der Natur der Sache nach muß sich daher der Biograph Keller's auf eine ganz chronistische Erzählung und auf die klare, pietätvolle Anordnung jener Documente beschränken, welche zur Geschichte seines Lebens gehören. Und diese Methode hat Jakob Baechtold in dem jetzt erschienenen ersten Bande der Biographie

Keller's*) befolgt. Er handelte damit auch im Geiste des Dichters selbst, der Dichterbiographien keineswegs principiell ablehnte, wol aber die Arbeit des Historikers auf die streng sachliche Ergänzung und Erläuterung der mitzutheilenden lebensgeschichtlichen Quellen beschränkt wissen wollte.

So wahrhaft bescheiden nämlich Keller auch war, so ungern er sich zu Lebzeiten biographisch ausholen ließ, so lästig er alle jene Menschen empfand, die ihn aufsuchten, um ihn zu interviewen, oder die mit ihm verkehrten, um ihn persönlich zu studiren, Anekdoten über ihn zu sammeln und zu verbreiten, weil er sich dabei in der Naivetät seines Lebens gestört fühlte und weil ihm, dem Schwelger im Genuß seines Selbst, gleichwol schon von früh auf nichts unsympathischer als Eitelkeit und Selbstbespiegelung waren, die er im „Grünen Heinrich" genügend verlachte, so hatten ihn doch die edelste Pietät und ein wahrhaft dichterisches Festhalten an concrete Ueberbleibsel aus seinem bewegten Leben, sein eigener historischer Sinn veranlaßt, Briefe und Andenken von geliebten Persönlichkeiten, Tagebücher aus eigenen jungen Jahren u. dgl. m. sorgfältig aufzubewahren. Zunächst natürlich nicht um seinem künftigen Biographen in die Hände zu arbeiten, aber doch zu dessen Nutzen. Ganz gelegentlich, nur so scheu flüchtig, schamhaft beinahe wies er den ihm befreundeten Professor Baechtold auf diese Quellen seiner Geschichte hin, auf: „ein paar tausend Briefe und Papierfetzen" und ersuchte ihn einmal, sie nach seinem Tode „etwas in die Hand zu nehmen".

Wir finden dieses keusche Verhältniß Keller's zu seiner eigenen Biographie von wundersamer Schönheit. Jeder Dichter heutzutage, der es zu einigem Rufe gebracht hat, muß ja darauf gefaßt sein, früher oder später von einem stoffhungerigen Literarhistoriker aufgegriffen und nach allen Regeln der alleinseligmachenden historischen Methode secirt und wieder schön zusammengeleimt zu werden. Wie muß es einem solchen Manne zuweilen zu Muthe werden, wenn er in modernen literarhistorischen Werken die intimsten und für die Geschichte der Kunst zumeist wahrhaft gleichgültigen Geheimnisse des Privatlebens breit auseinandergesetzt sieht! Wenn ihm die Literaturgeschichte oft genug nur als Klatschgeschichte erscheinen muß, ob das Verhältniß Goethe's zu Friederiken sinnlich war oder nicht, ob Heine diese oder jene Cousine angebetet u. dgl. m. und den großen Männern jenes Recht geraubt wird, das wir allen unsern unberühmten Mitbürgern bereitwilligst zugestehen: das Recht des Privatgeheimnisses! Daher ist es begreiflich, daß viele angesehene Dichter von einer wahren Wuth gegen die pietätlosen Literarhistoriker erfüllt sind, und sich so zugeknöpft als nur möglich vor jedem etwas fremdern Menschen zeigen. Andererseits ist auch aus dieser modernen literarhistorischen Leidenschaft das Bestreben vieler anderer Dichter zu begreifen, durch eigene Niederschrift von Memoiren dem Vorwitz der Literarhistoriker zuvorzukommen und das Urtheil der Geschichte selbst vorher zu bestimmen.

An die Niederschrift von einzelnen Theilen seiner Lebenserinnerungen hat Gottfried Keller auch öfters gedacht, wie uns Baechtold versichert, aber dieser Plan wurde so wenig wie mancher andere, wie z. B. der zum zweiten Theile des „Martin Salander" ausgeführt, nur ein kleines Stück hat Keller einmal in der „Gegenwart" publicirt. Jakob Baechtold, dem nach dem Tode des Dichters dessen literarischer Nachlaß anvertraut wurde, hatte jene Uebelstände im heutigen Betriebe der Literaturgeschichte wol im Sinne, als er ihn zur Abfassung der Biographie studirte, und er schied alles aus, was ihm die Pietät für den Dichter unveröffentlicht zu lassen gebot. „Bei Veröffentlichung der getroffenen Auslese" — sagt Baechtold im Vorwort — „galt als Grundsatz, alles, was Bitterniß erregen könnte oder gleichgültige Dinge betrifft, wegzulassen. Wenn mich einer fragt, wer mir das Recht gebe, mich vor diese Schriftstücke hinzupflanzen und den Leuten zuzurufen: «Halt! Nur so viel als ich erlaube!», so antworte ich ihm einfach: der Tact, die Pietät". Und wir stimmen diesem, sonst so selbstverständlichen, nur heutzutage, wegen der Rücksichtslosigkeit vieler Historiker, wegen des Egoismus der Wissenschaft, besonders zu rechtfertigendem Entschlusse Baechtold's rückhaltlos bei. Die Wissenschaft hat auch noch sozusagen menschliche Pflichten. Der Historiker hat auch die Pflicht der Pietät und des Tactes, zumal da die Vergangenheit noch so nahe liegt.

Was nun der vorliegende erste Band der Keller-Biographie bietet, ist außerordentlich interessant, weniger als man glauben möchte vom Standpunkte der Bildungsgeschichte des Dichters, die wir ja schon kennen, sondern zumeist an sich, als dichterische Lebensäußerung, als geistvolle Aufzeichnung, als eine Niederschrift von solcher Schönheit, daß diese allein entzückt, gleichviel ob der Brief oder das Tagebuchblatt biographisch wichtig sind oder nicht. Darin liegt unseres Erachtens der eigenthümliche Werth dieses Buchs. Sobald man über die ersten Jugendjahre, über die münchener Zeit der materiellen Noth hinweggekommen ist, beginnt dieser selbständige Reiz der Aufzeichnungen. Es ist ja recht lehrreich und interessant zu erfahren, daß die merkwürdigsten Erfindungen des „Grünen Heinrich's", wie z. B. die des lügnerischen Knaben, dann jenes Freundes, der den naiven Heinrich mit gedankenreichen Briefen zur Bewunderung reizte und zur Nacheiferung anspornte, indeß ihr Text aus guten Schriftstellern gestohlen war, der Wirklichkeit entnommen sind; eine Antwort Keller's wird uns auch mitgetheilt, aus der sein Streben, würdig zu entgegnen, drollig erkennbar ist; es ist auch anziehend, die religiöse Entwickelung Keller's zu verfolgen, wie er sich schwer und langsam vom Glauben an Gott und Unsterblichkeit loslöst und unter dem Eindrucke der Vorlesungen Ludwig Feuerbach's in Heidelberg (1849) für dessen Weltanschauung gewonnen wird. Alles das und noch viel mehr ist biographisch sehr werth-

*) Gottfried Keller's Leben. Seine Briefe und Tagebücher von Jakob Baechtold. Erster Band: 1819—1850. Berlin, Hertz. 1894. 8. 6 M.

voll, wird aber von der Wirkung der Tagebuchblätter, in denen sich der Dichter in Betrachtungen über sich selbst und öffentliche Zustände ergeht, oder in denen er seine Träume aufzeichnet, weitaus übertroffen. Hier wird man gewahr, von welch elementarer Gewalt Keller's poetische Kraft war, die sich in ihm ohne sein Zuthun Bahn brach und ihm, ohne daß er es wollte, die Feder in die Hand drückte, um sich der Gesichte zu entladen, die ihn in den Nächten heimsuchten. Man gewinnt aber auch den Mann lieb, der sich in der größten Noth als ein tüchtiger Charakter bewährt und als ein wahrhaft edler Mensch im dunkeln Drange sich des rechten Wegs stets bewußt bleibt. Die trockene Mittheilung der Aufnahme, welche seine ersten poetischen Versuche bei den verständigsten Männern Zürichs und außerhalb fanden, genügt schon uns auch erkennen zu lassen, daß der junge Keller auch persönlich einen großen Zauber auf die Menschen ausüben konnte, wenn er einmal aufhörte, der formlose Bär, der stumme Tischnachbar zu sein, als das er allerdings zumeist erschien. Der Ernst und das hohe Streben seines Willens wurden schließlich doch erkannt, so daß er Helfer fand, die ihm eine gründliche wissenschaftliche Ausbildung möglich machten.

Auf alle diese Einzelheiten nunmehr einzugehen, würde uns zu weit führen; wir behalten uns dies und manches andere bis zur Besprechung des zweiten Bandes vor, auf dessen Inhalt von schönen Briefen Baechtold uns jetzt schon sehr gespannt macht. Soviel ist sicher, daß diese Briefe und Tagebücher Gottfried Keller's eine kostbare Bereicherung unserer Literatur bedeuten, deren wir uns sehr freuen dürfen.

Moritz Necker.

---

# Zur Colonialpolitik.

Aus drei Erdtheilen. Gesammelte Aufsätze von Dr. Karl Kaerger. Leipzig, C. L. Hirschfeld. 1893. Gr. 8. 3 M.

Der Verfasser des vorliegenden Buchs, Privatdocent an der landwirthschaftlichen Hochschule zu Berlin, ist auf sehr verschiedenen Gebieten der Wissenschaft und des praktischen Lebens zu Hause, und behandelt in seinen zahlreichen Schriften bald juristische, bald socialpolitische, bald wirthschaftliche, mit besonderer Vorliebe aber Colonisationsfragen. Mit seinen bisherigen Erfolgen beim Publikum unzufrieden, veranstaltet er in dem vorliegenden Bande eine Sammlung von vierzehn Aufsätzen, vielleicht der bekannten Sentenz Quintilian's gedenkend: Si singuli non valent, turba valet. Von der Richtigkeit seines Urtheils und von der Zweckmäßigkeit seiner Theorien wie seiner praktischen Vorschläge felsenfest überzeugt, benutzt er, da ihm der Nimbus der Autorität fehlt, der in Deutschland seiner Ansicht nach für einen Schriftsteller, um Beachtung zu finden, kaum entbehrlich ist, die bekannte Maxime der Reclame, um sich Gehör zu verschaffen, indem er seine Gedanken immer und immer wieder in der alten oder einer neuen Gestalt in die Welt hinausruft, in der Hoffnung, daß sie doch endlich ein kräftiges Echo in der öffentlichen Meinung hervorrufen würden. Zugleich verwahrt er sich aber aufs ernstlichste gegen den Vorwurf der Schriftstellereitelkeit als Grund dieser wiederholten Veröffentlichungen; nur die gute Sache, der er zu dienen bestrebt sei, will er dabei im Auge gehabt haben; er sei durchaus nicht Schriftsteller aus Neigung; als Ziel seines Lebens habe ihm stets eine praktische Thätigkeit zur Verwirklichung seiner vaterländischen Ideen vorgeschwebt.

Von den Aufsätzen der vorliegenden Sammlung sind nur sechs neu, während die acht übrigen schon in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht worden sind. Der Hauptzweck des Buchs ist, die colonialpolitischen Ideen zu entwickeln und zu verbreiten, die der Verfasser durch seine theoretischen Studien wie durch seinen Aufenthalt in Brasilien, Ostafrika und Kleinasien, und seine praktische Thätigkeit in den beiden letztgenannten Ländern gewonnen hat. Die übrigen Artikel sind, wie er offen gesteht, nur aufgenommen, um das ganze dem großen Publikum schmackhafter zu machen: sie sollen gleichsam die pikante Würze zu der in den colonialpolitischen Aufsätzen enthaltenen nahrhaften Speise bieten. Dazu sind sie in der That wolgeeignet. Gleich der erste des Buchs: die Schilderung einer Besteigung des Montblanc von Chamounix aus in einem Tage, einer gewaltigen Kraftprobe, zu der ihn „Thatendrang, Lust am Ungewöhnlichen und Strapazenliebe" (!) führten, und einer kaum minder mühseligen dreiundzwanzigstündigen Wanderung im Tropensande der ostafrikanischen Küste, nehmen unser Interesse durch die Großartigkeit der Leistung in Anspruch, die von großer physischer Ausdauer, noch mehr aber von großer Willenskraft Zeugniß ablegt. Auf die letztere Eigenschaft legt der Verfasser selbst den Hauptaccent und verherrlicht, ich möchte fast sagen, besingt, in begeisterten Tönen von diesem Standpunkte aus auch den Distanzritt zwischen Wien und Berlin als einen herrlichen Sieg der geistigen Willensenergie über die Schwäche des Körpers. „Als Uebermenschen (in Nietzsche's Sinne) haben sie sich gezeigt, die Sieger in dem Ritte. Wer es nicht glaubt von euch weisen Kritikern, Stubenhockern und Tintenkleckern, der gehe hin und versuche Aehnliches!"

Mehr ein Curiosum ist Kaerger's Philippika gegen die moderne männliche Gesellschaftstracht, in der er den prägnanten Ausdruck jener Weltanschauung erblickt, die seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts die Gemüther beherrsche, und deren sociales Ideal der abstracte Mensch

lediglich als Individuum, losgelöst von aller historischen Tradition wie aller gesellschaftlichen Bestimmtheit, sei.

Auf die Artikel über die brasilianische Revolution von 1889 und über die Wirkungen der Sklavenbefreiung in Brasilien können wir hier nicht näher eingehen. Charakteristisch ist des Verfassers Schlußurtheil über die dortigen Zustände. „Dem Lande fehlen zu seinem Gedeihen nur drei Dinge: Das Schwert des Lopez', der Korporalstock Friedrich Wilhelm's des Ersten, und der Krückstock des großen Friedrich's." Nur schade, daß wenigstens die beiden letztern in dem heutigen Brasilien unmöglich sind!

Wir kommen zum Kernpunkte der Schrift, den Artikeln über die Colonialfrage. Der Verfasser geht von der Ansicht aus, daß alle wirthschaftlichen Vorgänge und Ideen der Gegenwart auf die Schöpfung großer Wirthschaftseinheiten hindrängten. Als solche stellten sich zunächst „Groß-Rußland, Greater Britain und Panamerika" dar. Ihnen gegenüber müsse ein westeuropäischer Zollbund sich bilden, der die Zollschranken zwischen den einzelnen Staaten vollständig aufhebe. Diesem Bunde müsse die europäische Türkei angegliedert werden, indem man derselben Garantien gegen russisch-englische Uebergriffe biete. Dieser Zollbund müsse, um ein vollkommen sich selbst genügendes Wirthschaftsgebiet darzustellen, einen großen Theil von Afrika und Asien in sich einbeziehen. In der Verwirklichung dieser Idee erblickt er die Aussicht auf die höchste Blüte unserer überseeischen Colonien, auf eine Aussöhnung mit Frankreich, ja endlich auf die Lösung der socialen Frage, so weit uns solche überhaupt möglich sei. „Für die Zukunft Westeuropas ist die coloniale nichts Geringeres als die Existenzfrage."

Man sieht, das alles ist Zukunftsmusik. Als praktischer Politiker hingegen, als begeisterter Anhänger Bismarck's und Gegner „der liberalen Ideologen" hält es Kaerger mit dem conservativen „Autoritatismus" (!) im Gegensatz zu dem liberalen Individualismus, wenn er auch anerkennt, daß die starre und ausnahmslose Anwendung conservativer Principien auf die Colonialpolitik unter Umständen mehr Schaden als Nutzen stiften könne. Dem Reichstag möchte er möglichst geringen Einfluß auf die Regelung der colonialen Fragen gewähren. Seiner Ansicht nach sollte es ihm nur zustehen, ein Pauschquantum für das Colonialbudget zu bewilligen, während einem zu schaffenden Colonialamte mit einem Staatssecretär an der Spitze und dem Colonialrathe zur Seite die Vertheilung auf die einzelnen Etatsposten, sowie die alleinige Verfügung über die in den Colonien selbst aufgebrachten Mittel zukommen soll.

Für den künftigen höhern Colonialbeamten verlangt Kaerger eine sehr ausgiebige und gründliche Vorbereitung, nämlich außer der den Juristen bereits vorgeschriebenen eine einjährige im Erwerbsleben, und zwar in der Landwirthschaft sowol wie im Handel, und eine zweijährige als Referendar bei der Colonialabtheilung des auswärtigen Amtes. Nach Ablegung des zweiten Examens soll dann der Aspirant als „Colonialassessor" bei einem Consulate in einem überseeischen, nicht deutschen Gebiete arbeiten, ehe er auf Anstellung in den Colonien Anspruch erheben kann. Gewiß alles gut ausgedacht und zweckmäßig; nur ist sehr zu besorgen, daß sich unter diesen erschwerenden Bedingungen keine Candidaten finden würden.

Für unsere Schutzgebiete will der Verfasser vor allem eine einsichtige Wirthschafts-, nicht eine bloße Finanzpolitik, „keine doctrinäre" Vielregiererei in echt liberal-bureaukratischer Weise (doctrinärer Liberalismus und Bureaukratie sind ihm engverwandte Seelen), wie in den französischen Colonien, sondern eine Culturpolitik in großem Stile. Die Eingeborenen sollen dabei als „Culturkinder" gleich allen andern Kindern durch Zwang zur Freiheit erzogen werden, wobei dann freilich ein Verhältniß zu Tage kommt, das einem Helotenthum verzweifelt ähnlich sieht. Die Colonisation selbst soll von einer großen kapitalkräftigen Gesellschaft unternommen werden. Diese soll sich nicht, wie bisher, damit begnügen, das von ihr erworbene Land den Colonisten parzellenweise zu verkaufen: sie soll ihnen auch ihre Producte abnehmen, sie in marktfähigen Zustand bringen, nöthigenfalls industriell verarbeiten und auf den Weltmarkt werfen. Das soll in gleicher Weise für die Colonisation in Ländern unter fremder Souveränetät wie in unsern Schutzgebieten geschehen. In einigen von diesen, wie in Südwestafrika, hält Kaerger es für zweckmäßig, daß die Regierung selbst als Unternehmerin auftrete, Versuchsplantagen anlege und die Colonisten zunächst kostenfrei an Ort und Stelle befördere. Eine ausgiebige Schutzzollpolitik für die Colonie versteht sich von selbst. Dabei kargt der Verfasser nicht mit Rathschlägen im einzelnen bis auf die in den verschiedenen Gebieten vorzugsweise zu bauenden Gewächse.

Wir erlauben uns kein Urtheil darüber, inwieweit diese Rathschläge wie die colonialpolitischen Ideen des Verfassers zweckmäßig und durchführbar sind. Jedenfalls erscheinen sie zumeist reiflich erwogen, von einer festen Ueberzeugung getragen, zum Theil auf Erfahrung gestützt, methodisch und consequent durchgeführt. Ob der Verfasser dadurch bei den bisher der Colonialpolitik überhaupt feindlichen Parteien im Reichstage wie im Publikum viele Proselyten machen wird, bezweifeln wir; dagegen dürften seine Vorschläge in den maßgebenden Kreisen kaum unbeachtet bleiben.

Otto Speyer.

# Zur Kunde Italiens.

Land und Leute! Wie richtig diese Zusammenstellung, wie groß die Abhängigkeit jeder politischen und culturellen Entwickelung von der Natur des Landes ist, das ein Volk bewohnt, dafür gibt es wol kein deutlicheres Beispiel als die vergleichende Geschichtsbetrachtung der beiden Hauptvölker des classischen Alterthums. Die senkrechte und wagrechte Gliederung Griechenlands ist kraus und unregelmäßig, die Italiens im Vergleich dazu einheitlich: daher dort eine nie überwundene Zersplitterung aller Volkskräfte, hier eine imponirende Einheit, dort Griechen, hier nicht Lateiner, sondern Römer. Wir sprechen von griechischer Kunst, Literatur und Geschichte, aber nicht von einer lateinischen. In der Stärke liegt hierbei freilich auch eine große Schwäche, und umgekehrt. Die straffe, römische Zusammenfassung erstickt das individuelle Sonderleben, wie schon die lateinische Reichssprache die bunte Vielsprachigkeit Altitaliens vernichtet hat. In Hellas hingegen erblühte eben aus dem nationalen Unglück der Zerrissenheit der Reichthum individueller Culturschöpfungen, wie wiederum schon äußerlich sich darin zeigt, daß es eine wirklich allgemein und dauernd angenommene Schriftsprache dort niemals gegeben hat. Und weiter! Das griechische Land öffnet sich überwiegend gen Osten, Italien in seinen Haupttheilen schaut nach Westen. In einer einzigen großen Auseinandersetzung zwischen Europa und dem Morgenlande erschöpft sich deshalb die hellenische Geschichte, von den Perserkriegen an und früher bis auf Alexander's erhabene Mission. Aber die geographische Lage bedingte es mit Naturnothwendigkeit, daß das Erbe von Hellas aufgenommen ward und weitergegeben von Rom.

Es wäre noch mancherlei in demselben Sinne anzuführen. Doch soll hier nur hervorgehoben werden, daß solche Naturbedingungen begreiflicherweise bleibende sind und die Erkenntniß derselben ihren Werth behalten muß für das Verständniß aller folgenden geschichtlichen Perioden, auch der Gegenwart. Wer je in Italien anders gewandert ist, als der landläufige Gesellschaftsreisende oder combinirbare Rundpassagier, wer mit aufgeschlossenem historischen Sinne das herrliche Land nicht nur hat sehen, sondern verstehen lernen wollen, der weiß auch, ein wie nothwendiges Stück der Vorbereitung zur Reise das Studium der Landeskunde mindestens bis zu dem Grade ist, der dem Laien erreichbar wird. Gregorovius und Victor Hehn, namentlich aber der letztere mit seinem köstlichen Buche über Italien, haben sich nach dieser Seite hin viel Dank erworben, doch fehlte es recht sehr an einem knappen im engern Sinne fachmännischen Umriß der wissenschaftlichen Landeskunde Italiens, durch den die so lehrreiche Beobachtung der Zusammenhänge von Natur und Geistesleben kräftig auch bei nicht geographisch geschulten Reisenden gefördert werden konnte. Dieser sehr dankenswerthen Aufgabe hat sich jetzt der marburger Geograph Theobald Fischer unterzogen, der in einem Heftchen der bekannten Sammlung Virchow-von Holtzendorff-Wattenbach*) die Hauptpunkte seiner umfassenden Darstellung Italiens zu einer äußerst interessanten und lehrreichen länderkundlichen Skizze zusammenfaßt. Der Leser gewinnt sofort das wohlthuende Gefühl, daß er von der kundigsten Hand geführt ist, und daß diese bescheidene Zahl von Seiten ganze Berge jener Italienliteratur aufwiegt, die noch alljährlich gedeiht, wie die Pilze nach dem Regen.

In raschen und sichern Zügen wird die Bedeutung der Gesammtlage Italiens vorgeführt, einer Lage, die das Land zur Königin des Mittelmeeres macht. Den durchweg maritimen Charakter erkennen wir schon daraus, daß auch die meerfernsten Großstädte des Landes wie Mailand nicht weiter wie Hamburg von der Küste entfernt sind. Aber das Sein wird erst ganz verständlich durch die Erkenntniß des Werdens. Wir hören, Italien ist, entwickelungsgeschichtlich betrachtet, ein Neubau, während ein Uritalien (Tyrrhenis) nur in Trümmern noch stehen geblieben ist. Wichtige Thatsachen, wie der völlige Steinkohlenmangel des Landes, der für ein gerechtes Urtheil namentlich über die industriellen Verhältnisse so schwer ins Gewicht fällt, werden uns in diesem Zusammenhange erst auffällig und bedeutsam. Wir lernen, daß jene malerischen Felsnester, die der Reisende fast überall in Italien anstaunt, nicht nur der Furcht vor der Fieberluft des Thales, sondern auch der schwer zu bezwingenden Unbeständigkeit des lockern Bodens dieses Neulandes ihre Entstehung verdanken. Die Fruchtbarkeit der Lombardei wird uns durch ihre geologischen Verhältnisse verständlich. Vortrefflich ferner ist der Abschnitt über Klima und Pflanzenwelt, der auch besonders geeignet ist, allzu gespannte Erwartungen auf eine südliche Herrlichkeit herabzustimmen und vor der häßlichen Enttäuschung zu bewahren, die so viele aus dem gelobten Lande heimbringen. Bei den Bemerkungen über die Bevölkerung staunt man, wie noch immer die alten historischen Bedingungen lebendig sind: der Vorzug der italienischen Nation ist noch heute ihre Geschlossenheit und Einheitlichkeit. Von 33 Millionen wohnen noch nicht 7 Procent außer Landes, und nur 0,8 Procent der Bevölkerung sind Nicht-Italiener (gegen 25 Procent und 8 Procent in Deutschland!). Die Uebersicht über die wirthschaftlichen Verhältnisse wird gleichfalls dazu beitragen, Auge und Urtheil auf die fremdartigen Zustände vorzubereiten. Voran steht billig der Ackerbau, dem sich die Nation etwa zur Hälfte widmet. Seine Verschiedenheit von der in unserer deutschen Hei-

*) Italien. Eine länderkundliche Skizze. Von Th. Fischer. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, begründet von R. Virchow und Fr. von Holtzendorff, herausgegeben von R. Virchow und W. Wattenbach. Neue Folge. Achte Serie. Nr. 171.) Hamburg, Verlags-Anstalt und Druckerei. 1893. Gr. 8. 80 Pf.

mat üblichen Weise ist groß. Das Charakteristische ist auf der einen Seite die mehr gartenartige Weise der Bodenverwerthung, sodann auf der andern die Pacht- und Weidewirthschaft, jene unseligen Latifundien, über deren Oede noch heute derselbe Fluch zu schweben scheint, der einst in den Tagen der Graechen die Stürme der Revolution hat entfesseln helfen. In knappsten Zügen versteht es der Verfasser überall, ich möchte sagen ein physiologisches Verständniß für diese Verhältnisse in uns lebendig zu machen, wodurch das Charakteristische im Landschaftsbilde uns erst erschlossen wird. Die herrlichen, orangenschweren Terrassen am Hügelufer der südlichen Küste, die Bedeutung der reichentwickelten künstlichen Bewässerung — der Besitz einer mäßigen Quelle wirft hin und wieder eine Rente ab, die einem Familieneinkommen gleichwerthig ist! —, die Wüstenei der römischen Campagna, bei all diesen Dingen können wir zu dem daß nun auch das warum leicht und klar überblicken. Für Handel und Verkehr sind nicht weniger treffliche Uebersichten gegeben. Die Beschränkung des Bergbaues, von dem eigentlich nur der sicilische Schwefel in Betracht kommt, der völlige Kohlenmangel, die noch in der Entwickelung begriffenen Verkehrswege, alles ist auf das anschaulichste in ursächlichen Zusammenhang gebracht. Die Siedelungs- und Bevölkerungsverhältnisse rücken gleichfalls unter eine überraschende Beleuchtung. Der fast völlige Mangel an Dörfern und das auffällige Zusammenwohnen der Bevölkerung in Orten, die wir Städtchen und Städten gleichsetzen müssen, wird namentlich aus der unglückseligen Geschichte des Landes erklärt, dem, wie Filicaja klagt, das Schicksal das traurige Geschenk der Schönheit gemacht hat, ond' hai funesta dote d'infiniti guai! Durch Krieg und Seeraub hervorgerufene Unsicherheit war neben den mangelhaften Verkehrswegen der Hauptgrund jener Erscheinung. Wohlthuend ist endlich für jeden Freund und dankbaren Bewunderer des einzigen Landes der Nachweis, wie doch überall ein frisches, gesundes Leben in regster Thätigkeit vorwärtsdringt, alte Uebel überwindet, und von Tag zu Tag fortschreitet. Der Verfasser weiß von dieser Seite her uns Angehörige eines correcten Polizeistaates mit dem Optimismus zu versorgen, der manchen Italienpilgern so nöthig ist, damit sie in jener lockern und nicht pedantischen Welt gewisse Reiseunannehmlichkeiten mit guter Laune in den Kauf nehmen. Er zeigt uns nicht wenige Leistungen des jungen Staates, die unsere höchste Achtung verlangen. Besonders erkennen wir den Gegensatz zwischen absterbender Vergangenheit und frischem Neuaufblühen in den Städtebildern von Venedig und Genua. Ueberhaupt sind die knappen Bemerkungen Fischer's über die Bedeutung der großen Städte in Bezug auf ihre geographische Lage äußerst lehrreich. Welche Wichtigkeit Turin und Bologna haben, inwiefern Mailand ein italienisches Berlin genannt werden kann (es hat auch wie Berlin in den letzten dreißig Jahren seine Bevölkerung verdoppelt), das alles wird mit der größten Anschaulichkeit dargelegt. Wir glauben zuversichtlich, daß der Leser nicht ohne den lebhaftesten Dank für den Verfasser dies nützliche Schriftchen aus der Hand legen wird.

Otto Immisch.

---

# Dramaturgische Schriften.

1. Deutsche Nationalbühne. Mittheilungen der „Allgemeinen Deutschen Bühnengesellschaft" unter Mitwirkung von Heinrich Hart, Dr. Karl Lamprecht, Adolf Grafen von Westarp. Herausgegeben von Dr. Hermann Schreyer. Erstes und zweites Heft. Leipzig, G. Kreysing. 1893. Gr. 8. Jedes Heft 1 M.
2. Zum Streit um die Bühne. Von Fritz Mauthner. Der Deutschen Schriften für Literatur und Kunst, herausgegeben von Eugen Wolff, zweite Reihe, fünftes Heft. Kiel, Lipsius u. Tischer. 1893. Gr. 8. 1 M.
3. Im neuen Burgtheater. Kritische Streiflichter. Zweite Auflage. Leipzig, Literarische Anstalt (Aug. Schulze). 1893. Gr. 8. 60 Pf.
4. Gesammelte Aufsätze zur Bühnengeschichte. Von Gisbert Freiherrn von Vincke. (Der theatergeschichtlichen Forschungen, herausgegeben von Berth. Litzmann, zweites Heft.) Hamburg, L. Voß. 1893. Gr. 8. 5 M.

Die Klagen über den Niedergang unseres Bühnenwesens sind in den letzten Jahren von so vielen und den berufensten Seiten und mit solchem Nachdruck erhoben worden, und trotz so mancher Versuche, ihnen hier und da abzuhelfen, nicht wieder verstummt, daß alle, denen die Berechtigung dieser Klagen außer Zweifel steht, die stärkste Neigung haben werden, einem Beginnen ihre lebhaften Sympathien entgegenzubringen, das bezweckt dem Uebel an der Wurzel zu begegnen. Träger dieses wohlgemeinten Unternehmens ist die Allgemeine Deutsche Bühnengesellschaft, die, im Frühjahr dieses Jahres begründet, in einer zunächst in zwangloser Reihenfolge erscheinenden Zeitschrift, der Deutschen Nationalbühne ein Organ geschaffen hat, um für ihre Bestrebungen Propaganda zu machen und die zur Mitwirkung gewillten und berufenen Kräfte um ihr Banner zu sammeln.

Aus der Namensliste der Gründer einige der bekanntesten herausgreifen, heißt das persönliche Fundament des Unternehmens kennzeichnen. Wir finden da vor allem Männer der Wissenschaft und der schöngeistigen Literatur. Neben die durch ihre kritische Thätigkeit um das berliner Bühnenwesen verdienten Gebrüder Hart treten da der Schröder-Biograph Berthold Litzmann, und der als Verfasser von classicistischen Dramen bekannte Prof. Dr. H. Schreyer-Pforta und A. Trümpelmann, der Verfasser eines Lutherfestspiels. Ferner begegnen wir Prof. Dr. Max Heinze, Prof. Dr. Karl Lamprecht und einem —

Theaterdirector, Max Martersteig-Riga —, zum Beweise dafür, daß es auch unter den Saulis noch Pauli gibt. Blumenthal und L'Arrouge fehlen, auch der französelnde Lautenberger, nicht minder alle Theaterintendanten, von den Grafen bis zu den schlichten Herren ohne von und zu — sie haben mit Theaterreformen nichts zu thun, und würden auch, wie die Dinge liegen, dem jungen Unternehmen nur schaden. Dafür haben sich nach der ersten, am 2. Juli in Leipzig abgehaltenen Versammlung des vorläufigen Ausschusses des Vereins den Unterzeichnern des Aufrufes noch einige Namen von gutem Klang beigesellt, so der österreichische Abgeordnete Freiherr von Dumreicher, Friedr. Spielhagen und Wildenbruch, Rosegger und auch Namen von Männern, die nur Neigung in den Dienst der löblichen Sache geleitet haben kann. Möchte die Reihe dieser Namen noch um ein bedeutendes wachsen! Da es hier nicht gilt, die Geschichte der jungen Bühnengesellschaft zu schreiben, genügt es auf das Programm der Gesellschaft hinzuweisen, das M. Martersteig im zweiten Heft der Deutschen Nationalbühne erläutert hat. „Alle, denen die Hebung der deutschen Bühne als einer wichtigen Pflegestätte der Herzens- und Geistesbildung unseres Volkes Bedürfniß und Wunsch ist, treten zu einem Verein: «Allgemeine Deutsche Bühnengesellschaft» zusammen. Der Zweck des Vereins ist, im Deutschen Reiche und überall (!) unter Deutschen die allgemeinen wie die örtlichen Interessen der dramatischen Kunst zu fördern. Die Organisation der Vereine soll so gegliedert werden, daß in einem Ausschuß das Haupt und die Centralstelle aller nothwendigen Reformen, in zu bildenden Zweigvereinen aber ausführende Glieder gewonnen werden, die für ihre örtlichen Angelegenheiten die möglichste Selbständigkeit behalten sollen. Als Stätte echter Kunst soll das Theater nur Werken zugänglich sein, welche einen unserer nationalen Entwickelung auf religiösem oder weltlichem Gebiete fördersamen Gedanken zum Ausdruck bringen. Jeder politische, kirchliche oder sociale Parteistandpunkt soll dabei Geltung erlangen können, der Frivolität aber in der Kunst wird der Krieg erklärt. In dieses zu befehdende Gebiet bezieht das Programm auch den «der tiefern künstlerischen Idee baren Naturalismus» ein; es läßt dagegen dem «menschlich Großen auch fremder Kunst» sein Recht werden. Als Ideal einer echten Kunststätte soll ein deutsches Schauspielhaus geschaffen werden, und zwar wie in einem Aufsatz des ersten Heftes der Deutschen Nationalbühne ausgeführt wird, in der Nähe von Eisenach nach dem Muster des Bayreuther Wagner-Theaters. Aber auch an andern Orten soll «der Segen einer möglichst hohen künstlerischen Bildung» dem weitern Publikum, namentlich dem weniger bemittelten zugute kommen.

Die Hauptursache des Niederganges des Theaters erblickt die «Allgemeine Deutsche Bühnengesellschaft» in der wirthschaftlichen Noth des Theaters, welche wiederum «der ursächlichen und unzureichenden Auffassung des Verhältnisses vom Theater zu Staat und Gesellschaft entspringt, wie es in unserer Reichsgesetzgebung und ihrer Handhabung zum Ausdruck gelangt». Diese schädigende Auffassung erblickt der Verein zunächst in der Thatsache, daß das Theater überhaupt in den Bereich der Gewerbeordnung einbezogen ist. Er wünscht daher das Theater denselben Gesichtspunkten und staatlichen Schutzmaßregeln unterstellt zu sehen, nach denen die Angelegenheiten des Unterrichts, der Rechts- und Gesundheitspflege u. dgl. m. behandelt werden. Die deutlichste Fassung der Wünsche des Vereins in dieser Beziehung findet sich in folgender Eingabe, welche an den Reichstag abgegeben werden soll:

Die Gesetzgebung hat zwar in dankenswerther Weise durch Einführung völliger Betriebsfreiheit versucht, das höhere künstlerische Interesse des Theaters zu fördern, und hat zu diesem Zweck die Theater in bevorzugender Weise von den Einschränkungen ähnlicher, nur Gewinn suchender und kein höheres Interesse verfolgender Unternehmungen geschieden. Diese Maßnahmen sind jedoch aller Erfahrung nach keineswegs zur Besserung der Verhältnisse im Sinne der Kunst, sondern durch einen jedes Maß überschreitenden Wettbewerb in das platte Gegentheil einer vollen Geschmacksniederlage und betrübenden wirthschaftlichen Nothstandes ausgeschlagen. In der That hat sich herausgestellt, daß der § 32 der Gewerbeordnung, der die Ertheilung der Erlaubniß zu Schauspielunternehmungen nur an persönliche Bedingungen, in keiner Weise jedoch an eine Bedürfnißfrage knüpft, welche das wirthschaftliche und künstlerische Gedeihen solcher Unternehmungen im Sinne des öffentlichen Wohls ins Auge faßte, den wohlwollenden Absichten der Gesetzgebung nicht entsprach. Es hat sich auch herausgestellt, daß die zur Handhabung dieses Gesetzes berufenen Behörden zumeist nur eine ungenügende Beherrschung der bei Kunstangelegenheiten auftretenden Fragen besitzen. Deshalb strebt der Verein an, daß fürderhin die Ertheilung der Erlaubniß zum Betrieb eines Theaters von der Bedürfnißfrage in oben entwickeltem Sinne abhängig zu machen sei; daß die gesetzliche Ueberwachung des Theaters den allgemeinen Polizeibehörden entzogen und besondern, aus Sachverständigen gebildeten oder durch solche ergänzten Behörden, mit einer die höchste Instanz bildenden Reichsbehörde für Theater und dramatische Kunst (letztere Behörde mit einer Spitze von praktischer Fachkenntniß und ästhetischer Bildung) unterstellt werden; daß endlich die in § 32 der Gewerbeordnung geforderte Zuverlässigkeit der Erlaubnißansuchenden in sittlicher, artistischer und finanzieller Hinsicht strenger und sachlicher geprüft werde, als bisher. In diesen Punkten: gesetzliche Regelung der Bedürfnißfrage; Umgestaltung der entscheidenden Behörden; erhöhte Ansprüche an die Zuverlässigkeit der Theaterunternehmer stellt der Verein seine Hauptforderungen auf.

Eine ganz besonders wirksame Hülfe würde den Bestrebungen der Allgemeinen Deutschen Bühnengesellschaft zu statten kommen, falls es ihm gelingen sollte, die ferner von ihm geforderte strengere Prüfung der Bedürfnißfrage bei Gründung von Unternehmungen zur öffentlichen Unterhaltung zu erwirken, bei denen ein höheres künstlerisches Interesse nicht in Betracht kommt. Die verhängnißvolle Concurrenz von niedern Schaustellungen muß allerdings mit allen Mitteln bekämpft werden. Das jetzt an den meisten Stadttheatern bestehende Verpachtsystem soll entweder durch Uebernahme dieser Bühnen in städtische Regie ganz beseitigt oder doch dahin eingeschränkt werden, daß sich die Gemeindebehörden einen entscheidenden Einfluß auf die künstlerische Leitung wahren. Um das Kunst-

interesse in die weitesten Kreise zu tragen, sollen allenthalben Volksbühnenvereine begründet werden und zwar derart, daß sie (durch Verträge) mit den Leitern bestehender Bühnen jährlich über eine bestimmte Zahl von Vorstellungen an Sonntagnachmittagen zu verfügen haben, zu denen Karten an die Mitglieder des Vereins vertheilt werden. Die Kosten dieser Unternehmungen sollen aus geringfügigen Beiträgen der Mitglieder und aus Zuschüssen der Centralvereine gewonnen werden. Auch will der Verein versuchen, zu den bestehenden Bühnen in ein Verhältniß der künstlerischen und wol auch materiellen Förderung zu treten. Die Ideen des Vereins zu verbreiten ist die Zeitschrift: „Deutsche Nationalbühne" berufen. Die Bestrebungen des Vereins, dessen sachlichen Zielen man selbst bei Zweifeln über die Formen die lebhafte Theilnahme nicht versagen können wird, sind in diesem Programm so deutlich dargestellt, daß auf den sonstigen Inhalt der Zeitschrift einzugehen wenig Zweck hat. Es genügt zu bemerken, daß die Beiträge ohne Ausnahme geeignet sind, dem Vereine Freunde zu erwerben. Möge das mit so vielen Hoffnungen begonnene mühevolle Werk mit Kraft und Ausdauer fortgeführt werden.

Eine unbeabsichtigte Rechtfertigung finden die Bestrebungen der Allgemeinen Deutschen Bühnengesellschaft in einer Sammlung von Kritiken der hervorragendsten im Jahre 1892 in Berlin gegebenen neuen Dramen, welche Fritz Mauthner unter dem Titel: „Zum Streit um die Bühne (Nr. 2). Ein berliner Tagebuch, herausgegeben hat. Eine Rechtfertigung, sagen wir, und eine beachtenswerthe Ergänzung. Die Besprechung von Dramen naturalistischer und idealistischer Richtung ergibt zunächst, daß die Bühnen nur einen verschwindend geringen Procentsatz dessen aufführen, was wenigstens eines theatralischen Versuchs fähig und würdig wäre; sie lenkt ferner den Blick auf die Frage nach den Dichtern, die bei der Frage einer Theaterreform doch in erster Reihe in Betracht kommen. Mauthner befleißigt sich der Unparteilichkeit, aber die kritische Begabung zeigt sich stärker als die Kunst positives, aufbauendes und förderndes zu geben. Das Endergebniß der Besprechungen, die Werken von Hopfen, Hauptmann, Heyse, Bahr, Strindberg, Wildenbruch, Tempeltey, Guisson und Denier gelten, ist denn auch kaum mehr als der Entschluß zwischen dem Heerlager der Jungen und Alten parteilos auszuhalten, bis der Dramatiker der Zukunft auftaucht. Seine Heimat sucht Mauthner im Lager der Linken, zu dessen Gunsten sich der berliner Geschmack mehr und mehr gewandelt habe. Die Forderungen Mauthner's lauten: moderne Stücke, moderne Schauspieler, modernes Publikum. Unter modern aber versteht er schließlich weiter nichts als einen gesunden, lebenskräftigen Realismus. Dichter und Schauspieler sollen Menschen darstellen und das Publikum soll von beiden Menschen fordern. Da der gedankenlose Genußmensch diese Forderung nicht theilen wird, ist er aus dem Theater zu entfernen (!) und statt seiner jeder hineinzurufen, der „aus dem Volke reif ist für das Drama der Zukunft". Wenn auch dieses Ergebniß von fast funfzig Druckseiten nicht besonders neu und klar gefaßt ist, so dient es doch in seiner Weise dazu, den Bestrebungen nach einer Theaterreform den Boden zu bereiten.

Reformen heischt auch der ungenannte Verfasser der Broschüre: „Im neuen Burgtheater" (Nr. 3), zwar zunächst nur für das in dem Titel gekennzeichnete engere Gebiet, aber doch in Anbetracht des weitreichenden Einflusses dieses Gebietes auch für das gesammte Theater. Denn die Frage, welche hier aufgeworfen wird, die Stellung der Bühne zu den Werken der realistischen Richtung geht jede Bühne, auch die erst geplante der vereinigten Theaterreformer an. Leider stellt sich der Verfasser der genannten Schrift nicht auf den Standpunkt der Unparteilichkeit, denn für ihn ist der moderne Realismus in der Hauptsache nur eine Kunstverirrung, während ihm die Erzeugnisse der nervös überreizten und ungesunden Phantasie von Richard Voß sehr hoch zu stehen scheinen. Wir theilen diesen Standpunkt ganz und gar nicht, und können auch nicht ohne weiteres in die bewegte Klage darüber einstimmen, daß die Bühne sich in den Dienst der socialen Frage und der Wissenschaft gestellt hat. Die einzige, zunächst vorhandene Waffe aus dem Rüstsaal der Gegenwart gegen das von dem ungenannten Verfasser selbst beklagte Ueberhandnehmen der seichten Schaulust liegt in der Förderung der ernstern Richtung auf der Bühne, die eben, weil sie ernste Ziele verfolgt, die Fragen behandeln muß, welche das Volk am nachhaltigsten beschäftigen, d. h. die Fragen der Gesellschaft und mit Auswahl auch der Wissenschaft. Bis zu einem gewissen Grade wird das in der Schrift auch eingeräumt. In der Hauptsache aber beklagt der Verfasser doch das Vordringen dieser Richtung als wenn nicht kunstfreundlich, so doch kunstgefährdend. Der neuen Leitung des Burgtheaters wird nun der Vorwurf gemacht, dieser Richtung zu viel Spielraum vergönnt, und die Bühne durch gewagte Experimente entweiht zu haben. Soweit die Kritik sich speciell auf den Spielplan der genannten wiener Bühne bezieht, mag sie viel zutreffendes enthalten. Denn gewiß darf eine Hofbühne ihr für den Geschmack der Menge oft so bedeutsames Ansehen nicht durch Wagnisse, die des dauernden Erfolges nicht fähig erscheinen, ins Wanken bringen und sie hat deshalb, aus künstlerischen Rücksichten, ihre Auswahl sorgfältiger und vorsichtiger zu treffen, als jede andere Bühne. Vollen Beifall wird man den Ausführungen der Schrift schenken müssen, die Stätigkeit und Folgerichtigkeit in der Wahl nicht nur der neuen Stücke, sondern auch in ihrer Erhaltung auf dem Spielplan, selbst trotz zunächst ungünstigen Erfolges, fordern. Hier wird mit Recht der Grundsatz aufgestellt, daß ein vornehmes Kunstinstitut bestrebt sein müsse, die von ihm verfochtenen künstlerischen Anschauungen auch gegen die Gunst oder Ungunst der Masse, und ohne Rücksicht auf den Kassenertrag zu behaupten.

Wer sich für die besondere Kritik der Bühnenleitung Dr. Burkhart's interessirt, wird selbst zu der Schrift

greifen müssen. Von allgemeinerm Interesse ist wol nur noch die Klage, die an so vielen Orten Wiederhall finden dürfte, daß das Stammpublikum auch des Burgtheaters fast ausschließlich aus jenen reichen, sehr beschäftigten und sehr blasirten Leuten sich zusammensetzt, denen zum künstlerischen Genusse und zur Beurtheilung der künstlerischen Leistung die wichtigste Grundbedingung fehlt: das Interesse. Angesichts dieser fast überall sich wiederholenden traurigen Verhältnisse verdient das volksthümliche, durchaus im Sinne einer vernünftigen Theaterreform liegende Unternehmen die vollste Beachtung: die classischen Nachmittagsvorstellungen, die bisher bereits ihren Zweck, das Publikum des Burgtheaters zu verändern, und ein für die Schätze der classischen Literatur empfängliches Publikum zu sammeln, durchaus erfüllt haben. Wir stimmen dem ungenannten Verfasser völlig zu, wenn er in diesem Unternehmen den bedeutendsten Schritt für ein neues Gedeihen des Burgtheaters begrüßt, und wünschen nur, daß dieses Unternehmen allenthalben Nachahmung finden möge.

Zum Schlusse verbleibt uns noch ein theatergeschichtliches Werk zu besprechen, die „Gesammelten Aufsätze zur Bühnengeschichte" von dem am 2. Februar 1892 verschiedenen Gisbert Freiherrn von Vincke (Nr. 4). Sie sind von Berthold Litzmann im zweiten Bande der von ihm geleiteten Theatergeschichtlichen Forschungen herausgegeben. Die Aufsätze sind zum größten Theile früher in verschiedenen Bänden des Shakespeare-Jahrbuchs und in andern Zeitschriften erschienen und von dort aus den Forschern bekannt. Dennoch erscheint ihre Sammlung gerechtfertigt durch den feinen künstlerischen Geist wie auch durch die strenge Wissenschaftlichkeit, welche die bühnengeschichtlichen Studien auszeichnet. Was uns fehlt zur deutschen Bühnengeschichte, das hat Vincke scharf erkannt und in einen der Sammlung vorausgestellten Aufsatz ausgesprochen; es ist nicht nur eine zuverlässige allgemeine Geschichte des deutschen Bühnenwesens, es sind auch noch eine ganze Reihe grundlegender Arbeiten über einzelne Bühnen und einzelne Schauspieler. Selbst was in letzterer Richtung bereits geschehen ist, ist in seiner großen Mehrheit nicht mehr als Actenmaterial oder sonstiger Stoff in rohester Form. Der Aufgabe, die Beziehungen der hervorragendsten Schauspieler zu den literarischen Fragen und Bewegungen der Zeit offen zu legen, ist in den wenigsten Fällen auch nur einigermaßen entsprochen. Zur Methode solcher bühnengeschichtlichen und literargeschichtlichen Arbeiten hat Vincke in den folgenden Aufsätzen eine Zahl anregender Beispiele geliefert. So in dem Aufsatz über Friedrich Ludwig Schröder, den deutschen Shakespeare-Begründer. Hier wird in der Auswahl und in dem Erfolg der ausgewählten Stücke des Dichters ein deutlicher Hinweis nicht nur auf das künstlerische Verständniß des Auswählenden, sondern auch auf den öffentlichen Geschmack der Zeit gegeben. Besonders bezeichnend erscheinen die Umarbeitungen, durch welche die Originale dem Empfinden der Zuschauer angepaßt wurden, so die Herbeiführung eines versöhnenden Endes im Hamlet, und gar im Othello, an dessen Schluß Othello und Desdemona wieder zusammengeführt werden. Auch am Ende des Lear duldete die Empfindsamkeit der Zeit nicht den unschuldigen Tod Cordelia's; Lear stirbt, als er die ohnmächtige Tochter für todt hält, aber diese bleibt am Leben. In kaum drei Jahren (1776 bis 1779) brachte Schröder acht Shakespeare-Stücke auf die Bühne, denen er nach langjähriger Pause noch zwei folgen ließ. Es verdient Beachtung, daß unter diesen auch eine Bearbeitung des jetzt so selten gegebenen Cymbelin unter dem Titel: Imogen sich befand. Ein anschauliches und lehrreiches Bild dreier Heroen der deutschen Schauspielkunst, der Freunde Beil, Iffland und Beck entwirft der Aufsatz: Drei Mannheimer Schauspieler vor hundert Jahren, der durch den folgenden: Schröder's und Iffland's vornehmer Anstand auf der Bühne, ergänzt wird. Nicht ohne schönen Erfolg ist hier der Versuch gemacht, von der flüchtigen Kunst der Helden ein bleibendes und lebendiges Bild zu geben. Bühnen- und Literaturgeschichte begegnen sich in dem über den Gegenstand vortrefflich orientirenden Studien zur Geschichte der deutschen Shakespeare-Uebersetzung und Bühnenbearbeitung, für welche beachtenswerthe Gesichtspunkte aufgestellt werden. Vincke vertritt die Ansicht, daß Stücke von reichem dramatischen Leben, dichterischer Schönheit und tiefem Gehalt, die in wesentlichen Punkten unsern Empfindungen allzu stark widerstreben, nur durch eine Bearbeitung bühnengerecht werden können, welche theilweise bis zur Umarbeitung gehen müsse. Den beiden allgemeinen Studien über Shakespeare in Deutschland folgen besondere über die Veroneser, über Schiller als Shakespeare-Bearbeiter, über: Wie es Euch gefällt, während eine Reihe anderer Aufsätze unter fortlaufender Berücksichtigung der Schauspielkunst von Garrick bis auf Henry Irving die Geschichte Shakespeare's in England in anregender Form behandeln. Besonderes Interesse beanspruchen endlich die Studien über Sheridan's Lästerschule seit hundert Jahren, und über spanische Schauspiele in Deutschland; in letztern wird die verwickelte Geschichte eines noch jetzt auf dem Spielplan unserer Bühnen einen Ehrenplatz behauptenden Lustspiels: Moreto's „Donna Diana" erzählt. Die Theatergeschichtlichen Forschungen bieten in Vincke's Gesammelten Aufsätzen einen Band dar, der auch über die Kreise der Fachleute hinaus lebhaftes Interesse zu erwecken geeignet ist.

Leonhard Lier.

# Neue Romane.

1. Unter den Dolomiten. Von Konrad Telmann. Leipzig, C. Reißner. 1893. Gr. 16. 7 M.
2. Reich werden. Von C. Karlweiß. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1894. 8. 4 M.
3. Heitere Erzählungen. Von Karl von Heigel. Berlin, Gebr. Paetel. 1893. 8. 4 M.
4. Erinnerungen von Ludolf Urslen dem Jüngern. Von Ricarda Huch. Berlin, W. Hertz. 1893. 8. 4 M.
5. Am Hofe zu Mailand. Eine Geschichte aus der Renaissancezeit von Georg Vormann. Berlin, Gebr. Paetel. 1893. 8. 4 M.
6. Kloster Lugau. Von Wilhelm Raabe. Berlin, O. Janke. 1893. 8. 6 M.
7. Roderich Klinghart. Eine Abenteurergeschichte von ***. Zweite (Titel-)Auflage. Leipzig, C. Reißner. 1893. 8. 3 M.
8. Aus deutschem Hause. Von A. Freese. Zweite (Titel-) Auflage. Jena, Costenoble. 1893. 8. 3 M.

Konrad Telmann führt uns in seinem neuesten Roman „Unter den Dolomiten" (Nr. 1) eine Reihe tief ergreifender Menschenschicksale vor. Freilich ist das Buch nicht für katholische Leser bestimmt, denn die Schilderung, wie ein im Banne des Klosterlebens aufgewachsener Mönch zum Zweifler und schließlich zum Abtrünnigen wird, athmet einen glühenden Haß gegen die katholische Kirche. Man mag sich zu den religiösen Fragen, die der Dichter behandelt, stellen wie man will, von Anfang bis zu Ende wird unsere Theilnahme erregt, und wahrhaft erschütternd wirkt die Tragik der Conflicte, die aus dem Gegensatze zwischen geschriebenem Recht und natürlichem, menschlichem Empfinden, zwischen Dogma und Verstand und Gewissen entspringen. Mit besonderer Kunst ist die Gestalt des Mönchs gezeichnet, der die große Wandlung durchmacht, bis er sich zu einer neuen Religion der Wahrheit bekennt. Vortrefflich ist ferner die Charakteristik der Gräfin Donata, die mit allen Mitteln der List und Gewalt zum Katholicismus bekehrt werden soll. Nur ihr Ende ist befremdlich; konnte uns der Dichter diese Wendung zur begehrlichen Liebe nicht ersparen? Wir müssen es uns versagen, auf die übrigen Charaktere einzugehen; sie stehen alle lebenswahr und lebenswarm vor uns, die verschiedenen Typen der weltfremden Bergeinsamkeit, die beiden Pfarrer, die seit Jahrzehnten in dieser Wildniß „vegetiren", die bigotte Gräfin, die Müllersleute u. a. Zu diesen Vorzügen kommt die Kunst, mit der der Dichter die Schönheit der Hochgebirgswelt zu schildern weiß. Für alle Stimmungen findet er die geeigneten Töne, und in der Schilderung des Hochwassers im letzten Theile des Romans erreicht diese Darstellung ihren Höhepunkt.

Aus dem Gebirge in das Leben und Treiben der Großstadt, in die wilde Jagd nach Reichthum. Schon einmal hat C. Karlweiß dieses Thema berührt, in diesem neuen wiener Roman (Nr. 2) macht er es zum Mittelpunkt seiner Darstellung. Auch Karlweiß versteht es, zu fesseln, auch er weiß lebendige, packende Bilder vor uns zu entrollen. In einem Punkte freilich ist er gegen Telmann im Nachtheil, dem Helden selbst, der um jeden Preis reich werden will, der sein Weib mishandelt und hintergeht, seine Kinder vernachlässigt, den Freund um seinen Antheil am Gewinn schnöde betrügt, mit der Frau des andern Freundes, dem er unendlichen Dank schuldet, ein Liebesverhältniß anknüpft — diesem Helden können wir keine Sympathie abgewinnen, so consequent auch die Charakterzeichnung ist. Um so mehr erregt die Frau dieses kalten, gewissenlosen Egoisten unsere Theilnahme. Sie ist die Tochter einer Wäscherin, und durch eine Studentenliebschaft zu ihrem Manne gekommen. Glücklich und frohgemuth in der Armuth, unglücklich und gedrückt im Glanz und Reichthum, ist sie eine Heldin bei der Katastrophe. Auch die übrigen Personen sind scharf umrissen gezeichnet, der bequeme gutmüthige Reinwald, seine erzkokette Frau, die biedere Wäscherin Frau Raudaschl, der edle betrogene Freund Litzl, der am Ende in erschütternder Weise die Nemesis darstellt. An feinen Einzelheiten der Motivirung und Charakterzeichnung fehlt es nicht.

Ganz anderer Art sind die drei „heitern" Geschichten von Karl von Heigel (Nr. 3). Der Verfasser will uns nicht erschüttern, will nicht schwierige, sociale und religiöse Probleme lösen, sondern er will uns unterhalten und erfreuen, und das gelingt ihm vortrefflich. Daß sich Darstellung und Sprache über die übliche Unterhaltungslektüre erhebt, braucht bei einem Erzähler von Heigel's Range kaum erwähnt zu werden. Das liebenswürdige Buch sei also dringend empfohlen; die heitern Geschichten eignen sich auch sehr gut zum Vorlesen.

Dem Buche „Erinnerungen von Ludolf Urslen dem Jüngern" der Ricarda Huch (Nr. 4) gegenüber befinde ich mich einigermaßen in Verlegenheit. Trotz großer Breite fesselt diese Geschichte, ja sie gewinnt stellenweise dramatische Spannung; der Verfasser bekundet scharfe Beobachtungsgabe, die sich in der Charakterschilderung und der liebevollen oft sinnigen Kleinmalerei bekundet — aber die ganze Geschichte hat kaum eine Spur von Wahrscheinlichkeit. So besteht z. B. der Erzähler, ohne juristische Collegien besucht zu haben, ohne irgendetwas gearbeitet zu haben, sein Staatsexamen in Ehren und nimmt dann eine einträgliche Stellung in seiner Vaterstadt ein. Viel Mühe mag ihm diese Stellung auch nicht verursachen, wenigstens läßt sie ihm unendlich viel freie Zeit. In dieser naiven Weise geht es fort. Auch sonst fehlt es nicht an Uebertreibungen und Inconsequenzen. Die Sprache ist sehr ungleich, im allgemeinen flüssig und gewandt, reich an Bildern und Vergleichen. Nicht selten freilich sind die Vergleiche gesucht, ja geschmacklos; es fehlt nicht an Nachlässigkeiten, die zuweilen geradezu das Verständniß erschweren. Der Satz könnte sorgfältiger sein; man liest wiederholt „im" statt „ihm", „das" statt „daß", „war" statt „wahr"; bei andern Fehlern schwankt man, ob man sie noch dem Setzer schuldgeben darf.

Wie rein und vornehm ist dagegen die Sprache in dem Romane „Am Hofe zu Mailand" von Georg Bormann (Nr. 5). Es ist ein wahres Vergnügen, sich dem Zauber seiner Rede zu überlassen. Das Buch athmet den Geist Konrad Ferdinand Meyer's, ohne eine Nachahmung zu sein. In glänzenden Farben malt der geistvolle Verfasser das Leben in Mailand gegen das Ende des 15. Jahrhunderts und steigert unser Interesse, indem er Lionardo da Vinci in den Mittelpunkt seiner Erzählung stellt. Von einem bewegten politischen Hintergrunde mit Hofintriguen, Verrath und Meuchelmord hebt sich die Gestalt des großen Künstlers wirksam ab. Wir nehmen Antheil an seinem Ringen nach Vollendung, seinen innern Kämpfen und Zweifeln, und an seiner unglücklichen Liebe zur schönen Margherita.

Als eben dieser Aufsatz seinen Abschluß finden sollte, erschien noch Wilhelm Raabe's neuer Roman „Kloster Lugau" (Nr. 6), den die „Romanzeitung" zuerst veröffentlicht hat, in Buchform. Er sei den Freunden des Dichters dringend empfohlen, denn er zeigt den großen Humoristen auf der Höhe seines Schaffens. Den Schauplatz bilden die Universitätskreise Wittenbergs und das Damenstift Kloster Lugau im Harz, das sich der geneigte Leser selbst suchen mag. Im Mittelpunkte der Erzählung steht die kleine Professorstochter Eva Kleynkauer, die von ihrem Bräutigam, dem erbärmlichen Streber Dr. Eckbert Scriewer, befreit wird, um einem verdienten Glück an der Seite des biedern schwäbischen Doctors entgegenzugehen. Um dieses Kleeblatt gruppiren sich echt Raabe'sche Gestalten, wie die treffliche Tante Euphrosyne, der gute Engel der lieblichen Eva, ein Prachtexemplar aus der Raabe-Galerie, das Liebespaar Horatio-Ophelia, die Damen des Stifts, die Typen aus den Professorenkreisen, der treue Diener Maurert. Seine Geschicklichkeit, charakterische Briefe zu schreiben, bewährt der Dichter in diesem Werke ganz besonders. Dem Romane verschlingenden Dutzendleser werden diese zuweilen etwas langathmigen Episteln nicht immer behagen, dem Freunde der Raabe'schen Muse um so mehr.

Kurze Erwähnung mögen schließlich noch finden zwei Bücher, die in zweiter Auflage erschienen sind.

Der satirische Roman „Roderich Klinghart" eines Ungenannten (Nr. 7) geißelt den Nepotismus, das Streberthum und Cliquenwesen auf deutschen Universitäten, und schildert damit Zustände, die gewiß an manchen Orten bestehen. Aber im Uebereifer geht der Verfasser zu weit, manche seiner Gestalten sind schon keine Charakterköpfe mehr, sondern Carricaturen. Er sieht zu wenig über seinem Stoff. Gewiß verdient seine Beobachtungsgabe Anerkennung, und wie geschickt und lebendig er darzustellen weiß, davon ist das köstliche Tischgespräch über Italien ein Beispiel. Vortrefflich ist auch die Schilderung des Ehepaars Behrens und mancher kleine Zug, der das Talent des Verfassers bezeugt. Zuweilen verliert man über allerlei Beiwerk den Faden der Erzählung.

Ebenfalls in zweiter Auflage erschienen ist die preisgekrönte Novelle „Aus deutschem Hause" von A. Freese (Nr. 8), die uns an den Hof des alten Fritz versetzt, wo Verlobungen auf allerhöchsten Befehl geschlossen und gelöst und neue geschlossen werden. Es ist dem Verfasser nicht gelungen, den Leser für diese frostigen Staatsactionen zu erwärmen, doch hat er es verstanden, für die beiden Hauptgestalten, die Prinzessin Dorothea von Würtemberg und den Zarewitsch Paul, lebhaftes Interesse zu erwecken. Der Geschichte fehlt der Schluß, und ganz befremdlich wirkt die angefügte schattenhafte Liebesgeschichte der jüngern Schwester Dorothea's. Einige vollkommen unverständliche Sätze und mehrere grobe Fehler sind wol dem Setzer zur Last zu legen.

Robert Lange.

## Zur lyrischen Poesie.

1. Cotta'scher Musen-Almanach. Vierter Jahrgang. Herausgegeben von Otto Braun. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. 1894. 12. 6 M.
2. Aus allerlei Tonarten. Verdeutschte spanische und eigene Lyrik von Otto Braun. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. 1893. Gr. 16. 2 M.

Der Herausgeber des vorliegenden Almanachs, Otto Braun, sendet den vierten Jahrgang in die Welt (Nr. 1). Es ist ein kühnes Unternehmen, dem heutigen hastenden Geschlechte einen zierlichen Band, wenn auch edler gedankentiefer Verse und feinsinniger Erzählungen in Vers und Prosa zu bieten, und daß dieses Unternehmen ein gelungenes zu nennen ist, erweist der vorliegende vornehm ausgestattete Almanach, der nun schon zum vierten male den Freunden und Freundinnen der Poesie geboten wird. Allerdings lag die Wahl der dichterischen Beiträge auch diesmal in derselben bewährten Hand wie früher, in der Hand Otto Braun's. Dr. Braun hatte lange Jahre als Leiter der vielverbreiteten trefflichen literarischen Beilage zur münchener (früher augsburger) „Allgemeinen Zeitung" Gelegenheit, sich einen weithinschauenden Blick über das ausgedehnte Gebiet der Wissenschaft, Literatur und Kunst zu erwerben; er hatte Gelegenheit, die deutsche Geistesarbeit in ihren großen Werken wie in den kleinern, aber beachtenswerthen, eine bedeutende Zeitperiode hindurch zu verfolgen und sein kritisches Auge derselben zuzuwenden, Kunst und Poesie und Wissenschaft, jede Gattung von Schriftthum fand in ihm einen eifrigen Förderer. Er trägt tiefe Empfindung und warmes Gefühl für die Schöpfungen der Dichtung im Herzen; daß er auf diesem Gebiete selbst thätig mitgewirkt, hat er nur selten, dann aber in schönen wohllautenden und innigen

Versen verrathen, worauf wir an dieser Stelle noch weiter unten zurückkommen.

Es braucht demnach hier nicht besonders betont zu werden, daß der Musen-Almanach unter der Leitung eines Mannes von so fein geläutertem Geschmack an Beiträgen nur hervorragend Schönes und Bedeutendes bringt, daß er Beiträge enthält, welche allen Anforderungen der Kunst in Form und Inhalt genügen. Wir brauchen nur die Namen der Dichter ins Auge zu fassen, deren kleinere oder größere Schöpfungen in dem Bande vereinigt sind, um uns mit Freude in den Inhalt dieser Schöpfungen zu versenken, denn die Besten hat der Herausgeber hier versammelt und diese Besten haben nicht etwa ihre geringsten Gaben gespendet, sondern sie wie einen Goldregen der Poesie über das Buch ausgestreut, dessen Titel uns ja schon so wunderbar anmuthet und zurückversetzt in die große herrliche Zeit des deutschen classischen Geisteslebens zu Ende des vorigen Jahrhunderts. Von Prosastücken bietet der Almanach nur eins, aber als Verfasser erscheint Meister Paul Heyse, der beste und bedeutendste deutsche Novellist der Gegenwart. Die Novelle „Donna Lionarda" ist ein inniges, allerdings von manchen grellen Blitzen durchzucktes Seelengemälde, dessen Charaktere, so knapp sie gezeichnet erscheinen, uns doch plastisch vors Auge treten. Wer diese feine novellistische Studie oberflächlich liest, würde vielleicht manches darin etwas gewagt finden, aber der poesieverständige Leser sieht in der Gestalt des Jünglings Marcello, welcher den Geliebten seiner Mutter ersticht, ein so reines, edel angelegtes Gemüth, in der Figur Lionarda's ein so menschlich fühlendes Wesen und in der ganzen fesselnden Handlung einen das Gemüth so tief erschütternden Vorgang, daß dieser Leser die Erzählung Paul Heyse's, ohne kleinliche Nebenrücksichten, dem schönsten, was der münchener Poet geschaffen, zur Seite stellen wird. Die psychologische Motivirung in dem Denken und Handeln der auftretenden Hauptpersonen ist so tief und richtig durchgeführt, daß die Meisterhand des Verfassers sich auch in dieser Richtung glänzend offenbart. Eine reiche Zahl poetischer Erzählungen und Balladen eröffnet die Abtheilung der Beiträge in gebundener Sprache. Ergreifend wirkt das Idyll Ernst Ziel's am nordischen Strande, „Zwischen Fels und Klippen" überschrieben, reich an Poesie erscheinen die poetischen Erzählungen „Die Grafentochter" von Stephan Milow und „Der Graf von Mentone" von R. Waldmüller. Der ernsten Stücke: „Aus den Todtentänzen" von Adolf Pichler und „Die alte Künstlerin" von R. von Gottschall ist nicht minder ganz besonders zu gedenken. Auch dieser Abtheilung hat Paul Heyse einen Romanzencyklus, „Vom Henker und dem Hexenkinde", zugewendet, welcher wilde düstere Bilder enthält, die aber nur der begnadete Poet so gewaltig zu schaffen vermag. Haushofer's „Nixenbrunnen" ist die schöne Darstellung einer Sage, Weitbrecht's „Eine Heldin" ein ergreifendes Stück socialen Lebens, H. Lingg und H. Krnse haben kurze, aber bedeutende Dichtungen voll historischer Kraft beigetragen. Auch die Zahl der lyrischen Gedichte ist nicht gering: J. G. Fischer, Martin Greif, Felix Dahn, A. Fitger, E. Eckstein, K. Woermann, J. Trojan, E. Rittershaus, E. Bonn und Joh. Proelß sind mit schönen, der bekannten Individualität dieser Poeten entsprechenden Beiträgen vertreten. Aber auch andere mehr oder weniger bekannte Namen finden sich unter diesen lyrischen Stücken, von denen keins unbedeutend genannt werden kann, so Rob. Haaß, Isolde Kurz, Albert Matthaei, Max Kiesewetter, K. Stelter, K. L. Thieme. Auf das Einzelne einzugehen ist hier nicht möglich, doch soll noch der kernigen Spruchgedichte O. Roquette's und A. Pichler's gedacht sein. Das schöne Buch zieren sechs Kunstbeilagen, unter denen das Bild der Madame Récamier, noch Baron Gérard besonders erwähnt sein mag. Auch die zarten fein ausgeführten Landschaftsbilder erscheinen überaus stimmungsvoll entworfen.

Mögen sich recht viele Freunde der Dichtung an dieser Gabe echter sinniger Poesie erfreuen und möge uns noch eine ungezählte Reihe von Jahrgängen des Musen-Almanachs unter ihrem kunstsinnigen Leiter geboten werden!

Wie früher angedeutet wurde, ist Otto Braun auch als Poet selbstthätig gewesen; jetzt legt er ein kleines Büchlein Lieder, zur Hälfte Uebersetzungen aus dem Spanischen enthaltend, dem Leser vor: „Aus allerlei Tonarten" (Nr. 2). Der Verfasser war streng, sehr streng gegen sich selbst, viel strenger als er gegen viele gewesen, denen er als erster berufener kritischer Richter früher oft gegenüberstand, er hat aus einer, wie uns bekannt ist, viel reichern Zahl von Poesien nur das Allerbeste ausgewählt und es hier seinen Freunden und dem großen Publikum geboten. Wie er sich selbst darob doch noch entschuldigt, das sagt ein reizendes Einleitungsgedicht, das wir uns nicht enthalten können, hier ganz wiederzugeben. Mögen die jungen gegen sich weniger strengen Poeten daraus die wahre Bescheidenheit kennen lernen, welche selbst dem ergrauten allerseits längst anerkannten innewohnt, der erst als „Siebziger" ein kleines Liederbuch in die Welt sendet, das freilich manche schwere poetische Bände aufwiegt, die von „den Modernen" mitunter auf den Büchermarkt gebracht werden. Das Gedicht „Statt der Vorrede" lautet:

Die Lieder, die jung ich gestammelt,
Und was sonst ich in Reime gebracht,
Das hab' ich im Alter gesammelt
Und d'raus ein Büchlein gemacht.

Ich weiß, ihr werdet mich schelten
Ob manches verfehlten Gedichts —
Auch lass' ich den Tadel gelten:
Für die Welt bedenten sie nichts. —

Doch schlag' ich darum nicht minder
Die strenge Kritik in den Wind:
Es sind nun einmal meine Kinder,
Und Vaterliebe macht blind.

Sollt' ich die armen verbrennen?
Das bracht' ich nicht übers Herz!
Wollt ihr sie nicht anerkennen,
So bleibt's der geringere Schmerz.

Zwar hätt' ich bessern und feilen
Noch an diesem und jenem gemocht,
Doch ein Siebziger muß sich eilen,
Eh' ganz ihm verglimmet der Docht.

Auch glückt es nicht stets zu entfernen
Der Farben gedunkelten Lack —
Man kommt d'rum bei den Modernen
Doch nicht in den rechten Geschmack.

Drum laß ich die Liedlein erscheinen
Just so wie sie kamen zur Welt,
Schon froh wenn das eine dem einen
Dem andern das andre gefällt.

Die schönen geschmackvollen Uebersetzungen aus dem Spanischen eröffnen die Sammlung, sie zeigen vor allem die Kunstfertigkeit und Gewandtheit des Uebersetzers im besten Licht, erscheinen im Versmaß des Originals und sind so rein und glatt, daß man selbst ein solches zu lesen glaubt. „Der Gesang der Kosaken" von José de Espronceda, ein kräftiges stimmungsvolles Kriegslied, eröffnet den Reigen, daran schließen sich andere Lieder dieses ausgezeichneten Spaniers, sowie Gedichte, Lieder und Sonette von Angel Saavedra, Angel Maria Dacarrete, Luisa Arroyo, Martinez de la Rosa und andern. Auch ein Sonett: „Der Brand von Troja", von Lope de Vega ist in schöner Uebertragung hier enthalten. Man muß dem Uebersetzer ganz besonders dafür dankbar sein, daß er seine sprachliche Kenntniß und seine Uebersetzungskunst dazu verwendet, uns mit diesen Perlen spanischer Lyrik bekannt zu machen. Die eigenen Lieder Braun's bieten zunächst reizende Liebeslieder in zierlichster Fassung (z. B. das schöne: „Liebesboten": „Die Röslein, die ich dir vertraut, die lieblichen, die rothen", S. 67), aber auch gedankentiefe Sonette, sinnige Naturbilder, Gelegenheitsgedichte und Dichtungen verschiedener Art mit mancher humoristischen oder satirischen Pointe. Das herzlich gebotene Sonett: „Abschied von der Beilage zur «Allgemeinen Zeitung»", welches er als Redacteur in der letzten Nummer unter seiner Leitung veröffentlichte, findet sich gegen Schluß der hübschen Sammlung, die uns Geist und Herz eines gereiften kunstbegabten edeln Dichters darlegt, dem wir auch zu dieser lieblichen poetischen Gabe innig Glück wünschen.

Anton Schlossar.

# Feuilleton.

Es ist vielleicht am Platze, im Anschluß an unsern Artikel „Dramatische Schriften", auch ohne die Unterlage eines Buches hier eines Unternehmens zu gedenken, welches sich in dem Streben, volksthümliche Bühnen zu gründen, mit den Absichten der oben besprochenen Theaterreformvereine und der billigen Vorstellungen des wiener Burgtheaters begegnet. Im August des Jahres 1893 trat in Berlin ein Comité mit dem Projecte eines Schillertheaters an die Oeffentlichkeit. Das Comité hatte in aller Stille in sechsmonatlicher Arbeit die umfassendsten Vorbereitungen getroffen, um das Unternehmen alsbald auf eine möglichst breite Grundlage zu stellen, und um dem Wort möglichst bald die That folgen zu lassen. Unter den Unterzeichnern des Aufrufs zur Gründung dieses Theaters fanden sich Namen von bestem Klang; wir nennen Geheimrath Jordan, Director der Nationalgalerie, Professor Förster, Director der Sternwarte, Sanitätsrath Dr. Küster, Geheimen Obermedicinalrath von Bardeleben, Professor Lessing, Director des Kunstgewerbemuseums, Geheimen Regierungsrath Dr. Justus Post, die Professoren Tobler und Schmoller, die Künstler Knaus, Siemering, Schaper, Werner, die Schriftsteller Fulda, Sudermann, Hopfen, Spielhagen, Frenzel, Schlenther. Mit besonderer Freude wurden die Unterschriften der Vorsitzenden zahlreicher Berufsvereine, z. B. von Kaufleuten, Lehrern, Beamten, Handwerkern, Gewerkschaften begrüßt. Alle die unterzeichneten Vereine haben an 80,000 Mitglieder. Bei einer Betheiligung von 15000 Personen ist das Theater von fremder Hülfe befreit, das heißt befreit von Vorstellungen, die nicht für Vereinsmitglieder, sondern für ein besonders zahlendes Publikum veranstaltet werden. Das Gründerkapital ist auf 100,000 Mark bemessen und wird in Antheilscheine zu je 500 Mark zerlegt. Ein großer Theil der Antheilscheine war bereits vor Veröffentlichung des ersten Aufrufs von den Mitgliedern des Comités gezeichnet. Das Gründungskapital wird den Inhabern der Antheilscheine mit 4½ Procent verzinst; doch können die Zinsen auch statt in baarem Geld in Theaterbillets bezogen werden. Die Eintrittspreise für die Mitglieder des Vereins sind auf 1 Mark für den besten Platz bis herunter zu 50 und 25 Pfennig berechnet. In künstlerischer Beziehung will das Schillertheater, dessen materielle Grundlagen, wie man sieht, nach dem Muster der von Bruno Wille begründeten Freien Volksbühne gebildet sind, sich von allen literarischen, politischen und socialen Parteiungen fernhalten; weder soll dem Publikum eine bestimmte literarische Richtung aufgedrungen, noch in der Zusammenstellung des Spielplans irgendwelche Art politischer oder künstlerischer Bevormundung geübt werden. Eröffnet soll das Theater mit Raimund's „Verschwender" werden; dann soll, wie es recht und billig ist, zu Ehren des Taufpathen der Bühne ein Schillercyclus gegeben werden. Ferner kommen in Frage: Goethe, Shakespeare, Lessing, Kleist, Grillparzer, Ludwig, Raimund, dann die volksthümlichsten der neuern Autoren und auch mit Auswahl Ausländer. Von Bedeutung ist noch der Umstand, daß kein eigenes neues Theater erbaut, sondern ein bestehendes, bereits eingebürgertes, das Wallnertheater, gepachtet werden soll. Da das Wallnertheater, wie wir einem Aufsatz in der münchener „Allgemeinen Zeitung" entnehmen, über 1200 Plätze faßt, würden rund 7000 Mitglieder das Haus an sechs Abenden füllen. „Es würde diese sechs Abende hindurch eine und dieselbe Vorstellung gegeben werden. Da jedes Mitglied sich auf zwei Vorstellungen im Monat verpflichtet, so ergäbe das zwölf Vereinsvorstellungen im Monat. Außerdem sind vier sonntägliche Volksvorstellungen um die Mittagsstunde zum einheitlichen Preise von 50 Pfennigen für den Platz gerechnet; ferner für denselben Preis vier Schülervorstellungen am Mittwoch Nachmittag. Demnach blieben im Monat noch achtzehn Abende unbesetzt. Von diesen achtzehn Abenden sollen zwei durch musikalisch-declamatorische Unterhaltungen (wenn es möglich ist, auch durch Spielopern) ausgefüllt werden, für die den Mitgliedern Vorzugspreise gewährt sind. An den zwölf übrigen Wochentagen, und an den vier Sonntagen wird das Theater bis auf weiteres

spielen, wie alle übrigen Theater. Mit der Zunahme des Vereins um je 1000 Mitglieder vermehrt sich die Zahl der Vereinsabende im Monat um zwei, die Zahl der Nichtvereinsabende nimmt dagegen um zwei ab. Es ist das Bemühen des organisirenden Comités, allmählich alle Aufführungen zu Vereinsabenden zu machen." Man sieht hier ein in allen Theilen sorgfältig ausgearbeitetes und namentlich auch nach der finanziellen Seite hin voll erwogenes Project vor sich, an dessen gedeihlicher Ausführung nach den Nachrichten, die in letzter Zeit in die Oeffentlichkeit gedrungen sind, kaum noch zu zweifeln steht. Bereits soll auch ein künstlerischer Leiter für das Schillertheater gewonnen sein. Möchte das Schillertheater seinen idealen Zweck erreichen, und dadurch auch auf das gesammte Bühnenwesen der Reichshauptstadt einen heilsamen und fördernden Einfluß üben!

— Zu den zahlreichen Anthologien und Sammlungen von Aussprüchen bedeutender Geister ist eine neue zusammengestellt worden von Walter Eichner unter dem Titel: „Aus Werkstätten des Geistes; ein literarischer Citatenschatz" (Frankfurt a. O., Andresen u. Comp.) gekommen. Bei dem großen Anklang, den diese Art von Literatur überhaupt bei uns findet, wird auch dieser Citatenschatz seinen Weg gehen. Er ist offenbar mit Sorgfalt und Fleiß zusammengestellt und in der Anordnung originell. Der Titel will besagen, daß die Sammlung hauptsächlich Aussprüche über die Geistesarbeit und ihre Vertreter enthält. „Das Wort", „Die Schrift", „Das Werk", „Kunst und Künstler", „Dichtkunst und Dichter", „Genie und Talent". „Das Buch und das Lesen", „Das Publikum" u. s. w. sind die hauptsächlichsten Kapitel. Neu ist die Zusammenstellung des Urtheils berühmter Männer über andere Größen. Das Einleitungsgedicht hätte der Verfasser lieber weglassen sollen. Es empfiehlt nicht gerade das Buch, wenn man in der Widmung liest: „Das thät ich hier in einem Buche bringen: Mit Kunst und Fleiß, erlaubt mir, hergestellt und auch in Gruppen ordentlich gefacht." Mit dem Schlußwort, das K. J. Weber entnommen ist, wird man eher einverstanden sein:

Als nach dem Besten in dem Buch
Unlängst ich meinen Sathr frug
Antwortete der Schalk behende:
Der beste Einfall war das Ende.

— Die von uns früher besprochenen Gedichte von Karl Busse sind in zweiter Auflage (Großenhain, Baumert u. Ronge), der Sang aus dem Werrathal: „Bilzheim" von Hans Elbers in dritter (Leipzig, H. Wigand) und die Gedichte von Moritz Plaeschke (Stuttgart, G. J. Göschen) ebenfalls in dritter Auflage erschienen; ebenso hat das hübsche Büchlein von Oscar Leibig: „Erlebnisse eines freiwilligen Jägers im Feldzug 1870/71" (München, C. H. Beck) schon die dritte Auflage erreicht.

— Das treffliche Buch von A. Richter: „Deutsche Redensarten, spruch- und culturgeschichtlich erläutert" (Leipzig, R. Richter, 1893) liegt jetzt in zweiter vermehrter Auflage vor. Diesem Gegenstand wird bekanntlich von allen Gebildeten großes Interesse entgegengebracht und zahlreiche Wochenschriften und Zeitungen beschäftigen sich häufig mit diesen Fragen. Aber leider sind die dort gegebenen Erläuterungen häufig sehr zweifelhafter Natur. Darum wird ein sicherer Führer sehr willkommen sein. Möchte der Verfasser nur bald dazu kommen, sein Thema etwas weiter zu fassen und ein neues Bändchen dem ersten folgen zu lassen.

— Ein neues echtes Volksbuch hat Gotthold Klee, als Jugendschriftsteller rühmlichst bekannt, geschaffen. Es nennt sich „Buch der Abenteuer" und ist in einer illustrirten Ausgabe im Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh erschienen. Vierundzwanzig Lieblingsgeschichten unserer Altvordern und Aurbacher's „Mär von den Sieben Schwaben" sind hier meist aus den sogenannten deutschen Volksbüchern zusammengestellt. Was sie auszeichnet, ist echte Poesie und harmloser Humor, die beiden Gottesgaben, die in jedem echten deutschen Hause willkommen sein werden. So bedarf dieses Buch keiner weitern Empfehlung. Die prächtigen Sagen und Erzählungen, die unter anderm unserm größten Dichter die lieblichste geistige Nahrung in seiner Jugend waren, die alten Geschichten von Fortunat und Kaiser Octavian, von der schönen Magelone, den vier Heimonskindern werden auch heute ihre Wirkung nicht versagen.

— Das Lieblingsbuch der Kinderwelt, Ludwig Bechstein's „Neues Deutsches Märchenbuch", ist in einundsechzigster Auflage (Wien, A. Hartleben) soeben erschienen. Die schöne Volksausgabe mit einem Titelbild und 60 Illustrationen wird zu den vielen Freunden neue gewinnen. Der Preis des hübschen Büchleins beträgt 1 M. 20 Pf.

— Künstler und Kunstliebhaber suchen oft vergeblich nach einer kurzen Unterweisung in der Anwendung der Perspective. In der That ist auf diesem Gebiete noch wenig Gutes zu verzeichnen. O. Straßner möchte die Lücke durch die Uebersetzung von B. R. Green's „Leitfaden der Perspective für Maler und Dilettanten" (Stuttgart, Neff) ausgefüllt sehen, einer Schrift, die sich zur Einführung in die erste Praxis auch als wirklich geeignet erweist. Was der Text hin und wieder zu wünschen übrig läßt, wird durch die vortrefflichen Zeichnungen ziemlich ausgeglichen. Den Schluß des theoretischen Theils bildet die schräge Ansicht, die Benutzung der Verschwindungspunkte und ihre Anwendung auf Gegenstände von beliebig viel Seiten. Warum der Verfasser im Anfange die einfache, aber für das Verständniß auch des Folgenden so überaus wichtige Erklärung der Thatsache, daß alle Gegenstände mit der größern Entfernung kleiner erscheinen, wegläßt, ist uns nicht recht einleuchtend; ebenso hätte es sich verlohnt, am Schluß noch auf die sogenannten Distanzpunkte als auf einen einfachen besondern Fall der Verschwindungspunkte hinzuweisen.

## Bibliographie.

Bernhard, Marie, Unweiblich. Roman in 2 Bdn. Dresden, Verlag des Universum. 6 M.

Boy-Ed, J., Sturm. Novellen. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt. 8. 4 M.

Brasch, M. Dr., Leipziger Philosophen. Porträts und Studien aus dem wissenschaftlichen Leben der Gegenwart. Mit einer historischen Einleitung: Die Philosophie an der Leipziger Universität vom 15.—19. Jahrhundert. Leipzig, A. Weigel. 4 M.

Büttner, C. G., Beiträge zur Volks- und Völkerkunde. III. Lieder und Geschichten der Suaheli. Berlin, E. Felber. ca. 4 M.

Byr, R., Der Eisenwurm. Roman. 2 Bde. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 5 M.

Dohm, H., Wie Frauen werden. Werde, die du bist. Novellen. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt. 8. 4 M. 50 Pf.

Dove, A., Caracosa. Historischer Roman. 2 Bde. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. 8. 10 M.

Ernst, O., Auf heiligem Boden. Roman. 2 Bde. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt. 8. 8 M.

Eschstruth, N. v., Ungleich! Roman. 2 Bde. Jena, H. Costenoble. 8. 8 M.

Fornaschon, Ueber Irrlichter. (Aus „Archiv des Vereins der Freunde der Naturgeschichte in Meckl.") Güstrow, Opitz u. Comp. Gr. 8. 20 Pf.

Ganghofer, L., Edelweißkönig. Eine Hochlandgeschichte. Stuttgart, A. Bonz u. Comp. 8. 4 M.

— — Die Fackeljungfrau. Eine Bergsage. 8. 3 M.

Genée, R., Hans Sachs und seine Zeit. Ein Lebens- und Kulturbild aus der Zeit der Reformation. Berlin, J. J. Weber. 10 M.

Gutsche, O., und Schultze, W., Deutsche Geschichte von der Urzeit bis zu den Karolingern. I. Die gemeingermanische Urzeit und die germanischen Mittelmeerstaaten. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. Gr. 8. 6 M.

Heveši, L., Zerline Gabillon. Ein Künstlerleben. Mit 18 Zeichnungen von H. Bettelheim-Gabillon und 2 Bildnissen. Stuttgart, A. Bonz u. Comp. 12. 3 M. 60 Pf.

Jensen, W., Holzwegtraum. Ein Sommernachtsgedicht. 2. Auflage. Berlin, E. Felber. 16. 2 M.

Kramer, Dr. G., Gottsched und Flottwell, die Begründer der deutschen Gesellschaft in Königsberg. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 6 M.

Meding, O., Rahn. Roman. 3 Bde. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 10 M.

Prem, Dr. S. M., Goethe. Leipzig, G. Fock. 8. 6 M.

Schulze-Schmidt, B., Holde Siebzehn. Eine Erzählung für junge Mädchen. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 8. 5 M. 50 Pf.

Wohlbrück, O., Glück. Novellen. Berlin, E. Felber. 8. 4 M.

Ziegler, Th., Friedrich Theodor Vischer. Vortrag, gehalten in Hamburg am 16. October 1893. Stuttgart, G. J. Göschen. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

# Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von **F. A. Brockhaus** in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Brockhaus' Konversations-Lexikon.

**Vierzehnte vollständig neubearbeitete Auflage.**

**16 Bände von je 64 Bogen Text mit gegen 9000 Abbildungen und Karten**

in Holzschnitt, Phototypie, Kupferstich, Lithographie und Farbendruck

**auf circa 900 Tafeln und im Texte,**

darunter 120 Chromotafeln und 300 Karten und Pläne.

Jeder Band elegant gebunden in Halbfranz 10 M.

Auch in 256 Heften zu 50 Pf. zu beziehen.

**Erster — achter Band.**

**Mit dem achten Bande liegt die Hälfte der Jubiläumsausgabe fertig vor.**

Die „Harzer Monatshefte" schreiben u. a. über das berühmte Werk:

„Brockhaus ist nicht nur das Vorbild aller deutschen Werke, die das Wissen der Gegenwart mit Zuverlässigkeit und hervorragender Gediegenheit verarbeiten, sondern ist auch von jeher der Leiter und Führer in dem Gebiet des deutschen Konversations-Lexikons gewesen und geblieben, und zugleich ein strenger, aber gerechter und unbestechlicher Richter über den Werth aller neuen Erscheinungen in der Welt, in ihrem Leben, ihrer Wissenschaft und Kunst."

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## DIE KUNST
IN DEN
## ATHOS-KLÖSTERN.

Von

**HEINRICH BROCKHAUS,**

Dr. philos. und a. o. Professor für Kunstgeschichte an der Universität Leipzig.

Mit 19 Text-Abbildungen, 1 Karte, 7 lithographirten und 23 Lichtdruck-Tafeln.

4. Cartonnirt 20 M.

Ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der kirchlichen Kunst mit zahlreichen Aqbildungen und Tafeln, ein Werk, das auch in andern Kreisen als den der zunächst interessirten Kunsthistoriker und Theologen mit Beifall aufgenommen worden ist. Ein Prospect ist durch alle Buchhandlungen gratis zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

**Balthazar Gracian's**

## Hand-Orakel und Kunst der Weltklugheit.

Aus dessen Werken gezogen von

Don Vincencio Juan de Lastanosa,

und aus dem spanischen Original treu und sorgfältig übersetzt von

**Arthur Schopenhauer.**

Vierte Auflage.

8. Geh. 2 M. Geb. 3 M.

Die vorliegende vierte Auflage des von Schopenhauer hochgeschätzten und darum von ihm aus dem Spanischen übersetzten Werks ist, um dasselbe allgemeiner zugänglich zu machen, im Preise wesentlich ermäßigt worden. Schopenhauer sagt von dem Werke:

„Dasselbe lehrt die Kunst, deren alle sich befleißigen, und ist daher für jedermann. Besonders aber ist es geeignet, das Handbuch aller derer zu werden, die in der großen Welt leben, ganz vorzüglich junger Leute, die ihr Glück darin zu machen bemüht sind, und denen es mit einem mal und zum voraus die Belehrung gibt, die sie sonst erst durch lange Erfahrung erhalten. Das einmalige Durchlesen ist offenbar durchaus unzulänglich, vielmehr ist das Buch zu anhaltendem, gelegentlichem Gebrauche gemacht und recht eigentlich ein Gefährte für das Leben: daher wird, wer es gelesen, oder auch nur darin geblättert hat, es besitzen wollen."

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Erzählungen aus dem Ries

von

**Melchior Meyr.**

Vierte Auflage. Vier Bände.

8. Jeder Band geh. 3 M., geb. 4 M.

Die Bände sind einzeln unter folgenden Titeln zu beziehen:

**Ludwig und Annemarie. — Ende gut, alles gut.**
**Die Lehrersbraut. — Der Sieg des Schwachen.**
**Regine. — Gleich und Gleich.**
**Der schwarze Hans. — Georg.**

Melchior Meyr's „Erzählungen aus dem Ries" sind anerkannt als Dorfgeschichten, in denen das Leben der Bewohner jenes gesegneten schwäbischen Gaues lebenswahr geschildert wird, als ein würdiges Seitenstück zu Auerbach's „Schwarzwälder Dorfgeschichten".

In der auf die Hälfte des frühern Preises ermäßigten vierten Auflage sind die Bände auch einzeln käuflich.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 2. — 11. Januar 1894.



Inhalt: Zwei naturalistische Dramen. Von Friedrich Kummer. — Aus der neuesten Goethe-Literatur. Von Karl Heinemann. — Aus Nord und Süd. Von Karl Schrattenthal. — Religiöse Schriften. Von Karl Sallmann. — Naturwissenschaftliches. Von Franz Bendt. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.


## Zwei naturalistische Dramen.

Der Werth eines Kunstwerks läßt sich auf seine Technik und auf seinen Gehalt hin beurtheilen. Die Technik selbst wieder, der Leib, hat ihre Theile: den Dialog, die Charakteristik und den Aufbau; der Gehalt hat seine Theile: wir unterscheiden zwischen gedanklichem, dichterischem und sittlichem Gehalt. Das sind sechs Punkte, die ein genauer Beurtheiler bei jedem Drama berücksichtigen müßte. Es lohnt sich, den Vorwurf des Schematismus einmal auf sich zu nehmen und die beiden naturalistischen Dramen, die den stärksten Erfolg des letzten Theaterwinters errungen haben: Halbe's „Jugend" und Gerhardt Hauptmann's „Hannele", von diesen Punkten aus eingehend zu prüfen.

Der Inhalt von Max Halbe's „Jugend" mag vorausgeschickt werden. Ein etwa achtzehnjähriger Abiturient, Hans, kommt in das katholische Pfarrhaus von Rosenau. Er verliebt sich in seine ungefähr gleichalterige Cousine Anna. Das junge Ding schleicht in den ersten Nächten in sein Schlafzimmer. Amandus, der schwachsinnige Stiefbruder Anna's, belauscht den Vorgang. Am andern Morgen nimmt der Onkel Pfarrer das Liebespaar vor: Hans soll gehen und später einmal seine Schuldigkeit an dem Mädchen thun. Der blödsinnige Amandus will ihn nicht ruhig fortlassen, sondern erschießen. Er trifft seine Schwester Anna und diese stirbt.

Das erste Hülfsmittel, mit dem diese vorläufig noch nicht weiter zu beurtheilenden Vorgänge in künstlerisches Leben übersetzt sind, der Dialog, hat unstreitig seine Vorzüge. Halbe bringt für das dramatische Gespräch bedeutend mehr mit als der gerade in diesem Punkt arg überschätzte Hauptmann. Zwar wird man so gut wie nirgends in Halbe's Dialogen eine aufsteigende Linie bemerken, nirgends ein scharfes Ausprägen von Gegensätzen. Es sind stets mehr rieselnde Wechselreden, als ein fluthendes, mühsam gebändigtes Wogen innerer Kraft. Dafür zeichnet sich der Dialog recht bedeutsam durch Klarheit und Lebendigkeit aus; er weckt den Schein des Lebens, aber nicht in so roher, aufdringlicher, eitler Weise wie oft bei Hauptmann; man empfindet, daß Halbe nicht blos wiedergibt, was er mit dem Gehör aufgenommen hat, sondern daß er als Künstler durchdringt und ausreift, was er vom Leben herübergenommen hat. Vor allen Dingen: warm und echt ist der Dialog, nichts Gemachtes und Geflicktes ist daran, kurz, ein vortreffliches Ausdrucksmittel für die Absichten des Dramatikers.

Auch die Kunst der Charakteristik Halbe's verdient ernsthafte Anerkennung. In manchen frühern Werken haftete ihm etwas sprödes und zugleich unruhiges an, zumeist in Momenten größerer Leidenschaftlichkeit. Halbe hat die „Jugend" in idyllischem Rahmen gehalten, und sein Talent, das einer Stimme von zartem, etwas weiblichem Schmelze gleicht, nirgends überanstrengt. Der alte Pfarrer Hoppe ist eine Gestalt, die freudige Bewunderung verdient. In ihrer Anlage sind die Charaktere, wenn man sie einzeln nimmt, ohne die Wechselwirkung auf einander zu betrachten, mit schlichten, wahren und anmuthigen Mitteln lebensvoll geschaffen.

Wie wirken nun die besondern Mittel im Organismus des Ganzen? wie baut sich die Handlung auf? Zunächst muß bemerkt werden, daß die Steigerung völlig fehlt. Die ersten Acte zeigen Anna und Hans sofort in schwüler Sinnlichkeit zueinander gezogen. Viel zu weit greift der der erste Act in den doch an sich recht dünnen Stoff. Die folgenden Acte sind leer und stehen dramatisch still. Auf das erste Sehen könnte die Nacht des Besuchs folgen, die innere Schranke zwischen den Liebenden besteht von allem Anfang an nicht. Die Motivirung des nächtlichen Besuchs ist keineswegs gelungen. Am wenigsten dadurch, daß in dem Stück ein Kaplan vorkommt, dessen einziger dramatischer Daseinszweck ist, diesen Besuch, den Knotenpunkt des Stückes zu motiviren. Der Kaplan ist ein Eiferer, der Anna ins Kloster bringen will — hinter dem Rücken des Onkel Pfarrers, der zu Anna ein milder,

herzlicher, ja ein lustiger alter Verwandter ist. Anna ist sonst ziemlich selbständig — ihre That beweist es — warum tritt sie nicht vor den Onkel, der als Pfarrer Vorgesetzter des Kaplans ist, gesteht ihm, was dieser mit ihr im Sinne hat und zerreißt alle etwas veraltet anmuthenden Ränke mit dem Kloster? Statt dessen kniet sie vor dem Geliebten, jammert etwas davon, daß er — der dumme Junge — sie retten soll und stürzt schließlich in seine Arme. Diese Klosterfurcht Anna's ist nicht frei von Verlogenheit. Ein anderes Motiv zur That, die Vererbung des sündhaften Bluts von der Mutter, gehört gottlob! jetzt eigentlich nur noch zum Rüstzeug des Dilettanten. Auch der schnelle Abschied des Geliebten dient nicht zur genügenden Motivirung. Die Trennungsstunde erregt bei einer *ersten* Liebe niemals die Sinnlichkeit, sondern die Rührung. — Der Schluß des Stückes ist arg misrathen. Der halbwahnsinnige Amandus wird nur verwendet, um den Besuch zu belauschen, was gerechtfertigt sein mag, und um das Gewehr loszudrücken, damit alles ein Ende hat. Diesen Schluß sieht man kommen vom ersten Act an: der Wahnsinnige ist der verkörperte gute alte Zufall, der sich auf dem Theater unvermeidlich mit der Handhabung von Waffen verknüpft. Der Tod Anna's ist ein rein äußerliches Geschehen, das aus dem Stück nicht mit Nothwendigkeit hervorgeht. Einige andere kleinere Mängel, wie das in Halbe's Stücken regelmäßig fünf mal nothwendige Kaffeetrinken seien übergangen. Erwähnung verdient aber eine Stelle, die das Publikum zwar belacht, die aber von abstoßender Roheit ist. Der Pfarrer steht mit der Kraft und dem Ansehen seines Amtes vor dem jungen Mann, an dessen Glauben er zweifelt. Er fordert von ihm, daß er seinen Glauben bekenne. Es ist ein Moment tiefster seelischer Spannung. Da stolpert der Verrückte herein und ruft: die Bläße draußen will kalben... Und der Pfarrer, der einen jungen Verwandten um sein Seelenheil befragt, der Gottes Namen angerufen hat, läuft hinaus zur Bläße! Das ist die Art eines dummen Buben, nicht die Handlungsweise eines Mannes. Und wenn wir uns hier nicht in einem literarischen Blatt über dramatische Kunst aussprechen wollten, so würde ich den Naturalisten darauf hinweisen, daß die Landleute schon ziemlich lange die Geburt eines Kalbes voraussehen und darum den Kopf doch oben behalten. Und das von Rechts wegen.

Was den Gedankeninhalt betrifft, die Idee des Stückes, so ist diese in Halbe's Drama wie im ganzen Naturalismus überhaupt nicht da. Nirgends begegnet man einem Durchblick ins Große, Unendliche. Das ist es, was das Halbe'sche Stück so drückend, so schwül macht. In dieser Beziehung verwandelt sich ein Theil der gern anerkannten Vorzüge des Dialogs und der Charakteristik Halbe's in Schwäche und Armuth, die dem deutschen Naturalismus überhaupt eigen ist. Ibsen, der germanische Grübler, verstand es, urplötzlich weltentiefe Perspectiven aufzuthun. Dies fehlt völlig in der „Jugend". Weil das Halbe'sche Stück kein Rückgrat von Ideen hat, darum ist auch der Schluß so unvollkommen, darum ist es mehr ein Abbrechen als ein Abschließen. Auch dies ist naturalistische Art und nicht eigentlich für Halbe's Drama charakteristisch.

Das nämliche läßt sich von dem allgemeinen dichterischen Gehalte sagen. Gern sei darauf hingewiesen, daß Halbe's „Jugend" schlechthin das poetischste Stück des Naturalismus in Deutschland bisher ist. Wieder sei hier die Wärme, die Innigkeit vieler Stellen gerühmt, der fein gestimmte Ton des Ganzen; aber verschwiegen darf doch nicht werden, daß Halbe's Stück über die Milieuschilderung, über tausenderlei Kleinkram alles Leidenschaftliche, Starke, Große des menschlichen Herzens völlig vernachlässigt. Uns Deutschen war bisher die Hauptsache Kraft, Ernst und Größe. Nichts davon wird man in der „Jugend" finden — dafür desto reichlicher Sinnlichkeit.

Dies führt zum letzten Punkt. Der unsittliche Inhalt hat meiner Ueberzeugung nach ebenso stark zum Erfolg der „Jugend" beigetragen wie ihre poetischen Vorzüge. Schwüle Brünstigkeit unreifer Knaben und Mädchen geht durch das Stück. Nicht die Leidenschaft an sich darf im Kunstwerk gemieden werden, wenn es Stoff und Idee gebieten, wohl aber das einfache, ungehinderte, willige Begehren von Jüngling und Mädchen. Doch selbst davon abgesehen: in keiner nur einigermaßen gesitteten Familie Europas pflegt die erste Jugendliebe auf Befriedigung der Sinnentriebe abzuzielen, am wenigsten in einem deutschen Pfarrhaus. Das ist Naturfälschung, lediglich begangen, um das Stück pikant, sentimental und tragisch zu machen. Dieser Hauptzug des Stückes ist großstädtischer und moderner Verfall, der allerdings keine Spur von jener Befangenheit und Schwärmerei zeigt, die für jeden sehenden Naturalisten in der ersten Liebe zu beobachten ist. Diese Anna gleicht einer Berliner Ladenmamsell, und dieser Hans ist bei Licht betrachtet ein flacher Weinreisender, der in einem Gasthof dritten Ranges ein Abenteuer erlebt. Auf die anfängliche Sinnlichkeit folgt dann Sentimentalität. Diese aus den Rührstücken wol bekannte Zusammenstellung hat mindestens so stark den Erfolg beeinflußt wie die gerechter Weise anzuerkennenden Schönheiten und Vorzüge des Stücks.

Etwas kürzer kann man sein Urtheil über *Hauptmann's* „Hannele" zusammenfassen. Die Inhaltsangabe ist allerdings bedeutend schwieriger, denn einen Inhalt hat die von Hauptmann als „Traumstück" bezeichnete Himmelfahrt Hannele Mattern's nicht. Die Scene ist ein Armenhaus, natürlich in Schlesien, um den gemeinen Dialect der Heimat Hauptmann's nicht zu entbehren. Ein halbwüchsiges Mädchen Hannele Mattern wird von ihrem Pflegevater mishandelt. Sie geht aus Verzweiflung in den Dorfteich, wird aber gerettet. In ihren Fieberträumen erschienen ihr der böse Vater, die gute todte Mutter, allerhand großflügelige Engel, einige Gespenster und endlich ein Fremder: Jesus von Nazareth. Er führt Hannele ins Himmelreich. Dann ist der Traum zu Ende, vor Hannele's Bett sitzt der Doctor. Im Bett liegt eine Todte.

Schon in der Sprache zeigt sich die gräuliche Stilzerrissenheit, die dieses Stück zu einer Folter für feiner empfindende Menschen macht. Der Anfang im Armenhaus ist von unerträglicher und dabei ganz zweckloser Roheit. Diebe, junge Dirnen, faule Bettler und blödsinnige Greise sprechen in der sattsam bekannten, jetzt fast allgemein belächelten und zur Kinderkrankheit gewordenen naturalistischen Art. Der Dialog ist kein Kunstwerk mehr, sondern ein Fabrikat nach bereits mehrfach abgenutztem Muster. Das Schablonenthum, das für den deutschen Naturalismus so unendlich kennzeichnend ist, hat Hauptmann auch in diesem Stücke verwerthet, noch niemals aber so dürr, so geist- und gemüthlos wie hier. Neben diesem Gestotter und Gestammel finden sich in gebundener Rede Stellen von schlichter Anmuth und Schönheit. Zwar spröde ist auch in den Engelgesängen die Phantasie, und sehr sparsam quillt das Gefühl. Stets bleibt man auf staubiger Erde und niemals leuchtet weltentrückter Märchenglanz oder tiefe Innigkeit aus den Worten der himmlischen Erscheinungen. Stilistisch im weitern wie im eigentlichen Sinne ist das Durcheinanderwürfeln des Armenhausdialogs und der Verspoesie geradezu stümperhaft schlecht und abgerissen. Die Sorglosigkeit, die daraus spricht, muß gerade bei Hauptmann befremden. Selbst dessen Sprachtalent ist im Grunde knapp; er muß sorgsam damit haushalten und Fleiß ist von jeher der bessere Theil seiner Kunst gewesen. Im „Hannele" spricht Sorglosigkeit aus dem ganzen wie aus dem einzelnen. Das Ergebniß ist das sofortige tiefe, tiefe Sinken unter das künstlerische Niveau.

Charakteristik wird man billigerweise in einem Stück nicht suchen dürfen, dessen Personen mehrere Fratzen, ein verröchelndes Kind, drei bis vier Engel und der Heiland sind. Wie Versatzstücke werden alle Personen durcheinander geschoben; das Mitleid des Zuschauers mit der armseligen Mache steigert sich, und nur das Staunen wird wach, daß ein spottfrohes Publikum wie das berliner dabei äußerlich wenigstens ernsthaft bleiben kann.

Ueber den Aufbau ist man versucht, ebenso hinwegzugehen wie über die Charakteristik. Es ist einfach kein Aufbau vorhanden. Verschen und Bilderchen und Lichterchen sind mit grobem theatralischen Zwirn aneinander geheftet. Dazu die Geschmacklosigkeit, den kindlichen Todeskampf durch einen Aetschluß in zwei Theile zu zerlegen. Die viele Theatermaschinenarbeit dabei: das helle Licht ist bald rechts, bald links, der Gesang ist bald nah, bald fern hinter den Coulissen, alles athmet echte Kunst! Sehr drollig wirkt es, wenn die Bühne ungefähr zehn mal verfinstert wird, und die Schauspieler ebenso oft verschwinden, damit sie sich umkleiden u. s. w. oder andern Platz machen. Das Aufgebot aller Künste und Künsteleien bleibt umsonst. Armselig, wirr, roh und geziert taumelt das Stück planlos einher.

Gedankeninhalt kennt der deutsche Naturalismus ja nicht. Mit der sogenannten „Bestehlung der Natur" ist's genug gethan. Es soll daher keine Kränkung sein, wenn selbst die leiseste Spur eines Gedankens in Hauptmann's „Hannele" nicht gefunden wird.

Eine dichterische Stimmung kommt in diesem Gesangs-, Beleuchtungs- und Winselmelodram zwei bis drei mal vereinzelt auf. Das Ganze macht dichterisch einen höchst widerwärtigen Eindruck. Selbst die von mir sonst unerschütterlich geglaubte künstlerische Wahrheitsliebe Hauptmann's ist ins Wanken gekommen. Einmal scheint mir diese ganze Engelposse mit dem güldenen Himmelreich nach diesem irdischen Jammerthal bei einem so modernen, von socialen Ideen so erfüllten Schriftsteller theils kindlich, theils innerlich unwahr. Oder sollte es versteckte Satire sein? darauf wäre zu erwiedern: Mit der satirischen Begabung und mit dem Verstand eines Autors, der solche misrathene Satire schreiben konnte, wäre innigstes Mitgefühl die einzige Kritik. Aber dies trifft Hauptmann weniger als die heulende und beißende Meute der alles Lobenden, die leider in seiner Gefolgschaft jetzt zu finden ist. Dagegen verdient ein anderer Vorwurf, der den Verfasser selbst angeht, um so mehr Beachtung. Es ist die Unglaubwürdigkeit der Traumvorstellungen, die er dem Hannele zuschreibt: für einen Naturalisten der gewichtigste Vorwurf. Aus belgischen und englischen Industriebezirken haben wir eingehende Berichte über die Vorstellungen der Proletarierkinder vom Jenseits, vom Heiland und dem ewigen Leben, die ganz anders lauten, einen ganz andern Empfindungskreis darstellen wie ihn das von Hauptmann in seinem Traumstück beliebte, etwas conventionell aufgefaßte Himmelreich erweckt.

Der sittliche Gehalt endlich ist Null.

Nach diesen Untersuchungen kann ich es dem Leser überlassen, sein Urtheil über die beiden naturalistischen Dramen und über ihr Werthverhältniß zueinander sich selbst zu bilden.

Friedrich Kummer.

---

# Aus der neuesten Goethe-Literatur.

1. Goethe von Dr. S. M. Prem. Mit vielen Abbildungen. Leipzig, Gustav Fock. 1893. 5 M.
2. Goethe's Leipziger Liederbuch von A. Strack. Gießen, Ricker. 1893. 3 M. 60 Pf.
3. Blätter aus dem Werther-Kreis. Herausgegeben von Eugen Wolff. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt. 1894. 1 M. 50 Pf.
4. Clavigo, Beaumarchais, Goethe von Erich Schmidt in der Zeitschrift „Vom Fels zum Meer". 1893/94. Viertes Heft. Stuttgart, Union, Deutsche Verlags-Gesellschaft. 1893. 1 M.
5. Clavigo. Eine Studie zur Sprache des jungen Goethe von Georg Schmidt. Gotha, F. A. Perthes. 2 M. 40 Pf.
6. Lilli's Bild. Geschichtlich entworfen von Graf Ferd. Eck-

brecht von Dürkheim. Zweite Auflage von A. Bielschowsky. München, C. H. Beck. 8. 3 M.

7. Xenien 1796. Herausgegeben von Erich Schmidt und B. Suphan. Weimar, H. Böhlau. 1893. 1 M. 80 Pf.
8. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Mit Einleitung von Fr. Muncker. Vier Bände. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. 1893. 4 M.
9. Ueber Goethe's Hermann und Dorothea. Von Victor Hehn. Aus dem Nachlaß herausgegeben von A. Leitzmann und Th. Schiemann. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. 1893. 3 M.

Unter unsern Goetheforschern scheint die Meinung immer mehr durchzudringen, daß es Zeit sei, nach der unübersehbaren Masse von Einzelschriften über Goethe, die allein die letztvergangenen Jahre gezeitigt haben, wieder einmal den Versuch zu machen, das ungeheuere Material in einer Goethe-Biographie zusammenzufassen. Bei einem Preisausschreiben wurde jüngst die Biographie von Richard Meyer in Berlin als beste unter den eingereichten Arbeiten mit dem Preise gekrönt; der Plan einer großen, womöglich erschöpfenden Biographie, mit dem sich der vor einigen Jahren verstorbene treffliche Loeper trug, wird von einem andern Gelehrten wie man hört, weiter verfolgt. Prem ist ihnen mit der vorliegenden Arbeit (Nr. 1) zuvorgekommen. Für eine gerechte Würdigung eines solchen Werks ist es nothwendig, vor allem den Standpunkt und die Absicht des Verfassers zu kennen. Daß Prem's Biographie populär sein soll, beweist schon die äußere Ausstattung und die Beifügung von zahlreichen Illustrationen, ohne die ein populäres Werk anscheinend heute gar nicht mehr gedacht werden kann; daß sie nicht erschöpfend sein will, beweist der geringe Umfang. So werden wir zufrieden sein, wenn die Entwickelung des Menschen und Dichters in ihren Hauptphasen richtig gegeben wird, sodaß vor dem Geiste des Lesers am Schlusse der Lektüre ein klares, möglichst vollständiges Bild des Dichters ersteht, ohne daß der Mensch Goethe dabei zu kurz kommt. Aber diesen Ansprüchen genügt das Werk Prem's nicht; ja es ist, um es kurz zu sagen, gar keine Biographie, sondern ist das geblieben, was es nach des Verfassers Worten in der Vorrede ursprünglich war, eine Sammlung von Beiträgen zu Goethe's Leben und Werken, eine Aneinanderreihung der einzelnen Geschehnisse in Goethe's Leben; fehlt leider das geistige Band! Wir vermissen die Darstellung der Entwickelung des Dichters.

Mit einem Beispiel müssen wir uns hier bei der Begründung unseres Urtheils begnügen. Das wichtigste Ereigniß im Leben des jungen Goethe war seine Begegnung mit Herder in Straßburg, hier muß der Biograph einsetzen, hier war zu zeigen, wie wunderbar befruchtend Herder's Ideen auf den begeistert aufhorchenden Schüler wirkten, wie allein der eine Herder'sche Gedanke, die Betonung des Nationalen und Individuellen, den Dichter und Künstler nicht weniger als den Menschen von falschen Vorbildern befreite, ihn auf die Natur und sich selbst zurückführte, sodaß nun erst die herrlichen Kräfte sich ungehindert entfalten konnten, die bisher in seinem Innern wunderbar schliefen. Und nun lese man die wenigen Seiten bei Prem und die Art, wie dieses Verhältniß behandelt wird. Wir räumen gerne ein, daß kaum ein bedeutendes Gedicht Goethe's unerwähnt bleibt; aber was nützt diese Aufzählung, was nützt uns die Inhaltsangabe der großen Werke, wenn der Versuch nicht gemacht wird oder ganz fehlt, das Werk allmählich hervorwachsen zu lassen aus den ersten Anregungen und Anfängen durch alle die hundertfachen Einflüsse und Einwirkungen, bis es endlich vollendet dasteht, nicht gemacht, sondern geworden, ja nothwendig geworden, so wie es ist. Das scheint uns nicht nur ein erstrebenswerthes Ziel einer solchen Biographie, sondern ein Ziel, das der Biograph erreichen muß, Prem aber nicht erreicht hat. Beweis dafür ist unter anderm die Darstellung des Goetz und der Sturm- und Drangperiode überhaupt. Auch so wichtige Verhältnisse wie der Freundschaftsbund der Frau von Stein sind ganz oberflächlich behandelt worden.

Wer zuviel bringen will, bringt oft gar nichts, wer zwei Zwecke zugleich erreichen will, verfehlt meist beide. Es ist ein Fehler des Prem'schen Buchs, und zugleich vieler moderner literargeschichtlichen Bücher, daß sie sowol populär sein wollen, als auch auf die Wissenschaft und ihre Vertreter Rücksicht nehmen.

Derselbe Verfasser, der für die bekannten „weitern Kreise" schreibt, will sich auch als Kenner der Literatur, der neuesten, womöglich bis zu dem Tage, an dem das Vorwort geschrieben ward, den Gelehrten oder den Recensenten erweisen. Er findet den Muth nicht, auf das gelehrte Beiwerk zu verzichten, und sich mit der Benutzung der Kenntnisse zu begnügen, ihm wiegt der Vorwurf, nicht das allerneueste benutzt zu haben, viel schwerer als der der mangelnden Einheit. Man läßt es sich noch gefallen, wenn der gelehrte Apparat in der Anmerkung niedergelegt wird, wo der Verfasser sich nach Herzenslust ergehen kann, aber unerträglich ist es, wenn die Controversen sich mitten in die Darstellung einschieben. Das geschieht nun bei unserm Biographen fast in jedem Kapitel. Die Namen Düntzer, Erich Schmidt und Froitzheim gehören schlechterdings nicht in den Text einer populären Goethebiographie, die Meinungen und Annahmen der Gelehrten hier ausführlich zu behandeln ist eine Geschmacklosigkeit des Biographen, die geradezu schädlich wirkt, wenn so haltlose Hypothesen, wie die berüchtigte von Friederikens unsittlichem Lebenswandel, nicht blos erwähnt, sondern auch in ihrem Für und Wider abgewogen werden. So wird denn nun dieser schändliche Klatsch, der bis vor kurzem in den Zeitschriften sich breit machte, und soeben anfing vergessen zu werden, unserer Jugend, für die doch das Buch auch bestimmt ist, ausgeliefert. Was nützt des Verfassers Verdammung der Froitzheim'schen Ansicht? Das Bild Friederikens wird durch die Erwähnung der Möglichkeit einer solchen Annahme bei vielen Menschen, und besonders der Jugend arg getrübt werden.

Auf das einzelne, das vieles Treffliche und Richtige enthält, komme ich vielleicht an anderer Stelle zu sprechen. Hier sei nur noch erwähnt, daß der Stil gar manches zu wünschen übrig läßt. Geradezu komisch klingt der Satz auf der achten Seite: „Die Nachahmung ging soweit, daß selbst Fürsten ohne thatsächliches Bedürfniß eine Maitresse hielten, um das moralische Ansehen zu wahren", oder der Schluß der siebenundvierzigsten Anmerkung, wo Biese's Vortrag über Goethe's dichterischen Pantheismus „eine schöne Festrede von majestätischer Hohlheit" genannt wird." Soll sich Biese beim Setzer oder beim Verfasser bedanken? hoffentlich bei dem erstern.

Die übrigen oben citirten Schriften wollen kleinere oder größere Bausteine zu der noch zu lösenden Aufgabe, einer erschöpfenden Goethe-Biographie herbeibringen. Lassen wir sie in der Folge, wie sie das Leben Goethe's begleiten, an uns vorüberziehen.

Strack's „Goethe's Leipziger Liederbuch" (Nr. 2) fällt etwas heraus aus dem Rahmen der „Blätter für literarische Unterhaltung"; es ist mehr eine fachwissenschaftliche Arbeit, ein gelehrter Commentar zu den Leipziger Liedern. Das Wesen der Anakreontik wird gut und wirkungsvoll in der Einleitung geschildert; die Unwahrheit dieser Dichter wird besonders beleuchtet, ebenso das Verwerfliche ihrer Auffassung der Dichtung. Auf diesem Hintergrund heben sich dann die Goethischen Leipziger Lieder, die wenn auch anakreontisch doch durch eine tiefe Kluft von ihren Vorgängern getrennt sind, prächtig ab.

Diese Kluft ist die Wahrheit der Empfindung. Der innere Gehalt ist Anfang und Ende der Kunst, das war ja das künstlerische Ergebniß des Leipziger Aufenthalts. Der Vergleich mit der inhaltlosen tändelnden Poesie der meisten Anakreontiker zeigt, daß Goethe mit den Leipziger Liedern auf dem richtigen Wege sich befand. Sehr wichtig wird hervorgehoben, was die erste religiöse Dichtung Klopstock's und die der Schweizer hierzu beigetragen hat. So sind denn, sagt der Verfasser mit Recht, die Leipziger Lieder wirklich „Neue Lieder". Der Boden ist vorbereitet, und der Samen ist aufgenommen, der durch Herder's Lehren und die Schönheit und Empfindung der Volkslieder zu herrlicher Frucht hervorsprießen sollte; mit einem Wort über die Bedeutung des straßburger Aufenthalts schließt Strack. Darüber hinaus nach Wetzlar führt uns E. Wolff in dem Schriftchen „Blätter aus dem Werther-Kreis" (Nr. 3). Wir sind über diese Zeit Goethe's so vorzüglich und eingehend unterrichtet, daß man kaum bedeutendere Aufklärungen noch erwarten durfte, und doch hat erst im Vorjahr Günther, der den Kestner'schen Nachlaß in der Leipziger Universitätsbibliothek verwaltet, wichtige Nachrichten über die Entstehung des Werther gegeben und Eugen Wolff bringt nun eine große Fülle von Neuigkeiten, wenn auch nicht aus der Geschichte Werther's, so doch von der Buff'schen Familie und Kestner; sie sind ein Ergebniß der nochmaligen Durchsicht der schon von Kestner und Herbst benutzten Dokumente, und besonders der Briefe und des Tagebuchs von J. G. Kestner, der jetzt im Besitze des Historienmalers Georg Laves in Hannover ist. Kestner's Berichte über seine Jugend beweisen, daß er nicht der Philister und kalte Verstandesmensch war, für den er als Urbild Albert's gilt. Er erscheint literarisch sehr interessiert, sogar selbst als Dichter thätig. Als Gefühlsmensch tritt er in den Werbungsschreiben an Lottens Mutter, deren Verherrlichung im Werther, wie wir jetzt auch aus diesem Briefe erfahren, durchaus verdient war, und in dem Briefe an die fünfzehnjährige Lotte, aus dem eine tiefempfundene Neigung spricht.

Daß Goethe für den eifersüchtigen Albert auch von Kestner sich Farben leihen konnte, zeigt eine bisher unterdrückte Stelle aus einem Briefe an Lotte, der nach dem verhängnißvollen Kuß Goethe's (am 13. August) und Lottens Geständniß geschrieben ist. Nachdem Kestner erklärt hat, auf Lotte verzichten zu wollen, wenn ihre Liebe erkaltet wäre, fügt er folgende Worte hinzu, die offenbar auf seinen Freund Goethe gehen:

> Jedoch aber muß ich Ihnen als Freund sagen, daß nicht alles Gold ist, was da glänzt; daß man sich auf die Worte, welche vielleicht aus einem Buche nachgesagt, oder nur darum gesagt werden, weil sie glänzend sind, nicht verlassen kann, und daran das Herz oft keinen Theil haben kann; daß es von einer Mannsperson schwer wird, sie ganz kennen zu lernen, wenn man sie nicht in einer ziemlichen Zeit und in mancherlei Situation und Begebenheiten handeln gesehen hat, denn auf das Handeln kommt es an, nicht auf die schönen Worte; daß eine Mannsperson, welche man nur selten gesehen hat, vielleicht in denen von dieser selbst gewählten, ihr vortheilhaften Stunden, darum noch nicht vorzüglicher sein kann; daß bei einer Mannsperson schwer zu entscheiden ist, wann sie keiner Veränderung, keinem Wankelmuth mehr unterworfen ist, zumal wenn sie noch an keine gewisse Lebensart oder Beschäftigung gebunden ist; daß es keine Kunst ist, munter und unterhaltend zu sein, wenn man völlig sein eigener Herr ist, wenn man thun und lassen kann, was man will, daß jenes sich aber in ein mürrisches Wesen verändern kann, wenn dieses wegfällt und eine vielleicht unangenehme Beschäftigung gewählt werden muß.

Sehr hübsch, höchst ergötzlich und erfreulich sind die Nachrichten über das Buff'sche Haus. Schon wegen des kostbaren Briefes Hans Buff's, des sechzehnjährigen Primaners, an Lotte, der eine prächtige Schilderung und ein Charakterbild seiner sämmtlichen zehn Geschwister gibt, müßte Wolff's Büchlein gelesen werden. Nicht umsonst wurde gerade Hans von Goethe und seiner Mutter zum Correspondenten ausersehen. Von dem Ball in Wolpertshausen haben wir jetzt durch Kestner genaue Kunde. Kestner nahm theil daran, nur daß er später erschien. Da auch Jerusalem dabei war, fanden sich hier auf diesem berühmtesten aller Tanzvergnügungen alle Personen des Werther vereinigt.

Mit dem Drama, das bald nach dem „Werther" geschrieben ist, und vor ihm erschien, dem „Clavigo", beschäftigen sich zwei Arbeiten, die die letzten Wochen gebracht haben. Erich Schmidt's geistvoller Aufsatz: „Clavigo, Beaumarchais, Goethe" (Nr. 4) gibt zuerst eine feine und hübsche beleuchtete Charakteristik des „avanturier francais",

geht dann auf das Verhältniß Goethe's zu den Memoiren Beaumarchais' über, und weist in eindringender, schön beredter Sprache den Clavigo als Goethe'sches Eigenthum trotz der großen Entlehnung im zweiten Act nach; schreibt doch Goethe selbst an Fritz Jakobi August 1774, ich fordere „das kritischste Messer auf, die blos übersetzten Stellen abzutrennen vom Ganzen ohne es zu zerfleischen, ohne tödtliche Wunde nicht zu sagen der Historie, sondern der Structur, Lebensorganisation des Stückes zu versetzen."

Es ist eine wahre Freude, hier eine so warme Vertheidigung des seit Merck's unglücklichem Urtheil viel geschmähten Dramas zu lesen, das doch immer Goethe's „unveraltbares Theaterstück" bleibt. Eines möchten wir dem hinzufügen. Das schlechte Urtheil über den Clavigo rührt von der Enttäuschung der Zeitgenossen Goethe's her, die einen zweiten Goetz erwartet, und ein regelrechtes Bühnendrama erhielten. Goethe wollte nicht nur den Tadlern des Götz zeigen, daß es ihm ein leichtes wäre, die vielgepriesenen Gesetze der Einheit zu erfüllen, er war auch innerlich in seiner Entwickelung über den Götz hinausgewachsen, und seinen Verehrern und Bewunderern des Götz ging es wie dem Georg in dem Drama, der Küraß wurde ihnen zu schwer, sie konnten nicht mit. Der Götz war für Goethe der Schluß der Shakespeare-Vergötterung, für die Stürmer und Dränger der Anfang. Ein Grundfehler der ganzen Richtung war die geringe Rücksicht auf die Bühne. Shakespeare brauchte freilich diese Rücksicht nicht zu nehmen, denn seine Bühne kannte keine Coulissen und Decoration. Daß den veränderten Verhältnissen Rechnung getragen werden müsse, übersah der Mann, der gerade in einem meisterhaften Aufsatz den Unterschied von Shakespeare und Sophokles' Drama auf veränderte Verhältnisse zurückgeführt hatte, weil er Shakespeare's Bühne nicht kannte; er wurde durch seine Lehre von dem Regel und Form verachtenden Genie selbst daran schuld, daß er nach der Lektüre des „Gottfried" an Goethe schreiben mußte: „Shakespeare hat euch ganz verdorben." Den Beginn der Umkehr bezeichnet die selbstlose Umarbeitung des Götz. „Jede Form", lautet eine Stelle in der Goethe'schen Einleitung zu Wagner's Mercier-Uebersetzung, „auch die gefühlteste hat etwas Unwahres; allein sie ist ein für alle mal das Glas, wodurch wir die heiligen Strahlen der verbreiteten Natur an das Herz des Menschen zu Feuerblicken sammeln. . . . Wer übrigens eigentlich für die Bühne arbeiten will, studire die Bühne, Wirkung der Fernmalerei, des Lichts, Schmucks, Glanzleinwand und Flittern, lasse die Natur an ihrem Ort. . . ."

Hier haben wir den Dichter des „Clavigo". Die Einsicht ist ihm gekommen, daß ein Drama, das nicht aufgeführt werden kann, ein Unding ist und daß der Dichter sich selbst am meisten schadet, der die Rücksicht auf die Bühne außer Acht läßt. Das Ergebniß des neuen Standpunktes war der Clavigo, der nur so eine richtige Beurtheilung finden kann, und sie auch findet in der meisterhaften von reichen und schönen Gedanken durchsetzten Besprechung Erich Schmidt's, die eine sorgfältige Lektüre verdienen. Wie immer versteht er in beneidenswerther Weise alle Leser, Gelehrte und Ungelehrte, sowol die, die diese Zeitschrift studiren und auch die, die nur darin blättern, zu fesseln. Für die letztern erzählt er aus dem Leben Clavigo's und Beaumarchais ein paar Anekdoten:

Der dänische Diplomat Rist besucht den achtzigjährigen Clavigo in Madrid und berichtet darüber: Der alte dicke und heitere Mann . . . lachte herzlich mit uns über die Ehre, die man ihm in Deutschland erwiesen, deren Ausgang er jedoch bei seinem vollständigen Wohlbefinden allzu poetisch fand. Er versichert, wenn sein Ende bis dahin nicht erfolgt, so sei auch seine Schuld nicht so schwer gewesen als das Trauerspiel besage. Auch von Beaumarchais wird uns berichtet, daß ihm Goethe's Dichtung bekannt gewesen, daß er sogar einmal in Augsburg im Theater Zuschauer seiner eigenen Thaten gewesen sei.

Seinem innern Gehalt nach hätte uns Erich Schmidt's kleiner Aufsatz noch länger beschäftigen müssen; um so kürzer können wir Georg Schmidt's 200 Seiten starkes Buch über „Clavigo" (Nr. 5) abthun. Die Beiträge zur Charakteristik der Hauptheldeu und der (!) Marie führen durchaus nicht weiter und die eigentliche Abhandlung erinnert uns an die bekannte Doctordissertationen über ut bei Terenz oder quin bei Tacitus. Es ist in der Hauptsache eine Statistik der Polysyndeta, Asyndeta und ähnlicher Figuren. Sechs Seiten braucht der Verfasser, um die Stellen auszuschreiben, wo der junge Goethe „Engel" sagt; dreißig Seiten stehen der Aufzählung aller Asyndeta zur Verfügung und bei der Geminatio müssen wir Seiten, die weiter nichts enthalten als Weislingen, Weislingen, Marie, Marie, Karl, Karl u. s. w. über uns ergehen lassen. Es ist schön, daß der gelehrte Verfasser bei dem Citat: Röslein, Röslein, Röslein roth, die Anmerkung macht: eine „Trigeminatio". Solche Schriften, deren Zweck man gar nicht einsehen kann, sind geeignet, die Goethe-Philologie in Verruf zu bringen.

„Lilli's Bild" von Graf Ferd. Eckbrecht von Dürkheim (Nr. 6)! Wie anders wirkt dieses Zeichen auf uns ein! Auch hier können und müssen wir uns kurz fassen, aber nur deshalb, weil das schöne Buch allen Freunden Goethe's bekannt ist und der Empfehlung nicht bedarf. Die zweite Auflage hat A. Bielschowsky herausgegeben, und in keiner Hand konnte sie besser liegen als in der des um Lilli so verdienten Forschers. Durch seine Anmerkungen, die viel Gutes und Neues enthalten, bekommt die zweite Auflage einen besondern Werth.

In die schönste und herrlichste Zeit unserer Literatur, in die des Zusammenwirkens Goethe's und Schiller's, führen die drei zuletzt angeführten Bücher. Der achte Band der Schriften der Goethe-Gesellschaft (Nr. 7) bringt als Haupttheil des Buchs die erste Schiller'sche Redaction der „Xenien" mit 676 Nummern, von denen 143 bisher unbekannt waren; im ganzen sind 178 Xenien neu. Der Wunsch Goethe's, welcher mit der von Schiller aus äußern

Gründen verfügten Streichung einer großen Anzahl von Xenien nicht zufrieden war, und seine Klage in die Worte kleidete: „Die Idee war zu schön, zu eigen und einzig, als daß ich mich nicht . . . darüber betrüben sollte, für immer darauf renunciren zu müssen"; ist nun doch noch durch den schönen Fund erfüllt worden.

Wenn Erich Schmidt und Suphan vereint ihre Kräfte einem Werke leihen, so ist es selbstverständlich, daß etwas Tüchtiges und Vortreffliches entsteht. Die über hundert Seiten engsten Druckes umfassenden Anmerkungen geben erschöpfende zum Theil überraschende Auskunft über den schwierigen Stoff. Für die Kenntniß der Beziehungen der beiden Männer zueinander, deren gemeinsames Werk die Xenien waren, wird ihr Briefwechsel immer die beste und vornehmste Quelle bleiben. So sei denn auch hier auf die Ausgabe von Franz Muncker (Nr. 8) hingewiesen, die in vier Bändchen als Theil der Cotta'schen Weltliteratur erscheint. Sie enthalten außer dem Abdruck der Briefe eine sorgfältige, alles Wissenswerthe zusammenfassende Einleitung mit einem Register, das man geradezu ideal nennen kann; es zerfällt in vier Theile, deren erste beide die Dichter jeden für sich, sowie ihre Werke und die in den Briefen ausgesprochenen Urtheile umfassen; diesen folgen ein ausführliches Personen- und Sachregister.

Das Buch, das unser Bericht zuletzt erwähnt, müßte seinem Werthe nach an erster Stelle stehen. „Ueber Goethe's Hermann und Dorothea" von Victor Hehn (Nr. 9) ist kein neues Werk, denn Hehn ist schon vor mehrern Jahren gestorben, ja es reicht seine Entstehung noch in die Mitte des Jahrhunderts, und doch ist es neu, weil sein Inhalt nie veralten wird. „Was haben wir sonst noch Großes", so beginnt die Einleitung, „was besitzen wir bisjetzt noch anderes nicht im Traum, sondern wahrhaft als Goethe?" Heil uns, daß wir mit dem Stolz auf unser geeinigtes Vaterland die Liebe zu Goethe verbinden können. Es wird und kann nicht in unserer Absicht liegen, die Tiefe und Fülle der Hehn'schen Gedanken auch nur zu skizziren. Nur anregen wollen wir zu dem Genuß der Lektüre der gehaltvollen Schrift. Die hohe und großartige Auffassung Goethe's, die Selbständigkeit der Gedanken, die Feinfühligkeit und das Verständniß für Goethe's Poesie, das waren schon die Vorzüge des rühmlichst bekannten Buchs von Hehn: „Gedanken über Goethe"; es sind auch die des neu herausgegebenen. Besonders treffend sind die Abschnitte über die episch-plastische Dichtungsart Goethe's und über die Wahl des Stoffs. Die Frage, warum Goethe keinen politischen Stoff sich ausersehen habe, wird mit der echt Hehn'schen Tiefe und Klarheit nicht blos aus Goethe's Art und Charakter erklärt. Hehn sieht in Goethe den Repräsentanten des Charakters seines Volks, dem die Vorsehung im vorigen Jahrhundert keine politische, sondern ästhetisch-metaphysische Aufgabe gestellt hatte. Auch über die Form des Gedichts handelt Hehn, dem wir ja schon eine schöne Arbeit über Goethe's Vers verdanken, in einem besondern Kapitel und führt uns eindringlich Goethe's Verdienst über Klopstock und Vossens Leistungen hinaus vor Augen, das um so mehr anzuerkennen ist, als Goethe nur seinem Ohr und Gefühl folgte.

In die Freude, ein so prächtiges Buch erhalten zu haben, mischt sich ein wehmüthiges Gefühl über das Schicksal des Manuscripts und seines Verfassers. Aus seinem Collegienheft über deutsche Literatur hatte der dorpater Docent Victor Hehn den Abschnitt über „Hermann und Dorothea" zum Druck vorbereitet, als er (1851) ungerechterweise nach Tula verbannt wurde. Die berüchtigte dritte Abtheilung in Petersburg durchstöberte seine Papiere und beraubte sogar das harmlose Manuscript unseres Buchs. Nur der Sorgfalt der Herausgeber verdanken wir, daß aus erhaltenen Theilen des Concepts die Lücken in der Hauptsache ausgefüllt werden konnten. Karl Heinemann.

---

# Aus Nord und Süd.

1. Wenn sich zwei Herzen scheiden. Roman von Anton Ohorn. Chemnitz, B. Richter. 1893. 8. 4 M.
2. Unter den Linden. Berliner Zeitroman von Rudolf Stratz. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1893. 8. 3 M.
3. Todt? Ein berliner Roman von Hellmuth Wille. Leipzig, B. Elischer Nachfolger. 1893. 8. 4 M.
4. Mit reinem Gewissen. Roman von Reinhold Ortmann. Leipzig, B. Elischer Nachfolger. 1893. 8. 3 M.
5. Auf der großen Landstraße. Roman in drei Bänden von H. Schobert. Berlin, O. Janke. 1893. 8. 12 M.
6. Fräulein Paulinchen Huhn's Briefe an ihre Freundin Fräulein Laura Riedlich. Leipzig, O. Lenz. 1893. 8. 3 M.
7. Der Rebell. Bozi. Zwei Erzählungen von M. E. delle Grazie. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1893. Gr. 8. 3 M.

Als ich Anton Ohorn's Roman „Wenn sich zwei Herzen scheiden" (Nr. 1) zur Hand nahm, da mußte ich unwillkürlich jener reizenden Erzählung des beliebten Verfassers gedenken, die unter dem Titel „Ein getreues Herze wissen" vor Jahren in der „Gartenlaube" erschien und mich in freundlichster Weise ansprach. Durch diese Rückerinnerung war ich in eine angenehme Stimmung gekommen und begann die Lektüre des vorliegenden Romans mit einer unleugbaren Voreingenommenheit. Doch ich täuschte mich nicht; ich fand bekannte Töne, bekannte Stimmungen wieder und vertiefte mich immer mehr und mehr. Aber da kam etwas, was mir unwahrscheinlich dünken wollte. Der Herr Verfasser verzeihe: in mir regte sich der alte Offizier, der Berufssoldat, und sagte: nein, das mußte anders erfunden oder anders motivirt werden. Der Held des Romans nämlich, Freiherr von Tautenheim, eine äußerst sympathisch gezeichnete Figur, ist Offizier und verweigert die Annahme eines Duells, weil er den Verdacht hegt, seines Gegners Vorleben sei nicht makellos. So bleibt ihm denn nichts anderes übrig, als den Dienst

zu quittiren und den rohen Grafen Corrodi, der ihn zum Zweikampfe gefordert, triumphirend im Regimente zurückzulassen. Ein so tüchtiger Offizier wie Tautenheim brauchte nicht den Abschied zu nehmen, es gab noch Mittel — aber freilich hätte sich der Verfasser da umthun müssen in jenen Kreisen, wo eine Aufklärung gerne gegeben worden wäre. Dies also ist die Ausstellung, die ich zu machen habe. Sonst erkläre ich das ganze Werk für ein tüchtiges und bin überzeugt, daß es dem Verfasser neue Freunde werben wird. Von großem Interesse ist schon der historische Hintergrund, auf dem sich die stets spannende Handlung abspielt. Wir werden in die Zeit der Metternichtigkeit — wie Johannes Scherr einst sagte — geführt und fühlen den frischen Athemzug einer neuen Bewegung. Die in die reiche Handlung eingreifenden Personen sind durchweg gut charakterisirt, und ganz besonders ist dem Verfasser die Schilderung des Erziehers im Hause Tautenheim gelungen, er ist eben Lehrer und Dichter zugleich und da mußte ihm das Bild gelingen. Stellenweise erhebt sich die Handlung zu dramatischer Beweglichkeit und Kraft und der Verfasser ist gleich fest in der Zeichnung der gesellschaftlichen Verhältnisse im Herrenschlosse wie im Bauernhause. Diesem Buche wünsche ich gerne einen großen Leserkreis.

Ein gleichfalls tüchtiges Werk ist der berliner Zeitroman von Rudolf Stratz „Unter den Linden" (Nr. 2), dessen Hauptstärke jedoch nicht im spannend erzählten Romanstoffe, sondern in der Art und Weise der Darstellung zu finden ist. Wollte ich Ohorn's Roman dem Inhalte nach besprechen, ich müßte bei der reichen Handlung einen beträchtlichen Theil der Spalten d. Bl. in Anspruch nehmen; bei „Unter den Linden" wäre ich mit einigen Zeilen fertig. Aber wie prächtig sind Zeit und Gesellschaft gezeichnet! Wie packend, kurz und knapp weiß er jenes Gigerlthum zu schildern, das sich heutzutage so breit macht. Rudolf Stratz verfügt über einen gesunden, kräftigen Humor, ist in den verschiedensten Gesellschaftskreisen der preußischen Hauptstadt zu Hause, und die Schilderung derselben in ihren Vertretern bildet das Rückgrat seiner Erzählung. Und diese wieder gibt ein sprechendes Zeugniß von der schriftstellerischen Begabung des Verfassers. Mehr Stoff, mehr Handlung hätte nicht geschadet — aber der Dichter hat uns auch so eine schmackhafte Frucht geboten.

Dies ist Hellmuth Wille nicht gelungen. Sein Roman „Todt?" (Nr. 3) ist eine ganze Serie von Unwahrscheinlichkeiten und keine der handelnden Personen kann uns erwärmen. Eine an sich nicht unselbständige Idee wird da in ungebührlicher Weise breitgetreten und dem Leser wird es schwer, sich bis zum Ende durchzuarbeiten, ja erst das letzte Viertel des Buchs, das der Verfasser einen „berliner Roman" nennt, wird ein wenig spannend. Daß dieselbe Handlung, dieselben Vorkommnisse sich auch in irgendeiner andern großen Stadt hätten abspielen können, wird uns während der Lektüre ebenso klar, wie in dem Augenblicke, da wir den Band unbefriedigt aus der Hand legen.

Das Buch „Mit reinem Gewissen" von Reinhold Ortmann (Nr. 4) ist eigentlich kein Roman; gegen diese Bezeichnung sprechen die verschiedensten Gründe. Es ist eine einfache, infolge der edeln Grundidee zu Herzen gehende Geschichte, die, annoch in einem freundlichen Deutsch geschrieben, bis zum Schlusse fesselt. Man fühlt, daß der Verfasser sich auch größere Aufgaben stellen darf und sie in entsprechender Weise zu lösen im Stande ist. Einer Anzahl von Journalisten und Redacteuren politischer Zeitungen könnte man das Buch mit der Bemerkung zur Lektüre überreichen: „Gehet hin und thuet desgleichen, wirket und handelt so, wie hier der Leiter der «Morgenpost» gethan."

Wenn die Bezeichnung Winterroman gestattet wäre, würde ich das nun folgende dreibändige Werk „Auf der großen Landstraße" von H. Schober (Nr. 5) so nennen. Das ist nämlich jene Art von Romanen, die unsere Frauen, wenn es draußen wettert und tobt, im heimlich warmen Stübchen so gerne lesen. Ich kenne die Verfasserin, Frau Hedwig Schobert in Berlin, bisher nur aus einzelnen Besprechungen ihrer ziemlich zahlreichen Romane und weiß, daß sie zu den bessern Mitgliedern jenes Generalstabs gehört, den sich die Marlitt selig geschaffen. Dies Urtheil kann ich nach der Lektüre des vorliegenden Romans mit gutem Gewissen unterschreiben. „Auf der großen Landstraße" ist auch ein Schablonenwerk, aber es weist doch, insonderheit in seinem ersten Theile, einige besonders gelungene Partien bezüglich der künstlerischen Durcharbeitung und psychologischer Vertiefung auf. Auch sprachlich wird der Leser befriedigt.

An Douglas Jerrold's Buch „Madame Kaudel's Gardinenpredigten" wurde ich erinnert, als ich „Fräulein Paulinchen Huhn's Briefe" (Nr. 6) las, obwol die beiden Werke nichts gemeinsam haben, als das Einerlei der einzelnen Kapitel, worin wieder die Charakteristik fürs Ganze liegt. Bliebe Madame Kaudel nicht in jeder Gardinenpredigt dieselbe zanksüchtige, jeder Logik hohnsprechende Ehehälfte eines geplagten Mannes — man müßte des Buchs Existenzberechtigung bezweifeln; ebenso ist es mit den vorliegenden Briefen, deren Grundton die Satire ist. Fräulein Paulinchen Huhn lebt in einer kleinen Stadt und benützt ihre freien Stunden dazu, um ihrer Freundin, die sich in einem Damenstifte befindet, regelmäßig Mittheilung über alles zu machen, was in dem Krähwinkel vorgeht. Also, was an Klatschsucht, Neugierde, Prüderie und Kleinstädterei nur denkbar ist, das wird hier in den geduldigen Briefen niedergeschrieben. Die Schilderungen sind gut, die Charakteristik der einzelnen Personen gelungen und hier und da blitzt ein gesunder Humor als Streiflicht über die geisterbannende Finsterniß der kleinlichen Verhältnisse hin. Auch im Stile verspottet der Verfasser die Höhere-Töchter-Schreibweise. Da geht z. B. Mariechen im Dämmerstündchen auf ein Weilchen zu Ruth. Daß die Briefschreiberin — Paulinchen — schon sechzig Lenze gesehen, ist wol vorauszusetzen, die

Briefempfängerin, Laurachen Niedlich, ist ebenfalls eine alte Jungfer, denn das Nesthäckchen des Damenstiftes, in welchem sie lebt, heißt Malvinchen und ist schon vierzig Jahre alt. Daß auch ein Neuerer in der Gestalt eines Doctors der Medicin im Städtchen auftritt, bringt Leben in die modrigen Verhältnisse, man fühlt gewissermaßen den Flügelschlag eines neuen Geistes. Ich habe mit einem Worte die Briefe Paulinchens mit Vergnügen gelesen, trotzdem eine gewisse durch die Grundidee verursachte Eintönigkeit ihnen anhaftet. Vielleicht hat der Verfasser oder die Verfasserin des Guten zu viel gethan; weniger Briefe hätten genügt.

Die Dichterin M. E. delle Grazie hat in ihrem jüngsten Buche „Der Rebell. Bozi" (Nr. 7) von neuem gezeigt, in welch hohem Maße ihr die Kraft realistischer Schilderung und Charakterisirung zu eigen ist, zugleich aber auch der ewigen Wahrheit künstlerischen Ausdruck verliehen, daß das Brüderpaar Idealismus und Realismus fest umschlungen auf den Pfaden echter Poesie einherwandeln und dort die duftigsten Dichterkränze windet. Der in den beiden Erzählungen des Bandes waltende Realismus ist gesund und kräftig, er ist nicht das kranke Kind einer krankhaften Zeit. Ob uns die Verfasserin Menschen oder Thiere, Heiden oder Flüsse schildert, sie weiß stets die Farbentöne zu treffen, die dem darzustellenden Bilde am besten entsprechen, sodaß eine Plastik daraus resultirt, die wir zu bewundern gezwungen sind. Sie ist Dichter, Maler und Bildhauer zugleich und eine Tonkünstlerin, was die Musik ihrer Sprache anbelangt. Vor allem aber muß ich ihre schöne Begabung hervorheben, dem Seelenleben der Personen gerecht zu werden. Sie kennt die Herzen und schildert jede ihrer Regungen; der Kennerblick des Psychologen eint sich mit der Beredsamkeit des Dichters. In der ersten Erzählung „Der Rebell" ist es der Verfasserin künstlerische Absicht, jenes Versteckspiel halbbewußter Heuchelei in scharfer Analyse bloszulegen, mit welchem die Gesellschaft, die Menschheit ihre gemeinsten Instincte als moralisch hinzustellen sucht, und natürlich auch den „Rebellen" haßt, welcher sich gegen die als ethisch bezeichneten Grundlagen ihres Bestandes auflehnt. Dieser Rebell ist ein Zigeuner, dem der Grafensohn und Gutsherr sein schönes Liebchen abwendig gemacht hat. Lajos, so heißt der braune Sohn der ungarischen Heide, verachtet den hohen Herrn, von dessen Feigheit er sich zu überzeugen die Gelegenheit hatte. Nicht minder gelingt es der Verfasserin auch noch andere Formen der Auflehnung gegen die bestehenden gesellschaftlichen Zustände oder Anschauungen zu behandeln, denn sie führt uns auch noch einen politischen Revolutionär in István vor und gesellt ihm einen socialen Empörer. Diese beiden Formen der Empörung stehen der ersten, durch den Rebellen Lajos verkörperten, im Leben so wie hier in der Erzählung nach, denn wer die durch den Lebensbestand der Gesellschaft geschaffenen Schranken, die sie nicht nur gegen das Handeln, sondern auch gegen das Denken des Einzelnen aufgerichtet, in ihrer Brutalität durchschaut, der ist in ihren Augen jener Rebell, den sie vor allen andern haßt. Dieser ist von der Verfasserin in einer Weise gezeichnet und charakterisirt, daß man ihr das Zeugniß ausstellen muß, mit echt künstlerischer Objectivität vorgegangen zu sein. Welche Meisterin der Schilderung M. E. delle Grazie ist, möge eine Stelle zeigen. Sie erzählt, träumend im Bette zu sitzen und durch das Fenster auf die mondbeglänzte ungarische Heide hinauszuschauen, dann fährt sie fort:

Wie ich so träumend dasaß, war mir plötzlich, als fühle ich die Mondstrahlen an mir herabrieseln — und merkwürdig — dies Rieseln war gleichsam melodisch, ich fühlte es nicht nur, ich hörte es jetzt auch: immer lauter, immer deutlicher, immer rascher! Endlich fuhr ich zusammen. Welche Täuschung, das war ja Musik! Echte ungarische Musik — der Rákoczy-Marsch! Und auch den Spieler glaubte ich nun errathen zu können. Ich mußte über mich selbst lächeln. Wie eine Mondsüchtige hatte ich zwei verschiedene Sinnesempfindungen, Licht und Klang, als eine einzige genossen und hingenommen. Aber vielleicht wäre es auch andern so ergangen, sagte ich mir gleich darauf, denn nur eine gesegnete Künstlerhand konnte den Saiten dieses launischen Instruments solche Töne entlocken. — — Eh' ich's wußte, stand ich angekleidet am Fenster. Gedämpft, aber deutlich vernahm ich jeden Ton, jeden Triller, jeden Uebergang des Spielers, und nun sah ich ihn auch — es war richtig Lajos, der Zigeuner. — — —

Er hatte sein Thema in den klangvollsten Variationen erschöpft und auf diese Weise scheinbar unabsichtlich zum Volkslied hinüber gefunden, zum ungarischen Volkslied, dem Musik gewordenen Traum der melancholischen Ebene. Wie Thränen rieselten die Töne unter seinem Bogen hervor, oder sie jauchzten auf, süßschmerzlich wie ein in der Unendlichkeit verlorener Schrei des Glücks. Ich kannte sie alle, diese Weisen, die räthselhaft und vieldeutig sind wie die Erscheinungen des Lebens. Trauer und Schwermuth haben sie ersonnen, aber während des Schaffens den Zauberhauch der entschwundenen Seligkeit ihnen eingeathmet, und darum kann der Unglückliche sie mit demselben Rechte singen, mit dem ein liebendes Paar nach ihren Rhythmen den Csárdás tanzt.

Auch in der zweiten Erzählung „Bozi" führt uns die Verfasserin in ihre ungarische Heimat und eigenthümlich genug ist der Held der Geschichte ein „Büffel". Selbstverständlich fühlt der Leser gleich im Beginne, daß er eine Satire vor sich hat, in welcher der gehörnte Wiederkäuer „Bozi" die Personification des tückischen Zufalls ist. Durch ihn wird die menschliche Thorheit, wie sie namentlich auf dem Gebiete der frommen Heuchelei, des religiösen und des Aufklärungsaberglaubens noch immer zu Tage tritt, in fulminanter Weise enthüllt und lächerlich gemacht. Auch in dieser Erzählung gelang es der Verfasserin das Localcolorit festzuhalten und ganz besonders das rumänische Bauernvolk im Süden Ungarns prächtig zu charakterisiren. Es ist eigentlich ein düsteres Culturbild, welches die Verfasserin da entwirft, aber sie setzt den letzten Pinselstrich nicht daran, ohne einen hoffnungsfreudigen Blick in die Zukunft zu gewähren, die durch die Sprengung der Felsenhindernisse an der Donauenge des Eisernen Thores wol eine glücklichere Gestaltung erhalten wird. Dies neueste Buch der hochbegabten Verfasserin wird ihren Freundeskreis, ich wünsche es vom ganzen Herzen, um ein beträchtliches vermehren.

Karl Schrattenthal.

# Religiöse Schriften.

Als eine hochwillkommene Ergänzung zu der jüngst abgeschlossenen Luther-Ausgabe von Kawerau, Rade, Köstlin, Buchwald u. a. ist vor kurzem der Schlußband einer Luther-Biographie erschienen, welche für die fruchtbare Benutzung der eigenen Werke des Reformators vorzügliche Dienste leistet.

1. Martin Luther. Eine Biographie von Theodor Kolde. Zweiter Band. Zweite Hälfte. Gotha, F. A. Perthes. 1893. Gr. 8. 6 M.

Als vor zehn Jahren zum Luther-Jubiläum die ersten Lieferungen dieses groß angelegten Werks erschienen, konnte bei keinem Sachkundigen ein Zweifel daran aufkommen, daß es sich hier um eine gewichtige Bereicherung der reformationsgeschichtlichen Literatur handle. Der Verfasser hatte durch die vorausgegangene Veröffentlichung mehrerer Vorarbeiten, namentlich der beiden: „Die deutsche Augustinercongregation und Johann von Staupitz", Gotha 1879, und „Friedrich der Weise", Erlangen 1881, sich als einen ebenso gewiegten Kenner, wie gewandten Darsteller der einschlagenden Zeitläufte bewiesen; das Bruchstück aus der Biographie des Reformators, „Luther und der Reichstag zu Worms", welches die Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte einleitete, hatte im Flug alle Herzen gewonnen. Nur das konnte die Frage sein: wie wird sich die neue Darstellung zu dem grundlegenden großen Werke Köstlin's und zu dessen Volksausgabe verhalten? Der Verfasser stellte damals in Aussicht, seine Darstellung werde etwa die Mitte zwischen beiden halten. Sie habe in erster Linie einen größern gebildeten Leserkreis ins Auge gefaßt und deshalb darauf Bedacht genommen, sich in eine leichtere, möglichst knappe Form zu kleiden, doch so, daß dem Auge des Gelehrten auch die Einzelforschungen nicht entgingen, für welche am Schluß eines jeden Bandes in den beigegebenen Anmerkungen die Nachweisung geliefert werden sollte. Im übrigen sollte der Versuch gemacht werden, mehr, als dies bisher geschehen, Luther auf dem Grund der Gesammtentwickelung seines Volks zum Verständniß zu bringen, also Lebensgang und Lebenswerk des Reformators in den Rahmen nicht nur der kirchlichen und religiösen Bewegung seiner Zeit, sondern auch der politischen, gesellschaftlichen, wirthschaftlichen und wissenschaftlichen Bestrebungen einzuzeichnen, von denen der Gesammtverlauf der Reformation auch in deutschen Landen so wesentlich beeinflußt wird.

Nun liegt von dem gehaltvollen Werke die andere Hälfte des zweiten Bandes, welche die Ereignisse von der Kirchenvisitation 1526 bis zu Luther's Tode schildert, und damit der Schluß des Ganzen vor. Das Horazische Nonum prematur in annum hat sich an dem Buche erfüllt. Nicht zu seinem Nachtheil. Denn zu den reichhaltigen archivalischen Funden, die der Verfasser selbst in seinen „Analecta Lutherana" vor Jahren niederlegte, sind seitdem zahlreiche andere hinzugekommen, von seiner eigenen wie von fremder Hand gehoben. Die sind als Lohn der geübten Zurückhaltung jetzt seiner Arbeit zugute gekommen, haben es ermöglicht, daß wir in deren Schlußtheil die Ergebnisse der geschichtlichen Forschung bis in die Gegenwart hinein verwerthet finden. Wir müssen es uns versagen, auf Einzelheiten näher einzugehen. Aber das eine soll mit Freude festgestellt werden: wir haben hier von berufener Hand eine gediegene, durchaus selbständige, fesselnde Darstellung des großen Glaubenshelden vor uns, die in vollem Maße gehalten hat, was die ersten Bogen uns versprachen, eine Darstellung, die in klarem, bündigem, lebendigem Ausdruck mit hingebender Wärme ein besonnenes Urtheil verbindet, den Blick offen hält für alles, was irgendwie fördernd oder hemmend auf das deutsche Reformationswerk einwirkte, und ohne alle Schönfärberei einer dieses unwürdigen voreingenommenen Parteilichkeit ganz unbefangen zu dem Schlusse kommt: „Darüber sind Jahrhunderte vergangen; aber das Bild Luther's lebt im Bewußtsein seines Volks noch ganz so, wie ehedem, als des Mannes, der ihm das Evangelium gebracht und der seinem Deutschland die Wege gewiesen, wie keiner früher oder später, und selbst der blinde Haß seiner Gegner muß wider Willen seine unvergängliche Größe verkünden."

In seiner Weise von dem Hauch des evangelischen Kircheuthums berührt, das Luther zu seinem geistigen Haupte hat, schildert uns ein Mitglied der römischen Kirche die Kämpfe, welche, wenn er dem Zug der Wahrheit folgen wollte, seinen Bruch mit der je länger je mehr zur unerträglichen Last gewordenen kirchlichen Tradition, wenigstens in einer Beziehung, herbeiführen müßten:

2. Mein Austritt aus dem Jesuitenorden. Von Graf Paul von Hoensbroech. Fünfte durchgesehene Auflage. Berlin, H. Walther. 1893. Gr. 8. 80 Pf.

Als zuerst in der Tagespresse dunkle Andeutungen auftauchten, ein hervorragendes Mitglied des Jesuitenordens, das bisher als einer der entschlossensten und kampfesmuthigsten Vertheidiger des Ordens mit dessen Angreifern in heißer Fehde gestanden, dazu der Angehörige eines Hauses aus der hohen preußischen Aristokratie, das der Volksvertretung wiederholt und bis in die jüngste Zeit Söhne als Centrumsmitglieder geliefert, denke daran, den Vätern Jesu den Rücken zu kehren, schüttelte man in weiten Kreisen ungläubig den Kopf und erging sich in den seltsamsten Vermuthungen darüber, worauf wol jene Andeutungen zielten. Da brachte eines Tages die „Kreuzzeitung" eine kurze Erklärung mit Namensunterschrift, die jeden Zweifel zerstreute, und kurz darauf kündigten die Herausgeber der „Preußischen Jahrbücher" an, das nächste Heft werde einen ausführlichen Artikel aus der Feder des

Grafen Paul von Hoensbroech bringen, worin dieser seinen Austritt aus dem Jesuitenorden vor der Oeffentlichkeit rechtfertige.

Dieser Artikel ist es, der in der obengenannten Broschüre als Sonderabdruck uns vorliegt, und bei dem Aufsehen, welche die ihm zu Grunde liegende Thatsache weithin erregt hat, ist es wohl begründet, wenn wir auch hier seinem Inhalt etwas näher treten.

Der Graf bezeichnet seinen Austritt aus dem Orden als ein schweres Opfer, das er der Wahrheit dargebracht habe. Das werden wir ihm aufs Wort glauben dürfen. Er ist der Gesellschaft Jesu erst als Referendar, nach zahlreichen größern Reisen, in einem Alter von 26 Jahren beigetreten. Damals sah er in ihr das Ideal christlicher Frömmigkeit verkörpert, die Vorstellung eines vollkommenen Christen war ihm gleichbedeutend mit der eines wahren Jesuiten. Was war es, was dann doch, wenn auch erst nach langen, schweren innern Kämpfen, die Trennung herbeiführte, Kämpfen, von denen der Verfasser schreibt: „Ich wollte dem sich regenden Widerspruch kein Gehör geben; ich wollte das Ideal, das ich erkannt zu haben glaubte, nicht als Irrthum fallen lassen; ich wollte mich und mein Urtheil ins Unrecht setzen?“ Es sind zwei schwerwiegende Anklagen, die er gegen den Orden erhebt. Der Jesuitismus unterdrückt, ja vernichtet bis zu einem gewissen Grade die Selbständigkeit, den Charakter, die Individualität des Einzelnen — so lautet der erste Vorwurf. Das gilt sowol vom Alltagsleben, wie vom religiös-ascetischen Leben, wie von der wissenschaftlichen Arbeit. Auf jedem dieser Gebiete zwingt der Orden seinen Gliedern eine alles umfassende, alles nivellirende Schablone, eine Dressur durch die Zwangsjacke auf, bei der auch der letzte Rest einer persönlichen Eigenart verkümmern muß.

Nicht nur von Stunde zu Stunde, sondern von Viertelstunde zu Viertelstunde, selbst für noch kürzere Zeiträume ist dem Novizen vorgeschrieben, was er zu thun hat. Was er auch vornehme, ehe er sich versieht, kommt das Zeichen zur Unterbrechung, und er wird zu etwas anderm verwendet, fünf Minuten hier, fünf Minuten dort; eine halbe Stunde in der Küche, eine Stunde auf dem Speicher; heute mit dem Kehrbesen, morgen mit dem Grabscheit in der Hand. So wird er willenlos geschoben, gedrängt, gestoßen, bis der eigene Wille gründlich gebrochen und er zur mühelos rollenden Kugel geglättet ist, die sich geräuschlos einfügt in die Reihen der neben ihr und mit ihr rollenden. Auch im Aeußern muß jede Eigenthümlichkeit ausgetrieben, die vollständigste Uniformität erreicht werden. Der Gang, die Haltung der Hände, der Blick der Augen, die Neigung des Kopfes, die Stellung und Bewegung des Körpers sind durch genaue Vorschriften geregelt. Buchstäblich nichts ist der freien Selbstbestimmung des Novizen überlassen. Will er einen Schluck Wasser trinken, so muß er um Erlaubniß fragen; will er ein Stück Papier, ein Buch, einen Bleistift benutzen, so muß er um Erlaubniß fragen. Zur Ueberwachung und Censurirung ist jedem ein sogenannter Schutzengel zugetheilt, der auf den geringsten Verstoß Acht haben muß. Da heißt es bald: N. N. geht zu rasch, bald: er geht zu langsam, bald: er schaut zu viel umher, bald: er schaut zu viel vor sich, er spricht zu laut, zu leise u. s. w. Die Quintessenz dieses ganzen Schablonensystems sind die sogenannten „Bescheidenheitsregeln“, der präciseste Ausdruck für die Zwangsformen, in welche der Jesuit vom Scheitel bis zur Zehe hineingepreßt wird, Vorschriften, in denen es heißt: Die Stirn sei nicht gerunzelt, und noch weniger die Nase; die Lippen seien nicht aufeinandergepreßt, aber auch nicht voneinander abstehend; beim Sprechen schaue man dem andern nicht in die Augen, sondern halte den Blick etwas gesenkt; die Hände halte man ruhig; der Gesichtsausdruck weise nie starke Gemüthsbewegungen auf, sondern zeige nur eine gleichbleibende Heiterkeit; der Gang sei stets gemäßigt, das Lachen niemals laut.

Für die fromme Andacht sind die Gebets- und Erbauungsbücher genau vorgeschrieben. Nur Heiligenleben aus dem Jesuitenorden darf der Jesuit lesen. In dreißigtägigen „geistlichen Uebungen“ und weiterhin alljährlich bis zum Lebensende in achttägigen Exercitien sind bei vollständiger Abgeschiedenheit, in tiefem Schweigen, die Formen der ignatianischen Frömmigkeit genau einzuprägen, und als genügte das noch nicht, um die individuelle Frömmigkeit durch die jesuitische zu ersetzen, muß die sogenannte „Gewissensrechenschaft“ herhalten, deren dreizehn Beichtstücke das gesammte innere Leben bis in seine feinsten Verzweigungen umfassen. Solcher Gewissensrechenschaften hat der einzelne Novize binnen zwei Jahren nicht weniger als 104 abzulegen, für die spätere Zeit ist jeden Monat eine vorgeschrieben, nach dem in der Regel zehnjährigen „Scholastikat“ folgt im „Tertiat“ wieder die wöchentliche Ableistung, und ganz kommt sie niemals in Wegfall.

Strengste Ueberwachung, gebundene Marschroute — das gilt auch für die wissenschaftlichen Studien. Jeder fremde Einfluß, jeder frische Lebenshauch von außen wird sorgfältig ferngehalten. Geisteserzeugnisse von nichtjesuitischen Autoren werden dem studirenden Ordensgliede nur in sehr beschränktem Maße zugänglich, und nie nach eigener Wahl. Selbst dem gereiften Manne steht die Bibliothek nicht zu freier Verfügung, sondern er hat sich an seine Obern zu wenden, und lediglich nach deren Gutdünken wird sein Wunsch erfüllt oder auch nicht. „So geschieht es, daß nach siebenjährigem Studium der junge Jesuit seine Ausbildung beschließt, ausgerüstet mit aller philosophisch-theologischen Spitzfindigkeit vergangener Jahrhunderte, den Kopf erfüllt mit den Namen längst todter Systeme und ohne Einfluß gebliebener mittelalterlichen Gelehrten, aber in fast völliger Unwissenheit über die Geisteskämpfe der Gegenwart, über die actuellen wissenschaftlichen Richtungen, die er zum großen Theil weder in ihren Trägern, noch auch in ihren Producten auch nur dem Namen nach kennt.“

Der zweite, wie es scheint, in den Augen seines Ur-

hebers noch gewichtigere Vorwurf, den Hoensbroech erhebt, lautet dahin: Der Jesuitismus unterdrückt, ja vernichtet bis zu einem gewissen Grade das berechtigte Nationalgefühl, den berechtigten Patriotismus. Treue, hingebende Liebe zu dem angestammten Vaterland und Ordenszugehörigkeit schließen einander aus. Denn auch hier arbeitet das System auf Nivellierung hin. Europa oder Asien, Deutsch oder Französisch, Republik oder Monarchie, ihm gilt es gleich. Je kosmopolitischer, heimatloser ein Jesuit, desto mehr nähert er sich dem Ideal des Ordens. Und wie sollte es auch anders sein? Sind doch in der sogenannten deutschen Jesuitenprovinz, wenn Deutsche auch den Grundstock bilden, so zahlreiche Ausländer: Schweizer, Nordamerikaner, Brasilianer, Dänen, Schweden vertreten, daß man mit Recht fragen muß: Wo soll bei diesen der Patriotismus für Deutschland herkommen, wie kann der von Haus aus republikanisch gesinnte Schweizer oder Nordamerikaner hingebende Liebe zum monarchischen Deutschland hegen? Gerade hier scheint für den Grafen Hoensbroech der Hauptstein des Anstoßes gelegen zu haben. Wenigstens versichert er uns zum Schlusse: „Nicht zum mindesten danke ich es dem kräftigen Zuge der Vaterlandsliebe, daß ich wieder stehe, wo ich stehe nach vierzehn Jahren: ein deutscher Mann auf deutschem Grunde."

Was die endgiltige Entscheidung in dem vorausgegangenen innern Processe und die völlige Trennung von dem Orden herbeigeführt hat, erfahren wir nicht. Insofern ist die Rechtfertigung des Exjesuiten ungenügend. Unsicher und widerspruchsvoll ist auch die Stellung, die er zunächst dem Orden gegenüber eingenommen hat. Die auch ihm verwerflich erscheinenden massenhaften Entscheidungen einer bankbrüchigen Jesuitenmoral sind ihm Irrthümer spitzfindiger Köpfe, aber keine Verirrungen des Herzens. Er bewundert auch jetzt noch die wunderbar großactige Institution des Ordens, dieses „Organismus von staunenswerther Einheitlichkeit, Lebenskraft und Vielseitigkeit", und will keine Anklage gegen ihn erheben. Und doch sind die von dem Grafen aufs schärfste verurtheilten Mittel von den Zwecken des Ordens nicht zu trennen, und doch sind die thatsächlich erhobenen Anklagen so schwerwiegend, daß sie aus protestantischem Munde nicht vernichtender lauten könnten. Mittel und Zwecke des Jesuitenordens sind so eng miteinander verwachsen, daß auch von jenen gilt: Sint, ut sunt, aut non sint. So gewiß es also die edelsten, ehrenwerthesten Beweggründe gewesen sind, die den Vertheidiger seines Austritts aus dem Jesuitenorden zum Bruche mit diesem geführt haben: die Gärung ist noch nicht zur Klärung gediehen. Früher oder später muß nothwendig so manches Urtheil, das jetzt noch, vielleicht aus Pietät, zurückgehalten wird, zur Aussprache kommen, manche Anerkennung, die jetzt noch zugestanden wird, wegfallen. Daß die von der Logik der Thatsachen geforderte Entscheidung nicht in der Schwebe bleibe, dafür werden Freund und Feind schon sorgen.

Karl Sallmann.

---

# Naturwissenschaftliches.

1. Jahrbuch der Naturwissenschaften 1892—1893. Achter Jahrgang. Herausgegeben von M. Wildermann. Mit 31 Holzschnitten und einem Kärtchen. Freiburg i. Br., Herder. 1893. Gr. 8. 6 M.

Der achte Jahrgang ist erschienen und wiederum ein ganzer Wildermann! Der Inhalt ist auch diesmal sehr reich. Wir empfangen Nachricht von den neuesten Ereignissen in Afrika, von der Vertilgung der Feldmäuse durch den Bacillus typhi murium, von der Entdeckung neuer Planeten durch die photographische Methode u. s. w., und immer schön geordnet und in leicht verständlicher und doch geschmackvoller Darstellung. Alles was im verflossenen Jahre in dem großen Reich der Naturwissenschaften ein weiteres als nur Fachinteresse besaß, wird uns in dem geschmackvoll ausgestatteten Werke vorgeführt. Wir würden verlegen sein, wenn wir etwas durchaus Neues zum Lobe des Wildermann'schen Buchs niederschreiben müßten, und können nur unsere Bemerkung vom vorigen Jahre wiederholen, daß uns in der ganzen deutschen Bücherei kein Buch bekannt ist, welches besser seinen Zweck erfüllt als das „Jahrbuch der Naturwissenschaften".

2. Encyklopädie der Naturwissenschaften. Herausgegeben von Prof. Dr. W. Förster, Prof. Dr. A. Kenngott, Prof. Dr. A. Ladenburg, Dr. Ant. Reichenow, Prof. Dr. Schenk, Geheimer Schulrath Dr. Schlömilch, Prov. Dr. W. Valentiner, Prof. Dr. A. Winkelmann, Prof. Dr. G. C. Wittstein. Breslau, E. Trewendt. Gr. 8. In Lieferungen. Subscriptionspreis à 3 M.

Unter den großen wissenschaftlichen Sammelwerken nimmt die „Encyklopädie der Naturwissenschaften" eine hervorragende Stelle ein. Es ist ein Riesenwerk von fundamentaler Bedeutung. Eine größere Anzahl von Fächern sind bereits vollendet, wie z. B. die Botanik, und stellen sich als umfangreiche Handbücher dar.

Soeben ging uns von der zweiten Abtheilung Lieferung 71—76 des Handwörterbuchs der Chemie von Professor Ladenburg zu. Der zehnte Band ist damit vollendet und Band 11 auch bereits zum größten Theile erschienen. Die neuen Lieferungen erhalten wiederum eine große Anzahl prächtiger Artikel, von denen wir aus Band 10 nur die sehr umfangreichen Arbeiten über Silber, Silicium, Schwefel und Seifen Erwähnung thun wollen. Der elfte

Band wird mit einer umfangreichen Bearbeitung der Spectralanalyse eröffnet, und an diese schließen sich die Bearbeitungen über Sprengstoffe, Steinkohlentheer, Stereochemie und Stickstoff; Aufsätze die uns durch ihre Klarheit und Eleganz der Darstellung geradezu frappirt haben. Auch das auf drei Bände berechnete „Handbuch der Physik" von Winkelmann liegt nunmehr bald vollendet vor. Die zwölfte neue Lieferung bildet einen Theil des Band 3; und sie enthält einen instructiven Aufsatz über Thermoelektricität von Professor Braun, sowie einen Artikel über Wärme und elektrische Arbeit von demselben Verfasser.

Ueber elektrische Beleuchtung, Elektrolyse, elektrische Endosmose, über Strömungsströme berichtet Graetz. Die Lieferungen 13—15, welche Beiträge zum zweiten Bande enthalten, bringen eine Bearbeitung der Spectralanalyse, sowie die auf ganz neuen Fundamenten aufgebauten Arbeiten von Czapski, über die Hauptgattungsarten der optischen Instrumente und die Theorie der Achromasie. Wir müssen es von neuem betonen, daß das „Handbuch der Physik" ein vorzügliches Hülfsmittel darstellt, wie es bisher nicht vorhanden war. Die historische Entwickelung eines jeden Themas und die Quellen sind mit einer beispiellosen Vollständigkeit und Präcision geboten.

3. Bechhold's Handlexikon der Naturwissenschaften und Medicin. Bearbeitet von A. Welde, Dr. W. Schauf, Dr. G. Pulvermacher, Dr. L. Mehler, Dr. B. Löwenthal, Dr. C. Eckstein, Dr. J. Bechhold und G. Arends. Frankfurt a. M., H. Bechhold. Gr. 8. In Lieferungen à 80 Pf.

Das „Handlexikon der Naturwissenschaften und der Medicin" ist jetzt vollständig erschienen. Wir haben es hier mit einem Werke zu thun, mit dem thatsächlich einem dringenden Bedürfniß genügt wurde. Ueber jede Thatsache, über jede Definition, über jedes Fachwort aus dem Gebiete der Naturwissenschaften, der Medicin und Technik gibt das Handlexikon kurz und bündig Antwort. Es ist eigentlich verwunderlich, daß bisher ein solches Werk nicht existirte. Trotz der großen Menge des Stoffes der bearbeitet werden mußte, haben es die Autoren verstanden, das Buch in mäßigem Umfange zu erhalten, und dennoch klar und verständlich zu bleiben. Wir möchten die Anschaffung des Werks jedem Gebildeten empfehlen.

Franz Bendt.

# Feuilleton.

Wie auf allen Gebieten des modernen Lebens eine wahre Sucht herrscht zu rathen und zu bessern, so namentlich auf dem Gebiete des dramatischen Schaffens. Viel Köche verderben den Brei. Wir fürchten, daß dieses Sprichwort auch hier seine Geltung behält. Das beste Mittel, die Gegenwart zu würdigen, bleibt immer die historische Betrachtung des Vergangenen. Deshalb heben wir auch unter den uns vorliegenden Schriften als besonders wichtig die des bekannten Dramaturgen Eugen Kilian hervor: „Beiträge zur Geschichte des karlsruher Hoftheaters unter Eduard Devrient" (Karlsruhe, G. Braun, 1893). Den Kern des Buchs bildet die „Statistik des Gesammtrepertoires von 1852 bis 1870", in der das ganze Material sorgfältig und übersichtlich zusammengestellt ist. Die Einleitung zieht aus dieser Statistik die Ergebnisse und schildert die Wandlung, die das karlsruher Theater unter Eduard Devrient durchgemacht hat. Er hat, nachdem er am 17. Mai 1853 die Leitung des neuen Hoftheaters übernommen hatte, die zerrüttete Bühne vollständig regenerirt. Deshalb ist die Darstellung dieser Epoche sehr lehrreich. Neben Shakespeare, dessen Pflege besonders hervortritt, kamen auch Lessing, Goethe und Schiller mehr zur Geltung als bis dahin. Jedoch ist der Vorwurf unzutreffend, daß Devrient über dem Cultus der Classiker dem Publikum die Producte der Gegenwart allzu sehr vorenthalten habe. Gegen das moderne französische Demimonde-Drama verhielt er sich allerdings durchaus ablehnend. Was die künstlerische Beschaffenheit der Vorstellungen anlangt, so war sein Streben auf ein stilvolles und harmonisches Zusammenspiel gerichtet. Deshalb konnte er sich auch — abgesehen von andern Bedenken — für Gastspiele von Virtuosen nicht erwärmen und wußte unter seinen eigenen Leuten unberechtigtes Hervortreten hintanzuhalten, wenn er auch keineswegs hervorragende Talente an der Entfaltung ihrer Kraft gehindert hat. Kilian's Schrift macht in allen ihren Theilen den Eindruck gewissenhafter, unparteiischer Beurtheilung. Eine sehr werthvolle Beigabe bilden die Aufzeichnungen Devrient's über seine Berufung. Sie entbehren nicht der dramatischen Spannung und machen dem Charakter des Verfassers alle Ehre, zugleich aber dem des Fürsten, der ihn berief.

Die Hebung des Theaters ist deshalb so schwierig, weil hier so viele Räder ineinandergreifen. Bald fehlt es da, bald fehlt es dort. Die Hauptsache ist wol das „Was?" An Theoretikern mangelt es ja nicht. Theorie und Praxis verbindet B. Ritter von Plazer, der in „Zeitgemäßen Betrachtungen" (Leipzig, O. Wigand, 1893) auf schon erschienene oder noch erscheinende eigene Dramen hinweist. Wir können den drei „Essay" (!) keinen rechten Geschmack abgewinnen. Sie bieten bei weitem nicht das, was die Ueberschriften: „Ueber den Geist des Naturalismus", „Ton und Wort", „Idee und Motiv", erwarten lassen, und sind zum Theil recht wenig klar, ohne daß die auf die Lektüre verwendete Mühe sich lohnte. Wie wenig treffend ist z. B. das Urtheil über Aristophanes: „Wir finden in seinen Werken kein «Motiv», welches die, nur dem Verstande dienenden Situationen, dem Herzen näher bringen kann. Dies mag wol die Hauptursache sein, warum seine Werke eine so geringe Wirkung auf seine Zeitgenossen und auf sein Volk ausübten."

Stark polemischen Charakter hat ein Schriftchen von Cerberus: „Der bremische Lessing" (Bremen, E. Hampe, 1893). Der Verfasser macht darin die „Dramatik" eines Herrn Gartelmann lächerlich. Wir lassen dahingestellt, wie weit er in der Sache berechtigt ist, jedenfalls ist der Ton seiner Darlegung wenig erfreulich. Verlohnte es sich überhaupt, eine Broschüre zu schreiben? Der Verfasser fühlt sich selbst veranlaßt, sich bei dem Leser zu entschuldigen, daß er dessen Zeit „vergeudet" habe. „Wär' nicht das Motto mit seiner aufgeblasenen Eitelkeit, ich hätt' es nicht gethan."

H. von Basedow rechnet in seinen dramaturgischen Studien: „Charaktere und Temperamente" („Dramaturgische Studien. I. Shakespeare'sche Charaktere mit einem Anhang: Ueber Goethe's Faust" [Berlin, E. Renzel, 1893]) die mangelhafte Darstellung der Charaktere zu den Elementen, die den Verfall des Theaters

herbeigeführt haben. Seine Studien sind bestimmt, den Realismus in der Schauspielkunst zu befestigen. „Blut, Hirn und Nerven das sind die Grundlagen aller physischen Aeußerungen — das erkannte, verstandene Temperament ist der Schlüssel, der die verborgensten Kammern der Psyche aufschließt.“ Das ist der leitende Gedanke der Schrift. Der Verfasser bietet nun praktische Beispiele aus den Werken Shakespeare's, der in der Schöpfung solcher natürlich begründeter Charaktere, wenn auch theilweise unbewußt, Meister ist. Man kann es billigen, daß dieser übrigens nicht neue Gesichtspunkt einmal schärfer betont und auf bestimmte Figuren angewendet wird, nur darf man sich nicht alles davon versprechen. Der Schauspieler kann ja doch die physischen Grundlagen der darzustellenden Temperamente in sich nicht erzeugen. Die Hauptsache bleibt immer die Intuition des Genies.

Mit viel Pathos ermahnt Otto Wichers von Gogh in der Schrift: „Das Elend der deutschen Schauspieler“ (Zürich, C. Schmidt, 1893) die Schauspieler, sich an der Wende des Jahrhunderts aufzuraffen, nach Selbständigkeit, nach „Geltendmachung der Individualität“ zu ringen und zugleich ihrer unwürdigen Lage sich bewußt zu werden. Nur der Schauspielerstand ist nach ihm von der socialen Frage unberührt geblieben. Und der Weg, der zur Freiheit führt? „Genossenschaft, Organisation, das ist es vor allem, was den Künstlern noththut.“ Daß auf dem genannten Gebiete noch vieles im argen liegt, wer wollte es leugnen? Schon sind aber auch die Behörden auf einige der hauptsächlichsten Auswüchse aufmerksam geworden. Aber auch die vom Verfasser vorgeschlagenen Neuerungen werden die Uebelstände nicht mit der Wurzel beseitigen. Erst müssen unsere Theaterzustände einfacher werden, das Bühnenspiel darf nicht mehr zur bloßen Ergötzung der Sinne herabsinken, es darf nicht mehr so viel Menschen verwenden, die gar keine Künstler sind und auch gar nicht zu sein brauchen.

— Die schön geordnete und in trefflichen Textabdrücken gebotene Ausgabe von „Schiller's Briefen. Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Fritz Jonas. Kritische Gesammtausgabe. Dritter Band“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, 1893), deren wir schon früher hier rühmend zu erwähnen Gelegenheit gehabt, schreitet in regelmäßiger Folge vor; die zuletzt erschienenen Lieferungen bilden den dritten Band des Werks, welcher weit über 500 Seiten stark ist. Mit jedem weitern Bande des für die Kenntniß des Lebens und der Geistesthätigkeit unsers großen Dichters so wichtigen Sammelwerks zeigt sich die Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit des Herausgebers in stets hellerm Lichte, sodaß man diese Ausgabe als vollständig ebenbürtig der weimarer Ausgabe der Briefe Goethe's zur Seite stellen kann. Die Anmerkungen, welche die Lesarten und werthvolle literarische Aufklärungen und Erläuterungen enthalten, umfassen nicht weniger als 80 Seiten und werden selbst dem gründlichsten Kenner und Mann der Forschung auf dem Gebiete der Literaturgeschichte zufriedenstellen. Der Text der Briefe selbst von Nr. 477 bis 734 reichend, umfaßt die Jahre 1790 bis 1794, also die jenenser Periode, die Periode seines reichsten poetischen Schaffens und seiner eingehenden Beschäftigung mit dem Studium der Philosophie, worüber viele umfassende Briefstücke Zeugniß ablegen. Wir finden unter diesen Briefen solche an Gottfried Körner, an Schiller's Vater, an den Verleger G. Göschen, an G. Hufeland, F. Huber, Jens Baggesen, Christ. G. von der Murr, Friedrich Haug, G. Herder, J. Kant und F. Jakobi. Auch die Zuschriften an den Herzog Christian Friedrich von Augustenburg, an Graf Ernst Schimmelmann und die ersten Briefe an Goethe sind in dem Bande enthalten, in welchem auch die Correspondenz mit dem Verlagsbuchhändler Cotta beginnt, die uns so tief in die geschäftlichen Angelegenheiten des Dichters blicken läßt und die Verbindung des Namens Cotta und Schiller durch viele Jahrzehnte bis in unsere Zeit hinein begründete. Die Beilagen der Briefe sind mit der größten Treue ebenfalls abgedruckt, so z. B. neben dem Briefe an Cotta vom 19. Mai 1794 der Contractentwurf über den Verlag der „Allgemeinen Europäischen Staatszeitung“ und jener über die literarische Monatsschrift „Die Horen“, neben dem Einladungsschreiben Schiller's an Goethe, betreffend die Mitarbeiterschaft an den „Horen“, der Prospect dieser Zeitschrift u. a. m. Die geistvollen philosophischen Ausführungen in den Briefen an Körner sind natürlich ebenfalls vollinhaltlich gegeben. An Porträts wurden dem Bande: Schiller's Bild nach dem Gemälde von W. Schmidt, Freiherrn von Dalberg's Bildniß nach Tischbein's Originale, ein gutes Porträt des Herzogs Friedrich Christian von Augustenburg und ein solches des Grafen Schimmelmann in der bekannten vortrefflichen Ausführung dieser Verlags-Anstalt beigegeben. Der nicht übermäßig große, jedoch klare Druck des Textes gestattet eine gute Uebersicht und dient dem Werke zu ganz besonderm Vortheile, da dieses infolge solcher Druckeinrichtung nach einigen Bänden abgeschlossen vorliegen kann und nicht eine lange Reihe von Bänden füllen wird. Wie wichtig für den Besitzer von Schiller's Werken gewissermaßen als der beste Commentar zu denselben diese schöne Ausgabe der Briefe unsers Nationaldichters erscheint, braucht wol hier nur angedeutet zu werden.

— Das inhaltreiche Schriftchen von M. G. Zimmermann: „Kunstgeschichte und Literatur an den Kunstakademien“ (Leipzig, Arthur Seemann) enthält eine kleine Methodik, eine Anweisung zur Behandlung des Stoffs, wie sie der junge Docent sich wünscht, der sein gutes Wissen auf die beste Weise den lernbegierigen Kunstjüngern mitzutheilen beabsichtigt. Die darin enthaltenen Winke und Rathschläge sind die Früchte einer vierjährigen Lehrthätigkeit, in der der Verfasser neben der Kunstgeschichte auch die Literatur zu behandeln hatte. Aus dieser Doppelaufgabe erwuchs ihm der glückliche Gedanke, beide Wissenszweige miteinander zu verschmelzen und sie gegenseitig sich durchdringen und beleuchten zu lassen, ein Verfahren, das bei gründlicher Beherrschung zweckentsprechender Begrenzung und geistvoller Behandlung des Stoffs, wie es hier durchgeführt erscheint, seines Erfolges sicher ist. Aber auch die ins einzelne gehenden Vorschläge bekunden das Lehrgeschick des Verfassers, sowie sein Bestreben, in den Herzen seiner Zuhörer die Begeisterung sowol für das Große und Erhabene als für das menschlich Innige in Kunst und Dichtung zu entzünden.

— Die für Frauen von Frauenhand ausgewählte Sammlung von „Blüten und Perlen deutscher Dichtung“ (Halle, Gesenius), die sich seit langem in der deutschen Familie eingebürgert hat, erscheint in ihrer dreißigsten Auflage in völlig neuem Gewande. Format und Ausstattung erinnern an die Sammlungen von Bodenstedt und „Im Wechsel der Tage“. Stören in der letzten die englischen Holzschnitttypen, so möchten wir aus den „Blüten und Perlen“ die Leeke'schen grobkörnigen Bilder entfernt sehen; von dem Gehalte der zarten dichterischen Ergüsse spiegelt sich in ihnen nur ganz selten ein schwacher Schimmer wieder. Die Füllhaas'schen Zeichnungen sind in der zierlichen glatten Manier ausgeführt, die wir an ihm gewöhnt sind; aber auch er begeht die Geschmacklosigkeit, uns den bekannten unglücklichen Heine'schen Fichtenbaum wieder einmal leibhaftig vorzuführen.

— Das Schauspiel des Widerstreites zwischen Fortschritt und Rückschritt, zwischen Wahn und Wissen, die ihrem Wesen nach, in welcher Gestalt und Phase sie sich auch zeigen mögen, wie zwei sich bekämpfende Wellenzüge eines neben dem andern unveränderlich erhalten bleiben, tritt uns recht deutlich vor Augen in dem umfang- und inhaltreichen zweibändigen Werke über die großen Welträthsel, einer Naturphilosophie von Tilmann Pesch, S. J. (Freiburg i. B., Herder), die bereits in zweiter Auflage vorliegt. Der Verfasser hat nichts Geringeres in Absicht, als die mittelalterliche Weltanschauung, die auf Plato und Aristoteles zurückgeht, wieder auf den Thron zu heben, und mit Hülfe unserer fortgeschrittenen Naturerkenntniß den Beweis zu liefern, daß jene

Philosophie der Alten, insbesondere der Dualismus zwischen Gott und Welt, die einzig richtige und haltbare sei. Der Verfasser verfolgt seine Absicht mit großer Gründlichkeit, indem er zuerst die Möglichkeit und Existenzberechtigung der Naturphilosophie nachweist und die in den Grundbegriffen Stoff, Kraft, Gesetz und Zweck liegenden Berührungspunkte zwischen Philosophie und Naturwissenschaft, d. h. zwischen Uebersinnlichem und sinnlich Wahrnehmbarem, einer eingehenden Besichtigung unterwirft. Hieran schließt er eine Darstellung und Kritik der modernen mechanistischen, dynamistischen und atomistischen Naturerklärungen, wobei stets die Ueberlegenheit der Aristotelischen Naturphilosophie über die einseitigen und unzulänglichen modernen Theorien hervorgehoben wird, sodaß der Ausgang des Kampfes, den Pesch in Scene setzt, schon vollständig entschieden ist, noch ehe die verschiedenen Monismen und die Descendenztheorie der modernen Wissenschaft ins Gefecht eingetreten sind. Ueberschlagen wir die Angriffe auf die moderne Wissenschaft und ihre Vertreter, lassen wir selbst den „Zweck" des Buchs aus dem Auge, so bleiben doch die „Mittel", mit denen der Verfasser arbeitet, wohl des Studiums werth. Die Vorführung und Gegenüberstellung von Theorien, worin der Verfasser großes dialektisches Geschick und gewaltige Belesenheit bekundet, bieten außerordentlich viel Anregung, zumal er jeden, ohne Ansehen der Person, vor seinen selbsterbauten Richterstuhl citirt, und nicht blos Eduard von Hartmann zerzaust, sondern auch Fechnern und Wundten energisch zu Leibe geht. An andern Stellen wirkt der wissenschaftliche Ernst, mit dem er seiner Idee zum Siege verhelfen will, wohlthuend und achtunggebietend; sein Ringen nach Wahrheit, das ihn oft ahnungslos in die Reihen der Gegner treibt, erinnert an das Vorgehen Pfaff's in seiner Schöpfungsgeschichte. Als besonders häßlich ist uns die Verdächtigung aufgefallen, daß „auf der modernen Philosophie, wie solche von deutschen Universitätsprofessoren gehegt wird, auch die gefürchteten socialdemokratischen Umsturzbestrebungen beruhen", ein Ausdruck, der hier fast komisch wirkt, da unmittelbar vorher „die vollendete Impotenz der modernen Philosophie als Thatsache" bezeichnet wird. Nein, Herr Pesch, die wahre Wissenschaft, auch die moderne, bleibt stets bescheiden und kennt sehr wohl die eigene Schwäche und Unzulänglichkeit, aber der Fanatismus, insbesondere der mittelalterliche, wirft sich gern zum Richter über Geist und Gewissen auf.

— Nach seinen eigenen Worten „in jeder Beziehung eine Ergänzung" zu der oben Seite 26 besprochenen Schrift bildet Hoensbroech's neueste Kundgebung: „Moderner Jesuitismus" (2. Auflage, Berlin, H. Walther, 1893), in welcher der Verfasser noch eingehender und schärfer als in jener seinen persönlichen und sachlichen Gegensatz zum Jesuitenorden darlegt. Und zwar macht er es sich hier zur Aufgabe, theils Kritik zu üben an einzelnen Lehren hervorragender, vom Orden anerkannter jesuitischer Schriftsteller der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit, wie des abgefallenen Protestanten L. von Hammerstein, der Cardinale Manning, Antonelli, Hergenröther, der Jesuiten Cathrein, Costa-Rosetti, Tarquini, theils an einigen typischen Beispielen, welche Gury's berüchtigter Moraltheologie entnommen sind, zu zeigen, wohin der Jesuitismus mit seiner „Gewissensleitung" führt.

Die Lehren, welche Hoensbroech neuerdings seiner Kritik unterzieht, betreffen das Verhältniß von Staat und Kirche, sowie das Verhältniß der Kirche zu Schule und Lehrgewalt. Daß die einschlagenden Ordensmeinungen sich im wesentlichen mit den Anschauungen der modernen jesuitisirten Romkirche decken, verkennt unser Verfasser nicht. Und darin liegt gerade die vornehmste Bedeutung seiner Ausführungen, daß er sich als einen Mann zu erkennen gibt, den nicht zufällige Anstöße an diesem oder jenem äußern Auswuchs, sondern die lauterste Wahrheitsliebe, die an einem tief religiösen Gewissensleben ihren Quell hat, und unveräußerliche evangelische Grundforderungen zum Austritt aus dem Jesuitenorden gedrängt haben. Erklärt der nach Klarheit und Wahrheit ringende Mann, der in der denkenden Auseinandersetzung mit dem römischen System bemerkenswerthe Fortschritte gemacht hat, doch jetzt ganz offen, daß er, so entschieden er an dem positiven Christenthum festhalte, nicht mehr auf katholischem Boden stehe. Ließ ihn in seiner ersten Schrift eine leicht erklärliche, ihm nur zur Ehre gereichende Pietät noch die Aeußerung thun, die „schlechte Jesuitenmoral" erziehe die eigenen Glieder zu Männern des lautersten Lebenswandels, so kann er jetzt nicht umhin, dieses Zugeständniß bis dahin einzuschränken, daß er die schwerwiegende Erklärung abgibt: „Was aber Wahrheitsliebe und Aufrichtigkeit im Sprechen und Handeln betrifft, so geht ein Zug der Unaufrichtigkeit und Falschheit durch den Orden, einer Unaufrichtigkeit und Falschheit, die freilich bei Gelegenheit ein deutsches Ordensglied nicht hindert, mit unverfrorener Offenheit dem Verfasser zu erklären, daß er es lieber mit Frankreich zu thun habe, auch wenn das französische Volk ganz atheistisch werde, als mit dem protestantischen Preußen, und einen andern einflußreichen deutschen Jesuiten vor dem ebenso deutlichen wie aufrichtigen Bekenntniß nicht zurückschrecken läßt, daß er es nicht über sich bringen könne, für den deutschen Kaiser zu beten.

Wieviel zu Hoensbroech's Abkehr von der Romkirche die vielberufene Unfehlbarkeitserklärung des jüngsten Vaticanums beigetragen haben mag, diese letzte haarsträubende Consequenz der ultramontanen Lehrauffassung? Jedenfalls wäre Hoensbroech nicht der erste, dem diese kecke Herausforderung die Augen geöffnet hätte, und wird nicht der letzte bleiben. „Der Papst ein dem Irrthum und der Fehlbarkeit wie wir unterworfener Mensch" — in dieser unumwundenen Erklärung ist vielleicht der Schlüssel zu dem folgenschweren Schritt zu finden, durch den sich der in seiner Gewissensüberzeugung schnöde Gekränkte von der Papstkirche getrennt hat.

— Von dem in unserm ersten Artikel dieser Nummer besprochenen Drama von Gerhardt Hauptmann: „Hannele", ist kurz vor dem Weihnachtsfest eine illustrirte Ausgabe (Berlin, S. Fischer) erschienen.

## Bibliographie.

Barth-Rom, H., Unter südlichem Himmel. Leipzig, Renger. 8. 2 M.

Birt, Th., Eine römische Literaturgeschichte in fünf Stunden gesprochen. Marburg, N. G. Elwert. Kl. 8. 2 M. 40 Pf.

Dreger, M., Frauenwille. Erzählungen. I. Jochen Jürgens. II. Geschichte einer Denkerin. III. Der Hängeboden. Eine Junggesellentragödie. Stuttgart, F. Fromann's Verlag. 8. 4 M. 50 Pf.

Erzähler, Norddeutsche. Novellen von W. Jensen — H. Seidel — J. Stinde. Berlin, Verlag des Vereins für Bücherfreunde. 8. 3 M.

Fontane, Th., Meine Kinderjahre. Autobiographischer Roman. Berlin, F. Fontane u. Comp. 4 M.

Franzos, K. E., Ein Opfer. (Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek. 10. Jahrgang. Band 8.) Stuttgart, J. Engelhorn. 8. 50 Pf.

Gutsche, O., und Schultze, W., Deutsche Geschichte von der Urzeit bis zu den Karolingern. VI. (Bibliothek deutscher Geschichte. Herausgegeben von H. v. Zwiedineck-Südenhorst. 88. Lfg.) Stutlgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. Lex.-8. 1 M.

Ihne, W., Römische Geschichte. Bd. I: Von der Gründung Roms bis zum ersten punischen Kriege. 2. Auflage. Leipzig, W. Engelmann. Gr. 8. 5 M.

Kellner, A., Hie Rothenburg. Dichtung von der Wende des 14. Jahrhunderts. Oldenburg i. Gr., Schulze'sche Hofbuchh. 8. 4 M.

Krause, Dr. H. L., Die Amazonensage. Berlin, R. Heinrich, Verlags-Conto. 8. 1 M. 50 Pf.

Kreyenberg, G., Luise, Königin von Preußen, ihre ethische und pädagogische Bedeutung. Ein Gedenkblatt zum 24. Dezember 1893. Berlin, L. Oehmigke. Gr. 8. 60 Pf.

Krüger, C. A., Drei Kaiserinnen. Lebensbilder von Augusta, Viktoria und Augusta Viktoria. Mit 3 Bildnissen. Leipzig, Julius Baedeker. 8. 1 M.

Pauly, M., Perlen aus dem Sagenschatze des Rheinlandes. Köln, J. P. Bachem. Gr. 8. 3 M.

Poschinger, H. v., Fürst Bismarck und die Parlamentarier. I: Die Tischgespräche des Reichskanzlers. Breslau, E. Trewendt. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Salomon, L., Deutschlands Leben und Streben im 19. Jahrhundert. Stuttgart, Levy u. Müller. 1893. 8. 4 M. 50 Pf.

Saul, D., Gedichte. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 12. 3 M.

Stein, L., Fr. Nietzsche's Weltanschauung und ihre Gefahren. Ein kritischer Essay. Berlin, D. Reimer. 1 M. 80 Pf.

Suttner, Bertha von, Im Berghause. Novelle. Berlin, A. Goldschmidt. 8. 3 M.

Wickenburg, A. Graf, Tiroler Helden. Gedichte. Innsbruck, Wagner'sche Univ.-Buchh. 8. 1 M.

# Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von **F. A. Brockhaus** in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.


Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Die Englische Bühne zu Shakespeare's Zeit.

Zwölf Dramen seiner Zeitgenossen.

Uebersetzt von

**F. A. Gelbcke.**

Mit Einleitungen von **Robert Boyle.**

Drei Theile. Geheftet 15 M.

Inhalt:

I. Campaspe. — Eduard II. — Volpone oder der Fuchs. — Die spanischen Zigeuner.
II. Fortunatus und seine Söhne. — Der englische Reisende. — Appius und Virginia. — Ein König und kein König.
III. Die beiden edlen Vettern. — Der römische Mime. — Mynheer Jan van Olden Barneveld. — Ein gebrochenes Herz.

Eine wichtige Ergänzung der Shakespeare-Literatur. Die neben Shakespeare hervorragendsten Dramatiker der Elisabethanischen Zeit sind durch je ein bedeutendes Stück vertreten. In den mit ausführlichen biographischen Notizen versehenen Einleitungen zu jedem einzelnen Drama ist der Einfluß, welchen Shakespeare von seiner literarischen Umgebung erfuhr und auf dieselbe übte, deutlich nachgewiesen; in Verbindung mit der allgemeinen Einleitung enthalten sie außerdem eine Geschichte des englischen Dramas jener denkwürdigen Periode.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Werke von Ferdinand Gregorovius.

**Wanderjahre in Italien.** Fünf Bände. 8. Jeder Band geh. 5 M. 50 Pf., geb. 6 M. 50 Pf.

I. Figuren, Geschichte, Leben und Seenerie aus Italien. Siebente Auflage. — II. Lateinische Sommer. Sechste Auflage. — III. Siciliana. Wanderungen in Neapel und Sicilien. Sechste Auflage. — IV. Von Ravenna bis Mentana. Fünfte Auflage. — V. Apulische Landschaften. Dritte Auflage.

**Kleine Schriften zur Geschichte und Cultur.** Drei Bände. 8. Jeder Band geh. 5 M. 50 Pf., geb. 6 M. 50 Pf.

I. Inhalt: Sardes. — Hat Alarich die Nationalgötter Griechenlands zerstört? — Mirabilien der Stadt Athen. — Aus der Landschaft Athens. — Die Münzen Alberichs, des Fürsten und Senators der Römer. — Gumppenbergs Bericht vom Sacco di Roma. — Römische Bürgerbriefe seit dem Mittelalter.
II. Inhalt: Eine Weltchronik in Bildern. Mit 1 Tafel. — Die beiden Crivelli, bairische Gesandte in Rom im 17. Jahrhundert. — Neues Leben in Corsica. — Die Brüder von Humboldt. — Fünf Tage vor Metz. — Segesta, Selinunt und der Mons Eryx. — Der Umbau Rom's.
III. Inhalt: Die Villa Malta in Rom und ihre deutschen Erinnerungen. — Der Hegelianer Augusto Vera. — Clemens August Alertz. — Zwei wieder auferstandene antike Figuren von Erz. — Die Villa Ronzano. Ein Musensitz der Gozzadini von Bologna. — Das Urkundenbuch der Stadt Orvieto. — Das Bourbonenschloß Caserta. — Die Abruzzen. Ihre Geschichte und ihre Kunstdenkmäler. — Passionsspiele: I. Das römische Passionsspiel im Mittelalter und in der Renaissance. II. Das deutsche Passionsspiel in Tirol. — Die großen Monarchien oder die Weltreiche in der Geschichte.

**Euphorion.** Eine Dichtung aus Pompeji in vier Gesängen. Sechste Auflage. 8. Geh. 2 M. 40 Pf. Eleg. cart. 3 M.

——— Illustrirte Prachtausgabe mit Original-Compositionen von Theod. Grosse. Zweite Auflage. 8. Eleg. cart. 7 M.

——— Silhouetten zu Gregorovius' Euphorion von Marie Rehsener. Fol. In Mappe 6 M.

**Athenaïs.** Geschichte einer byzantinischen Kaiserin. Dritte durchgearbeitete Auflage. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

**Die Grabdenkmäler der Päpste.** Marksteine der Geschichte des Papsttums. Zweite neu umgearbeitete Auflage. 8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

**Die Insel Capri.** Idylle vom Mittelmeer. Zweite Auflage. 8. Cart. 1 M. 80 Pf.

**Korfu.** Eine ionische Idylle. Zweite Auflage. 8. Cart. 1 M. 80 Pf.

**Gedichte.** Herausgegeben von A. F. Graf von Schack. 8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

**Lieder des Giovanni Meli von Palermo.** Aus dem Sicilianischen von Ferd. Gregorovius. Mit einer geschichtlichen Skizze der poetischen Nationalliteratur Siciliens. Zweite verbesserte Auflage. 8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Von Sansibar zum Tanganjika.

Briefe aus Ostafrika

von

**Dr. Richard Böhm.**

Nach dem Tode des Reisenden nebst einer biographischen Skizze des Verstorbenen herausgegeben von

**Herman Schalow.**

Mit einem Porträt und einer Karte.

8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Wer die Landschaft in Deutsch-Ostafrika aus prächtigen, packenden Schilderungen kennen lernen will, der nehme diese Briefe zur Hand; hier wird er finden, was ihm zahlreiche Berichte über die deutschen Gebiete in Ostafrika nicht bieten: lebenswahre Gemälde von Land und Leuten in meisterhafter Darstellung. Ein kühner Forschergeist, ein echt deutsches, warmes Gemüth spricht aus diesen Briefen. Der Verfasser, ein zu den schönsten Hoffnungen berechtigender Naturforscher, bereiste Afrika vier Jahre lang als Mitglied der Expedition, welcher sich Paul Reichardt anschloß, wurde aber durch einen frühzeitigen Tod hinweggerafft.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Religiöse Reden und Betrachtungen

für das deutsche Volk von einem deutschen Philosophen.

Von

**Moriz Carriere.**

Dritte mit kritischen Beigaben vermehrte Auflage.

8. Geh. 7 M. Geb. 8 M. 50 Pf.

Das vorliegende Werk ist bei seinem ersten Erscheinen auf eine Stufe mit Schleiermacher's „Reden über die Religion" und Fichte's „Reden an die deutsche Nation" gestellt worden, und wie diese seine Vorgänger hat es einen heilsamen, tiefgehenden Einfluß auf die Gebildeten Deutschlands geäußert. Auch die neue, dritte Auflage wird jenen, die das Werk noch nicht kennen, eine Erhebung sein, ist aber infolge der Aufügung einer Reihe von Zusätzen auch für Besitzer früherer Auflagen von Werth.

Die dritte Auflage der „Religiösen Reden und Betrachtungen" bildet zugleich den 14. Band von Carriere's „Gesammelten Werken".



Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 3. — 18. Januar 1894.



Inhalt: Zola's Romancyklus „Les Rougon-Macquart". Von Ernst Groth. — Culturgeschichtliche Schriften. Von Anton Schlossar. — Horaz in alter und neuer Zeit. Von Richard Opitz. — Romane und Erzählungen. Von Benno Rüttenauer. — Neue Dialektdichtungen. Von Eduard Haug. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.


## Zola's Romancyklus „Les Rougon-Macquart".

Mit seinem Roman „Le Docteur Pascal"*) hat der vielgefeierte Führer der naturalistischen Schule den großen zwanzigbändigen Romancyklus beendigt, der die Natur- und Sittengeschichte einer Familie unter dem zweiten Kaiserthum darstellen soll. Man erstaunt über die beispiellose Fruchtbarkeit dieses Schriftstellers, man erstaunt über seine ungeheuern Erfolge, aber man erstaunt auch, wenn man diese zwanzig Romane durchgearbeitet hat, mit wie wenig Geist heutzutage literarische Erfolge errungen werden können.

Wer in Zola's Romanen nach Ideen sucht, nach einer dichterischen Lebensauffassung oder gar nach einer originellen Weltanschauung, der wird alle seine Werke enttäuscht zurücklegen. Zola kommt nirgends über den Gedankenkreis eines Reporters hinaus; nie kann er sich, selbst wo er sociale oder ethische Probleme berührt, zu einer Höhe emporschwingen, von der er dem Leser einen weiten umfassenden Blick zu bieten vermag, nie versucht er, wo er Gebrechen und Krankheiten am Volkskörper findet, auch nur auf Heilmittel zu sinnen, nie zeigt er Sinn für das Sympathische, das Hochherzige und das Humorvolle im Leben des einzelnen in der Gesellschaft.

Er bleibt nur Berichterstatter, selbst in seiner Sprache, seinem Stil und seiner Ausdrucksweise. Eine kunstvolle Composition, ein geistvoller Aufbau der Geschichte ist nirgends zu finden. In allen Romanen von „La Fortune des Rougon" bis zum „Docteur Pascal" reihen sich die einzelnen Handlungen und Ereignisse oft ohne innern Zusammenhang aneinander, sodaß fast jedes Kapitel eine Episode für sich ist. Die Erfindung der Fabel ist in jedem Werke äußerst armselig, und was ihr an Geist und Phantasie fehlt, das sucht Zola durch minutiöse Beschreibungen zu ersetzen. In diesen Beschreibungen zeigt er allerdings eine beispiellose Fertigkeit und eine außerordentliche Gabe der Beobachtung; hierin liegt seine Stärke und auch der einzige Fortschritt, den der französische Roman des ausgehenden Jahrhunderts durch Zola erhalten hat. Und man könnte ihn wegen dieser Fertigkeit loben, wenn man nicht das Handwerkmäßige, das Schablonenhafte und Gemachte auch hierin überall merkte.

Gewöhnlich nimmt er einen Ort der Handlung an, bei dessen Beschreibung und Ausmalung er seine Beobachtungen, seine Notizen und Studien bis zur Ermüdung des Lesers verwerthen kann: in „Ventre de Paris" die Centralhallen, in „La Faute de l'abbé Mouret" den phantastischen Park von Paradou, in „L'Assommoir" die Schnapskneipe, in „Bonheur des Dames" das Modemagazin, in „Germinal" das Bergwerk, in „La Terre" die Landwirthschaft, in „Le Rêve" die Kirche, in „La Bête Humaine" die Eisenbahn, in „L'Argent" die Börse, in „La Débâcle" den Krieg. Die Fäden, die diese Romane miteinander verknüpfen sind sehr dünn, oft schwer aufzufinden, und man kann sich beim Schluß dieses Cyklus des Gedankens nicht erwehren, daß Zola, als er die ersten Zeilen schrieb, noch gar nicht gewußt hat, wohin ihn seine Arbeit am Schluß führen würde. Er kennt seine literarischen Fähigkeiten ganz genau, er weiß wie weit sie reichen, und wie tief sie gehen; aber er hat die Unverfrorenheit gehabt, unkritischen Köpfen mit langen, wissenschaftlich klingenden Abhandlungen weis zu machen, daß die Grenzen seiner Begabung auch die Grenzen der Dichtkunst seien. Seine kritischen Arbeiten sind nichts als die geschickte Drapirung seiner beschränkten Fähigkeiten. Auch für Zola's kritische Schriften gilt das, was Brünetière einmal in der „Revue des deux Mondes" von seinen Romanen gesagt hat: Ses vues sont courtes, sa judiciaire est chancelante, il n'a ni le sentiment de la nuance, ni le sentiment de la mesure, et même, lorsqu'il veut affecter l'impartialité,

*) Doctor Pascal. Roman von Emile Zola. Uebersetzt in der Sammlung ausländischer Romane. Zwei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1894. 8. 5 M. Vgl. Nr. 28 d. Bl. f. 1893, S. 446.

c'est en vain, il a beau faire, il ne saisit jamais qu'un seul aspect des choses.

Was Zola an künstlerischen Fähigkeiten fehlt, das sucht er mit wissenschaftlich klingendem Firlefanz zu ersetzen, daher seine ewige Rederei von Vererbung und Anpassung, von Zuchtwahl, Kampf ums Dasein, Milieu, Documents humains, Experiment, Analyse, Beobachtung und andern schönen Dingen. Die Dichtkunst soll nach seiner Meinung die Vorläuferin, die Bahnbrecherin neuer Wissenschaften sein. „O, diese neu entstehenden, jungen Wissenschaften, ruft der Doctor Pascal aus, diese Wissenschaften, wo die Hypothese noch stammelt und die Phantasie noch Herrscherin bleibt! Sie sind das Arbeitsfeld der Dichter ebenso sehr wie der Gelehrten. Die Dichter eilen als Bahnbrecher kämpfend voraus. Oft entdecken sie jungfräuliche Länder und deuten auf die Lösung der nächsten Aufgaben hin. Zwischen der gewonnenen unwandelbaren Wahrheit und dem unbekannten Gebiete, dem man morgen die Wahrheit entreißen wird, gibt es ein Grenzgebiet, das den Dichtern gehört. Welche großartige Freskenmalerei, welche ergreifende menschliche Komödie und Tragödie läßt sich auf Grund der «Vererbung» entwerfen, der Vererbung, die das Entstehungsgesetz, die Genesis der Familien, der Gesellschaften, der ganzen Welt darstellt!"

Und an anderer Stelle gibt Pascal einen Inhalt aller der Stoffe an, die in dem Romancyklus „Les Rougon-Macquart" behandelt sind: „Da findet Ihr wirkliche Geschichte: das Kaiserreich in Blut gegründet, im Genuß einer starken Macht, als Sieger über aufrührerische Städte, dann aber in seiner langsamen Zersetzung, und endlich aufgelöst in Blut, in einem solchen Meer von Blut, daß die ganze Nation beinahe darin ertrunken wäre. Da findet Ihr sociale Studien, den kleinen und den großen Handel, die Prostitution, das Verbrechen, den Landbau, das Geld, die Bourgeoisie und das niedere Volk, das in den Cloaken der Vororte verfault, oder sich in den großen Industrieorten empört. Die ganzen, beständig wachsenden Lebensäußerungen des allgewaltigen Socialismus, aus dem das neue Jahrhundert geboren werden soll. Da findet Ihr einfache, rein menschliche Studien, Skizzen aus dem Seelenleben, Liebesgeschichten, den Kampf der Geister und der Herzen gegen die ungerechte Natur, die Vernichtung derer, die unter ihrer zu schweren Aufgabe seufzen, der Ausruf der duldenden Güte, die sich opfert, um das Elend zu besiegen. Da findet Ihr Traumgebilde und eine über die Wirklichkeit hinausschweifende Phantasie, unermeßliche, zu allen Jahreszeiten blühende Prunkgärten, Kathedralen mit kunstvoll gearbeiteten Zacken und Spitzen, Märchen, so wunderbar als seien sie aus dem Paradiese gefallen, ideale Schwärmereien, die in einem Kusse wieder zum Himmel fliegen."

Wir geben diese angeführten Stellen in eigener Uebersetzung, weil das vorher citirte Buch gerade hier ungenau und schwerfällig ist. Den folgenden Satz: „Il y a de tout, de l'excellent et du pire, du vulgaire et du sublime, les fleurs, la boue, les sanglots, les rires, le torrent même de la vie charriant sans fin l'humanité!" übersetzt das Buch mit: „Es war von allem da, von dem Ausgezeichneten und von dem Schlechtesten, von dem Gemeinen und von dem Erhabenen, es waren die Blumen da, der Schmuz, das Seufzen und das Lachen, der ohne Ende dahin rauschende Strom des Lebens, die Menschlichkeit!"

Kenner der französischen Sprache, die zugleich Verständniß für einen guten deutschen Stil haben, brauchen wir auf die Fehler nicht aufmerksam zu machen.

Der sechzigjährige Arzt Pascal Rougon hat sich nach seiner Vaterstadt Plassans zurückgezogen. Dort will er in aller Ruhe seine Vererbungstheorie ausarbeiten. Er hat sich zu dem Zwecke von der ganzen Familie Rougon-Macquart einen Stammbaum angelegt, und unter jedem Namen die Eigenschaften des betreffenden Verwandten aufgezeichnet. In seinem Hause wohnt seine Nichte Clotilde, ein liebenswürdiges, schönes, frommes Mädchen, das auf die Arbeiten Pascal's wie auf ein böses Teufelswerk schaut. Sie ist bereit, auf das Anstiften der alten Mutter Pascal's die durch die Veröffentlichung der Vererbungstheorie für ihre Familie fürchtet, die gesammelten Schriftstücke zu vernichten. In einer Gewitternacht unternimmt Clotilde diese Arbeit und wird dabei von Pascal überrascht. Er belehrt sie über den wahren Zweck des Stammbaums und macht ihr klar, daß er und sie die beiden einzigen gesunden Zweige seien. In dem alten Arzte, der sich eine jugendliche Frische bewahrt hat, entsteht allmählich eine heftige Liebe zu Clotilde, und bald leben sie in inniger Gemeinschaft, ohne daran zu denken, ihr Verhältniß durch einen Ehebund zu rechtfertigen. Clotilde selbst ist so verliebt in den alten Onkel, daß sie den ehrlichen Antrag eines jungen Arztes zurückweist. Eines Tages wird Clotilde zu ihrem kranken Bruder nach Paris gerufen, und von dort theilt sie Pascal mit, daß ihr Verhältniß nicht ohne Folgen geblieben sei. Pascal ist unendlich glücklich, daß er, der gesunde Sproß der Familie, einen Nachkommen haben soll, aber noch ehe Clotilde zurückkehrt, stirbt Pascal an einem Herzleiden. Der Roman ist reich an Episoden. Zu den wunderlichsten gehört der Besuch der Familie bei der uralten Stammmutter, der Tante Dide im Irrenhaus, und der Tod des alten Onkels Macquart, der in einer combustion spontanée, in seinem eigenen Fett und Alkohol verbrennt. Nichts blieb von ihm übrig, erzählt Zola, nicht ein Knochen, nicht ein Zahn, nicht ein Nagel, nichts als jener kleine Haufe aschgrauen Staubes, den der Luftzug der Thür fortzufegen drohte.

Zu diesen Wunderlichkeiten kommen noch alle die wüsten medicinischen Theorien und Experimente, mit denen Pascal sich abplagt, z. B. sein Versuch, geisteskranke Menschen mit Einspritzungen von aufgelöstem und präparirtem Hammelgehirn zu heilen. Es braucht nicht hervorgehoben zu werden, daß Zola auch diesmal gründliche Vorstudien zu seinen medicinischen Auseinandersetzungen gemacht hat;

er besitzt in der That die Fähigkeit, eine Krankheit so klar zu schildern, daß ein empfänglicher Leser leicht glauben könnte, er fühle sie selbst langsam in sich entstehen.

Ob das freilich ein Vorzug eines Romans ist, möchten wir stark bezweifeln.

Ernst Groth.

## Culturgeschichtliche Schriften.

1. Das Mittelalter. Bilder aus dem Leben und Treiben aller Stände in Europa. Unter Zugrundelegung der Werke von Paul Lacroix. Herausgegeben von Rudolf Kleinpaul. Erste bis sechste Lieferung. Leipzig, Schmidt u. Günther. 1893. Lex.-8. Jede Lieferung 1 M.

Des Herausgebers oder Verfassers und der Verleger Absicht war bei dem mit den vorliegenden sechs Lieferungen eröffneten Werke eine Uebersicht der gesammten mittelalterlichen Zustände und Verhältnisse insbesondere der auf sittengeschichtlichem Gebiete zu liefern mit einem allgemein verständlichen Texte und insbesondere mit dem für ein derartiges Werk wichtigen Bilderschmucke, der ja die beste und deutlichste Erläuterung dieses Textes bildet. Es ist also gewissermaßen eine Culturgeschichte des Mittelalters, welche wir hier in ihren ersten sechs Lieferungen vor uns haben, die uns über Stände- und Territorialentwickelung, über Gemeindeverfassung und Lehenswesen, über das Leben in Burgen und Städten wie auch auf dem Lande, über Handel, Gewerbe und Zünfte, über die Jagd, die Küche und das häusliche Leben, über die Gerichtsbarkeit und deren Ausübung, über die verschiedenen Bevölkerungsklassen, über Trachten, Kriegsübungen u. a. m. in geordneter Folge belehren und das Wichtigste hiervon nach alten Originalquellen zur Anschauung bringen will. Der Stoff dieser Darstellung ist also sehr reich und überaus anziehend, denn welcher Leser, der nur einigermaßen historischen Sinn besitzt, stünde nicht unter dem Zauber, welchen das Leben und Treiben unserer Vorfahren im Mittelalter mit seiner reichen Fülle von Romantik auf ihn ausübt. Hier aber ist durch die Anschauung des Bildes zur Kenntniß des Geschilderten noch im hohen Grade beigetragen und bei dem Reichthum der Abbildungen möchte man fast die schriftstellerische Darstellung als eine Art Erläuterung der zahlreichen Illustrationen ansehen. Es berührt aber diese Bemerkung durchaus nicht den Werth des erwähnten Textes, welcher, obwol knapper als dies sonst der Fall ist, abgefaßt, doch immer noch das Wichtigste mittheilt und zahlreiche werthvolle Ausführungen in sprachlicher oder historischer Beziehung bietet, welche selbst durch die beste Illustration nicht ersetzt werden können. Auch erscheint dieser Text sachlich gegliedert und zeigt den Kenner und Beherrscher seines Gegenstands auf dem behandelten Gebiete. Kleinpaul's Name ist ja übrigens auf sprachlichem und historisch-geographischem Gebiete bestens bekannt und bürgt an sich für Genauigkeit und Verläßlichkeit, wie sie einem auch äußerlich so schön ausgestattetem Werke ziemt. Um eine ungefähre Vorstellung von dem Inhalte zu geben, soweit dies aus den vorliegenden Lieferungen möglich ist, sei angedeutet, daß eine Schilderung der mittelalterlichen Zustände und Verhältnisse von Karl's des Großen Zeit an das Ganze eröffnet, sodann die Darstellung auf die „mittelalterlichen Rechte und Vorrechte" übergeht und sich hierauf den Einzelheiten des „täglichen Lebens in den Pfalzen, Bürgerhäusern und Bauernhütten" zuwendet und zwar zunächst die Merovingerzeit und sodann die Periode Karl's des Großen hierbei ins Auge faßt. Ein Kapitel über „Schulwesen, Religion und Sprache" folgt, ferner würden: der Gartenbau, die Zubereitung von Speisen und Getränken (Brot und Bier) und das Gebiet der Tafelfreuden überhaupt sogar bis auf „Butter und Käse" eingehender Behandlung unterzogen. Die Darstellung ist klar und einfach, ein eigentlicher wissenschaftlicher Apparat wurde nicht beabsichtigt, denn es erscheinen diese Schilderungen des „Mittelalters" für die weitesten Leserkreise bestimmt. Von den vielen Illustrationen seien nur erwähnt die verschiedenen Trachtenbilder von der fränkischen Zeit an, die Scenen aus dem Hof- und Kriegerleben, Bauernscenen und Beschäftigungen der Bauern, Jagdbilder und Scenen aus dem kirchlichen Leben, Ansichten von Ritterburgen und Städten, Darstellungen aus dem höfischen Minneleben und aus dem Leben im Hause, Geräthschaften und Rüstungen, Bilder aus der Küche, dem Keller und der Milchkammer wie nicht minder solche, welche Jagd und Fischerei und die Zurichtung des Erlegten behandeln. Große Vollbilder in Farbendruck, wie insbesondere die „Tafel im Schloß", oder etwa die „Schachpartie" des 15. Jahrhunderts, die Gestalt „Karl's des Großen als Greis", ein „fürstliches Bankett" des 14. Jahrhunderts u. dgl. sind überaus sorgfältig nach den Originalen ausgeführt und gereichen dem Werke zur besondern Zierde. Alle Ansichten sind, wie schon angedeutet, alten seltenen Originalen in Handschriften oder kostbaren Druckwerken entnommen, welche oft nur in einem oder in wenigen Exemplaren in berühmten Bibliotheken aufbewahrt werden und schwer zugänglich sind. Mit diesen Bemerkungen sei das schön angelegte Werk empfohlen, auf welches zurückzukommen wol noch Gelegenheit geboten ist, wenn es in größerm Theile oder vollständig vorliegen wird.

2. Unser Kalender in seiner Entwickelung von den ältesten Anfängen bis heute. Ein Kapitel der deutschen Hausalterthümer als Entwurf dargestellt von Wilhelm Uhl. Paderborn, F. Schöningh. 1893. 12. 1 M. 40 Pf.

Dieses zierlich ausgestattete Buch könnte gewissermaßen

in dem Theile, welcher das Mittelalter behandelt, als eine Ergänzung des eben angezeigten Werks gelten. Es bietet reiche Belehrung über einen Gegenstand, der, so nahe er uns auch liegt, doch bisher selten genug behandelt worden ist. Wir erhalten hier Nachrichten über die ältesten Kalender, insbesondere in deutscher Sprache, so über die uralten stabförmigen Runenkalender, über den sogenannten Cisiojanus mit den später oft scherzhaften Reimen, welche dieser Kalendergattung einen so eigenartigen literarisch-praktischen Werth verleihen; es folgt ferner reiche Belehrung über handschriftliche Kalender, welche lange vor der Erfindung der Buchdruckerkunst schon bestanden, über den Namen „Kalender" überhaupt, der nach des Verfassers Bemerkung wol schwerlich vor 1470 nachzuweisen ist. Nicht minder macht uns der gelehrte Verfasser mit der Geschichte und Bedeutung einzelner im Kalender üblicher Ausdrücke bekannt und fügt manche Verse aus den ältesten Kalendern zur Probe seiner Darstellung ein. Das folgende Kapitel seines Buchs wendet sich den 1455 zuerst, allerdings in anderer Form vorkommenden gedruckten Kalendern zu, zunächst den Einblattskalendern, sodann jenen in Buchform, bespricht die wichtigsten Drucke von Kalendern, die in ihnen üblichen „Laßmännlein" und „Laßtafeln" (vom Aderlassen so benannt), die Monatsbilder, Wetterregeln, Praktiken und astronomischen Angaben, gedenkt auch der sogenannten Bauernkalender und bietet wieder aus der Zahl der Kalenderverse, gereimten Wetter- und Gesundheitsregeln, die schon auch satirisch vorkommen, manches ergötzliche Beispiel. Endlich führt die Schlußabtheilung, welche mit der Gregorianischen Kalenderreform ihre Darstellung eröffnet, eine Geschichte dieser wichtigen Reform vor, macht uns mit verschiedenen spätern Kalendern, insbesondere mit den bald darauf beginnenden ältesten Schreibkalendern bekannt und bietet hübsche und werthvolle bibliographische Daten über alte Kalenderdrucke; insbesondere weist der Verfasser dabei auf die kostbare Sammlung solcher Drucke im Germanischen Museum zu Nürnberg hin. Auch über die Entstehung und Verbreitung des heute noch in gewissen Kreisen berühmten Hundertjährigen Kalenders von Knauer erhalten wir reiche Belehrung, sowie nicht minder Mittheilungen über die Kalender und Almanache des 18. und 19. Jahrhunderts, deren Zahl schon zur Zeit der Musenalmanache und beginnenden genealogischen Kalender Legion war. Man ersieht aus der ganzen auf wissenschaftlicher Grundlage aufgebauten und insbesondere auch literarisch überaus werthvollen Arbeit, daß oft scheinbar unbedeutende Gegenstände durch ihre historische Entwickelung eine Bedeutung erlangen, an die Viele, welche ihnen nur oberflächlich Beachtung schenken, früher gar nicht gedacht haben. Die wissenschaftlichen Quellen, aus denen der Verfasser geschöpft hat, sind im Anhange gewissenhaft angeführt und zeigen, daß der Verfasser sein Thema sogar in viel ausführlicherer Weise hätte bearbeiten können und diese Skizze, wie er selbst in der Vorrede bemerkt, das Thema durchaus nicht erschöpft. Das ansprechende und so reiche Belehrung bietende Buch kann jedermann auf das wärmste empfohlen werden.

3. Geschichte des Ritterthums von Dr. Otto Henne am Rhyn. (Illustrirte Bibliothek der Kunst- und Culturgeschichte.) Leipzig, P. Friesenhahn. 1893. 8. 4 M.

Die Verlagshandlung hat sich die schöne Aufgabe gesetzt, in einer großen Zahl von Bänden auf den Gebieten der Kunst- und Cultur-, damit auch der Literaturgeschichte, eingehende Monographien herauszugeben, deren Abfassung bewährten Fachkräften übertragen ist. Diese Bände unter dem obigen Sammeltitel vereinigt, werden also zum ersten male aus der Geschichte der Malerei, Archäologie, Baukunst, Sculptur, des Kunstgewerbes und der Musik u. s. w., ferner aus der Geschichte der Rechtspflege, des Kriegswesens, des Familienlebens, des religiösen Lebens und der Sitte, nicht minder aus der Geschichte des Schul- und Unterrichtswesens und anderer dem Geistesleben zugehöriger Stoffe, sowie aus der Geschichte des wirthschaftlichen Lebens, des Handels, Handwerks u. s. w. umfangreichere Einzeldarstellungen und somit zusammen eine Art groß angelegter Culturgeschichte bieten und durch die fachmännische Bearbeitung, wie sie ja schon in einer Zahl von Bänden vorliegt, wol allen Ansprüchen gerecht werden. Ein reiches Illustrationsmaterial soll der schriftstellerischen Darstellung, die gerade auf den meisten der gewählten Gebiete so nöthige bildliche Erläuterung zutheil werden lassen. Der uns vorliegende Band dieser Sammlung trägt einen berühmten Namen auf dem Gebiete der Culturgeschichte als Verfasser auf dem Titelblatte, denjenigen des St.-Gallener Staatsarchivars Dr. Henne am Rhyn, auf dessen schöne und werthvolle Arbeiten wir an dieser Stelle öfter und stets mit Vergnügen hingewiesen haben. „Geschichte des Ritterthums" ist diese neueste Arbeit des unermüdlichen Historikers benannt und der hübsch umfangreiche Band macht uns mit dem Namen und der Geschichte der Ritter aller Völker und zwar, was Europa betrifft, sowol der weltlichen als auch der geistlichen Ritter bekannt, eine Unterscheidung, welche allerdings erst seit der Periode der Kreuzzüge gemacht werden kann. In der gewohnten allgemein verständlichen, aber von reichen umfassenden Studien Zeugniß ablegenden Darstellung erklärt Henne am Rhyn zunächst den Begriff des Ritterstandes bei verschiedenen auch nicht europäischen Völkern des Alterthums und wendet sich hierauf dem eigentlichen Ritterthume des Mittelalters zu, er gibt ausführliche Beschreibungen der Ritterburgen, ihrer Einrichtung und ihrer Bewohner, Darstellungen des häuslichen und öffentlichen Lebens der Ritter, indem er ihre Lebensweise, ihre Vergnügungen und ihren Verkehr, den Minnedienst und das Frauenleben jener Zeit mit vielen Einzelheiten ausgestattet schildert. Nicht minder genau macht ein Kapitel mit der Bewaffnung und Ausrüstung des Ritters bekannt, mit den Wappen, den verschiedenen Rüstungen und Waffen, mit der Einrichtung der Turniere

und mit der Art der Kriege zur Ritterszeit. Auch dem geistigen Leben jener Tage wird der Verfasser gerecht, indem er über den Minnegesang und die Heldengedichte das Wichtigste mittheilt. Die Darstellung der weltlichen ritterlichen Verhältnisse schließt ein Abschnitt über den Verfall des Ritterthums, welchen der Verfasser zunächst in den Wirren der Reformationszeit und in den durch sie geänderten Umständen findet. Beachtenswerth erscheint auch die Abtheilung des Buchs über die geistlichen Ritterorden der Tempelherren, der Johanniter, der deutschen Ritter und der Schwertbrüder insbesondere. Es ist dieser Abtheilung um so mehr Aufmerksamkeit zu schenken als gewöhnlich in Darstellungen der sittengeschichtlichen Verhältnisse des Mittelalters das geistliche Ritterthum nur ganz oberflächlich, oft auch gar nicht behandelt erscheint und über die Zustände und Unterschiede dieser einzelnen geistlichen Ritterorden daher nur unklare Kenntnisse herrschen. Ein Anhang entwirft eine kurze Skizze der wichtigsten modernen Ritterorden und bildet den Abschluß des reichhaltigen Werks, das zahlreiche Illustrationen nach seltenen Originalen, alten Handschriften, Siegeln, Münzen, Bildern, Stickereien und ähnlichen Vorlagen aufweist. Man kann dem Verleger und Verfasser für diesen, wie aus dem Vorhergehenden zu entnehmen ist, sehr werthvollen Beitrag zur Geschichte des Sittenlebens überaus dankbar sein und dem geplanten Unternehmen einen glücklichen und bedeutenden Erfolg wünschen.

4. Handbuch der Ritter- und Verdienstorden aller Culturstaaten der Welt innerhalb des 19. Jahrhunderts. Auf Grund amtlicher und anderer zuverlässiger Quellen zusammengestellt durch Maximilian Gritzner. (Weber's illustrirte Katechismen.) Leipzig, J. J. Weber. 1893. 12. 9 M.

Wenn das eben besprochene Werk Henne am Rhyn's der modernen Ritterorden am Schlusse ganz kurz gedenkt, so liegt dies in dem Charakter der Anlage des Buchs und bezieht sich nur auf die allerwichtigsten dieser Orden und ihre historische Bedeutung. Anders ist dies natürlich bei Gritzner's Buche, welches allein über 600 Seiten Octavformates umfaßt und den Zweck hat, über die Einrichtung und Geschichte aller Ritter- und Verdienstorden der ganzen Welt zu belehren. Es ist also dieses Werk nicht nur auch wieder in vielen Theilen eine Art Ergänzung des vorher Besprochenen, sondern auch ein Hand- und Nachschlagebuch für praktische Zwecke. Der Verfasser hat es sich viel Mühe kosten lassen, die Daten über die so verschiedenartigen Orden der civilisirten Welt in außerordentlich genauer Weise zusammenzubringen und zusammenzustellen, und obgleich aus der neuen Zeit Schulze's großes ähnliches Werk mit farbigen Illustrationen vorliegt, so ist doch einerseits dieses Werk sehr kostspielig und andererseits, da selbst dessen Supplementband schon fast ein Dutzend Jahre alt ist, bei der wechselvollen Gestaltung der heutigen staatlichen Verhältnisse, auch vielfach veraltet. In dem vorliegenden Bande erhalten wir die Gestaltung des Ordenswesens bis auf den heutigen Tag und zwar in sehr zweckmäßiger Gruppirung des Gegenstandes. Es ist nämlich aus den Namen sämmtlicher Staaten der Welt von Anhalt angefangen bis Zanzibar ein Alphabet gebildet und innerhalb desselben erscheinen die Decorationen von der dem Range nach höchsten bis zur niedersten ausführlich besprochen. Für den Historiker von besonderm Werth erscheinen die geschichtlichen Daten, welche der Beschreibung jedes einzelnen dieser Orden vorangestellt sind und die somit in ihrem Zusammenhalt eine Geschichte aller bestehenden oder im 19. Jahrhundert vorhanden gewesenen Ritter- und Verdienstorden bilden, allerdings erscheint diese Geschichte mit Rücksicht auf den Zweck des Werks als Nachschlagebuch nicht pragmatisch dargestellt. Die Illustrationen sind zwar schwarz, aber soweit es unsere bescheidenen Kenntnisse dieser zahlreichen Sterne und Kreuze in verschiedenen Größen zu beurtheilen gestatten, jedenfalls überall genau und vortrefflich in Holz geschnitten, wie wir es bei den vorzüglichen Leistungen der J. J. Weber'schen Verlagshandlung stets gewohnt sind. Da der Verfasser die besten Quellen zu benutzen Gelegenheit hatte, so haben wir es in seinem Buche zweifellos mit dem besten, genauesten und neuesten Werke über diesen Gegenstand zu thun. Ein alphabetisches Register erhöht die Brauchbarkeit des Buchs noch mehr. Wie eingangs angeführt, bildet Gritzner's Buch einen Band der verdienstlichen Sammlung von Weber's illustrirten Katechismen, deren schon eine außerordentlich reiche Zahl vorliegt, welche Auskunft über Wissenschaften, Künste und Gewerbe, kurz Kenntnisse nach allen Richtungen hin ertheilt.

5. Styriaca. Gedrucktes und Ungedrucktes zur steiermärkischen Geschichte und Culturgeschichte von Joseph von Zahn. Graz, Moser. 1893. 8. 3 M. 60 Pf.

Der als Gelehrter und schriftgewandter Darsteller seit Jahren bekannte und berühmte Archivdirector Joseph von Zahn bietet in dem soeben unter obigen Titel herausgegebenen Bande eine Reihe von Aufsätzen und Untersuchungen, welche sich der Geschichte Steiermarks zuwenden, daher der Titel gerechtfertigt erscheint. Diese Aufsätze haben jedoch durchaus nicht allein locales oder provinzielles Interesse, es sind werthvolle Beiträge, zumal zur deutschen Culturgeschichte des 13. bis 18. Jahrhunderts, welche oft Verhältnisse und Zustände jener Zeit in um so klarerer Weise beleuchten als der gelehrte Verfasser oft aus handschriftlichen Quellen schöpft, welche aufgefunden zu haben schon allein ihm zum Verdienste gereicht. Neben der historischen Untersuchung „Wann Steiermark entstand" finden sich Aufsätze über den Tod Herzog Leopold's II. in Graz, über den „angeblichen" Herzogshof in Bruck a. d. Mur und anderes mehr, was mehr für den genauen Kenner des Landes selbst bestimmt ist. Für weitere Kreise von hohem Werthe aber erscheinen die Abhandlungen über „Steiermärkische Taufnamen" mit den wichtigen sprachlichen Excursen, über „Kreidfeuer" (Signalfeuer behufs Benachrichtigung des ganzen Landes von dem heranahenden Feinde, ins-

besondere zur Türkenzeit), ferner die Aufsätze: „Wälsche Gäste", „Aus Wolf's Andreas von Steinach Familienchronik", „Eine steirische Landedelfrau", „Unter uns". Man erhält aus diesen Darstellungen eine Fülle von Details zum Culturleben vergangener Jahrhunderte über das häusliche und öffentliche Leben, über die unter den Adelichen herrschenden Ansichten und Vorurtheile, über die so sehr eingerissene Raufluft auch außerhalb kriegerischer Zeiten, kurz über alle möglichen Vorkommnisse und Verhältnisse. Die gewandte schöne Darstellung von Zahn's macht die Lektüre dieser inhaltreichen Aufsätze an und für sich schon genußreich und neben den Freunden der Geschichte der österreichischen Alpenländer wird jeder, der sich überhaupt deutscher Sittengeschichte mit Aufmerksamkeit zuwendet, dem vorliegenden Buche seine besondere Beachtung zuwenden müssen.

6. Die deutschen Stammbücher des 16. bis 19. Jahrhunderts. Von Robert und Richard Keil. Berlin, G. Grote. 1893. 8. 6 M.

Auch das vorliegende Buch liefert den Beweis, wie so manche Gegenstände, denen bisher mindere Beachtung geschenkt worden, noch werthvolle Beiträge zur Geschichte unserer Cultur und Sitte bieten. Robert Keil, dem wir so wichtige und schätzenswerthe Arbeiten zur Geschichte des Studentenlebens, zur Lebens- und Entwickelungsgeschichte Goethe's und mancher seiner Zeitgenossen verdanken, hat es im Vereine mit seinem Bruder Richard unternommen, eine Durchsicht der deutschen Stammbücher vorzunehmen und ihnen eingehende Untersuchung angedeihen zu lassen. Der Erfolg dieser Untersuchung ist hier in einem stattlichen Bande geboten und außerordentlich günstig zu nennen. Allerdings war der Verfasser und Bearbeiter in der Lage, eine der reichsten Stammbüchersammlungen, welche in Deutschland bestehen, jene der großherzoglichen Bibliothek in Weimar zu benutzen, wozu er übrigens auch noch von verschiedenen andern Seiten Material an Stammbüchern zur Benutzung zu erlangen wußte. Es ist von höchstem Interesse, aus dieser Darstellung sowie aus den nicht weniger als 1856 Probestellen, welche solchen Büchern entstammen, Sitten und Gebräuche, Anschauungen und Gedanken unserer Vorfahren, ja das ganze Leben und Treiben, insbesondere der jüngern Welt, zu entnehmen; selten dürfte ein Werk so vielseitigen cultur- und selbst literargeschichtlichen Werth haben wie die vorliegende Arbeit. Schon die Einleitung, welche sich mit der Entstehung der Stammbücher und ihrer Fortgestaltung, mit ihrem Aeußern, mit ihren Bildern und mit der Art ihrer Einzeichnung und dergleichen beschäftigt, erscheint von Wichtigkeit, sie zeigt uns die gesammte Entwickelung des Stammbuchwesens von der ältesten Zeit bis auf unsere Tage. Insbesondere weist Keil auf den Werth der in Wappen, Trachten, Scenen aus dem Studenten- und Bürgerleben bestehenden Bilder in diesen Büchern hin, welche so reichliche Aufklärung über Lebensweise und Sitte bieten und die, wie ja in den Kreisen der Kenner bekannt ist, vielfach vortrefflich gemalt und ausgeführt wurden. Heute noch muß man die feine Ausführung und die Farbenpracht dieser kleinen Kunstwerke bewundern. Es ist schade, daß die Art der Anlage von Keil's Buche nicht auch die Wiedergabe solcher Illustrationen gestattete. Dafür aber wird der Freund kräftiger, theils ernsthafter, theils in späterer Zeit nicht selten scherzhafter Spruchpoesie durch die Wiedergabe wahrhaft köstlicher Sprüche und Verse aus diesen alten Stammbüchern entschädigt, er sieht in der Reihenfolge dieser Sprüche gleichsam die Zeit und das gesellige Leben vom 16. Jahrhundert an bis zu unsern Tagen an sich vorüberziehen, er lernt das Studentenleben von Universitäten, die lange nicht mehr bestehen, wie Altdorf, Frankfurt a. O., Helmstädt, Wittenberg, bis in die intimsten Verhältnisse kennen, ebenso das Treiben einer frühern Zeit an den heute noch blühenden Universitätsstätten zu Jena, Leipzig, Heidelberg, Straßburg, Göttingen, Tübingen u. s. w. Unter den Eintragungen aus neuerer Zeit finden sich auch solche von berühmten Männern wie Goethe, Jean Paul u. a. Noch am 7. März 1832, also wenige Tage vor seinem Tode schrieb Goethe einer Dame die Zeilen in ihr Stammbuch:

Fromme Wünsche, Freundeswort,
Waltet in dem Büchlein fort.

Dies war wol der letzte Spruch, den der Meister in ein solches Buch geschrieben hat. Es ließe sich eine reiche Auswahl der gelungenen Verse und Sprüchlein dieses hübschen Buchs hier bieten, wenn nicht der Raum hiersür zu beschränkt wäre, doch kann jedem Freunde der Spruchpoesie das Werk auf das Wärmste empfohlen werden, neben reicher Belehrung bietet es auch überaus viel Unterhaltendes.

Anton Schlossar.

---

## Horaz in alter und neuer Zeit.

1. Des Horatius schönste Lieder. Der Antike entrückt und verdeutscht zu Nutz und Frommen der Poesie. Dichtungen von Hermann Stegemann. Berlin, Deutsche Schriftstellergenossenschaft. 1893. 8. 1 M. 20 Pf.
2. Die Oden des Quintus Horatius Flaccus. Poetische Prosaübersetzung von Arnold Charisius. Straßburg, Friedrich Bull. 1893. 1 M. 50 Pf.
3. M. Manitius, Analekten zur Geschichte des Horaz im Mittelalter (bis 1300). Göttingen, Dieterich's Verl. 1893. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

„Rettungen des Horaz" könnte man das Schriftchen von H. Stegemann, „Des Horatius schönste Lieder" (Nr. 1) nennen, aber in anderm Sinne als es die Lessing'-

schen sind. Um nichts Geringeres handelt es sich dabei als um den Nachweis, daß Horaz Anspruch auf den Namen eines Dichters hat. Nicht mehr steigt die Vestalin hinauf zum Kapitol, aber noch dauert das Denkmal von Erz, das Horaz sich errichtet hat. In alle Welt ist sein Ruhm gedrungen, und doch fragen manche: „Ist er ein Dichter?" Aber sie fragen auch, ob Lessing ein Dichter sei. Nach Stegemann's Ansicht liegt ein gut Theil der Verkennung an den Interpreten. Wir wollen auf diesen Vorwurf hier nicht eingehen. Er ist in seiner Allgemeinheit gewiß unberechtigt. Die Zeit unserer Väter hat mehr als eine Generation begeisterter Verehrer des Horaz hervorgebracht, und auch heute fehlt es nicht an Männern, die feinsinnig den Dichter zu würdigen im Stande sind. Gleichwol soll es uns lieb sein, seinen Ruhm noch erhöht zu sehen. Was will aber der neu erstandene Retter? „Entrückt den Horaz", ruft er, „der antiken Welt, entkleidet ihn seiner didaktischen Würde und wahret die Poesie! Die Culturgeschichte mag ihn auf ein kurzes entbehren. Was liegt daran, ob wir von Murena oder dem Kunstreiter in den Bürgerkriegen, Quintus Dellius, etwas erfahren, ob uns die Art römischer Liberten und die Kelterung des Falerners verloren gehe, laßt mir auf ein Stündlein den armen Dichter, auf daß ich versuche, die starren Formen zu zerschlagen und den Inhalt zu beleben." So verwandelt sich denn der Sabinerkrug in eine bestaubte Flasche, für Penelope und Circe treten „Minneklang" und „Frauenlist" ein, classischer Zechpruuk wie Salben und Kränze wird durch ein seidenes Tischtuch ersetzt. Natürlich muß auch Faunus mit der Syrinx verschwinden. Dabei schlüpft aber doch einmal ein „Fährmann" durch, wo der Verfasser vom Sterben redet. Aber man muß ihm lassen: er versteht nicht nur einzureißen, sondern auch wieder aufzubauen. Bisweilen ist etwas ganz neues unter seiner Hand entstanden. Doch sehen wir uns statt weiterer Beschreibung eine seiner Dichtungen selbst näher an! Das an die junge, verliebte Neobule gerichtete Lied Carm. III, 12 mit dem Anfange

Miserarum est neque amori
Dare ludum neque dulci
Mala vino lavere aut exanimari metuentes
Patruae verbera linguae

gibt er folgendermaßen wieder:

Ich sitze und spinne,
Die Liebe lockt,
Ich träume und sinne,
Die Spule stockt.
Nun reißt mir das Fädchen,
Der Oheim brummt,
Ich armes Mädchen
Bin schüchtern verstummt.
Und in meine Träume,
Wie eitel Spott,
Leis rauschen die Bäume:
Grüß' Gott, grüß' Gott!
So sprach vor Zeiten
Mein Liebster gut,
Als heiß wir uns freiten
In nächtlicher Hut.
Er ist im Walde
Ein Jägersmann,
Die stürzende Halde
Klimmt er hinan.
Und sitz' ich in Schmerzen
Und klingt mir das Ohr,
So möcht' ich ihn herzen
Wie niemals zuvor.

Jeder wird zugeben, daß das Lied allerliebst ist. Nur sieht man nicht recht, was diese durchaus moderne Auffassnng für Horaz beweisen soll. Die Berechtigung einer solchen Umdichtung kann um so weniger zweifelhaft sein, als ja Horaz selbst in seinen Liedern nicht selten griechische Vorbilder benutzt hat. Den Anfang unserer Ode hat er z. B. nach einem alcäischen Liede gebildet. Stegemann's Gedicht hinwieder klingt an den Anfang eines Liedes an, zu dem Rückert die zwei berühmten Zeilen der Sappho: — „Süße Mutter, ich kann nicht weben, bezwungen von Sehnsucht nach dem schlanken Knaben nach dem Willen Aphrodite's" — ausgesponnen hat:

Ich kann nicht spinnen,
Ich kann nicht sitzen,
Im Stübchen innen,
Im engen Haus;
Es stockt das Rädchen,
Es reißt das Fädchen,
O süße Mutter,
Ich muß hinaus u. s. w.

Das zu Grunde liegende Motiv begegnet aber in der deutschen Literatur auch schon bei Neidhart in dem Liede Nr. 2 (Keinz), dessen Schluß lautet:

Ez gruonet an den esten
daz alles möhten bresten
die boume zuo der erden.
nû wizzet, liebiu muoter mîn,
ich volge dem knaben werden.
Liebiu muoter hêre,
nâch mir sô klaget er sêre.
sol ich im des niht danken?
er spricht daz ich diu schoenest sî
von Beiern unz in Vranken.

Es gibt eben Motive, die auch ohne besondere Entlehnung wie von selbst in der Weltliteratur immer wiederkehren. In diesem Liederreigen hat auch die Fassung des Horaz, so schlicht sie auch sein mag, ihren selbständigen Werth. Wol ist es richtig, wenn Stegemann sagt: „Griechisches Leben und Geben erscheint mir moderner und deutscher", und wir wollen gar nichts dawider haben, wenn er danach gestrebt hat, durch die Horazische Umkleidung hindurch auf den muthmaßlichen griechischen Kern hindurchzudringen, aber er soll auch nicht meinen, mit seinen achtundzwanzig Liedern alles poetisch Werthvolle aus Horaz gerettet zu haben, sodaß wir das übrige in das Museum antiquarischer Curiositäten verweisen könnten. So manches edle Dichterwort wird in seiner Originalform seine ewige Geltung behalten. Wir tauschen Stegemann's Gedichte nicht ein gegen die des Horaz, stellen sie aber sehr gern neben die des alten Dichters. Wenn sie auch nicht

alle gleichmäßig vollkommen sind — hin und wieder stört auch ein einzelner Ausdruck — so sind sie doch im ganzen echte Poesie.

Zugleich ist uns ein Werkchen von A. Charisius (Nr. 2) zugegangen, das sich auch als „Neuigkeit auf dem Gebiete der Horazliteratur" darbietet. Eine poetische Prosaübersetzung nennt es sich. Was es damit auf sich hat, erläutert das Vorwort dahin, daß sie „nach Möglichkeit bestrebt ist, mit strenger und getreuer Wiedergabe ihres [der Gedichte] Wort- und Gedankeninhaltes eine poetischer Form [also metrischer?] sich näherude Sprache zu verbinden". Ueber den Leserkreis scheint sich der Verfasser keine bestimmte Vorstellung gebildet zu haben. Erst spricht er allgemein vom Publikum, dann aber von dem Eindringen in den Geist des Autors, „worin nach den neueren Lehrplänen das Ziel des lateinischen Unterrichtes besteht". Soll wirklich der Primaner bei der Lektüre des Originals diese prosaische Uebersetzung benutzen? Noch mehr aber müßten wir die bedauern, die Horaz nur aus dieser Quelle kennen lernten. Die vorliegende Uebersetzung dürfte kaum dazu beitragen, die Begeisterung für den Dichter zu erhöhen. Die poetische Form beschränkt sich in der Hauptsache auf Abweichungen der Wortstellung. Auch die Treue der Uebertragung läßt zu wünschen übrig. Ungenau ist schon I, 6 am Ende: „Ich . . . singe zwanglos oder, wenn ich je für etwas mich erwärme, leichthin, doch nicht anders, als es die Sitte erlaubt." Die Pointe von dem Blitze aus heiterm Himmel geht ganz verloren in I, 34. 5 fg.: „Denn Diespiter trieb sonst, mit zuckendem Strahl die Wolken theilend, seine Donnerrosse und lenkte den beflügelten Wagen durch den Aether." Falsch construirt ist in II, 5. 3 fg.: „Noch vermag sie nicht . . . das Gewicht des stürzenden Stieres in der Liebe auszuhalten" (ruentis in venerem!), ebenso IV, 11. 25 fg.: „Es scheut doch Phaëton (!) versengt allzu begehrliche Hoffnungen" statt: „es schreckt (terret) der versengte Phaëthon allzu begehrliche Hoffnungen." Ein geographischer Irrthum ist in II, 6. 10 fg.: der liebliche „Fluß von Galaesum" (für Galaesusfluß). Räthselhaft ist in IV, 4. 13 fg. der lateinische Zusatz: „gleichwie das Reh, das gerne lachende Weiden sucht, den schon der Muttermilch (fulvae) entwöhnten Löwen erblickt." Auch finden sich genug Verstöße gegen den guten Geschmack. Wer, wie der Verfasser, den color Latinus wegschaffen will, darf nicht schreiben (I, 15. 3 fg.): „da versenkte Nereus die schnellen Winde all' in unerwünschten Stillstand" oder (I, 23. 8) „es bebt an Herz und Knien". — Zu beanstanden ist ferner die Uebersetzung an folgenden Stellen: I, 27. 15 fg.: „du glühst mit nicht erröthenswerthem (!) Feuer". I, 13. 9 „Glühen thue ich, ob" u. s. w. II, 5. 21: „Und wenn du den einreihen thätest (!) in den Mädchenchor". III, 3. 13 fg.: „Durch diesen Geist gewürdigt zogen dich, Vater Bacchus, deine Tiger." III, 11. 3: „und du, o meine Krötenschale". — III, 23. 13 fg.: „Du brauchst nicht noch durch große Schafsabschlachtung (!) deine kleinen Götter anzugehen." Komisch wirkt III, 11. 33 fg.: „Nur eine . . . betrog mit Glanz (Anmerkung: herrliche Lüge!) den meineidigen Vater." Die Schrift ist mit einem trefflichen Bilde des vaticanischen kitharspielenden Apollon geziert.

Wie Horaz seit der Humanistenzeit gefeiert worden ist, brauchen wir nicht zu schildern. Aber auch das ganze Mittelalter ist er, ähnlich wie Vergil von dem Scheine der Magie umflossen, bekannt gewesen. Genaue Auskunft hierüber gibt M. Manitius (Nr. 3) in seinen „Analekten zur Geschichte des Horaz im Mittelalter." Er hat die ihm überlassenen Sammlungen von M. Hertz nach Möglichkeit vervollständigt, ein schwieriges Geschäft, zu dem er aber durch seine Studien besonders berufen war. Gleichwol will er nur das Material beschaffen, auf dem ein künftiger Geschichtschreiber des Einflusses der Horazischen Dichtungen auf das Mittelalter und ihrer Ueberlieferung weiter bauen kann. In einer Einleitung gibt Manitius eine Uebersicht über das Fortleben der antiken Schriftsteller im Mittelalter und über die Stätten, an denen sie hauptsächlich gelesen wurden. Kapitel I umfaßt die Horazischen Dichtungen im Abendlande bis zum Ende des achten Jahrhunderts. In den spätern Jahrhunderten werden auch die einzelnen Länder: Deutschland, Frankreich, Italien und (vom 11. Jahrhundert an) England unterschieden. In Spanien lassen sich während des 9. bis 13. Jahrhunderts nur sehr dürftige Spuren einer Bekanntschaft mit Horaz nachweisen. Den einzelnen Abschnitten sind wieder orientirende Einleitungen vorausgeschickt, in denen die größere oder geringere Beschäftigung mit den antiken Dichtern zu den politischen Verhältnissen in Beziehung gesetzt wird. Als besonders förderlich für das Horazstudium hebt sich das Zeitalter Karl's des Großen heraus, wie denn auch Alkuin den Beinamen Flaccus führte. Das Ergebniß seiner Untersuchungen faßt Manitius selbst in folgende Worte zusammen: „Das heutige Frankreich steht hier weitaus an der Spitze. Wenn man aber die mittelalterlichen Grenzen zwischen Deutschland und Frankreich zieht, so ändert sich das Bild wesentlich. Dann gewinnen nämlich die Lande an Rhein, Mosel und Maas an Bedeutung und die östlich und westlich davon liegenden Gebiete treten dagegen zurück. Wie in anderer Beziehung ist auch hier das alte fränkische Mittelreich der wichtigste Factor. Es ist das Centrum, von dem sich die höhere Bildung nach Westen wie nach Osten ausgebreitet hat, allerdings mit Präponderanz der westlichen Gebiete. Ein ganz ähnliches Resultat ergibt sich auch bei den andern römischen Dichtern außer Horaz und daraus geht hervor, daß die Mitte des Frankenreiches dasjenige Gebiet war, auf welches die Begünstigung der Wissenschaften durch Karl den Großen den nachhaltigsten Einfluß ausgeübt hat." Oft ist es schwer zu entscheiden, ob wirkliche Kenntniß des Dichters oder Benutzung eines Florilegiums vorliegt. Die Durchsicht der Bibliothekskataloge zeigt auffällige Erscheinungen, z. B. kommt in den reichhaltigen Verzeichnissen von Constanz, Sanct-Gallen und Reichenau aus

dem 9. Jahrhundert Horaz nicht vor. Am Ende des 10. Jahrhunderts erbittet sich Frommund in Tegernsee von einem Bekannten einen Horaz, um das unvollständige Exemplar seines Klosters zu ergänzen.

Am meisten Anklang fanden die Stellen moralischen Inhalts. Bisweilen abgeändert oder erweitert bekamen sie die Geltung von Sprichwörtern und werden, da sie in den Schulen auswendig gelernt wurden, immer wieder citirt. Dem Bedürfnisse des Mittelalters kamen die Episteln mit ihrer Lebensweisheit und die Satiren am meisten entgegen, viel weniger die Oden. Unter diesen wieder treten „die Liebesgedichte fast ganz zurück, während die Oden von allgemeinerm Inhalt zuweilen angeführt werden". Wir sehen also, wie Verschiedenes zu verschiedenen Zeiten an einem Dichter geschätzt wird. Hätte Horaz nichts geschrieben als sentimental angehauchte Lieder, wie sie Stegemann vom Dichter verlangt, so wäre er bald vergessen worden. Das Wesen des wahren Dichters aber ist, daß er alle Wandlungen des Geschmacks überdauert, wie wir von Horaz rühmen können. Richard Opitz.

# Romane und Erzählungen.

1. Auf der Feuerstätte. Roman von W. Jensen. Drei Bände. Leipzig, C. Reißner. 1893. 8. 12 M.
2. Vater Adrian und andere Geschichten von Paul Lindau. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt. 1893. 8. 4 M.
3. Das Ende vom Liede. Roman von H. Tovote. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1893. 8. 3 M. 50 Pf.
4. Ein Proletarierkind. Humoristischer Roman aus dem berliner Leben in zwei Bänden von Oskar Justinus. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt. 1893. 8. 7 M. 50 Pf.
5. Tollkraut. Novelletten von H. von Preuschen. Leipzig, C. Reißner. 1893. 8. 3 M.
6. Norddeutsche Erzähler. Novellen. (Das Schicksal auf der Moorheide von H. Heiberg. Ruggiero, der Brigant von K. Telmann.) Berlin, Verein der Bücherfreunde. 1893. 8. 3 M.
7. Neue Novellen von Alfred Friedmann. Mannheim, J. Bensheimer. 1893. 8. 4 M.
8. Die Fahrt nach der alten Urkunde. Geschichten und Bilder aus dem Leben eines deutschböhmischen Emigrantengeschlechts von Aug. Sperl. München, C. H. Beck. 1893. 8. 3 M. 50 Pf.
9. Hochgebirge und Ocean. Roman von A. Niemann. Zwei Bände. Dresden, E. Pierson. 1893. 8. 8 M.

W. Jensen's Roman „Auf der Feuerstätte" (Nr. 1) enthält eine Gestalt, die zwar nur ein Kaufmannssohn ist, die aber eine überraschende Aehnlichkeit mit dem Dänenprinzen Hamlet aufweist. Ich weiß kein Beispiel in der Literatur von einer solchen Uebereinstimmung eines Romanhelden mit der weltbekannten Schöpfung eines Dichters ersten Ranges. Und von einer bloßen Nachbildung, von einer Copie kann man dabei nicht reden. Wer einen gegebenen Grundtypus unter so durchaus verschiedenen äußern Bedingungen auftreten und handeln lassen will, der muß diesen Typus so gut wie neu schaffen, weil er ihn aus ganz neuen Elementen zusammensetzen und aufbauen, weil er ihm jedenfalls eine ganz neue Gestalt geben muß. Jedenfalls ist es ein Unternehmen, das, sobald wir es verstehen, unser lebhaftestes Interesse für sich gewinnen wird. Und so ist in der That Hartwig Gadewald, dieser Hamlet in Gestalt eines hamburger Kaufmannssohnes, diejenige Person des Romans, die unsere Aufmerksamkeit am lebhaftesten fesselt. Seine Aufgabe ist ganz die Hamlet's, nur hat er nicht einen Vater, sondern eine Mutter zu rächen. Er hat aber auch im wesentlichen den Charakter Hamlet's: seine Zweifelsucht, sein unentschiedenes Schwanken, seine Schwermuth, die ihm als Verrücktheit ausgelegt wird. Und alles das ist neu und aus den Bedingungen des modernen Lebens heraus psychologisch fein motivirt. Die Uebereinstimmung mit der Hamlet-Geschichte geht bis auf Einzelheiten hinein. Wie Hamlet, so muß auch Hartwig in aufgeregten Augenblicken sich verrathen, infolge dessen sein eigener Vater und Bruder ihm nach dem Leben stellen. Und hier wie dort spielt das Gift eine große Rolle.

Nur die Schlußkatastrophe ist grundverschieden; denn „Auf der Feuerstätte" ist keine Tragödie, sondern — ein Roman. Gewaltig ist sie, diese Katastrophe. Sie besteht in nichts Geringerm als in dem furchtbarsten Brand, den je die Welt gesehen, in dem großen Brand von Hamburg im Jahre 1842. Aber dieser Brand und die Schuld derer, die dabei untergehen, stehen nicht im geringsten ursächlichen Zusammenhang. Dieser Untergang, statt wie in der Tragödie nothwendig aus der Schuld hervorzuwachsen, ist bloßer Zufall. Und noch etwas ist dagegen zu erinnern: Außer den Schuldigen gehen natürlich unzählige andere Menschen, und ganz unschuldige, mit zu Grunde, aber nur solche, die wir nicht kennen, für die wir kein Interesse haben. Den uns liebgewordenen Personen des Romans wird kein Haar versengt — trotz der brennendsten Gefahr, in die alle gerathen. Denn so wollen es die schönen Leserinnen.

Noch einige gute Figuren stehen in dem Roman, so die beiden Pastoren von Neukirchen und Altkirchen, der eine Rationalist, der andere ein Orthodoxer. Und dann ganz besonders der Baron Porzellen, auch Hans Armleder genannt, dem die schönsten und erhabensten Worte der Weisheit und Poesie nur so vom Munde triefen, der aber nicht nur, wie man ihm sofort anhört, alle geistreichen Bücher der Welt gelesen, der auch die schönsten Weiber aller Erdtheile geküßt hat; ein Greuel für alle moralischen Ge-

müther, aber vom Dichter mit besonders warmer Liebe behandelt und sichtlich bevorzugt — auch vom Kritiker, weil er die beste, als die lebensvollste und schönste Gestalt des ganzen Buchs ist: was ja nicht zu verhindern braucht, daß andere männliche und moralische Menschenkinder dem schönen Fräulein Nelly den Vorzug geben!

Eine recht schwache Leistung ist der „Vater Adrian" von Paul Lindau (Nr. 2). Das ist so die richtige „Humoreske", ein gemachtes Ding. Lindau erzählt die Geschichte als ob er sie erlebt hätte. Dabei enthält sie auch nicht einen individuellen Zug. Alles ist vielmehr mit herkömmlichen bekannten Mittelchen gemacht, und das komische Motiv darin wird so zu Tode gehetzt, daß es seine Wirkungskraft gänzlich verliert. Es ist überdies ein Daudet'sches Motiv und man könnte sagen, daß es der Franzose schon zu Tode gehetzt hat; denn es gibt kaum einen Daudet'schen Roman, in dem nicht ein solcher Künstler-Lump (Raté), ein solcher père Adrien unter das Daudet'sche Myobenglas genommen wird. Auch mit der zweiten Novelle beweist Lindau aufs neue, daß er zwar ein geschickter Feuilletonist, aber kein Dichter ist. „Was der Schusterfriedel auf dem Sterbebett beichtet" kann nur gerade kein glückliches Feuilletonistenthema genannt werden. Das Beste am Buch ist die dritte Erzählung „Schlag neun". Sie hat sogar einige Tiefe und ist nicht ohne geistigen Gehalt.

Mit einem vierten Band, „Das Ende vom Lied" (Nr. 3) hat Heinz Tovote, wie er es von Anfang an geplant, seine moderne Liebesträgödie abgeschlossen. Es ist aber ein Abschluß mit Aussicht auf die Ferne und Weite, auf andere Gebiete. Und unstreitig ist „Das Ende vom Liede" das reifste und befriedigendste Werk der Serie. In zwei der voraufgegangenen Bände, „Im Liebesrausch" und „Frühlingssturm", herrschte noch eine gewisse nervöse Unruhe, ein Schwanken und Tasten, und viel Maßlosigkeit im Ausdruck, im ganzen ein gutes Stück Roheit, bei aller Zartheit des Talents. Und der Roman „Mutter" hatte sich zwar von derartigen Fehlern fast freigehalten; er überragt die beiden andern — und in gewissem Sinne auch das „Ende vom Liede" — durch ernstere und tiefere Leidenschaften und große Vorzüge der Composition, besonders durch seine bedeutende und geschlossene Handlung: aber er war nicht nur im Guten, sondern auch in der schlimmen Bedeutung des Wortes mehr „Roman" als die andern; er hatte angefangen, bedenkliche Concessionen zu machen, wofür er denn auch in einer illustrirten Zeitschrift Aufnahme gefunden hatte. „Das Ende vom Liede" ist dagegen wieder der Hauptsache nach psychologische Analyse, an der nur das Eine auszusetzen ist, daß sie manchmal unnöthig breit ausgesponnen erscheint, oder vielmehr, daß sich in der Darstellung ähnliche seelische Zustände zu oft wiederholen, gerade wie im Leben, was aber in der Kunst schlecht wirkt, einfach weil es langweilig ist und als unnöthig empfunden wird. In der Darstellung der äußern Vorgänge dagegen beobachtet Tovote eine Sparsamkeit, die in der deutschen Literatur ihresgleichen sucht. Die fortgeschrittene Reife und Besonnenheit Tovote's macht sich ganz besonders auch im Stil bemerklich. Das Abgerissene und Stoßartige, das früher seiner Sprache vielfach anhaftete, die nervöse Kurzathmigkeit seiner Sätze, das alles ist, soweit es von Uebel war, gänzlich verschwunden, und sein Stil ist heute von so reinem Wohlklang, von so einschmeichelnder Harmonie, daß es eine Lust sein müßte, das Buch laut vorzulesen. Von schnodderigen Redewendungen, von unangebrachten berliner Dialekt- und Fremdwörtern, von burschikosen Roheiten im Ausdruck, worauf ich früher gelegentlich hingewiesen, finde ich in dem neuen Bande keine Spur mehr. Und die ernsten Gedanken werden häufiger und die polemischen äußern sich ruhig und maßvoll. Man urtheile selber:

Ein Künstler, so was verrücktes! Ein Künstler im deutschen Reiche!

Einzelne, die sich darauf verstanden, die katzenbuckeln konnten, vor dem Publikum und fein nach oben, die brachten es schon zu was, die heimsten Geld und Ehre ein; aber diesen wenigen standen tausend andere gegenüber, die elend verkommen konnten, — und kein Hahn krähte nach ihnen.

Die da fein säuberlich arbeiteten und schwitzten, und Bilder hochgestellter Persönlichkeiten malten, oder für Familienblätter ewig jene wunderbaren zehn Genremotive variirten, denen ging es gut; nur brachten sie leider die Kunst nicht um Haaresbreite weiter.

In ihrer Clique freilich galten sie als große Thiere, und das dumme Publikum ließ es sich ruhig gefallen.

Er konnte nur getrost einpacken; wenn sich auch die große öffentliche Meinung früher einmal für ihn entschieden hatte — die Bonzen, die die Kunst gepachtet hatten, und sie dem Volke vermittelten, wollten von ihm nichts wissen. Dreimal bekreuzigten sie sich, ehe sie seinen Namen aussprachen.

Hier und da freilich kam einer von ihnen heimlich zu ihm, ob er nicht einmal etwas Großes und Edles malen wolle, etwas für die große Masse; aber er wies sie alle ab. Sie hofften ja doch blos Geld mit ihm zu verdienen. Er wollte seine Kunst nicht prostituiren.

Früher hatte Käthe genau so gedacht, nun redete sie schon ganz anders. Von jetzt ab bekam er immer wieder zu hören, was für Preise andere mit ihren Bildern erzielten, Summen, die hingereicht hätten, ein paar Jahre davon zu leben.

Weshalb machte er denn nicht ein bischen Concession, wenigstens einmal. — Er sollte doch nur nicht so stolz sein. Er hatte doch früher schon manchen Auftrag angenommen, manch eine Wand mit Allegorien und historischen Stoffen bemalt. Wozu verrannte er sich jetzt so, jetzt, wo es am wenigsten angebracht war.

Es ist also in dem Buche doch noch etwas anderes als Cocottenwirthschaft. Das Problem der Kunst ist ganz darin.

Höchst eigenthümlich berühren gewisse Stellen; sie klingen wie Selbstbekenntnisse des Dichters. So heißt es einmal:

Er war der steten Cocottenmalerei satt. Es gab schließlich tausend andere, ebenso interessante Motive. Bei jedem Vorwurfe konnte er seine Auffassung zur Geltung bringen.

Und dann wie ein schmerzlicher Seufzer:

Er mußte schon bei seinen Cocotten bleiben, in dieser parfümirten Gesellschaft, in diesem Raffinement, dieser schwülen Liebesatmosphäre, die ihn allmählich zu ersticken drohte.

Dazwischen wie halbe Rechtfertigung:

Die neuen Zeitideen hatten auf seine Kunst keinen Einfluß gehabt. Das war ihm nicht möglich, denn die ungeheuere Unklarheit und Verworrenheit ließ eine künstlerische Gestaltung noch nicht zu. Mit Bildern erreichte man da nichts. Was half es, wenn er das buntlappische Elend des Proletariats malte, — die Leute, die kamen sich Bilder zu besehen, wurden dadurch nicht bekehrt. Und dann paßte es ihm auch nicht in seine Kunst hinein, die ihm untrennbar schien von einer gewissen luxuriösen Grazie. Er wollte nicht das ganz banale, das auf allen Gassen herumlief, er suchte immer nach dem besondern, das ihn am meisten reizte.

Und als Schlußergebniß:

Der enge Horizont, in dem er gelebt hatte, ward mit jedem Tage erweitert; und mit Schreck erkannte er, wie wenig er doch vom neuen Leben wußte, — er hatte wol von allem eine dunkle Ahnung, aber er sah erst jetzt, wieviel ihm noch fehlte für seine Kunst. Mit packenden Ideen, mit einer glänzenden Technik war es nicht gethan; — es handelte sich um den ungeheuern Gedankengehalt seiner Zeit, den auch er mit seiner Kunst zum Ausdruck bringen wollte.

Das sagt Tovote von dem Maler Hansen; aber er bezieht es unzweifelhaft auf sich selber; er kündet bereits als in Vorbereitung begriffen einen socialen Roman an: „Unser tägliches Brod". Ich bin begierig.

Oskar Justinus nennt sein „Proletarierkind" (Nr. 4) einen humoristischen Roman. Da gibt es also auch humoristische Romane ohne Humor. Der Grundton des Buchs ist aber vielmehr eine rührselige Sentimentalität, und daneben kann mit dem besten Willen kein Humor aufkommen. Und dann treiben sich viel zu viel schiefe, engbrüstige, bleichsüchtige, blaustrümpfige Gedanken in dem Buche herum, und machen ein Getöse wie ungezogene Kinder, die dennoch jeden Augenblick ein frommes Sprüchlein aufsagen, daß einem Hören und Sehen vergeht. Da hört denn vollends aller Humor auf. Daß der Humor eine Sache freien Geistes ist, davon hat Oskar Justinus keine Ahnung; er, der die Welt und den lieben Gott mit den Augen eines kleinen Frauchens ansieht, eines Frauchens, das aber ein bischen blaustrümpfig angehaucht ist, weil es vielleicht Jungfer geblieben ist.

In dem Roman kommt ein Künstler vor, ein Maler — das reinste alte Weib; doch ein Genie in den Augen des Herrn Oskar Justinus.

Das waren meine Empfindungen bei der Lektüre dieses Buchs. Aber sie sind für das Lesepublikum die allerunmaßgeblichsten. Die Mehrzahl aller Leser — und damit mag sich Oskar Justinus trösten — werden in dem Buche ihre eigene Welt- und Lebensanschauung finden, sie werden ihren eigenen Gedanken darin begegnen wie alten lieben Bekannten und sie werden entzückt sein. Die Welt einer Wilhelmine Buchholz weiß Justinus auch wirklich nicht übel zu schildern.

Wenn ich nach Oskar Justinus über Hermine von Preuschen (Nr. 5) rede, so haben sich, trotz des Sprichwortes, größere Gegensätze noch nie berührt. Was Oskar Justinus nicht begreift, das weiß, trotzdem sie eine Frau ist, Hermine von Preuschen: daß die Kunst, eben weil sie weiblich ist, eine Sache ist für den Mann, und zwar, als vornehme Dame, für den ganzen und starken Mann, für den vornehmen, selbstherrlichen, aristokratischen Mann, nicht für den Mann, der sich, wie Herr Grund bei Oskar Justinus, in der ersten besten Kaffeegesellschaft daheim fühlt; für den Mann, der es bei keinem Gesinde und Gesindel aushält und wenn es das gemüthlichste von der Welt ist. Das weiß Hermine von Preuschen, trotzdem sie eine Frau und trotzdem sie eine Künstlerin ist. Oder vielmehr weil sie eine Künstlerin ist, weil sie den Begriff der Kunst hat. Und aus dieser in gewissem Sinne unglückseligen Wissenschaft erwuchs die Stimmung ihres ganzen Buchs, das sie herausfordernd „Tollkraut" heißt.

Du misgönnst
Dem Bild des Märtyrers den goldenen Schein
Ums kahle Haupt wol schwerlich, und gewiß
Der Lorberkranz ist, wo er dir erscheint,
Ein Zeichen mehr des Leidens als des Glücks.

Diese Goethe'schen Verse, nicht in ihrem allgemeinen Sinn, sondern in besonderer Anwendung auf das Weib als Künstler und damit in verstärkter, in schreiender herausgetriebener Wahrheit könnten als Motto vor dem Buche stehen. Hermine von Preuschen drückt die Sache in ihrer Art aus:

Die frommen Blümchen all am Alltagsweg
Blühn nimmer an des Künstlers rauhem Steg,
Tollkraut nur wächst seitab vom breiten Pfad,
An dem die Heerden suchen Heerdensaat.

Das ist der einheitliche Gedanke des Büchleins: daß die Kunst, die wie nichts zu beglücken vermag, doch auch ein Fluch sein kann, wenigstens im irdisch menschlichen Sinn, dem Manne nicht immer, aber dem Weibe; — das sich, indem es Künstlerin sein will, einer Aufgabe vermißt, zu der die Natur es nicht gebildet hat.

Und ganz persönlich ist das Büchlein und erhält dadurch, ich muß schon sagen, seinen eigensten Reiz. Die Verfasserin stellt fast nur sich selber dar, nicht eingestandenermaßen, nicht mit genanntem Namen, aber thatsächlich. Sie spricht viel von ihrer Genialität, was man ihr übelnehmen wird. Aber ich meine, sie begeht damit, da sie der Form nach von dritten Personen redet, kaum etwas Unschickliches. Sie erzählt auch unverkennbar ihre eigenen äußern Erlebnisse, auch die heikelsten darunter, und man wird ihr vielleicht deswegen Taktlosigkeit vorwerfen. Nach meiner Ansicht mit Unrecht, wenn sie auch einmal hier und da zu weit gehen mag; denn mehr oder weniger verhüllt thut das jeder Dichter. Hermine von Preuschen weiß indeß auch fremde Gestalten zu behandeln. „Im Friaul" ist in diesem Sinn eine ausgezeichnete Novelle, an der ich besonders den Schluß bewundere; denn hier lag ein recht glänzender Ausgang, der aber im Grunde banal gewesen wäre, verführerisch nahe; Frau Hermine hat ihn vermieden und hat damit bewiesen, daß sie über sehr tiefe künstlerische und psychologe Einsichten verfügt.

Auch Hermann Heiberg hat in seiner Erzählung „Das Schicksal auf Moorheide" in dem Band „Nord-

deutsche Erzähler" (Nr. 6) wieder einmal auf alle romanhafte Beigabe verzichtet, auch auf einen Schluß, wie ihn die verehrten Leserinnen wünschen, obwol er nahe lag. Das ist immer anzuerkennen. Die Erzählung zeichnet sich überhaupt durch Einfachheit aus; es ist das Schicksal eines Mädchens, das, weil die Liebe in ihr stärker ist als alle Erwägungen der Vernunft, einen erblich Belasteten heirathet und unglücklich wird. Das Stück enthält viel gute Zeichnung, obwol man daneben auch, wie bei allen neuen Sachen Heiberg's, auf grobe Flüchtigkeit stößt. Besonders hat Heiberg gar keinen Sinn für sprachliche Sorgfalt; sein Stil ist manchmal geradezu lüderlich.

Das zweite Stück des Bandes ist eine Novelle von Konrad Telmann, „Ruggiero, der Brigant". Viel Räuberromantik im hergebrachten Kostüm, wenig Eigenes, ein paar gute Landschaftsbilder, das Ganze flott erzählt, ziemlich unterhaltend. Eigentlich uncontrolirbar; denn im Grunde glauben wir nur schwer an diese Art Räuber; aber unmöglich sind sie am Ende nicht. Ich meine: ein Kunstwerk kann uns nur dann wahrhaft künstlerisch interessiren, wenn wir mit seinem Stoffe von vornherein menschlich vertraut sind.

Recht vielversprechend fängt die erste Novelle „Mädchenfreundschaft" von Alfred Friedmann (Nr. 7) an. Die beiden Damen und ihr Schicksal interessiren anfangs sehr — gerade so lang, als sie uns eine Tragödie versprechen; von dem Augenblick an jedoch, wo diese gelinde in eine Komödie umschlägt, sind wir versucht, das Buch zuzuschlagen, denn nun wissen wir ja zum voraus, wie alles kommt; wir haben das alles schon hundertmal gelesen. Die stärkste Seite der Erzählung ist deshalb die Schilderung des schottischen Hochlandes.

Alfred Friedmann ist aber nicht umsonst ein beliebter Lyriker, er hält viel auf eine „poetische" Sprache. Seine zweite Novelle „Liebe und Pflicht" — deren moralische Tendenz sich schon im Titel ausspricht — schließt so:

O, wie schön ist die Welt! Daß wir auf und neben Gräbern wandeln, bewahrt uns vor Ueberhebung und Uebermuth; wir schmücken sie mit Rosen und Lorbern, und Orangenbäume streuen im Abendwind Blüten und Früchte zugleich zu Füßen des mondbeschienenen Marmorbildes, das ein schlummerndes Knäblein an den schmerzbefreiten, luftgekühlten Busen drückt.

Le style c'est l'homme!

Ein ernstes Buch, und das ernst genommen zu werden verdient, ist „Die Fahrt nach der alten Urkunde" von August Sperl (Nr. 8). Ein Roman gewöhnlichen Schlags ist es jedenfalls nicht und für Leihbibliotheks-Stammgäste ist es nicht geschrieben; die würden es langweilig finden. Auch die Weltanschauung darin würde den meisten deutschen Lesern von heute kaum zusagen. Denn so wenig diese die Religion auf ernstliche Weise angegriffen haben wollen, so wenig ertragen sie es, wenn es einer mit der Frömmigkeit einmal ernst nimmt. Das aber thut der Verfasser dieses Buchs. Auf den Standpunkt einer Orthodoxie irgendeiner Confession scheint er sich nicht zu stellen. Aber um die altdeutsche christliche Frömmigkeit mit ascetischem Anstrich ist ihm ernst. Er ist vielleicht ein Pietist, aber dann ein sehr geläuterter, geistig freier, ein schätzbarer Mensch auf alle Fälle. Fromme Seelen, die zugleich nicht ohne Aufklärung sind, werden das Buch mit großer Erbauung lesen und auch Sittenforscher und Culturhistoriker müßte manches darin sehr interessiren. Rein ästhetisch betrachtet erscheint das Ganze wol etwas zu temperamentlos; aber einzelnes ist doch sehr farbig, und hier und da begegnen wir einer Gestalt, die jedem Dichter Ehre machen würde.

„Hochgebirge und Ocean" von August Niemann (Nr. 9) hat mich sehr wenig befriedigt. Der Roman bietet viel zu viel auf einmal; er ist zugleich eine bairische Dorfgeschichte, ein Seeroman und eine amerikanische Sittenstudie, alles nach bekannten Mustern. In der Dorfgeschichte verräth sich wenig eigene Anschauung, wenig innere Vertrautheit mit dem Gegenstand; außer den Kniehosen und Wadelstrümpfen und den langen Zöpfen der Madels ist wenig darin echt. Die Seegeschichte will noch weniger sagen; denn diese Seeräuberromantik ist gar zu altbacken und hat überdies mit dem Zusammenhang des Ganzen gar nichts zu thun. Auch die amerikanischen Schilderungen haben etwas Gemachtes; man bekommt den Eindruck, als ob alles aus zweiter Hand sei.

Eine Allgemeinbemerkung: unsere Literatur bietet eine Reihe von Beispielen, daß gewisse Dichter deutlich merken ließen, wie sie sich nicht sowol auf ihr Dichterthum als ihr Gelehrtenthum etwas zugute thaten. Mit dem letztern glaubten sie ihren Anspruch auf Schätzung der Nation besser zu begründen. Seltsame Dichter! Und ebenso gibt es heute Vertreter der Literatur, die ebenfalls den Dichter in sich herunterſetzen, nicht gegen den Gelehrten, sondern gegen den Offizier; die offenbar bemüht sind, in ihren Werken mehr den Offizier als den Dichter herauszuhängen, denen mehr daran liegt, sich in ihren Werken als guten Offizier zu zeigen, denn als vortrefflichen Dichter. Einige Unerquicklichkeiten in diesem Sinne bietet auch das genannte Buch von August Niemann.

Benno Rüttenauer.

## Neue Dialektdichtungen.

1. No' gstät! A' Schwobagschicht von Richard Weitbrecht. Ulm, Ebner. 1893. Kl. 8. 60 Pf.
2. Losts ma zua! Allerhand Gspoaßigs von die Kloan und die Großn. Von Alexander Ohm-Januschowsky. Wien, C. Daberkow. 1893. 12. 80 Pf.

Die schwäbische Dialektdichtung nimmt zur Zeit einen entschiedenen Anlauf. Noch hat zwar das Schwäbische nicht die Bedeutung des Plattdeutschen für die mundartliche Poesie erreicht, aber es hat sich doch binnen wenig

mehr als einem Jahrzehnt einen vollen Platz neben dem Bairisch-Oesterreichischen, Alemannischen und Pfälzischen erobert. Nicht nur ist in diesem Zeitraum mancher beachtenswerthe Dichter in schwäbischer Mundart aufgetreten, sondern auch das Interesse des Publikums hat sich mehr und mehr ihnen zugewandt. Dieser Aufschwung der schwäbischen Dialektpoesie ist nicht in letzter Linie ein Verdienst Richard Weitbrecht's. Durch Bemühung um Sammlung und Werthung derselben, durch sorgsame Behandlung des Dialekts hat er ihr viel genützt. Namentlich aber ist er (in Verbindung mit seinem Bruder Karl) der erste gewesen, der mit schwäbischer Prosa in künstlerischer Form hervorgetreten ist, und bei der Beliebtheit, deren sich die Prosaform in der Dichtung heutzutage erfreut, hat er eben dadurch viel dazu beigetragen, die schwäbische Dialektdichtung populärer zu machen. Unter den neuern Vertretern dieser Poesie mag mancher, z. B. Eduard Hiller, als Dichter bedeutender sein als Richard Weitbrecht; keiner aber vermag wie er den Erdgeruch des schwäbischen Bodens wiederzugeben, keiner so dem Typus des schwäbischen Stammes gerecht zu werden, keiner ihn in meisterhafter Handhabung des Dialekts zu übertreffen. Dies zeigt auch wieder seine neueste „Schwobagschicht": „No gstät!" (Nr. 1). Sie ist eine würdige Schwester der vor Jahresfrist erschienenen und ebenfalls von mir in d. Bl. gewürdigten Dichtung „Die Pfarrmagd"; ja in mancher Beziehung möchte ich sie noch über jene stellen, in anderer freilich scheint sie mir jene nicht ganz zu erreichen. Sie läßt die gebildeten und halbgebildeten Kreise ganz aus dem Spiel, greift um so tiefer ins bäuerliche Leben hinein, bewegt sich rein in bäuerlichem Fühlen und Denken. Der „Holga'bauer" hat sich ohne Rücksicht auf „das saudomme Möga" für seine vier Töchter vier Ehemänner nach seinem Sinn herausgelesen, denn „so muaß mer's macha, wenn mer a' reachter Vater sei' will, ond schau' en der Kenderlaihr stôht beim vierta Gebot, se sollet ihre Ke'der «mit ehrlichen Heirathen versorgen»". Trefflich glaubt er's ausgesonnen zu haben; allein, wo's geht, wie er's gewollt, geht's schief, und wo's anders herauskommt, geht's gut. Er muß froh sein, daß höhere Gewalten seine Wege corrigiren. So ist das Ganze eine Art Satire auf die Weise, wie bäuerliche Heirathen zumeist zu Stande kommen und eine Apologie des Rechts des Herzens auch auf dem Dorfe, und der Culturhistoriker und Dichter Weitbrecht könnte als Volkspädagog wirken, wenn — die schwäbischen Bauern nur seine Erzählungen lesen wollten; allein sie sind ja schwäbisch geschrieben, und „so ebbes saudomms" liest der schwäbische Bauer nicht. Und doch ist wol die Absicht des Verfassers, auch erzieherisch auf das Volk zu wirken; diese Absicht hat da und dort die moralische Tendenz und Nutzanwendung deutlicher hervortreten lassen, als es vom rein poetischen Standpunkt aus wünschbar wäre. Auch das merkt man der Erzählung an, daß sie nicht als Ganzes aus dem Leben gegriffen ist, sondern daß der Dichter erst einzelne wirkliche Begebenheiten zusammengearbeitet hat, um sie seiner Idee dienstbar zu machen. Das hindert nicht, daß keine einzige Situation, kein einziger Charakter, keine einzige Rede drin vorkommen, die nicht echt schwäbisch wären. Die Entwickelung der Handlung ist etwas breitspurig und schwerfällig; aber gerade das ist die richtige Art für die schwäbische Prosadichtung, denn gerade so vollzieht sich Leben und Hantierung des schwäbischen Bauern. Der Umstand, daß der Verfasser die Geschichte von vier Schwestern erzählt, gibt der Erzählung manchmal etwas Zerstreutes, Springendes. Der Dichter hätte versuchen sollen, in einer der Gestalten einen Mittelpunkt für die Handlung zu gewinnen, statt sie nur durch die Tendenz zusammenzuhalten. Der „Holgabauer" ist bei der rein passiven Rolle, die ihm zugetheilt ist, nicht dazu geeignet. Wohl aber wäre seine Tochter Annemrei dazu zu machen gewesen; der Dichter nimmt auch hierzu erst einen Anlauf, läßt sie aber später zu viel zurücktreten. Ihr Charakter ist übrigens das Meisterstück in der Erzählung. Freilich in der Charakterisirung der Personen ist Weitbrecht überhaupt Meister. Das leibt und lebt alles genau, wie es im Schwabenland herumgeht. Im „Holgabauern" hätte vielleicht der „Blöckleskopf" des Schwaben mehr herausgearbeitet werden dürfen. Köstlich ist der Humor Weitbrecht's, so besonders bei der Schilderung, wie Jörg sein Glück in Amerika macht, und bei der Schilderung der Bauernhochzeit. Auch das tiefe Gemüth des Erzählers tritt uns überall entgegen und sein gesunder sittlicher Sinn. Ein liebenswürdiger Ton kommt in die Darstellung herein durch die launige Behaglichkeit, mit der der Dichter als echter Volkserzähler dann und wann in eigener Person vor den Leser hintritt. So darf auch diese Erzählung Weitbrecht's im ganzen als eine Perle mundartlicher Volkserzählung empfohlen werden. Wer das rauhschalige, hartköpfige, aber kerngesunde, gemüthstiefe und mutterwitzige Völklein der Schwaben noch nicht kennt, lernt es aus Weitbrecht's Dialektdichtungen besser kennen, als auf einer Reise durch das Land. Möge solchen Fremdlingen aber auch der Dichter künftig durch den Dialekt erläuternde Anmerkungen entgegenkommen!

Alexander Ohm-Januschowsky's Büchlein „Losts ma zua?" (Nr. 2) stellt sich in der Hauptsache als einen Repräsentanten der Dialektschnurrendichtung dar. Das Wenige, was sonst darin ist, ist doch herzlich unbedeutend und gar dilettantisch und stört nur den Charakter des Ganzen. Für die poetische Volksschnurre dagegen hat der Verfasser offenbares Talent. Er erzählt sie mit guter Kenntniß des Volkslebens und des Volksgemüths, sowie der Volkssprache und mit glücklicher Pointirung. Dagegen lassen Prosodie und Metrik da und dort zu wünschen übrig. Auch der Dialektdichter darf nicht holperig sein. Manchem Freunde der Dialektdichtung und des unverwüstlichen Volkshumors mögen diese „gspoaßigen" Sachen

in niederösterreichischem Dialekt Heiterkeit und Spaß bereiten. Eine Probe stehe hier:

„Drei Seela san draußt!" — Da g'längt um'n Schlüss'l
Da Petrus, laßt s' eini und brummt a bißl.
Da erscht, aus'm England is er gwest,
Da fragt glei, wo ma da d'Zeitung lest
Und packt an Engel an, der da rennt:
„Seig sie mir, no is hier Parlament?
Da zweit war aus'n Franzosenland,
Der schreit, wo's Ballet is und — allerhand.
Da dritt draht valega sein Huat in da Hand
Und endli da zupft er an Engl beim Gwand:
„Ich bitt, Herr von Engl, aba san s' net bös,
Wo is denn da 's Steueramt? Zoaga S' ma dös!"

Ob der Verfasser sich höhere Ziele stecken darf, wage ich nach den vorliegenden Proben nicht zu entscheiden; die Prosastücke lassen mich eher daran zweifeln.

Eduard Haug.

# Feuilleton.

Nachdem die großen Dichter und Denker Rußlands längst bei uns heimisch geworden sind, halten nun auch die kleinern Geister ihren Einzug mit Trommelwirbel und Pfeifenklang. Eine Schrift V. Burenin's, des namhaften Kritikers, „Das Totenbein, ein absonderlich-mysteriöser Criminalfall" (nach der vierten Auflage des russischen Originals übersetzt, mit Anmerkungen und einer Einleitung versehen von Wilh. Henckel [München, Albert u. Comp.]) ist es, die uns kürzlich vorgelegt worden ist mit der Lobpreisung: „Das ist ein Talent, welches aus dem Vollen schöpft, überreich an genialen Einfällen, eine wirkliche Dichternatur, an der die Cultur noch nichts gebessert und nichts verdorben hat. ... Zu empfehlen braucht man das Buch nicht. Es wird seinen Weg durch Deutschland machen." Das heißt den Mund etwas voll nehmen. Wir finden gleichfalls das Schriftchen des allen von den westlichen Nachbarn eindringenden Culturbestrebungen feindselig gegenüberstehenden Verfassers, diese Parodie einer Gerichtsverhandlung, in manchen Stücken witzig, aber doch nicht viel mehr als eine gelungene „Bierzeitung". Wenn man an unsers Kleist unsterblichen „Zerbrochenen Krug" denkt, wird einem der Unterschied zwischen geistvoller Satire und burlesker Posse recht klar.

Daß wir nur nicht bei diesem ewigen Schielen nach dem Auslande unsere eigenen Dichter vergessen! Unter ihnen ist einer, der insbesondere auch als Satiriker noch gar nicht hinreichend gewürdigt ist, Robert Hamerling. Wol ist in vorigem Sommer sein Name öfter genannt worden, als es galt, ihm in seiner Heimat ein Denkmal zu errichten. Aber es steht zu befürchten, daß nun wieder der Reif kälterer Beurtheilung sich über seine Werke lagern werde. Deshalb wollen wir recht nachdrücklich auf die kleine Schrift hinweisen, die mit beigetragen hat, die Errichtung des Denkmals zu ermöglichen, und die jetzt in zweiter Auflage vorliegt: „Aus der Heimat Hamerling's. Den Manen des Dichters gewidmete Bilder aus dem Waldviertel von Joseph Allram. Mit fünf Abbildungen und einem Facsimile. Herausgegeben zu Gunsten des Fonds zur Errichtung des Hamerling-Denkmals im Waldviertel" (Wien, A. Hartleben, 1893). Sie enthält alles, was zur Einführung in das Verständniß des Dichters nöthig ist und macht uns vor allem durch Wort und Bild mit den Stätten bekannt, an denen er gelebt und gewirkt hat. Auch das inzwischen eingeweihte Denkmal und seine Geschichte wird darin dem Leser vorgeführt.

Zu den Männern, die wie Hamerling den deutschen Gedanken immer hochgehalten und an ihrem Theile gefördert haben, gehört auch der am 14. Februar 1893 verstorbene Leiter des römisch-germanischen Centralmuseums in Mainz, Ludwig Lindenschmit. Ihn behandelt ein Heftchen: „Ludwig Lindenschmit der Förderer des Deutschthums über die Urheimat der Indogermanen. Nachruf, gehalten in der Versammlung des «Vereins für nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung» in Wiesbaden am 8. März 1893 von Friedrich Fischbach" (Separatabdruck des „Rheinischen Kuriers" [Wiesbaden, Commissionsverlag von C. Reinhardt]). Wir unterschreiben gern alles, was der Verfasser zum Lobe des verdienten Mannes vorgebracht hat, wundern uns aber, weshalb er bei dieser Gelegenheit so grimmig gegen den „Hochmuth privilegirter Schriftgelehrter" und gegen „gehirnschwache Mittelmäßigkeit", die „in verba magistri schwört", zu Felde zieht. Er gibt Lindenschmit's Anschauungen in der bezeichneten Frage zunächst nach dem im Jahre 1846 erschienenen Buche: „Die Rätsel der Vorwelt", das Lindenschmit im Verein mit seinem Bruder verfaßt hat. Der unbefangene Beurtheiler muß zugeben, daß die betreffenden Fragen zur Zeit noch nicht spruchreif sind. Namentlich ist keine Veranlassung, den als einen Verräther der germanischen Sache anzusehen, der noch an Asien als der Heimat der Arier festhält. Der sonst so verdienstliche Patriotismus des Verfassers treibt hier sonderbare Knospen. Da heißt es z. B.: „Selbst der gewaltige Sänger Homer erhielt nur Bruchstücke der verballhornten Siegfried's-Mythe." Demgemäß findet er es merkwürdig, „daß in der «Iliade» der nordische finstere Hagen, der Gegensatz zu dem Sonnensohne Siegfried, in Hektor so sehr veredelt wurde. Beide Helden haben die Stammsilbe von hagen, schützen. Der Hag und die Hecke umhegen das Feld und Gehöft. Hektor heißt also der Beschützer und hat deutsche Stammsilbe." Der Verfasser bringt auch noch andere solche kühne Deutungen vor. Doch können wir ihm durch dieses Dick und Dünn nicht folgen.

Zwei Hauptwege scheint es zu geben, auf denen das Nationalgefühl wachgehalten und gestärkt werden kann, Betrachtung der Geschichte und des Bodens der Heimat, der Geschichte, d. h. wenn es eine erhebende, mit Stolz erfüllende Geschichte ist. Diesen Punkt behandelt ein zu Berlin im Allgemeinen Deutschen Verein gehaltener Vortrag von Dr. P. Graffunder: „Der deutsche Nationalcharakter in altdeutschen Dichtungen" (Fürstenwalde, Geelhaar'sche Buchhandlung, B. Trebs, 1893). Ausgehend von dem Gedanken, daß die Gegenwart besonders tief durchdrungen sei vom Kosmopolitismus, verfolgt er dessen Entwickelung, für die namentlich die Entdeckung Amerikas entscheidend gewesen ist, und bespricht seine Gefahren. Als des deutschen Nationalcharakters Grundzug, durch den sich unser Volk von andern Völkern am meisten unterscheide, nimmt er die Treue an, freilich in sehr weiter Bedeutung: „Sie ist die Fähigkeit der tiefen und andauernden Willenserregung, was wir eine cholerische Anlage zu nennen pflegen. Man könnte das Wort wol übersetzen durch Gemüthstiefe." Aus dieser Wurzel leitet er nun die weitern Charaktereigenschaften des deutschen Volks ab. Auch er hat sich nicht ganz von gewagten Etymologien freigehalten. Nur eine geistreiche Spielerei ist es auch, wenn er sagt: „Die sogenannte Lautverschiebung entspricht sehr gut dem unruhigen Kampfesmuthe, der kühnen Eroberungslust, wie sie seit dem Zuge der Cimbern die Germanen beseelte." Gleichwol ist die Schrift lesenswerth. Der Verfasser bemerkt unter anderm: „Es gibt auch eine Treue, die man seinem Lande und Volke erweist, das ist die Heimatliebe."

Dieses Thema hat sich für einen Vortrag gewählt Adolf

Schubert: „Das heimische Naturleben in seinen Beziehungen zur Vaterlandsliebe“ („Sammlung pädagogischer Vorträge“, herausgegeben von W. Meyer-Markau. VI. Band, Heft 2 [Bielefeld, Helmich's Buchhandlung]). Auch er klagt über das Anwachsen der Zahl derer, denen der Begriff Vaterlandsliebe nichts weiter sei als ein schaler Rückstand altmodischer Denkweise. Bei der Frage nach der Grundlage der Vaterlandsliebe kommt er zu dem Ergebnisse: „Nur in dem Boden, der das Vaterhaus getragen, kann der Herzensstrom der Vaterlandsliebe seine Quelle haben. ... Im Vaterhause und in seiner nächsten Umgebung findet der jedem gesunden Kinde ureigene Trieb zur Erforschung aller Dinge selbst in einförmigen Verhältnissen die erste zweckmäßige Nahrung.“ Daran schließt sich eine Schilderung des heimischen Naturlebens von seinem Erwachen bis zum Absterben, die sachmännische Kenntnisse und zugleich die Gabe sinniger Naturbetrachtung auf das deutlichste bekundet. Bei der Schilderung der seligen Lust, mit der Kinder sich in Feld und Wald bewegen, kann einem das Herz schwer werden, wenn man bedenkt, wie wenig davon heutigentags die Kinder unserer Großstädte genießen. Wie kann ihnen trotzdem der Zusammenhang mit der heimischen Natur erhalten werden, der für die Pflege der Heimatsliebe so nöthig ist? Schubert verlangt vor allem, daß der naturkundliche Unterricht dem kindlichen Drange mehr Rechnung trage: „Einseitige Formenbetrachtung ohne Erkenntniß des Lebenszweckes ist nicht geeignet, die richtige Liebe zur heimatlichen Natur . . . zu erwecken.“ Er hält es für wünschenswerth, in den Bauplan künftiger Schulpaläste auch einen gesonderten Raum für Zwecke der Heimats-, Landes- und Erdkunde aufzunehmen. Er vergißt auch nicht, auf den vaterländischen Spiel-, Räthsel-, Märchen-, Sagen- und Liederschatz hinzuweisen. Wir können die Lektüre seiner Begeisterung für die Natur und das Vaterland athmenden Ausführungen jedem warm empfehlen.

Mit dem hier behandelten Thema berührt sich auch einer der „Gedanken“ von Max Bewer (4. Auflage, Dresden, Glöß): „Man sollte die Kinder mindestens einen Tag im Monat unter guter Führung und höchstens zu zehn auf Schulkosten eine kleine Reise machen lassen, damit sie wenigstens die Natur und den Charakter und die Denkwürdigkeiten ihrer engern Heimatsprovinz kennen lernen und für das größere deutsche Leben frühzeitig kulturfähige Eindrücke erhalten. Die Fahrkarten müßte der Staat den Schulen kostenlos überweisen.“ Wir zweifeln nicht an der Echtheit der Vaterlandsliebe Bewer's, wenn wir auch nicht seinen überaus scharf ausgeprägten, alle seine Aeußerungen, bisweilen in recht komischer Weise, durchdringenden Antisemitismus als Maßstab dafür nehmen wollen. Zugleich hat er die Gabe, die Empfindungen unsers Volks und sein Sehnen auch in allegorischem Gewande und mit dem rechten Zusatze von Mystik darzustellen, aber er verfällt andererseits zu oft in frostige Wort- und Gedankenspielereien. Wir sagen dies auf die Gefahr hin, von ihm mit derselben Redensart abgefertigt zu werden, die er auf S. 168 zu Gunsten des Rembrandt-Buchs, seines Leitsterns, geltend macht.

Daß neben der Betrachtung des Heimatlandes und der heimischen Vergangenheit insbesondere das Miterleben großer Thaten die Vaterlandsliebe stärkt und befestigt, ist wohl unzweifelhaft. Ganz richtig weist Lieutenant Georg Maercker („Unsere Schutztruppe in Ostafrika, mit 34 Illustrationen“ [Berlin, Siegismund, 1893]) darauf hin, daß die Begeisterung Jung-Deutschlands über die Erweiterung unserer Machtsphäre in Afrika derselben Quelle entstammt wie die Begeisterung über die Thaten von 1870. Maercker, ein ehemaliger Offizier der Schutztruppe, hat in dem genannten Buche eine Anzahl Artikel vereinigt, die er im Jahrgang 1893 des „Deutschen Soldatenhorts“ veröffentlicht hat. Tritt diesem ursprünglichen Zwecke entsprechend auch die Schilderung militärischer Verhältnisse besonders in den Vordergrund, die Ausrüstung der Europäer und der farbigen Soldaten, Schießausbildung, Wachtdienst, Kasernen und Befestigungen, Kriegführung und anderes, so werden doch auch alle übrigen Fragen hinreichend erörtert: Bodengestaltung und Klima Ostafrikas, die Vegetationsverhältnisse, Wege und Stationen, Münzen u. dgl. Im einzelnen bespricht der Verfasser viele interessante Dinge. Darum dürfte von diesen aus unmittelbarer Anschauung frisch herausgeschriebenen Schilderungen auch mancher andere, der nicht zu dem ursprünglich in Aussicht genommenen Leserkreise gehört, sich gern belehren lassen. Sie setzen ein bei dem Araberaufstande des Jahres 1888. Die kriegerischen Ereignisse seit Mai 1889 sind unberücksichtigt geblieben, weil hierüber eine Darstellung von Rochus Schmidt vorliegt. Wünschen auch wir, daß der deutsche Adler „auf dem Palmwedel einen ebenso sichern Ruheplatz finden möge, wie auf dem Ast der deutschen Eiche“.

— Zur Feier des hundertjährigen Todestages Alexander Trippel's (gest. 24. September 1793) gibt C. H. Vogler im Neujahrsblatte des Schaffhausener Kunstvereins ein ausführliches Lebensbild und eine eingehende Besprechung der Werke (Schaffhausen, Schoch), wofür dem Verfasser der Dank aller Kunstfreunde gewiß ist. Der Laie kennt den Künstler höchstens als Schöpfer der Büste Goethe's, des Apollohauptes des jugendlichen Dichters, zu der er im Jahre 1787 vom Prinzen Christian von Waldeck den Auftrag erhielt; aber auch in der Kunstgeschichte zählt er zu den Verschollenen. Noch über seinen Tod hinaus waltete ein Unstern, der ihn und seine Werke schon im Leben begleitet hatte. Den Zeitgenossen aber galt er wie Carstens als ein Reformator seiner Kunst, der männlicher und entschiedener als der glückliche Canova die Antike zu neuem Leben erweckte. Im Anschlusse an den Versuch des Verfassers, den noch vorhandenen Werken Trippel's nachzuspüren, hat der Kunstverein seiner Vaterstadt begonnen, alles bereits Aufgefundene photographisch aufnehmen zu lassen, wodurch auch die Vogler'sche Schrift mit einer Reihe guter Lichtdrucke versehen werden konnte. Diese Bilder, sowie andere Beigaben (Quellenregister, Briefe von und an Trippel, ein Verzeichniß der Bildnisse des Künstlers, von denen das von Clemens gezeichnete und von Schulze gestochene der Lebensgeschichte als Titelkupfer vorangestellt ist) werden das ihre dazu beitragen, das halb erloschene Gedächtniß an den hochbegabten Bildhauer bei Laien wie bei Kunstverständigen wieder aufzufrischen.

## Bibliographie.

Binz, J. Dr., Deutsche Kulturbilder aus sieben Jahrhunderten. 2 Bde. Hamburg, O. Meißner. Gr. 8. 5 M.

Briefe, sibirische. Von O. O. Eingeführt von P. v. Kügelgen. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 5 M. 60 Pf.

Briefwechsel zwischen Schiller und W. von Humboldt in den Jahren 1792 bis 1805. (Bibliothek der Welt-Literatur. Bd. 230.) Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. 1 M.

Fulda, L., Lebensfragmente. Zwei Novellen. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. 8. 2 M.

Heine, Dr. C., Das Theater in Deutschland. Seine geschichtliche Entwickelung und culturelle Bedeutung bis auf die Gegenwart. Einbeck, R. Lesser. 1 M. 25 Pf.

Jäger, O. Dr., Pro domo. Reden und Aufsätze. Berlin, O. Seehagen. Gr. 8. 6 M.

Janitschek, M., Atlas. Novelle. Berlin, G. Grote. 8. 1 M. 50 Pf.

Keyserling, Gräfin M., Gedichte und Aphorismen. Mit einem Vorworte von A. F. Graf von Schack. Breslau, E. Trewendt. 8. 2 M.

Kobell, Louise von, Unter den vier ersten Königen Bayerns. 2 Bde. München, C. H. Beck. Gr. 8. 10 M.

Schmidt-Weißenfels, E., Der gute Genius. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 3 M.

Schultze, S. Dr., Der junge Goethe. Ein Bild seiner inneren Entwickelung. (1749—1775.) Viertes Heft. Erste Abteilung: Goethe in Frankfurt (1771—1772). Halle, E. A. Kaemmerer u. Comp. 1893. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Sievers, W., Amerika. Eine allgemeine Landeskunde. Leipzig, Bibliographisches Institut. Lex.-8. 15 M.

Suttner, B. v., Es Löwos. Eine Monographie. Dresden, E. Pierson. 1 M. 50 Pf.

Tennyson, A., Balladen und lyrische Gedichte, übertragen von S. von Harbou. Charlottenburg, Otto Braudner. Min.-Format. 4 M. 50 Pf.

Weiß, Bruno, Aus der Märchenwelt. Scherzhafte und ernste Erzählungen. Gotha, F. A. Perthes. 3 M.

# Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von **F. A. Brockhaus** in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.


Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

**Das erste ausführliche Werk über Kamerun.**

## Durch Kamerun
### von Süd nach Nord.
### Reisen und Forschungen im Hinterlande 1889 bis 1891.

Von

**E. Morgen,**

Hauptmann im Grenadierregiment Nr. 12.

Mit 19 Separatbildern und 50 Abbildungen im Text von Hellgrewe, einem Porträt und einer Karte.

8. Geh. 9 M. Geb. 10 M.

In dem mit 19 Separatbildern und 50 Textabbildungen von Hellgrewe's Meisterhand, einem Porträt in Heliogravüre, sowie der ersten ausführlichen Karte der Colonie Kamerun ausgestatteten Werke erzählt der kühne Reisende in spannender Weise seine erfolg- und abentenerreichen Reiseerlebnisse und bietet zugleich ein wirkungsvolles Gesammtbild der vielgenannten, aber nur an wenigen Küstenpunkten bekannten Colonie. Morgen's Werk, das erste ausführliche Originalwerk über Kamerun, wirkt geradezu sensationell durch den Nachweis, daß Europäer sich im Innern der Colonie ohne Gefahr für ihre Gesundheit ansiedeln können. Hervorragendes politisches Interesse gewinnt das Werk durch die Versuche Frankreichs, auf Grund der neuen Mizon'schen Reise das Hinterland von Kamerun in französische Hände zu spielen, wissenschaftliches Interesse durch die werthvollen geographischen und volkswirthschaftlichen Beobachtungen und Forschungen des Verfassers.

Besonders werthvoll wird das Werk durch die im Januar 1894 erfolgte Sendung Hauptmann Morgen's nach Kamerun.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Die Reconstruction der kirchlichen Autorität.

Von

**Ernst von Bunsen.**

8. Geh. 2 M.

**Cotillon-**

und **Carneval-Artikel,**

**Papierlaternen,**

**Gartenfeuerwerk,**

„PUCK", photogr. Apparat.

**Gelbke & Benedictus, Dresden.**

*Man verlange Preisbuch.*

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Dichtungen.

**Album** der neuern deutschen Lyrik. 10. Auflage. 8. Geb. mit Goldschnitt 3 M.
Prachtausgabe auf Chamoispapier in Lederbd. mit Goldschn. 7 M. 50 Pf.

**Gerhardt, Paulus.** Gedichte. Herausgegeben von K. Goedeke. 8. Geb. mit Goldschnitt 5 M.

**Hammer, Julius.** Auf stillen Wegen. Dichtungen. 3. Aufl. 8. Geb. m. Goldschn. 2 M.

—— Fester Grund. Dichtungen. 4. Aufl. 8. Geb. m. Goldschn. 2 M.

—— Lerne, liebe, lebe. Dichtungen. 5. Auflage. 8. Geb. m. Goldschn. 2 M.

—— Die Psalmen der Heiligen Schrift. In Dichtungen. 8. Geb. m. Goldschn. 7 M.

—— Schau um dich und Schau in dich. Dichtungen. 33. Aufl. 8. Geb. m. Goldschn. 2 M.
25. Auflage. (Jubelausgabe mit größerm Druck.) 8. Geb. m. Goldschn. 6 M.

—— Unter dem Halbmond. Ein osmanisches Liederbuch. 8. Geb. m. Goldschn. 2 M.

—— Zu allen guten Stunden. Dichtungen. 5. Auflage. 8. Geb. m. Goldschn. 2 M.

**Kalidasa.** Sakuntala. Indisches Schauspiel. Metrisch bearbeitet von E. Lobedanz. 8. Aufl. 8. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

—— Urvasi. Indisches Schauspiel. Deutsch metrisch bearbeitet von E. Lobedanz. 3. Auflage. 8. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

**Schulze, Ernst.** Cäcilie. Min.-Ausgabe. 2 Theile. 8. Geb. m. Goldschn. 9 M.

—— Gedichte. (3. Auflage.) 8. Geb. 4 M.

—— Die bezauberte Rose. Romantisches Gedicht. 14. Auflage. 8. Geb. 3 M.
Illustrirte Prachtausgabe. Mit Holzschnitten. 4. Geh. 10 M. Geb. in Leinwd. 17 M.; in Lederbd. 24 M.

—— Die bezauberte Rose. — Poetisches Tagebuch. Mit Einleitung und Anmerkungen von Tittmann. 8. Geh. 1 M. 20 Pf. Geb. 2 M.

**Sturm, Julius.** Für das Haus. Liedergabe. 8. Geb. m. Goldschn. 4 M.

—— Gedichte. 6. Aufl. 8. Geb. m. Goldschn. 4 M.

—— Neue Gedichte. 2. Auflage. 8. Geb. m. Goldschn. 4 M.

—— Zwei Rosen oder das hohe Lied der Liebe. 2. Auflage. 8. Geb. 1 M. 60 Pf.

—— Aufwärts! Neue religiöse Gedichte. 8. Geb. m. Goldschn. 4 M.

—— Gott grüße dich! Religiöse Gedichte. 4. Auflage. 8. Geb. m. Goldschn. 4 M.

—— Fromme Lieder. 1. Theil. 11. Auflage. — 2. Theil. 4. Auflage. — 3. Theil. 8. Jeder Theil geb. m. Goldschn. 3 M.

—— Lieder und Bilder. Neue Dichtungen. 2 Theile. 2. Auflage. 8. Jeder Theil geb. m. Goldschn. 3 M.

—— Natur, Liebe, Vaterland. Neue Dichtungen. 8. Geb. m. Goldschn. 4 M.



Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 4. — 25. Januar 1894.



Inhalt: Ludwig Fulda als Novellist. Von Moritz Necker. — Aus Bauernfeld's Nachlaß. Von Anton Schlossar. — Aus der Erzählungsliteratur. Von Theodor von Sosnosky. — Dramatische Werke. Von Friedrich Kummer. — Religiöse Schriften. Von Karl Sallmann. — Aus dem Orient. Von Otto Speyer. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.


## Ludwig Fulda als Novellist.

Wer aus Fulda's „Talisman" kommt und die kürzlich erschienenen zwei Novellen Fulda's zur Hand nimmt, dessen Erwartungen werden sehr hoch gespannt sein. Ludwig Fulda ist einer der ehrlichst strebenden Dichter der jungen Generation. Er nimmt es mit seiner Kunst wirklich ernst. Er jagt nicht äußerlichen Erfolgen nach, er überhastet nicht seine Production, er hat sich von den schönen Erfolgen, die er schon in großer Jugend errang, noch bevor er sein Doctorexamen regelrecht (als deutscher Philolog, mit einer Abhandlung über Christian Weiße) gemacht hatte, nicht den Kopf in läppischem Größenwahn umnebeln lassen. Wer ihn einmal gesehen und gesprochen hat, der behält von dem würdig bescheidenen und doch unbefangen sich gehen lassenden Wesen dieses von den Grazien begnadeten Menschen, einen sehr angenehmen Eindruck. Man gesteht sich wol, daß seine ersten Arbeiten in einiger Abhängigkeit von großen Mustern oder von stärkern, weil schon fertigen, abgeschlossenen Charakteren stehen, mit denen er persönlich verkehrt hat oder von Zeitströmungen und Zeitstimmungen. Aber man gewinnt die Ueberzeugung, daß sich dieser Mann schon selbst finden werde. Fulda ist noch lange nicht das, was er werden kann, sagt man sich, und man glaubt an ihn. Er ist kein Stürmer, kein Revolutionär, ihn schmückt eine warme Pietät für das Vorhandene in der Kunst, er hat es nicht verlernt, zu ehren und zu lieben, er kennt noch Götter! Nachdem er sich zurecht gefunden hat, wird er auch den rechten Weg weiter gehen. Er wird sich immer mehr der Natur nähern, die er zunächst nur durch fremde Brillen sah. Denkt man an seine ersten Gedichte, die in einem wort- und versereichen Strom daherfließen und nicht im Stande sind, das Gefühl und die Stimmung in knappe Formen zu pressen, und vergleicht damit die Sprache des „Talismans", so erkennt man sofort seine großen Fortschritte in der innern Form. Er überwindet nach und nach alle Sentimentalität und schwingt sich auf den hohen Standpunkt des von aller Befangenheit freien Humoristen; sein ursprünglicher Witz klärt sich zur Weisheit, und wer den Habakuk gedichtet hat, der ist ein reifer Mensch. Fulda's ganze Beanlagung führt den Weg von oben nach unten, vom Allgemeinen zum Individuellen. Er muß erst mit seinen Ideen, mit seiner Weltanschauung, mit seinem ganzen innern Menschen im Reinen sein, bis er die concreten Einzelerscheinungen dichterisch erfassen kann. So ist er auf dem Wege zur wahren Kunst, die idealistisch und realistisch zu gleicher Zeit ist, weil sie die Dinge der Welt sub specie aeternitatis anzuschauen sich gedrängt fühlt. Der nackte Realismus, der sich blos mit dem Abschreiben der Wirklichkeit begnügt, ist eben darum noch nicht Kunst, denn er hat die äußern Dinge noch nicht durchgeistigt, noch nicht innerlich, nicht zu Erlebnissen einer fühlenden Seele gemacht. Und wenn die Theoretiker dieses Realismus alles subjective Fühlen verbannen, den Dichter zu nichts anderm als einem kalten Spiegel der Welt machen wollen, so sind sie eben damit im Irrthum. Das fühlende Herz allein ist es, was den Dichter macht. Die Märchendichtung ist darum für Fulda nur eine Station, nicht Ziel seiner künstlerischen Entwickelung. Man hat am „Talisman" nicht mit Unrecht getadelt, daß er zu wenig Märchen ist, er ist zu wuchtig in der Satire, zu durchgeführt in der Charakteristik, nicht spielerisch leicht genug in der Handlung, um ganz märchenhaft zu wirken. Wenn man aber Fulda's Schaffen im Zusammenhang überschaut, dann sieht man, daß er diese Form nur deshalb so weit glücklich bewältigt hat, weil sie ihm gerade die rechte Mitte zwischen der typischen und der realistischen Kunst bot. Er ist jetzt erst (künstlerisch) mit seinem innern Menschen fertig geworden, nun kann er weiter zur ganz objectiven Kunst schreiten. Vom Standpunkt der äußern literarischen Constellation hat der „Talisman" seine Wirkung keineswegs den naheliegenden Beziehungen auf unsere politischen Zustände zu verdanken; sie ganz zu leugnen, wie es von

manchen geschehen ist, halten wir nicht für richtig; diese Beziehungen bilden nur die pikant mitklingenden Obertöne der Dichtung. Hauptsächlich beruht die Wirkung des „Talismans" auf seiner Schönheit — die Exposition ist ja ein wahres Meisterstück —, auf dem reinen Element geistvoller und geklärter Lebensanschauung, in das er uns den ganzen Abend über versetzt.

Und nun zu den Novellen Ludwig Fulda's.*) Es müßte ja mit Wundern zugehen, wenn er, der sich in allen Formen der Dichtkunst versuchte, im Zeitalter der Novelle nicht auch Novellen geschrieben hätte. Es sind unseres Wissens die ersten, die er in Buchform veröffentlicht. Ihre Entstehungszeit liegt ziemlich weit auseinander. Die erste „Erwin Dürer" wurde 1887, die zweite „Die Hochzeitsreise nach Rom" 1893 geschrieben. Bei der Jugend des Dichters haben diese Jahreszahlen schon etwas zu bedeuten, und er hat sie darum nicht ohne Absicht angegeben. Die großen Erwartungen, mit denen man an sie, wie bemerkt, herantritt, werden von der ersten, der ältern Novelle nicht erfüllt. Sie ist ein Jugendwerk, etwas breit gerathen, wie die jugendliche Lyrik Fulda's, und zeigt ihn in Abhängigkeit von Paul Heyse, in dessen Umgang er seine künstlerischen Lehrjahre verbracht hat. Die andere Novelle, „Die Hochzeitsreise nach Rom", ist schon viel reifer, klarer, schärfer in der Zeichnung, überlegener in der Tonart, knapper in der Darstellung, und zeigt uns die Wirkung des berliner Aufenthalts auf den Dichter; aber auch sie kann nicht ganz befriedigen. Gemeinsam ist beiden, daß sie uns Künstlerleben vorführen.

Erwin Dürer ist ein junger Maler mit viel gutem Willen und Fleiß, aber mit geringer eigener Originalität. Er arbeitet bei einem ältern, in schwerer Lebenserfahrung gereiften Meister, der ihn richtig beurtheilt und ihm als das wahre Mittel, in der Kunst zur Reife zu gelangen, ein starkes Gemüthserlebniß wünscht. Das wird Erwin zutheil. In ein schönes Mädchen verliebt, malt er mit Begeisterung ihr Bild, wird anerkannt, berühmt. Der Ruhm steigt ihm jedoch dermaßen zu Kopfe, daß er die Verlobte als ein Hinderniß fürs volle freie Künstlerleben von sich abschüttelt. Er stürzt sie, die sich als eine tiefe Natur entpuppt, in eine tödtliche Krankheit; an sich selbst aber macht er die Erfahrung, daß ihn nur die verliebte Begeisterung zu künstlerischer Größe brachte. Er eilt zur Verlassenen zurück, in einer rührenden Scene stirbt sie in seinen Armen — und er kehrt in seine Vaterstadt heim, wo er vom Localpatriotismus zum großen Künstler erhoben wird.

Der Gedanke der Erzählung ist so recht jugendlich moralistisch: ohne Charakter, keine Kunst, worüber sich ja noch immerhin streiten ließe, denn das Verhältniß von Talent zu Charakter ist wol eines der geheimnißvollsten in der Psychologie der Künstler. Aber es fehlt auch an der rechten Oekonomie im Erzählen. Da wird eine interessante Frau von dreißig Jahren mit nachdrücklicher Charakteristik eingeführt, die Aufmerksamkeit also auf sie sehr gespannt, und schließlich erweist sie sich für den Gang der Dinge ziemlich belanglos. Auf die mächtige Leidenschaft der schönen Hedwig ist man auch gar nicht gefaßt, und dergleichen mehr. Kurz: eine Jugendarbeit.

„Die Hochzeitsreise nach Rom" führt mit sehr viel Geist ein Motiv durch, das uns an die Lieblingsmotive von Hans Hoffmann in den „Korfu-Geschichten" erinnert, nur daß Fulda den poetisch bedeutenden Kern nicht eigentlich herausarbeitet, sondern in der Region der bürgerlichen Satire verbleibt. Ein junges Ehepaar: ein Professor der Archäologie und die Tochter einer wohlhabenden berliner Kaufmannsfamilie kommen auf ihrer Hochzeitsreise nach Rom. Er hat sich den Besuch Roms mit einem geliebten Weibe als den Gipfel seines Glücks gedacht, denn seine tiefe Begeisterung zu theilen, war ihm Bedürfniß. Er ist so recht der Typus eines schwärmerischen deutschen Gelehrten. Sie hingegen ist der Typus der berliner Salondamen: sie hat mit ihrer höhern Töchterschulbildung gerade genug; ihr ist der Verkehr mit berliner Tanten und Basen im fernen Rom viel wichtiger und vergnüglicher als das ermüdende Ablaufen der Galerien und Kirchen; sie hat für historische Poesie, für die Romantik der Ruinen und des ehrwürdigen uralten Schmutzes im alten Rom gar keinen Sinn; sie lebt in der Gegenwart und nicht in der Vergangenheit, und für die ganze Herrlichkeit des Colosseums im Vollmondschein bleibt sie stumpf und unempfänglich, weil ihr neues Kleid kurz vorher mit Wein übergossen und verdorben wurde.

Den Contrast zwischen der gemein philiströsen und der künstlerischen oder wissenschaftlichen Lebensart, zwischen dem „untern und obern Stockwerk", wie es im „Auch Einer" von Vischer heißt, hat Fulda anmuthig und drastisch dargestellt, ihn auch durch sehr gelungene Gestalten aus dem deutsch-römischen Künstlervolke vortrefflich gesteigert. Aber er schließt nicht befriedigend, er ist als Dichter parteiisch zu Gunsten seiner Künstler und Gelehrten. Er schließt mit dem Ausblick in die Unversöhnlichkeit der zwei Gegensätze: der naiven, in und für den Tag lebenden, und der idealistischen, in und mit der Geschichte lebenden Menschen. Er deutet an, daß dieser Mann und dieses Weib nun eigentlich innerlich geschieden nebeneinander her leben werden. Der Gegensatz ist aber nur für jene Naiven, die beschränkten Herzens, und für jene Idealisten, die Wolkengänger sind, unversöhnlich. Das belehrt uns die tägliche Erfahrung, und die Menschen müßten noch ärger daran sein, als sie schon ohnehin sind, wenn dem nicht so wäre. Es ist die Pflicht der Menschen im „obern Stockwerk" gescheiter als die im untern zu sein, und diese Pflicht zu betonen, wäre Sache des Dichters gewesen, also auch die Einfalt seines Professors lächerlich zu machen, wie sie es verdient. Es war durchaus nicht nöthig, das Ehepaar jedes in seiner Art so beschränkt zu zeichnen, um

*) Lebensfragmente. Zwei Novellen von Ludwig Fulda. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. 1894. 8. 2 M.

das dichterisch so bedeutende Motiv darzustellen; im Gegentheil forderte es eine Schlußwendung, die eine Verständigung der zwei Menschen als möglich oder wahrscheinlich hinstellte; denn so wie wir jetzt das Paar verlassen, glauben wir, daß sich nach Ablauf der Jugend und ihres Schimmers der von Fulda so begünstigte Gelehrte ebenso in einen trockenen, weltscheuen, abgeschmackten Pedanten, wie seine Frau in eine lieblose alte Klatschbase entwickeln werde.

Der Fehler dieser Novelle liegt also hauptsächlich darin, daß Fulda, dessen ganzes Naturell dem modischen Realismus widerspricht, sich hier nicht ganz treu, daß er nicht Dichter genug geblieben ist, der er doch in Wahrheit ist und bleiben soll.

Moritz Necker.

# Aus Bauernfeld's Nachlaß.

Eduard von Bauernfeld's dramatischer Nachlaß. Herausgegeben von Ferdinand von Saar. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. 1893. 8. 5 M.

Ein in der literarischen Welt mit Spannung erwartetes Buch liegt vor uns, der dramatische Nachlaß E. von Bauernfeld's. In einem Testamente vom 12. Juli 1889 hat der greise Dramatiker selbst vier Stücke angegeben, welche „zum Druck geeignet" erscheinen, also einem etwaigen Nachlaßbande einverleibt werden sollten. Mit der Herausgabe dieser Stücke wurde in demselben Testamente Ferdinand von Saar betraut. Aber seltsamerweise fanden sich die von Bauernfeld ausdrücklich angegebenen dramatischen Werke unter dessen hinterlassenen Papieren nicht vor, allerdings konnten sie doch noch beigebracht werden, da zwei von ihnen in K. E. Franzos' „Deutscher Dichtung", eins in der Sammlung „Neues Wiener Theater" 1878 veröffentlicht worden sind, den Einacter: „Im Alter" herzustellen war nur nach dem Regiebuche des k. k. Hofburgtheaters möglich. Diesen vier von Bauernfeld selbst bezeichneten Stücken fügte F. von Saar noch ein letztes Lustspiel des Dichters, welches nach der Abfassung des obigen Testamentes entstanden und in Versen abgefaßt ist sowie die französische Bearbeitung einer kleinen Festkomödie bei.

Es enthält also dieser Nachlaßband folgende dramatische Dichtungen: „Im Alter. Häusliche Scenen in einem Acte nach Octave Feuillet" (1853); „Der Alte vom Berge. Schauspiel in einem Act" (1873); „Die Verlassenen. Lustspiel in einem Act" (1877); „Mädchenrache oder die Studenten von Salamanca. Komödie in zwei Acten" (1882); „Die Hitzköpfe. Lustspiel in einem Act" (1890); „Le Paradis. Französische Bearbeitung einer Festkomödie." Von diesen Stücken wurden nur die letzten zwei nicht zur Aufführung gebracht. — „Im Alter", dessen Erfindung Bauernfeld selbst durch die Bezeichnung „nach Octave Feuillet" von sich ablenkt, ist ein kleines dramatisches Gemälde, das uns gemüthlichen Einblick in das Leben eines alternden Ehepaares gewährt. Ein weit gereister Freund will den männlichen Theil dieses Paares, den frühern Syndicus Jakob Römer bestimmen, sein ruhiges Heim und seine Frau für längere Zeit zu verlassen und in seiner, des Freundes Gesellschaft weite Reisen zu unternehmen. Die Erinnerung an eine Krankheit, welche den Einsamen fern vom Hause auf's Lager warf und dem Tode nahe brachte, wovon er dem Freunde erzählt, überwältigt jedoch den Vielgereisten; er entpuppt sich schließlich als ein warm fühlender Mann, welcher beim Umherirren durch die Welt nur irgendeinen Menschen sucht, der ihm Anhänglichkeit und Liebe entgegenbringe. Jakob selbst schlägt ihm nun vor, die Reise zu unterlassen und als Glied der Familie im Hause zu bleiben. Auch der Gattin Rosa bittet Jakob den Undank ab, daß er, der Unbeholfene sie für längere Zeit verlassen wollte. Die drei alternden Leute bleiben beisammen; in traulicher Weise schließt das kleine Stück, in welches der deutsch fühlende Dichter, wenn auch die Fabel französischen Ursprungs ist, viel deutsche Gemüthlichkeit zu verweben gewußt hat. — Ganz freie Erfindung Bauernfeld's ist das Schauspiel „Der Alte vom Berge", in dem die Hauptperson Rüdiger, ein reicher Grund- und Hüttenbesitzer, ein Misogyn, durch das Glück zweier Liebenden im Hause, von denen sich das Mädchen schließlich als Rüdiger's eigene Tochter entpuppt, die ihm bisher durch Verkettung der Umstände fern und unbekannt geblieben ist, von seiner bittern Lebensanschauung geheilt wird. Das in Versen abgefaßte Schauspiel weist viele ergreifende Scenen auf und zeichnet insbesondere in Rüdiger eine tiefangelegte Natur. Es bleibe dahingestellt, ob sich Bauernfeld in dieser Gestalt nicht gewissermaßen selbst zeichnen wollte. In dem Lustspiel „Die Verlassenen", zwei verlassenen Damen, Tante und Nichte, die schließlich durch einen Freund des Hauses und den Cousin der Nichte aus ihrer Verlassenheit erlöst werden, ist es besonders der heitere, so recht an Bauernfeld's hübsche Conversationsstücke erinnernde Dialog, der uns durch seinen feinen Humor anmuthet. Dieses Stückchen ist zwölfmal im wiener Burgtheater aufgeführt worden. Uebermüthige sprudelnde Laune waltet in der Komödie „Mädchenrache" vor, welche schon in der Form der vierfüßigen Trochäen an spanische Lustspiele erinnert und in der That nach einer Episode des Gil Blas gearbeitet, uns ein heiteres Stück spanischen Studentenlebens in Salamanca bietet. Die Verkleidung Donna Aurora Mendoza's als Student gibt zu lustigen Scenen und Verwechselungen Veranlassung und selbst einige Nebenfiguren sind eben sowie die in den Vordergrund tretenden Personen in treffender charakteristischer Weise entworfen. Das Lustspiel „Die Hitzköpfe" ist ebenfalls in Versen und zwar in fünffüßigen Jamben abgefaßt, es

führt uns Gestalten aus Paris unter Ludwig XIV. vor und zeichnet in graziöser Weise das Auftreten und steife Benehmen derselben. Auch in diesem zierlichen Lustspiele waltet feiner Witz und Humor, das Ehepaar Marquis d'Anbusson und die Marquise könnten schier Figuren aus einem Lustspiele Molières sein, welcher Dichter in einer Rede des Herrn von Malrepos selbst verherrlicht wird. — Der Scherz „Le Paradis" entwirft in kurzen französischen Versen und in drei Acte getheilt — von denen jeder allerdings kaum zwei Seiten füllt — die Geschichte von Adam's und Eva's Sündenfall und die Vertreibung des Paares aus dem Paradiese. Selbstverständlich ist dieses scherzhafte Festspiel kein eigentliches Theaterstück zu nennen, es wird als Festkomödie bezeichnet, doch erscheint nicht näher angegeben, was es damit für eine Bewandtniß hat.

Man ersieht aus dem Angeführten, daß Bauernfeld's Nachlaß den Freunden unserer dramatischen Literatur manches hübsche, ernste oder heitere kleine Stück als Erinnerung an den unvergeßlichen Dichter so vieler prächtiger Lustspiele bietet; ist auch die Bedeutung des Einzelnen nicht an die einigen der ältern Lustspiele des Dichters hinanreichend, so wird doch dieser Band pietätvoll als werthvolle Reliquie eines hochbedeutenden Dramatikers, der sich im einzelnen auch hier nicht verleugnet, entgegengenommen werden. Ferdinand von Saar verspricht auch einen Band Erinnerungen, Xenien und humoristischer Aufsätze Bauernfeld's, welche noch vorliegen und zur Veröffentlichung geeignet sind, in Kürze nachzuliefern und man kann, insbesondere wenn man des witzigen oft sarkastischen Epigrammatikers Rusticocampins gedenkt, auf diese Gabe wol ganz besonders gespannt sein. Anton Schlossar.

---

# Aus der Erzählungsliteratur.

1. Im Kampf der Gesellschaft. Moderner Roman von O. Mysing (Otto Mora). Berlin, O. Janke. 1893. 8. 5 M.

Ein Maler, dessen Ideale im Kampfe mit dem Leben zertrümmert worden sind, nimmt ein Kind an, um es zu einem rücksichtslosen, hartherzigen Egoisten heranzubilden, der ihn an der Gesellschaft rächen soll. Sein Werk gelingt zum Theil, wenn er es auch nicht mehr erlebt: sein Ziehsohn Kurt wird eine Geisel der Gesellschaft. Binnen kurzem erringt er sich durch seine kaltblütige Rücksichtslosigkeit und seinen durchdringenden Scharfblick in der hamburger Geschäftswelt eine beherrschende Stellung. Mit seinem unsoliden aber großartigen transatlantischen Schiffsunternehmen richtet er die ersten Rheder Hamburgs zu Grunde. Dabei treibt er mit den ihm zufliegenden Mädchenherzen ein grausames Spiel. Sein Unternehmen steht im größten Flore, da bricht unter seinen Arbeitern, die schlecht bezahlt und behandelt werden, eine Empörung aus, die zum allgemeinen Strike wird. In dieser kritischen Zeit tritt sein persönlicher Feind, ein junger idealistischer Arzt öffentlich gegen ihn auf und schleudert ihm angesichts des versammelten Stadtrathes den schweren Vorwurf des Betrugs ins Gesicht. Alles sagt sich nun von Kurt los, seine ganze Macht bricht im Nu zusammen, er ist ruinirt. Auch den Schmerz der unglücklichen Liebe muß er zum Schlusse noch kennen lernen. Mit einem Mädchen, das trotz allem nicht von ihm läßt, schifft er sich, von den Behörden in seiner Freiheit bedroht, nach Amerika ein, geht aber als Opfer des Sturmes, der das Schiff vernichtet, zu Grunde, während seine Begleiterin gerettet wird.

Durch diesen zufälligen, gewaltsamen Tod hat sich der Verfasser seine Aufgabe wesentlich erleichtert, denn wäre Kurt am Leben geblieben, so hätte er sich kaum endgültig für besiegt erklärt, sondern vielmehr alle Hebel in Bewegung gesetzt, um das Verlorene wieder zu gewinnen, zum mindesten, sich zu rächen.

Somit ist die Aufgabe, zu der Kurt Bahnsen erzogen worden, eigentlich mißlungen, denn er erleidet im Kampfe mit der Gesellschaft ebenso Schiffbruch wie sein Erzieher, nur mit dem Unterschiede, daß die Gesellschaft bei diesem das böse, bei jenem das gute Princip vertritt, wodurch es unklar wird, was der Autor in seinem Buche eigentlich zeigen wollte. Wenn es ihm nur um die Darstellung eines Streberdaseins zu thun gewesen wäre, so hätte er sich ja die ganze ohnehin nicht gerade wahrscheinliche Vorgeschichte ersparen können! Indem er seinen Helden aber mit denselben Waffen, denen dessen Erzieher unterlegen ist, kämpfen, und nach kurzem Ruhme gleichfalls untergehen läßt, bleibt es ganz unklar, ob das idealistische oder das materialistische Lebensprincip das stärkere ist. Was aus seiner Darstellung hervorgeht, ist, daß der einzelne immer gegen die Menge erliegt. Um diese Folgerung war es ihm aber offenbar *nicht* zu thun, sonst hätte er wol klar auf sie hingewiesen. Die Aufgabe, die er sich gestellt hat, ist ihm zu schwer geworden, und er hat darüber sein Ziel aus dem Auge verloren, sodaß er mit seiner Geschichte anderswo schließt, als sie es — und ursprünglich wol auch er! — verlangt. Unklar ist auch, wie weit die Intimität zwischen Kurt und Dora gediehen ist; im Anfang meint man, sie habe die äußerste Grenze überschritten, später wird man daran irre. Unklar bleibt es ferner, in welcher Zeitdauer sich die Handlung abspielt. Es scheint: in wenigen Jahren, wenigstens ist Dora auch zum Schlusse noch ein junges Mädchen. Nun ist es aber doch ganz unwahrscheinlich, daß ein Mann von höchstens dreißig Jahren sich schon zum ersten Handelsmatador einer Welthandelsstadt wie Hamburg aufgeschwungen haben soll, und zwar binnen wenigen Jahren! Die Sprache der

Personen ist, wenigstens in der Vorgeschichte, ziemlich geschraubt und romanhaft; an der des Autors fällt der beharrliche Gebrauch von wie statt des comparativen als auf. Trotz all dieser Mängel ist das Buch keine Dutzendwaare, es zeigt ein redliches Wollen und in magnis et voluisse sat est, was freilich nicht unbedingt gilt.

2. Eine Frauenschuld. Roman von Hans Wachenhusen. Berlin, O. Janke. 1893. 8. 6 M.

Dieser Roman läßt sich im Anfange ganz gut an, in der zweiten Hälfte lenkt er aber in die ausgefahrenen Geleise des Schablonenromans und geräth schließlich in dessen flachste Niederungen. Es gehörte eine gehörige Portion Naivetät und Lebensunkenntniß dazu, um all das zu glauben, was der Autor einem da zumuthet. Diese Zufälle! Die Grundidee des Romans ist eine ähnliche wie die des gleichzeitig erschienenen Wichert'schen „Herr von Müller": die schlimmen Folgen, die daraus erwachsen, wenn eine Frau ihren Gatten über ihr Vorleben nicht völlig aufklärt.

3. Majama. Roman aus der Südsee von O. Elster. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt. 1894. 8. 4 M.

Man denke sich eine beliebige Familienblattgeschichte aus der „kleinen mitteldeutschen Residenzstadt B.", wo derlei ja so oft zu spielen pflegt, auf eine Samoa-Insel in die Südsee versetzt, und man hat das richtige Bild von diesem Roman. Der Verfasser kennt die geschilderten Gegenden zwar offenbar aus Erfahrung, er hat auch sichtlich Sinn für Naturschönheit: aber man kann die halbe Welt durchreist haben und der größte Naturfreund sein, ohne daß man darum auch ein guter Erzähler zu sein braucht. O. Elster ist ein Beispiel dafür.

4. Terka. — Die Maus. — Marie im Schnee. Von Leopold von Sacher-Masoch. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt. 1894. 8. 4 M.

Leopold von Sacher-Masoch ist einst seiner pikanten erotischen Geschichten halber sehr bekannt, ja berüchtigt gewesen. Die deutsche Kritik scheint ihm deshalb arg zugesetzt zu haben; in der Vorrede zu einem seiner ältern Romane beklagt er sich auch über diese Behandlung. Vermuthlich litt er darunter sowol ideell als materiell und bequemte sich deshalb schließlich dazu, seine Nuditäten schön einzusperren und sich mit züchtig niedergeschlagenen Augen und ehrbarer Miene in der sittsamen Gesellschaft blaustrümpfiger Gartenlaubendamen und ihresgleichen generis masculini niederzulassen, um daselbst mit ihnen Süßholz zu raspeln und Zuckerwasser zu bereiten. Und er thut es mit Erfolg, insofern wenigstens, als er nun Zutritt in alle Familienblätter bekommen hat. In künstlerischer Hinsicht freilich hat er sich dadurch arg geschadet. Wenn man einen eleganten Don Juan zwänge, ein ehrsamer Spießbürger zu werden, so würde er sich in dieser ihm ganz widerstrebenden Rolle recht ungeschickt benehmen; er gäbe einen traurigen Zwitter ab, weder Lebemann noch Philister, und würde er sich auch noch so Mühe geben, sich der ungewohnten, unbehaglichen Situation anzupassen: die alten flotten Manieren kämen doch immer wieder von neuem da und dort zum Vorschein. Genau so ergeht es Sacher-Masoch in der Rolle des Familienblattautors. Er kann sich nicht geben wie er ist, er thut sich Zwang an, hübsch sittsam zu bleiben und das empfindliche Ohr der deutschen Jungfrau nicht zu beleidigen: aber es gelingt ihm nicht recht; der Bocksfuß guckt doch überall heraus, wenigstens für den bemerkbar, der den Autor in dessen frühern, bessern Tagen gekannt hat.

Nur von einem hat Sacher-Masoch auch in seiner neuen Rolle nicht lassen können, von seinem Steckenpferde, der pelzverbrämten sammtenen Kazabaika; ohne die ist eine Erzählung Sacher-Masoch's geradezu undenkbar! Man braucht aus der Novelle „Die Maus" des vorliegenden Buchs nur folgende Stelle zu lesen, um unfehlbar zu wissen, daß sie Sacher-Masoch geschrieben hat:

> ... über die Lehne derselben (einer Bank) war eine Kazabaika geworfen, Purpursammt mit goldigem Zobel gefüttert und besetzt. Ihr Anblick wirkt auf Silvan gleich einem Zauber.... Er begann sie sanft zu streicheln, und der Sammt und das Pelzwerk schmiegten sich an seine Hände. Wie eine schmeichelnde Katze. Die goldigen Härchen strömten eine sanfte Wärme aus und einen magischen Duft. Unbewußt berührte sie Silvan mit seinen Lippen und seufzte.

In die Kazabaika gehörte eigentlich das gewisse dämonische Weib hinein, mit dem geschwungenen Kantschu in der schönen grausamen Hand und dem raubthierartigen Funkeln der Augen, bereit, den Mann, der sich zu ihren Füßen vor Schmerz und Wollust krümmt, zu Tode zu martern. Das ist ja Sacher-Masoch's Idealweib, die männervernichtende Venus im Pelze! Aber seitdem er zahm geworden ist, wagt er es nicht mehr, sie dem Leser vorzuführen, wenigstens nicht mehr in ihrer ursprünglichen Gestalt; nur ab und zu taucht sie im Hintergrunde wie eine Vision auf.

Vergleicht man die vorliegenden nichtigen Geschichten mit den ältern Arbeiten des Verfassers, so muß der Vergleich auch dann, wenn man für jene nicht besonders eingenommen ist, zu Ungunsten der Gegenwart ausfallen, denn einst hat sich Sacher-Masoch offen gezeigt, wie er war: jetzt trägt er eine schlecht sitzende Maske.

5. Plündere den Nächsten. Roman von E. D. Gerard. Genehmigte Uebersetzung von Johannes Holm. Köln a./Rh., J. P. Bachem. 1893. 8. 4 M.

Vor nicht ganz zwei Jahren ist an dieser Stelle ein anderes Buch desselben Autors besprochen worden: „Die Mexikanerin"; was von diesem Buche gesagt worden ist, gilt auch von dem vorliegenden: es ist verständig und theilweise hübsch geschrieben und zählt zur bessern Unterhaltungsliteratur; ja das neue Buch zeigt diese Vorzüge noch in höherm Grade, sodaß man es Freunden einer verständigen Romanlektüre mit gutem Gewissen empfehlen kann.

Schon im ersten Roman fielen die Stimmungsbilder

aus Galizien vortheilhaft auf, und auch diesmal sind sie das Beste an dem Buche.

Auf ein Kunstwerk aber kann dieses trotz seiner Vorzüge keinen Anspruch machen, dazu ist die Handlung viel zu complicirt.

6. Baalsopfer. Novellen von M. Herbert. Köln a./Rh., J. P. Bachem. 1893. 8. 3 M. 25 Pf.

Dieses Buch steht an literarischem Werthe weit hinter dem eben besprochenen. Keine von den fünf Novellen, die es enthält, erhebt sich über das Niveau der Alltagsbelletristik, so sehr sich die Verfasserin — es ist doch wol eine Dame — auch bemüht, eigenartig zu sein. Wie es scheint, gefällt sie sich darin, tragisch und lebenswahr, herb und knapp zu erscheinen, aber es gelingt ihr nicht; sie ist nur bombastisch und pretentiös. Sie liebt es, ihre Geschichten durch Reflexionen über Welt und Menschen zu unterbrechen und sich in Bildern auszudrücken. Drei von den Erzählungen sind Ich-Geschichten; sind aber mehrere solche in einem Bande vereint, so empfängt ein unbefangen und nüchtern urtheilender Leser den Eindruck des Unwahren, ja Lächerlichen, denn das ist doch, wenn der Autor das einemal als der, das andere mal als jener, ein drittes mal wieder als ein anderer auftritt. Schließlich sei die Verfasserin auf einige Schnitzer aufmerksam gemacht: in der Geschichte „Unlöschbare Schrift" ist der Ich-Held im Jahre 1835 geboren. Als Referendar, also wol zu Ende der funfziger Jahre des Jahrhunderts, findet er bei Bekannten unter einer Menge von Zeitschriften auch den „Hausschatz", und „Vom Fels zum Meer"; diese Zeitschriften haben damals aber noch gar nicht existirt! Einmal heißt die Firma, bei der die Heldin angestellt ist, Schmidt und Müller, ein anderes mal Schmidt und Meyer. Seite 74 ruft dieselbe Dame „Lambert"! wo sie doch offenbar „Hendrik" rufen sollte. Das sind zwar an sich unbedeutende Vergeßlichkeiten, aber sie zeigen doch von einer großen Flüchtigkeit.

7. Die unsterbliche Saite. Eine Erzählung aus dem petersburger Stillleben von Hans Schilf. St. Petersburg, Eggers u. Comp. Leipzig, R. Hartmann. 12. 1 M. 20 Pf.

Was soll man von den achtzig Seiten dieses Büchleins sagen? Jedenfalls, daß sie nicht werth sind, gedruckt zu werden. Was der Autor da erzählt, ist zwar nicht geradezu schlecht oder albern, aber es ist ebenso wenig gut, geistvoll oder auch nur ein wenig unterhaltend. Es ist eben Nichts, ein Nichts in Buchform.

8. Schattenbilder. (Lišće.) Skizzen von Fran Mazuranić. Aus dem Kroatischen übersetzt von Ludwig Paul Bertwig. Berlin, D. Croubach. 1893. 8. 1 M. 50 Pf.

Der Verfasser setzt seinem Buche die Worte voran, die Turgenjeff den „Gedichten in Prosa" vorausgeschickt hat: „Daß der Leser nur nicht alles auf einmal lese, denn das Buch würde ihm — aus Langeweile — aus den Händen fallen! Er möge jede Skizze für sich lesen: heute diese, morgen jene . . . Vielleicht tröpfelt ihm dann ein Tropfen von irgendeinem Blatt in die Seele . . ."

Aber auch, wenn man diese Skizzen in einem liest, entgegen der Warnung des Autors, wird man nicht gelangweilt; das kleine Buch enthält manchen hübschen, geistvollen Gedanken, daneben freilich viel Unbedeutendes. Das Beste darin sind wol die Skizzen „Diana", „Die jungen Herren", „Am Tage des Zweifels". Als charakteristisch für diese Stimmungsbilder ist hervorzuheben, daß die meisten oder doch viele von ihnen eine politische Pointe haben. Gegen wen diese gerichtet ist, wird zwar nie gesagt, aber dem, der die Verhältnisse kennt, ist es klar, daß die Ungarn gemeint sind, die Tyrannen Kroatiens und der Slawen überhaupt. Mazuranić ist offenbar ein glühender Patriot und Feind Ungarns.

9. Hančička, Das Chodenmädchen. Ein Culturbild aus dem böhmisch-bayrischen Waldgebirge von Maximilian Schmidt. Mit einem Vorwort von Dr. Max Oberbreyer. Berlin, Verein der Bücherfreunde. 1893. 8. 5 M.

Der bekannte bairische Erzähler führt den Leser in seinem neuesten Werke wieder in die ihm so wohlvertraute und liebe Heimat, in das bairisch-böhmische Waldgebirge, und speciell in das Chodenländchen. Wer sind die Choden? Das ist die Frage, die sich einem schon beim Lesen des Titels aufdrängt. Der Verfasser gibt darüber sehr ausführliche Auskunft, wie er überhaupt seine Geschichte mit vielen und genauen historischen Daten ausstattet, die er in Fußnoten beigibt. Die Choden sind also „die Nachkommen der Kriegsgefangenen, welche der (Böhmen) Herzog Brětislaw I. nach seinem siegreichen polnischen Feldzuge mit nach Böhmen brachte, und die er (nicht: „und sie", wie es bei Schmidt anakoluthisch lautet) zum Theil in der Gegend zwischen Czerkow und Ossa in vierzehn Dörfern, theilweise der oberpfälzischen Grenze entlang bei Pfraumberg und Tachau ansiedelte." Diese Leute, denen vom Landesfürsten die Aufgabe zu Theil wurde, die Grenze zu bewachen, zu begehen, woher sie den Namen Choden erhielten (von choditi = gehen) erhielten im Laufe der Zeiten manche Vorrechte, verloren sie zwar später wieder, bewahren die Erinnerung daran aber mit Stolz und haben sich überhaupt ihre Eigenart in Sitte und Tracht zu erhalten gewußt. In ihrem Kreise nun spielt sich die Geschichte ab, die Schmidt erzählt. Es ist eine ganz nette, gemüthliche Lektüre, die einen immerhin befriedigen kann, wenn man keine großen Ansprüche stellt, aber nur dann, denn einen wirklichen literarischen Werth hat sie nicht. Es ist eine Geschichte wie Dutzende von andern, die sich mit Bauern beschäftigen. Schmidt ist ein Geistesverwandter seines Landsmanns Ganghofer, nur fehlt ihm dessen poetische und sprachliche Begabung. Sein Stil läßt sogar viel zu wünschen übrig. So begeht er außer der bereits erwähnten Anakoluthie noch eine ärgere (Seite 263), wo es heißt:

Wie hätte sonst das Gerücht entstehen können, daß Aloys mit dem Plane umgegangen war, die Tochter des Chodenbauern zu freien, ja nach andern schon seine Braut gewesen sei.

Nach dieser Stilisirung wäre Aloys seine eigene Braut!

Komisch ist die Zweideutigkeit, ohne anderer Schnitzer zu gedenken, in folgendem Satze:

Dieser hatte bereits mit dem muntern Mädchen ein Gespräch angefangen, das ihn mit seinen kohlschwarzen Augen freundlich anblickte.

10. Doctor Ferenczy und andere Novellen von Auguste Hauschner. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1893. 8. 4 M. 50 Pf.

Ein Titel, der nichts sagt, ein ganz unbekannter Name als Autor, obendrein einer weiblichen Geschlechts: das sind für den, dessen Beruf es ist, die Sahara der deutschen Erzählungsliteratur zu durchstreifen, nicht gerade ermunternde Anzeichen, und mit einem dumpfen Gefühl der Resignation, mit dem wenig erheiternden Gedanken: Was wird das wieder für ein fades, albernes Zeug sein! nimmt er das Buch zur Hand.

Aber sieh da: es läßt sich nicht so übel an, und je weiter man liest, desto besser wird es; aber freilich: das ist ja häufig so, gegen den Schluß geht's dann rapid bergab, um im Sumpf der Schablone zu enden! Man ist also darauf gefaßt. Merkwürdiger Weise ist aber der Schluß ganz gut. Mit Interesse fängt man die nächste Novelle des Buches an: auch gut; die dritte: etwas schwächer, aber noch immer sehr lesenswerth; die letzte: die beste. Summa Summarum: ein treffliches Buch. Verständig, klar, wahr, selbständig gedacht: lauter ebenso gute als in der modernen Erzählungsliteratur seltene Eigenschaften. Dagegen kommen verschiedene kleine Mängel nicht weiter in Betracht, doch seien sie der Vollständigkeit halber hier erwähnt. So heißt eine Dame in der ersten Geschichte einmal Gräfin Münchhausen, sonst aber Münzhofen, und in der dritten sind die Möbel einmal im Stile Ludwig des XVI.; einmal in dem des XV. Das sind kleine Vergeßlichkeiten ohne Belang, die sich übrigens sehr leicht vermeiden lassen. Hoffentlich ist das nächste Buch der Verfasserin von ihnen frei. Man darf diesem mit großem Interesse entgegensehen, da das Debut so gut ausgefallen ist — und ein Debut war es doch? — Freilich kann man das nur daraus schließen, daß der Name der Verfasserin literarisch ganz unbekannt ist, nicht etwa aus der Art ihres Buchs, denn dieses ist in nichts anfängerhaft, sondern durchaus reif gedacht und geschrieben.

Möge es die Beachtung finden, die es verdient! Zu wünschen ist es, zu hoffen freilich nicht, denn wer kümmert sich um einen unbekannten Autor! Man bedenkt nicht, daß jeder, auch der berühmteste Autor, einmal hat anfangen müssen, und zwar als ganz Unbekannter.

Zum Schlusse gebührt auch dem Verlag ein Wort der Anerkennung, daß er sich dieses Talentes angenommen hat. Es war ein gutes Werk!

Theodor von Sosnosky.

## Dramatische Werke.

1. Alte Sünden. Von Adolf Paul. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1893. 8. 1 M. 50 Pf.

Ein spießbürgerliches Schauspiel betitelt der Verfasser sein Stück, in ironischem Sinne, denn gegen die Moral der Nützlichkeits- und Compromißmenschen wendet sich der Kern des Stücks. Eine Vorrede, die gewissermaßen eine Untersuchung über den Spießbürger ist, ergänzt die satirische Absicht des Dramas. Nicht überflüssig ist diese Vorrede. Denn in ihr kann der Verfasser manches sagen, was ihm im Stück selbst zu gestalten nicht gelungen ist. In diesem Betracht ist die Vorrede überhaupt besser, d. h. vollständiger als das Stück. Die Gedanken des Verfassers sind von einer gewissen Schärfe und Frische, so willkürlich sie sonst mit Dingen und Menschen umspringen. Auch in den schwierigsten Problemen geberdet sich der Autor sehr sicher, sehr klar, und fühlt sich seinen Opfern nicht wenig überlegen. Da eine gewisse Jugendlichkeit und Gesundheit aus allem spricht, so glaube ich dem Verfasser kein ehrenderes Zeugniß geben zu können, als daß ich bestimmt glaube, er wird noch einmal über sein „spießbürgerliches" Schauspiel recht herzlich lachen können. Ein kecker Sinn, der offenbar nach originaler Entwickelung strebt, spricht ja aus dem Stück. Auch die Sprachbehandlung verräth den moderne Wege Suchenden. In der Charakteristik ist viel durch die leidige satirische Absicht verdorben. Dadurch wird natürlich die dramatische Wirkung arg geschädigt. Die Personen dürfen sich niemals recht ausleben, wie es die Lebenslage verlangt, sie müssen theils mit Absicht, theils zufällig die Satire gegen das Philisterthum durchführen. Unmotivirt und mislungen ist besonders eine weibliche Figur, die das Gegentheil des Philisterthums in der Liebe darstellt. Solche verlassene Maitressen sollte ein moderner deutscher Satiriker nicht von den Franzosen leihen. Hoffentlich hat der Verfasser Kraft zu einer reinern und mehr schöpferischen Kunstbehandlung.

2. Die Eule. Schauspiel in einem Act von Gabriel Finne. Einzig autorisirte, vom Verfasser durchgesehene Uebersetzung aus dem Norwegischen von Ernst Brausewetter. München, Dr. E. Albert u. Comp. Separatkonto. 1893. 8. 1 M.

Es gab eine Zeit, in der eine derartige Norwegerei in Deutschland ernst genommen wurde. In die Geschichte mit der Eule, der Schnecke, sowie in all das andere in dies Stück hineingepfropfte Gedankengerümpel hätten sich manche vor Jahren staunend vertieft, als die urtheilslosen Bewunderer der nordischen Schriftsteller obenauf waren. Gegenwärtig ist man Gott sei Dank von dieser Mode befreit. Nicht einmal der Mühe bedarf es, mit ernsthafter Untersuchung die Unnatur, die Widersprüche, die willkürlichen Voraussetzungen und Entwickelungen, die steife erklügelte Sprache, das schwache künstlerische Vermögen, die verbohrten Ideenconstructionen im einzelnen nachzuweisen. Veralteter nordischer Dilettantismus — das ist das Urtheil, mit dem derartige Norwegereien wie die vorliegende für Deutschland ein für allemal abgethan werden.

3. Tannenberg. Drama in fünf Aufzügen von Gustav Lowke. Dresden, E. Pierson. 1893. 8. 2 M.

Das Stück beginnt nicht übel, wenn man eben bescheidene Ansprüche besitzt. In den ersten Scenen ist die Sprache gedrängter und inhaltsvoller als in den spätern, sie ist zugleich kraftvoller und literarisch sorgfältiger. Auch die Stimmung dieser einleitenden Scenen ist einheitlich. Das Stück verspricht etwas. Aber bald mündet es immer unaufhaltsamer in Alltagsgerede, in stimmungslose Breite und Oede. Das kaum angeregte Interesse erlahmt. Eine drückende Langeweile herrscht in dem überwiegenden Theil des Dramas. Die dünnen Fäden der Handlung gleiten durcheinander. Mühsam rafft sich zum Schluß noch einmal der Verfasser zu einer Generalbeichte des Helden auf, die eine stümpernde Nachahmung von Ibsen (Stützen der Gesellschaft) ist. Verdrossen, am Ende mit einer solchen Anlehnung behelligt zu werden, legt man das Buch weg.

4. Um Ehre und Leben. Schauspiel in vier Aufzügen von Julius Eduard Bennert. Köln, F. G. Schmitz. 1893. Gr. 8. 1 M.

Eine ganz unmögliche Criminalgeschichte. Der Anstoß zu der Handlung des Dramas ist der, daß ein reiches, schönes Mädchen die Bewerbung eines holländischen Staatsprokurators zurückweist, zu Gunsten eines aufrichtig geliebten Mannes. Auf diesen fällt ein Mordverdacht, der sehr unwahrscheinlich und gesucht ist. Diesen Verdacht nährt natürlich der abgewiesene Freier. Am Ende einer Geschworenensitzung kommt der Justizminister, bringt eine Cabinetsordre des Königs Friedrich Wilhelm, Majestät, und verkündet die Freisprechung des Angeklagten. Die Kosten werden der Staatskasse auferlegt: die poetische Gerechtigkeit ist also gewahrt. In Rührung gedenkt der Dichter des holländischen Salomo, des Königs Friedrich Wilhelm, Majestät. Lassen wir ihn dabei. Mit Kunst hat das ja nichts zu thun.

5. Reinhart Frei. Schauspiel aus der Gegenwart von August Sturm. Naumburg a. S., A. Schirmer. 1893. 8. 2 M.

Das Stück stellt eine Verbindung des socialen Dramas mit dem Criminalstück dar. Was das letztere anlangt, so ist es schwach motivirt. Es handelt von einem Mordverdacht. Der Verdacht wird auf einen völlig Unschuldigen geworfen. Eine Bande pechschwarzer Verschwörer und Anarchisten stellt falsche Zeugen auf. Das Gericht glaubt den Zeugen. Reinhart Frei wird verurtheilt. In der Kerkerhaft kommt seine Unschuld zu Tage. Er wird freigesprochen. Man sieht, der Inhalt dieses Stückes vom Stück ist altmodisch, schwach, unmotivirt und ohne besondern Reiz. Etwas besser ist das andere Stück des Dramas. Es handelt sich zwar auch hier um ein verbranchtes Thema. Der Vater hat das Geld der kleinen Leute verspeculirt. Der Sohn tritt für ihn ein und bezahlt die Schulden von einer halben Million. Auch dies hat, wenigstens im Gebiete des Romans, nicht den Vorzug der Neuheit. Aber immerhin spürt man doch hier etwas mehr von innerm Leben als in der juristischen Komödie im Stück. Das Erfindungstalent Sturm's ist gering. Er verbindet einfach zwei innerlich gar nicht zusammenhängende Stoffe. Die Sprache strebt zwar nach Reinheit und literaturgemäßer Klarheit, aber sie ist im ganzen etwas trocken und voll Wendungen aus dem guten, lieben, alten Papierdeutsch. August Sturm, bekanntlich ein Sohn von Julius Sturm, ist wol mehr zum Epos als zum Drama berufen. Auch seine Sprache weist ihn vom Dramatischen weg. Für die Bühne taugt das Stück nicht, infolge der doppelten Handlung, der fehlenden Steigerung und der oberflächlichen Motivirung.

6. Eine Palastrevolution. Lustspiel in vier Acten von Richard Skowronnek. Dresden, H. Minden. 1893. 8. 2 M.

Der Titel „Eine Palastrevolution" erinnert fast an Scribe'sche Lustspiele mit geschichtlichem Hintergrund und einer zwar gebrechlichen aber fein gewobenen Handlung, bei der sich der Witz ergötzt, auch wenn Gemüth und Geist das Nachsehen haben. Aber fern, fern von den literarischen Höhen, wo noch immer Scribe seiner Nachahmer und Collegen in Thalien spottet, wandelt das Lustspiel von Skowronnek die ausgetretenen, öden Pfade unserer deutschen Lustspielschriftsteller. Es ist ein bejammernswerthes Schauspiel, Skowronnek, der ja ein guter Journalist sein mag, als Dramatiker schwitzen zu sehen, wie ihm trotz heißester Anstrengungen merkwürdig oft nichts einfallen will. Zusammengeliehen wird da und dort, zusammengeschrieben wird das thörichtste Zeug, das höchstens einen Narren zu einem blechernen Gelächter anreizen kann, und ein geistiger Horizont von solcher Beschränktheit thut sich auf, daß jeder Freund unseres Schriftthums sich fragt: ja, hält es denn in diesem geistigen Horizont ein deutscher Verfasser aus, der sich gewiß nicht der allerschlechtesten einen nennt? Und wenn der von solcher Geist- und Gemüthsöde noch schaudernde Frager sich erinnert, daß dieses Skowronnek'sche Lustspiel mit Erfolg aufgeführt worden ist, daß es so ziemlich seinen Weg über die Bühnen Deutschlands gefunden hat, so erhebt sich die noch mehr demüthigende Frage: ja, entspricht denn dergleichen Armseligkeit noch immer dem Bedürfniß des deutschen Theaterpublikums? Ach, der brave, gutgläubige Frager! Er vergißt ja ganz und gar, daß heutzutage unsere sogenannten Dramatiker, ja auch unsere meisten Schriftsteller in Roman und Lyrik mit gar zu wenig Ausnahmen nichts anderes sind als Spaßmacher, die Luftsprünge ausführen und Gesichter schneiden, damit das mundaufsperrende Publikum lacht und in ihre Schauhallen wiederkommt, und das Handwerk der Bajazzi seinen goldenen Boden findet. Es ist ein ekelerregender Anblick, ernsthafte Männer, die auf der Straße in tadelloser Garderobe keinen Augenblick sich lächerlich machen würden, an ihrem Schreibtisch oder auf dem Theater verzerrte Gesichter schneiden zu sehen und die kalkgrauen dick geschminkten Züge einem zahlenden Pöbel zu Liebe so gottunähnlich als möglich zu machen. Dieser einfach zu verachtende Zustand vieler unserer Bühnenschriftsteller entspricht natürlich nur den Gesinnungen unserer zahlenden Theaterbesucher. Denn ohne Geld zu verdienen würden doch die Herren X oder Z nicht den Hanswurst spielen! Beileibe nicht! Solchen

Idealismus darf man ihnen nicht zutrauen, ohne sie empfindlich zu kränken! — Der gute Deutsche sieht in seinen Künstlern der Gegenwart eben allzu leicht den Spaßmacher, nicht den Ueberbringer einer höhern Botschaft. Wie die Römer der Kaiserzeit stürzen sich die Dramatiker in die Knechtschaft des Publikums. Was dabei herauskommt, das weiß man ja eigentlich allzu gut und in theoretischer Beziehung wundert man sich über gar nichts mehr. Aber wenn wie ein gröbliches Präparat ein bestimmtes Werk dieser Gattung vor einem liegt, so schreckt man doch immer von neuem auf und hebt gegen das einzelne Drama abwehrend die Hand, auch wenn man längst Verachtung gegen die Gattung gelernt hat. Verachtung und Mitleid ist die Empfindung, die ein literarisches Erzeugniß wie die „Palastrevolution" von Skowronnek verdient, der ja sonst ein guter Journalist sein mag, aber dem man doch nicht die Wahrheit ersparen kann, daß er auf das blecherne Gelächter der zahlenden Narren gerechnet hat und tief unter die Grenze gegangen ist, die Stolz und literarische Selbstachtung gebieten. Denn wie tief auch jemand, der Skowronnek's dramatische Machwerke nicht kennt, die geistige Höhe veranschlagen mag, auf der sich „Palastrevolution" und leider! leider! noch viele andere Dramen dieses Musters bewegen, in Wirklichkeit wird man seine Erwartungen nicht um ein Geringes noch unterboten finden. Da ist der alte Professor, zu dessen Charakteristik jedes Wort überflüssig ist; da ist die herrschsüchtige Frau; die Angloamerikanerin; die heirathstolle alte Jungfer, die im sächsischen Dialekt sprechen kann (ist aber nicht unbedingt erforderlich); da ist ein Schwerenöther von Redacteur; da ist ein alter Invalide der Literatur, der seine einstige Geliebte verheirathet wiederfindet — kurz die ganze elende Gesellschaft von Schwachköpfen und Schablonenmenschen aus abertausend Stücken. Auch nicht die kleinste Spur deutet darauf hin, daß Skowronnek an etwas anderes gedacht hat als an den Pöbel. Die Leichtigkeit, mit der ihm dies möglich gewesen ist, läßt ihn als berufenen Lustspieldichter deutscher Nation erscheinen. Auch der andere Umstand berechtigt ihn zu den schönsten klingenden Erfolgen, daß ihm wie andern begnadeten Collegen in Thalien merkwürdig oft gar nichts einfallen will. Die deutschen Bühnen haben sich Skowronnek erschlossen; es wird Sache des deutschen Volks sein, ihn seinen bewährten Lieblingen fortan zuzuzählen.

Friedrich Kummer.

# Religiöse Schriften.

In die frühesten Zeiten christlicher Ueberlieferung führt uns:

1. Das neu aufgefundene Bruchstück des sogenannten Petrus-Evangeliums, übersetzt und beurtheilt von Joh. Kunze. Leipzig, Dörffling u. Franke. 1893. 8. 60 Pf.

Zu Akhmim in Oberägypten fand man vor einigen Jahren in einem von der französischen Mission archéologique eröffneten mittelalterlichen Mönchsgrab einen großen Papyrus, der nebst einem Rechenbuch einen kleinen griechischen Pergamentcodex von dreiunddreißig Blättern enthielt. Dieser Codex erwies sich alsbald als ein hochbedeutsamer Fund. Denn während die dreiundzwanzig letzten Blätter einen großen Theil der vorchristlichen Henoch-Apokalypse enthalten, die bisher nur in äthiopischer Sprache bekannt war, bringen Seite 2—10 Bruchstücke eines Evangeliums, und Seite 13—19 die einer Offenbarung, die beide, obwol ohne Ueber- und Unterschrift, jenes ausdrücklich, dieses mehr verhüllt, sich für Schriften des Apostels Petrus ausgeben. Hier haben wir es nur mit jenem, mit dem sogenannten Petrus-Evangelium, zu thun.

Französische, englische und deutsche Gelehrte haben den neuen Fund bereits vielfach bearbeitet. Auch die religiöse wie politische Tagesliteratur hat sich des Stoffes bemächtigt und je nach ihrer kirchlichen Stellung allerhand Folgerungen daraus gezogen. Ad. Harnack, der auch in den „Preußischen Jahrbüchern" dazu das Wort ergriff, war geneigt, in dem Werke einen selbständigen Parallelversuch zu unsern kanonischen Evangelien zu sehen, ja dessen Nachrichten über die erste Erscheinung des Auferstandenen auf ältere Ueberlieferung zurückzuführen, als selbst unsere vier Evangelien, und mit Paulus unsere beste Quelle sein zu lassen. Schon Justin sollte um 150 n. Chr. dieses Evangelium als „Erinnerungen des Petrus" gebraucht und für apostolisch gehalten haben, sodaß man dessen Ursprung bis an den Anfang des 2. Jahrhunderts zurückschieben müßte. Doch scheint hier die fertige Theorie, wie so oft, die Mutter des Gedankens gewesen zu sein, und Zahn („Neue kirchliche Zeitschrift" 1893, zweites Heft) sowol wie unser Verfasser machen es wahrscheinlich, daß wir es in dem sogenannten Petrus-Evangelium wol mit einer bedeutsamen, durch hohes Alter ausgezeichneten, aber doch nur apokryphen Schrift zu thun haben, die, in den sechziger oder siebziger Jahren des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts entstanden und ihren Ursprung einer doketischen Sekte Syriens verdankend, nur geeignet ist, die eigenthümliche Hoheit der kanonischen Evangelien in ein um so helleres Licht zu setzen und deren frühzeitige so gut wie ausschließliche Geltung zu bezeugen.

Kunze's Schriftchen, aus einem in studentischen Kreisen gehaltenen Vortrag entstanden, gibt unter Beibehaltung der Harnack'schen Verstheilung eine Uebersetzung des Evangelienstücks und führt in äußerst klarer, einsichtiger Erörterung in alle einschlagenden Fragen ein, sodaß jedem Leser ermöglicht ist, sich über Zeit und Ursprung des Schriftwerkes sein eigenes Urtheil zu bilden.

Ein anziehendes Lebensbild aus der evangelischen Heidenmission ist entworfen in:

2. William Carey der Schuhmacher. Von J. B. Myers. Hamburg, J. G. Ducken Nachf. (Phil. Bickel). 1892. 8. 1 M. 35 Pf.

Wenn die evangelische Mission im abgelaufenen Jahr die Feier ihres hundertjährigen Jubelfestes begehen durfte, hat das darin seinen Grund, daß im Jahr 1792 der ehemalige Schuhflicker und spätere Missionar William Carey zu Nottingham über Jes. 54, 2. 3. eine geistesgewaltige Predigt hielt, welche die Anregung gab zur Gründung der „Baptistischen Missionsgesellschaft" am folgenden 2. October. Carey selbst trat alsbald in deren Dienst und zog nach Indien aus, wo er einundvierzig Jahre hindurch ohne Unterbrechung für das Werk seines Lebens thätig war. Die bengalische Bibelübersetzung ist ihm zu verdanken. Die noch blühende Predigerschule in Sirampur hat er ins Dasein gerufen. Aus der von ihm hier gegründeten Druckerei ist die Heilige Schrift Alten und Neuen Testaments in vierzig indischen Sprachen und Dialekten ausgegangen. Gegen alle Vorurtheile der Massen, gegen alle Schwierigkeiten, die ihm anfangs selbst von der englischen Verwaltung bereitet wurden, behauptete er siegreich das Feld. Aber seine Aufopferungsfähigkeit sucht auch ihresgleichen. Als die von ihm bekleidete Professur ihm ein jährliches Gehalt von 20,000, später von 30,000 Mark abwirft, bestreitet er die Bedürfnisse seines Haushaltes mit 800 Mark, um alles übrige im Dienste der Mission zu verwenden. Kein Wunder, wenn ein solcher Mann ein Segen für viele wurde und sein im dreiundsiebzigsten Lebensjahr erfolgter Tod in der Nähe und Ferne allgemeine Trauer hervorrief. Auch die Inschrift auf seinem Leichenstein, die er sich selbst bestimmt hatte, war noch ein Zeugniß seiner Demuth. Sie lautet: „William Carey, geboren den 17. August 1761, gestorben am 9. Juni 1834,

Ein Wurm, ganz elend, hilflos, arm,
Fall ich in dein Erbarmen."

Das dem außerordentlichen Manne in unserm Lebensbild gesetzte Ehrendenkmal ist, wie der Mann selbst, schlicht und schmucklos. Und in der That, das, was zu leisten ihm vergönnt war, redet eine so vernehmliche Sprache, daß es menschlichen Ruhmes nicht bedurfte.

Mit der Frage nach dem Verhältniß von Glauben und Wissen beschäftigt sich das Büchlein:

3. Religion und Religionen. Fünf Vorträge. Von Theobald Ziegler. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. 1893. 8. 2 M.

Es sind fünf Vorträge, die der Verfasser zu Ende des Jahres 1892 im „Freien deutschen Hochstift" zu Frankfurt a. M. vor einem Kreis gebildeter Männer und Frauen gehalten hat. Ihr Zweck ist, den Suchenden eine Richtschnur zu geben inmitten der Krisis, in der wir uns wie in socialer so auch in religiöser Beziehung zur Zeit befinden. Und Ziegler nimmt es ernst mit seiner Aufgabe. Seine Erörterungen sind tief und gründlich, oft geistvoll, überall durchweht von religiöser Wärme, stellenweise von einem hinreißenden Pathos getragen, und die Forderung kühnster Freiheit in Verbindung mit aufrichtiger Frömmigkeit kann als gut evangelisch nur ansprechen. Wenn der Gesammteindruck dennoch eher ein niederdrückender als ein erhebender ist, so hat das seinen Grund einmal darin, daß vielfach eine Voreingenommenheit gegen positive Glaubensüberzeugungen sich bemerklich macht, die den Thatsachen nicht gerecht wird. So bei der Besprechung der Gebetserhörung Seite 59, bei der Beurtheilung einer reichern Ausstattung der liturgischen Gottesdienste Seite 62 fg., bei der Werthung der Kantischen Autonomie Seite 70, der bedingungslosen Ablehnung einer Bekehrung auf dem Todtenbett Seite 76 fg., der Annahme eines religionslosen, thierischen Urstandes Seite 84, der Verwerfung eines christlichen Staates Seite 100. Vornehmlich aber wirken die philosophischen Voraussetzungen störend ein, die dem Verfasser nicht gestatten, eine in sich gewisse, absolute Wahrheit anzuerkennen, noch weniger gestatten, die Wahrheit einer Offenbarungsreligion im Unterschied von allen blos natürlichen Religionen gelten zu lassen. Als ob die Religion, gleichviel welche, nur der Trieb zum Unendlichen wäre! Religion ist Gottesgemeinschaft, und wahrhaftige Gottesgemeinschaft kommt nicht zu Stande durch einen blos menschlichen Act, sondern hat eine Bewegung Gottes selbst zur Voraussetzung, die keineswegs nur eine Projection der Phantasie, sondern wirkliche Realität ist. Dem Verfasser dagegen ist alles im Fluß, jedwede Religion nur quantitativ unterschieden, lediglich menschliches Bedürfen, menschliches Sehnen, menschliches Tasten kommt auch auf dem christlich-religiösen Gebiet zum Ausdruck, nirgends findet sich etwas Festes, Bleibendes, unbedingt Zuverlässiges, es fehlt an jedem dauernden Untergrund. Daher auch die christliche Religion nicht die absolute, allgemeine, die Religion der Zukunft. Christus und Buddha, beide sind gottgesandte Propheten, beiden haftet die Beschränkung durch ihre Zeit, ihr Volksthum, ihre Umgebung an, beide haben schließlich gleich recht, ihre Anschauung ist gleich wahr oder — unwahr. Glaubt Ziegler wirklich, auf einem so schwankenden Grunde ließe sich eine feste religiöse Ueberzeugung aufbauen? Auch die evangelische Frömmigkeit will Gewißheit über das, was sie glaubt. Mit einem skeptischen: „Was ist Wahrheit!?" ist ihr nicht gedient. Durch solch ein Sic und Non, wie der Verfasser sich vernehmen läßt, wird ihr der Lebensnerv unterbunden, und bei allem guten Willen, den wir gern möchten gelten lassen, wird eine derartige Lösung des Verhältnisses von Glauben und Wissen nicht genügen, weder den Gläubigen noch den Ungläubigen.

Mit der Behandlung ethischer Fragen hat es F. P. Huber zu thun in seiner

4. Dogmenlosen Sittenlehre für Schule und Haus. Von F. P. Huber. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1892. 8. 1 M. 50 Pf.

Das Buch ist anregend und frisch geschrieben, ohne des wissenschaftlichen Ernstes zu entbehren. Hin und wieder wäre ein festeres Gefüge zu wünschen, an andern Stellen wird es der Anführungen oder Inhaltsangaben

aus fremden Werken etwas viel. Auch werden wiederholt Hypothesen gar zu rasch als Thatsachen vorgetragen, wie in den Abschnitten über die Entstehung der Familie und den gesellschaftlichen Urzustand. Aber die das Ganze beherrschende Gesinnung ist durch und durch lauter und edel, wie bei dem Verfasser der „Jesuitenmoral" ja auch nicht anders zu erwarten stand. Dabei mag die Frage, ob es angängig ist, den Eudämonismus zum obersten ethischen Grundsatz zu machen, auf sich beruhen. Dogmenlos bleibt bei dessen Verwendung die Sittenlehre jedenfalls nur in einem gewissen Sinn. Dagegen wird eine relative Selbständigkeit der Disciplin zuzugeben sein, und gerade die Ausführungen Huber's, die, wenn sie auch nicht überall unbestritten sind, ihren Werth behalten, erbringen hierfür einen deutlichen Beweis.

Neben ethischen auch dogmatische und kirchliche Fragen behandelt der Verfasser von:

5. Briefe über Fragen der christlichen Religion für Suchende und Zweifelnde. Von Gerhard Heine. Köthen, Schriftenniederlage des evangelischen Vereinshauses. 1893. 8. 2 M. 40 Pf.

Gerhard Heine redet aus einer reichen Erfahrung heraus. Was er sagt, ist ihm eingegeben von einer herzlichen Liebe zu seiner evangelischen Kirche und deren unvergänglichen Heilsgütern. Vorhandene Schwierigkeiten vertuscht er nicht. Aber er hat das gute Zutrauen, daß es auch für sie auf dem Grund einer tiefer eindringenden Forschung eine Lösung geben müsse, die den Kern der evangelischen Wahrheit nur um so deutlicher aus Licht bringe. So ist es denn eine Freude, seinen wohlerwogenen Erörterungen über alle wichtigern Fragen des religiösen und kirchlichen Lebens zu folgen. Im Urtheil milde und doch sachlich bestimmt, sind diese Briefe vorzüglich geeignet, nicht blos jungen Theologen, für welche sie zunächst niedergeschrieben wurden, sondern allen, denen es um die Gewinnung einer festbewußten Ueberzeugung für ihr inneres Leben zu thun ist, gute Dienste zu leisten.

Einer wichtigen Einzelfrage, welche in die Gestaltung des praktischen Lebens unserer kirchlichen Gegenwart tief eingreift, ist eine Untersuchung von A. Skopnik gewidmet:

6. Politik und Christenthum. Eine religiös-politische Studie von A. Skopnik. Berlin, C. Skopnik. 1893. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Auch dieses Buch nimmt durch die gründliche, leidenschaftslose und feinsinnige Behandlung seines Gegenstandes für sich ein. In seiner kirchlichen und politischen Richtung eine vermittelnde Stellung einnehmend, als Politiker wol etwas mehr nach der linken Seite neigend, untersucht der Verfasser die Frage, welche Stellung die evangelische Kirche zum Staate und den verschiedenen politischen Parteien einzunehmen hat, was sie diesen schuldet und was sie von diesen erwarten darf. Freimüthig werden die Verirrungen und Schäden der hochconservativen kirchlich-politischen Richtung in Preußen und anderwärts ans Licht gezogen, freimüthig aber auch die Schattenseiten anderer Parteien aufgedeckt, um an der Hand der Geschichte und mit Rücksicht auf die Bedürfnisse der Gegenwart auf die Nothwendigkeit eines ehrlichen Zusammengehens von evangelischem Christenthum und constitutionell monarchischem Staatswesen in unserm deutschen Vaterlande hinzuweisen.

7. Die deutsche evangelische Diaspora von H. Borchard, fortgesetzt von Rud. Kobbelt. Gotha, F. A. Perthes. 1893. 8. 3 M. 80 Pf.

Vorliegendes Werk, das als Abtheilung 38 und 39 von Zimmer's „Handbibliothek der praktischen Theologie" erschienen ist, muß als ein solches begrüßt werden, das eine fühlbare Lücke in unserer theologischen Literatur ausfüllt. Für die evangelische Heidenmission besitzen wir schon geraume Zeit eine Gesammtübersicht an dem verdienten Werke Gundert's, für die deutsch-evangelische Diaspora waren wir bisher an völlig unzureichende Einzeldarstellungen gewiesen, in weitem Umkreis fehlte es selbst an diesen. Da war denn gerade Borchard der berufenste Arbeiter, um, was bisher schon vorlag, zusammenzufassen und mit Zuhülfenahme eigener Feststellungen zu einem Vollbilde zu gestalten. Denn Borchard stand mitten in der Thätigkeit, um die es sich bei der evangelischen Diasporasache handelt; in vielen Fällen hat seine eigene Hand die Anfangsarbeit dabei verrichtet. Leider ist es ihm nicht vergönnt gewesen, das übernommene literarische Werk zu Ende zu führen. Der Tod hat ihm die Feder aus der Hand genommen, sodaß er nur das erste Heft, welches Australien, Südafrika und Südamerika umfaßt, hat liefern können. Doch hat Rudolf Kobbelt, gestützt auf die von der Diaspora-Conferenz gesammelten Ergebnisse, das Begonnene weitergeführt und in dem zweiten Heft Asien, Nordafrika, Europa und Nordamerika behandelt.

Die deutsch-evangelische Diaspora umfaßt einmal die Gemeinden der heimatlichen Kirche, welche mitten unter römisch-katholischer Bevölkerung leben und vornehmlich durch die Liebesarbeit des Gustav Adolf-Vereins unterstützt werden. Ferner gehören dazu diejenigen Gemeinden, welche, wie in Südafrika, Südamerika, Südeuropa, für ihre kirchliche Versorgung des Anschlusses an die Heimatkirche in keiner Weise entrathen können. Weiterhin diejenigen, die, wie in Australien, selbständig synodal geordnet sind, aber ihre Geistlichen und Lehrer nur aus den Anstalten des Mutterlandes berufen können. Endlich reihen sich die deutsch-evangelischen Gemeinden Nordamerikas an, die zu ihrer Aufrechterhaltung und Stärkung des Rückhalts an die heimische Kirche nach wie vor bedürfen, wenn sie auch die materielle Unterstützung sowie die Aussendung von Geistlichen und Lehrern von dorther nur noch in geringem Maße in Anspruch nehmen, seitdem die eigenen Hülfsmittel sich in erfreulicher Weise gehoben haben.

Seit der Aufrichtung des Deutschen Reichs ist die Theilnahme auch an den kirchlichen Bestrebungen unserer deutsch-evangelischen Glaubensgenossen im Ausland fortgesetzt im Wachsen. Die Kenntniß von den Zuständen und Bedürfnissen ihrer Gemeinden in Kirche und Schule zu

vermitteln und, wo sie noch fehlt, die Theilnahme für die Aufgaben und Pflichten zu wecken, welche den Heimatkreisen aus ihrer Zusammengehörigkeit mit den über die ganze Erde verstreuten Brüdern erwachsen, dazu soll vorzugsweise unser Werk dienen.

Die darin gelieferte Arbeit ist umfassend, sorgfältig und, soweit wir prüfen konnten, zuverlässig. In Finland wäre die bis in die neueste Zeit unter dem Schutz des Preußischen Oberkirchenraths stehende helsingforser deutsch-evangelischen Gemeinde II, 67, zu nennen gewesen. Die S. 132 sich findende Angabe, daß in Mährisch-Schönberg von den dortigen Evangelischen ein Tanzsaal als gottesdienstlicher Raum benutzt werde, stimmt nicht zu der auf der vorhergehenden Seite sich findenden richtigen Bemerkung, daß seit 1874 sich dort eine evangelische Kirche befinde, sogar mit einer Glocke, der ersten, welche Nordmähren aufzuweisen hat. Adolphe Thiers ist der Geschichtschreiber Napoleon's I., nicht Napoleon's III., wie S. 183 angegeben wird. Für die deutsch-evangelische Gemeinde Augsburger Confession in Prag (S. 125) hätte die zur Erinnerung an die hundertjährige Jubelfeier der Kirche St. Michael von dem derzeitigen ersten Pfarrer K. Eckardt 1891 herausgegebene treffliche „Geschichte der vereinigten deutschen evangelischen Gemeinde A. B. und H. B. in Prag" erwünschte Ausbeute gegeben. Doch das sind Ausstellungen, die gegenüber dem reichen, alle fünf Erdtheile umfassenden Stoff nicht ins Gewicht fallen. Vielmehr ist zu verwundern, wie es bei der außerordentlichen Schwierigkeit, eine solche Masse verläßlicher Daten herbeizuschaffen, den Verfassern gelungen ist, eine so gediegene, reichhaltige und hochbedeutsame Arbeit zu liefern, wie sie uns in diesem Werke über die deutsche evangelische Diaspora vorliegt.

Karl Sallmann.

# Aus dem Orient.

Im Zeichen des Halbmonds. Schilderungen aus der türkischen Reichshauptstadt. Von J. Dukas-Theodassos. Köln, J. P. Bachem. 1893. 8. 4 M. 50 Pf.

Da liegst du vor mir, meine hehre Vaterstadt, Königin des Ostens, Konstantinopel, in deiner stolzen Majestät und phantastischen Schönheit! Welch ein Eindruck! welch heilige Stimmung umfaßt (!) mich angesichts deines unvergleichlichen Bildes! Gleich einem silbernen Bande umsäumt „Das Goldene Horn", in dessen Fluten die Wachtlichter von den türkischen Panzercolossen rothleuchtende Strahlen werfen, die in Dunkel verhüllten Stadttheile unmittelbar unter mir, während drüben in den drohend aufsteigenden Häusermassen Stambuls, die ein nebeliger Schein verhüllt, nur hier und da einige Lichter gleich glühenden Augen auftauchen; die gewaltig-kühnen Kuppeln und schlanken Minarets, die vom feurigen Abendschein malerisch vergoldeten Ruinen des Hebdomon-Palastes und die Spitzen der Cypressen zeigen scharf plastisch hervortretende Contouren in dem entzückend klaren Azur.... Wer vermag diese unbegreifliche Naturschönheit zu schildern, wer ist der Künstler, der diesen wunderbaren Farbenschmelz auf der Leinwand fesseln könnte?... Und über Stambul steht am gestirnten Firmament die glänzende Scheibe des Neumonds, jenes uralte Stadtzeichen Byzanz', einen matten fahlen Schein um das ganze Bild webend!

Mit diesen Worten begeisterter Bewunderung leitet der Verfasser, indem er sich beim letzten Tagesschimmer auf der stillen Höhe des türkischen Friedhofs bei Pera stehend denkt, die Schlußbetrachtung seines Buches ein, nachdem er seine Leser mit unermüdlicher Geduld auf Plätzen und Märkten, durch Straßen und Gassen; in Moscheen und Kirchen, in Palästen und Hütten umhergeführt, selbst die fernsten und schmutzigsten Winkel aufsuchend, um ihnen das eigenthümliche Treiben des Orients und der Wunderstadt am Bosporus insbesondere zu zeigen. Ein geborener Byzantiner, im Leben und den Sitten des Orients aufgewachsen, will er, ehe das eigenartige orientalische Leben ganz daraus entschwindet, „dem Leser in diesen losen Blättern eine kleine Uebersicht der Sitten und Gebräuche, wie sie die Khalifenstadt am Bosporus jetzt noch darbietet, vorlegen."

In der That hält das Buch mehr, als sein Verfasser verspricht. Neben „Sitten und Gebräuchen" steht die Topographie der Stadt selbst mit im Vordergrunde; zu den Schilderungen der wichtigsten Baulichkeiten aus griechischer wie aus türkischer Zeit erhalten wir gewöhnlich auch ein gutes Stück ihrer Entstehungsgeschichte und ihrer Schicksale. Auch an statistischen Angaben aller Art fehlt es nicht. Ganz ausgeschlossen sind dagegen politische und sociale Fragen und Zustände; der Verfasser scheint ein vorsichtiger Mann zu sein, der nach keiner Seite hin Anstoß erregen will. Wir dürfen das vielleicht bedauern: ein Mann, der so große Localkenntniß besitzt, der den «Frangi's» und Orientalen gleich nahe zu stehen, der zugleich mit allen hier in Betracht kommenden Sprachen, besonders der türkischen, genau vertraut zu sein scheint, hätte uns vielleicht auch auf diesem Gebiete manche interessante Aufschlüsse geben können.

Aber auch so wird niemand, der Konstantinopel, jenes Kleinod der Erde, die Perle des Orients „mit seinem Luxus, voll pulsirenden Lebens und geisttödtender Sorglosigkeit, mit seinen schimmernden Palästen, düstern Häusern, Ruinen und Straßen, den Sitz aller Widersprüche, wo moderne Civilisation und mittelalterliche Zustände nebeneinandergehen", gründlich kennen zu lernen wünscht, das Buch unbefriedigt aus der Hand legen. Ist der Stil des Verfassers nicht überall als mustergültig zu bezeichnen, laufen zuweilen Ausdrücke und Wortbildungen mit unter, die schwerlich als classisch in das Wörterbuch der künftigen deutschen Akademie aufgenommen werden dürften; fehlt es an dem Ariadnefaden des logischen Zusammenhanges, um uns sicher durch dies Labyrinth von Einzelheiten hindurchzuleiten: so weiß der Verfasser doch durch die gewandte,

lebensvolle Darstellung, durch geschickte Vertheilung von Licht und Schatten, durch zweckmäßige Verwebung von Naturerscheinungen in die Schilderungen menschlichen Thuns, von Landschaftsbildern und Beleuchtungseffecten in die Beschreibung von Gebäuden und Oertlichkeiten, durch die scharfe Zeichnung typischer Gestalten und die geschickte Hervorhebung charakteristischer Momente seinen Gemälden Reiz und Abwechselung zu verleihen und dadurch die ermüdende Wirkung der zahllosen Einzelbeschreibungen zu beseitigen. Wir sind uns bewußt, daß wir hier ein treues und unverfälschtes Bild der wunderbaren Stadt erhalten, in der, wie sie geographisch zwei Welttheile miteinander verknüpft, so auch morgenländisches und abendländisches Wesen, wie nirgendwo anders sich berühren, sich durchdringen und vermengen. Referent hat das Goldene Horn nie gesehen; aber bei der Lektüre dieses Buchs ging es ihm, wie es uns bei Bildnissen von der Hand eines großen Künstlers zu gehen pflegt: ohne das Original zu kennen, haben wir die sichere Empfindung, daß das Bild außerordentlich ähnlich sein muß.

Daß bei der großen Zahl der in den fünfunddreißig Kapiteln des Buchs enthaltenen Einzeldarstellungen, Wiederholungen in der Schilderung ähnlicher Gegenstände nicht ganz vermieden sind, ist nicht zu verwundern. Im ganzen aber versteht es der Verfasser vortrefflich, das Interesse des Lesers stets wach zu halten, indem er seine Schilderungen als Augenblicksbilder an einem die verschiedenen Stadttheile durchstreifenden Touristen vorüberziehen läßt. So kommen nach und nach alle die bedeutendsten Sehenswürdigkeiten der Türkenstadt, wie des alten christlichen Byzanz an die Reihe, unterbrochen von kleinen Abenteuern, Schilderungen von Straßenscenen, Festlichkeiten, Spazierfahrten, ethnographischen und kulturhistorischen Betrachtungen.

Von den 2450 Moscheen Konstantinopels mit ihren davon unzertrennlichen Schulen, Armenküchen, Mausoleen, Friedhöfen und Hans (Logirhäusern für fremde Pilger) und seinen 80 christlichen Kirchen werden uns natürlich nur einige der bedeutendsten vorgeführt. Auffallend ist es, daß, während er den größten türkischen Tempelbau, die Moschee Suleimanié, wenn auch nicht sehr eingehend, schildert, der schönste und berühmteste christlichen Ursprungs, die Hagia Sophia, ganz mit Stillschweigen übergangen ist. Mit besonderer Vorliebe verweilt er bei der Moschee Kahrié-Dschami, einem christlichen Bauwerk aus dem 11. Jahrhundert, mit deren prächtigen Kunstwerken aus byzantinischer Zeit uns eine demnächst erscheinende Schrift unseres Landsmanns Mühlmann, des frühern Rectors der deutschen Schule in Konstantinopel, welcher sich um deren Erhaltung große Verdienste erworben hat, bald im einzelnen bekannt machen wird. Und wie der Verfasser hier seine Beschreibung durch die originelle Gestalt des führenden Imam (Hodscha) zu beleben weiß, der sich bitter beklagt, daß Kaiser Wilhelm II., für den man doch einen besondern Weg vom Adrianopler Thor bis zur Dschami habe bauen lassen, nicht gekommen und daß ihm so der erhoffte Orden oder wenigstens ein reiches „Bakschisch" entgangen sei: so macht er uns mit der griechischen Patriarchatskirche im Fanar bekannt, indem er uns erzählt, wie er dort der eigenartigen Leichenfeier des Patriarchen Dionysios V. beigewohnt, wo man den todten Kirchenfürsten auf dem Throne sitzend in die Kathedrale, und nachher in Procession durch die Straßen getragen habe.

Von dem Innern des türkischen Hauses lernen wir bei dem Besuche eines reichen Osmanen wie der Verfasser selbst, natürlich nur das „Selámlik", den Empfangssalon des Herrn kennen, nicht das durch einen langen Corridor davon getrennte „Haremlik", wo die Frauen ihre weiblichen Gäste empfangen. Von dem letztern und von dem Familienleben der Türken Konstantinopels überhaupt erfahren wir nur wenig, immerhin aber genug, um uns zu überzeugen, daß es trotz der unfreien Stellung des schönen Geschlechts in der Türkei ebenso wol Pantoffelhelden gibt wie in „Frangistan".

Selbstverständlich fehlt es nicht an einem ausführlichen Kapitel über die herrenlosen Hunde, die auf den Straßen der türkischen Metropole so massenhaft sich umhertreiben, und die als Reiniger derselben von organischen Ueberresten so unentbehrlich sind wie die Urubus in den Städten des tropischen Amerika. Dem Türken ist der Hund ein unreines Thier; dennoch behandelt er ihn ungleich schonender und menschlicher als die christliche Jugend der Stadt. Es ist eine auffallende Erscheinung, daß bei den südeuropäischen Völkern die Misachtung der Thiere und infolge davon die Tierquälerei so allgemein verbreitet ist. In Italien beginnen allerdings zahlreiche Thierschutzvereine kräftig gegen diese Unsitte zu reagiren; auf der Balkanhalbinsel scheinen sie aber noch nicht Fuß fassen zu können.

Als besonders interessante Abschnitte heben wir noch die Schilderung eines jener großen Brände hervor, „die allein Licht, Luft und Ordnung in den alten engen und winkeligen Gassen der Türkenstadt schaffen" mit dem gefürchteten Feuerlöschcorps der „Tulumbadschi", die mehr stehlen und zerstören als sie retten und löschen, und die schöne Fahrt zwischen den von Kaiser Wilhelm mit Recht als paradiesisch bezeichneten Ufern des Bosporus vom Goldenen Horn bis zum Eingange des Schwarzen Meeres hervor. Die wesentlich von Christen bewohnten Stadttheile am Nordufer des Goldenen Horns, Galata und Pera, werden in einem besondern Abschnitte eingehend geschildert.

So viel schöne und eindrucksvolle Bilder die Schrift, deren Werth noch durch eine große Zahl (45) meist trefflich ausgeführter Holzschnitte wesentlich erhöht wird, im einzelnen an unserm Auge vorüberführt, so ist doch der Gesammteindruck dieser Schilderungen ein trauriger und niederschlagender. Bekanntlich haben es die Türken weder verstanden, die alte Cultur, die sie vorfanden, zu erhalten und fortzubilden, noch eine neue an deren Stelle zu setzen. Durch den stets wachsenden Einfluß des Occidents sind

die eigenartigen Eigenschaften und Tugenden der türkischen Bevölkerung immer mehr entartet. Infolge der vielfachen Vermischung mit andern Volksstämmen ist der alte, schöne und kräftige Menschenschlag der ursprünglichen Eroberer Konstantinopels nicht mehr in der europäischen, sondern nur noch in der asiatischen Türkei zu finden. Byzanz wird nicht untergehen; davor bewahrt es seine unvergleichliche Lage; aber seine neue Blütezeit wird erst anbrechen, wenn der osmanische Halbmond nicht mehr von seinen Zinnen herabglänzt. Otto Speyer.

# Feuilleton.

In dem diesmonatlichen Bericht über die neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der englischen Literatur erwähnen wir zuerst: „The Growth and Influence of Classical Greek Poetry by R. C. Jebb" (Boston, Houghton, Mifflin u. Comp.; London, Gay u. Bird). Das Buch besteht aus einer Reihe von Vorträgen, die der als Professor der griechischen Sprache an der englischen Universität Cambridge rühmlich bekannte Verfasser vor der Percy Turnbull Memorialstiftung der Johns Hopkins-Universität zu Baltimore in den Vereinigten Staaten im Jahre 1892 gehalten hat. Diesem Ursprung gemäß ist die Darstellung populär im besten Sinne des Wortes und das Ganze zeichnet sich vor gewöhnlichen akademischen Vorlesungen durch Klarheit, Ueberschaulichkeit, gefällige Ausdrucksweise und künstlerische Vollendung sehr vortheilhaft aus. In dem ersten Kapitel schildert Professor Jebb die Stammeigenschaften und Culturerrungenschaften der hellenischen Völker, wie sie sich zehn Jahrhunderte vor Christi Geburt in den beiden homerischen Gedichten offenbaren und gegen die ältern Civilisationen der Aegypter, Babylonier, Assyrier und Phönizier in Bezug auf Staat, Religion, Naturbetrachtungen und allgemeine Lebensanschauungen schroff abstechen. Darauf folgen zwei Kapitel über epische Poesie, die logische und chronologische Beziehung der epischen zur lyrischen Dichtung bei den Griechen, den Meistersänger oder Spielmann in der Odyssee, die homerischen Epen in Vergleichung mit dem Nibelungenliede, den altenglischen Schlachtgesängen und den ritterlich-romantischen „Chansons de Geste" u. s. w. Mit außerordentlicher Schärfe und Sicherheit werden die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen homerischen Heldengestalten erfaßt und charakterisirt, wie z. B. der tapfere und zornige, aber selbst in seiner Wuth stets edelsinnige Achilles im Gegensatz zu dem hochmüthigen und selbstsüchtigen Agamemnon, und dem klugen, vielerfahrenen Odysseus. Interessant sind die Bemerkungen des Verfassers über die häusliche und gesellschaftliche Stellung der Frauen im homerischen Zeitalter, die eine viel freiere, unabhängigere und einflußreichere war als zu Athen vier Jahrhunderte später. Welch schönes Familienleben führt der König Alcinous mit der Königin Arete, die das Volk mit Ehrfurcht und Liebe begrüßt, als sie in der Stadt umherwandelt, und der Tochter Nausikaa, einer der reizendsten Mädchengestalten, nicht nur in der classischen, sondern auch in der ganzen Weltliteratur. Die Verdrängung einer Arete durch eine Aspasia war die Folge eines tiefen socialen Entartungsprocesses. In diesem Zusammenhange werden auch die hesiodischen Dichtungen behandelt, die, obgleich zu den Epopeen gezählt, einen durchaus didaktischen Charakter haben und eigentlich nur Lehrgedichte sind. Die „Theogonie" verbindet eine kurzgefaßte Schöpfungsgeschichte mit einem Almanach de Gotha der olympischen Götterwelt, während das weit bedeutendere Gedicht „Werke und Tage" für den böotischen Bauernstand geschrieben wurde und besondere Vorschriften über die Landwirthschaft und allerlei allgemeingültige Klugheitsregeln für die Lebensführung enthält. Der Rath, den Hesiod seinem leichtsinnigen und schurkischen Bruder Perses ertheilt: „arbeite und sei gerecht", bildet die ethische Grundlage des höchst interessanten Gedichts. Die vierten und fünften Kapitel schildern die Entstehung der Elegie als Uebergangsform aus dem Epos und deren weitere Entwickelung zur reinen Lyrik und schließen mit einer eingehenden und meisterhaften Würdigung Pindar's, mit dem diese Dichtungsgattung die höchste Vollendung erreichte. Nach zwei gediegenen Kapiteln über das aus der chorischen Lyrik entstandene Drama, sowie dessen fortschreitende Ausbildung und allmähliche Umgestaltung durch Aeschylos, Sophokles und Euripides, während die Komödie sich fast gleichzeitig aus dem Cult des Dionysus entwickelte, werden einige passende Schlußbetrachtungen über die unversiegbare Lebenskraft und dauernde Macht der griechischen Poesie und deren belebende und veredelnde Einwirkung auf die moderne Literatur angestellt. Professor Jebb's gedrängte und übersichtliche Darstellung des anziehenden Gegenstandes ist in jeder Hinsicht eine ganz vortreffliche Leistung, die wir ohne Vorbehalt bestens empfehlen können.

Amerikanische Beiträge zur Dante-Literatur haben während der letzten zwanzig Jahre nicht nur an Zahl, sondern auch an Werth in sehr erfreulicher Weise zugenommen; namentlich seit der Gründung der „Dante Society" zu Cambridge bei Boston im Jahre 1881 ist ein bedeutender Fortschritt nach dieser Richtung hin zu verzeichnen. Zuerst erwähnen wir James Russell Lowell's 1872 abgefaßte und neulich im vierten Bande seiner „Collected Works" wieder abgedruckte Abhandlung über „Dante". Daran reihen sich Uebersetzungen der „Divina Commedia" von Henry W. Longfellow, John A. Wilstach und Charles Eliot Norton, der auch die „Vita Nuova" ins Englische übertragen hat. Diese Werke sind sämmtlich in schönster Ausstattung bei Houghton, Mifflin u. Comp. in Boston erschienen. Demselben Verlage verdanken wir jetzt eine neue Uebersetzung der „Göttlichen Komödie" von dem 1892 verstorbenen Thomas William Parsons. Schon vor funfzig Jahren gab Dr. Parsons die ersten Gesänge der „Hölle" anonym heraus, aber das dünne, unansehnliche Bändchen war „Kaviar fürs Volk" und wurde weder von der Presse noch vom Publikum beachtet. Ueber diesen buchhändlerischen Miserfolg bekümmerte sich der Uebersetzer nicht im geringsten, sondern setzte die Arbeit mit echt künstlerischer Sorgfalt und fast religiöser Weihe fort und veröffentlichte vierundzwanzig Jahre später (1867) den ganzen ersten Theil der „Divina Commedia". Leider hat er vor seinem Hinscheiden nicht das ganze Werk, sondern nur den größten Theil des „Purgatorio" und kleine Bruchstücke des „Paradiso" vollendet; es steht also vor uns als ein Torso, aber dürfte selbst in diesem fragmentarischen Zustande als ein unübertreffliches Meisterstück der Uebersetzungskunst bezeichnet werden. Unter den vielen poetischen Bearbeitungen und Nachbildungen der „Divina Commedia" in der englischen Sprache nimmt diese unstreitig den allerersten Platz ein.

Nach dem „Sartor Resartus" ist keine Schrift Carlyle's von größerer Wichtigkeit für seine religiöse und sittliche Weltanschauung, sowie für seine Stellung zur Entwickelungsgeschichte der Menschheit als seine 1840 zu London gehaltenen freien Vorträge über „Heroes and Hero Worship". Im Jahre 1853 hat Neuberg eine vorzügliche „dem deutschen Mustermanne", Ernst Moritz Arndt, gewidmete Verdeutschung dieser merkwürdigen Vorträge veröffentlicht. Die erste Auflage dieses Buchs ist längst vergriffen worden; die berliner Verlagshandlung (R. von Decker) hat es jetzt neu im Druck erscheinen laffen und ist dadurch dem Verlangen des

deutschen Lesepublikums jedenfalls nachgekommen. Auf den Inhalt desselben brauchen wir hier nicht näher einzugehen; die Uebersetzung läßt nichts zu wünschen übrig.

— Zur Regelung der Ostgrenze der Colonie Kamerun finden gegenwärtig Unterhandlungen der Reichsregierung mit den nach Berlin entsandten französischen Beauftragten statt. Die Nordwestgrenze, die durch das Abkommen mit England festgelegt worden ist, kann nicht als für Deutschland günstig gewählt bezeichnet werden. Der Niger-Benuë und mit ihm die Erfolge unsers Landsmannes Flegel sind endgültig aufgegeben worden, und der Ausschluß von Yola, der Hauptstadt von Adamaua, aus dem deutschen Gebiete schädigt die deutschen Interessen. Darauf machte schon Hauptmann Morgen in seinem bekannten Werke: „Durch Kamerun von Süd nach Nord" (Leipzig, Brockhaus, 1893) aufmerksam. Indeß das Erreichbare ist erzielt worden, und Deutschland kann endlich Fuß an den Ufern des Tsadsees fassen, dessen Erforschung dem Opfermuthe deutscher Reisender zu danken ist; man denke nur an die Namen Barth, Rohlfs, Nachtigal, Vogel, Beurmann. Nachtigal war es auch, der das an natürlichen Schätzen reiche Stromgebiet des Schari erschloß, um das sich Deutschland und Frankreich bewerben. Das Hinterland von Kamerun ist nach dem Zeugnisse des Hauptmanns Morgen, der es zum ersten mal von Süd nach Nord durchzogen hat, ein für deutschen Unternehmungsgeist vielversprechendes Gebiet sowol hinsichtlich des Plantagenbaus als auch des Handels. Morgen hebt als besonders werthvoll hervor, daß das weite Gebiet fieberfrei ist, was man bekanntlich von Deutsch-Ostafrika nicht sagen kann. Für die Richtigkeit dieser Thatsache liefert den Beweis der Vorstand der von Morgen gegründeten Yaunde-Station, Herr Zenker aus Leipzig, der nun schon seit mehrern Jahren auf seinem entlegenen Posten ohne Urlaub ausharrt und sich sehr wohl befindet. Als eine Nachwirkung der in dem Werke „Durch Kamerun von Süd nach Nord" gegebenen Anregungen darf wol auch die Gründung einer Kamerun-Hinterland-Gesellschaft betrachtet werden, welche die Ausbeutung des Hinterlandes von Kamerun in die Hand nehmen will.

— Der Schar der Schriftsteller, die wie Ernst Krause, Wilhelm Meyer, Victor Meyer u. a. durch gemeinverständliche naturwissenschaftliche Aufsätze zur Belehrung weiterer Kreise beitragen möchten, gesellt sich auch der Astronom Harry Gravelius, der in seinen „Plaudergängen im Weltall" eine Sammlung von Vorträgen veröffentlicht, die er im Laufe der letzten zehn Jahre in Berlin und andern Städten gehalten hat. Sie sind namentlich für solche berechnet, die nach des Tages Last und Mühe nicht ein zusammenhängendes Lehrbuch durchzuarbeiten gesonnen sind, wol aber durch die Lektüre dieser kleinen anspruchslosen Skizzen, von denen jede ein für sich bestehendes Ganzes bildet, noch Genuß und Belehrung ziehen können. Von diesem Standpunkte aus ist in der That nichts gegen die Sammlung einzuwenden, deren Aufsätze in leichter und gefälliger Sprache alte und neue Entdeckungen und Expeditionen, astrologisch und kalendarisch Interessantes, den Zusammenhang zwischen Naturwissenschaft und Ethik, sowie die Lebensgeschichte hervorragender Astronomen und Naturforscher behandeln.

— Bei Otto Lenz in Leipzig ist als vierzehnter Band der „Bibliothek niederdeutscher Werke" erschienen: „Hempelmann's Schmiede, ein westfälischer Roman aus der «guten alten Zeit» von Ferdinand Krüger. Erster Band." Wir empfehlen diesen originellen Roman aufs beste, er entrollt uns ein prächtiges Stück eigentlich westfälischen Lebens aus jener Ecke der rothen Erde, die die Heimat der Annette von Droste-Hülshoff ist. Wer da meint, niederdeutsch sei niederdeutsch, und sich das plattdeutsch denkende und sprechende Volk als eine unterschiedlose graue Masse denkt, und genug gethan zu haben glaubt, wenn er den großen Fritz Reuter gelesen hat, der wird sich hier eines andern überzeugen. Besonders heben wir den mystisch-abergläubischen Zug jenes Stamms hervor, jene Spökenkieker und jene Neigung für „Vorgeschichten", die als die Kehrseite einer tief poetischen Grundstimmung erscheinen. Menschencharaktere und Volkseigenart hat Krüger vortrefflich ineinandergewebt. Wir sind auf den zweiten Band gespannt.

— Ein gediegenes Schriftchen von Karl Schulteß, das als Heft 167 in der Neuen Folge der Virchow-Wattenbach'schen „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge" sowie im Einzeldruck jüngst erschien, behandelt „Die Sagen über Silvester II." (Gerbert). Der durch sein außergewöhnliches Wissen, den Besitz der höchsten irdischen Macht und einen plötzlichen Tod den Zeitgenossen bekannte Papst, der erste Franzose auf dem Stuhle des Statthalters Petri, Lehrer von zwei Königen, Robert von Frankreich und Otto III., der rasch nacheinander die vornehmsten kirchlichen Ehren in Reims, Ravenna und Rom bekleidete, ist schon früh in den Ruf eines Schwarzkünstlers gekommen, der seine staunenswerthen Eigenschaften nur einem Bunde mit dem Teufel verdanke. Besäßen wir nicht die eigenen Schriften des Mannes, und wären nicht in der Lage, diese durch die Angaben der zeitgenössischen Schriftsteller und Urkunden ergänzen zu können, wir tappten bei der Beurtheilung des wunderbaren Teufelspapstes völlig im Finstern, so dicht ist im Laufe der folgenden Jahrhunderte das Bild des geschichtlichen Silvester von Sagen und Fabeln überwuchert. Wie das möglich war, worin es seine Erklärung findet und wie allmählich infolge mannichfacher Verwechselung und märchenhafter Ausschmückung die ursprüngliche Gestalt des hervorragenden Gelehrten bis zur Unkenntlichkeit entstellt werden konnte, darin läßt uns Schulteß einen dankenswerthen Blick thun. Gerbert hatte vor seiner eigenen Erhebung auf den päpstlichen Stuhl die Anmaßungen der entarteten Curie bekämpft, eine Stelle seiner Grabschrift ließ sich auf das Rasseln seiner Gebeine beziehen, das scheinbare Fehlen in guten Papstlisten, und die aus einer Verwechselung mit Johann XVI. entstandene Sage von der schrecklichen Verstümmelung seines Körpers wies auf eine schwere Schuld hin; über das alles bot die von der Nonne Roswitha etwa gleichzeitig behandelte Sage, die den antiochenischen Bisthumsverweser Theophilus zum Gegenstand hat, ein willkommenes Vorbild. Nachdem also Cardinal Benno kurz nach dem im Jahr 1085 erfolgten Tode Gregor's VII. den Reigen eröffnet hatte, sehen wir alsbald in England, Frankreich, Oesterreich, Deutschland von Geistlichen und Weltlichen den Wundersaden weiterspinnen, ohne daß ein nachfolgender Papst sich jemals veranlaßt gesehen hätte, seinen einstigen Vorgänger in Schutz zu nehmen. Selbst die protestantischen magdeburger Centurien reden noch die mittelalterlichen Bosheiten und Fabeln über Gerbert nach, und erst einer viel spätern Zeit war es vorbehalten, das verzeichnete Zerrbild auf Grund zuverlässiger Kenntniß zu berichtigen.

## Bibliographie.

Juditta. Ein episches Gedicht in 5 Abteilungen von ***. Glogau, C. Flemming. Klein 8. 1 M. 50 Pf.

Klee, G., Buch der Abenteuer. Den deutschen Volksbüchern nacherzählt. Gütersloh, C. Bertelsmann. Gr. 8. 3 M. 20 Pf.

Litzmann, B., Friedrich Ludwig Schröder. II. Hamburg, L. Voß. 8 M.

Müller-Rastatt, Dr., Friedrich Hölderlin. Sein Leben und sein Dichten. Nebst einem Anhange ungedruckter Gedichte. Bremen, E. Hampe. 3 M.

Nathusius, Marie, Ein Lebensbild. In neuer Darstellung von E. G. Mit einem Vorwort von Prof. M. von Nathusius. 4 M.

Nielsen, H., Die Möwe. Roman in 2 Bänden. (Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek. 10. Jahrg. Bd. 9. 10.) Stuttgart, J. Engelhorn. 8. 1 M.

Pöhlmann, R., Geschichte des antiken Sozialismus und Kommunismus. In 2 Bänden. Bd. I. München, C. H. Beck. 8. 11 M. 50 Pf.

Poetzl, E., Das weltliche Kloster. Wien, R. Mohr. 3 M. 60 Pf.

Puschkin, A., Dubrowsky. Novelle. Uebersetzt von N. von Bessel. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt. 8. 2 M.

Rhenanus, B., Meister Martin und seine Gesellen. Ein Reimspiel. Marburg, N. G. Elwert. Klein 8. 2 M.

Schönthan, F. v., Der General. Novelle. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt. 8. 2 M.

Steinen, K. v. Prof., Unter den Naturvölkern Zentralbrasiliens. Reiseschilderung und Ergebnisse der zweiten Schingu-Expedition 1887—1888. Berlin, D. Reimer. 4. 12 M.

# Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von **F. A. Brockhaus** in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.


Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Heinsius' Allgemeines Bücher-Lexikon.

Neunzehnter Band,

die von 1889 bis Ende 1892 erschienenen Bücher enthaltend.

Herausgegeben von **Karl Bolhoevener.**

In Lieferungen zu 3 M., auf Schreibpapier zu 4 M.

Mit dem 19. Bande wird die Bibliographie der deutschen Literatur bis Ende des Jahres 1892 fortgeführt. Lieferung 1—9 liegen bereits vor, die weitern Lieferungen werden in rascher Folge erscheinen.

Dieses im Jahre 1793 von Wilhelm Heinsius begründete, für Bibliotheken, Buchhändler und Bücherfreunde unentbehrliche Katalogwerk bietet ein vollständiges alphabetisches Verzeichniß aller seit 1700 in Deutschland und in den sprachlich damit verwandten Ländern erschienenen Bücher, nebst Angabe der Druckorte, der Verleger, des Erscheinungsjahres, der Seitenzahl, des Formats, des Preises, und andern bibliographischen Nachweisen.

Bei Abnahme eines vollständigen Exemplars oder einzelner älterer Bände des Werks werden wesentlich ermäßigte Preise gestellt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Briefe an eine Freundin

von

**Wilhelm von Humboldt.**

Zwölfte Auflage.

Mit einem Facsimile, einem Vorwort und Sach- und Namenregister.

8. Geh. 4 M. 50 Pf. Geb. 6 M.

Das berühmte Buch, welches durch die geistvolle Aussprache über die tiefsten, den denkenden Menschen bewegenden Fragen des Lebens und durch die edle ungekünstelte Sprache zu einer bleibenden Zierde der deutschen Nationalliteratur geworden ist, liegt bereits in zwölfter Auflage vor.

## Briefe von Charlotte Diede,

der Freundin Wilhelm von Humboldt's,

an Karl Schulz.

Mit einer Einleitung von **Gustav Lothholz.**

8. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

Diese Briefe von Charlotte Diede sind allen Lesern von Wilhelm von Humboldt's „Briefen an eine Freundin" als eine Ergänzung derselben zu empfehlen. Sie wurden an den Archivar beim Stadtgericht in Berlin, Karl Schulz, gerichtet, durch welchen Humboldt auf seinem letzten Krankenlager der Freundin von seinem Befinden Nachricht geben ließ, und eröffnen tiefe Blicke in das Seelenleben der schwergeprüften Frau. In der vorausgehenden Einleitung entwirft Professor Lothholz einen Umriß ihres äußern Lebensganges.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

**Gerstäcker.** **Herrn Mahlhuber's Reiseabenteuer.** 10. Auflage. Mit Illustrationen. 8. Geh. 1 M. Cart. 1 M. 20 Pf.

Diese beliebte, bereits in zehnter Auflage vorliegende Erzählung Gerstäcker's ist eins der gelungensten Erzeugnisse deutschen Humors.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Städte- und Culturbilder

aus Nordamerika.

Von **Friedrich Ratzel.**

Zwei Theile. 8. Geh. 9 M. Geb. 10 M.

Diese getreuen und anziehenden Schilderungen aller bedeutendern Städte und Landschaften im Norden, Süden und Westen der Union geben in ihrer Zusammenfassung ein allgemeines Bild von der Topographie, dem Handel und Verkehr, den Bildungszuständen, dem öffentlichen und gesellschaftlichen Leben Nordamerikas.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## 1812.

Ein historischer Roman

von

**Ludwig Rellstab.**

Sechste Auflage. Vier Theile.

8. Geh. 6 M. Geb. in 2 Bänden 8 M.

Dieser historische Roman, in dem die großen Ereignisse des Jahres 1812, namentlich der russische Feldzug und der Brand von Moskau, den Hintergrund einer äußerst spannenden Handlung bilden, gehört zu den besten deutschen Werken seiner Art.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Teatro italiano.

Für den Unterricht im Italienischen herausgegeben von **G. Locella.**

Jedes Bändchen 60 Pf.

1. **Giacosa, G.** Acquazzoni in Montagna. Commedia in due atti. Zweite Auflage.
2. **Gozzi, C.** Turandot, Principessa chinese. Fiaba tragica.
3. **Fambri, P.** Il Caporale di settimana. Commedia in tre atti.
4. **Gherardi del Testa.** L'oro e l'orpello. Commedia in due atti. Zweite Auflage.
5. **Bersezio, V.** Una bolla di sapone. Commedia in tre atti. Zweite Auflage.
6. **Carrera, V.** La Quaderna di Nanni. Commedia in tre atti.

Diese Sammlung beliebter italienischer Theaterstücke, die zum Uebersetzen ins Deutsche eingerichtet und mit erklärenden Anmerkungen versehen sind, erfreut sich in den Kreisen der Lehrer und der Studirenden grosser Beliebtheit.



Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 5. — 1. Februar 1894.



Inhalt: Ein neuer Kampf-Roman. Von Benno Rüttenauer. — Moderne Strömungen im Strafrechte. Von A. Wieruszowski. — Topographisches und Ethnographisches aus Oesterreich. Von Anton Schlossar. — Aus der Romanliteratur. Von Karl Müller-Rastatt. — Neue Dichtungen. Von Eduard Haug. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.


## Ein neuer Kampf-Roman.

Ein Glück für die Literatur ist es nicht, wenn ihre berühmtesten Vertreter eine ernste Kunstgattung wie den Roman als Tummelplatz benützen, auf dem sie ihre Gegner klein hauen. Es zeugt jedenfalls nicht von gutem künstlerischem Geschmack, ebenso wenig von besonderer Achtung vor dem Kunstwerk. Auch ist es eine wohlfeile Art zu triumphiren. Man macht sich dabei ja den Gegner selber zurecht, und wie der liebe Gott dafür sorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, so hütet man sich wohl, den Feind besser auszurüsten als einem bequem ist. So mag man ihn leicht zu Schanden bringen.

Und haben sich denn die Herren das Wort ihres Meisters nicht gemerkt, das Wort von der besten Kritik, die neben das was ihr misfällt, einfach etwas Eigenes, Besseres stellt? Das Wort ist natürlich nicht an den Kritiker als solchen gerichtet. Aber für sie, die Schaffenden und Bildenden, sollte es ein unverbrüchliches Gesetz sein. Brauchen sie etwas anderes, um die schlechten Werke der „Andern" in das gehörige Licht zu rücken und „schlecht zu machen" vor allen Einsichtigen, als ihre eigenen Werke aufzustellen, Werke von Schönheit und Vollkommenheit! Oder halten sie auch die besten des Volks — um derentwillen sie allein schaffen und bilden — für zu blind und blöde, um selber zu sehen, zu vergleichen, zu richten: gut, so mögen sie nicht nur Bildner, so mögen sie auch Prediger sein, aber mit gemeinem Wort und auf dem offenen Markte, nicht im Kunstwerk und durch das Kunstwerk, welches sie damit entwürdigen und entstellen. Kunst ist positiv, Polemik ist negativ. Polemik im Kunstwerk ist wie Krebs im Organismus.

Wie Heyse's „Merlin", so ist Hans Hopfen's „Glänzendes Elend" *) ein polemischer Roman. Und beide haben nicht nur den gleichen Gegenstand der Polemik gemeinsam, nämlich die „Pfützenmengerei und Morastproduction" der Literatur, welche zuletzt sogar die „Dreckfresser von Natur" satt kriegen, um mit Hopfen zu reden; sondern sie sind sich auch in den aufgestellten Charakteren und Handlungen und deren polemischer Verwendung nahe verwandt. Bis auf die Titelgebung stimmen sie überein. „Merlin" und „Glänzendes Elend" sind beide nicht nur Romantitel, sondern auch Dramatitel, nämlich Titel von Werken der beiderseitigen Helden.

Die Handlung des Hopfen'schen Romans ist folgende: Dietrich von Rabenegg, ein verkrachter Ulanenlieutenant, dem es einfällt, „ohne viel Grübeln über die Gesetze der Kunst und die Bedürfnisse des Theaters eine Schilderung verkommener Genies in elenden Verhältnissen zu geben, die er abbrach, sobald er sich an den Zeilen auszählen konnte, daß die Dauer eines Bühnenabends überschritten sei" — Rabenegg dichtet das Drama „Glänzendes Elend", das von „einem der rohesten Praktiker der Reichshauptstadt" auf die Bühne gebracht wird und seinem Verfasser Gold und Ruhm einbringt. Und zwar weiß man nicht — was für Hopfen's Darstellung charakteristisch ist — ob der Erfolg eintritt, trotzdem der „roheste Praktiker" das Stück bis zur Unkenntlichkeit zurichtet, oder ob es vielmehr nur dadurch Erfolg hat, weil eben der Praktiker mit Hand anlegt.

Wie dem sei, der Erfolg ist da, und er verschafft Rabenegg die Stelle eines Feuilleton-Redacteurs der „Neuen Zeitung" und bringt ihn in Verbindung mit Herrn Künzel, dem Eigenthümer dieser Zeitung, mit Siegfried Löwenherz, dem Chefredacteur und — last not least — mit dem Freifräulein Runhild von Leuburg-Jettlingen.

Diese, die in ihren haarsträubenden Familienverhältnissen ein „glänzendes Elend" lebt, statt dichtet, wirbt als Schriftstellerin um den Rath und die Unterstützung Rabenegg's, welchen sie außerordentlich verehrt; denn sie selber schwärmt für die modernste und naturalistischste Richtung in der Literatur.

Nachdem ein erster Versuch der beiden, sich kennen zu lernen, mislungen, lernen sie sich später doch kennen. Und

*) Glänzendes Elend. Roman in drei Bänden von H. Hopfen. Berlin, Gebr. Paetel. 1893. 8. 14 M.

sich sehen und lieben ist eins. Und sie sehen sich viel, und zwar einsam auf Runhild's Zimmer. Rabenegg hält auch beim Vater um Runhild's Hand an. Doch vergeblich; der alte Freiherr Anton Ehrenfried von Leuburg-Jettlingen ist zwar ein Lump ersten Ranges, der schon vor ganz unsaubern Geschäften nicht zurückscheut, aber er ist ein guter Vater. Er verlumpt zwar, ohne sich ein Gewissen zu machen, den letzten Nothpfennig seiner Kinder, den elenden Schreiberverdienst der Tochter nicht ausgenommen; aber der verkrachte Rittmeister gibt doch seine Tochter keinem mittellosen verkrachten Lieutenant — und zwar, wie uns Hopfen glauben machen möchte, aus reiner väterlicher Liebe —; indessen jedoch wir andern überzeugt sind, daß der ehrenwerthe Anton Ehrenfried diese Tochter mit ihrer Schönheit und ihrem Namen eben so theuer als möglich verkaufen möchte. Er gibt seine Tochter auch keinem Schriftsteller der modernen Richtung; weil diese Richtung aussichtslos ist, weil diese Art Literatur von vornherein eine verlorene Sache ist, die nur ein ebenfalls Verlorener, ein Mensch ohne jedes Talent zu der seinigen machen kann.

Dietrich und Runhild müssen sich also auf die Zukunft und auf ihre Erfolge vertrösten. Eine glückliche Wendung erhoffen sie von der Aufführung eines zweiten Dramas, das Rabenegg, nicht ohne Mühe und Noth, zu Stande und auf die Bühne bringt. Auf den gleichen Tag gibt er, mit einer Vorrede, die Novellen seiner Braut in Buchform heraus. Aber dieses zweite Drama, vielleicht weil ihm die nachhelfende Hand jenes rohen Praktikers und Bühnenleiters fehlt — es wird an einem andern, geringern Theater gegeben — misfällt so sehr, daß es gar nicht zu Ende gespielt werden kann, die Vorstellung vielmehr in eine wüste Schlägerei ausläuft.

Rabenegg ist vernichtet. Seine Freunde sprechen ihm zwar Muth zu; besonders Siegfried Löwenherz, der sich jetzt von seiner edelsten Seite zeigt, möchte dem Collegen begreiflich machen, daß er sich rächen müsse durch ein neues besseres Stück. Aber der beschimpfte und verhöhnte Dichter will davon nichts hören, er hat genug vom Theater, für ein und allemal, und beweist damit dem klugen Siegfried, was dieser immer heimlich gedacht hat und was ja auch der Freiherr Anton Ehrenfried — und Hans Hopfen von Anfang an gewußt haben: daß er gar kein Dichter ist und nie einer war, sondern nur ein „Dilettant, den einmal auch die Laune angewandelt, es mit Literatur und Bühne zu versuchen".

Und Dietrich von Rabenegg ist nicht nur kein Dichter, er ist auch kein Ehrenmann; er verliert mit der Hoffnung auf Glück auch allen moralischen Halt. Er schämt sich nicht, seinen besten Freund, den edeln Siegfried, um Stellung und Brot bringen zu wollen, und seiner Braut gegenüber, die auch im Unglück noch an ihn glaubt, beträgt er sich gar als roher Bube und beraubt sich so des Einzigen, das ihm noch geblieben ist.

Unterdessen wächst das Elend bei den Leuburg-Jettlingern ins Ungeheuere. Zu den Liederlichkeiten des Alten treten nun noch die des jungen Baron, des seither so braven Eginhardt. Und Runhild allein soll Rath und Hülfe schaffen. Sie soll zugleich Brot geben und Wechselschulden bezahlen.

In der That hat sie noch das Honorar für ihre Novellen zu erhoffen. Das Büchlein verkaufte sich nämlich. Die Kritik war entzückt davon. Denn wenn Runhild auch theoretisch für die „Modernen" schwärmte, in der Praxis kam bei ihr etwas ganz anderes heraus. Ihre gute Erziehung, ihr jungfräuliches Taktgefühl, ihr feiner weiblicher Geschmack bewahrte sie davor, wirklich „modern" zu sein. So begeisterten ihre Novellen alle Welt, und im Handumdrehen war die erste Auflage verkauft. Vertragsmäßig sollte sie nun das Honorar für die erste und zweite Auflage erhalten. Leider erhält sie aber nichts, weil ihr Verleger — ein leipziger königlicher Hofbuchhändler — Bankrott macht. Ihr und ihrer Familie stand nun das Wasser am Hals, jede Aussicht auf Rettung war verschwunden.

Doch da erscheint als rettender Engel Herr Gerhart Künzel, der Mann von der „Neuen Zeitung", der Millionär. Schon viel früher, schon zur Zeit der höchsten Liebe zwischen Rabenegg und Runhild, hatte der edle Siegfried Löwenherz seinen noch etwas bäuerischen Brotherrn auf die hochadeliche aber arme Dame aufmerksam gemacht, als auf die „passendste Partie" für ihn. Und schon damals hatte Gerhart Künzel sich in Gedanken so lebhaft mit der schönen Novellenschreiberin beschäftigt, daß die Verlobte Rabenegg's in dieser Nacht, infolge von mysteriösen, magnetischen oder spiritistischen Vorgängen den gänzlich unbekannten Gerhart Künzel im Traume vor sich erscheinen sah, so deutlich, so leibhaftig, daß sie ihn später im Leben sofort erkannte.

Ein solches Wunder konnte nicht ohne Wirkung bleiben. Künzel wußte sich auf eine ebenso geschickte wie taktvolle Weise der Dame zu nähern; er gewann zuerst ihre Achtung, und dann sehr rasch ihre Liebe und ihre Hand. Und diesmal verweigerte der alte Herr Rittmeister diese Hand nur zum Schein, nur für einen Augenblick; denn Gerhart Künzel war der Mann, der nicht nur Runhild's Zukunft zu sichern, sondern auch die Schulden seines Schwiegerpapas, gegenwärtige und zukünftige, zu bezahlen die beste Hoffnung gab.

Wer's Geld hat, führt die Braut heim — ist also die Moral von der Geschichte. Die eine; die andere, welche die „moderne Literatur und ihre Vertreter" betrifft, braucht nicht erst genannt zu werden; sie spricht deutlich genug aus der Fabel.

Das Buch hat seine Glanzseiten. Uneingeschränktes Lob z. B. verdient seine Sprache: sie ist überall von größter Klarheit und Anschaulichkeit, und mancher, um das lustig fortschreitende Gefüge von knappen und kurz geschürzten Sätzen zu charakterisiren, möchte vielleicht sagen, sie sei echt modern; sie ist aber einfach schön und sie ist leicht und gefällig. Mit Recht vermeidet Hopfen ängstlich alle

unnöthigen Fremdwörter, besonders solche mit undeutschen Endungen, die für jedes deutsche Ohr beleidigend sein müßten. Er sagt z. B. für Bankier durchwegs Bänker, das besonders in der Zusammensetzung Bänkerjunge höchst ergötzlich klingt. Für Bankrott setzt er Bankbruch.

Auch einige sehr gute Schilderungen enthält das Buch. Die furchtbare Niederlage Rabenegg's mit seinem zweiten Drama, dem „Reiher", ist meisterhaft dargestellt. Man wird im tiefsten davon hingerissen. Ja der Dichter selbst wird davon überwältigt, daß ihn, er weiß nicht wie, ein menschliches Rühren erfaßt und ein Mitgefühl für den armen Dichter, dem er doch selber Verderben geschworen hat. Doch hier eben liegt der Haken. Der Dichter Hans Hopfen spielt sich dem Dichter Rabenegg gegenüber zu sehr als Partei auf, von Anfang an, so daß es uns unmöglich wird, die Darstellung rein künstlerisch auf uns wirken zu lassen. Statt der rein-künstlerischen Freude an der Darstellung glauben wir beim Darsteller menschliche Schadenfreude durchblicken zu sehen, und das später zur Schau getragene Mitleid des Dichters mit seinem Opfer halten wir fast für ein gelindes Heucheln.

Auch ohne eine kleine Unredlichkeit geht es nicht ab. Man muß es wol so heißen. Ich meine das Verhalten von Rabenegg's Parteigenossen bei seiner Niederlage. Der Hopfen'sche Roman will doch ein Bild wirklicher Zustände sein, der literarischen Zustände der Gegenwart; er geht ja sogar so weit in der „Naturalistik", daß er einen deutschen Buchhändler und sein Unglück fast mit Namen nennt. Dann aber läuft eine Darstellung wie die angedeutete, die gerade dem Gegentheil des Geschichtlich-gegebenen entspricht, fast auf eine Verleumdung hinaus. Wenn die „moderne Partei" ihre Genossen bei ihren Mißerfolgen immer aufgegeben hätte, wie Hopfen es darstellt, müßte diese Partei längst aus der Welt verschwunden sein und Hopfen hätte nicht heute noch nöthig, geharnischte Kampf-Romane gegen sie vom Stapel zu lassen.

Besser sind deshalb einzelne Partien des Buchs, die mit der Tendenz des Ganzen, mit der literarischen Polemik nichts zu thun haben, so die Schilderung des Elends und der Lumperei im Hause Leuburg-Jettlingen. Und warum sind diese Darstellungen gut? Einmal weil sie nicht aus kunstfremden Nebenabsichten dastehen, sondern mit rein künstlerischer Absicht, und zweites weil sie diese ihre Absicht auch wirklich erreichen. Nämlich weil sie wahr sind, d. h. weil wir sie als wahr empfinden.

Und damit habe ich den Punkt berührt, an dem ich mich mit Hopfen vor allem auseinandersetzen muß. Denn es ist der Punkt, über den Hopfen theoretisirt. Hier die Stelle:

> Geh' mir doch mit dem Geleier. Schon Pontius Pilatus sagte zu seinen Juden das unsterbliche Wort: Was ist Wahrheit? Und dabei handelte es sich nicht einmal um bewußte und gewollte Täuschung. In der Kunst aber will der Eine Täuschung erzeugen und die Andern wollen sie erdulden und zwar mit Vergnügen. . . . Die Kunst erzeugt nicht Wahrheit, sondern Schein. Im Reich des Scheines aber kann es keine Wahrheit geben. . . . Nachahmung ist die Kunst, nicht Wirklichkeit. Die Wahrheit ist kein Postulat der Kunst.

Ein geistreicher Franzose nennt einmal Deutschland das Land, wo die Aesthetik blüht, und das Volk der Dichter und Denker nennen die Deutschen bekanntlich sich selber. Die angeführte Stelle ist dazu eine bedenkliche Beleuchtung. Dieselbe ist so grob unlogisch, man sollte es nicht für möglich halten, gar von einem Schriftsteller so berühmten Namens.

Zuerst der Pilatus. Den hätte Hopfen lieber aus dem Spiel lassen sollen. Wie liegt denn der Fall Pilatus? Ein Mensch, der wohl sieht, auf welcher Seite das Recht und die Wahrheit liegen, der aber einer mächtigen Partei im Volke schmeicheln muß, um seine Macht zu sichern, weigert sich, dem Recht und der Wahrheit zum Sieg zu verhelfen. Also aus Interessenpolitik, auch halb aus lebemännischer Bequemlichkeit, langweilig gähnend, fragt er, sein eigenes Gewissen betäubend, was ist Wahrheit? Und dieser Fall soll mit dem Problem der Kunst etwas zu thun haben? Ob Hans Hopfen das selber glaubt! Gewiß war Pilatus ein Künstler — ein Künstler der Politik. In diesem Sinne war seine Frage genial, und alle, die in seinem Falle sind, die mächtigen Volksklassen schmeicheln müssen, als welche einmal die Wahrheit nicht hören wollen, sie thun immer gut, sich einen philosophischen Anstrich zu geben und zu fragen: was ist Wahrheit? Hans Hopfen nennt es ein unsterbliches Wort; er hat nicht unrecht; denn wenn es vielleicht auch keine „Wahrheit" gibt, so gibt es doch ganz gewiß einige „Wahrheiten" — die manchmal nicht angenehm sein sollen. Also den Pilatus hätte Hopfen lieber aus dem Spiel gelassen.

Weiter sagt Hopfen: In der Kunst will der Eine Täuschung erzeugen und die Andern wollen sie erdulden und zwar mit Vergnügen. Demnach scheint Hans Hopfen zu glauben, daß ein Maler mit seinem gemalten Löwen die Absicht verfolgt, die Beschauer seines Bildes glauben zu machen, daß sie nicht das Bild eines Löwen, sondern einen wirklichen Löwen sehen! Denn in was sonst sollte er sie täuschen wollen? Und die Andern lassen sich täuschen, und zwar mit Vergnügen! Sie springen also vor dem Bild davon, Hals über Kopf?

Was man doch als berühmter Schriftsteller für Begriffe von der Kunst haben kann!

Und Hans Hopfen sagt weiter: „Die Kunst erzeugt nicht Wahrheit, sondern Schein; im Reich des Scheins aber kann es keine Wahrheit geben. Wahrheit ist kein Postulat der Kunst."

Von allen aufgezählten Sätzen klingt dieser am selbstbewußtesten, am sichersten, am unwidersprechlichsten. Und was steckt dahinter? Setzen wir: ein Maler malt einen Löwen, so ist sein Bild natürlich keine Wahrheit in dem Sinne, als ob der „gemalte Löwe", wie der Sprachgebrauch sich ausdrückt, ein wahrer Löwe wäre, d. h. überhaupt ein Löwe wäre. Das könnte doch höchstens ein dreijähriges Kind behaupten. Gewiß gibt der Maler nur ein Bild

des Löwen, meinetwegen nur einen „Schein" vom Löwen. Also nicht einen wahren „Löwen" verlangen wir von ihm, aber doch ein „wahres Bild", nicht wahr? Sehr verlangen wir das. Und wir hielten den Maler für keinen Künstler, dessen Bild eines Löwen wir als falsch, d. h. als unwahr erkännten, als verzeichnet, verzerrt, verschroben, als ein Bild, das man auch noch für das Bild einer Kuh halten könnte, nicht für eine Kuh, wohlgemerkt, für ihr Bild! Oder einer wollte ein grasgrünes Pferd malen, und sein Werk für das Bild eines wirklichen Pferdes ausgeben. Wäre ein solches Bild als Bild etwa wahr? z. B. wahr in der Farbe?

Eigentlich sind das Dinge, die sich von selbst verstehen. Aber Hans Hopfen philosophirt: Im Reich des Scheins kann es keine Wahrheit geben. Die Wahrheit ist kein Postulat der Kunst.

Er verwechselt Wahrheit und Wirklichkeit und stellt damit die Wahrheit glücklich auf den Kopf.

Nämlich das ist Wahrheit, die Wirklichkeit ist weder wahr noch unwahr; aber was die Rede des Menschen und was die andern Ausdrucksmittel des Menschen über die Wirklichkeit behaupten, das ist entweder wahr oder unwahr. Also gerade in Kunst und Dichtung, wie in der Wissenschaft und in der Philosophie, handelt es sich um Wahrheit und Unwahrheit.

Die arme Kunst! Die einen wollen ihr den Glanz der Schönheit abstreifen und die Weihe der Hoheit, die andern aber möchten ihr das Herz aus dem Leibe reißen, die Wahrheit.

Begreift ein berühmter deutscher Schriftsteller wirklich nicht, daß auf die Kunst das Wort des Apostels gesprochen sein könnte, das Wort:

„Und wenn sie mit Menschen- und Engelzungen redete, und hätte die Liebe nicht, (die Liebe zur Wahrheit), sie wäre nicht mehr als ein tönendes Erz, nicht mehr als eine klingende Schelle."

Ich habe hervorgehoben, wie sich Hans Hopfen selber, wo er unbefangen darstellt, der künstlerischen Wahrheit befleißigt. An solchen Stellen wird der Leser — wie ihn ein Dichter sich wünscht — beifällig nicken, denn er wird denken, heimlich oder laut: — „wie wahr das doch ist!" Bei andern Darstellungen dagegen, wo es Hopfen um Wahrheit, nämlich um wahre Charakteristik nicht zu thun ist; wo er nur die Sätze seiner Aesthetik an den Mann bringen will; wo er Leuten, die er selber als vollkommene Banausen gekennzeichnet hat, die weitestgehenden Gedanken über Kunst in den Mund legt, sein eigenstes bestes Denken: über diese Darstellungen wird jeder, welcher Aesthetik er huldigen mag, wenn er nur die Menschen kennt und die Gesetze der Logik, höchst bedenklich den Kopf schütteln. Doch gerade an diesen Stellen hat Hopfen seine Theorie befolgt: Die Wahrheit ist kein Postulat der Kunst.

Da darf man also einen Bauern, der nie ein Buch gelesen, über Kant's Erkenntnißtheorie Reden halten lassen! Nein, das doch nicht, das wäre zu grob, zu augenfällig unwahr, zu faustdick unwahr. Das Bild eines Löwen darf zwar wie das Bild eines Bären aussehen, aber nicht wie das einer Heuschrecke. Benno Rüttenauer.

# Moderne Strömungen im Strafrechte.

Der häufig ausgesprochene Satz, daß der Realismus den Grundzug des Modernen in Kunst und Wissenschaft bilde, ist in dieser Allgemeinheit nicht haltbar. Er ist es insbesondere dann nicht, wenn damit gesagt sein soll, daß das Streben nach Herstellung des Einklanges zwischen Idee und Wirklichkeit charakteristisch für den Geist gerade unsers Jahrhunderts sei; denn von Homer bis auf Goethe, von Demokrit bis auf Darwin ist es dieser Einklang gewesen, der den Maßstab zur Bewerthung alles Echten in Kunst und Wissenschaft abgegeben hat. Unbedingt richtig aber ist jener Satz, wenn er lediglich die Methode kennzeichnen soll, wie sie, anknüpfend an die Lehren der großen englischen Philosophen im vorigen Jahrhundert, und getragen von dem gewaltigen Aufschwunge der Naturwissenschaften in unserm Zeitalter, die herrschende fast auf allen Gebieten geistigen Schaffens und Forschens geworden ist. Diese Methode ist realistisch durch und durch; sie betrachtet die Welt nicht aus der Vogelperspective transscendenter Ideen und schwankender Abstractionen, sondern bahnt sich ihren Weg mitten durch die Fülle der Erscheinungen, ihre Formen beobachtend, ihre Lebensäußerungen belauschend, aus der Mannichfaltigkeit des Individuellen das Typische herausbildend. Es ist die Richtung unsers Jahrhunderts aufs Praktische und Gewisse, die den letzten Problemen der Erkenntniß lieber ein ignorabimus entgegensetzt, als daß sie die Schranken des sinnfällig Beweisbaren überschreitet.

In der Jurisprudenz, deren Entwickelungsgang nicht immer den Fortschritten des wissenschaftlichen Geistes überhaupt folgte, sondern von den Einflüssen politischer Machtkämpfe beherrscht wurde, hat die realistische Methode erst verhältnißmäßig spät Boden und Pflege gefunden. Der Rationalismus des 18. Jahrhunderts, der im Naturrechte die von Gott dem Menschen verliehene Vernunft als Norm und Grundlage alles Rechts verkündet hatte und somit den Keim realistischer Tendenzen in sich trug, war zu Beginn unsers Jahrhunderts durch die historische Schule überwunden worden, die das Recht pflanzenartig unbewußt aus den Tiefen der Volksseele hervorwachsen ließ und die nationale Rechtsüberzeugung für den aller Willkür entrückten Urquell des Rechts erklärte, aus dem es, wie Sprache und Kunst in stetig fortschreitender Entwickelung allmählich zu Tage trete. So Großes diese Schule aber auch auf dem Gebiete der Rechtsgeschichte geleistet hat, ihr Ausgangspunkt, die ver-

schwommene Idealisirung des friedlich und unbewußt schaffenden Volksgeistes, ließ sich gegenüber den gewaltigen Interessenkämpfen im Rechtsleben unserer Zeit nicht festhalten. Die Realistik löste auch hier, wie in Poesie und Kunst, die Romantik ab: An Stelle der Vergangenheit, aus deren Tiefen der Schatz des nationalen Rechts gehoben werden sollte, trat die Gegenwart mit einer unerhörten Fülle widerstreitender, nach Rechtsschutz ringender Interessen, an Stelle des unklar dämmernden Phantoms einer unbewußt schaffenden Volksseele der nüchterne, kühl berechnende Zweck.

Naturgemäß mußte der Einfluß dieser Strömung zuerst und besonders nachhaltig auf dem Grenzgebiete des Strafrechts wirksam werden. Hier kreuzen sich die Kernfragen des Rechts mit den Problemen der Anthropologie, und hier war infolge dessen der geeignete Boden für Entstehung einer „realistischen Schule", wie wir sie nach dem Vorgange der Italiener jetzt schon officiell bezeichnen.

Mit durchgreifender Schärfe ist diese Schule gegen die Grundlagen des überlieferten Strafrechts, besonders aber gegen die Herrschaft der Vergeltungsidee in Gesetzgebung, Rechtsprechung und Strafvollzug vorgegangen. Ausgehend von streng deterministischem Standpunkte und anknüpfend an die Ergebnisse der Criminalstatistik und der Criminalanthropologie lehrt sie, daß das Verbrechen wie jede andere menschliche Handlung die nothwendige und unvermeidliche Wirkung gegebener Bedingungen sei, daß sonach von Schuld, Verantwortlichkeit und Vergeltung im hergebrachten Sinne keine Rede sein, und die Strafe keinen andern Charakter tragen könne, als den einer social zweckmäßigen, auf den Schutz der Gesellschaft abzielenden Reaction gegen antisociale Handlungen. Nicht die verbrecherische That als solche begründe den Strafzwang des in der Vergeltung seine Autorität behauptenden Staats; vielmehr habe das Verbrechen lediglich eine symptomatische Bedeutung für die sociale Gefährlichkeit des Verbrechers, und deshalb sei es „the character of the offender, not the offence", gegen den sich die gesellschaftliche Abwehr nach den Tendenzen der Besserung, Abschreckung oder Unschädlichmachung zu richten habe.

Man hat es oft und mit Recht beklagt, daß die realistisch-inductive Methode, wie sie oben gekennzeichnet ist, die Wissenschaft zerlegt, der großen Zusammenhänge beraubt und in Einzelforschungen zersplittert habe. Dem aber steht der unzweifelhafte Gewinn gegenüber, daß die Basirung der Forschung auf Leben und Erfahrung nicht nur die trennenden Grenzen der einzelnen Wissenschaftsgebiete verwischt und fruchtbare Wechselbeziehungen zwischen ihnen ermöglicht, sondern auch die Schranken zünftiger Abgeschlossenheit beseitigt hat, welche die Bestrebungen der Wissenschaft von dem Zuge der allgemeinen Bildungs- und Culturinteressen schieden.

Auch die realistische Strafrechtsschule hat, wie selbst ihre energischsten Widersacher zugestehen, nach dieser Richtung hin Verdienstvolles geleistet. Die radicale Gruppe der Schule, deren anerkanntes Haupt der Italiener Lombroso ist, hat durch umfassende Heranziehung und Verarbeitung anthropologischer Studien der Strafrechtswissenschaft jene „neuen Horizonte" eröffnet, die, welche Trugbilder sie auch immer spiegeln mögen, doch das Gesichtsfeld des Criminalisten ins Unabsehbare erweitert haben. Die Partei der Gemäßigtern dagegen, die sich in der „internationalen criminalistischen Vereinigung" eine feste Organisation gegeben hat, darf den Ruhm beanspruchen, durch unablässige Agitation die Forderung einer durchgreifenden Strafrechtsreform in Fluß gebracht, in den großen Strom der socialen Frage geleitet und damit in den Vordergrund des öffentlichen Interesses gerückt zu haben.

Gerade dieser letztere Umstand gibt mir die erwünschte Veranlassung, die Leser d. Bl. mit zwei neuen Erscheinungen auf criminalistischem Gebiete bekannt zu machen, deren fast gleichzeitige Veröffentlichung mit besonderer Genugthuung zu begrüßen ist. Beide nämlich behandeln die modernen Probleme der Criminalanthropologie und fassen die bisherigen Ergebnisse der einschlägigen Forschung zu abschließenden, aber einander entgegengesetzten Urtheilen zusammen, sodaß ihre Nebeneinanderstellung ein gleichsam stereoskopisch plastisches, zu eigener Prüfung und Stellungnahme anregendes und befähigendes Gesammtbild von dem Stande jener tiefeingreifenden Fragen gewinnen läßt. Es sind:

1. Der Verbrecher in anthropologischer Beziehung. Von Dr. A. Bär. Mit 4 lithographirten Tafeln. Leipzig, G. Thieme. 1893. Gr. 8. 15 M.
2. Naturgeschichte des Verbrechers. Von Dr. H. Kurella. (Grundzüge der criminellen Anthropologie und Criminalpsychologie, mit zahlreichen anatomischen Abbildungen und Verbrecherporträts.) Stuttgart, F. Enke. 1893. Gr. 8. 7 M.

Den gemeinsamen Ausgangspunkt beider Autoren bilden die Lehren des in neuester Zeit vielgenannten italienischen Irrenarztes Lombroso, Kurella's, um für sie mit allem Nachdruck einzutreten, Bär's, um sie ebenso nachdrücklich zu bekämpfen. Für die Bedeutung Lombroso's aber ist es charakteristisch, daß Männer, wie Bär und Kurella, Aerzte von erprobtem wissenschaftlichem Rufe in voller Wehr und mit allem Rüstzeug der Forschung in den Kampf gegen und für ihn eingetreten sind.

Die öffentliche Meinung freilich hat über Lombroso und seine grundstürzenden Neuerungen kurzweg abgeurtheilt. Man faßte seine Lehren in ein gangbares Schlagwort, warf sie mit andern revolutionären Bewegungen des Tages zusammen und machte mit ihren Consequenzen den friedlichen Bürger gruseln. So brachte noch vor kurzem eine unserer angesehensten Zeitungen einen Leitartikel über „Socialismus und Strafrecht", in welchem der innere Zusammenhang der socialistischen und lombrosistischen Lehre dargelegt, und letztere apodiktisch dahin präcisirt wird, daß sie am „letzten Ende in jedem Verbrecher einen Geisteskranken erblicke". Dem gegenüber muß festgestellt werden,

daß Lombroso zunächst seinen berüchtigten Verbrechertypus nur für einen Bruchtheil des Verbrecherthums, den „delinquente nato" aufstellt, daß er, hierin allerdings schwankend, lediglich eine Verwandtschaft zwischen criminellen Disposition und gewissen Formen der Epilepsie behauptet, und daß er, indem er die Machtlosigkeit der Gesellschaft den natürlichen Factoren des Verbrechens gegenüber feststellt, himmelweit von jenen Utopien entfernt ist, die von der socialen Revolution als einzigem, aber sicherm Heilmittel die Beseitigung des Verbrechens erträumen.

Gerade deshalb muß es als besonderes Verdienst Kurella's angesehen werden, daß er in allgemein verständlicher Form und leidenschaftsloser Darstellung einen reinen und unverfälschten Niederschlag der Lehren Lombroso's und seiner Schüler gibt. Er behandelt in drei Kapiteln die anatomischen Varietäten am Verbrechen, seine Biologie und die biologischen Factoren der Criminalität, sowie endlich in besonders interessanter Ausführung die Psychologie des Verbrechers, und gelangt zu dem Ergebnisse, daß der Kern des Verbrecherthums, der geborene Verbrecher, eine Reihe bestimmter, anthropologisch nachweisbarer physischer und psychischer Merkmale aufweise, die ihn als eine besondere Varietät, einen eigenen Typus des Menschengeschlechts kennzeichne, daß ferner dieser ererbte und angeborene Typus in seinen leiblichen und geistigen Zügen einen atavistischen Rückschlag in die Bildungen und Gewohnheiten des primitiven Menschen darstelle und seinen Träger mit unentrinnbarer Nothwendigkeit, unabhängig von allen individuellen und socialen Lebensbedingungen zum Verbrecher vorherbestimme. Das aber sind eben die Sätze, die Lombroso im „l'uomo delinquente" aufgestellt hat, und die er noch heute weiterzuführen und zu vertiefen mit rastloser Energie bestrebt ist.

Für die Begründung dieser Lehre im einzelnen, die ich an dieser Stelle auch nicht einmal oberflächlich streifen kann, sei auf das Buch Kurella's hingewiesen, der die ganze Fülle des von Lombroso und seinen Anhängern zusammengetragenen Beweismaterials mit den Ergebnissen eigener Untersuchungen zu einer lichtvollen Darstellung verarbeitet und deren Verständniß noch durch anatomische Abbildungen und Verbrecherporträts wesentlich gefördert hat.

Aber nicht zu umgehen ist hier, wo es sich um die Stellung der lombrosistischen Bewegung in der Strafrechtswissenschaft handelt, die von Kurella nur flüchtig berührte schwerwiegende Frage, wie sich unter den Einwirkungen der criminal-anthropologischen Grundsätze Theorie und Praxis des Strafrechts gestalten müßten. Wie könnte sich dem Unglücklichen gegenüber, der durch angeborene Anomalien seiner Organisation in die Verbrecherlaufbahn getrieben wird, die Verhängung eines Strafübels rechtfertigen lassen? Müßte nicht der überführte Mörder, bei dem ärztliche Expertise prähistorische Schädelbildung festgestellt hat, weit eher der theilnahmsvollen Pflege seiner Mitmenschen, als dem Schwerte des Henkers überantwortet werden? Und doch verlangt die italienische Schule die rücksichtslosesten Maßregeln gegen unverbesserliche Verbrecher, ausgedehntere Anwendung der Todesstrafe, Deportation und lebenslängliche Internirung bestenfalls in Verbrecherasylen! Für diese Schwierigkeiten gibt es keine andere Lösung als die rückhaltslose Anerkennung des Rechts der Stärkern, das hier nur mit einem humaner klingenden Euphemismus als „Princip gesellschaftlichen Schutzes" erscheint! Und weshalb sollte man von diesem Standpunkte aus mit dem Einschreiten der Staatsgewalt zögern, bis der Verbrecher wirklich delinquirt und die Gesellschaft geschädigt hat? Muß dies Princip nicht folgerichtig zu der Forderung führen, ein Individuum unschädlich zu machen, sobald das Vorhandensein der nach lombrosistischen Recepten unschwer festzustellenden verbrecherischen Anlage in ihrem Träger ein socialgefährliches Element erkennen läßt? Auf der einen Seite also die prädestinirte Trostlosigkeit der Verbrecherexistenz, auf der andern die schrankenlose Brutalität der Macht, — das ist das düstere Zukunftsbild, das uns aus den Theoremen der criminal-anthropologischen Schule entgegenstarrt.

Könnte man sich wenigstens dieser Lehre gegenüber mit dem rein passiven Interesse an einer geistvoll durchgeführten Hypothese abfinden! Aber sie liegt so sehr im Niveau der Gedankenströmung unserer Zeit und bietet eine so bestechende Lösung des Problems vom ursächlichen Zusammenhange zwischen Verbrechen und Individualität, daß sie uns zwingt, zu ihr Stellung zu nehmen. Freilich hat bereits die einschneidende Kritik französischer Forscher den kühnen Aufbau der Hypothesen Lombroso's bedenklich ins Wanken gebracht. Aber die dumpfe Empfindung des „semper aliquid haeret" ließ trotz aller Verdammungsurtheile, trotz des Ketzergerichts, das die beiden criminal-anthropologischen Congresse von 1889 und 1892 über den kühnen Italiener abhielten, ein reines Siegesbewußtsein nicht aufkommen. Es fehlte an einer Widerlegung großen Stils, an einem der Stärke des Gegners gewachsenen, gleichzeitig gegen alle seine Positionen gerichteten concentrischen Angriffe.

Diese befreiende That hat nun Bär mit seinem obengenannten Buche, einer wissenschaftlichen Leistung allerersten Ranges, vollbracht. Mit eindringender, stoffbeherrschender Kritik, deren Ueberzeugungskraft durch die vornehme Ruhe strengster Sachlichkeit erhöht wird, weist Bär Voreingenommenheit der Beobachtung und unzulässige Verallgemeinerung der beobachteten Einzelerscheinungen als die hauptsächlichsten Fehlerquellen der Methode und der Schlußfolgerungen Lombroso's nach. Die Grundlage für die Lösung des Problems, ob die Verbrecherindividualität durch eine organische Anlage bedingt sei, gewinnt Bär durch eine in den beiden ersten Theilen seines Werks enthaltene umfassende Erörterung der körperlichen und geistigen Beschaffenheit des Verbrechers. Hier untersucht er zunächst die nach Lombroso dem Verbrecherschädel eigenthümlichen Anomalien, die an Gehirnen von Verbrechern beobachteten morphologischen Abnormitäten, die körperlichen

Degenerationserscheinungen, die angeblichen Besonderheiten der körperlichen Organisation, der Physiognomie, der Sinnesorgane und der Sensibilität der Verbrecher, geht dann auf ihre geistigen Qualitäten, ihre Verstandesthätigkeit, ihr Gemüths- und Gefühlsleben ein und schließt diese Grundlegung mit einer lichtvollen Darstellung der zwischen Geisteskrankheit, Epilepsie und Selbstmord einerseits und dem Verbrechen andererseits obwaltenden Beziehungen. Das Ergebniß aller dieser Darlegungen aber ist für Lombroso und seine Schule niederschmetternd: die körperlichen Entstellungen und Anomalien, welche bei Verbrechern beobachtet worden sind, haben nichts Specifisches, das uns berechtigen könnte, sie als Kennzeichen eines besondern Typus anzusehen. Sie sind lediglich Erscheinungen entarteter Natur, Zeichen einer Unvollkommenheit der Entwickelung oder Stigmata einer physischen Entartung, welche in ihrer großen Mehrzahl auch bei normal denkenden und handelnden Menschen vorkommen und somit einen Schluß auf intellectuelle oder gar moralische Defecte ihrer Träger nicht zulassen. Ihr häufigeres Vorkommen bei Verbrechern erklärt sich einfach aus dem Umstande, daß diese zum größten Theile aus denjenigen Schichten der Bevölkerung hervorgehen, welche infolge eingeengter Lebensverhältnisse und ungenügender Ernährung die „Degenerescenz des socialen Organismus" darstellen. Ebenso aber verhält es sich mit den geistigen Eigenschaften der Verbrecher, die wol charakteristische Hemmungen und Ausschreitungen in bestimmter Richtung zeigen, aber durchaus nichts Untypisches aufweisen und mit der geistigen Entwickelung derjenigen Gesellschaftsklassen übereinstimmen, denen der Verbrecher zu entstammen pflegt.

Von den so gewonnenen Positionen geht dann Bär im dritten Theile seines Buchs zum Angriffe auf die Hauptstellung der Gegner, die Lehre vom geborenen Verbrecher, vor. Der specifische Typus des geborenen Verbrechers, dessen Kennzeichen enorme Entwickelung der Kinnlade, Spärlichkeit des Bartwuchses, Fülle des Haupthaares, Henkelohren, fliehende Stirn und krumme Nase bilden sollen, wird als unhaltbar dargethan, die Hypothese physischer und psychischer Rückschlagsbildung des Verbrechers in das Bereich einer genialen Phantasie verwiesen, der sittliche Charakter des Verbrechers der Eigenart, die ihm nach Lombroso anhaften soll, entkleidet, aufs schärfste endlich jede Gleichstellung des Verbrechers mit dem moralisch Irrsinnigen und dem Epileptiker abgelehnt.

Das etwa ist in flüchtigen Zügen der Inhalt des bedeutenden Buchs, dessen Einfluß auf die Fortführung der criminalanthropologischen Forschungen für lange Zeit hinaus bestimmend sein wird. Ich sage: Auf die Fortführung dieser Forschungen; denn irrig wäre die Annahme, daß Bär mit seiner Kritik der lombrosistischen Schule die Criminalanthropologie als unberechtigten und gefährlichen Eindringling aus dem Gebiete der Strafrechtswissenschaft überhaupt zu verbannen beabsichtigt hätte. Seine Arbeit hat vielmehr auch die positive Bedeutung, daß sie aus dem Schiffbruche der Hypothesen Lombroso's diejenigen werthvollen und anregenden Beobachtungen des italienischen Gelehrten rettet, welche richtig aufgefaßt, nicht ätiologisch als Grund des Verbrechens betrachtet, sondern diagnostisch als Zeichen vorhandener Entartung verwerthet, den Ausgangspunkt für ein fruchtbares Studium der Verbrecherindividualität bilden können.

A. Wieruszowski.

---

# Topographisches und Ethnographisches aus Oesterreich.

1. Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Auf Anregung und unter Mitwirkung weiland Sr. k. und k. Hoheit des durchl. Kronprinzen Erzherzog Rudolf begonnen. 13. Band: Tirol und Vorarlberg. K. k. Hof- und Staatsdruckerei. 1893. 4. 11 M. 40 Pf.

Es ist eine ziemliche Reihe von Jahren vergangen, seitdem wir an dieser Stelle zuerst auf das große ethnographisch-geographische Werk über Oesterreich-Ungarn aufmerksam gemacht haben, welches unter der Aegide seines geistvollen, leider inzwischen vom Tode dahingerafften fürstlichen Urhebers zu erscheinen begann, und zum erstenmale aus der Feder berufener Kenner mit vorzüglichen Zeichnungen trefflicher Künstler geschmückt, eine Darstellung des landschaftlichen Charakters und der ethnographisch-geschichtlichen Verhältnisse der österreichischen Länder in geschmackvoller für den weitern Leserkreis berechneter Form bietet. In der That muß jeder, der die nun vorliegenden dreizehn Quartbände dieses großen Prachtwerkes überblickt, das nach seiner Vollendung eine Bibliothek für sich bilden wird, zugeben, daß Oesterreich-Ungarns Gebiet bisher keine auch nur annähernd so großartig angelegte und so eingehend ausgeführte Arbeit aufzuweisen hatte, ganz abgesehen von der äußern glänzenden Ausstattung. Es sind nun drei Bände, welche das ungarische Gebiet behandeln, erschienen und von den Bänden über die Länder der diesseitigen Reichshälfte jene, die Niederösterreich, Oberösterreich und Salzburg, Steiermark, Kärnten und Krain, das Küstenland und Dalmatien zum Gegenstande haben. Als Oberleiter waltet gegenwärtig der feinsinnige Historiker Hofrath H. v. Zeißberg, an Stelle J. v. Weilens, den auch ein trauriges Schicksal von dem Schauplatze seiner mit nicht minderm Geschick geleiteten redactionellen Thätigkeit abberufen hat. Die letzten drei Bände des nicht ungarischen Gebiets weisen schon die Redactionsführung von Zeißberg's auf. Es ist dabei das ursprüngliche Programm genau eingehalten worden, und an Stelle des verstorbenen fürstlichen Gründers hat dessen kunstsinnige Witwe Kronprinzessin Erzherzogin Stephanie das Protectorat übernommen, die sich sogar selbst mit dem Stifte an der künstlerischen Ausschmückung des Werks betheiligt.

Der vor kurzem mit der neunzehnten Lieferung abgeschlossene Band des Werkes behandelt Tirol und Vorarlberg, und es erscheint wol ganz erklärlich, daß sich der Darstellung dieses in landschaftlicher wie in geschichtlicher Beziehung so berühmten Gebiets die volle Aufmerksamkeit aller Kreise zuwendet. Zunächst eröffnet in der herkömmlichen Weise eine Reihe aneinandergefügter landschaftlicher Schilderungen, welche zusammen ein vollständiges Bild geben, das Ganze. K. W. von Dalla Torre führt in charakteristischer Weise die Schönheiten und die großartige Alpennatur Deutschtirols vor, während der schon lange als tüchtiger Kenner desselben bekannte Christian Schneller Welschtirol mit seinen herrlichen Seen und Bergen, in ebenso klarer als entsprechenden Art zur Darstellung bringt. Es folgt die Entwickelung der Geschichte des schönen Berglandes von den vorgeschichtlichen Zeiten an, die Fr. von Wieser behandelt, durch die Römerzeit (Julius Jung); und der Verfasser der großen Geschichte Tirols Josef Egger, führt das Geschichtsbild von dem Erlöschen der Römerherrschaft bis auf unsere Tage aus. Trotz der knappen Fassung des Textes, ist kein wesentliches Moment übergangen. Jos. Zösmair hat die Landesgeschichte Vorarlbergs behandelt. Der eigentliche ethnographische Theil, auf welchen das Schwergewicht fällt, weist uns wieder die Namen bewährter tüchtiger Kenner und Schriftsteller, deren jeder auf dem Gebiet, auf dem er ganz besonders zu Hause ist, zur Kenntniß beiträgt. So hat der bewährte Ludwig von Hörmann, dessen tüchtige Arbeiten ja längst bekannt sind, das Volksleben der Deutschen in Tirol mit seinen Sitten, Sagen und Gebräuchen in fesselnder Weise geschildert, während Christian Schneller sich den Romanen zuwendet, deren volksthümliche Lieder und Schauspiele F. Demattio behandelt. Der Dialektkenner Valentin Hintner bietet eine hübsche Studie über die deutschen Dialekte Tirols und Vorarlbergs, Demattio und J. Alton wenden sich den italienischen und ladinischen Dialekten zu. Das eigentliche Volksleben Vorarlbergs hat in Hermann Sander, die Volksmusik beider Länder in Phil. Mayer kundige Bearbeiter gefunden. Mit Wehmuth gedenken wir bei der saubern so fein durchgeführten Skizze über das glänzende deutsche Literaturleben in diesen Alpenländern des leider nun auch dahingeschiedenen Ignaz Zingerle, der sie verfaßt hat. Das Gegenstück bildet Demattio's Darlegung der italienischen Literatur im romanischen Theile. Auch der Kunstentwickelung beider Länder ist eingehend gedacht, Tirols Burgen, Schlösser und architektonische Anlagen, sowie die Kunst- und Hausindustrie in hervorragenden Stücken führt Johann Deininger in Wort und Bild vor, und keines der prächtigen Bauwerke, die den Besucher des schönen Landes stets entzücken, ist dabei übersehen, die gleichen Gegenstände in Vorarlberg behandelt S. Jenny, Malerei und Plastik David von Schönherr. Es ist bekannt, wie wichtig das volkswirthschaftliche Leben dieses Alpenlandes erscheint, insbesondere Forstwirthschaft, Jagd, Viehzucht, Alpenwirthschaft und Weinbau. Diese Abtheilung von Karl Menger redigirt, weist in den Bearbeitern F. Kaltenegger, E. Mach, A. von Guttenberg u. a. m. vortreffliche Fachkenner auf, die ebenfalls ihrer Aufgabe gerecht geworden sind.

Nicht leicht erscheint es — denn dies würde einer förmlichen Catalogisirung gleichkommen — die schönen in vortrefflichem, sorgfältigen Holzschnitt ausgeführten Zeichnungen und Illustrationen anzuführen, welche so reichhaltig diesen schönen Band schmücken; Erzherzogin Stephanie selbst hat eine zierliche Zeichnung des Rosengartens, eine Ansicht von Gries bei Bozen, und eine solche der Burg Karneid beigetragen, vorzügliche Landschafts- und Architekturbilder von E. von Lichtenfels, Rudolf Bernt, Grubhofer, Wopfner, Seelos und andern erfreuen das Auge, Gabl, Defregger, Hugo Engl, Ottenfeld illustriren insbesondere Trachten und Scenen aus dem Volksleben, während Charlemont alte Waffen und Gefäße, K. von Siegl Reliefs, Münzen und andere historische merkwürdige Gegenstände, Rheinfelder schöne Thiertypen zur Darstellung bringen. Die zierlichen Vignetten, Kopfleisten u. dgl. von verschiedenen Künstlern gereichen dem Bande nicht minder zur Zierde, ebenso das farbige Trachtenbild Alois Gabl's.

In dieser Weise stellt sich der Band Tirol und Vorarlberg nicht nur seinen Vorgängern würdig zur Seite, sondern übertrifft sie in malerischer Beziehung sogar, woran freilich die Großartigkeit der tiroler Landschafts- und Architekturbilder ihren hervorragenden Antheil hat.

Es sind von dem Bande: „Böhmen" dieses Werkes nunmehr auch schon fünf Lieferungen erschienen, denen alle Vorzüge nachgerühmt werden können, welche dieses Unternehmen auszeichnen; nach Abschluß des ganzen Bandes werden wir auf sie noch eingehend zu sprechen kommen.

2. Rund um die Adria. Ein Skizzenbuch von Joseph Stradner. Mit 34 Illustrationen von Franz Schlegel. Graz, Leykam. 1893. 12. 2 M. 40 Pf.

Das kleine Skizzenbuch, welches das vorliegende Werkchen bietet, ist keines jener landläufigen Reise- und Touristenbücher, deren ja auch das italienische Gebiet so verschiedene aufzuweisen hat, schon deshalb nicht, weil es sich Landstrichen an den Borden der Adria zuwendet, die für gewöhnlich nicht vom Zuge der Reisenden berührt werden. Aber gerade deswegen ist dieses Büchlein eine beachtenswerthe Erscheinung. Es schildert in fesselnder Weise zunächst den Charakter des adriatischen Meeres mit oft begeisterten Worten, führt uns auf die durch ihr mildes Klima ausgezeichnete Insel Lussin, wo die Steineichen neben den Myrthen und der Dattelpalme wachsen, zeichnet uns das Bergstädtchen Castua mit seiner interessanten Umgebung, führt uns in das Herz der Istrianer Halbinsel nach Pisino und Montona, und macht uns mit dem merkwürdigen alten „Tschitschenboden" bekannt. Der Verfasser, welcher das Gebiet vielfach bereist hat, und wie aus jeder Seite hervorleuchtet, ein gründlicher Kenner desselben ist, wendet sich jedoch auch dem westlichen Theile zu, von welchem er Darstellungen Aquilejas, der uralten

Bischofsstadt, Grados, Arquàs und weiterhin noch des südlich von Padua zwischen den euganeeischen Hügeln und der Lagune von Venedig gelegenen Landstriches bietet, woselbst der durch seine heißen Quellen ausgezeichnete Badeort Bataglia liegt. Die Schilderung von Este, und des Pogebietes in der Nähe der Lagunen beschließt das Buch, welches nicht nur gleichsam eine neue Welt im Süden erschließt, sondern auch durch seine feuilletonistische vielfach schwungvolle Darstellung, die oft mit feinem Humor gewürzt ist, und überall den Stempel ursprünglicher persönlicher Anschauung an der Stirn trägt, für den Leser überaus fesselnd wirkt. Reiseerlebnisse, Schilderungen von Volkstypen, von eigenartigen Sitten und Gebräuchen, historische Excurse, welche gerade hier auf dem merkwürdigen alten Römerboden gut angebracht erscheinen, durchziehen die Schilderung des Landes und der Natur, und die kleinen netten Zeichnungen Franz Schlegel's sind eine hübsche illustrative Beigabe. Es erscheint gewiß als eine besondere Empfehlung dieses Werkchens, daß von dem kaum erschienenen eine italienische Uebersetzung in Vorbereitung ist, die nächstens herausgegeben wird, daß also auch die Landesangehörigen jenes doch vorwiegend italienischen Gebietes die Genauigkeit und alle übrigen Vorzüge dieser hübschen Arbeit anerkennen. Für eine neue Auflage möchten wir den kundigen Verfasser etwa um ein Kärtchen Istriens und des behandelten Gebietes ersuchen.

Anton Schlossar.

# Aus der Romanliteratur.

1. Parasiten und Märtyrer des Lorbers. Eine Charakterstudie aus der Gesellschaft. Von L. Th. Draudt. Wien, J. Dirnböck. 1893. 12. 2 Mk.
2. Auf schwankendem Boden. Roman von Maximilian von Rosenberg. Elberfeld, S. Lucas. 1893. 8. 3 M.
3. Sein Dämon. Roman von A. von Perfall. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong und Comp. 1893. 8. 6 M.
4. Im Wald und auf der Heide. Roman von C. Schroeder. Jena, H. Costenoble. 1893. 8. 6 M. 20 Pf.
5. Herr von Müller. Roman von Ernst Wichert. Zwei Bände. Leipzig, C. Reißner. 1893. 8. 7 M.
6. Dämmerungen. Roman von Rudolf von Gottschall. Drei Bände. Breslau, E. Trewendt. 1893. 8. 15 M.
7. Einer alten Jungfer Liebestraum. Ein Idyll von Alan St. Aubyn. Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von Natalie Rümelin. (Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek. 10. Jahrg. Band 4). Stuttgart, J. Engelhorn. 1893. 8. 50 Pf.

Eins der erfreulichsten Momente an der neuen Bewegung in unserer Literatur war, daß der Dilettantismus durch sie zurückgedrängt wurde. Ganz ausgerottet ist er freilich nicht worden; die Romane von Draudt und Rosenberg gehören ihm „voll und ganz" an. „Parasiten und Märtyrer des Lorbers" (Nr. 1) — dieser Titel sagt „wol schon genug" — behandelt in einer unser Mitleid erregenden Weise die bekannte Thatsache, daß ein talentloser Reclameheld es in der Welt oft weiter bringt, als ein hochbegabter Geist, der es verschmäht, seinen Weg über Hintertreppen zu nehmen. Seit dem seligen Scribe, der daraus ein allerliebstes Lustspiel machte, hat mancher diesen dankbaren Stoff behandelt, keiner so schlecht, wie L. Th. Draudt. Unmögliche Charaktere, Situationen, die ergreifend wirken sollen, aber eher komisch wirken, und eine gezierte, mit zahllosen — zum Theil auch noch verkehrt gebrauchten — Fremdwörtern verunstaltete Sprache; das Ganze vermuthlich die Schöpfung einer Gouvernante, die das Erzieherinnenexamen mit der Note IIIa bis IIIb bestand.

„Auf schwankendem Boden" (Nr. 2), ist wesentlich besser, die Sprache ist wenigstens die eines gebildeten Mannes. Aber die Fabel ist abgebraucht, der Verfasser erzählt mit einer Breitspurigkeit, die unsere Langeweile erregt, und schadet sich besonders durch die Versuche, humoristisch sein zu wollen, wozu ihm jedes Talent fehlt. Dabei versäumt er nie, wenn er eine seiner Figuren einen angeblichen Witz machen läßt, beizufügen, daß die Hörer dadurch in die heiterste Stimmung versetzt wurden. Die Anspruchslosen!

Das Gegenstück zu den beiden eben erwähnten Arbeiten bildet A. von Perfall's Roman „Sein Dämon" (Nr. 3). Hier haben wir es mit einem Autor zu thun, der bedenklich nahe daran ist, sein schönes Talent durch Vielschreiberei zu Grunde zu richten und zum bloßen Routinier herabzusinken. Gewiß, „Sein Dämon" ist fesselnd geschrieben und wird dem Leser, der das Buch nur durchfliegt, Genüge thun; wer sich aber gründlicher mit ihm beschäftigt, wird das Buch bedauernd und unbefriedigt aus der Hand legen. Denn die schönen Ansätze, die es aufweist, sind nicht zur vollen Entwickelung gelangt, dem vielversprechenden Anfang entspricht die Durchführung nicht; je mehr man sich dem Schlusse nähert, desto stärker wird der Eindruck des Ueberhasteten. Der Autor hat seinen Gedanken nicht die Zeit gelassen, auszureifen und hat die Gediegenheit der Arbeit im Interesse der Schnelligkeit der Vollendung beiseitegesetzt. Der Gegenstand, den er behandelt, ist vortrefflich gewählt. Der Held ist der Sohn eines Eisenwerkbesitzers; als einziger Sohn von Kindheit an bestimmt, der Nachfolger seines Vaters in dessen Thätigkeit zu werden, fühlt er in sich den lebhaften Drang, sich der Kunst, der Schriftstellerei zu widmen und wird darin von seiner jungen Gattin, welche die Kunst über die Industrie stellt, noch bestärkt. Für welchen Beruf soll er sich entscheiden? Gewichtig sind die Gründe auf beiden Seiten. Der Conflict ist vielleicht nicht ganz neu, aber ergreifend und der dichterischen Behandlung wol würdig. Aber zu welcher Lösung führt ihn Perfall? Er läßt seinen

Helden ein Stück aus seiner Feder, „Sein Dämon", anonym dem Theater einreichen, und damit einen großen Erfolg erringen, und dann auf weitere poetische Thätigkeit und sein Manuskript vernichtend, sich ganz seiner Eisenhütte widmen, denn „man kann Poet sein im Schurzfell, mitten im Ruß der Arbeit, mitten im ernsten Kampf des Lebens, es braucht dazu keines Versgeklingels, keines tönenden Namens; die Poesie ist kein Fach, kein Beruf, sie ist Eigenthum der ganzen Menschheit, eines jeden, für das Hohe und Edle schlagenden Herzens." Wie schief, wie unglaublich verkehrt! Das Gefühl, das Verständniß für die Poesie, die Freude an der Dichtung, die kann man sich freilich in jedem Beruf, im Kampfe des Lebens bewahren, die gehört der ganzen Menschheit an, die soll ihr angehören; aber die Poesie, das Dichten selbst ist ein Beruf, zum mindesten so gut wie irgendeiner, und erfordert den ganzen Mann, so gut wie jeder andere Beruf auch. Die große Masse will das freilich immer noch nicht anerkennen. Beim Maler, beim Bildhauer, beim Musiker hat sie sich dazu bequemt, es zuzugestehen; die haben wenigstens ein Handwerkszeug, mit dem der Laie nicht umzugehen weiß. Aber der Dichter, was braucht denn der zum Arbeiten? Feder, Tinte und Papier; du lieber Gott, damit lernt ja jeder Volksschüler umgehen, wo steckt denn da die Kunst? Die ungebildete Masse mag so urtheilen, wenn aber einer, der selbst zur Gilde gehört, solche Sonderbarkeiten vorbringt, gar zur Krönung eines seiner Werke gebraucht, dann kann man ihn nicht scharf genug zurückweisen. „Jede Kunst — sagt Hölderlin — erfordert ein ganzes Menschenleben, und der Schüler muß alles, was er lernt, in Beziehung auf sie lernen, wenn er die Anlage zu ihr entwickeln und nicht am Ende gar ersticken will." Und wie unwahr erscheint uns dieser Hans Brenner, der zuerst sein ganzes Lebensglück über seinem Dichten zu verderben droht und dann, nachdem das Stück zur Aufführung angenommen ist, gleichgültig daheim sitzen bleibt, während sein Werk, das er mit seinem Herzblut geschrieben, über die Bretter geht, der aber dieses Werk von einem guten Freunde vernichten läßt, und nach einem großen, mächtigen Erfolge ruhig jeder weitern dichterischen Thätigkeit entsagt! Entweder er konnte kein Stück schreiben, das so mächtig wirkte, oder er konnte in der Folge nicht so handeln, wie es uns Perfall glauben machen will. Wessen Stirn der Genius mit dem Flammenkuß geweiht hat, der thut den Drang zum dichterischen Schaffen nicht ab, wie er einen alten Rock auszieht. „Sein Dämon" ist unwahr in der Entwickelung und darum unerquicklich.

Da befriedigt uns C. Schroeder's „Im Wald und auf der Heide" (Nr. 4) mehr, ein spannend geschriebener, amüsanter Roman. Es ist zwar kein großes Problem darin aufgeworfen, es werden keine psychologischen Räthsel darin aufgegeben, es wird nur das alte Thema darin behandelt, wie der schöne und stolze Baron, und das reizende und arme Kaufmannstöchterlein sich kennen lernen und lieben, obwol sie sich zu hassen meinen, und wie sie sich schließlich doch kriegen. Das Leben wiederholt sich ja auch, warum soll es die Romandichtung nicht thun? Wenn der alte Stoff nur neu und geschmackvoll behandelt wird, kann man sichs ja wohl gefallen lassen. Und C. Schroeder hat in den Nebenumständen mancherlei neues und eigenes hinzu zu thun, hat die Natur fein beobachtet, und weiß das Beobachtete hübsch und stimmungsvoll wiederzugeben, und versteht interessant und anregend zu erzählen. An den langen Winterabenden, wenn draußen der Schneesturm an den Fenstern rüttelt, und drinnen im behaglich durchwärmten Zimmer die Lampe brennt und die Theemaschine summt, wird „Im Wald und auf der Heide" manchem eine willkommene Lektüre sein.

Zu unsern erprobten, guten Erzählern, deren Schöpfungen das Product ernster, gediegener Arbeit sind, gehört Ernst Wichert in erster Linie. Er ist so recht ein Autor für das solide, arbeitsame deutsche Bürgerthum, das sich nicht überhebt und mehr sein will, als es ist, das Bewußtsein seines Werthes aber als theures Kleinod wahrt. Neue Romane, die diesen Standpunkt vertreten, sind nicht eben häufig; man behandelt heutzutage mit Vorliebe entweder die obersten Kreise, oder aber die Hefe und den Abschaum des Volks. Um so freudiger darf man einen Roman, wie „Herr von Müller" (Nr. 5) begrüßen, den wir zu Wichert's besten Schöpfungen zählen. Der Roman hat eine bestimmte und gegenwärtig besondere Tendenz: er wendet sich gegen die Fideicommisse, die Wichert nicht nur für unweise, sondern auch für ungerecht erklärt, weil durch sie dem Nachfolger im Fideicommiß gegenüber die Geschwister benachtheiligt werden. Aber er vermeidet mit anerkennenswerthem Geschmack ein lehrhaftes Vordrängen dieser Tendenz, er schildert vielmehr ein Stück Leben, und sucht uns durch die einfache Erzählung der Geschehnisse dahin zu führen, daß wir den Grundsatz als richtig anerkennen, der ihm bei der Composition des Romans Leitstern gewesen ist, den Grundsatz: „Alle Kinder gleich!" Zwei Familien sind es hauptsächlich, die er uns vorführt, die des Herrn von Müller und des Grafen Wiesel, zweier Gutsnachbarn, von denen der eine auf eine stattliche Reihe von Ahnen zurückblickt, während Herr von Müller im Handel groß geworden, und erst auf Betreiben seiner zweiten Frau, eines armen adelichen Fräuleins, geadelt worden ist. Im Wiesel'schen Hause besteht das Fideicommiß schon lange, im Müller'schen wünscht die Frau es eingeführt, und ihrem einzigen Kinde zugewendet zu sehen, während die Kinder aus erster Ehe leer ausgehen sollen. Wie ihr dabei zuerst die von ihr selbst sehr geschickt eingefädelte Verlobung ihrer Stieftochter mit dem jungen Grafen Wiesel, dann aber die Folgen einer Jugendsünde den Weg verlegen, und wie schließlich der Jammer, in den das Fideicommiß den alten Grafen Wiesel versetzt, als sein einziger Sohn im Duell erschossen wird, den Herrn von Müller auf dem Sterbebett veranlaßt, alle Kinder gleich zu bedenken, das ist überaus spannend erzählt. Der Leser folgt dem Dichter gern und fühlt sein Interesse nie er-

lahmen. Und dabei ist das, was ihm hier geboten wird, kein bloßes Fabuliren, es wirkt wahr und überzeugend, und die Geschehnisse entwickeln sich mit Naturnothwendigkeit aus den meisterhaft gezeichneten Charakteren heraus. Es ist gesunde Lesekost, die man sich mit ungestörtem Behagen munden läßt.

„Dämmerungen" (Nr. 6) nennt Rudolf von Gottschall seinen neuesten, dreibändigen Roman, und der Titel schon deutet an, daß er uns darin auf ein Gebiet führt, wo nicht alles so klar und greifbar vor uns liegt, wie bei Wichert. Hat doch in Gottschall's Werken die Phantasie immer eine große Rolle gespielt, war ihr doch selbst da, wo das moderne Leben behandelt wurde, ein weiter Spielraum gegeben. Womit der greise Dichter sich hier beschäftigt, sagt er selbst im Beginn des zweiten Bandes: „Wahnsinn und Verbrechen . . . wie oft so dunkel in ihren Ursachen, so geheimnißvoll in ihrem Zusammenhang! Doch wo sie offen ans Licht treten, da gehören sie den Männern der Heilkunst und der Rechtspflege an, da haben sie eine greifbare Gestalt angenommen und sind den Paragraphen der Lehr- und Gesetzbücher verfallen. Doch zwischen dem Tag, in den die vollbrachte That gerückt ist, und der Nacht, aus deren unergründeten Tiefen sie emporgestiegen, liegt ein weites Reich der Dämmerung, mit verschwimmenden Grenzen von Klarheit und Umnachtung . . . und hier begegnen wir den tief ins Leben eingreifenden Irrungen, und manches Menschenschicksal wird bewegt und zerstört von jenen geheimen Gewalten, denen man nicht ins Auge zu sehen vermag, weil die geistige Störung noch den Schein der Vernunft birgt." Dieses Gebiet läßt Gottschall den Doctor Oswald Bingen zum Gegenstande eines großen wissenschaftlichen Werkes wählen, in dessen Vollendung er seine Lebensaufgabe sieht. Besonders eifrig forscht er „auf einem Gebiete weiter, das von den Meistern der Seelenheilkunde erschlossen worden, wenn auch die Männer des Rechts sich noch gegen diese neue Einsicht sträuben; sie geben zu, daß durch Störungen des Verstandes und anderer geistiger Vermögen Thaten vollbracht werden können, welche die Gerichte nicht verurtheilen können; aber sie leugnen, daß bei vollständiger Geistesklarheit die Thäter solcher Thaten nicht zur Rechenschaft gezogen werden dürfen. Und doch gibt es nachweislich einen dunkeln, unwiderstehlichen Trieb, der dazu fortzureißen vermag, auch wenn sonst nichts den Geist treibt, keine Wahnidee ihn erfaßt hat. Und wenn sonst die That aus einer Ehe von Intelligenz und Willen hervorgeht, so geht es hier aus einer generatio aequivoca hervor: sie ist eine Selbstzeugung, an welcher nur der Wille Antheil hat und zwar in seiner dunkelsten Gestalt, als blinder gebieterischer Trieb. Schopenhauer weist ja dem Intellect keine höhere Rolle an, als diejenige einer Laterne, um dem Willen zu leuchten. Erlöscht das Licht oder wird es verdunkelt, so geräth der Wille auf Abwege, das geben alle zu. Jetzt aber hat die Wissenschaft entdeckt, daß auch am hellsten Lichte des Intellects der Wille in wildem Ansturm über Stock und Stein rennen kann, nur der eigenen übermächtigen Gewalt gehorchend. Die Menschen, in deren Gesellschaft der Doctor sich bewegt, sind vortreffliche Beobachtungsobjekte für seine Zwecke. Da ist der alte Rispori, der den Stein der Weisen zu finden hofft, und sein eigenes Gut in Brand steckt, da dessen visionäre Nichte Nora, da der Baron von Senden, der in seiner eifrigen Sammelwuth allmählich dem Größenwahn verfällt, da der Graf Fehrenthal, der tobsüchtig wird, da die räthselhafte Theresa, die grundlos einem Drange der Selbstvernichtung folgend sich zu erdolchen versucht. Und Bingen's eigener Bruder, der naturalistische Dichter Lothar — „o, auch diese Halbgenies gehören in das Reich der Dämmerung: Vulkanische Ausbrüche einer Gluth, die nur kurze Zeit zum Lichte wird, desto mehr alles verschüttende Asche. Und dazu die ewige Unbefriedigung, die den Taumel sucht und ihn findet in der Leidenschaft, zu der sie sich die berauschte Genossin wirbt! Dabei der furchtbare Egoismus einer Schöngeisterei, welche die Welt verbraucht zu ihrem Studium, Herz und Leben der andern einer löschpapierenen Unsterblichkeit opfert, die sich allzu früh als die vergänglichste Makulatur erweist. Schon große Genien haben die Etappen zum Ruhm zurückgelegt, indem sie jede Station mit einem gebrochenen Herzen bezeichneten; doch gefährlicher noch sind diese neuen Männer des Experiments, welche Selbsterlebtes brauchen, um es beschreiben zu können." Schon diese Andeutungen kennzeichnen den ganzen Roman; eine Fülle von interessanten Figuren, eine bunt bewegte, aufregende Handlung, dazwischen eingestreute tiefsinnige Betrachtungen über wichtige Fragen des Lebens, kurz in jedem Zuge ein echter Gottschall.

„Ein Idyll" hat Alan St. Aubyn sein Buch „Einer alten Jungfer Liebestraum" (Nr. 7) genannt, und ein solches ist es auch in seinem ruhigen Fluß, in den nur gegen das Ende stürmische Bewegung hineinkommt, um bald wieder geglättet zu werden, und in seiner glücklich ineinander verwobenen Seelen- und Landschaftsmalerei. Sein Inhalt ist rasch erzählt: Lettice Primrose, die Tochter des Pfarrers von Silverton, hat sich mit Basil Haworth, dem Schüler ihres Vaters verlobt. Sie folgt ihm aber nicht als Gattin auf seine erste Missionsreise nach Indien, weil sie die Pflichten gegen ihre Familie höher stellt, als das eigene Glück, und da Basil jahrelang durch seinen Beruf draußen festgehalten wird, so verblüht sie und ist eine „alte Jungfer", als er zurückkehrt. Nun, träumt sie, wird auch für sie das Glück des Lebens beginnen, aber sie hat eine junge, schöne Schwester. In sie verliebt sich Basil, Cynthia erwidert seine Liebe, und die beiden werden ein Paar, nachdem ein schweres Gewitter über ihnen hinweggebraust ist. Lettice verzichtet klaglos und beginnt aufs neue ihr altes, dem Wohle anderer gewidmetes Leben: der Liebestraum der alten Jungfer ist ausgeträumt. Die anspruchslose, liebenswürdige Geschichte ist von Frau Natalie Rümelin meisterhaft ins Deutsche übertragen worden.

Der schlichte Ton des Idylls ist vorzüglich getroffen, die Sprache ist edel und frei von Anglicismen, einige Längen des Originals sind geschickt amputirt worden; das ganze ist eine Uebersetzung, wie sie sein soll, eine Kunstleistung, keine handwerksmäßige Schablonenarbeit.

Karl Müller-Rastatt.

---

# Neue Dichtungen.

1. Waldelse. Ein Sang aus dem Walde von Gustav Hahn. Straßburg i. E. und Leipzig, G. L. Kattentidt. 1893. 16. 1 M. 20 Pf.
2. Weltenträume von E. O. Hörsting. Leipzig, Th. Grieben. 1893. 8. 1 M.
3. Die Insel Ahasvers. Ein episches Gedicht von M. R. von Stern. Dresden, E. Pierson. 1893. 8. 1 M. 50 Pf.
4. Gyula's Liebe. Gedicht in zehn Gesängen aus dem Ungarischen von Alexander Kisfaludy, übersetzt von Gebell-Ennsburg. Dresden, E. Pierson. 1893. 8. 2 M. 50 Pf.

Daß ein epischer Dichter statt der Muse seine Petroleumlampe anruft, das ist jedenfalls neu und originell!

. . . . . Ich muß weiter eilen,
Da meine Lampe schon erblaßt,
Und kein Petroleum im Quartier,
Auch nicht das nöth'ge Geld dafür.
Doch nun zurück zu der Geschicht'!
Halt' aus ein bischen noch mein Licht,
Bis ich der Mäher Schar beschrieben,
Die bei dem Loben stehn geblieben.

So singt Gustav Hahn (Nr. 1). Freilich sein „Sang" riecht auch danach! Den Inhalt bildet die alte Geschichte vom „wunderschönen Jüngling" und einem „lieblich holden Elfenkind" mit „goldig-blonden Zöpfen", die sich gern haben, und vom bösen Vater und der noch bösern Schwiegermutter, die es nicht leiden wollen. Dazu ein bischen Nixensee und Teufelsschlucht und allerhand Reimklingelei, und die Morithat im Bänkelsängerton ist fertig. Weiterer Kritik überheben mich zwei Proben, eine lyrische und eine epische:

Welches Werden,
Welches Blüh'n!
Auf der Erden
Alles grün.

Grün die Felder,
Grün der Strauch,
Und die Wälder
Grünen auch u. s. w.

So fängt nämlich ein eingestreutes Frühlingslied an!

„Herr Walter, Sie woll'n schmeicheln", spricht
Waldese drauf. „Das kann ich nicht,
Zumal von Ihnen nicht ertragen."
Mein Fräulein, wenn Sie dieses sagen,
So kann ich's glauben noch nicht recht u. s. w.

Genug! Müßte man sich nicht über die elende Stümperei dieses Musenpetroleurs ärgern, so könnte man über seine unfreiwillige Komik herzlich lachen!

Ernste Kritik dagegen können E. O. Hörsting's „Weltenträume" (Nr. 2) beanspruchen. Es ist ein philosophisches Gedicht. Der Dichter versucht seine philosophische Weltanschauung, die er speculirend auseinandersetzt, durch eine Reihe von Traumbildern zu illustriren. Das ist ein ganz undichterisches Verfahren. Als Dichter hätte er vom Bild ausgehen, dieses zum Verkündiger seiner Philosophie machen sollen. Nur so wäre der Stoff ganz in's Poetische umzusetzen gewesen, und es wären Stellen vermieden worden, die sich wie ein gereimter philosophischer Leitfaden lesen. Auch an der Dunkelheit mancher Stellen, selbst für den philosophisch Gebildeten, ist nicht immer die Tiefe der Gedanken des Dichters schuld, sondern häufig die Schwäche seines Gestaltungsvermögens. Eben diese Schwäche und damit das Fehlen voller dichterischer Kraft zeigen sodann die Bilder selbst, die Hörsting gezeichnet hat. Sie sind oft überhaupt nebelhaft verschwommen, oft verlieren sich die festen Gestalten sofort wieder ins Reich des Gedankens, oder sie sind eingehüllt in den Schleier mystischer Symbolik. Trotz dieser Ausstellungen ist die Dichtung Hörsting's lesenswerth, da sie edeln Sinn und hohes Streben und ein warmes Gefühl offenbart, auch meist in edler Sprache und guter Beherrschung der metrischen Form, des reimlosen fünffüßigen Jambenverses, sich bewegt.

Ebenfalls ein philosophisches Gedicht, was den Gedankengehalt und das gestellte Problem anlangt, ist M. R. von Stern's „Die Insel Ahasvers" (Nr. 3). Aber zeigt Hörsting, wie man's nicht machen darf, so gibt Stern ein Musterbild. Seine Dichtung ist zugleich ein echt episches Gedicht. Ihm ist es gelungen, das Gedankliche ins Epische umzusetzen; immer geht er vom Bild und der damit verknüpften Handlung aus und gestaltet so bei aller scharf logischen Behandlung der philosophischen, religiösen und socialen Probleme doch eben ein Gedicht, ein Werk der Phantasie. Und was für einer Phantasie! Einer gewaltigen, nach Kraft und Gebiet außerordentlichen und doch immer in künstlerischen Schranken gehaltenen. Stern, der in seiner lyrischen Production zu immer reinern Höhen aufsteigt, zeigt sich durch dies sein neuestes Werk auch als Epiker und als tiefen Denker. Nicht sehr reiche, aber gut geführte Handlung, stimmungsvolle, farbensatte Schilderung, die stets eine dichterische, nicht blos malerische ist, sinnliche Kraft, Tiefe und Schärfe der Gedanken, sprachliche Energie und Präcision und rhythmische Meisterschaft zeichnen die Dichtung aus. Der paarig gereimte fünffüßige Jambenvers ist ihre Form, an C. F. Meyer's straffen und markigen Huttenton erinnernd. Ahasver (warum muß es der sein?) hat Schiffbruch gelitten; allein rettet er sich, seiner „verfluchten Gier, zu sein", folgend, auf eine einsame Insel:

In Sand und Muscheln knirscht mein wunder Fuß,
Ein tiefes Schweigen ist der einz'ge Gruß.

Kein Pfad. Kein Feld. Hier wohnt kein Menschenbild,
Wie tief erschauernd mir die Seele schwillt!

Hier bin ich Herr! Hier winkt mir noch ein Ziel!
Der zweite Mensch im Eden ist zu viel.

Noch einmal träumt er in der ersten Nacht von dem ewigen Kriege der Menschheit gegen sich selbst einen wirren, wüsten Traum, und neu befestigt sich in ihm die Ueberzeugung:

O Heerdenglück, Geselligkeit und Staat:
Ein jedes Wort ist Lüge und Verrath!

O Völkerfriede und Gerechtigkeit!
O frommer Wahnsinn, der zum Himmel schreit!

Stirb aus, o Menschheit, tilg' dich im Gebet!
Der letzte Mensch ist ein Anachoret.

Beim ersten Morgengang bestätigt sich ihm die beseligende Erfahrung, daß er allein ist, daß folglich alles sein ist, was er haben kann:

Es fällt von mir des fremden Rechtes Bann —
Und mein ist alles, was ich haben kann.

Das ist es, was der Heerdenmensch vergißt,
Daß sein Gesetz nur in ihm selber ist.

Ring um Ring der Sklavenkette, die er als Heerdenmensch getragen, fällt klirrend zu Boden. Er baut sich seine Hütte. „Wie freudig schafft das arme Menschenkind, wenn seine Werke sein Besitzthum sind!" Andacht hebt seinen Sinn, und er dankt dem Höchsten, den er liebt, aber nicht fürchtet. Er glaubt an Gott nur, weil er selbst sich als Gott fühlt. Doch jäh stürzt er herab von seiner erträumten Höhe!

Dich peitscht die Sehnsucht, du armsel'ger Wicht —
Leibeigner bist du, und du hast dich nicht!

Du fühlst dich einig mit der Allnatur —
Und schmachtest brünstig nach dem Weibe nur!

Und auch das Bedürfniß geistiger Arbeit regt sich, geistigen Verkehrs. Die Angst des Müßigseins jagt ihn hinaus in die Regenflut. Wie jauchzt er auf, als er Schiefertafeln findet, die ihm ermöglichen, „in Zeichen zu künden, daß er war und daß er ist!" Glückselig zieht er heim und zeichnet nun drei großartige visionäre Bilder auf, in denen der Geist von sich selbst spricht: „Die Geisterschlacht", in welcher die um ihr Recht betrogene Masse mit der Persönlichkeit ringt; „Kyklops", die gewaltige, von der Menge nicht verstandene Eigenart, die ausgestoßen und verdammt wird; und endlich das großartigste von allen: „Weltuntergang". Ein paar Strophen mögen eine Idee von diesem in gewaltigen Pinselstrichen al fresco hingeworfenen Gemälde geben:

Und Feuer mischt mit Wasser sich in Eins —
Vermählt ist nun das Element des Seins.

In brünst'ger Lust, es kämpft und stöhnt und fällt
Hin auf sein Brautbett — die zerstörte Welt.

Nun wälzt es sich auf seiner Lagerstatt
Und wirft sich jauchzend auf die ew'ge Stadt.

Paläste wanken. Säulen stürzen um,
Dazwischen tönt's wie Telegraph-Gesumm.

Durch off'ne Thore in den Petersdom
Stürzt sich in Strudeln der empörte Strom,

Bringt in den Hallen, spülend zum Altar,
Als Opfer Patagonier-Leichen dar.

Ein Knall — ein Blitzstrahl, schwefelichgelben Scheins:
Und Vatican und Quirinal ist eins!

In Flammenwogen weiter leckt die Flut
Durch Steppensand und über Wüstenglut.

Das Mittelmeer mitnehmend, rollt der Brand
Im Wellenschaum auf afrikan'schen Sand.

Dem großen Urwald wälzt er nun sein Grab;
Versengte Vögel taumeln jäh herab.

Aus wilden Zwergen, Affen, Palmen, Koth
Mischt sich den Festsalat der Schlemmer Tod.

Doch die Schreibfreude Ahasvers verraucht, und immer banger macht ihn die Einsamkeit. Heiß lodert das Menschenheimweh in ihm auf. Zurück will er, Mensch unter Menschen sein! Ein stolzes Herz hat in sich selbst seinen Meister gefunden. Doch vergebens hofft er auf das rettende Schiff, und verzweifelnd stürzt er sich endlich ins Meer, ein Leben zu vernichten (Ahasver??), das er nicht mehr tragen kann. — So hat Stern das Problem sorgsam nach allen Seiten geprüft und meisterlich gelöst: Ahasver, die Verkörperung des strengen, einseitigen Individualismus, geht unter, da er an der menschlichen Natur, die auf die Gemeinschaft und Gesammtheit angelegt ist, scheitert; selbst die stolzesten Geistesriesen bedürfen der Menschheit, die sie verachten — weil sie eben auch Menschen sind. Stern's Dichtung hinterläßt einen tiefen Eindruck; eine Fülle von Gedanken, ernsten und tiefen, regt sie im Leser an, und eine Fülle von Schönheit strömt von ihr aus. Stern ist ein moderner Dichter, aber einer von jenen wenigen, die zeigen, daß auch bei modernem Empfinden und Denken sehr wohl die ewigen Gesetze der Schönheit zu ihrem Rechte kommen können.

Noch sei im Anschluß an diese größern Dichtungen die Uebersetzung einer ausländischen Dichtung besprochen, zumal dieses Gedicht für die meisten auch ein „neues" sein dürfte, da es in seiner Originalsprache nur wenigen zugänglich ist und bisjetzt keine Uebersetzung desselben erschienen war: „Gyula's Liebe" von dem ungarischen Dichter Alex. Kisfaludy (Nr. 4). Gebell-Ennsburg hat seiner Uebersetzung eine über den ungarischen Classiker und seine Werke kurz orientirende biographische Skizze vorausgeschickt und einige nothwendige Ortserklärungen und Anleitungen zur Aussprache der ungarischen Namen angefügt. Die Uebersetzung selbst ist gut lesbar, ohne besondere Vorzüge; da und dort zeigt sich eine Härte, eine sonderbare Wortbildung, und unreine und unbedeutende klangleere Reime sind nicht selten. Immerhin mag sie allen denen empfohlen sein, denen der ungarische Dichter im Original verschlossen ist und die Freude an romantischer Dichtung, sowie Interesse für die schönen Schöpfungen der ungarischen Nationalliteratur haben.

Eduard Haug.

# Feuilleton.

Das wenige, was wir diesmal über neuere Erscheinungen aus der französischen Literatur zu sagen haben, beginnen wir mit der Ankündigung einer neuen Zeitschrift, die im besonderm Maße den Bedürfnissen derjenigen deutschen Leser entspricht, die kurz und in angenehmer Weise über das literarische, theatralische und künstlerische Leben der französischen Hauptstadt unterrichtet sein wollen. Die „Revue Parisienne" (Paris, 16, rue Grange-Batelière) erscheint zweimal im Monat, und enthält zunächst einige Erzählungen, Romane, Gedichte, dann eine ansprechende Uebersicht über die Ereignisse des betreffenden Monats. Auch der allgemeiner interessirende Inhalt anderer Zeitschriften wird in dem stehenden Abschnitt „A travers les Revues" summarisch angegeben, sodaß von dieser Zeitschrift aus eine gute Orientirung auch dem geboten wird, dessen Bedürfnisse weitergehen.

Die uns eingesandten Romane sind: „Les Huttiers" von André Godard (Paris, Ollendorf), „L'Abbé Coqueluche" (Paris, von Trézenik) und zwei unter dem gemeinsamen Titel „Le Fils de Lagardère" vereinigte, aber in sich abgeschlossene Erzählungen: „Le Duc de Nevers" und „Le Sergent Belle-Epée", beide von Paul Féval fils und A. d'Orsay. Alle vier sind für ein nach spannenden und aufregenden Sujets dürstendes Publikum geschrieben. Ganz besonderes Wohlgefallen wird ein solches an dem erstgenannten Romane finden, in dem es sich um einen Mordversuch mit Morphium handelt. Daß diese Romane einem Geschmack, der sich an Daudet, Feuillet und Theuriet geschult hat, nicht zusagen, müssen wir doch wol ausdrücklich bemerken. Anmuthiger und auch den Frauen zugänglicher ist: „Ce qu'elle voulait" von Pierre Maël (Paris, P. Ollendorf).

Ein culturhistorisch höchst interessantes Buch ist „Le Bas du Pavé Parisien" von Guy Tomel (Paris, G. Charpentier, rue de Grenelle 11); es gewährt uns einen Einblick in Stätten und Betriebe der Weltstadt, in die selbst der Franzose nur selten Einblick zu erlangen vermag. Der erste Theil schildert allerlei nur durch das sociale Leben der pariser Bevölkerung mögliche, und diesem nützliche Berufsarten („Le petits métiers parisiens"). Die flott und aus voller Sachkenntniß und Anschauung heraus geschriebenen Aufsätze sind unterstützt durch Illustrationen, die zwar keinen künstlerischen Werth, aber den Vorzug der Naturwahrheit haben. Interessanter noch ist der zweite Theil: „Autour de la Préfecture de police", eine umfassende Schilderung der Maßnahmen der Pariser Polizei gegen die Feinde der Gesellschaft, aller Mittel, deren sich die findigen Sicherheitsorgane bedienen, um Verbrecher zu greifen, und deren sich allerdings auch wol diese bedienen, um jenen zu entgehen. Die in diesem Kapitel gebotenen Schilderungen und Abbildungen sind von wissenschaftlicher Genauigkeit; ein hoher Beamter des öffentlichen Sicherheitsdienstes hat daran mitgearbeitet. Das Buch ist allen, die sich für die Kenntniß der dunkeln Seiten der menschlichen Gesellschaft interessiren, angelegentlichst zu empfehlen.

Zwei wissenschaftliche Erscheinungen mögen den Schluß dieser Notizen bilden: „Jean Chapelain. Eine biographische kritische Studie von Dr. A. Mühlau" (Leipzig, G. Fock). Mit deutscher Gründlichkeit, aber in ansprechender Gruppirung und Sprache, werden hier Lebensschicksale, literarische Thätigkeit und Charakter des trefflichen Mannes geschildert, der nur die eine Schwäche hatte, sich für einen bedeutenden Dichter zu halten, ohne es zu sein und den darum eine Fülle menschlicher Tugenden nicht vor dem Fluche der Lächerlichkeit geschützt haben. Das Buch bildet einen hübschen Beitrag zur Kenntniß der classischen Literaturepoche Frankreichs. Sodann liegt uns noch eine von ungenanntem Verfasser geschriebene Abhandlung vor, die ein Separatabzug aus der „Revue critique d'histoire et de littérature" ist; sie behandelt das Thema „Christophe Colomb et Toscanelli". Sie ist ein nicht uninteressanter Beitrag zur Geschichte der Entdeckung Amerikas.

— Die Monatshefte der Comenius-Gesellschaft von December 1893 und Januar 1894 liegen uns vor. Das Unternehmen hält vollauf, was zu Anfang versprochen worden ist, und wir müssen der umsichtigen und feinsinnigen Leitung unsere aufrichtigste Anerkennung zollen. Die ganz vortreffliche Einleitung, mit der der Vorsitzende der Gesellschaft, Ludwig Keller, den neuen Jahrgang eröffnet, wird nicht verfehlen, der guten Sache weitere Freunde zu erwerben. Die Gesellschaft, die den Namen des Comenius führt, ist die Trägerin von Ideen und Bestrebungen, die jeder unterstützen sollte, der unserer Zeit die guten Ideale eines weitschauenden Geistes erhalten will. Aus dem reichen Inhalt der neuen Hefte, mit denen zwei Hefte „Mittheilungen" als Pionniere für die Sache ausgegangen sind, hebe ich nur einen Aufsatz hervor, der das Interesse der philologischen Welt schon durch seinen Verfasser erwecken wird: Geschichte und Bedeutung der Schulkomödie vor und nach Comenius, von Friedrich Albert Lange, dem Verfasser der Geschichte des Materialismus. Der Aufsatz hat sich in dem literarischen Nachlaß des Verfassers vorgefunden.

— Professor Jürgen Bona Meyer in Bonn hat in Hamburg (Verlags-Anstalt u. Druckerei, A.-G.) eine treffliche Abhandlung veröffentlicht über „Vaterlandsliebe, Parteigeist und Weltbürgerthum im Deutschen Reiche". Es ist ein Wort, von dem jeder Patriot hoffen muß, daß es nicht ungehört verhalle. Es warnt mit eindringlicher Wärme vor dem Pessimismus, dessen trübe Fluten heute so hoch hinaufflecken, es mahnt uns, daß wir das Errungene nicht unterschätzen und daß wir im Streite der Meinungen das Gemeinsame suchen. Geistvolle und tiefe Betrachtungen über die Vergangenheit und die Gegenwart führen den Verfasser zu ermuthigenden Schlüssen, und das ganze Schriftchen ist durchweht von dem Worte Bennigsens, mit dem er schließt: „Zuerst das Vaterland, dann die Partei und dann erst kommst du selbst."

— Schiller's Jugendjahre sind schon öfter zum Gegenstande des Romans und der Novelle gemacht worden. Hermann Kurz hat einen seiner Zeit vielgelesenen Roman daraus gebildet und Berthold Auerbach hat sogar die Geburt Schiller's und jenen halb räthselhaften Vetter, der als Pathe erschien und dessen Charakter noch kein Biograph ganz ergründet hat, verbreitet. Beides sind recht hübsche und anmuthige Erzählungen, zu deren Gelingen nicht wenig die schwäbische Abstammung beider Dichter beigetragen hat. Nun hat sich der vielschreibende Jugendschriftsteller Armin Stein, der eigentlich Nietschmann heißt, auch an diesen Gegenstand gemacht (Halle, Druckerei des Waisenhauses). Wer die wirklichen Jugendjahre Schiller's an der Hand von Boas, Minor und Weltrich kennen gelernt hat, muß Stein das Zeugniß geben, daß er diese Bücher gut studirt hat. Fast alles, was uns des Dichters Kindheit, Knaben- und Jünglingsalter glaubhaft überliefert hat, überliefert auch Stein, und daß er auch die Schnurren und Anekdötchen, die man nicht mehr glaubt, hineinverwebt, das muß man seinem Zweck zugute halten. Aber das Gewand, in das er dies alles kleidet, können wir nur als geschmacklos bezeichnen, das Thatsächliche wird durch allgemeine romanhafte Redensarten verbunden, die, an sich betrachtet nicht einmal geschickt, ihrem Inhalte nach zu dem Gegenstande durchaus nicht passen. Es fehlt dem Verfasser die Gabe kräftiger Individualisirung und einer congenialen Erfassung, jener Dichterjugend, die wie keine andere unsere Knaben und Jünglinge anziehen und ergreifen könnte. Was soll man dazu sagen, wenn die überlieferte Thatsache, daß die Mutter, wenn Schiller von Stuttgart auf die Solitüde kam, buk und briet was sie konnte, zu dem Satze wird: „Und die Mutter wetteiferte mit ihr in der Bewunderung des berühmten Mannes und machte sich,

wie weiland Martha von Bethanien, viel in der Küche zu schaffen um seinetwillen." Und um nur noch eine schöne Wendung herauszugreifen: Schiller's Schwester Christophine berichtet in der That, daß sie auf den Redouten, die sie mit ihrem Bruder besuchte, öfters flüstern hörte, „da kommt Schiller". Daraus macht Stein: „Die gute Christophine, das bescheidene gutmüthige Mädchen, wie sie ihre Natur verleugnen, wie der Teufel der Hoffart sie reiten konnte! Aber sie schien kein Gefühl dafür zu haben, daß der Böse ste beim Schopfe habe (!) — sie war so glücklich, so selig! Und wandelte es sich nicht auch so schön in dem Schatten, den der Ruhm des Bruders warf!" Statt solcher Verwässerung sollte man der deutschen Jugend lieber eine einfache thatsächliche Darstellung in die Hand geben; die wirkt durch sich und hat solche Mittelchen nicht nöthig.

— Im Verlage von W. Schwalbe in Emden ist vor kurzem ein culturgeschichtlich sehr merkwürdiges Buch erschienen: „Ostfriesische Volks- und Rittertrachten um 1500." Auf sechzehn colorirten Tafeln werden uns die ostfriesischen Trachten vorgeführt, deren Bilder der Häuptling Unico Mammnga hat anfertigen lassen und die in der gräflich Knyphausen'schen Hauschronik zu Lütetsburg in Ostfriesland aufbewahrt werden. Rudolf Virchow und Ulrich Jahn haben ein Vorwort zu der Veröffentlichung geschrieben, in dem sie die große culturgeschichtliche Bedeutung der Bilder charakterisiren. „Es ist geradezu ein Glück für die deutsche Volkskunde zu nennen, daß diese Abbildungen in tadelloser Erhaltung auf uns gekommen sind." „Der wissenschaftliche Nutzen dieser genauen, mühseligen Arbeit ist ein ganz überraschender." Virchow nennt diese Sammlung das erste deutsche Trachtenwerk. Das Verdienst, die alten Zeichnungen wieder bekannt gemacht zu haben, gebührt dem jetzigen Grafen Edgard zu Inn- und Knyphausen; er hat der Sammlung ein ganz vortreffliches mit erstaunlichem Fleiße gearbeitetes wissenschaftliches Textbuch hinzugefügt, durch das erst die rechte Verwendung für die Geschichte der Volkstrachten ermöglicht wird. Die Ausstattung ist so vornehm und geschmackvoll, wie es dem Gegenstande und der Herkunft des Werks entspricht.

— Die letzterschienene Lieferung (14.) des Winter-Wünsche'schen Werks: „Die jüdische Literatur seit Abschluß des Kanons" (Trier, Sigm. Mayer, 1893) bringt uns die Fortsetzung der im neunten Heft von A. Kaminka behandelten „Halacha in Italien Frankreich und Deutschland" (vom 9. bis zum 14. Jahrhundert), indem sich an die Talmudstudien bis auf Raschi's Tod zunächst die Thosaphisten (12.—14. Jahrhundert) anschließen, jene Urheber gelehrter Auseinandersetzungen, welche die Gemara in ähnlicher Weise behandeln, wie diese die Mischna, d. h. Form und Inhalt einzelner ältern Aeußerungen durch Herbeischaffung anderweitigen Talmudstoffes erläutern und durch scharfsinnige, oft spitzfindige, endlos grübelnde Heranziehung neuer Gesichtspunkte beleuchten, erweitern oder einschränken. Ursprünglich in Nordfrankreich entstanden, fand diese Behandlungsweise hervorragende Anhänger auch in Deutschland, wie Isaak ben Ascher aus Speier, Baruch aus Regensburg, und ein Theil dieser Thosaphot, den verschiedensten Glossensammlungen entnommen, findet sich an der äußern Randseite unserer Talmudausgaben abgedruckt. Daneben her gingen dann halachische Sammelwerke (12. und erste Hälfte des 13. Jahrhunderts), die zumeist rituelle Vorschriften behandeln — Gebete, Speisegesetze, Weisungen für Handel und Verkehr — mit Einschluß der Sittenlehre, welche in diesen Schrifterzeugnissen von der praktischen Religion und dem Civilrecht nicht zu trennen ist. Endlich nimmt noch eine besondere, rühmliche Stellung ein R. Meïr aus Rothenburg a. d. Tauber mit seinen Zeitgenossen und Schülern (1250—1350), die bedeutendste Autorität der deutschen Judenschaft im 13. Jahrhundert, dessen Einfluß sich auch auf weit entfernte Kreise erstreckte. Die halachistische Literatur vom 15. bis 18. Jahrhundert hat dann S. Bäck zu bearbeiten übernommen, der uns in dem vorliegenden Heft bis an das Ende des 16. Jahrhunderts geleitet. Das Schriftthum dieser Periode, deren Autoren sich durchweg des gemischten talmudischen Idioms bedienen, setzt sich zusammen aus Decisoren, welche Sammelwerke, Codices und Commentare zu letztern schreiben, aus Responsen, die in den jüngern Sammlungen meist nach den Codices geordnet sind, aus Glossen, die auf die älteste Talmudliteratur zurückgehen, und aus Novellen (Chidusche Halachoth), die gleichfalls in Glossenform gehalten sind. Im allgemeinen macht sich ein Ermatten der schöpferischen Kraft bemerkbar, ja die einschlagende Literatur sinkt infolge einer von Polen her sich ausbreitenden, schließlich selbst von den tüchtigsten Rabbinen angenommenen formalistischen Methode mehr und mehr zu der kasuistischen Disputirkunst des „Pilpul" herab, gleichviel ob sie in das Gewand der Derasche oder das des Chiluk sich kleidet. Die Anordnung des Stoffes, die literargeschichtlichen Einleitungen, Auswahl und Uebersetzung der dargebotenen Proben, sowie die ganze Ausstattung des Werks verdienen uneingeschränktes Lob.

— Hortense de Gonpy, die bekannte Verfasserin des bereits in vierter Auflage erschienenen Buchs: „Die Schönheit des Weibes" tritt mit einem neuen Werke vor das deutsche Frauenpublikum, dessen Absicht wir als ebenso neu wie glücklich bezeichnen müssen. Sie unternimmt es nämlich, einen Führer zu schaffen, der, die Entwickelung des Weibes vom Säuglingsalter bis zur völligen Reife begleitend, alle die Mittel und Wege angibt, wie weibliche Schönheit erworben und erhalten werden kann. Treffend betitelt sie ihr Buch: „Unserer Töchter Erziehung zur Schönheit" (Berlin, F. Stahn). Neben Unterweisungen über die Anatomie des weiblichen Körpers und seine Pflege ist das Werk namentlich reich an Beobachtungen und Winken aller Art, die üble Angewohnheiten und deren Bekämpfung, Schönheitsfehler und deren Beseitigung, ja auch Krankheitserscheinungen (wie Bleichsucht u. dgl.) und deren Heilung betreffen. Der Stoff ist in übersichtlicher Weise angeordnet, sodaß ein bequemes Nachschlagen ermöglicht ist.

— Wie wenig Glück wir Deutschen auf dem Gebiete der humoristischen Literatur haben, davon kann man sich wiederum einmal gründlich überzeugen, wenn man den Roman: „Der Bauerngraf" von Ernst Remin (Mannheim, J. Bensheimer) zur Hand nimmt. Der Verfasser bezeichnet sein Werk selbst als humoristischen Roman, aber wir glauben nicht, daß irgendein Urtheilsfähiger diese Bezeichnung gelten lassen wird. Denn fade Witze und unmögliche Gestalten, in grober Holzschnittmanier behandelt, hinterlassen noch lange keinen humoristischen Eindruck und die dürftige Erfindung einiger komischen Scenen kann man ebenso wenig einen Roman nennen. Das Buch wäre besser ungeschrieben geblieben.

## Bibliographie.

Beer-Hofmann, R., Novellen. Inhalt: Das Kind. — Camelias. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 1 M. 50 Pf.

Dick-May, Unheimliche Geschichten. (Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek. 10. Jahrgang. Bd. 12.) 50 Pf.

Gervinus, G. G., Leben. Von ihm selbst. Leipzig, W. Engelmann. 8. 9 M.

Heinemann, von, L., Dr. Geschichte der Normannen in Unteritalien und Sicilien bis zum Aussterben des normannischen Königshauses. Erster Band. Leipzig, C. E. M. Pfeffer. 6 M. 50 Pf.

Königsmarck, H. Graf von, Sportliches und Nicht-Sportliches. Reiseerlebnisse. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 8 M.

Kürschner, J., Deutscher Literaturkalender auf das Jahr 1894. Stuttgart, G. J. Göschen. 6 M. 50 Pf.

Leitschuh, Dr. F., Franz Ludwig von Erthal, Fürstbischof von Bamberg und Würzburg, Herzog von Franken. Bamberg, C. C. Buchner. 3 M.

Linck, E., Idealismus. Eine Familiengeschichte. Berlin, O. Janke. 8. 5 M.

Schiemann, Dr. Th., Bibliothek russischer Denkwürdigkeiten. I. Memoiren von Jakob Iwanowitsch de Sanglen. 1776—1831. Aus dem Russischen übersetzt von L. von Marnitz. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. Gr. 8. 3 M.

Strindberg, A., Die Vergangenheit eines Thoren. Roman in 3 Bänden. Bd. I. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1893. 3 M.

Stuhlmann, Dr. F., Mit Emin Pascha in's Herz von Afrika. Ein Reisebericht. Berlin, D. Reimer. 4. 25 M.

Tolstoi, L. N., Das Nichtsthun. Berlin, O. Janke. 8. 50 Pf.

# Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.


Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Illustrirte Volksausgaben von Reisewerken.

8. Jeder Band geh. 5 M., geb. 6 M. 50 Pf.

**Unsere Kolonien: Land und Leute** geschildert von B. Volz. Mit 71 Abbildungen und 2 Karten.

**Emin Paschas Entsatz und Stanleys Zug durch das „dunkelste Afrika".** Nach Stanleys Berichten und Emins Briefen für weitere Kreise dargestellt von B. Volz. Mit 61 Abbildungen und einer Karte.

**Stanleys Reise durch den dunklen Weltteil.** Nach Stanleys Berichten für weitere Kreise bearbeitet von B. Volz. Fünfte Auflage. Mit 54 Abbildungen und Karte.

**Nachtigals Reisen in der Sahara und im Sudan.** Nach seinem Reisewerk dargestellt von A. Fränkel. Zweite Auflage. Mit Nachtigals Porträt, 92 Abbildungen und einer Uebersichtskarte.

**Reise- und Jagdbilder aus Afrika.** Nach den neuesten Reiseschilderungen zusammengestellt von W. von Freeden. Mit 88 Abbildungen und einer Karte.

**Nordenskiölds Vegafahrt um Asien und Europa.** Nach Nordenskiölds Berichten für weitere Kreise bearbeitet von E. Erman. Zweite Auflage. Mit Porträt, 200 Abbildungen und einer Karte.

**Die Zweite Deutsche Nordpolarfahrt** in den Jahren 1869 und 1870 unter Führung des Kapitän Koldewey. Volksausgabe. Im Auftrage des Vereins für die Deutsche Nordpolarfahrt in Bremen bearbeitet von M. Lindeman und O. Finsch. Neue Ausgabe. Mit 54 Abbildungen und 4 Karten.

## Deutsche Kolonialgeschichten für die Jugend.

Reich illustrirt. 8. Jeder Band geb. 2 M. 50 Pf.

**Falkenhorst. Am Victoria-Njansa.** Eine ostafrikanische Kolonialgeschichte. Der reifern Jugend erzählt. Dritte Auflage. Mit 41 Abbildungen.

**Falkenhorst. In Kamerun.** Zugvogels Reise- und Jagdabenteuer. Der reifern Jugend erzählt. Sechste Auflage. Mit 43 Abbildungen.

**Falkenhorst. Der Zauberer vom Kilima-Ndjaro.** Adlers Kriegs- und Jagdabenteuer in Ostafrika. Der reifern Jugend erzählt. Fünfte Auflage. Mit 54 Abbildungen.

**Falkenhorst. Sturmhaken.** Franz Sturms Abenteuer im Bismarck-Archipel. Der reifern Jugend erzählt. Vierte Auflage. Mit 83 Abbildungen.

**Falkenhorst. Eldoradofahrer.** Eine deutsche Kolonialgeschichte aus vergangener Zeit. Der reifern Jugend erzählt. Vierte Auflage. Mit 4 Abbildungen in Farbendruck.

**Elster, O. Die Goldgräber von Angra Pequena.** Der reifern Jugend erzählt. Vierte Auflage. Mit 30 Abbildungen und 1 Karte.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Zum Abonnement empfohlen:

Herausgegeben von **Joseph Kürschner.**

Vielseitigstes Unterhaltungsblatt. Sammelstelle der besten und neuesten schönwissenschaftlichen Werke des Auslandes. Durchaus eigenartig. Vertritt einen frischen, modernen Geist und bietet seinem Leser, was er sonst nirgends findet.

Der Jahrgang 1894 wird obengenannte Werke und solche anderer Autoren enthalten.

**Zu beziehen** durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Jenny Lind.

### Ihre Laufbahn als Künstlerin.

### 1820 bis 1851.

Nach Briefen, Tagebüchern und andern von Otto Goldschmidt gesammelten Schriftstücken.

Von

**H. S. Holland** und **W. S. Rockstro.**

Autorisirte deutsche Uebersetzung von

**Hedwig J. Schoell.**

Mit 6 Heliogravüren, 8 Abbildungen und Musikbeilagen.

Zwei Bände.

8. Geh. 18 M. Geb. 20 M.

Eine treffliche Biographie Jenny Lind's, der als „schwedische Nachtigall" hochgefeierten Sängerin: allen, welche sie selbst noch gehört, gewiß besonders willkommen, aber von hervorragendem Interesse auch für jeden Freund der Musik und des Theaters. Die deutsche Ausgabe wird durch ein Vorwort von Otto Goldschmidt, dem Gemahl der Künstlerin, in Deutschland, ihrer „künstlerischen Heimat", eingeführt. Die englische Ausgabe ist bereits in dritter Auflage erschienen.



Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 6. — 8. Februar 1894.



Inhalt: Zur Geschichte der Empfindsamkeit. Von Heinrich Bulthaupt. — Zur Literaturgeschichte. Von Richard Friedrich. — Aus der Zeit Friedrich's des Großen und Napoleon's I. Von Georg Winter. — Lyrisches und Episches. Von Adalbert Schroeter. — Aus der Erzählungsliteratur. Von Theodor von Sosnosky. — Neue Dramen. Von Leonhard Lier. — Der neueste Roman von Georg Ebers. Von A. Saleck. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.


## Zur Geschichte der Empfindsamkeit.

Ein liebenswürdiges kleines Buch, das sich mit dem Siegwart-Dichter Johann Martin Miller beschäftigt, und dem Namen seines Helden auf dem Titelblatt den Zusatz gibt „Ein Beitrag zur Geschichte der Empfindsamkeit", hat vor kurzem die Presse verlassen.*) Ein junger Germanist, Dr. Heinrich Kraeger, ist sein Verfasser. Was sein Werkchen so anziehend macht, das ist weniger das neue Material, das er über den ziemlich unbedeutenden und längst vergessenen Haindündler beibringt, weniger auch die unbefangene und fast selbstverständliche Kritik, die er an ihm und seinen Schöpfungen übt, als die überall wahrnehmbare frische Unmittelbarkeit der Anschauung, die angeborene Fähigkeit ästhetischer Betrachtung, und die anmuthige Gabe lebendiger und künstlerisch beschwingter Darstellung. Nicht als wäre dem ganzen Büchlein ein Panegyricus zu singen — sicherlich gibt es, und nicht für den literarischen Philologen allein, manches daran auszusetzen; aber wenn nicht alles trügt, so reift in dem Verfasser eine Persönlichkeit heran, die ihre Berufung zum ästhetischen Urtheil aus sich selbst schöpfen darf, und nicht aus einer beliebig großen Summe historischen Wissens, das noch lange keinen Kritiker bildet. Diese Einsicht drohte in unsern Tagen verdunkelt zu werden. Das bloße Beherrschen literargeschichtlichen Materials schien vielen eine ausreichende Beglaubigung, den Richter in ästhetischen Fragen zu spielen, auch wenn Geschmack und künstlerische Anempfindung sich der Gelehrsamkeit nicht einmal entfernt gesellten. Und es wäre gut, wenn die junge wissenschaftliche Welt sich wieder klar machen wollte, daß das eine mit dem andern im Grunde nichts zu thun hat — so unentbehrlich selbstverständlich dem ästhetischen Kritiker die Kenntniß der Entstehung seiner Objecte ist.

Wie der Verfasser darzustellen versteht, beweist vielleicht eine kleine Probe. „Man war dem Seelischen in der Natur nahe gekommen" (sagt er von den Vorgängern Klopstock's), „das Goethe und die Romantiker ganz entdecken und für die Poesie gewinnen sollten — als Klopstock sie bis in die zartesten Theile belebte, und die frühern Schemen, den Morgen und den Frühling, mit einem reichen, nicht geahnten Stimmungsgehalt erfüllte.... Er drängte zum Auffälligen, Contrastirenden, das, sonst leicht mit dem Poetischen verwechselt, doch in diesem Falle mit ihm identisch war. Nicht die gewordene Natur, aber die werdende und die vergehende, der Jubel der eben geschaffenen aufsteigenden Welten, und die wilde Vernichtung am jüngsten Tage; nicht Bilder des reifenden Sommers, sondern des Frühlings und Winters, nicht der Mittag, aber Morgen und Abend; erregte Meere, wilde Gebirge, Sturm und Gewitter statt des ebenen Landes, und der Ruhe der Elemente fanden sich in seiner Poesie zu einem eigenthümlichen und fast berauschend wirkenden Durcheinander. Und wie er sich vom Alltäglichen, von jedermann Gesehenen fortwandte, wurde sein Auge auch für die Schattirungen in der Natur geschärfter, und das Ohr auf die Uebergangstöne, das Unbestimmte, Wallende, Rieselnde und Bebende aufmerksamer, mit der ganzen Frische der aus langem Schlummer erwachten Sinne, die überall Wunder wol zu sehen meinten, aber in Worten wiederzugeben vergeblich rangen. Diese Wendung in das Weite, Entlegene, im großen wie im kleinen, zu den schroffen pathetisch weihevollen Erscheinungen der Natur, und zu den fast verklingenden Lauten, dem leisen Athmen und Erschauern, dem Angedeuteten und Ahnungsvollen machte das dichtende achtzehnte Jahrhundert, von Geßner und Ewald von Kleist bis zu Matthisson und seiner Schule, zu Jean Paul und weiter, mit." Das ist im Kern vortrefflich erfaßt und, trotz des gerade an dieser

*) Johann Martin Miller. Ein Beitrag zur Geschichte der Empfindsamkeit. Von Heinrich Kraeger. Bremen, M. Heinsius Nachfolger. 1893. 8. 2 M. 80 Pf.

Stelle nicht einwandfreien Stils, sinnfällig und eindringlich dargestellt. Nicht minder treffend sagt Kraeger an einer andern Stelle von den Göttingern und ihrem Schwarmgeist: „Das Feuerwerk ging rasch vorbei; uns aber bleibt außer den poetischen Reflexen noch der Gewinn: in einer größern historischen Bewegung unserer Literatur das Wesen des Jugendlichen mit all seinen Tugenden und Fehlern so charakteristisch, voll und typisch herausgearbeitet zu sehen, als hätte sich — möchte man sagen — die Geschichte ein Kunstwerk erlauben wollen." Das „möchte man sagen" hätte getrost fehlen dürfen — denn es ist wirklich so.

Diesem „Jugendlichen", der Jugend vor hundert und einigen Jahren, steht nun der Verfasser nicht nur, wenn es die albernsten Auswüchse zeitigt, kritisch gegenüber, sondern er begleitet sie mit einem feinen ironischen Lächeln auch dann, wenn ihr Gebahren nichts als die vielleicht übertriebene Entladung eines echten Gefühls ist. Und dieser stete Spott hat mich stutzig gemacht — wie weit ist die Jugend unserer Tage in ihrer Mehrheit von der des vorigen Jahrhunderts entfernt! Und doch ist das Blut der heutigen Menschen nicht anders gemischt als das unserer Vorfahren. Woran liegt es nun? Ist das widerwärtige Wort décadence mehr als eine Modephrase, und versteht die junge Generation das einfach Menschliche jener Zeit wirklich so wenig, daß selbst ein nicht nur künstlerisch, sondern auch sittlich feinfühliger Autor wie der des Millerschen Büchleins sich von jeder weichmüthigen Empfindung spöttisch abwendet? Es ist gewiß lächerlich, „vor Sonnenblumen oder Rosen zu weinen, in denen Würmer sitzen", und Miller's verzweifelte Bitte „Leere die Augen aller Leidenden, und schütt' ihre Thränen all' in meinen Kopf" ist eine unausstehliche, gründlich abgeschmackte Phrase. Aber sind denn Thränen „bei der Verlesung von Briefen, die ein Sohn an seine greise Mutter geschrieben hatte", in der Reue, oder beim Wiedersehen so etwas gar Unerhörtes? Ich muß gestehen, daß mir sogar die Thränen „bei der geschichtlichen Betrachtung tugendhafter Männer und bei guten Werken", über die der Verfasser sich moquirt, nicht so grotesk erscheinen, und schäme mich nicht zu bekennen, daß eine schlichte einfache Liebesthat über mein Gefühl eine stärkere Gewalt hat, als das wildeste Pathos des Schmerzes; daß ein reines Leben, ein gutes Werk mir unter Umständen so gut wie den Sängern des Hainbunds das Wasser in die Augen treiben können. Auch ich mag von der Vergeudung der Tropfen, die König Lear Weiberwaffen nennt, nichts wissen — aber in der Ehrlichkeit, mit der sich vor einem Säculum die Empfindung auch beim Manne unter einem starken Druck durch Thränen documentirte, lag eine größere Kraft, als in der gezwungenen Fühllosigkeit, die unter dem Bann der Sitte, im Laufe der Jahre aus einem Spiel zur Wirklichkeit werden kann. Jene verspotteten Thränen der Empfindsamen fließen auch in den Werken unserer größten Dichter. War etwa Lessing sentimental? Und doch wendet sich in seinem kernigsten und mannhaftesten Werk, der „Minna", der edle Tellheim, ein Offizier, an die Rittmeisterin Marloff mit den Worten: „Hören Sie auf, Madame! Weinen wollte ich mit Ihnen gern, aber ich habe heute keine Thränen." Gehörte Goethe zu den Empfindsamen? Gewiß nicht. Aber sein Tasso singt der Thräne ein Schutzlied:

„Es ist
Erlaubt, das holde Zeichen unsrer Schwäche.
Wer weinte nicht, wenn das Unsterbliche
Vor der Zerstörung selbst nicht sicher ist?"

Und der „harte felsige Schiller", wie Jean Paul, der Empfindsame, den großen Dichter nennt, bezeichnet im „Don Carlos" die Thränen als „die ewige Beglaubigung der Menschheit". Und das sind sie, oder sollten sie zum mindesten auch in den komischen Uebertreibungen der Jünglinge sein, die sich im göttinger Hain um Klopstock's Bildniß scharten. Wer in dem Sinne ihrer Sentimentalität nicht „menschlich" empfand, der empfand auch nicht „sittlich". Die Thräne trug für die Zeit einen sittlichen Charakter, und wohin die Jugend jener Tage auch extravagirte: das sittliche Element in ihren Schwärmereien und Empfindeleien hält uns für all ihre Thorheiten schadlos. Es war ihr keine aufgezwungene fremde Doctrin, es artete für sie nicht in eine öde Moralphilisterei aus: es stak ihr im Blut, es vermischte sich mit ihrem ganzen Denken und Fühlen. Der „deutsche Jüngling", der sich wirklich von allen Jünglingen der Welt unterscheidet, und dessen Wesen Richard Wagner im „Siegfried" in genialster Weise gleichsam auf seine Urformen zurückgeführt hat, war in jenen Tagen kein Hirngespinst. Er ging aufrecht mit seiner Kraft und seinem Weichmuth, seinem Ueberschwang und seiner Rüpelhaftigkeit, seinem goldenen Herzen und seiner Frömmigkeit mitten durch die Menge.

Noch zu öftern malen erscheint er in unserer Geschichte als Typus: in der Periode der Freiheitskriege, in der Burschenschaftsbewegung, in der Revolution der vierziger Jahre. Ein jeder Wirbelsturm, der Deutschland durchbraust und der das Vaterlandsgefühl aufruft, treibt ihn auf den Plan, und vereinzelt fehlt er auch heute nicht. Aber es scheint, als bliebe keine Zeit unter seinem in unserer Kunst und Literatur unendlich oft verherrlichten Idealbilde tiefer zurück als die unsere. Die Eitelkeit weit mehr als der Patriotismus, züchtet unter den diensttauglichen Studirenden mehr Reserveoffiziere als Gelehrte; in schwunglosem Streberthum suchen sie die damit wol oder übel verlorene Zeit wieder einzubringen, nur auf ihr Fach beschränkt, und Diners und Bälle sind ihnen Kunst und Wissenschaft. Andererseits aber hat der socialistische und internationale Zug der Zeit, die bekanntlich „in dem Zeichen des Verkehrs steht", eine literarische Bohème großgezogen, in der man die Urenkel der Hainbündler und ihrer Gesinnungsgenossen nicht wiedererkennt. Die „Jugend", deren Wesen H. Kraeger so hübsch in dem Dichten und Treiben der Voß, Hölty, Stolberg und Miller ausge-

prägt und gleichsam zum Kunstwerk gestaltet findet — heute ist sie in unserer Literatur der Schutzbrief für die ärgsten sexuellen Excesse, und es ist sicherlich kein Zufall, daß Nothzucht und Nothzuchtsversuch bei den Helden moderner Dramen eine Rolle zu spielen beginnen. Das Schamgefühl wird als „unwahr" discreditirt, man sucht seinen Stolz darin, Dinge an die Oeffentlichkeit zu zerren, die nur im Innern der vier Wände vor sich gehen dürfen, und wie das heranwachsende Talent seine Meister in Norwegen, Frankreich und Rußland findet, und von dorther seine Muster holt, so verleugnet es sein Vaterland auch in dem internationalen Mischmasch seines Stils. „Jenseits von Gut und Böse" und jenseits des „Deutschthums" steht ein großer, steht der größte Theil der schriftstellerischen Jugend, und weinen ihre Helden, dann thun sie es aus Nervosität oder ungestillter Brunst. Ich weiß ja, daß es Ausnahmen gibt, aber kein halbwegs Eingeweihter wird mir widersprechen können. Nun mag es im Grunde so schlimm mit diesen Cynismen gar nicht bestellt sein. Viele prahlen mit ihnen nur groß, weil sie Mode geworden, und machen sich schlechter als sie sind: wie so mancher Lyriker und Erzähler des vorigen Jahrhunderts auch ohne innere Nöthigung die sentimentale Harfe schlug, weil es gerade zum guten Ton gehörte. Aber daß unsere jüngste Literatur unter dem Zeichen einer solchen Mode steht — das ist es nicht, was ich ihr und unserer Gegenwart beneide, und hätten wir nicht die tröstliche Gewißheit, daß jede Mode ebenso rasch geht wie sie kommt, man möchte verzagen und die vielen begabten jungen Leute bedauern, die ihre Kräfte in den Dienst so zweifelhafter Gottheiten stellen. So wird sie dahingehen, rascher vielleicht als die Bewegung der Hainbündler, und die „Wahrheit", die sich aus dem Schlammbad rettet, wird sich muthmaßlich sagen, daß ihr die Cur nicht geschadet, vielleicht sogar wohlgethan hat, daß aber unter anständigen Menschen, und in den Revieren der Schönheit doch besser wohnen sei, als unter den Zöllnern und Sündern der neuesten Literatur.

Diese und andere Gedanken kamen mir, als ich das Kraeger'sche Buch las. Vielleicht geht der Verfasser ihnen nach und würzt sein treffendes und feines Urtheil über den Miller'schen Kreis und die Empfindsamen nachträglich noch mit einem Körnchen Nachsicht. Daß er sie nicht geübt, beweist aber, weniger gegen ihn, der von der Krankheit der Zeit gewiß nicht ergriffen ist, als für die Thatsache, daß eine Mode, auch eine solche im Gefühlsleben, eine tyrannische Macht besitzt, die sich auch der Widerstrebenden bemächtigt. Sie ist es, die sein Urtheil, unmerklich fast gefärbt hat. Wer die Vierzig überschritten hat, ist gegen solche Versuchungen gefeiter. Zwar, so gewiß ich der augenblicklichen Modeliteratur ein baldiges Ende wünsche, sowenig könnte es mir in den Sinn kommen, mich nach der Lyrik des Hains, geschweige denn nach Johann Martin Miller und seinem Siegwart zurückzusehnen. Aber wenn ich zwischen der Jugend von heute und der vor hundert Jahren zu wählen hätte — ich glaube, die Wahl würde mir nicht schwer werden.

Heinrich Bulthaupt.

# Zur Literaturgeschichte.

1. Geschichte der deutschen Literatur von Max Koch. Stuttgart, J. G. Göschen. 1893. 12. 80 Pf.

Allgemeinster Beachtung können wir die als „Sammlung Göschen" bezeichneten Schulausgaben für sämmtliche Fächer des Unterrichts empfehlen und zwar sowol Lehrenden als Lernenden. Der innere Werth der bisher veröffentlichten 21 Bändchen hat reiche und verdiente Anerkennung gefunden. Nimmt man hinzu die dauerhafte Ausstattung, den recht vernünftigen Druck und den außerordentlich niedrigen Preis — jeder Band 80 Pf. —, so wird jeder diese Empfehlung nur geboten finden. Sie gilt insbesondere von Professor Dr. Max Koch's „Geschichte der deutschen Literatur". Was den Stoff anlangt, ist es unglaublich, wie viel hier der Verfasser auf etwa 275 Seiten zusammen-, nicht getragen, sondern wirklich -gearbeitet hat. Er bietet eine durchaus einheitliche, in einem Geist angeschaute Uebersicht über unser gesammtes Schriftthum. Strenge Wissenschaftlichkeit, die überall die Fortschritte der Forschung berücksichtigt, zeichnet seine Arbeit aus. Fast scheinen die ruhigen und bestimmten Urtheile den Werth der Allgemeingültigkeit anzustreben: so fern bleiben sie aller Subjectivität, die man sogar hin und wieder gern wärmer betheiligt sähe, z. B. beim Volksepos. Dafür entschädigt nun erschöpfende Gründlichkeit, die, wenn auch in knappster Form, alles Erforderliche und Wissenswerthe berichtet, wie näheres Zusehen gewahren läßt. Diese Kürze schuf freilich nicht eins der bequemen Bücher, deren wir gerade für dies Gebiet sattsam und förmliche Kunststücke haben. Auch der Lehrer muß fest sein in der Literaturgeschichte, wenn dies Buch in des Schülers Händen alle thatsächlich mögliche Frucht tragen soll. Sehr klärend und belehrend sind die eingestreuten Beziehungen auf spätere Zeiten bis in unsere Tage. Zumeist erweitern und erhellen sie den Gesichts- und Gedankenkreis in trefflicher Weise, indem der andeutende Ueberblick über den Ablauf einer Gedankenreihe die ferne Vergangenheit mit der Gegenwart verknüpft und so unter der Einkleidung in erfahrungsmäßige Beobachtung ein Gesetz zum Bewußtsein bringt. Auch formell leistet das Buch das Menschenmögliche. Wenn man eine Darstellung von solcher Fülle des Inhalts ohne merklichen Anstoß zu lesen vermag, so wäre es kleinlich, eine gelegentlich etwas zu lang gerathene Periode oder

einen vielleicht mundartlichen Ausdruck wie: zu Tage legen, aufstechen zu wollen. Selbständig und glücklich ist die Anlage des Buchs, die Gliederung des Stoffs; sie beweist, daß der Verfasser diesen in seiner ganzen Breite und Tiefe beherrscht. Das Register ist der Benutzung des Buchs sehr förderlich.

2. Die deutsche Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts. Dritte bis siebente (Schluß-)Lieferung von Lic. Dr. F. Kirchner. Heidelberg, G. Weiß. 1893. 8. Jede Lieferung 1 M.

Dieses Werk ist mit der siebenten Lieferung beendet. Für die Gesammtbeurtheilung der Hefte beziehe ich mich auf die Bemerkungen in Nr. 41 d. Bl. f. 1893, S. 645. Gern stelle ich fest, daß die dort ausgesprochene Erwartung sich in gewissem Maße erfüllt hat, freilich nicht ganz. Gerade da, wo der Leser einen sichern Führer und berufenen Lehrer sucht, im Chaos der jüngsten Kunst, begnügt sich Kirchner mit einem dürftigen Auszug aus seinem „Gründeutschland", einem Buche, das allerdings nicht ohne Werth ist und es schon deshalb nicht sein kann, weil man trotz seiner angeblichen Unbrauchbarkeit mit galligem Hohn, in fast komischer Hitze und mit den persönlichsten Ausfällen gegen den Verfasser darüber hergefallen ist, wie kaum über ein anderes. Hier hätte Kirchner rückhaltlos seinen Grundsatz festhalten sollen, zu dem er sich mit vollem Recht im Vorwort bekennt: er will nämlich nicht nur den ästhetischen Maßstab anlegen, sondern auch die sittlich-religiöse Tendenz, die literarische und nationale Bedeutung der Dichter berücksichtigen. In diesem früher von uns als wünschenswerth bezeichneten „Vorwort" behauptet der Verfasser: in den vorhandenen Literaturgeschichten des 19. Jahrhunderts werde die Biographie zu sehr vernachlässigt. Das ist denn doch schwerlich zuzugeben, ebenso wenig, daß die Lebensabrisse, die er gibt, sich irgendwie decken mit dem, was man gemeinhin unter „Entwickelungsgang des Poeten" versteht. Weiter heißt es dort: „Ich habe nur die hervorragenden Dichter eingehend behandelt." Auf Scheffel kommen $8\frac{1}{2}$ Seiten, 4 auf Hackländer, auf von Schack $2\frac{1}{2}$, ebenso viel auf Saphir und Oettinger zusammen, auf Glaßbrenner wenigstens eine reichliche Seite, auf Julius Stinde immerhin noch 5 Zeilen, eine weniger als auf Gaughofer, dagegen auf Adalbert Stifter beispielsweise — nichts! Daß der Literaturhistoriker Kirchner den Dichter Kirchner nicht vergißt, finde ich ganz hübsch; daß er seine „kurze und kräftige Darstellung", wie seine „vielseitigen Studien" hervorhebt, weniger angebracht. Was soll man aber sagen zu Zusammenstellungen wie: VIII, 3. „Giseke (Eritis sicut Deus), Vischer, Goltz, Glaßbrenner", — es ist thatsächlich Friedr. Th. Vischer gemeint, — oder X, 6: „Victor von Scheffel und Graf Schack"; ferner dazu, daß es nach Baumbach und Wolff's „Sinnuf" heißt: „Als ein ähnliches Product kann man Friedr. Bodenstedt's «Mirza Schaffy» bezeichnen", oder am Ende der Einleitung zu Kapitel VIII: „Lenz und Liebe, Wein und Minne, Blumenduft und Vogelsang waren die Gegenstände, Galanterie, Frömmigkeit und Demuth oder auch Lebensgenuß, Gemüthlichkeit und Harmlosigkeit waren die Ziele der neuen Poesie. Anmuthig, sinnig, süßlich, das ist der Charakter dieser nachmärzlichen Dichtung."

Der populärste von allen diesen Dichtern ist Emanuel Geibel. Wie tiefsinnig klingt auch das Schlußurtheil: „Wie Klopstock, ist Geibel ein «sentimentalischer», kein naiver Dichter." Freilich Schiller's bekannte Abhandlung über diesen Gegensatz ist bereits fast genau hundert Jahre alt.

3. Grimmelshausen's Dietwald und Amelinde. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte des 17. Jahrhunderts von Edward Stilgebauer. Gera (Reuß), Gust. Lentzsch. 1893. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Wir führen diese kleine Schrift an, weil in ihr einmal die vielgescholtene Quellenforschung ihre Kraft und Bedeutung greifbar und überzeugend erweist. Es ist des Verfassers Gründlichkeit, seinem Sucherfleiß und seiner sichern Methode beschieden, zu einem abschließenden und erschöpfenden Ergebniß für seine Untersuchung zu gelangen. Funfzehn Schriftsteller führt Grimmelshausen als die an, „aus denen er diese Historie zusammengetragen" hat, darunter aber nicht die Quelle des eigentlichen Kerns seines Romans, nämlich ein Meisterlied in des Regenbogens langem Tone: Von dem Grafen von Safoi. Auf dieses führte unsern Verfasser eine Bemerkung Grimmelshausen's im Roman selbst. Auf Bekanntschaft mit den „Meistersingern" weist ja auch im Simplicissimus der hessische Kürschner hin, „der daher nicht allein ein Meistersinger, sondern auch ein trefflicher Fechter war". Aber Stilgebauer begnügt sich nicht mit diesem Gewinn aus seiner Arbeit. Sie erhält vielmehr erst dadurch ihren vollen Werth, daß nach einem nunmehr freilich sehr einfach erscheinenden Verfahren die Quellenkenntniß benützt wird zu einer Beleuchtung von Grimmelshausen's Dichtweise. Und es ist erstaunlich, wie glatt und restlos die Rechnung aufgeht, sehr zu Ungunsten des Dichters. Indessen wird im Grunde nur sein Mangel an Erfindung bestätigt, ebenso daß man bisher Recht gehabt hat, den sitten- und zeitgeschichtlichen Inhalt seiner Werke über den dichterischen zu setzen. Diese gesicherte Erkenntniß mag auch über den naturgemäß wenig erquicklichen Eindruck einer solchen Vivisection, wie sie Stilgebauer vornehmen mußte, hinweg helfen.

4. Hundert Jahre deutscher Dichtung in Steiermark. 1785 bis 1885. Von Dr. Anton Schlossar. Wien, K. Graeser. 1893. 8. 2 M.

Anton Schlossar, ein namhafter Forscher in der Cultur- und Literaturgeschichte Steiermarks und den Lesern d. Bl. durch seine kritische Thätigkeit hinreichend bekannt, hat jetzt als zweiten Band der „Oesterreichischen Bibliothek" eine Sammlung Biographien und Charakteristiken unter dem vorstehenden Titel veröffentlicht. Solchen Zusammenstellungen, ob sie literarische oder wissenschaftliche Persönlichkeiten behandeln, ob sie sich auf das Gebiet einer Stadt beschränken oder ganze Provinzen umfassen, wird mancher ein gewisses Mistrauen entgegenbringen, als ob hier bewußter Zwang

und verschleiernde Darstellung eine Einheit schaffe, die im Gegenstande selbst nicht gegeben ist. Man könnte besorgen, daß entweder vorhandene Unterschiede verwischt werden, um mehr als ein blos zufälliges Mosaik in unharmonischen Farben zu erzeugen, oder daß reine Willkür wesentliche Gegensätze ganz unvermittelt und ohne innerliche Beziehung aneinander koppele eben durch das nur äußerliche Band örtlicher Gemeinschaft. Indeß bei Schlossar's Buch wäre die Annahme ein Irrthum. Zunächst gewinnen wir aus seinen Bildern selbst die Erkenntniß, daß das Deutschthum in Steiermark, durch nationale Verhältnisse und wol auch durch die Natur des Landes sehr geschlossen und in sich zusammengedrängt, einer auffälligen Gleichheit des Fühlens und Denkens, eines hohen Grades der Uebereinstimmung aller seiner Glieder sich erfreut hat. Mitwirken mußte dazu die von Schlossar unter anderm Gesichtspunkte gewürdigte „Oeffentliche Bibliothek" an der Universität Graz. Gleich folgenschwer scheint der Einfluß des Erzherzogs Johann Baptist, der das nach ihm Johanneum genannte wissenschaftliche Institut begründet hat, gewesen zu sein. Wenigstens hat Schlossar diesen Förderer und Schätzer der Kunst zu erwähnen wiederholt Veranlassung. Die Hauptsache aber ist offenbar, daß der steierischen Dichtung eine stetige Entwickelung beschieden war im Anschluß an und auf Anregung durch den Aufschwung, den unsere Nationalpoesie in der classischen Zeit nahm. Darum ist auch die Wahl des Jahres 1785 als Ausgangspunkt für Schlossar's Betrachtung innerlich wohlbegründet.

Wer nun das mit wohlthuender Wärme geschriebene Buch zur Hand nimmt, wird als ersten Eindruck den empfangen, daß sicheres Wissen und vertrauteste Kenntniß von Personen und Werken den Verfasser durchaus als berufen zu dieser Aufgabe erscheinen lassen. Bei der flotten Darstellung läßt sich nur muthmaßen der Grad von Zähigkeit, die unermüdliche Forschung, die, unterstützt von einem lebhaften Heimatsgefühl, ihm die Aufsuchung und Durcharbeitung all der Einzelheiten und wol hin und wieder Kleinigkeiten ermöglichten. Für die neuere Zeit verdankt er offenbar sehr viel seinen persönlichen Beziehungen. Dazu kommt eine schöne Gabe anschaulicher Schilderung, ein hohes Maß ästhetischer Empfindung. Indeß, alles dies würde noch nicht die Herausgabe eines Buchs rechtfertigen; das muß schließlich das Buch selbst thun. Nun, für einige Abschnitte genügt es, die Ueberschriften anzuführen, so „Kalchberg, Hammer-Purgstall, Prokesch-Osten, Seidl, Holtei, Anastasius Grün, Hamerling und Rosegger, Graf und Gräfin Wickenburg". Aber Schlossar vermag selbst einen Goedeke mehrfach zu vervollständigen, für alle in diesen Dingen Bewanderten keine geringe Empfehlung seines Werks. Wer kennt ferner den ehemaligen König von Holland, Ludwig Bonaparte, als Romanschriftsteller? Schlossar führt seine zweibändige Prosadichtung an. Mancher hat das Volkslied: „Hoch vom Dachstein an" gesungen, ohne zu ahnen, daß er sich am Lied eines Sängers erfreute, der nach Schlossar's Schilderung anderes als den Fluch des Vergessenseins verdiente. Daß das Geschlecht der Auersperge nicht nur den einen Dichter Anastasius Grün aufzuweisen hat, dürfte auch schwerlich vielen bekannt sein. Eigenen Werth hat ferner die Geschichte des Zeitungswesens in Steiermark, dessen Entwickelung andererseits recht lehrreich ist in allgemeinerm Sinne. Für sehr glücklich muß ich es erachten, daß der Verfasser Proben aus der Dichter Werken als beweiskräftige Zeugnisse für seines Urtheils Richtigkeit einflicht; sie sind doppelt willkommen, wo die Dichtungen selbst nur noch schwer zugänglich sind oder keine Aussicht mehr für ihre Veröffentlichung sich bietet. Ich kann mir nicht versagen, von einem derartigen Lied wenigstens die Eingangsstrophen mitzutheilen; es ist Pachler's: „Auf dem Friedhofe":

Es ist der Weg zum Friedhof, den wir gehn,
Beliebt es dir, so bleiben wir hier stehn.

Das Thor ist offen, gib mir deine Hand,
Und laß uns schaun in dies gelobte Land.

Der dir im Lockenhaare spielt so lind,
Weht durch Cypressen dort, der Abendwind.

Und der die Wangen färbt, der Sonnenschein
Strahlt goldig dort auf Kreuz und Leichenstein.

Das Röslein, das dir meine Liebe gab,
Hat schöne Schwestern dort auf manchem Grab.

Wie? Schauert's dich, du süßes, holdes Mein?
O zittre nicht! Komm tritt mit mir herein. —

Dankenswerth sind die beigegebenen zehn Abbildungen. Wegen ihrer Gediegenheit muß endlich die Einleitung „Die Cultur- und Literaturverhältnisse der Steiermark in den frühern Zeiten" hervorgehoben werden. Sie zeigt den Verfasser auf höherer Warte stehend, als die Filigranarbeit und die ästhetische Milde in den einzelnen Literaturbildern es ahnen lassen.

Wir schließen hieran die Besprechung der neuesten Uhland-Ausgabe:

5. Uhland's gesammelte Werke in zwei Bänden. Von Friedrich Brandes. Leipzig, Ph. Reelam jun. 1893. 12. 2 M.

Herr Walther von der Vogelweide,
Wer des vergäße, thät' mir leide!

Diese Verse aus H. von Trimberg's „Renner" wählte Uhland zum Motto seines Aufsatzes: „Walther von der Vogelweide". So bedeutungsvoll diese Abhandlung — sie hat für den nicht fachwissenschaftlichen Theil der Nation den gefeiertsten Minnesänger erst wieder aus dem Reich der Vergessenheit zu bewunderter Gegenwart heraufbeschworen, — so glücklich gewählt und bedeutsam der Spruch. Er gilt aber von Uhland selbst. Unvergessen sollte dieser liebens- und ehrwürdige deutsche Sänger allezeit in unserm Volke fortleben. Ist es aber so? Neuerungssüchtige, dünkelhafte Zucht- und Regellosigkeit vermag zur Abschätzung solch sinniger Gefühlstiefe, solch einfacher Empfindungswahrheit einen Maßstab nicht zu finden, das ist einleuchtend. Aber auch feinerer Geschmack hat nur allzu schnell Goethe's absprechendes Urtheil über den Schwaben

zur Hand. Als gutes Jugendbuch, ja! in dem Sinne läßt man wol Uhland's gemilderte Romantik gelten, was diese immerhin annehmen mag nach dem bekannten Satze vom besten, das für die Jugend gerade gut genug ist. Aber nun gar von Uhland's wissenschaftlichen Arbeiten hört man nur hin und wieder raunen in wohlwollend-geheimnißvollen Andeutungen, deren Unverständlichkeit einzig auf Unkenntniß schließen läßt. Aber diese Unkenntniß ist erklärlich. Die Forschung ist naturgemäß heute über Uhland hinausgeschritten. Für den wissensbedürftigen und Uhland schätzenden Laien aber waren seine Werke nicht gerade leicht einzusehen. Beides ist ihrer Verbreitung hinderlich gewesen. Da erwirbt sich denn ein unleugbares Verdienst, wer mit Beruf und Sachkenntniß Uhland's Werke der allgemeinen Aufmerksamkeit näher zu bringen an seinem Theile sich bestrebt. Geschickt und gediegen, darum wohlgeeignet, diese Aufgabe zu erfüllen, ist Friedrich Brandes' Ausgabe von „Uhland's gesammelten Werken". In gewählter Sprache unterrichtet die Einleitung zunächst über des Dichters Lebensgang und die Zeitverhältnisse, die seine Knabenjahre beeinflussen. Sie ist in ihrer knappen Art sehr reichhaltig, ja vollständig im Hinblick auf ihren Zweck. Durchgängig zeugt sie für des Verfassers selbständige Forschung und ausgebreitetes Wissen. Brandes beherrscht das ganze Gebiet. Hier erwähne ich die nur handschriftlich verbreitete Zeitung des Uhland'schen Freundeskreises: „Sonntagsblatt für ungebildete Leser", und die Geschichte ihrer Entstehung. Für das mitgetheilte Bruchstück aus einem ihrer Artikel: „Ueber das Romantische", verdient Brandes einen besondern Dank. Für die Erkenntniß von Uhland's Entwickelung hat dieser Aufsatz hohe Bedeutung. Dabei ist mir eine Frage gekommen. Worauf zielt der Satz: „Der Gedanke will sich in diesen reichen Sternenhimmel mit seinen kalten, inhaltlosen Dreiecken heben." Soll man dabei an Hegel denken, dessen „Phänomenologie" im gleichen Jahre 1807 erschienen war? Doch zurück zu Brandes! Sorgfalt in der Arbeit, großer Sammelfleiß, richtige Auswahl sind die Vorzüge seines Werks. So ist es ihm gelungen, in einem Nachtrag vierundzwanzig neugefundene oder nur in den ersten Ausgaben veröffentlichte Gedichte zusammenzufassen. Den Gründen für die spätere, vom Dichter selbst beliebte Weglassung nachzuspüren, wäre nicht ohne Interesse. Eine weitere Bereicherung des Wissens vom Dichter Uhland bilden die vierzehn dramatischen Entwürfe, die in dieser handlichen Uebersicht jetzt auch dem größern Publikum einen Einblick in sein dramatisches Schaffen ermöglichen, wie vor allem der „König Eginhard" bei einer Vergleichung des nicht veröffentlichten Prosaentwurfs: die Entführung, mit dem dichterisch ausgeführten „Schildeis". Den Schluß des ersten Bandes bilden die genannte Abhandlung über W. v. d. V. und die Sage von Herzog Ernst. Wenn nun ferner der ganze zweite Band nur Uhland'sche Prosa enthält, so nehmen wir eben daraus Anlaß, diese Ausgabe aufs wärmste zu empfehlen. Hier wird thatsächlich das Bild eines verdienten Deutschen erneuert. Und überlegende Berechnung, wie feines Gefühl, die den Herausgeber bei seinen „Auswahlen" — denn mit solchen benügt er sich — leiten, werden sich mit dem schönen Erfolge belohnen, daß Uhland's Leistungen und Errungenschaften, seine Begeisterung und liebende Hochachtung für vaterländische Art und Denkweise ebenso bekannt und geschätzt, wie fruchtbar und wirksam werden. Gerade in dieser Zugabe liegt die Eigenart und Berechtigung des Brandes'schen Unternehmens, gerade sie will uns als ein Vorzug erscheinen, der seine Ausführung ausreichend begründet und des Verfassers Absicht aufs deutlichste erklärt: nicht nur den Dichter, auch den Gelehrten, eben den ganzen Uhland will er seinen Lesern vorführen; darum durften auch neben der Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter und der Geschichte der deutschen Dichtung im 15. und 16. Jahrhundert, neben Sagengeschichte, -Forschung und -Kunde Uhland's politische Reden, deren vier abgedruckt sind, nicht fehlen. So läßt sich von Brandes' Ausgabe behaupten, daß selten in so knapper Form und zu solchem Preise so vieles geboten wird.

Richard Friedrich.

---

# Aus der Zeit Friedrich's des Großen und Napoleon's I.

Je klarer und unzweifelhafter die politische Entwickelung unseres Jahrhunderts den nationalen Beruf des preußischen Staats für das deutsche Gesammtvaterland zu Tage treten ließ, um so eifriger beschäftigte sich die Geschichtschreibung mit den großen Kämpfen des 18. Jahrhunderts, in denen sich Preußen unter der Führung seines größten Königs die Großmachtstellung errang, welche für die Erfüllung jenes Berufs erforderlich war. Vor allem wurde dem gewaltigen siebenjährigen Ringen, in dem Friedrich der Große die Selbständigkeit und europäische Bedeutung seines Staates gegen eine Welt in Waffen, gegen eine Coalition fast aller europäischen Mächte siegreich behauptete, immer aufs neue eifrigstes Studium gewidmet, und noch immer dauert die dadurch wachgerufene wissenschaftliche Bewegung, an der die Geschichts- und die Kriegswissenschaft gleich lebhaften Antheil genommen haben, unvermindert fort, noch immer geht die Forschung mit unverdrossenem Eifer den neuen, aus den Archiven zu Tage tretenden Quellen nach, welche die Erkenntniß jenes weltgeschichtlichen Kampfes zu erweitern und zu vertiefen geeignet sind. Den von preußischer Seite ausgegangenen umfassenden wissenschaftlichen Werken traten andere von österreichischen und französischen Verfassern zur Seite, und dies trug dann erheblich dazu bei, die

Forschung vor sonst unvermeidlichen Einseitigkeiten in der Beurtheilung der Ereignisse zu bewahren. Nur eine der am siebenjährigen Kriege betheiligten Mächte war bisher mit den in ihren Archiven beruhenden Aufschlüssen über ihre Theilnahme an den Ereignissen nicht hervorgetreten; nämlich Rußland. Die Folge davon war, daß die russische Kriegführung jener Zeit in den neuern Darstellungen im allgemeinen nur wenig zu ihrem Rechte kam, zumal es nicht blos den gegnerischen (preußischen), sondern auch den verbündeten (österreichischen) Quellen sehr oft an der erforderlichen Objectivität und an erschöpfender Einsicht in die Beweggründe und tiefer liegenden Ursachen gebrach. Schon während des Krieges selbst herrschte zwischen den Heeren der verbündeten Mächte Oesterreich und Rußland wenig Einvernehmen und eine oft in den entscheidendsten kritischen Augenblicken hemmend wirkende Eifersucht, welche auch auf die Darstellung der Ereignisse, die von österreichischer Seite gegeben wurde, erheblichen Einfluß gewonnen hat. Man hat es daher in fachwissenschaftlichen Kreisen allgemein mit großer Freude begrüßt, daß nunmehr auch von russischer Seite eine von dem Obersten im Generalstabe Maßlowski verfaßte Geschichte des siebenjährigen Kriegs veröffentlicht worden ist, welche dann mit Genehmigung des Verfassers auch in deutscher Uebersetzung erschienen und gegenwärtig bis zum dritten und Schluß-Bande gediehen ist.

1. Der siebenjährige Krieg nach russischer Darstellung von Oberst Maßlowski. Dritter Theil. 1755—62. Mit Autorisation des Verfassers übersetzt, und mit Anmerkungen versehen von A. von Drygalski. Berlin, Eisenschmidt. 1893. Gr. 8. 15 M.

Durch dieses Werk erhalten wir zum ersten Male authentischen Aufschluß aus den russischen Feldacten, nicht allein über die einzelnen Ereignisse des Krieges, sondern auch über Verpflegung und Organisation der russischen Armee, und über die intimern Vorgänge im russischen Hauptquartier. Der Verfasser hat sich mit unverkennbarer Einseitigkeit so gut wie ausschließlich auf diese bisher unbekannten russischen Quellen gestützt und eine kritische Vergleichung derselben mit den bisher vorliegenden Quellen und Darstellungen fast völlig vermieden. Aber ebenso viel wie das Werk dadurch, als neuere Darstellung der Ereignisse betrachtet, verliert, ebenso viel gewinnt es als Quelle unserer Kenntniß der Vorgänge in der russischen Armee, für die es in der That von entscheidender Bedeutung ist; nur muß man sich eben stets gegenwärtig halten, daß man es nicht mit einer auf eindringender und erschöpfender Kritik der von den verschiedenen betheiligten Staaten vorliegenden Quellen beruhenden, sondern mit einer durchaus in russischem Sinne gefärbten Darstellung zu thun hat. Als solche ist sie vor allem darum von hohem Werth, weil sie eine Fülle Mittheilungen aus den Feldacten im Auszuge selbst enthält, und dadurch eine unbefangenere Würdigung der russischen Kriegführung eigentlich erst ermöglicht, während die Forschung bisher sehr stark unter dem Einflusse der österreichischen Quellen gestanden hat, welche alle Miserfolge ihrer eigenen Kriegführung auf die Misgriffe, die Langsamkeit und Unentschlossenheit der russischen Heeresleitung zu schieben bestrebt waren. Natürlich verfällt nun die vorliegende russische Darstellung sehr oft in den entgegengesetzten Fehler, und es wird großer Vorsicht bedürfen, um aus diesen ihrem innersten Wesen nach einander entgegengesetzten Berichten die objective Wahrheit zu ermitteln. Wie groß diese Gegensätze in Bezug auf einzelne Ereignisse sind, ergibt sich u. a. aus der Anführung der einen Thatsache, daß Maßlowski auf Grund der von der russischen Heeresleitung an die Kaiserin erstatteten Berichte an der Auffassung festhält, daß in der Schlacht bei Zorndorf nicht Friedrich der Große, sondern das russische Heer gesiegt habe. In diesem Falle wird nun die Darstellung des Verfassers durch einen Theil der von ihm selbst mitgetheilten oder verwertheten russischen Acten selbst corrigirt; namentlich läßt die von der Kaiserin dem Hauptquartier auf dessen Bericht ertheilte Antwort deutlich erkennen, daß man doch auch in Rußland von der Untrüglichkeit dieses Siegesberichts, der dem weitern Gange der Ereignisse doch gar zu sehr widersprach, keineswegs überzeugt war, sondern im Gegentheil verlangte, daß sich die Armee in Zukunft nicht wieder von dem preußischen Könige in dieser Weise von allen Seiten angreifen lassen solle. Die energischen Weisungen, die damit verknüpft werden, lassen deutlich erkennen, daß die Kaiserin thatsächlich die wahre Sachlage im wesentlichen richtig durchschaut hatte. Während es aber hier an der Hand einer aufmerksamen Prüfung des von dem Verfasser selbst mitgetheilten Quellenmaterials sehr wol möglich ist, die Einseitigkeit und den Irrthum seiner Auffassung nachzuweisen, ist in vielen andern Fällen eine solche objective Nachprüfung schwer, ja unmöglich, oder wird doch erst durch eine Eröffnung weiterer authentischer Quellen möglich werden. So widersprechen Maßlowski's Angaben oft sehr schroff der bisherigen, auf den Quellen der andern betheiligten Mächte beruhenden Auffassung über das Verhalten der einzelnen Persönlichkeiten im russischen Hauptquartier. Viele der bisher erhobenen Vorwürfe werden entweder als ganz unberechtigte bezeichnet oder auf andere Männer übertragen, wie denn überhaupt gerade in der Beurtheilung der leitenden Heerführer große und tiefgreifende Verschiedenheiten zwischen den bisherigen Darstellungen und der vorliegenden russischen obwalten. So wird fast alle Schuld des ungünstigen Verlaufs einer ganzen Reihe von kriegerischen Operationen auf Fermor geschoben, und damit in Verbindung gebracht, daß dieser nicht Russe, sondern Deutscher gewesen sei. Dagegen erscheint Ssaltykow in überaus günstigem Lichte und wird den größten russischen Heerführern beigezählt, eine Beurtheilung, die jedenfalls nach dem, was bisher über seine Operationen bekannt geworden ist, erheblich eingeschränkt werden muß. Aber auch da,

wo man dem Verfasser in den Ergebnissen seiner Darstellung nicht beipflichten kann, wird man dem Werke doch eine Fülle neuer Aufschlüsse und Belehrungen entnehmen, die jedenfalls geeignet sind, die bisherige Auffassung der russischen Kriegführung und ihre Werthvergleichung mit der österreichischen in vielen, oft in den entscheidenden Punkten sehr erheblich zu verändern.

Wenden wir uns nun von der Epoche Friedrich's des Großen zu der folgenden, der französischen Revolution und des Napoleonischen Kaiserreichs, so wird hier die neuere Auffassung noch immer sehr von dem Wandel beeinflußt, der durch das Erscheinen des H. Taine'schen Werkes („Die Entstehung des modernen Frankreich". Deutsche Bearbeitung von L. Katscher. Band I—III. Leipzig, 1877—91) hervorgebracht worden ist und an die Stelle der stark napoleonisch gefärbten französischen Tradition über die Revolution eine völlig andere Anschauung gesetzt hat. Wie sehr diese, auch in ihren Einseitigkeiten, in weiten Kreisen in Deutschland thatsächlich zur herrschenden geworden ist, beweist ein populärer Versuch einer Darstellung der französischen Revolution, welcher allerdings in erster Linie nicht aus rein wissenschaftlichen, sondern vorwiegend aus politischen Beweggründen unternommen worden ist.

2. Die vorige und die kommende Revolution. Von Otto Fleischmann. Eine Vorlesung aus Anlaß des französischen Revolutionsjubiläums dem deutschen Volke gehalten. Kaiserslautern, J. J. Tascher. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Auf selbständigen wissenschaftlichen Werth kann die Arbeit keinerlei Anspruch machen; sie ist ein ziemlich systemloser und wenig erschöpfender Auszug aus Taine's Darstellung mit der offen ausgesprochenen Tendenz, den Verherrlichungen, welche der französischen Revolution, ihren Grundgedanken und Folgen, jetzt in Frankreich zu Theil werden, eine Darstellung der grausigen Gewaltsamkeiten und Schandthaten des französischen Jakobinerthums gegenüberzustellen, und der gegenwärtigen Generation auf Grund dessen Warnungen und gute Lehren über ihr Verhalten gegenüber der von der Socialdemokratie drohenden zukünftigen Revolution zu geben. Auf diesen einen Zweck ist die sonst völlig unselbständige, jeder eigenen Auffassung ermangelnde Darstellung geschickt, nur zu geschickt und daher völlig einseitig, zugeschnitten. Den wirklich treibenden Kräften in der französischen Revolution wird der Verfasser dabei ebenso wenig gerecht, wie dem wahren Wesen der heutigen Socialdemokratie, von der er schlechtweg behauptet, daß sie gegenüber den Gedanken Rousseau's und der französischen Jakobiner keinen einzigen neuen Gedanken gezeitigt habe, eine Auffassung, die auf jeden Gegner der Socialdemokratie, der sich mit der von Karl Marx angeregten wissenschaftlichen Seite derselben auch nur ganz oberflächlich beschäftigt hat, geradezu den Eindruck des Kindlichen machen muß. Gerade die an sich wohlmeinende Absicht des Verfassers wird durch diese gründlich verkehrte Auffassung von dem Wesen der heutigen Socialdemokratie völlig vernichtet.

In ähnlicher Weise von politischen Erwägungen, freilich ganz anderer Art, eingegeben sind die beiden folgenden Abhandlungen:

3. Napoleonische Bulletins. Von R. Wille. Eine Studie für Vaterlandsfreunde. Braunschweig, Gebr. Haering. 1893. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.
4. Heilsame Erinnerungen aus der Franzosenzeit. Von K. Jansen. Kiel, H. Eckardt. 1893. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Beide sind in der Zeit des Kampfes um die Militärvorlage des Jahres 1893 entstanden und wollen dem deutschen Volke durch ein Spiegelbild seiner Vergangenheit während der französischen Fremdherrschaft ins Gewissen reden und dadurch den Reichstag zur Annahme der Militärvorlage bewegen. Sie sind nicht allein von einer, glücklicherweise inzwischen erfüllten wohlmeinenden Absicht eingegeben, sondern auch wissenschaftlich nicht ohne eigenen Werth. Die eine enthält manche treffende kritische Bemerkung über die berühmten Kriegsbulletins Napoleons, und gestaltet sich dabei hier und da zu einer recht treffenden Charakteristik des brutalen Verhaltens, welches Napoleon seinen besiegten Gegnern gegenüber einzuschlagen für angezeigt hielt, die andere schildert in packenden, zuweilen auch auf originalen Quellen beruhenden Zügen die namenlosen Bedrückungen, Brandschatzungen und Gewaltsamkeiten, welche von den Franzosen in Deutschland während der Zeit der Occupation verübt worden sind. Da diese Schilderungen zum Theil auf wenig bekannten Quellen beruhen, und an einzelnen Stellen, namentlich in Bezug auf die Vorgänge in Lübeck bei der Einnahme durch die Franzosen im Jahre 1806, sehr anschauliche Bilder entwerfen, so sind sie, auch nachdem ihr eigentlicher politischer Zweck erreicht ist, immerhin recht lesenswerth und ein beherzigenswerther Beitrag zur Geschichte der trübsten Zeit aus unserer nationalen Vergangenheit. Im Anschluß daran möge noch kurz erwähnt werden, daß der tragische Untergang Andreas Hofer's durch die Franzosen eine in dramatische Form gekleidete Behandlung erfahren hat, welche als Festspiel bei Gelegenheit der Enthüllung des Andreas Hofer-Denkmals erschienen ist. (Andreas Hofer. Zeitbild aus den Tiroler Befreiungskriegen, in vier Acten. Von Joseph Kerausch-Heimfelsen. Wien und Leipzig 1893). Eine irgendwie höhere literarische oder wissenschaftliche Bedeutung kann indeß der patriotisch empfundenen kleinen Arbeit nicht zuerkannt werden.

Georg Winter.

# Lyrisches und Episches.

1. Die baltischen Lande in Liedern ihrer Dichter. Eine Anthologie mit bibliographischen und biographischen Notizen. Herausgegeben von Heinrich Johanson. Zürich, Verlag von „Stern's literarischem Bulletin der Schweiz". 1894. 12. 6 M.

Dem Buch eignet eine viel weitere als eine literarische Bedeutung, welche ein paar Accorde aus Goethe's: „Kennst du das Land, wo die Citronen blühn" übertönen. Das kühle Motto, mit welchem diese baltische Lyrik in die Welt tritt, ist zwar aus Goethe's „Tasso", andere tiefere Verwandtschaften mit Deutschlands größtem Lyriker ergeben sich indessen nicht; wol aber ergibt sich die Thatsache, daß Goethe'scher Vers und Goethe'sche Sprache auch im fernen deutschen Osten das Medium bilden, in dem lyrisches Empfinden in Erscheinung tritt. Und bedarf es eines kräftigern Beweises für das ungebrochene Germanenthum der baltischen Provinzen als diese poetischen Urkunden, welche mit so schönem Wohllaut offenbaren, daß die besten Köpfe und die feinsten Gemüther der gequälten Länder aus den Classikern der deutschen Literatur Formen und Worte schöpfen? Manchem dieser Männer selbst mag das unbewußt sein. So behauptet Maurice von Stern, der wie sein vortrefflicher, dichterisch gleichfalls hochbegabter Vater Karl Walfried von Stern in diesem Concert naturgemäß das Hauptinstrument spielt, eine intime Seelengemeinschaft mit Shelley zu besitzen; ich will nicht an dieser Selbsterkenntniß rütteln, wenigstens heute nicht, Technik und Empfinden aber haben die beste Schule bei den Meistern der deutschen Lyrik, es gibt ja nur ein paar, genossen. Ganz wie die andern baltischen Sangesbrüder, die hier, zum Theil rührend elegisch, in weiter Ferne ihr Heimweh singen oder die Kindesliebe zu ihrem meerumrauschten Vaterland in den mannichfachsten lyrischen Formen zu bleibendem Ausdruck bringen. So wird das Buch zum bedeutungsschweren Wahrzeichen der patriotischen Treue, mit der der deutsche Geist die Ostseeprovinzen umfaßt, deren Cultur eine seiner gewaltigen Missionen bildete. So soll die deutsche Literatur dem Herausgeber, der im fernen Odessa seine Aufgabe so schön hinausführte, freundlichen Dank zollen und dem hochherzigen Verleger am Zürichersee sich aufs neue verpflichtet finden.

2. Der todten Mutter. Ein Liederkranz von Paul Grotowsky. Großenhain, Baumert u. Ronge. 1893. 8. 1 M. 20 Pf.

Der schnell bekannt gewordene, schön begabte junge Lyriker Paul Grotowsky widmet hier in rührender Sohnesliebe dem Andenken seiner Mutter eine Reihe tiefschmerzlich bewegter Gedichte, deren Formvollendung die strengsten kritischen Forderungen erfüllt. Dem Vater des Dichters konnte in seinem Wehe kein schönerer Trost erblühen als die Zueignung dieser inhaltsvollen Trauerlieder. Von wehmuthsvollen Rückblicken in die Vergangenheit werden sie eingeleitet, dann folgen ergreifende Klagen, die allmählich in stiller Resignation verhallen. Es gibt Wunden, die nie vernarben, Schmerzen, die nie einschlummern, auch wenn sie sich ergießen in unerschöpflichen Versen. Auch ist es nicht des Dichters Absicht, hier seinen Gram in gefällig zuströmenden Reimen in den Schlaf zu lullen. Es ist lediglich ein Gedächtnißkranz, den seine Kunst der todten Mutter widmet. So klingt die letzte dieser Melodien aus in den wehmüthigen Accorden:

Ein Engel hebt die reinen Flügel
Und schwingt sich über Berg und Thal
Zu einem stillen Totenhügel
Im Wintersonnenmorgenstrahl.
Er bringt der Liebe heil'ge Gabe,
Und leise schwebt im Flockentanz
Zum schneeverwehten Muttergrabe
Herab des Sohnes Liederkranz.

Künstler, wie alle tiefer angelegten Naturen, führen ein zarter erregtes und schwingungsreicheres Stimmungs- und Empfindungsleben, und es ist ein zweischneidiger Trost, der sich der Himmelsgabe bewußt ist: „Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, gab mir ein Gott zu sagen was ich leide." Denn diese thränenvollen Erleichterungen sind ja nur neues Leid und durchwühlen das Innere mit verschärfter Qual. Wir beklagen, daß in die Harfe des jugendlichen Sängers so großer und jäher Schmerz riß, aber seine Kunst wenigstens soll sich trösten, daß sich ihre Grenzen weiteten, tief hinein in die Dunkel der Nacht. So hat der Künstler vielleicht gewonnen, wo der Sohn Unsägliches verlor.

3. Die Frithiofs-Sage. Das Lied von Frithiof dem Kühnen für das deutsche Haus. Nach den Quellen der alten isländischen und der E. Tegner'schen Frithiofs-Sage bearbeitet von Emil Engelmann. Neue Ausgabe. Stuttgart, Paul Neff. 1893. Lex.-8. 6 M.
4. Das Nibelungenlied für das deutsche Haus. Von Emil Engelmann. Mit einem Facsimile der St.-Galler und der Hohenemser (Donaueschinger) Handschrift und einem Probeblatt des ältesten Druckes. Neue Ausgabe. Stuttgart, Paul Neff. 1893. 8. 3 M.
5. Das Gudrun-Lied für das deutsche Haus. Von Emil Engelmann. Mit einem Facsimile der Ambraser Handschrift. Neue Ausgabe. Stuttgart, Paul Neff. 1893. 8. 3 M.

Im Felde unserer altdeutschen Dichtung sind Engelmann und Legerlotz die rührigsten und beharrlichsten Massenfabrikanten. Sie haben sich die ergiebigsten Weidetriften ausgesucht und werden nicht müde, mit nimmersattem Behagen sie abzugrasen. Welchem der beiden Arkadier die Palme der schönern Betriebsamkeit und der praktischern Kunstbethätigung zuzuerkennen sei, ist nicht leicht zu entscheiden: in Eifer und Anpassungssucht an die verschiedenartigsten Stoffe sind sie nahezu gleichartig. Nur scheint in letzterer Beziehung wie auch im ABC der Technik an Schmiegsamkeit Engelmann der Höherbegabte; Legerlotz

dahingegen ist ihm in industrieller Kaltblütigkeit über. So war es zweifelsohne ein geschäftlicher Meistercoup von Legerlotz, Nibelungen- und Gudrunlied zu einem unschuldsweißen Bändchen „für den Unterricht an höhern Mädchenschulen" zu verschneiden . . . innerhalb der Pädagogik und Literatur ein Unicum von so komischer Wirkung wie die frischgewaschensten Ausgaben in usum Delphini. Immerhin haben beide Dichter den socialistischen Zug gemein, daß sie, den Minderbemittelten ihre Nachdichtungen zugänglich zu machen, nicht für Raub an ihrem Genius halten.

So stellt Engelmann seinen hier von mir seiner Zeit mild charakterisirten großen Ausgaben des Gudrun- und Nibelungenliedes aufgefrischte Texte in billigerm, aber nicht minder sauberm Gewande mit lächelnder Schöpferkraft an die Seite, ja, ein Frithioflied seiner Intonirung noch dazu.

Wir wünschen diesen drei Engelmann'schen „Heldenliedern für das deutsche Haus" mit altbekanntem Wohlwollen Glück und langes Leben und bedauern nur, daß es uns nicht vergönnt ist, den ihrer Geschwister gewiß würdigen Umdichtungen der „Odyssee" und des „Parzival" einen gleichen Geleitsspruch mit auf den Weg zu geben, da sie uns nicht vorliegen.

6. Beówulf. Aeltestes deutsches Heldengedicht. Aus dem Angelsächsischen übertragen von P. Hoffmann. Züllichau, Herm. Liebich. 1893. Gr. 8. 3 M.

Für die älteste Dichtung germanischer Zunge die richtige poetische Uebersetzungsform zu finden, ist nach wie vor ein ungelöstes Problem. In unsern Tagen, wo der Cultus des Stabreims so arg grassirt, wie seiner Zeit die Hexametersexerei, sollte man die Wahl der Alliteration für eine poetische Erneuerung des „Beowulf" für das Nächstliegende halten. Der Verfasser hingegen dichtet das alte Epos in einer bisher unbekannten, von ihm selbst geschaffenen Kunstform um, die am meisten Aehnlichkeit mit einer abnormen Spielart der Nibelungenstrophe zur Schau tragen würde, auch wenn der Uebersetzer nach keineswegs liebreichem Rückblick auf einen Theil seiner Vorgänger (denn nicht alle hat er seiner Musterung gewürdigt), nicht selbst behauptete, „den sogenannten Nibelungenvers in freierer Gestaltung" für seine Umbildung gewählt zu haben. Dieser selbst unterzieht er sich mit begeisterter Hingebung, aber ganz wie Legerlotz und Engelmann ohne hinreichende technische Schulung und poetische Berufung. Das künstlerische Medium des „Beowulf" ist überhaupt der modernen Kunstübung so weit entlegen, daß ich keine der von uns gehandhabten Formen wüßte, ihn würdig umzugestalten. Es bliebe allein eine poetisch gehobene alterthümliche Prosa ohne künstliche Patina oder eine Neudichtung übrig. Vielleicht rückt uns Spätlingen, denen die poetischen Mittel so arg versagen, den Geist des Beowulf wiederum eine Oper nach Art der Götterdämmerung näher.

Adalbert Schroeter.

# Aus der Erzählungsliteratur.

1. Die Frau Lieutenant. Roman aus dem deutschen Offiziersleben von Arthur Zapp. Leipzig, Reckner. 1893. 8. 3 M.

Es ist eine Geschichte aus dem Alltagsleben und hat die Misère einer Ehe zum Gegenstande, die zwischen einem vornehmen aber armen Offizier und einem armen Mädchen geringerer Herkunft geschlossen worden ist. Da die beiden die erforderliche Caution nicht zu stellen vermögen, muß der Offizier den Dienst quittiren und wird Bahnbeamter. In seiner neuen Stellung fühlt er sich höchst unglücklich, mit seinen Angehörigen lebt er infolge seiner Ehe auf gespanntem Fuße; bald läßt er seine ebenso brave als hübsche Frau fühlen, daß sie die Ursache seines Unglücks sei, behandelt sie unwürdig, lebt, nachdem er sich wieder seinen frühern Berufsgenossen angeschlossen, mit diesen weit über seine bescheidenen Mittel, macht Schulden und vergreift sich schließlich an der ihm anvertrauten Kasse. Die Opferwilligkeit seiner Frau bewahrt ihn im Verein mit einem glücklichen Zufall vor der Entdeckung und Schande. Er wird wieder ein ordentlicher Mensch, und eine Erbschaft setzt ihn in Stand, sorgenfrei zu leben. Das alles ist schlicht und natürlich erzählt und wirkt trotz seiner Alltäglichkeit ergreifend. Man kann das Buch mit bestem Gewissen empfehlen.

2. Kolja's Braut. Roman von E. Eschricht. Leipzig, C. Reißner. 1893. 8. 3 M.

Diese Geschichte bietet eine mit Ausnahme der Schilderung eines Seesturmes drückend langweilige Lektüre. Was die Verfasserin eigentlich will, ist ziemlich unklar, so viel und so pathetisch sie ihre Personen auch reden läßt. Die mit allen seelischen und leiblichen Vorzügen ausgestattete Gestalt der Jüdin Chonne und deren breit ausgesponnene Ansichten machen den Eindruck, als sei es der Verfasserin um eine Verherrlichung des Judenthums zu thun gewesen; immerhin ist sie aber objektiv genug, den grauenhaften Schmutz der russischen Juden nicht zu beschönigen. Dieses edle, schöne Judenmädchen ist übrigens sehr alten Ursprungs, man kennt es von Walter Scott's „Ivanhoe" her, nur ist es dort interessanter. Literarisch ist das Buch ganz werthlos.

3. Der Kaplan. Roman von Henning Jensen. Leipzig, C. Reißner. 1893. 8. 4 M.

Dieses Buch behandelt ein ganz ähnliches Thema wie A. Daudet's „Evangelistin" und E. Marriot's „Askese", nämlich fanatische Proselytenmacherei und deren böse Folgen. Wie bei Daudet und Marriot ist auch bei Jensen

das Opfer dieses religiösen Terrorismus ein junges Mädchen, bei ihm sind es sogar zwei. Ueberhaupt beschränkt er sich nicht wie jene beiden auf einzelne Fälle, sondern verleiht seiner Erzählung einen socialen Charakter, und gewährt damit einen Einblick in die religiösen und politischen Zustände Seelands. Erreicht er mit seiner Erzählung auch nicht die tiefe, nachhaltige Wirkung wie Daudet mit seiner „Evangelistin", so kann man sie doch Marriot's Novelle würdig an die Seite stellen. Sie ist klar, einfach, psychologisch sehr richtig und entbehrt auch eines gewissen trockenen Humors nicht. Noch besser aber würde sie sein, wenn sie kürzer gehalten wäre; in diesem Umfange wird sie nämlich mitunter etwas ermüdend.

4. Die Schwestern. Roman von Martin Bauer. Zwei Bände. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt. 1894. 8. 10 M.

Zwei Schwestern, von denen eine ein verwöhntes Glückskind, die andere das Aschenbrödel der Familie ist, und ein Paar, das einander heiß liebt, aber es durchaus nicht eingestehen will, und von dem keines die Liebe des andern merkt: das sind zwei Themata, die man wahrlich nicht gerade als neu bezeichnen kann; sie aber bilden den Stoff dieser zwei Bände. Auch die Variation, mit der der Autor — ist er nicht vielleicht generis feminini? — diese abgedroschene Weise vorträgt, ist durchaus bekannt, nur im Vortrag, in der Art, wie er diese Variation zum Ausdrucke bringt, zeigt er — oder sie — eine nicht ganz gewöhnliche Frische und einen nicht so übeln Humor. Das ist aber auch alles Lobende, was man von dem Buche sagen kann.

5. Fürstenblut. Roman in zwei Bänden von Maurus Jokai. Zwei Bände. Stuttgart, Dr. Förster u. Comp. 1893. 8. 6 M.

Dieser Roman mit seiner abenteuerlichen Phantastik, seiner Verachtung aller Kunstregeln spottet jeder Kritik. Man thut am besten, jede kritische Analyse gänzlich aufzugeben, man wüßte kaum, wo damit beginnen und wo aufhören. Das Beste ist, man begnügt sich, das Buch als ein literarisches Curiosum anzusehen, als einen Rest einer längstentschwundenen Literaturepoche, der sich im nüchternen Lichte unserer Zeit seltsam genug ausnimmt. Nur Leute, die mit ihren literarischen Ansprüchen auf dem Standpunkte jener Zeit stehen, können deren Geschmack empfinden; wer sind aber diese Leute? Wohl nur unreife Knaben mit noch ungezügelter Phantasie oder Erwachsene, denen es an literarischer Bildung fehlt.

6. Sommerfäden von Siddy. Dresden, E. Pierson. 1893. 8. 1 M. 50 Pf.

Warum heißt diese kleine Novellensammlung „Sommerfäden"? Was hat sie mit dem Sommer gemein, und was mit Fäden? Offenbar ist es der Verfasserin nur um einen poetischen Titel zu thun gewesen; ob er zum Inhalte paßt oder nicht, scheint ihr gleichgültig gewesen zu sein. Wenn er nur hübsch klingt! Das ist die Hauptsache. Ach, wenn die Dame doch lieber wirkliche wollene oder seidene Fäden gesponnen hätte, statt dieser literarischen! Es wäre viel ersprießlicher gewesen, da hätte sie so manches Hübsche und Nützliche schaffen können; so aber wird aus dem Fädenspinnen doch nur ein blauer Strumpf, und an blauen Strümpfen leidet die deutsche Literatur wahrlich keinen Mangel. Wozu also sie mit diesem fatalen Artikel noch bereichern? Aber freilich, es scheint gar so angenehm zu sein, blaue Strümpfe zu stricken! Man braucht sich dabei mit dem Denken nicht allzu sehr anzustrengen wie folgende Stelle bezeugen mag:

> ... sah ... in eine Menge ausdruckloser brauner Hindugesichter, deren gleichmäßig dunkle Augen uns mit dem Ausdrucke des tödlichsten Hasses anstarrten.

7. Tötliche Triebe von Bodo Wildberg. Dresden, E. Pierson. 1894. 8. 1 M.

„Tötliche Triebe"! Ein schauerlicher Titel, der im Leser wol das Gruseln erwecken soll! Und das erweckt er auch, aber in anderm Sinne, als es der Autor gemeint hat! Ein tötlicher Trieb war es, der diesen veranlaßt hat, solche Geschichten zu schreiben; nicht etwa, weil sich darin zwei Damen das Leben nehmen, sondern, weil der Autor damit sein Buch sozusagen umgebracht hat. Wirklich eine verhängnißvolle Idee, derlei drucken zu lassen, damit die Kritik zu vertreten! Vielleicht ist Herr Bodo Wildberg noch ein Gymnasiast! Es wäre in seinem Interesse sehr zu wünschen, denn dann kann man sein „Werk" als eine mislungene Stilübung ansehen, und sich damit trösten, daß er gerade an der in den letzten Gymnasialjahren so häufigen „Dichteritis" leide, die vorübergeht wie andere Kinderkrankheiten.

8. Historische Novellen und Erzählungen. Gesammelt und herausgegeben von Dr. Alexander Sturm. Cilli, D. Hribar. 1894. 12. 80 Pf.

Diese zehn kleinen Geschichten sind offenbar alten Chroniken oder Novellisten entnommen, ein Titelzusatz sagt ja, sie seien „nach deutschen, französischen, italienischen und ungarischen Quellen gesammelt und herausgegeben". Diese Sammlung ist aber kein verdienstvolles Werk, sie ist der Mühe des Sammelns nicht werth, denn die Geschichten sind höchst uninteressant. Dann hat der Autor auch gar keinen Versuch gemacht, sie zur Geltung zu bringen; von einer psychologischen Vertiefung der Charaktere oder kunstvollen Verarbeitung des Stoffes ist keine Spur vorhanden.

9. Schatten. Novellen von Ossip Schubin. (Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek. 10. Jahrg. Band 5.) Stuttgart, J. Engelhorn. 8. 50 Pf.

Ossip Schubin scheint ihre Leser gerne zum besten zu haben, indem sie ihnen alte Geschichten unter neuem Titel vorsetzt, sodaß sie erwarten, neues kennen zu lernen, und

zu ihrer Enttäuschung altes finden. So hat Schubin drei Erzählungen aus ihrer Novellen-Sammlung „Mal' occhio" einige Jahre, nachdem diese erschienen war, in zweiter Auflage unter dem Titel „Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht" herausgegeben; und so hat sie jetzt die Novelle „Die Galbrizzi", die früher in einem Bande mit der „Geschichte eines Genies" erschienen war, mit den ebenfalls bereits selbständig in Buchform, und zwar zusammen erschienenen Erzählungen „Ein Frühlingstraum" und „Der Ballsaal des Grafen von Linkebeck" vereint, noch drei ganz kurze Märchen dazugenommen und das ganze mit dem gemeinsamen Titel „Schatten" versehen. Neu sind in dem Buche somit nur die zusammen nicht dreißig Seiten fassenden drei Märchen; sie zeigen die Verfasserin, aber von keiner neuen Seite, sondern in jener phantastischen Ueberschwenglichkeit, die in so seltsamem Gegensatze zu ihrer sarkastischen Nonchalance steht. Die drei alten Geschichten der Sammlung sind von ungleichem Werthe. „Die Galbrizzi" gehört entschieden zu den schwächsten von Schubin's ältern Sachen, während „Ein Frühlingstraum" ein sehr hübsches Weltstadtidyll darstellt. „Der Ballsaal des Grafen von Linkebeck", der die Decadencestimmung der Verfasserin deutlich kennzeichnet, gehörte in jene Sammlung düster-phantastischer Erzählungen, die Schubin unter dem Gesammttitel „Unheimliche Geschichten" veröffentlicht hat.

Alles in allem keine gerade gut gewählte Sammlung; aber immerhin ist es besser, daß die Verfasserin den Weihnachtsbüchermarkt diesmal nicht wie sonst mit ein paar neuen Büchern bedacht, sondern sich damit begnügt hat, alte Sachen mit neuem Titel herauszugeben. Es thut ihrem so grausam ausgebeuteten Talent wahrlich noth, endlich einmal zu feiern.

Theodor von Sosnosky.

---

# Neue Dramen.

1. Der Biberpelz. Eine Diebskomödie von Gerhart Hauptmann. Berlin, S. Fischer. 1893. 8. 2 M.
2. Dämmerung. Schauspiel in fünf Akten. Von Ernst Rosmer. Berlin, S. Fischer. 1893. 8. 2 M.

Die Buchkritik über Gerhart Hauptmann's nunmehr schon nicht mehr letztes, sondern vorletztes Bühnenwerk: „Der Biberpelz" (Nr. 1), erscheint post festum. Bereits haben die widersprechendsten Urtheile nach der Aufführung in Berlin durch alle Blätter die Runde gemacht, und das schnelle Verschwinden des Stückes von dem Spielplan scheint den absprechenden Recht zu geben. Mit um so größerer Ruhe kann nun das Werk auf Grund der Buchausgabe auf seinen künstlerischen Werth geprüft werden, für den ja der Bühnenerfolg nicht schlechthin als maßgebend betrachtet werden muß. Ist nun auf der einen Seite in Erwägung zu ziehen, daß der Dichter des „Biberpelzes" sich selbst durch sein ergreifendes und mächtiges Drama: „Die Weber" im Lichte stand, als er einen Ausschnitt aus dem bürgerlichen Kleinleben in satirischem Lichte auf die Bühne brachte, so muß doch auf der andern Seite bei Abwägung der künstlerischen Factoren zugestanden werden, daß die Diebskomödie kein Bühnenstück ist. Dazu fehlt ihm die lebendig fortreißende Handlung und vor allem der Schluß. Die Narrenwelt des „Biberpelzes" bleibt während der ganzen vier Acte auf demselben Standpunkte, und lediglich das Wie ihres Handels und Wandels untereinander wird uns gezeigt, ohne daß uns das Woher und Wohin deutlich würde. Läßt man das Genrebild der Diebskomödie in seiner feinen Pinselführung, seiner bis ins einzelnste effectvollen Vertheilung von Licht und Schatten an sich vorüberziehen, so wird man an niederländische Sittenmalerei ebenso stark erinnert, wie an Molière'sche dramatische Satiren. Freilich hinken diese, wie alle Gleichnisse. In der Echtheit der Farbengebung, der drastischen Wirkung der Situationen gemahnt die Charakteristik und die Handlung durchaus an die Teniers und Brouwers; es ist echte kleinbürgerliche Luft, die uns umweht, mit einem starken, sogar sehr starken Stich ins Uebelriechende. Wenn aber ein solches Genrebild trotz des Entzückens, das die Technik dem Kenner bereitet, doch immer nur den flüchtigen Reiz der vorübergehenden Betrachtung ausübt, wird in Hauptmann's Genrebild der eine Effekt durch vier Acte hindurch zu Tode gehetzt. Wir haben uns an der Sippschaft der Waschfrau Wolff schon im ersten Akte satt gesehen, und mit dem Trumpf, daß der Gemeindediener dem saubern Ehepaar zu einer Diebesfahrt die Laterne hält, ist eigentlich die beste aller Karten schon ausgespielt. Und nun Molière! Der Geist der Satire, der Persiflage ist derselbe, bei dem Franzosen wie bei dem Schlesier. Das Talent zur Beobachtung menschlicher Schwächen ist nicht eines der geringsten von Hauptmann, aber es fehlt die Anmuth der Gestaltung, die Mannichfaltigkeit der scharfen Lichter, und vielleicht weniger das Talent als die Absicht das lustig verspottete Narrenthum nun auch gefunden zu lassen. Was wir erwarten, die endliche Ueberführung der heuchlerischen Diebin, die Bekehrung des auf den hohen Staatsmann sich herausspielenden Amtsvorstehers, diese Schlußpointe des ganzen behält uns der Dichter vor, vielleicht weil ihm diese Lösung zu alltäglich, zu abgegriffen erschien. Er zog es vor, lieber die Hörer zu dupiren als seine Helden. Unseres Erachtens offenbart sich hier eine Schwäche der Modernen, keineswegs, wie sie wol meinen, eine Stärke. Die an sich wol berechtigte Scheu vor Zugeständnissen an den Geschmack der Menge, verleitet zu directen Schädigungen der Wirkung,

ja zur Verzeichnung der Wirklichkeit. Denn in unserm Falle spricht doch alle Wahrscheinlichkeit gegen die Annahme, daß eine Ehrendame vom Stamme der Wolff's andauernd ihr langfingeriges Gewerbe hinter dem Rücken der meisten Nachbarn und der Behörden ungestraft treiben könne. Allzu scharf macht schartig.

Die Ueberschätzung der Technik, nicht der rein mechanischen, sondern der geistigen verleitet die Modernen nur zu oft zu Absonderlichkeiten. Gewiß mag den Künstler die Frage des Wie und ihre mehr oder weniger gelungene Lösung weit mehr anregen und beschäftigen als das Was. Aber, so trivial es klingt, zu einem Kunstwerk gehört außerdem, der es macht, doch auch einer, der es gern hat. Gegenüber dem Rosmer'schen Schauspiel „Dämmerung" (Nr. 2) können wir uns nicht als ein solcher bekennen. Rosmer hat seinen Ibsen mit Andacht und Erfolg gelesen, freilich ohne Kritik. Denn bei aller Hochachtung vor dem Norweger: wir Deutsche sind nun einmal Deutsche, nicht Norweger, wir haben keine taghellen Nächte und auch keine dämmerungsewigen Wochen, und sind froh, wenn wir mit unserm weniger jähen Wechsel klimatischer und landschaftlicher Reize fertig werden. Wer zu uns reden will als Dichter, soll es als Deutscher thun, und nicht Ibsen noch übertrumpfen wollen. Da die dramatische Verwerthung der Gehirnerweichung mit allen ihren grauslichen Effecten, über deren richtige Aneinanderreihung die Mediciner, nicht aber die Kunstfreunde streiten mögen, von dem nordischen Meister bereits vorweggenommen ist, und da die Ausbeutung der Diabetes z. B. oder des Magenkrebses vielleicht doch zu wenig Beifall finden dürfte, versucht es Rosmer einmal mit den Augen. Die Augen des Menschen verrathen die Seele, mit den Augen saugt er mehr Eindrücke im Laufe einer Stunde ein, als er in Worten in der gleichen Zeit aussagen kann, und „eine süße Gabe ist das Himmelslicht". Den Verlust dieser Gabe zu schildern, mit allen seinen Einflüssen auf die Seele mag ein trauriger, aber doch dankbarer Vorwurf der Poesie sein, der große und tiefe Gedanken über menschliches Wehe und menschliche Größe nahelegt. Aber es muß ein Dichter kommen, um ihn zu bewältigen; Sache des Physiologen und selbst des bloßen Psychologen ist das nicht. Medicinische Abhandlungen machen keinen Roman, kein Drama, so wenig wie antiquarische Ausgrabungen. Das allmähliche Erblinden aber der Isolde Ritter ist ein Martyrium, und als solches um so quälender als sein Opfer noch stark an Hysterie leidet. Ueber dem ganzen langathmigen Drama liegt eine erdrückende Stickluft, der zu entfliehen eine der gesundesten und natürlichen Neigung des Menschen ist. Wir haben daher wenig Lust, uns nochmals in diese Sphäre hineinzubegeben, oder gar andern dazu zu rathen. Ein Talent zu charakterisiren ist Rosmer nicht abzusprechen. Im allgemeinen aber kommt der Verfasser über den stofflichen Reiz, oder besser Nichtreiz nicht hinaus.

Leonhard Lier.

# Der neueste Roman von Georg Ebers.

Kleopatra. Historischer Roman von Georg Ebers. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. · 1894. 8. 8 M.

Mit dem ihm eigenen geistvollen Humor vergleicht Marc Anton sein Liebesverhältniß zu Kleopatra mit einem rauschenden Siegesmahle, welches die rosenbekränzten Tafelgenossen vor der Schlacht begehen, die verloren wird. Höchst verhängnißvollerweise schildert uns der vorliegende Ebers'sche Roman nicht dieses von den alten Historikern mit so blendenden Farben geschilderte Bachanal, sondern lediglich den Katzenjammer und die Schreckenskatastrophen, welche auf Actium folgen. Die Ebers'sche Erzählung durfte ausschließlich den engbegrenzten Titel führen: „Kleopatra's Ende" oder „Ausgang". So verheißt die Dichtung unendlich mehr, als sie hält, indem sie uns lediglich das bietet, was Shakespeare's weislich unter dem beschränkten Titel: „Antonius und Kleopatra" gehende Tragödie zum erschütternden Inhalt ihrer großartigen zweiten Hälfte macht.

Es ist dies nöthig für die zu betonen, welche in dem in Rede stehenden Roman angesichts seiner weiten Ausdehnung etwa eine phantasiereich ausgeführte Schilderung des märchenhaften Lebens der letzten Ptolemäerin erwarten, die zwei Herrscher der Welt beherrschte und wenigstens den Versuch machen durfte, auch den dritten zu ihren Füßen zu zwingen. Daß sich Ebers entgehen ließ, einmal die Episode dichterisch zu beleben, in welcher Julius Cäsar sein Herz an die reizende Ptolemäerin verlor, und daß er zum zweiten die verführerische Möglichkeit preisgab, das wunderreiche Liebesleben Marc Anton's und des zauberhaften Weibes mit all der phantastischen Pracht seiner Wandelungen in leuchtenden Bildern vor uns aufzurollen, ist schwer für den zu begreifen, welcher die Tiefen und Breiten des glänzenden Stoffes zu ermessen weiß. Und ihn völlig zu erschöpfen, hätte der Raum, dessen Ebers für sein Schlußkapitel des Lebens der Kleopatra bedarf, selbst für einen verschwenderischen Künstler völlig ausgereicht, der allerdings in ungleich höherm Grade Meister der Composition sein müßte, als es Georg Ebers ist. Ganz unnöthiges Rankenwerk lähmt die Begebenheiten. Völlig gleichgültige, unsäglich langweilige Menschen drängen sich zwischen uns und die heroischen Gestalten, in deren Geistes- und Seelenwelt tiefere und neue Einblicke zu gewinnen wir durch den Dichter und Aegyptologen um so mehr erwarten konnten, als seine Vorrede uns solches verheißt. Dieses Vertrauen bewährt sich nicht. Kleopatra erscheint nicht frei von Sentimentalitäten, die, meine ich, wenig ägyptisch sind. Die verfehlte Composition nimmt ihr die

Möglichkeit, den Hauptzauber ihres Wesens, welchem sich Genies wie Julius Cäsar und Marcus Antonius, jener vielleicht zur höhern Stählung seiner Art, dieser mit dem Einsatz seiner Manneskraft und seines Heldenruhms gefangen gaben, zu entfalten, denn zufolge der unterbundenen Anlage sehen wir in dem schönen Weibe ja nicht mehr die Allbesiegerin, sondern werden ganz gegen unsere Neigung und unser Verdienst zu Zeugen jedes neuen Fältchens gemacht, welches in die wundervollen Züge die grausamen Spuren der Vergänglichkeit gräbt. Versagt Georg Ebers völlig die Kunst, den Dämon der Leidenschaft vor uns zu entfesseln, mit welcher ihre unentrinnbare Schönheit die verlodernde Glut ihrer Liebhaber immer wieder zu entfachen vermochte, so stattet der Dichter die haltlose Frau andererseits mit heroischen Eigenschaften aus, die dem Flüchtling von Aetium nicht gebühren. Ich will sie deshalb nicht mit dem Freunde des Antonius bei Shakespeare „Schandhexe" und Verrätherin nennen, denn es war nur Schwäche des Weibes, welches irgendeine Zufälligkeit im Verlaufe der Schlacht in jähem Entsetzen zur Flucht trieb. So findet sie denn auch bei Shakespeare kein Wort erklärender Entschuldigung. Und das ist neben der verfehlten Stoffabgrenzung das andere tragische Geschick, das über diesem neuesten Werke Ebers' waltet. Ueberall ersteht neben dem Schemen seiner Kleopatra, umflossen von allen Reizen des Geistes und der Sinne, mit dem leidenschaftlichen Hasse und der Liebesglut der Orientalin, die Kleopatra Shakespeare's. Nicht ungestraft stellt der deutsche Epigone des 19. Jahrhunderts seine Kleopatra neben diese. Das Beste, was jener bleibt, ist schließlich ihre Sterbescene und doch wie kläglich erblaßt auch diese neben dem Ausgang bei Shakespeare.

Nicht besser besteht vor eingehender Prüfung Marc Anton. Auch er erscheint viel zu spät im Roman und bleibt bar jedes Hauches eines höhern Seins und jeder Thatkraft. Den Kopf des Marcus Antonius hat Georg Ebers bei Plutarch gelassen, und sein Herz ist vermuthlich bei Aetium geblieben. Der heldenmüthige Rächer und Erbe Julius Cäsar's erscheint allein als Zerrbild seiner einstigen idealen Größe. Das mag geschichtlich sein, aber die Dichtung mußte hier vermitteln. Die von Haus aus brüchige Anlage erwies sich eben immer wieder als unheilbar. Diese traurigen Thatsachen erschweren den sonstigen Vorwurf, den man dem Dichter zu machen hat, daß er uns durch epische Wüsteneien führt und uns mit Menschen bekannt zu werden nöthigt, deren dichterisches Dasein uns weder durch sie selbst noch durch die historischen Hauptfiguren geboten scheint. Versöhnlich wirken dahingegen einige topographische Panoramen und Einzelbilder, denn der gelehrte Dichter weiß in der Königsstadt der Ptolemäer so schön Bescheid wie in der der Wittelsbacher. Großartig sind die Perspectiven, die er uns auf den Hafen eröffnet, voll idyllischen Märchenzaubers der kleine Wildpark der Kinder des königlichen Weibes und des römischen Helden. Von grauenhafter Schönheit ist die Schilderung des Grabmonumentes, in dessen düsterer Pracht die letzte Ptolemäerin vor dem Sieger und seinen ehrsüchtigen Hintergedanken aus dem rettungslos verspielten Leben flüchtet. A. Saleck.

# Feuilleton.

Eine der unterhaltendsten der neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der englischen Literatur ist unstreitig „Charles Godfrey Leland's Autobiographie" „Memoirs" (Neuyork, D. Appleton u. Comp.), die den ereigniß- und wechselvollen Lebenslauf des rühmlich bekannten Dichters der in einem selbstgeschaffenen, sich an das sogenannte „Pennsylvania Dutch" anlehnenden Kauderwelsch abgefaßten „Hans Breitmann's Balladen" frisch und lebendig schildert. Leland wurde am 15. August 1824 zu Philadelphia geboren und der uns vorliegende Band schließt mit dem Jahre 1870 und umfaßt also ein halbes Jahrhundert menschlichen Daseins. Einige Tage nach seiner Geburt wurde das Kind vermißt und nach langem Suchen oben im Speicher in der Wiege ruhig schlafend gefunden, mit einer offenen Bibel auf der Brust, einem Messer und Schlüssel, brennenden Kerzen, einigen Geldstücken und einem Teller voll Salz um den Kopf. Die holländische Amme hatte diese Zaubermittel angewendet, damit das Kind sicher sei, in der Welt emporzusteigen und eine hohe Stelle einzunehmen. Dieser abergläubische Brauch scheint aus Asien zu stammen und ist in den Ammenstuben aller christlichen Völker verbreitet; namentlich in Italien wird der harmlose Hokuspokus mit den Säuglingen allgemein getrieben. Vielleicht ist Leland's starke Vorliebe für Volksmärchen und -Mythen und besonders für das Zigeunerwesen dem Einfluß der alten Kindermagd zuzuschreiben. Selbstbiographien sind ihrer Natur nach mehr oder weniger Selbstverherrlichungen; aber bei Leland geht diese Tendenz weit über die Grenzen des Erlaubten und kommt oft mit erstaunlicher und fast unglaublicher Unbefangenheit zum Ausdruck. Man darf mit Recht Lowell's bekannten „jeu d'esprit" auf Margeret Fuller mit kleinen Abänderungen auf ihn anwenden: „He unfolds here a tale of himself in such wise, That it's dotted as thick as a peacock's with I's." Leland macht sich zum Mittelpunkt und eigentlichen Urheber aller großen Bewegungen der Neuzeit. Als der amerikanische Bürgerkrieg zum Ausbruch kam und die Führer der republikanischen Partei, sogar die alten Abolitionisten, zaghaft wurden und vor der Abschaffung der Negersklaverei abschracken, da trat er kühn hervor und brachte den Präsidenten Lincoln schließlich dazu, die Emancipationsproclamation zu erlassen. Im Jahre 1848 studirte er in Paris, und ohne seine kräftige Mitwirkung wäre höchst wahrscheinlich die Revolution nie zu Stande gekommen; auch kämpfte er mit auf den Barrikaden und spielte dabei eine Hauptrolle. Da das Buch mit dem Jahre 1870 schließt, so wird der Deutsch-Französische Krieg nur nebenbei erwähnt; nur so viel erfahren wir, daß bei den Friedensunterhandlungen Fürst Bismarck den Einwendungen der französischen Commissare mit triftigen aus Leland's bei Trübner in London erschienenen Broschüre entlehnten Beweisgründen entgegentrat. Wahrscheinlich hat der deutsche Reichskanzler diese Flugschrift stets in der Tasche getragen und verstohlenerweise darin gelesen, wenn er an einem Anfall von Gedankenarmuth litt, oder um eine passende Antwort verlegen war. In England wollten die Zigeuner ihn als ihren König anerkennen und im Westen der Vereinigten Staaten waren die Indianer bereit, ihn als „medicine man" zu verehren, während als Reiter

und Jäger er es dreist mit „Buffalo Bill“ aufnehmen könnte. Was Leland über die Erhaltung des zweiten Ehrengrades als Graduirter des „Princeton College“ erzählt, ist nicht richtig. Dieses College ertheilte damals drei Ehrengrade (honors), welche „Latin Salutatory“, „English Salutatory“ und „Valedictory“ genannt wurden, und von diesen Ehrengraden hat Leland zugestandenermaßen keinen erhalten. Wir haben hier vornehmlich auf die aus dem Selbstdünkel des Verfassers entspringenden Mängel des Werks aufmerksam gemacht. Er behauptet zwar, er sei ohne Eitelkeit und führt dafür das Zeugniß des Oliver Wendell Holmes an; aber Holmes ist bekanntlich ein feiner Humorist und dürfte in dieser Beziehung eher ironisch als ernst genommen werden. Es ist gewiß weder bescheiden noch aufrichtig, wenn Leland sich rühmt, die ersten 236 Seiten seiner „Memoirs“ innerhalb eines Monats geschrieben zu haben, aber davon schweigt, daß dieser Theil derselben schon am 9. Februar 1882 in einer philadelphischen Zeitung „The Press“ veröffentlicht worden ist. Es handelte sich also nicht um die Abfassung, sondern lediglich um die nochmalige Durchsicht und Erweiterung des Buchs, eine in drei Wochen leicht zu vollendende Arbeit, mit der man sich wahrlich nicht zu brüsten braucht. Die Verdienste des Verfassers um die Abschaffung der Negersklaverei und andere Verbesserungen in Staat und Gesellschaft wollen wir weder bestreiten noch verkleinern; wo jedoch Tausende und Abertausende ebenso viel geleistet haben, macht solche Selbstüberhebung einen unangenehmen und oft lächerlichen Eindruck. Trotz alledem ist diese Autobiographie nicht nur eine äußerst interessante Lektüre, sondern auch ein werthvoller Beitrag zur amerikanischen Culturgeschichte der drei Jahrzehnte vor dem Bürgerkriege. Hoffentlich wird Leland uns auf die Fortsetzung des Werks nicht zu lange warten lassen.

Autobiographisch zum größten Theil ist auch „Albert Brisbane, a Mental Biography, with a Character Study by his wife Redelia Brisbane“ (Boston, Arena Publ. Comp.). A. Brisbane wurde 1809 zu Newyork geboren; 1828 reiste er nach Paris, um den philosophischen Vorlesungen Cousin's beizuwohnen, ging bald darauf nach Berlin, um die Hegel'sche Philosophie zu studiren, wurde dort mit Felix Mendelssohn, Varnhagen von Ense, der geistreichen Rahel und andern interessanten Persönlichkeiten bekannt, besuchte Goethe in Weimar, hielt sich einige Zeit in Wien auf, wo er den Grafentitel annahm, um sich Eingang in die besten gesellschaftlichen Kreise zu verschaffen (was ihm auch gelang), bereiste Griechenland und die Türkei, und kehrte über Italien nach Paris zurück, wo er Heinrich Heine kennen lernte. Leider hat Brisbane den ihm durch so außerordentlich günstige Umstände zur Verfügung gestellten reichen Stoff in sehr ungenügender Weise verwerthet. Seine Mittheilungen über die hervorragenden Männer, mit denen er in Berührung kam, sind in der Regel ohne Belang. Mit Hegel kam er ziemlich oft zusammen, und über diesen gesellschaftlichen Verkehr weiß er werthvolles zu berichten. Nach der Rückkehr nach den Vereinigten Staaten trat er als eifriger Apostel des Fourrierismus auf, und suchte überall für die Lehre des französischen Socialisten Propaganda zu machen. 1848 nahm er Theil an der Revolution in verschiedenen europäischen Städten, und wurde später von Prudhon und Karl Marx stark beeinflußt. Er war ein begabter Mensch, aber ein arg verwirrter Kopf.

„Noah Porter, a Memorial by Friends, Edited by George S. Meriam“ (Newyork, Scribner's Sons) ist keine kritische Lebensbeschreibung des am 4. März 1892 verstorbenen amerikanischen Gelehrten, sondern ein von Freunden und Schülern gestiftetes literarisches Denkmal, das als ein schönes Zeugniß von dem edeln Charakter des Mannes und der Pietät seiner Verehrer dient. Noah Porter ist Zeit seines Lebens in enger Beziehung zu Yale College geblieben, wo er seine akademische Ausbildung erhielt, und darauf zuerst als Autor, dann als Professor der Philosophie und schließlich als Präsident der Hochschule thätig war. Von großer Bedeutung für seine geistige Entwickelung war sein Aufenthalt in Deutschland, wo er mit Schelling, A. von Humboldt und Karl Ritter verkehrte, und in ein enges persönliches Verhältniß zu Trendelburg trat, der einen entschiedenen und einigermaßen befreienden Einfluß auf ihn ausübte. In seinem 1868 erschienenen Hauptwerke „The Human Intellect“ ist diese Einwirkung überall erkennbar. Das uns vorliegende Buch gereicht den Verfassern zur Ehre, ist jedoch, wie alle zum Andenken an Personen abgefaßten Werke ziemlich einseitig.

Wenn von irländischen Erzählungen die Rede wird, so denkt man unwillkürlich an „Harry Lorrequer“, „Charles O'Malley“, „The O'Donoghue“ und die andern Romane, in denen Charles Lever seine polternde und ungestüme Lustigkeit, und seinen unverwüstlichen, übersprudelnden Humor schalten und walten läßt. In den „Irish Idylls“ (Leipzig, Heinemann u. Balestier) hat Jane Barow uns mit einer neuen Gattung der irländischen Prosadichtung beschenkt. Die Geschichtchen spielen in Lisconnel, einem aus einem Paar erbärmlichen Hütten bestehenden, von Mooren und Sümpfen umgebenen Dorf, das in der Provinz Connaught, dem ärmlichsten Theile von Irland, liegt. Das tägliche Thun und Treiben der Bewohner dieses elenden Ortes schildert die Verfasserin mit warmem Gefühl und wunderbarer Frische, und weiß den harten Kampf ums Dasein mit einem zarten Hauche der Poesie zu umgeben, ohne die traurige Wirklichkeit zu verbergen, oder der Natürlichkeit der Darstellung Eintrag zu thun. Jede Scene aus diesem Leben bildet ein mit trefflicher Kunst ausgeführtes Genrebild. Der Viehstand von Lisconnel beschränkt sich auf ein halbes Dutzend Schweine und Ziegen, und eine einzige torffarbige Eselin, und die Behauptung der alten Frau Kilfoyle, sie habe ihre Kindheit an einem Orte zugebracht, wo es viele Kühe und Pferde gäbe, und auch Häuser mit drei Zimmern, wovon eines mit einem breternen Fußboden versehen wäre, kam ihren Nachbarn wie ein Märchen aus „Tausend und eine Nacht“ vor. Köstlich und höchst charakteristisch ist die Geschichte von der Erbschaft von fünfzehn Schillingen, die die Wittwe M'Gurk aus Amerika erhielt, und die sie in Stand setzte eine so großartige Freigebigkeit auszuüben, daß ihr selber nur ein Paketchen Salz für einen Stüber übrig blieb. Vom Pessimismus und Weltschmerz findet sich bei diesen Leuten, trotz ihrer Armuth, keine Spur; selbst den Tod und Teufel betrachten sie im günstigsten Licht und wissen stets den traurigsten Dingen die beste Seite abzugewinnen. Jede Figur ist aus dem Leben gegriffen und scharf gezeichnet. Während wir das Buch lesen, ist Lisconnel für uns der Mittelpunkt der Welt und wir folgen dem Verlauf der durch Wahrheit und Treue ausgezeichneten Darstellung der einfachen Begebenheiten mit stets steigendem Interesse bis zum Schluß.

— Von Adolf Wilbrandt wird demnächst ein neuer Roman, betitelt: „Der Dornenweg“ (Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachfolger), erscheinen; ebenso wird von Wilhelm Jensen ein neuer Roman: „Heimkunft“ (Leipzig, C. Reißner), angekündigt.

## Bibliographie.

Blüthgen, V., Henzi und andere Humoresken. Dresden, Verlag des Universum. 2 M. 50 Pf.

Kirchner, H., Aus den Briefen einer Mutter an ihre Mutter. Von Ad. Meinhardt. Berlin, Gebr. Paetel. 1893. 3 M.

Schanz, Frieda, Der Harz in Bildern. 20 Foliobilder in photographischem Kunstdruck mit einer Dichtung. Eine Harzwanderung in Tagebuchblättern. Berlin, Dr. E. Mertens u. Comp. Groß Folioformat. 25 M.

Schultze, E., Der junge Goethe. 5. Heft. 2. Abt. Halle a. S., E. A. Kaemmerer u. Comp. Gr. 8. 1 M.

Simmy, G., Geopfert. Roman. (Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek. 10. Jahrg. Bd. 11.) Stuttgart, J. Engelhorn. 8. 50 Pf.

Trojan, J., Von Einem zum Andern. Gesammelte Erzählungen. Berlin Freund u. Jeckel. 8. 3 M.

Wagner, J. Freiherr von, Johann von Schwarzenberg. Ein Lebens- und Geschichtsbild aus dem 15. und 16. Jahrhundert. Berlin, Verein der Bücherfreunde. 8. 4 M.

# Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.


Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

## Die Französische Revolution.

Von

**Thomas Carlyle.**

Aus dem Englischen von P. Feddersen, umgearbeitet von E. Erman.

Dritte Auflage.

Drei Theile. 8. Geh. 7 M. 20 Pf. Geb. 9 M.

Auch in 12 Lieferungen zu 60 Pf. zu beziehen.

Dieses Meisterwerk der englischen Literatur, in welchem der geniale Verfasser ein lebendiges Bild jener großen Zeit entrollt, hat sich rasch in der Gunst der deutschen Leser befestigt, sodaß der zweiten in kurzer Zeit die vorliegende dritte Auflage folgen mußte. Das Werk kann auf einmal oder nach und nach in Lieferungen bezogen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Durch das Britische Reich.

**Südafrika—Neuseeland—Australien—Indien—Oceanien—Canada.**

Mit einem Anhang:

Der Brand des Packetschiffes „France".

Von

**Alexander Grafen von Hübner.**

Zweite Auflage. Mit einer Karte. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.

Eine um die Hälfte des frühern Preises ermäßigte zweite Auflage des Werks, in welchem der Verfasser des vielgelesenen Werks „Ein Spaziergang um die Welt" die neue Weltreise schildert, die er in den Jahren 1883 und 1884 ausgeführt hat. Scharfe Beobachtung, weiter Blick, vielseitigste Kenntniß und vollendete Kunst der Darstellung verleihen seinen Aufzeichnungen ein ungewöhnliches Interesse und hervorragenden, dauernden Werth.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

## Die Praxis des Reichsgerichts in Civilsachen.

Bearbeitet von Reichsgerichtsrath **A. Bolze.**

**Sechzehnter Band.**

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Ein neuer Band dieses Sammelwerks, welches in den Kreisen der praktischen Juristen, Richter und Rechtsanwälte eine steigende Anerkennung findet.

Ein Prospect mit Proben steht auf Wunsch zu Diensten. Preis jedes Bandes geh. 6 M., geb. 7 M.

Ein Generalregister zu den bisher erschienenen 16 Bänden der „Praxis des Reichsgerichts" ist in Vorbereitung.

**Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.**

**Zum Abonnement empfohlen:**

Herausgegeben von **Joseph Kürschner.**

Vielseitigstes Unterhaltungsblatt. Sammelstelle der besten und neuesten schönwissenschaftlichen Werke des Auslandes. Durchaus eigenartig. Vertritt einen frischen, modernen Geist und bietet seinem Leser, was er sonst nirgends findet.

Der Jahrgang 1894 wird obengenannte Werke und solche anderer Autoren enthalten.

**Zu beziehen** durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Gedichte

von

**Ferdinand Gregorovius.**

Herausgegeben von **A. F. Graf von Schack.**

8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Zum ersten male erscheint hier eine Sammlung der Gedichte von Gregorovius, von seinem langjährigen Freunde, dem Dichter und Literarhistoriker Grafen von Schack, herausgegeben und mit einer biographischen Skizze eingeleitet. Die Sammlung gehört mit zu dem geistigen Vermächtnisse des großen Todten und wird den weiten Kreise der Verehrer seiner Reiseschilderungen und historischen Werke, wie allen Freunden tiefempfundener Poesie willkommen sein.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Die Elemente der Metaphysik.

Als Leitfaden zum Gebrauche bei Vorlesungen sowie zum Selbststudium

zusammengestellt von

**Paul Deussen.**

Zweite durch einige Zusätze vermehrte Auflage.

8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.



Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 7. — 15. Februar 1894.



Inhalt: Menschen und Werke. Von Richard Friedrich. — Aus der Musikliteratur. Von Heinrich Reimann. — Das heutige Brasilien. Von Otto Speyer. — Familienblattgeschichten. Von Richard Weitbrecht. — Neue Lyrik. Von Adalbert Schroeter. — Zur Philosophie. Von Bernhard Münz. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.


## Menschen und Werke.

Lauten Widerspruch und argen Unwillen rief und ruft es bei den Anhängern der neuesten Kunstrichtung hervor, wenn ihre Werke nach den überlieferten Gesetzen der Aesthetik beurtheilt werden. Und wie früher, so hat heute der Gegensatz verführt, überhaupt Berechtigung, ja Vernunft irgendwelcher Regel zu leugnen. So wäre der Zufall einziges Gesetz. Und fast scheint es so. Grausend wenigstens sind seine Wunder mehrfach und in höherm Grade, als wünschenswerth ist. Indeß kann von unbedingter Regellosigkeit ernstlich nicht die Rede sein. Ueberhaupt keine Regel zu befolgen, das ist in solcher Unbeschränktheit und Ausnahmelosigkeit doch eine Regel, deren gewissenhafte Beobachtung allen Gleichstrebenden einen bestimmten Charakter verleiht und sie zu einer Schule oder Richtung oder was sonst zusammenschließt, unbeschadet etwaiger Abstufungen in der Strenge des Bekenntnisses und anderm. Sodann wird ein gewisses Etwas im Menschen schwerlich sich je entschlagen können der Forschung nach dem Gesetz, dem ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht. Also nicht um Gesetzlosigkeit handelt es sich, sondern um ein Gesetzbuch, das Billigkeit und Gerechtigkeit anzuwenden gestatten, um einen Standpunkt, von dem aus die Beurtheilung eines Erzeugnisses zulässig erscheint. Nun sind Gesetze wandelbar; so hat auch jede Gegenwart den Anspruch, eine erneute Prüfung und Durchsicht überkommener Paragraphen, ihre Erweiterung oder Beschränkung innerhalb der nothwendigen Grenzen vorzunehmen. Das haben denn auch neuere Darstellungen der deutschen Nationalliteratur, hält man sie z. B. gegen Gervinus' trotz alledem großartiges Werk, zu leisten versucht. Beachtenswerthe Selbständigkeit bekundet Georg Brandes*) in der Wahl seiner Beobachtungsstätte. Es ist die Renaissance, mit deren Urtheils- und Geschmacksweise er sich durchtränkt hat, jener ragende Gipfel geistiger Höhenentwickelung, von dem er die Wellenbewegung des heutigen Geisteslebens überschaut, um Richtung, Kräfte und Strömungen zu erkennen. Freilich, kaum anders als andeutend bekennt er sich zu diesem Standort; so, wenn er von Jakobsen rühmt „eine Einbildungskraft, die an die größten Dichtergeister der Renaissance reicht", oder von Cäsar: „nur einige Männer der italienischen Renaissance haben sich zu solcher Höhe von Genie erhoben", und in Goethen nicht nur die tiefste und umfassendste dichterische Begabung, sondern überhaupt den am reichsten ausgestatteten Menschen sieht, „der in europäischer Literatur seit den Tagen der Renaissance hervorgetreten ist". Es verräth dieselbe Anschauung, wenn er am Schluß seiner vornehm-kühlen Besprechung des „Thiers im Menschen" seine Ansicht mit feiner Zurückhaltung in die Worte kleidet: „Könnte ein alter Hellene aus seiner Asche aufstehen, so würde er gewiß vor Staunen ob solcher Reden die Hände zusammenschlagen"; wenn er weiter gegen Kielland's langathmige Poltereien über den Lateinunterricht ein Wort maßvoller Vertheidigung findet, mehr aber noch mit geschichtlichem Verständniß die ehemalige Bedeutung dieser Sprache für die „bedeutungsvolle und reiche Bildung jener Zeit" und ihre fortdauernde für die Erben dieser Cultur feststellt. Doch das sind Einzelheiten! Sagen wir es geradezu: das ganze Buch ist aus dem Gefühl und Denken jener Periode heraus geschrieben. Der ästhetische Genuß in seiner ganzen Reinheit und höchsten Verfeinerung, vollendete Ausbildung der Empfänglichkeit für die Schöpfungen der Kunst, ein geistvolles Schwelgen und Sichversenken in ihre Werke, das nichts kennt und nichts erstrebt, als eine menschliche Individualität, ihre Offenbarung in Ideen und die vollendete Form ihrer Verkörperung zu begreifen und zu erfassen, unbeirrt von jedweder andern Rücksicht und unbekümmert um jeden

*) Menschen und Werke. Essays von Georg Brandes. Mit einem Gruppenbild in Lichtdruck. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt, Rütten u. Loening. 1894. Gr. 8. 10 M. 50 Pf.

Maßstab außer den im Begriff des Kunstwerks gegebenen: das ist das Wesen und die Grundlage von Brandes' Kritik.

Und der Schönheitsdurst übertäubt den Wahrheitshunger! „Es gibt Männer, deren erster Gedanke, wenn sie etwas lesen, ist: Ist dies nun richtig oder nicht richtig? Es gibt andere, denen dieser Gedanke erst in zweiter Linie kommt, und die vor allem fragen: Ist der Mann, der dies geschrieben hat, interessant, bedeutend, werth gekannt zu werden, oder nicht? Wenn er es ist, so ist die Richtigkeit seiner Ansichten, wenn auch wichtig, doch immer secundär;" und weiter: „Ob Nietzsche reactionär ist? Was thut es! Joseph de Maistre u. s. w. Ob er cynisch ist? Was schadet es! Cynismus kann sehr wohlthuend sein u. s. w. Daß er ein Dilettant der exacten Wissenschaften ist! Sehr möglich. Es gibt aber Dilettanten, die mehr Idee u. s. w. Daß er weit mehr Künstler als Denker ist! Wir leugnen es nicht. — Wir sind ja nicht Kinder, die Belehrung, sondern Skeptiker, die Menschen suchen und uns freuen, wenn wir einen Menschen gefunden haben — das Seltenste, was es gibt." Ja, Menschen suchen! zwei Worte erschöpfen das Wesen seines Forschens und Strebens. Mit Faustischer Unersättlichkeit möchte er die Gesammtheit menschlicher Individuen in einen Begriff fassen. Und dabei nur keinen „moralisirenden Hang", wie er Tolstoi innewohnt. Unendlich höher steht ihm die Darstellung einer neuen Seite des Proteus-Menschen oder eine geistreiche Wiederholung des bekannten, alten Bildes. Folgerichtig daher seine Vorliebe für die Franzosen: „Die Franzosen sind reine Künstler. Sie haben ihre Freude daran, zu beschreiben, und schildern um der Schilderung und Beschreibung willen. Sie leben in großen Verhältnissen, wo alles sie interessirt, wo vieles sie entrüstet und wo selbst die Keckheit und Frechheit der Emporkömmlinge — von einer Seite gesehen — sie unterhält." Man vergleiche damit S. 455: „die eingehende psychologische Untersuchung (bei den Meistern der französischen Literatur), die warme, sinnliche Pracht der Schilderungen, all das Schwelgen in Licht und Farbe". Beobachtung und Erfahrung haben mit der Technik für Brandes allein Werth und diese Werthschätzung verführt ihn zur Umkehr des Verfahrens, das er bei Tolstoi tadelt: wenn dieser allzu geneigt ist Ursache und Wirkung in Schuld und Strafe umzusetzen, so scheint Brandes hin und wieder das, worin man Schuld und Strafe zu sehen sich vielleicht nur gewöhnt hat, aber nun doch gewöhnt ist, einfach gleich Ursache und Wirkung setzen zu wollen. Solche geistige Verfassung bestimmte förmlich im voraus zur Berührung und Ideenverwandtschaft mit Nietzsche in mehr als einer Beziehung. Und wenn auch Brandes im Artikel über diesen unglücklichen Denker seine volle Unabhängigkeit zu wahren weiß, so scheint mir doch durch diese Darstellung mehr als Bewunderung blos für den Künstler, eben ein Hauch seelenverwandten Einverständnisses zu gehen. Aehnliches gilt von den Sätzen über Selbstlosigkeit und Aufopferung und über politische Verbrecher (Fjodor Dostojewski).

Indeß, unbedingter Lobredner einer machtsüchtigen, zügel- und gesetzlosen Selbstherrlichkeit ist Brandes nicht. Spricht er auch mit behutsamster Vorsicht nur „von Illusionen in Bezug auf die Gerechtigkeit des Weltlaufs" beim Zuschauer, so muß er ihnen doch, da er aus ihrer Misachtung Veranlassung zum Verdict gegen Bel-Ami nimmt, einen bestimmten Grad von Wesenheit und ein gewisses Maß von Wirklichkeit zuerkennen. Aber solche Anwandlungen sind jedenfalls selten. Wol wiederlegt er Tolstoi's Kreuzersonate, aber vom Standpunkt „der gesunden, antiken und modernen Lebensauffassung, des Naturcultus und jener unendlichen Zärtlichkeit, die den rohen Genuß beim modernen Menschen zu Freude oder Glück wandelt." Wol bestreitet er auch desselben Russen Pessimismus, aber nach seiner kunstschädigenden Wirkung. Nietzsche's Zerrbild vom Christenthum verwirft er, aber als Historiker, und gegen seine Erklärung des Schuldbewußtseins wird nur die Vernachlässigung alles gelehrten Beweismaterials eingewendet. Und wenn die vollendete Objectivität, um nicht zu sagen Gleichgültigkeit in der Duldsamkeit gegen eine gewisse Sorte von literarischen Erzeugnissen bis an die Grenze des Zulässigen getrieben wird, wenn Vorurtheilslosigkeit um jeden Preis selbst leise Andeutungen eines Tadels sofort wieder zurücknimmt, so fehlt es auch nicht an reinzu unannehmbaren Sätzen. Für jenes verweise ich auf Hauptmann's „Familie Selicke". „Wenige Stücke machen einen so tief traurigen Eindruck wie dieses", sagt Brandes, um sofort hinzuzusetzen: „womit übrigens keineswegs ein Tadel gegen die darin entwickelte, nicht geringe Kunst ausgesprochen werden soll." Was heißt das nun? Ist der tief traurige Eindruck noch künstlerisch oder unstatthaft? Und wie verhalten sich Eindruck und Kunst zueinander? Nun folgt obendrein ein Hinweis auf den „Mangel an Begebnissen, der die Wirkung bei der Aufführung vernichtete", und zum Schluß: „Ein Drama ist es nicht"! — will und soll es aber laut Titel sein, — und doch wieder „eine bemerkenswerth gediegene Arbeit", endlich aber „traurig und alltäglich der Inhalt"! Vergeblich versucht der Leser den mistönigen Eindruck dieser Stelle mit der gewaltigen Nachwirkung aus der Lektüre der vorhergehenden 500 Seiten zu vereinen.

Zu den oben erwähnten Unannehmbarkeiten rechne ich folgenden Ausspruch: „Der Kunstliebhaber zieht sogar oft das Niedrige und Schmutzige als Stoff vor, um von Grund aus die Kunst in der Behandlungsart kennen zu lernen"; das läuft auf Virtuosenthum hinaus und erregt als solches schwerstes Bedenken. So gewiß Brandes jeglicher Roheit abhold ist: davon kann er sich nicht freisprechen, daß er sich von der Wahrnehmung fein berechnender Technik einfach überwältigen läßt und dadurch jeder andern, als der Erwägung blos ästhetischer Feinschmeckerei unzugänglich wird. Vielleicht wird er sich für diese Eigenthümlichkeit auf seine Auslegung des Satzes von den Mitteln, die den Zweck heiligen, beziehen. Aber

gerade diese Deutung können wir ihm keinesfalls als gelungen einräumen. Bildet hier etwa die Nationalität die Grenzmauer für gegenseitiges Verständniß? Auf sie deutet ja Brandes wiederholt in lehrreichster Weise hin. Ich habe hier besonders die Schlußbetrachtung von Aladdin im Auge. Es will mir allerdings vorkommen, als ob hin und wieder ästhetisches Wohlgefallen und nachempfindender Antheil den männlichen Ernst zur Nachsicht verleiteten, wo allein Unerbittlichkeit am Platze wäre; als ob offenste Empfänglichkeit, sinnigstes Verständniß, Umfang und Freiheit der Bildung unsern Essayisten über Haß und Zorn hinweghöben und ihm seinen Standpunkt jenseits von Gut und Böse anwiesen. Und wenn er von der dortigen, fast übermenschlichen Unnahbarkeit aus das Für und Wider erörtert, so mag wol sein Leser sich eines unheimlichen Gefühls nicht erwehren können, sicher aber wird er bewundern müssen Weite des Gesichtskreises, durchdringenden Blick für Ideen, geistvolle Erfassung ihrer Verkörperung in Individuen. Hier ins einzelne zu gehen ist unmöglich. Hier kann nur mit dankbarer Ueberzeugung anerkannt werden die schöne Würdigung Goethe's, die zugleich ein begrenztes Gebiet der Goethe-Forschung in geschicktester und glücklichster Weise erschöpfend behandelt. Hier muß genügen eine Aufzählung der besprochenen Dichter und Denker: Holberg, Oehlenschläger, Fr. Nietzsche, Zola, Maupassant, Lermontow, Dostojewski, Tolstoi, Elster, Kielland, Jacobsen, Strindberg, und eine Erwähnung des Aufsatzes: „Das Thier im Menschen". Weniger gesättigt in der Farbe und nicht zur sonstigen Anschaulichkeit herausgearbeitet dünken mich die Bilder Sudermann's und Hauptmann's. Es ist bedauerlich, daß gerade da, wo wir die unterstützende Hand des kundigen und sichern Führers so dringend suchen, er selbst wie auf nicht recht vertrautem Grunde mehr tastend und probirend sich bewegt. Eine Mosaik, eine Aesthetik von Fall zu Fall mit dem Zickzack der Aussage und darauffolgender Zurücknahme tritt an die Stelle des abgerundeten, übersichtlichen, vollständigen Gemäldes. Woher kommt das? Nach dem Bisherigen kann es uns nicht beikommen, den Grund davon in Brandes suchen zu wollen. Er liegt also in den Gegenständen, mit andern Worten: eine Beurtheilung auch der hervorragendsten Dichter der neuesten Schule kann selbst bei anschmiegendstem Verständniß und geschmeidigster Nachgiebigkeit nicht ausgehen von dem, was bisher als Regel und Richtschnur galt. Laviren führt hier irre oder läßt scheitern. Dafür ist mir Brandes' Bemühen mit seinem unzulänglichen Erfolg trotz alles Feinsinns und alles Kunstverstandes ein ernster Beweis. Er sucht zu vermitteln, weil seine ganze Lebensanschauung und Kunsterfahrung ihm gewisse Grundlagen für dichterische Vollendung unentbehrlich machen. So sagt er über die Einheit: „Man ist doch berechtigt, von jeder Erzählung zu verlangen, daß sie den aus der Natur der Phantasie selbst erfließenden Gesetzen Genüge leiste und durch Wiederholung, Contrast, erneuten Nachdruck, Entwickelung oder Vertiefung des Gegebenen dazu beitrage, die Bilder der Phantasie zu festigen und zu sammeln."

Aber ich tadele durch Einzelbemerkungen ein Buch, dem ich als Ganzem außerordentlich viel schulde, das mich zu aufrichtigem Danke verpflichtet hat, und dessen Empfehlung mir Freude und Pflicht ist. Dies schon darum, weil der Leser, abgesehen vom eigentlichen Ertrage dieser Essays für seinen Wissensstand und seine Urtheilskraft, eine reiche Nebenernte einheimst an klärenden, belehrenden, wegweisenden Gedanken, die insgesammt Zeugnisse der umfassenden Erfahrung, tiefen Betrachtung und geistigen Selbständigkeit in Brandes sind. Ich denke hier an die knappe und doch inhaltvolle Eleganz in der Charakterisirung der französischen Schriftsteller, an die Skizzirung der Nationalität in der Literatur: „In Deutschland glauben die Schriftsteller an Vernunft und Bildung, in England an die selbständige Kraft des Individuums, in Frankreich an Fähigkeiten, im Norden an Sittlichkeit. Tolstoi fühlt sich, wie die Russen so häufig, geschlagen von der Geringheit des einzelnen Menschen gegenüber dem All." Ich hebe hier hervor die hochsinnige Vertheidigung der Ursprünglichkeit und Selbständigkeit des Genies. Treffend äußert sich nachdenkende Beobachtung in dem Satze über Sprachwandlung: „Die Sprache gleicht einem Instrument, das ab und zu frisch gestimmt werden muß", und in der folgenden Anwendung des Satzes, worin wir allerdings unter den Stimmern den Meister Klopstock schmerzlich vermißt haben. Eindringlich ernst erklingt die Stimme des berufenen Warners den unreifen oder charakterlosen Dichtern: „der Schriftsteller ist ja gewissermaßen ein Lehrer des Volks. Er kann zwar, wenn er will, heute dies, morgen das Entgegengesetzte lehren; welches Vertrauen kann aber das Volk zu seinen Ansichten fassen, wenn er sie stetig zurücknimmt. Die Lesewelt hat das Recht, von dem Schriftsteller zu erwarten, daß er nicht das Wort nehme, bevor er Reife genug besitzt, die Tragweite seiner Anschauungen einigermaßen übersehen zu können. Ist er völlig ungefestigt, kennt er nicht einmal, was gegen seine Meinungen eingewandt werden kann, so muß er sich schweigend zurückhalten"; und: „Es ist nothwendig einmal auf die Gefahr aufmerksam zu machen, und die Gefahr besteht darin, daß der himmelweite Unterschied zwischen einem Dichter und einem Unterhaltungsschriftsteller in Vergessenheit geräth." Nicht minder beherzigenswerth ist die Verurtheilung der „von eingebildeten oder wirklichen Dichtern handelnden Romane und Dichtungen; diese ewigen Poesien über Poeten sind ein Erbe von den Selbstbespiegelungszeiten der Romantik her und als solche irritirend"; endlich recht zeitgemäß auch die Aeußerungen zur Frauenfrage: „Strindberg's Polemik gegen die Befreiung der Frauen ist zwar nicht viel werth, aber seine Polemik gegen die Entmannung der Männer durch die von dem Zeitgeist ungesund aufgehetzte Herrschaft der Frauen ist um so werthvoller und ein Wort zur rechten Zeit gewesen"; ferner: „Mag auch sein, daß der Mann

bisweilen aus übergroßer, schädlich wirkender Zärtlichkeit sich weigert, die Frau an seinen Sorgen theilnehmen zu lassen, so hat doch sein Schweigen häufig den guten Grund, daß die Frau diese Sorgen nicht verstehen und außerdem nicht helfen können würde." Dieselbe in sich gegründete, kraftbewußte und darum neidlose Mannesart zeigt sich in der Begriffsbestimmung der wahren Aristokratie (Seite 466). Aus derselben Sicherheit in sich erwächst die Bewunderung Cäsar's als „des großen Typus", wobei freilich eine Vermengung des geschichtlichen Brutus, den wir ja noch nicht allzu lange kennen, mit seinem dichterisch idealisirten Phantasiebild unterläuft. Und wenn der Einwand gegen Nietzsche: „Man nenne den höhern Zustand Glück oder man gebe ihm einen andern Namen: das Entscheidende ist, daß die höhere Empfänglichkeit auch für den Schmerz kein zu theuerer Preis ist für die Steigerung des ganzen Lebensinhaltes", ebenso schlagend wahr ist, als er markige Gesundheit athmet, so wird das Gemüth zugleich befreit und erhoben durch ein anderes Wort: „Alle wahre Kunst wendet sich an die Höchstentwickelten der Zeit."

Eine gefällige Beigabe sind die siebzehn Brustbilder der besprochenen Schriftsteller.

In einem für uns Deutsche mehr als wehmüthigen Gegensatz steht der Schluß des Buches zu seinem Eingang: dieser schildert die Eroberung des literarischen Nordens durch Goethe, jener die Abhängigkeit deutschen Schriftthums von nordischen Ideen. Richard Friedrich.

# Aus der Musikliteratur.

1. Niels W. Gade. Aufzeichnungen und Briefe herausgegeben von Dagmar Gade. Autorisirte Uebersetzung aus dem Dänischen. Basel, A. Geering. 1894. Gr. 8. 4 M.

„Die leitende Absicht", sagt der Herausgeber, „bei der Veröffentlichung dieser Briefe und Aufzeichnungen war, denjenigen, welche sich für Niels W. Gade's Persönlichkeit interessiren, einen soweit als möglich von seiner eigenen Hand gezeichneten Umriß seines Lebens zu geben." Gade ging nämlich längere Zeit mit dem Gedanken um, eine Selbstbiographie zu schreiben, und hatte zu diesem Zweck einige schriftliche Aufzeichnungen mit besonderer Berücksichtigung seiner Kindheit und ersten Jugendzeit gemacht. Er hatte erst einen ganz kleinen Theil ausgearbeitet, als die „Mittheilungen aus meinem Leben" abgebrochen wurden. Diese „Mittheilungen", datirt Fredensborg, den 16. August 1885, bilden den Anfang des Buchs. Leider umfassen sie nur drei Zeilen mehr als vier Seiten Klein-Octav und schließen schon 1822, also mit Gade's zehntem Lebensjahre! Aus den vorhandenen „Notizen" hat der Herausgeber, Gade's Sohn, eine Darstellung der Jugendschicksale seines Vaters bis zu dem großen Wendepunkt in dessen Leben gegeben. Diesen Wendepunkt bildet Mendelssohn's Brief vom 13. Januar 1843 gelegentlich der Aufführung von Gade's C-moll-Symphonie in Leipzig. Gade's Antwort vom 28. Januar und Mendelssohn's zweiter Brief (vom 2. März) in derselben Angelegenheit bilden den Centralpunkt dieser Aufzeichnungen. Der Erfolg seiner C-moll-Symphonie bahnte Gade den Weg nicht blos ins leipziger Gewandhaus — dessen Leiter er sogar als Nachfolger Mendelssohn's auf kurze Zeit wurde —, sondern verschaffte ihm auch die Freundschaft Mendelssohn's, Schumann's u. a. Sie führte ihn in das reiche Musikleben Leipzigs ein und gab seinem der Anregung sehr bedürftigen Geiste neue Nahrung.

Gade's poetisch-musikalische Natur, die sich in ihrer nordischen Eigenart bereits in seinem Erstlingswerke, der Ossian-Ouverture (Op. 1), so entschieden aussprach, wurde durch diesen Verkehr immer mehr geklärt. Mendelssohn's Einfluß machte sich durch die gedrungenere, sogenannte „classische" Form, die Gade's spätere Compositionen annahmen, bald bemerklich. Aber je mehr diese formelle Abrundung hervortrat, desto mehr büßte Gade von seinem originalen poetischen Geiste ein, und es ist höchst bezeichnend, daß von allen Gade'schen Werken für Instrumentalmusik — seine Symphonien eingeschlossen — eigentlich nur ein einziges einen nachhaltigen Erfolg hat und dauernd seine Stellung im Concertrepertoir behauptet und weiterhin behaupten wird: jene „Ossian-Ouverture", also sein Erstlingswerk, das er unberührt von fremdem Einfluß, nur aus seinem eigensten poetischen Empfinden geschaffen hat, und dessen „Devise" er selbst mit folgendem Verse angab: „Formel hält uns nicht gebunden, unsre Kunst heißt Poesie." Gade's tragisches Geschick als Componist ist es gewesen, daß durch fremde Einflüsse die „Formel" trotzdem Macht über ihn gewann und seine Kunst, die „Poesie" — die Urzeugungskraft der Musik überhaupt — in Fesseln schlug. Auch dem begeistertsten Gade-Verehrer kann es nicht entgehen, wie Gade's ursprünglich sehr starke Originalität allmählich verwässert und verblaßt; sein erster großer Erfolg durch Mendelssohn, seine weitern persönlichen Erfolge in Leipzig und andern Orten machten ihn überglücklich, aber es scheint fast, als seien ihm vor Freude darüber die Flügel gelähmt worden. Die Briefe und Aufzeichnungen wenden sich wenigstens immer wieder zu jenen ersten leipziger Tagen, und zu den Erstlingswerken, der C-moll-, A-moll- und B-dur-Symphonie zurück. Diese Werke gaben seiner künstlerischen Persönlichkeit allüberall, wo er hinkam, einen sichern Boden, aber sie schufen auch eine gewisse liebenswürdige Nachsicht, für so manches spätere und augenscheinlich schwächere Werk, das Gade schuf und unter Beifall zur Aufführung brachte. Von seinen größern Chorwerken darf man freilich zwei: „Erl-

königs Tochter" und „Die Kreuzfahrer" als Meisterwerke in jener mittlern Form und romantischen Stimmung bezeichnen, die bei weitem Gade's stärkste Seite war.

Das Verzeichniß am Ende des Buchs weist gegen 130 Compositionen Gade's auf — gewiß eine erstaunlich fleißige Lebensarbeit des Componisten. Aber deutlicher noch als die Schaffenskraft des Musikers tritt aus den vorliegenden Briefen in Gade das Bild eines unendlich liebenswerthen Menschen uns entgegen. Die Briefe an seine in einfachen Verhältnissen lebenden Aeltern, an seine zahlreichen Freunde, zeigen eine bewundernswerthe Wahrheit und Treue der Gesinnung, ein unendlich reiches und tiefes Gemüth. Andererseits bietet das buntbewegte Leben Gade's, das sich namentlich in seinen Briefen aus den Jahren 1843—1860 widerspiegelt, sehr viele und interessante Beiträge zur musikalischen Zeitgeschichte. Das Buch ist somit ebenso ein würdiges Denkmal für den verewigten nordischen Meister, als eine beachtenswerthe Quelle für Musikforscher. Endlich aber — last not least — für jedermann eine überaus fesselnde, belehrende und Herz und Gemüth erquickende Lektüre.

2. Bunte Blätter. Studien und Skizzen aus dem Reiche der Töne. Berichte und Kritiken aus dem dresdener Opernleben. Von Otto Schmid. Dresden, O. Damm. 1893. Gr. 8. 2 M.

Der Verfasser hat dies Buch geschrieben, weil er die Nothwendigkeit begriff, daß auch — Dresden seinen „Hanslick" haben müsse. Hatte sich doch vor wenig Jahren bereits in der hanfischen Musik-Metropole ein „Hanslick" aufgethan. Warum also nicht auch in Elb-Athen? Nur schade, daß Mutter Natur etwas sparsamer mit ihren Gaben ist und in der offenbaren Absicht nicht „monoton" zu werden, solche bedeutende literarische Erscheinungen, wie sie der echte Hanslick zweifellos repräsentirt, nicht gleich viertel-dutzendweise, sondern immer nur in Einzelexemplaren auf die Welt bringt. Schmid ist wirklich kein „Hanslick". Denn wo wäre es — um gleich den kürzesten und deshalb auch wohl den besten Beweis zu führen — dem vielgewandten geistvollen Plauderer der „Neuen Freien Presse", dem überall sattelfesten Dr. juris und philosophiae, jemals passirt, daß er wie sein präsumtiver dresdener „Vetter" zweimal nacheinander vor einer pariser „Jeunesse d'orée" (siehe S. 88 und 89) gesprochen, oder unbewußt sich Scherze à la Wippchen erlaubt hätte, wie z. B.: daß die Méhul'sche Meisteroper „Joseph in Aegypten" bei uns (d. h. in Dresden) „Jakob (!) und seine Brüder" genannt zu werden pflege.

Auch in der Stilistik ist der wiener Hanslick dem Dresdener bedeutend über, und an musikalischer Kenntniß und Erfahrung gleicht Hanslick-Dresden seinem Collegen Hanslick-Wien wie ein dresdener „Käsekeilchen" dem wiener „Stephansdom".

Die Damm'sche Verlagshandlung verlegt sich offenbar auf musikalisch-kritische Raritäten: zuerst Pudor, alias „Scham", jetzt Schmid, alias Hanslick-Dresden!

Bei der gänzlich ablehnenden Stellung, die wir diesem Buche und ähnlichen Preßerzeugnissen gegenüber einnehmen müssen, scheint es zur Motivirung dessen nothwendig, den Inhalt möglichst kurz zu charakterisiren. Der erste Theil umfaßt angeblich „wissenschaftliche" Abhandlungen. Zuerst einen Beitrag zur Geschichte des Walzers (S. 1—36). Was da geboten ist, besteht aus nichts als aus zum Theil nicht verstandenen Excerpten aus Cerwinski's bekannter „Geschichte der Tanzkunst" (Leipzig 1862), F. M. Böhme's „Geschichte der deutschen Tanzkunst" (Leipzig 1886) und aus Vischer's „Aesthetik". Es folgen zwei Aufsätze, von denen der erste die „Ballade", der zweite die „Romanze" in Dichtung und Musik zum Gegenstand hat. Der Verfasser constatirt sehr naiv (S. 57), daß unsere Dichter eine Unterscheidung zwischen Ballade und Romanze nicht machen (!) und meint, Schiller hätte nach der (übrigens ganz verfehlten!) Götzinger'schen Definition den „Kampf mit dem Drachen" eine „Romanze" genannt; hätte dann aber consequenterweise auch den „Ring des Polykrates", die „Kraniche", „Bürgschaft", „Gang nach dem Eisenhammer" eine Romanze nennen müssen! Man sieht der Verfasser ist mit seinen Kenntnissen in der Poetik in der Tertia sitzen geblieben und hat die Secunda nicht erreicht. Sonst wüßte er sicher, warum Schiller seinen „Kampf mit dem Drachen" eine „Romanze" nennt. Doch genug davon! Der zweite Theil enthält einen Wiederabdruck von Tageskritiken, anläßlich neu aufgeführter Opern in Dresden. Was kümmert die große Welt, ob an der dresdener Opernbühne das Ein- oder Zwei-Kapellmeister-System den Vorzug verdient? oder wie ein Landsmann und Mitbürger Dräseke's über dessen Oper „Herrat" denkt? Jeder weiß das übrigens voraus und allgemeine Gesichtspunkte, neue, universelle Ausblicke auf Grund künstlerischer Localerscheinungen zu eröffnen — wie das Hanslick-Wien so meisterlich versteht, gleichviel ob man ihm zustimmt oder nicht —, das erfordert ein paar Jahr „Fiscalamt", wie Hanslick-Wien sagen würde!

3. Der Opernführer. Textbuch der Textbücher. Herausgegeben von W. Lackowitz. Zwei Theile. Berlin, Verlagsanstalt „Urania". Erster Theil 1892. Zweiter Theil 1893. 12. à 2 M.

Ein in bescheidenem Gewande auftretendes, aber aller Anerkennung würdiges Unternehmen.' Der Verfasser will es den Besuchern der Oper möglichst leicht machen. Während der Vorstellung kann man in dem verfinsterten Zuschauerraum den Text des Textbuchs nicht verfolgen. Ja, könnte man es selbst, so sind die Textbücher zumeist so unpraktisch sparsam eingerichtet, daß sie nur den Wortlaut der Gesangsnummern enthalten, ohne Bemerkungen über Scene, Handlung. Darum bleiben sie oft schwer verständlich — namentlich wenn es sich um schnelle Orientirung handelt! Diesem Uebelstande will der Verfasser abhelfen. Er gibt eine Inhaltsangabe einer sehr großen Anzahl Opern (gegen 180 im ersten, 130 im zweiten Bande) mit scenischen Angaben und Daten über erste Aufführungen und dergleichen. Am Schlusse jedes Bandes

finden sich kleine biographische Notizen der Componisten und Textdichter, am Anfang des ersten Bandes außerdem noch eine Skizze: „Zur Geschichte der Oper." Die äußere Anlage des Buchs macht es praktisch sehr gut verwendbar, während der Inhalt zuverlässig und leicht verständlich geschrieben ist. Für das Bedürfniß nach einem solchen Instructionsbuch bürgt übrigens die bereits erschienene dritte Auflage des ersten Bandes.

4. Der Führer durch die Oper des Theaters der Gegenwart, Text, Musik und Scene erläuternd. Von Otto Neitzel. Erster Band. Deutsche Opern. Dritte Abtheilung (Richard Wagner). Leipzig, A. G. Liebeskind. 1893. Gr. 8. Jede Abtheilung 4 M.

Der „Führer" durch den „Concertsaal", die „Oper", die „Orgel"-, „Klavier"-, „Violin"-, „Gesangs"-Literatur gibt es nun nachgerade genug. Nach dem Muster des von dem ausgezeichneten Musikhistoriker und Dirigenten Professor H. Kretzschmar in Leipzig herausgegebenen — aber bisher unübertroffen gebliebenen „Führer durch den Concertsaal" sind zahlreiche andere, auch der vorliegende gearbeitet. Und doch ist zwischen diesem und jenem ein gewaltiger, berghoher Unterschied. Dort hören wir den gewiegten, feinfühligen, durch musikalische Studien ausnehmend für seine Aufgabe befähigten Musiker in bewegter, warmer Rede die Meisterwerke analysiren; hier begegnen wir einem routinirten Musikforscher, der unendlich schlagfertig, aber ohne jeden höhern Schwung, sich nicht damit begnügt, durch eingehende Erörterungen und mit Notenbeispielen illustrirte Erläuterungen die Musikdramen Wagner's, vom „Rienzi" bis — zum „Parsifal" (eigentlich müßte man nach Neitzel bis zu den „Meistersingern" sagen; denn diese bilden seltsamerweise den Schluß dieses Bandes!) dem Verständniß des Laien näherzubringen. Vielmehr tadelt er kritisch räsonnirend bald dieses, bald jenes und deutet auch hier und da an, wie „Mängeln" der Wagner'schen Instrumentation abzuhelfen sei, oder wie man dieses oder jenes Wagner'sche Werk durch Kürzungen und anderweitige Veränderungen in seiner Wirkung erhöhen und dadurch „verbessern" könne! Ich werde mich in Rom oder Venedig für einen „Cicerone" bedanken, der mir Verbesserungsvorschläge für die Architektur der Peterskirche oder des Dogenpalastes macht. Ich werde also consequenterweise dem Verfasser vorliegenden Werks wenig Gutes zu sagen haben, für diese Art, „Nichtverständniß" Wagner'scher Werke zu propagandiren, anstatt — wie es eines ehrlichen „Führers" Ehrenpflicht gewesen wäre, für das, was an den künstlerischen Absichten Meister Wagner's etwa noch unverstanden und räthselhaft ist, durch eingehende Forschungen und sachgemäße Erläuterungen dem Publikum das Verständniß zu erschließen. Ich gestehe gern ein, daß Neitzel „Sachkenner" und „Fachmann" ist. Schade nur, daß er selbst das zu sehr fühlt und in höherm Grade fühlt, als er dazu berufen ist. Wer von den „Meistersingern" sagt: die Hauptschuld an den unzulänglichen Aufführungen dieser Oper trüge das von Wagner zu stark instrumentirte Orchester (Notabene die „Meistersinger" haben die schwächste Orchesterbesetzung unter sämmtlichen Wagner'schen Opern!); man solle deswegen „eine Einrichtung der Partitur" veranlassen (!), welche jede Ueberladung des Orchesters vermeidet; das Werk würde, wie das Publikum, dabei nur gewinnen können —, wer als „Sachkenner" und „Fachmann" so unglaublich Unverständiges, man kann sagen Wahnwitziges, verbreitet, und also den Sinn und das Empfinden des „Publikums" irreleitet, der sollte die Feder nicht in die Hand nehmen, um über einen Künstler wie Wagner zu schreiben, der, wie höchstens noch Berlioz, so genau über die Stärke und Tonverhältnisse des Orchesters informirt war, der mit der peinlichsten Sorgfalt jedes Instrument zu viel oder zu wenig abwog und nur in die Partitur setzte, was dazu gehörte, seine künstlerische Intention auf die vollkommenste Weise zum Ausdruck zu bringen. Daß er dabei andere Orchesterverhältnisse, eine andere reichere Besetzung des Streichorchesters, einen veredelten, leisern aber vollern Klang der Metallinstrumente im Auge hatte, daß er vor allem mit dem unsichtbaren, verdeckten Orchester bayreuther Tonklanges rechnete, das scheint dem „Musikforscher" Neitzel ganz neu und unbekannt zu sein. Wie schade, daß er nicht vorher seine Erfahrungen um dieses wichtige Kapitel bereicherte, ehe er seinen Führer durch die Wagner'schen Opern schrieb. Das in dieser Form und in diesem Geiste geschriebene Buch kann ich daher auf Grund dieses ὕστερον-πρότερον nur sehr bedingungsweise empfehlen! Denn was sonst auch Gutes und Bemerkenswerthes über Wagner in dem Buche gesagt ist, das löscht jenes Brandmal durchaus nicht aus.

Heinrich Reimann.

---

## Das heutige Brasilien.

Das heutige Brasilien. Land, Leute und wirthschaftliche Verhältnisse von Moritz Schanz. Hamburg, W. Mauke Söhne. 1893. 8. 6 M.

Die unblutige Revolution vom 15. November 1889, welche, der letzten Monarchie in Amerika ein plötzliches Ende bereitend, die brasilianische Bundesrepublik proclamirte, sowie die durch diese Umwälzung bei der politischen Unreife des Volks, der verschiedenen Interessen der einzelnen Provinzen und der Schwäche, Unfähigkeit und Parteilichkeit der neuen Centralregierung hervorgerufenen unheilvollen und unsichern politischen und ökonomischen Zustände, haben die Augen der ganzen Welt mehr als je zuvor auf jenes ungeheuere Land gelenkt, dessen Flächeninhalt dem unsers Welttheils nahezu gleichkommt, und

welches durch seine im ganzen außerordentliche Fruchtbarkeit im Stande ist, vielleicht die Hälfte der Erdbewohner zu ernähren und doch von kaum 15 Millionen Menschen bewohnt, vor allen andern geeignet scheint, den Ueberschuß der Bevölkerung Europas und Asiens aufzunehmen. So erscheint ein Buch wie das vorliegende eben zur rechten Zeit und muß schon durch seinen Stoff unser Interesse in hohem Grade in Anspruch nehmen.

Der Verfasser, ein in Rio de Janeiro ansässiger Großkaufmann, hat seine schriftstellerische Befähigung schon durch zwei frühere Werke: „Brasilianische Reiseskizzen aus dem Jahre 1887“ (Leipzig, Roßberg) und „Quer durch Südamerika“ (Hamburg, W. Mauke Söhne, 1890) bethätigt. Hier aber haben wir es nicht, wie dort, mit flüchtigen Reiseeindrücken, mit den Momentphotographien eines Touristen, sondern mit einer auf vieljähriger Erfahrung, auf sorgfältigen Beobachtungen und Studien beruhenden gründlichen Darstellung der Zustände des heutigen Brasilieus zu thun. Nicht das Land in geographischer Beziehung, nicht seine Thiere, Pflanzen und mineralischen Producte, über die wir seit der Reise des Prinzen von Wied, dem großen Werke von Spix und Martius, Eschwege's „Journal“ u. a. bereits eine reiche Literatur besitzen, sondern die gegenwärtigen Bewohner desselben, ihre politischen, ökonomischen und gesellschaftlichen Verhältnisse bilden im wesentlichen das Thema unsers Buchs. Nur gelegentlich, wie bei der eingehenden Schilderung der Hauptstadt und ihrer Umgebung, und der eines Ausfluges nach den Sommerfrischen ihrer Bewohner, den ursprünglich deutschen Colonien Petropolis und Neufreiburg, finden sich auch landschaftliche Schilderungen eingestreut.

Nach einer flüchtigen Skizze der Ueberfahrt von Hamburg nach Rio, zumal der von dem Dampfer angelaufenen nordbrasilianischen Hafenstädte Pernambueo und Bahia, fahren wir mit dem Verfasser in die herrliche Bucht ein, an deren Ufern die jetzt über eine halbe Million Einwohner zählende Metropole Brasiliens amphitheatralisch aufsteigt, und lernen die Geschichte, die Verwaltung, die Gesundheits- und Verkehrsverhältnisse, die Bauart und das Straßenleben, endlich die den nordischen Reisenden in Entzücken versetzende tropische Ueppigkeit ihrer Gärten und Parks kennen. Wie in vielen amerikanischen Städten finden sich auch hier die modernsten Einrichtungen einer raffinirten Cultur dicht neben auffallenden Resten schlimmster alter Uncultur: so unter anderm ein Reichthum an allen den mannichfaltigen Verkehrsmitteln der Neuzeit neben der äußerst vernachlässigten Straßenreinigung, die in den Außentheilen der Stadt sogar den deshalb gesetzlich geschützten Aasgeiern (Urubus) fast allein überlassen bleibt.

Die folgenden Kapitel (3—6) erzählen uns von den weißen Bewohnern des Landes, ihrer Abstammung, ihrer körperlichen und geistigen Eigenart, ihrer Kleidung, Nahrung und Lebensweise, ihren Wohnungen, ihrem kirchlich-religiösen, Familien- und geselligen Leben, endlich den künstlerischen, literarischen und wissenschaftlichen Zuständen Brasiliens. Ein weiterer Abschnitt behandelt die indianischen Autochthonen, die Negerbevölkerung, die europäische Einwanderung und die zahlreichen Fremdencolonien; die beiden letzten die Staatsverwaltung nebst der politischen Geschichte der letzten Jahre, endlich die volkswirthschaftlichen Zustände des Landes.

Tritt uns überall der scharfe und, soweit wir zu beurtheilen vermögen, durchaus gewissenhafte und zuverlässige Beobachter entgegen, und bietet der mannichfaltige Inhalt sämmtlicher Kapitel reiches Interesse, so müssen wir uns doch hier beschränken, nur zwei etwas eingehender zu besprechen, da sie einestheils für uns von besonderer Wichtigkeit sind, anderntheils der Verfasser sich hier offenbar am meisten in seinem Fahrwasser befindet und sie deshalb mit besonderer Vorliebe und Gründlichkeit behandelt hat: die europäische Einwanderung und die volkswirthschaftlichen Verhältnisse.

Von 1855 bis 1889 betrug die Einwanderung in Mittel- und Südbrasilien — das nördliche Drittel des Landes kommt in dieser Hinsicht kaum in Betracht — über 760000 Köpfe, unter denen die Italiener mit rund 290000 und die Portugiesen mit 260000 am stärksten vertreten waren. Die große Zahl der letztern erklärt sich leicht durch die alten Verbindungen und die gleiche Sprache; die der Italiener, abgesehen von der romanischen Stammverwandtschaft, wol durch das ihnen mehr als den Nordeuropäern zusagende Klima. Infolge der schmählichen Ausbeutung der Einwanderer durch die eingeborenen Pflanzer verpönte das Ministerium Crispi die Auswanderung nach Brasilien. Das Gesetz wurde jedoch bald stark eingeschränkt, sodaß nach kurzem Stillstande die italienische Einwanderung im Jahre 1892 auf fast 200000 Köpfe stieg. Dagegen betrug die Ziffer der in den erwähnten 35 Jahren eingewanderten Deutschen nur 49000, d. h. etwa 7 Proeent der Gesammtzahl.

Die brasilianische Regierung hat seit längerer Zeit bedeutende Summen aufgewandt, um die Einwanderung zu befördern, aber mit verhältnißmäßig geringen Ergebnissen. Der Grund lag theilweise in der brasilianischen Gesetzgebung, theils in dem habsüchtigen und rücksichtslosen Egoismus der Großgrundbesitzer. Die erstere erschwerte in hohem Maße die Erwerbung von Grundeigenthum und gab durch das abscheuliche Gesetz der Dienstvermiethung (locaçao de serviços) den Pflanzern das Mittel in die Hand, die einwandernden Arbeiter zu weißen Sklaven zu machen. Die auf dies Gesetz begründeten schmählichen sogenannten Pareerieverträge, kraft deren der brasilianische Grundeigenthümer dem fremden Arbeiter zunächst alles: Ueberfahrtsgeld, Wohnung, Nahrung und Kleidung lieferte, wogegen dieser an seinen Dienst gebunden blieb, bis er alles bei Heller und Pfennig bezahlt oder abgearbeitet hatte, bewirkten in Preußen bekanntlich den Erlaß des von der Heydt'schen Reseripts von 1858, welches die Beförderung von Auswanderern nach Brasilien bei Strafe verbot. Dazu kam endlich noch

die vom Staate gutgeheißene Unduldsamkeit der katholischen Hierarchie gegen die protestantischen Einwanderer. Die Republik hat nun das Dienstvermiethungsgesetz aufgehoben und die Gleichberechtigung aller Confessionen decretirt. Wenn dennoch das Heydt'sche Rescript noch nicht zurückgenommen, die deutsche Einwanderung überhaupt noch nicht wesentlich gestiegen ist, so liegt der Grund ohne Zweifel in den unsichern und schwebenden politischen Zuständen des Landes, welche natürlich nicht ohne Rückwirkung auf die ökonomischen und socialen Verhältnisse bleiben können. Im übrigen empfiehlt unser Verfasser entschieden Brasilien als Auswanderungsziel, wenigstens den Süden des Landes mit seinem gemäßigten und gesunden Klima, und betont mit Recht, daß die Deutschen hier ihren vaterländischen Sitten, deutscher Denk- und Auffassungsweise wie ihrer Muttersprache weit länger erhalten bleiben als in Nordamerika, wie das die Bewohner der blühenden Colonien Joinville, Bentes, Brusque und zumal Blumenau in der Provinz Santa-Caterina; San-Laurenzo, San-Leopoldo und Santa-Cruz in Rio grande do Sul beweisen. Freilich, wer ohne bedeutendes Kapital hier etwas erreichen will, muß ein arbeitskräftiger Landmann oder ein geschickter, tüchtiger Handwerker sein. Doch haben auch deutsche Aerzte und Ingenieure hier öfters ihr Glück gemacht.

In dem Kapitel „Staatsverwaltung" entwirft uns der Verfasser zunächst ein wenig erfreuliches Bild der politischen Zustände unter dem letzten Kaiser. Dom Pedro II. selbst schildert er als einen einfachen, menschenfreundlichen, freisinnigen Mann, der aber langsam zum Entschluß und zur That, dabei, zuletzt sehr kränklich, ja seit seiner letzten Rückkehr aus Europa fast regierungsunfähig war. So wurde den zum Sturze der constitutionellen Monarchie verschworenen Offizieren der Sieg leicht gemacht, bei welcher Gelegenheit allerdings der bei dem brasilianischen Volke im allgemeinen vorhandene Mangel an Charakter und sittlichen Grundsätzen stark zu Tage trat. Am 24. Februar 1891 wurde die von Schanz in ihren Grundzügen mitgetheilte Verfassung der Bundesrepublik Brasilien proclamirt. Aber von gefesteten Zuständen ist zunächst noch keine Rede. Der erste Präsident, Deodoro da Fonseca, ebenso unfähig wie despotisch, büßte seinen mislungenen Staatsstreich, durch welchen er sich zum Dictator proclamirt hatte, mit seiner gezwungenen Abdankung. Auch sein Nachfolger Peixoto hat wenigstens Ruhe, Ordnung und Zufriedenheit bisher nicht wiederherzustellen vermocht. Die Pronunciamientos ehrgeiziger Offiziere des Landheeres und der Flotte nehmen kein Ende. Die Versuche einiger Südprovinzen, eigene selbständige Staatswesen zu bilden, denen freilich Schanz keine große Bedeutung beilegt, dauern noch fort. Marinho Saldanha, ein républicain de la veille, rief im Senate offen aus: „Ich war ein Republikaner vor dem 15. November 1889; aber die jetzige Republik ist viel schlechter als das Kaiserthum, welches doch wenigstens dafür sorgte, daß die Minister innerhalb der rechtlichen Grenzen gehalten wurden."

Die volkswirthschaftliche Lage Brasiliens, über die der Verfasser als Sachverständiger urtheilt, ist nichts weniger als glänzend. Allerdings haben die kolossalen Zölle — bis zu 100 Procent des Werthes — eine gewisse Steigerung der Nationalindustrie künstlich hervorgerufen, aber auch solche Waarenpreise veranlaßt, daß viele eingewanderte Familien, wie Referent aus eigener Erfahrung weiß, sich ihre Manufactur- und Kurzwaaren aus Deutschland kommen lassen und trotz Zoll und Fracht sie noch um die Hälfte billiger erhalten als die einheimischen Fabrikate.

Unter dem trefflichen letzten Finanzminister des Kaiserreichs, Ouro Preto, hatte das Land einen großen finanziellen Aufschwung zu verzeichnen. Mit der Republik begann ein kolossaler Gründungsschwindel, schlimmer als nach 1871 in unserm Vaterlande. Noch schneller als hier folgte der unvermeidliche große Krach, infolge dessen der Papier-Milreis (nominell = 27 Pence oder 2,25 Mark) auf 10 Pence (84 Pf.) sank. Die dreizehn bedeutendsten Gründungen, die der Verfasser S. 352 aufzählt, und welche zu Ende 1890 durchschnittlich 50 Procent über Pari standen, waren zwei Jahre später auf durchschnittlich 15 Procent des Nominalwerthes gesunken. Das staatliche Defizit, in stetem Wachsen begriffen, belief sich 1892 auf etwa 60 Millionen Milreis (135 Millionen Mark). Bis 1889 waren die Finanzen nicht übermäßig belastet; die äußere Schuld betrug etwa 600 Millionen Mark, die innere, hauptsächlich durch die Eisenbahnbauten veranlaßte *), 1220 Millionen (543 Millionen Milreis). Man machte im vergangenen Jahre den kühnen Versuch, sie durch freiwillige Sammlungen zu tilgen; das Ergebniß derselben waren 20000 Milreis!

Die wenigen im vorstehenden herausgehobenen Daten werden genügen, eine Vorstellung von dem reichen Inhalt unserer Schrift zu geben, die jedem, der sich über die derzeitigen Zustände jenes großen und schönen Landes, welches wol schon in nächster Zukunft von bedeutender Wichtigkeit für die deutsche Auswanderung werden wird und dereinst vermuthlich noch eine hervorragende Stelle in der Geschichte der kommenden Jahrhunderte einzunehmen berufen ist, gründlich unterrichten will, die beste Gelegenheit dazu bietet.

Otto Speyer.

*) 1892 waren an Staatsbahnen 4573, an Privatbahnen 8077 Kilometer in Betrieb. Leider werden die erstern sehr schlecht verwaltet.

# Familienblattgeschichten.

1. Scherben. Novellen von Nataly von Eschstruth. Berlin, J. H. Schorer, A.-G. 1893. 8. 2 M.
2. Offizierehre. Novelle von Arthur Zapp. Berlin, J. H. Schorer, A.-G. 1893. 8. 3 M.
3. Die goldene Karla. Roman von Anna Hartenstein. Berlin, J. H. Schorer, A.-G. 1893. 8. 4 M.
4. Novellen von L. Westkirch. Berlin, J. H. Schorer, A.-G. 1893. 8. 3 M.
5. Er soll dein Herr sein. Roman von L. Westkirch. Berlin, J. H. Schorer, A.-G. 1893. 8. 2 M.

Ob alle oben angeführten Erzählungen in „Schorer's Familienblatt" erschienen sind, weiß ich nicht; mit Ausnahme der bessern Erzählungen Westkirch's verdienen sie, in einem „Familienblatt" zu erscheinen. Eine Familienblattgeschichte kann übrigens für das betreffende Blatt eine recht gute Geschichte sein, für die Kritik aber eine sehr mittelmäßige. Das ist der Fall bei den von Nataly von Eschstruth (Nr. 1) unter dem Titel der einen Novelle herausgegebenen zwei Geschichten. Ich habe vor vielen Jahren den Erstlingsroman Fräulein Eschstruth's, „Die Gänseliesel", gelesen, und entsinne mich von demselben nur noch, daß kein Wunsch, weiteres von dieser Schriftstellerin zu lesen, in mir aufstieg. Inzwischen bin ich darob von gebildeten Frauen getadelt worden, und sie haben mich versichert, Nataly von Eschstruth habe seitdem ungeheuere Fortschritte gemacht, sei eine unserer bedeutendsten Schriftstellerinnen. Man wird begreifen, daß ich demgemäß ihre neuesten Erzählungen mit großem Interesse in die Hand nahm, und daß ich sie ganz gründlich studirte. Ich habe sie aus der Hand gelegt mit dem festen Vorsatz, mir nie mehr etwas von gebildeten Frauen weiß machen zu lassen, und dafern mich nicht die verehrliche Redaction nöthigt, keine Seite mehr von Nataly von Eschstruth zu lesen. Wörtlich, keine Seite mehr; denn in diesem Bande ist kaum eine, die nicht eine einfältige Phrase, einen Unsinn oder einen Sprachfehler enthielte. Satzzeichen pflegen Damen überhaupt nur so im allgemeinen gefühlsmäßig anzuwenden: die Verfasserin dieser Geschichte scheint den Strichpunkt gar nicht zu kennen, und wenn sie sich seiner erinnert, so wendet sie ihn in der Regel falsch an. Ob ferner eine Redensart Sinn hat oder nicht, scheint ihr gleichgültig zu sein, z. B.: „Die Liebe frägt nicht danach, ob sich auch das Portemonnaie zum Geldbeutel findet" — so viel ich weiß, heißt Portemonnaie Geldbeutel! Die Fremdwörter, die bösen Fremdwörter! Eine Uhr ist natürlich eine Pendule und hat einen „Uhrschlag", das Herz ist „ein schwebender Stern", und wenn sonst einer unaussprechlich liebt, so läßt Nataly „aussprechlich lieben". Sie scheint nach S. 30 auch „unpersönlich" anwesend sein zu können, und obgleich Eine nie wieder fröhlich werden kann, so ist sie doch eine stille und resignirte Reisebegleiterin; ein anderer nickt „permanente Antworten" u. s. w.

Aber das alles wiegt für Familienblattleser federleicht, wenn Stellen kommen wie folgende:

So reckenhaft groß und imposant, mit dem Haupt eines Lohengrin, unter dessen blonden Locken kühne, dunkelblitzende Augen jedem Mitmenschen bis auf den Grund der Seele zu schauen scheinen. Und nichts in seinem Wesen, was an den rauhen Seesturm erinnert, der jede Blüte zarten Empfindens über Bord bläst! Nein, eine erstaunliche Idealität, eine kindliche Frömmigkeit und wärmstes Empfinden spiegelten sich in jeder Ansicht und Erzählung, und dabei frisch und fröhlich, wahr und offen, wie ein echtes, rechtes Seemannsblut, das nicht gewohnt ist zu diplomatisiren, sondern Brust an Brust und Aug in Aug mit den Gegnern kämpft, welche sich ihm in Sturm und Flut, Hitze und Kälte, Hunger und Entbehren, Fieber und Untiefe entgegenstellen!

Oder wenn „ein knirschender Zorn" über eine kommt, und die andere „ätzend Gift" trinkt (Abwerfung der Endsilben gehört nämlich auch zu dem Repertoir dieser Schriftstellerin; es ist ihr „ein zerbrechlich, kostbar Kleinod!") u. s. w. — da muß ja jeder richtigen Leserin das Herz höher klopfen!

Soll ich nun noch von dem Inhalt dieser Novellen etwas verrathen? Sie haben so etwas undefinirbar Marlitt'sches und sind ganz und gar mit Marlitt'schen Requisiten gearbeitet, auch die geheimen Schubfächer fehlen nicht: und doch möchte ich der seligen Marlitt nicht unrecht thun, indem ich ihren Geist citire. Beide Novellen sollen humoristisch sein, aber die Verfasserin hat leider keinen Humor. Dafür kann sie nun freilich nichts, und deshalb ist ihr daraus kein Vorwurf zu machen. Mit etwas Humor und etwas Lustspielroutine hätten sich aus den Stoffen ganz hübsche nichtssagende Humoresken oder ebenso nichtssagende Lustspiele machen lassen. Bei dem auf dieselben verwendeten Aufwand von Sentimentalität und weiblichem Kraftjargon, wobei sogar unser Herrgott nicht aus dem Spaß gelassen wird, mögen die Geschichten für Familienblätter taugen, und Backfische werden davon entzückt sein; von einer ernsten Kritik können sie aber keine andere Note erhalten als: mittelmäßig bis sehr mittelmäßig.

Auch bei Arthur Zapp (Nr. 2) muß ich bedauern, daß der Stoff: „Offiziersehre" nicht richtig behandelt worden ist. Das ist ein solch verzweifelt ernster und so tief in unser Fleisch und Blut einschneidender Stoff, daß er nicht anders behandelt werden kann, als entweder mit beißender Satire oder aber mit dem ganzen heiligen Ernst einer bedeutenden Dichtung. Mit einer Familienblattnovelle macht man so etwas nicht ab. Die Geschichte fängt an mit einem vor idealer Liebe hochjauchzenden Lieutenant und schließt mit einem Revolverschuß von wegen der „Offiziersehre". Ich will nicht leugnen, daß einige Figuren, wie namentlich der Vater des Lieutenants, der die Offiziersehre auf die Spitze treibt, gut gezeichnet sind; aber im ganzen, glaube ich, ist doch das Bild ein schiefes und wird weder dem Offiziersstand noch den bürgerlichen Begriffen ganz gerecht. Die Moral, die sich der Leser daraus ent-

nehmen muß, ist die: die Offiziersehre ist ein durchaus verrücktes Ding, und man thäte gut, sie sofort abzuschaffen. Und doch hat sie auch ihre berechtigten Seiten und ist so eng verflochten mit wirklich bestehenden Verhältnissen, nicht blos mit Vorurtheilen, daß man nicht einfach über sie mit einem Novellchen zur Tagesordnung übergehen kann.

Nach Anlage und Ausführung erhebt sich die Novelle in keiner Weise über das Gewöhnliche.

Ein Familienblattroman besserer Sorte ist „Die goldene Karla" von Anna Hartenstein (Nr. 3). Die Verfasserin mischt nicht ohne Geschick die alten Familienblattingredienzien und macht den lobenswerthen Versuch, durch originelle Figuren der Sache ein neues Ansehen zu geben. Zum Helden erkürt sie die ideale Gestalt eines evangelischen Pfarrers; die Heldin ist ein aus den schlechtesten Verhältnissen herkommendes Fabrikmädchen von wunderbarer Schönheit, das allen Männern den Kopf verrückt, dabei aber rein bleibt an Leib und Seele, sodaß sie zuletzt doch noch die Gattin des Pfarrers werden kann. Welche Rolle demgemäß die bösen Zungen, die kleinlichen Seelen und die Schurken hohen und niedern Standes spielen, läßt sich zum voraus denken: sie thun denn auch redlich ihre Schuldigkeit und führen die üblichen Verwickelungen und Katastrophen herbei, bis sich zuletzt alles in Wohlgefallen auflöst.

Im ganzen könnte man zufrieden sein, wenn unsere Familienblätter keine schlechtern Erzählungen bringen würden; und wenn die Verfasserin sich die Familienblatteffecte erst abgewöhnt hat, wird sie wol noch höher kommen. Dahin rechne ich den engherzig beschränkten Superintendenten „à quatre epingles", dieses alte Inventarstück neben dem richtigen Pfarrer, die giftige Frau Martin und andere Figuren; ferner Scenen wie die Entlarvung der Frau Hauptmännin und den plötzlichen Tod ihres Vaters, des reichen Fabrikanten, den die Schande tödtet u. s. w. Endlich ist auch nur eine Frau im Stande, im höchsten, entscheidenden Augenblick uns folgendes zu sagen:

> Der weiche Wollstoff floß in Falten an der herrlichen Gestalt nieder. Stumpfer Krepp umgab den Rand des Rockes, bildete den Ausputz der Taille und umsäumte den Halsausschnitt. Blendend hob sich das herrliche Alabasterweiß des Halses aus dem schwarzen Rand u. s. w.

Das in diesem Augenblick! Die Phantasie mit solchem Krimskrams beschäftigen und von der Hauptsache ablenken! Oder wissen unsere Schriftsteller gar nicht mehr, daß sie phantasiebegabte Menschen vor sich haben, rechnen sie nur auf gedanken- und seelenlose Leser?

Ich fühle, daß ich Louise Westkirch (Nr. 4 und 5) eigentlich Unrecht thue, wenn ich ihre Novellen in diesem Zusammenhang bespreche. Zwar die erste ihrer Novellen, die im Texte aber richtiger „Erzählungen" heißen, ragt kaum über das in Familienzeitschriften übliche Mittelmaß hinaus; auch die zweite und dritte ist nicht weit davon entfernt. Doch zeigt sich in ihnen schon die besondere Begabung der Verfasserin, die socialen Verhältnisse unserer Zeit in den Mittelpunkt zu rücken. Die vierte Erzählung aber, „Verstreute Funken", erhebt sich weit über die vorhergehenden; sie ist auch räumlich die größte. Der Stoff hätte nicht blos ausgereicht zu einem Roman, sondern fordert geradezu diese Form; mit einer Erzählung ist ihm nicht genug gethan, und man bedauert, daß die Verfasserin nicht weiter und tiefer gegriffen hat. Denn offenbar kennt sie die Fabrik- und Arbeiterverhältnisse sehr genau, und aus dieser Kenntniß heraus wuchs ihr diese Erzählung. Dabei ist sie aber nicht blos eine objectiv anatomische Studie, sondern alles, was L. Westkirch erzählt, ist ihr durch das Herz hindurchgegangen und gibt so ein packendes, durchaus lebenswahres, im besten Sinne realistisches Bild. Sie versteht in allen Erzählungen ausgezeichnet zu charakterisiren, und wenn sich die socialen Erzählungen ganz ungesucht zu einer sehr scharfen Kritik der socialdemokratischen Wahnideen gestalten, so kann doch kein Leser, auch ein socialdemokratischer nicht, behaupten, daß Licht und Schatten ungleich vertheilt wären, oder daß die Verfasserin der Gerechtigkeit irgendwie etwas schuldig bliebe. Ich wünschte dieser Erzählung als vortrefflicher Arbeitergeschichte in besonderm Abdruck die weiteste Verbreitung.

Die letzte Erzählung, obgleich auch sie zu ihrem Vortheil den Geist der Verfasserin nicht verleugnen kann, ist eine jener Weihnachtsnichtigkeiten, wie sie im Monat December dutzendweis auf den literarischen Weihnachtsmarkt kommen.

Aehnliche Ideen wie in „Verstreute Funken", doch wieder anderer originellerer Art, liegen dem Roman: „Er soll dein Herr sein" zu Grunde, welcher einen ganz besondern Reiz durch die Verbindung an bäuerlichen und Arbeiter-Verhältnissen bekommt. Auf beiden Gebieten zeigt sich die Verfasserin gleich bewandert, gleich vertraut mit der Gefühls- und Ausdrucksweise des Dorfes wie der Stadt. Und auch diese Erzählung — denn es ist kein Roman — ist von einer so schlichten Wahrheit und eben dadurch von so zwingender Kraft, daß sich niemand dem Eindruck entziehen kann: auch in vernünftigen Arbeiterkreisen niemand, das ist meine feste Ueberzeugung. Diese Erzählung verdient wie die obengenannte die weiteste Verbreitung unter den Arbeitern.

Die Heldin ist ein Mädchen aus dem Dorfe, das die Frau eines Arbeiters wird, eines Riesen an Körperkraft, der vielleicht am besten gekennzeichnet ist durch das, was S. 51 von ihm steht:

> Indem nun die beginnende Trunkenheit ein Gitterthürchen nach dem andern öffnete, hinter denen für gewöhnlich wohlverwahrt die verschiedenen Vögel saßen, die in den Köpfen dieser Leute ihr Wesen trieben, sodaß eines jeden Narrheit aus dem Gehege seiner Gedanken kecklich über die Lippen sprang, streckte allgemach auch die fixe Idee, von der Frieder besessen war, ihr Schnäbelchen hervor, die Idee von der Mannesherrschaft und Herrlichkeit auf Erden, — eine sehr verbreitete Idee, ein gutartiges Vögelchen, von dem eine bescheidene Abart wol in jedem Manneskopf nistet. Nur war sie bei Frieder zu Raubvogelkraft und Raubvogelgröße gewachsen, deshalb, weil sie den Platz in seinem weiten Schädel mit wenig andern theilte.

Das ist — beiläufig gesagt — sehr hübsch ausgedrückt, aber zugleich offenbart es die Schwäche des Romans: auf einer fixen Idee des Helden darf man eine Erzählung eigentlich doch nicht aufbauen. Der Leser hat denn auch den Eindruck, als ob der Faden, an dem das Ganze aufgereiht ist, die Mannherrschaftstollheit des Helden, etwas gekünsteltes sei. Das ist aber auch das einzig Gekünstelte: alles andere ist durchaus lebenswahr und doch ins poetische erhoben, was gerade bei solchen, dem beengenden Dunstkreis des Arbeiterdaseins entnommenen Stoffen besonders anzuerkennen ist. Daß die Verfasserin die Kunst des Erzählens nach allen ihren Seiten ganz vortrefflich versteht, sei noch besonders angemerkt.

Auch Louise Westkirch folgt der immer noch bestehenden Unsitte, daß schriftstellernde Frauen ihr Geschlecht durch Abkürzung ihres Vornamens verbergen. Nataly von Eschstruth hat als Familienblattberühmtheit dies nicht mehr nöthig; Louise Westkirch hat es vor der Kritik nicht nöthig und kann künftig ruhig ihren vollen Namen auf den Titel setzen. Wenn ich beiden Schriftstellerinnen einen Rath geben dürfte, so wäre es der: Louise Westkirch möge nach höherm greifen, indessen ja nicht aus dem Gebiet heraustreten, das sie in so vorzüglicher Weise beherrscht; Nataly von Eschstruth aber möge — ich will höflich sein — wenigstens eine Zeit lang auf ihren Familienblattlorbern ausruhen.

Richard Weitbrecht.

---

# Neue Lyrik.

Es war ein reicher vielfarbiger Blumenstrauß, mit dem die deutsche Lyrik unsern diesjährigen Weihnachtstisch geschmückt hat, und wenn sich die meisten dieser anmuthigen Hefte an innerer Bedeutung nicht über ein wohlfeiles Durchschnittsmaß erheben, so darf das Dargebrachte dennoch von zwei Gesichtspunkten aus freundlich begrüßt werden, da es einmal den Beweis bringt, daß lyrischer Sinn und lyrisches Können in unserer vorwiegend prosaischen Tendenzen nachjagenden Zeit nicht ausgestorben sind, und zum andern freundliche Belege liefert, daß sich nach wie vor selbstlose Verleger finden, die jungen Talenten in den Sattel helfen. Nur zu oft wird der Stern, unter welchem die dichterischen Erstlinge in Erscheinung treten, verhängnißvoll für die Bahn, die dem Dichter beschieden ist, und ein scharf- und einsichtiger Verleger vermag auf dieselbe einen höchst wohlthuenden Einfluß zu gewinnen. Dies sei unser nachträglicher Weihnachtswunsch für die Poeten, denen milddenkende Verleger den Hippogryphen schirren.

Derjenige von Stern's freilich schaut schon auf manchen stolzen Sieg zurück und das Jugendfeuer, das in seinen Adern braust, wird ihn noch zu manchen goldenen Höhen tragen, falls der Dichter selbst seines wolkenfrohen Flügelrosses Meister bleibt. Denn bei aller löblichen Dressur, die ihm widerfahren, neigt es zu Capriolen. Es beginnt zu kokettiren; es vergeudet den Ueberschuß seiner elementaren Kraft in kleinen Künsten und provocirt die Kritik unnöthigerweise durch allerhand Füllenstreiche. Die hohe Schule des Sonetts genügt ihm nicht mehr: dem Stern'schen Pegasus ist die capriciöse Form noch nicht verkünstelt genug, aus der ehrwürdigen Vierzahl des Reims macht er eine Siebenzahl. Der Dichter selbst sieht voraus, daß ihm solches Thun bei den einen den Vorwurf eines Epigonen, bei den andern den eines Spielers und Prahlers eintragen wird. Jene aber, sagt er, hätten schon deshalb nicht Recht, weil vor ihm kein Mensch siebenfach gereimte Sonette geschrieben hätte. Nun aber ist es ein ganz bekannter literargeschichtlicher Erfahrungssatz, daß sich im Ueberspitzen und Uebertrumpfen, im Ueberladen und Ueberfüllen hergebrachter Formen das Wesen des Epigonenthums äußert; natürlich neben andern Anzeichen. Immerhin sollen die sieben Reime diesen Stern'schen Sonetten nicht unser Wohlgefallen rauben. Der Dichter gibt ihnen den Titel:

1. Erster Frühling (ein Sonettenkranz) und andere Gedichte von Maurice Reinhold von Stern. Dresden, E. Pierson. 1894. 8. 1 M.

Die Sonette haben einen vollen rauschenden Ton und athmen die ganze üppige Farbenglut der Stern'schen Poesie. Daß ihre Reimkunst einmal sehr böse in die Brüche geht (Bache — erwache — Drache — lache — Sache — Rachen — lachen), hat sie in ihrem Uebermuth selbst verschuldet. Dafür wollen wir ihr die Reime: Feier — Feuer, die der Dichter „eigens für die Recensenten stehen gelassen", gern zugute halten. Viel fataler ist uns in demselben Sonett der hilflose Rothreim „Schreier": „Es plaudert der Pirol, der süße Schreier." Doch das sind Bagatellen; wenigstens für uns: die Stern'sche Lyrik zeigt sich auch hier in altem Glanz, nur die Form, die wir in den Sonetten so überkünstelt fanden, erweist sich anderer Orten zu salop, so im: „Ständchen im Bluft", wo der Dichter einem Heinesiren verfällt, das ihm nicht zu Gesichte steht. Eine kräftige ursprüngliche Leistung dahingegen ist der „Augurengesang", welche auf's neue darthut, daß unser Dichter mit Geschick und Nachdruck auch die satirische Pritsche mit klatschender Wirkung zu schwingen versteht.

2. Gedichte von Kurt von Rohrscheidt. Großenhain, Baumert u. Ronge. 1894. 8. 3 M.

Nun bin ich still und stiller worden,
Im Frühling hat mein Herbst begonnen
Wie ist der frohe Muth vergangen,
Des Glückes Zauberwahn zerronnen.

Diese greisenhafte Klage stimmt sonderbar zu den sonstigen Segenssprüchen, mit welchen der Dichter sein „junges Lied" in die Welt sendet:

Zieh hin, mein Lied, mein junges Lied,
Nach Wanderburschenweise,
Zieh hin durch Wald und Feld und Ried,
Und Glück auf deine Reise!

In der That berührt dieser weltschmerzliche Anflug nur die Oberfläche dieser Poesien. Unser Dichter denkt sonst höchst bürgerlich solid, und wie seine Lieder „Ihr" gewidmet sind, so hofft er mit ihr, mit der er zehn Jahre in Liebe und Eintracht verbunden war, noch manchen fröhlichen Sonntag zu verleben. Man darf den Dichter nicht nach den Liebesliedern beurtheilen, die den größten Theil der Sammlung bilden und uns zwischen todter und lebendiger Liebe unerquicklich hin- und herschaukeln. Der Dichter gebietet über eine mäßige Reimfertigkeit, bekundet aber einen lebhaften rhythmischen Sinn. Dahingegen ist die Sprache nicht überall abgeklärt, vielfach überladen und gedunsen:

In zitterndem Glanze
Flammten die Sterne,
Gleich glühenden Rosen
In der Blumenkrone
Des nächtlichen Himmels.

Oder aber:

Wie Flocken des Schnees
Krystallenen Schimmers
Die Bäume belasten
Und die Gefilde
Der keimenden Saat,
So drängen auf Erden
Sich des Geschickes
Flutende Gaben,
Du mußt sie tragen
Hülfloser Mensch!

Auch die Dialektik ermangelt bisweilen der erforderlichen Schärfe:

Du weißt es, wir schaffen uns selbst das Glück,
Kein andrer kann es uns geben.

So hebt prometheisch die eine Strophe an, während die andere ergebungsvoll respondirt:

Ja Oeuli war's, und das Auge des Herrn
Wird den Schatten des Unglücks wehren.
Es wird uns führen, ein freundlicher Stern,
Und alles zum besten kehren.

Alles in allem haben wir, abgesehen von einer Dosis vagen Pantheisirens, ein Stück gesinnungstüchtiger Poesie vor uns. Sind dem Dichter auch die Begriffe von Ballade und Romanze nicht hinreichend klar geworden, und treibt er hier mit dem Tempuswechsel ein den Stil bedenklich aus den Fugen hebendes Spiel, so bethätigt er in der Gelegenheitsdichtung eine sehr anerkennenswerthe Schwungkraft und ausreichende Schulung. So stiftet Kurt von Rohrscheidt zwei wuchtige Geburtstagshymnen dem Fürsten Bismarck. Sie bedeuten den Höhepunkt seines künstlerischen Vermögens, soweit es sich hier bethätigt hat. Ein brennendes Strafgedicht schleudert er gegen die Modernen, während seine sonstigen Stachelreime sich mehrfach salzlos erweisen.

3. Durch Leid zur Seligkeit. Ein Weckstück zum Tempelbau der Erlösung von Friedrich Benjamin Hermann. Fünf Bücher. Erstes Buch: Ringen und Werden. Braunschweig, F. H. Meyer. 1893. 8. 3 M. 60 Pf.

Da in der lyrisch-epischen Doppelnatur des Werkes das erstere Element überwiegt, sei der Besprechung an dieser Stelle Raum gegeben. Das Urtheil über die Gesammtanlage muß unterbleiben bis zum Abschluß. Nicht ohne Berufung schlägt die Dichtung Milton'sche Bahnen ein, begeht aber den Cardinalfehler, den vollen Apparat der christlichen Mythologie auf dem Boden der Gegenwart aufzubieten. So erhebt sich dieser ganze Tempelbau auf thönernen Säulen. Ueberhaupt wird das epische Balkenwerk von hymnologischen Wucherpflanzen erdrückt. So erscheint das ganze als leidiges Zwitterding, dessen Blößen das lyrische Flitterwerk trotz allen Prunkes nicht verdeckt. Des Verfassers dichterisches Behagen bildet ersichtlich der christliche Hymnus, aber wir trauen ihm überhaupt auf dem Gebiete der Lyrik Ersprießliches zu, denn sein Denken und Empfinden hat Schwingen, die ihn über das Alltägliche gedeihlich erheben. Seine Dichtersprache ist im allgemeinen lauter und ihre Mittel sind sogar reiche. Sein rhythmisches Gefühl ist ein wohlgeschultes und seine Verskunst höchst virtuos. Das alles aber soll nicht beschönigen, daß die inhaltliche Zerflossenheit und Gestaltlosigkeit des Ganzen jeden schönern Sieg ausschließt.

4. Erstlinge. Gedicht von Otto Lanz. Bern, Schmid, Francke u. Comp. 1894. 3 M.

Der Dichter sendet die Erstlinge seines Talents mit dem bescheidenen Motto in die Welt:

Verlangt von mir nicht Wein vom Rhein,
Den goldnen herbstgeklärten
Ich schenke leichten Landwein ein,
Und noch nicht reifgegärten.

Der Dichter bekundet bereits eine anmuthige Vielseitigkeit und er weiß sein Instrument bereits achtungswerth zu meistern. Vielleicht dürfen wir aus dem vorangesetzten Leitspruch aus Spitteler's „Schmetterlingen", von dem mystischen Glanze ich den Lesern d. Bl. früher einmal berichtet habe, schließen, daß Otto Lanz bei diesem ausgezeichneten eidgenössischen Kritiker mit Glück zur Schule gegangen ist. Ein Hauptvorzug dieser Poesie ist es, daß sie überall im Wirklichen wurzelt und ihre Scenerien in stetem Wandel verharren. Weite Reisen, nach denen andere minder glückliche Musensöhne ihr Leben lang vergeblich trachten und schmachten, kommen unserm Dichter zugute. Sein lebendiges Naturgefühl macht ihn schon jetzt zu einem kleinen Meister der lyrischen Vedanta. Der Brändlisberg ob Thun, der Hohentwiel, Sempach und die Grasburg erscheinen im lebendigen Wechsel. In süß schmeichelnden melodischen Dactylen feiert der Dichter Wylerwald an der Aare. Aber den reichsten Stoff bietet seiner lyrischen Landschaftsmalerei, abgesehen von den heimatlichen Hochlanden Italien, bei welcher Gelegenheit der Dichter einen willkommenen Anlaß findet, seine Goethe-

Verehrung auch in Versen zu ergießen, denen wir hier immerhin mindestens höhern Inhalt gewünscht hätten. Angenehmer wirken die niedlichen Distichen an die Flora Farnese. Auch ein Paar ansprechende lyrische Seebilder bietet uns die Sammlung. Das eine schildert einen Abend, das andere einen Morgen auf der Höhe von Gibraltar an Bord des „Francesco Crispi". Die „Liebeslieder" sind sauber stilisirt und natürlich empfunden.

5. Gedichte von D. Saul. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1893. 12. 3 M.

Auch Saul tritt zum ersten Male in die Oeffentlichkeit, und zwar hat er das Glück, seine Lieder unter dem Segel einer unserer ersten Verlagsfirmen flott zu machen, welche das schmucke Fahrzeug ihrer würdig ausgestattet hat. Der Dichter kann von Glück sagen, denn noch gebricht diesen Poesien eine bestimmtere Physiognomie. Es fehlt der frische Hauch des Ursprünglichen. Das Beste sind einige Lenau'sche Anklänge, und gerade das dient dem Dichter nicht zum Frommen, denn sein Duodezweh verdunkelt der große Lenau'sche Schmerz. Uebrigens tröstet auch er, wie Kurt von Rohrscheidt, sich gelegentlich über die Schatten, die seinen Weg verdüstern, hinweg und ermannt sich zu Versen von der Kraftfülle der folgenden:

Wenn am Himmel heut auch grau
Manche Wolken hangen,
Wollen ich und meine Frau
Doch darum nicht bangen.

Sonne, Mond und Sterne licht
Darf uns keiner rauben:
Sieht man sie vor Nebel nicht
Muß man an sie glauben.

Indessen der Grundton dieser Poesie bleibt ein kläglicher. Wenn der Dichter in die Sterne schaut, so geschieht dies mit der jämmerlichen Reflexion, daß er vom letzten Weltatome das letzte Staubkorn sei. Unsterblichkeit ist ihm ein eitles Menschenwort, auf welches er reimt: „wir werden sein wie Gras verdorrt". So entmannt den Charakter dieser Poesie ein schaler Pessimismus, der uns unfroh stimmt. Jedem Leben, das nur einigen Inhalt hat, ist auch ein positiver Werth beschieden. Wenn Kunzens Horizonte sich umnebeln, so mag sich Hinz mit Fug des Daseins und seiner Wonne freuen. Die Saul'sche Lyrik wirkt übel, denn sie wirkt verstimmend. Saul gleicht dem Manne, dem es zu Herzen ging, daß ihm der Zopf so hinten hing; er wollt' es anders haben. Derartiges persönliches Unbehagen hat aber nur geringes Recht, mit seinem kleinen Jammer die Lüfte zu erfüllen.

6. Schlummre, Schwert unter Myrthen! Von Oscar Linke. Neue Gedichte. (1883—1893.) Hamburg, Verlags-Anstalt und Druckerei, A.-G. 1894. 16. 4 M.

Oscar Linke's Sprache hat Farbe und Melodie. Seine Phantasie schwingt sich freudig bewegt durch die verschiedenartigsten Stoffkreise. Bald bewegt sie Hamlet's „schöner Gedanke" in süßer Schaffenslust, bald sind es Erich Schmidt'sche Doctrinen von der Leichtigkeit modernen Wissenswerks, das des Dichters rhythmisches Misvergnügen kitzelt. Wahrheit, Schönheit, Liebe sind im sonstigen die Leitsterne dieser Dichtung, die übrigens ohne griesgrämiges Wählen ihre Hütten baut, wo immer Blumen blühen. Diese Wahllosigkeit vielleicht ist ihr vorzuwerfen, und doch hat dieser Wechsel zwischen Ernst und Getändel, zwischen Orient und Occident, Deutsch- und Hellenenthum, Eseln und Goldhähnchen, Rosen und Edelweißsternen, Gangesblumen und Schwalbenliedern, Waldnovellen und moralischen Fabeln eine immer neue Anziehungskraft.

7. Gedichte und Aphorismen von Gräfin Margarethe Keyserling. Mit einem Vorworte von Adolf Friedrich Graf von Schack. Breslau, E. Trewendt. 1894. 8. 2 M.

Die wenigsten unserer Schriftstellerinnen vermögen leidliche Verse zu machen, sondern spinnen vielmehr die Sonnen- oder Leimfäden ihrer Einfälle in mehr oder weniger ihrem Aeußerungsbedürfniß entgegenkommender Prosa herunter. Ein Gedicht stellt eben ganz andere Forderungen an den der Dichtung Beflissenen als eine Erzählung; es heischt unbedingte Herrschaft über die Sprache, ein streng geschultes rhythmisches Gefühl, eine bedeutende metrische Sicherheit und vor allem volle Abklärung der bewegenden Gefühle und krystallhelle Verdichtung der leitenden Idee. Ansprechend zu erzählen vermag jegliche normale Frauenbildung der Zeit. Gedichte zu machen von Geschmack und Inhalt wird nur dem Talent gelingen. So sind die Kränze der Erzählerin und der Dichterin grundverschieden, denn die künstlerischen Formen der einen verharren auf der äußersten Peripherie der Kunst, während die Rhythmen und Maße der andern an das innerste Heiligthum der Poesie gebunden bleiben. Es ist eine unserer geachtetsten Novellistinnen, die in vorliegenden Blättern um den Lorber ringt, den die lyrische Muse unserer Gegenwart Isolde Kurz und Frida Schanz verlieh. Und die Gräfin Keyserling bekundet ein schönes Recht, auch ihrerseits sich dem ansehnlichen Zuge deutscher Dichterinnen anzureihen, als deren vornehmste Typen wir die Genannten preisen. Ein Geleitswort des Grafen Schack vermochte dieses Recht nicht zu erhöhen. Daß die Gräfin eine blühende Phantasie, Farben- und Formensinn und heißes Empfinden besitzt, wußten wir ja längst und all diese geistige und seelische Vielseitigkeit strahlt wieder aus ihrer Lyrik. Dahingegen wünschen wir ihr eine straffere Gebundenheit und stellenweise einen wohlthätigen Schleier. Nicht jedes Herzenserlebniß ist würdig lyrischer Verdichtung und gerade der bitterste Schmerz fordert Abtönung, soll er wirksame künstlerische Motive bilden. Ich habe die Verfasserin vor einer Reihe von Jahren einmal bedeuten müssen, daß ihre Novellistik zum Theil den Eindruck schreiender Stickereien macht. Es sind die gleichen Eindrücke, deren ich mich heute bei ihrer Lyrik nicht erwehren kann. Einiges wirkt viel zu grell, anderes war vornherein ungeeignet für lyrische Gestaltung. Discretion bildet eine Hauptnummer der Gesetzestafel, an welche die lyrische Wirkung gebunden bleibt.

Adalbert Schroeter.

# Zur Philosophie.

Die Philosophie des Metaphorischen. In Grundlinien dargestellt von Alfred Biese. Hamburg, L. Voß. 1893. Gr. 8. 5 M.

Kein Gebilde ist dem Menschen verständlicher als der Mensch selbst in seinem Thun und Leiden, und so deutet besonders der primitive Mensch jeden Vorgang in der Natur nach Analogie seines eigenen Körpers und seiner eigenen Seele. Die Methapher ist daher kein poetischer Tropus, sondern eine ursprüngliche, nothwendige Anschauungsform des Denkens. Dies ist in Kürze ausgedrückt der Inhalt des uns vorliegenden Werkes. Wer sich einmal die Mühe macht, in der Sprache, im Denken und im Dichten den Spuren des Metaphorischen nachzugehen, der muß finden, daß das, was gemeinhin in der Sprache, besonders in der Poesie, als eine künstliche oder künstlerische Redeweise, als ein blos äußerlicher Schmuck gilt, vielmehr eine naturgemäße und naturnothwendige Ausdrucksweise ist, daß das Metaphorische nicht nur in der Sprache, sondern in unserm ganzen geistigen Leben von hervorragendster Bedeutung ist, daß die Synthese des Innern und des Aeußern, die Verinnerlichung des Aeußern und die Verkörperung des Geistigen der unabweisliche Ausdruck unseres geistig-leiblichen Wesens ist. Das Metaphorische ist dem Verfasser der naturgemäße Ausfluß der centralen Nöthigung unserer ganzen geistigen Existenz, diese selbst zum Maße aller Dinge zu machen, die physisch-psychische Einheit, welche der Mensch an sich erlebt, zum Weltprincip zu erheben, den Mikrokosmos seines Ichs auf den Makrokosmus zu übertragen.

Das geistige Leben des Menschen ist einheitlich; die einzelnen Sphären desselben stehen nicht gesondert da, sondern berühren sich in beständiger Wechselwirkung; so auch die Thätigkeit des Verstandes und die Anschauung, so das Denken und das Dichten. Die Anschauung wird durchgeistigt, das Denken versinnlicht. Das Erkennen und Denken kann niemals den Charakter des Subjectiven, Anthropocentrischen verleugnen. Der Mensch ist das Maß aller Dinge; diese erfahren in seinen Sinnen, in seinem Denkvermögen eine Umgestaltung; wir wissen nur von einer Welt, so weit wir sie in uns erleben, sie den Gesetzen unseres Geistes anpassen, ihr unsere geistig-leiblichen Verhältnisse leihen. Das Denken und Erkennen muß daher von dem Methaphorischen durchsetzt sein; denn das einzige Gewisse bleibt doch immer nur das, was wir in unserm Innern selbst erfahren, das rein Geistige, das in unserm Denken wirkt, ins Unendliche hinüberweist. Verstehen heißt für uns immer nur erleben in uns, nach uns selbst umgestalten und so uns selbst erkennen. Der Stoff des Denkens, also auch die sogenannte Materie, ist daher ohne Vergeistigung nicht denkbar. Der Materialismus setzt freilich an die Stelle des Geistes die Kraft; es hat aber noch niemand zu sagen vermocht, was Kraft sei. Wir spüren an unserm Leib, wir spüren in uns die Fähigkeit der Bewegung, wir erleben an uns den Begriff der Thätigkeit in unserm Sein und in unserm Denken, und so übertragen wir sie auf die Natur und betrachten alles Sein dem unserigen analog als Energie. Kraft und Materie sind mithin metaphorische Begriffe; ihr Wesen läßt sich nicht begreifen. Es bleibt ein ewiges Räthsel, wie mit den physikalischen Thatsachen die Thatsachen des Bewußtseins sich verbinden, wie das Leben sich erzeugt, wie Bewegung, Kraft und nun gar wie die Materie zum Bewußtsein, zum Denken erwacht. So äußert sich Du Bois-Reymond über die Kraft, wie folgt: „Die Kraft ist nichts als eine versteckte Ausgeburt des unwiderstehlichen Hanges zur Personification, der uns eingeprägt ist, gleichsam ein rhetorischer Kunstgriff unseres Gehirns, welches zur tropischen Wendung greift, weil ihm zum reinen Ausdruck die Klarheit der Vorstellung fehlt. In den Begriffen von Kraft und Stoff sehen wir wiederkehren denselben Dualismus, der sich in den Vorstellungen von Gott und der Welt, von Seele und Leib hervordrängt. Es ist, nur verfeinert, dasselbe Bedürfniß, welches einst die Menschen trieb, Busch und Quell, Feld, Luft und Meer mit Geschöpfen ihrer Einbildungskraft zu bevölkern. Was ist gewonnen, wenn man sagt, es sei die gegenseitige Anziehungskraft, wodurch zwei Stofftheilchen sich einander nähern? Nicht der Schatten einer Einsicht in das Wesen des Vorgangs, aber, seltsam genug, es liegt für das innewohnende Trachten nach den Ursachen eine Art von Beruhigung in dem unwillkürlich vor unserm innern Auge sich hinzeichnenden Bilde einer Hand, welche die träge Materie leise vor sich hinschiebt, oder von unsichtbaren Polypenarmen, womit die Stofftheilchen sich umklammern, sich gegenseitig an sich zu reißen suchen, endlich in einen Knoten sich verstricken."

Wie die Kraft, ist auch die Materie selbst ein undefinirbarer Begriff, zu dessen Erklärung metaphorische, nur durch künstliche Analogie herbeigezogene Begriffe dienen müssen. Körper bietet uns die Erfahrung. Aber ein Atom, ein absolut letztes, untheilbares, innerlich starres, bestimmungsloses Körperchen ist ein völlig unfaßbares, unvorstellbares Ding, ein Abstractum; es gehört, um mit Paulsen zu sprechen, derselben trägen und denkfaulen Metaphysik an, welcher das Seelensubstantiale angehört.

Ewige Gültigkeit besitzt demnach das Wort des Goethe'schen Faust: „Du gleichst dem Geist, den du begreifst," welches positiv besagt, daß Jeder sich sein Weltbild nach seinem eigenen Ich, nach seinem eigenen Denken, Fühlen und Wollen bildet. Auch die geschlossenen philosophischen Systeme tragen den individuellen Stempel ihrer Urheber; sie wurzeln in der Wechselwirkung von Verstand und Phantasie, von Intellekt und Willen, von Denken und Dichten. Sobald wir die Welt in unsern Geist aufnehmen, der da denkt und empfindet und fühlt und von Willens-

regungen belebt ist, müssen wir sie umwandeln und das, was äußere Erscheinung ist, zum Symbol eines wie immer gearteten Innern gestalten. Diese Auffassung begegnet sich, wie Biese an der Hand der alten und der neuen Philosophie darthut, mit der großer philosophischer Denker, sie ist der Kern aller subjectivistischen Philosophie, und bildet den gemeinsamen Ausgangspunkt der deutschen idealistischen Systeme. Niemand kann dem Metaphorischen entrinnen.

Aber was soll denn alles Philosophiren, könnte man fragen, wenn es doch nur metaphorisch sein kann? Darauf erwidert der Verfasser sehr schlagfertig, daß die dieser Fragestellung zu Grunde liegende Voraussetzung falsch ist. Das Metaphorische ist eben nicht bloße Täuschung, ist nicht blos willkürliche Uebertragung des Erkannten auf das Unerkennbare, nicht blos Analogie des Bildes und der Sache, sondern es kennzeichnet die nothwendige Schranke unsers Denkens. Wie wir nun einmal als psychisch-physische Wesen organisirt sind, vermögen wir aus keinem andern Quell als eben aus diesem unserm Sein die Erklärung der Außendinge und ihrer Zusammenhänge zu schöpfen; wir können nicht umhin, dem Aeußern ein Inneres, der Welt unser seelisches Sein metaphorisch zu leihen. Der Mensch muß auf objective Wahrheit verzichten; Resignation und Demuth lehrt die Geschichte der Philosophen, weil sie uns die Grenzen unseres Wissens vor Augen führt.

Ueberdies scheidet sich scharf von der realen Wahrheit des Seins die ethische und ästhetische Wahrheit des Vollkommenseins, deren Erstrebung dem Dasein erst Sein, Bedeutung und höhern Werth verleiht und es zu einem menschenwürdigen macht. Das ist die Wahrheit im Sinne der Ideegemäßheit, die Wahrheit, welche die Idee des Seinsollens realisirt. Sie verdanken wir der Phantasie. Diese fördert den in der Tiefe der Welt, insbesondere in dem dunkeln Grunde der Menschennatur ruhenden idealen Schatz allein an das Tageslicht; sie ist die eigentliche Quelle der Ideen, welche nicht aus der Außenwelt geschöpft, sondern durch sie nur aus dem Schlafe geküßt werden. Der also entfesselte Drang, das Dasein nicht blos als daseiend anzustarren und für das materielle Interesse zu verwenden, sondern nach geistigen und idealen Gesichtspunkten zu deuten, zu verstehen und zu verwerthen, findet durch sie seine Befriedigung und Erfüllung.

Bernhard Münz.

# Feuilleton.

Der allbekannte und weitberühmte, für Redacteure, Schriftsteller und alle Literaturfreunde unentbehrliche „Kürschner'sche Deutsche Literatur-Kalender" ist für das Jahr 1894 in G. J. Göschen's Verlagshandlung in Stuttgart erschienen. Das Werk, das einer Idee des ideenreichen Herausgebers entstammt, hat sich so schnell eingebürgert, daß man heute gar nicht mehr wüßte, ohne es auszukommen. Neben den vielen technischen Schwierigkeiten mag die Lösung der Frage, wieweit neben dem Berufsschriftsteller auch der Dilettant Aufnahme heischen darf, die größte Mühe und Sorge machen. Aber wenn jeder, der einmal ein Buch geschrieben, oder gar nur in Zeitungen etwas veröffentlicht hat, aufgenommen werden sollte, müßten alljährlich mehrere Bände des Literatur-Kalenders erscheinen. Da heißt es denn die Spreu zu sondern, aber doch so, daß jede Ungerechtigkeit vermieden, und kein Berechtigter verletzt wird. Manchmal erhielt der Herausgeber bei dem unerfreulichen Geschäft der „Amputation" unerwartete Hülfe: „so kam", erzählt er in der launig geschriebenen Einleitung, „das Formular eines Jungfräuleins zurück, das mit dem Kalenderstern des literarischen Backfischthums decorirt, seit vorigem Jahr in der Gemeinschaft der Edelsten der Nation (in unserm Sinne) prangte, mit dem lakonischen Vermerk des jungen ungenannt gebliebenen Ehemannes: «Hat sich verheirathet, hat keine Erlaubniß mehr zu schriftstellern.»" Der Edle! fügt Kürschner hinzu, und der Herausgeber dieser Zeitschrift schließt sich dem mit ganzem Herzen an. Die Einrichtung ist dieselbe wie im Vorjahr: Erste Abtheilung. „I. Säcular-Semisäcular-gedenktage 1894"; „II. Literarische Rechtsverhältnisse"; „III. Literarische Vereine und Stiftungen"; „IV. Literarische Chronik". Zweite Abtheilung. „I. Lexikon deutscher Schriftsteller und Schriftstellerinnen"; „II. Deutsche Verleger"; „III. Zeitschriften und Zeitungen"; „IV. Die deutschen Theater und ihre Vorstände"; „V. Technische Anstalten und Verwandtes"; „VI. Agenturen"; „VII. Städteschau"; „VIII. Schiller-, Grillparzer- und Schweizer Preis"; „IX. Inserate".

— In den Tagen vom 29. bis 31. März d. J. wird in Leipzig eine Versammlung deutscher Historiker tagen. Aus den angesagten Vorträgen heben wir hervor: Professor Schmoller aus Berlin wird sprechen über den deutschen Beamtenstand des 16. bis 18. Jahrhunderts, Dr. von Seidlitz aus Dresden über die spätgothische Kunst im Königreich Sachsen. Die in Aussicht genommenen Berathungen werden sich verbreiten über die Stellung der alten Geschichte im gelehrten Unterricht (Berichterstatter Professor Jäger aus Köln), ferner über den Stand und die Bedeutung der landesgeschichtlichen Studien (Berichterstatter Professor von Zwiedeneck-Südenhorst aus Graz) und endlich über die Grundsätze, die bei der Herausgabe von Actenstücken zur neuern Geschichte zu befolgen sind. Für den 1. April ist ein Ausflug nach Meißen geplant. Anmeldungen nehmen Professor Lamprecht, Professor Arndt und Dr. Baldamus in Leipzig entgegen.

## Bibliographie.

Brennekam, O., Christliche Novellen. Bamberg, C. Schneider. Kl. 8. 1 M. 50 Pf.

Brinckmann, J., Ausgewählte plattdeutsche Erzählungen. Erster Band. Rostock, W. Werther. 12. 3 M.

Glossy, C., Jahrbuch der Grillparzergesellschaft. Wien, K. Konegen. Gr. 8. 10 M.

Niemann, A., Der Junggesell. Berlin, Philos.-histor. Verlag Dr. R. Salinger. 8. 5 M.

Quistorp, B. v., Geschichte der Nord-Armee im Jahre 1813. 3 Bde. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. 30 M.

Umlauft, Dr. F., Aus der Schule. Bisher ungedruckte Anekdoten und Aussprüche von Schülern und Lehrern. 3. Bdchn. Wien, C. Graeser. 12. 1 M. 20 Pf.

Urkunden zur Geschichte der neueren deutschen Literatur. Herausgegeben von E. Wolff. II.: Blätter aus dem Werther Kreis. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Verlags- und Kunstanstalt. 8. 1 M. 50 Pf.

Verschwundene, der. Culturhistorische Novelle. Bamberg, C. Schneider. Kl. 8. 60 Pf.

Walloth, W., Es fiel ein Reif ...! Leipzig, W. Friedrich. 8. 4 M.

Wolf, W., Gesammelte musik-ästhetische Aufsätze. Stuttgart, C. Grüninger. 8. 1 M. 20 Pf.

Wundt, Th., Wanderungen in den Ampezzaner Dolomiten. Berlin, R. Mitscher. Hoch 4. 20 M.

# Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.


Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Die Gewinnbetheiligung.

Untersuchungen
über
Arbeitslohn und Unternehmergewinn
von
**Victor Böhmert.**

Zwei Theile. 8. Geh. 11 M. Geb. 13 M.

*(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 32. und 33. Band.)*

In dem Werke gibt der Verfasser, Director des königl. sächsischen Statistischen Bureau und Professor der Nationalökonomie am Polytechnikum zu Dresden, die Resultate einer auf fast alle Länder und Erwerbszweige ausgedehnten internationalen Enquête über die Gewinnbetheiligung und ähnliche Lohnsysteme bekannt. Nach einer gründlichen Darlegung und Beleuchtung der verschiedenen theoretischen Ansichten werden insbesondere die praktischen Erfahrungen von mehr als hundert grossen und kleinen Unternehmern, sowie Urtheile von zahlreichen Arbeitnehmern über ihre Arbeits- und Lohnverhältnisse mitgetheilt. Noch nirgends ist alles thatsächliche Material zur Erörterung der Lohnfrage in solcher Vollständigkeit zusammengestellt worden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Vergnügen und Schmerz.

Zur Lehre von den Gefühlen.

Von **Léon Dumont.**

8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

*(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 22. Band.)*

Das vorliegende Werk des rühmlichst bekannten französischen Verfassers beginnt mit der metaphysischen Untersuchung des Gefühlsvermögens überhaupt und betrachtet dann vom Standpunkt der Psychologie die verschiedenen Gattungen von Lust und Schmerz, wie sie im Bewusstsein des Menschen und der Thiere zur Erscheinung kommen, sodass es sich im ganzen zu einer geistvollen populären Aesthetik gestaltet.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Timbuktu.

Reise durch Marokko, die Sahara und den Sudan
ausgeführt im Auftrage der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland
in den Jahren 1879 und 1880
von
**Oskar Lenz.**

Zweite unveränderte Auflage.

Zwei Bände. Mit 57 Abbildungen und 9 Karten. 8. Geh. 8 M. Geb. 11 M.

Infolge der kriegerischen Ereignisse in Marokko und der Einnahme Timbuktu's, des uralten Handelscentrums des Westsudan, durch die Franzosen ist die allgemeine Aufmerksamkeit auf diesen Theil Afrikas gelenkt worden. Die in diesem Werke gebotene Schilderung der grossen Expedition des bekannten Afrikareisenden Dr. Oskar Lenz in jene Gegenden Nordwestafrikas wird daher von neuem auf besondere Theilnahme rechnen können, zumal diese zweite Auflage durch wesentlich billigern Preis (die erste Auflage kostete 24 M.) viel weitern Kreisen zugänglich gemacht wurde.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Die Insel Capri.

Idylle vom Mittelmeer
von
**Ferdinand Gregorovius.**

Zweite Auflage. 8. Cart. 1 M. 80 Pf.

Diese elegante Separatausgabe der classischen Schilderung von Capri aus Gregorovius' „Wanderjahren in Italien" ist nach dem Wunsche des Dichters zunächst bestimmt, von den Besuchern Italiens mitgeführt zu werden; sie empfiehlt sich aber durch ihre zierliche Ausstattung auch für den heimischen Büchertisch.

## Korfu.

Eine ionische Idylle.
Von
**Ferdinand Gregorovius.**

Zweite Auflage. 8. Cart. 1 M. 80 Pf.

Seiner Skizze der Insel Capri stellte Gregorovius ein Bild von Korfu an die Seite, jenem ionischen Eiland, das mit dem doppelten Reize griechischer Natur und homerischer Mythe geschmückt ist.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Briefe
## an eine Freundin

von
**Wilhelm von Humboldt.**

Zwölfte Auflage.

Mit einem Facsimile, einem Vorwort und Sach- und Namenregister.

8. Geh. 4 M. 50 Pf. Geb. 6 M.

Das berühmte Buch, welches durch die geistvolle Aussprache über die tiefsten, den denkenden Menschen bewegenden Fragen des Lebens und durch die edle ungekünstelte Sprache zu einer bleibenden Zierde der deutschen Nationalliteratur geworden ist, liegt bereits in zwölfter Auflage vor.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Schau um dich und Schau in dich.

Dichtungen von
**Julius Hammer.**

33. Auflage. Miniaturausgabe.
Geb. m. Goldschn. 2 M.

Jubelausgabe.
Geh. 4 M. 50 Pf. Geb. 6 M.



Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 8. — 22. Februar 1894.



Inhalt: John Brinckman als Prosaiker. Von Albrecht Dau. — Emil Marriot. Von Theodor von Sosnosky. — Schilderungen aus Afrika, Java und Amerika. Von Alfred Kirchhoff. — Militärschriften. Von Victor Kurs. — Neue Dramen. Von Friedrich Kummer. — Russische Literatur. Von Bernhard Münz. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.


## John Brinckman als Prosaiker.

In nächster Zeit werden Brinckman's Prosawerke in zwei Bänden vorliegen, von denen der erstere, bereits erschienene, den „Kasper-Ohm un ick" enthält, während der zweite die kleinern Erzählungen in einer Auswahl umschließen wird; „Uns Herrgott up Reisen" endlich wird in Zukunft separat ausgegeben werden.*) Von einer Besprechung des „Kasper-Ohm un ick" glaube ich hier um so mehr absehen zu müssen, als sich dies Hauptprosawerk Brinckman's einmal schwerlich in der gebotenen Kürze zeichnen läßt, zum andern, weil es auch gerade in neuester Zeit verschiedentlich eine eingehendere Beurtheilung erfahren hat.

Es mag daher genügen, an dieser Stelle kurz der hervorstechendsten Schönheiten des genannten Romans zu gedenken: des aus unerschöpflichem Born quellenden prächtigen, lebensfrischen Humors, eines Ausflusses der über Schicksalsdruck und Lebensmisère hoch erhabenen Bonhomie des Autors, der meisterhaft gehaltenen Charakterzeichnung der Haupt- wie der Nebenpersonen, der fesselnden Darstellungsweise, des in Wort und Behandlung des Sujets zum Ausdruck kommenden echt niederdeutschen Gehaltes des ganzen Romans. Kein Wunder, daß der Gesammteindruck ein tiefgehender ist. Wer sich mit den kleinen Schwierigkeiten der eigenartigen Diction abgefunden **) und den „Kasper-Ohm" einmal gründlich gelesen hat, wird ihn gewiß immer wieder zur Hand nehmen.

Bedarf somit Brinckman's hervorragendste Prosadichtung heutigentags kaum mehr eines Geleitschreibens, so ist es um so mehr geboten, auch einmal etwas ausführlicher, als es bisher geschehen ist, der kleinern Schriften Brinckman's zu gedenken, zumal sie, wenn auch ihrem künstlerischen Werthe nach verschieden, so doch alle in Form wie Inhalt getreue Spiegelbilder mecklenburgischer Verhältnisse bieten. Stellt man nun diese kleinern Erzählungen in Vergleichung mit dem „Kasper-Ohm", so ergibt sich ein beachtenswerthes Moment: während sich in letzterm Roman neben dem tollen, übersprudelnden Humor auch, besonders in den Schlußaccorden, ein der Situation angemessener Ernst bemerkbar macht, so wiegt in den kleinern Erzählungen zumeist ein bestimmtes Moment vor: entweder durchweht sie — und das sind die meisten — derselbe launige und frische Humor, wie wir ihn im Kasper-Ohm schätzen gelernt haben, oder sie tragen vorwiegend ein ernsteres Gepräge.

Zur erstern Gruppe stellt sich vor allem das köstliche Seestück „Peter Lurenz bi Abukir". Auch hier zeigt Brinckman sich als Meister in der Charakterzeichnung. Erleichtert wurde ihm diese allerdings in diesem Falle dadurch, daß er ein greifbares Gebild in dem reichen Schatze seiner Erinnerung vorfand. In den Glossen zu „Kasper-Ohm un ick" sagt er ausdrücklich, daß er den wunderlichen Peter Lorenz noch persönlich gekannt habe, und er selbst gibt die beste Charakteristik von ihm, wenn er sagt: „Wie der Ritter von der traurigen Gestalt sich an Ritterromanen irre las, so that das Peter Lorenz an der Politik seiner großen Zeit, bis er daran überschnappte, weil es ihm, obschon er viel von der Welt gesehen, an wahrer Bildung und sittlichem Fond gebrach, er sich so selbst mit allen Haupt- und Staatsactionen seiner Periode zu identificiren begann, und zuletzt die ganze Politik in wegwerfender souveräner Verachtung des objectiven Thatbestandes in der subjectivsten Weise ausschließlich um seine eigene Person concentrirte." Darin liegt eine befriedigende Erklärung einer so eigenartigen psychologischen Monstrosität, wie es Peter Lorenz ist, und zugleich der Schlüssel zu der anfänglich ungereimt erscheinenden Thatsache, daß der Mann selbst auch wirklich an sich glaubte. Aehnliche

*) Sämmtliche prosaische Schriften John Brinckman's sind im Verlage von W. Werther in Rostock erschienen.

**) Es ist das nach dem Erscheinen der fünften Auflage um so leichter, als die Orthographie derselben, soweit es angängig, nach der Reuter'schen umgeändert ist, und zugleich die dem hochdeutschen Leser unverständlichen Ausdrücke in reichhaltiger Weise erklärt sind.

Charaktere werden Brinckman in seinen Jugendjahren recht häufig begegnet sein, und er war der Mann danach, diese ihre Abnormitäten mit scharfem Auge zu erfassen und sie im Gedächtnisse festzuhalten, um sie später in der glücklichsten Weise wiederzugeben. Nimmt man von Peter Lorenz das Ungeheuerliche weg, so ergibt sich eine dem Kasper-Ohm nach mehr als einer Seite hin gleichartige Persönlichkeit.

Die Hauptpointe der kleinen Erzählung bildet das Verhalten des Peter Lorenz vor und während der Schlacht bei Abukir, deren erfolgreichen Ausgang Nelson — der übrigens prächtig-humorvoll aufgefaßt ist — allein seinem Beirath und seiner wichtigen nautischen Erfindung dankt. Peter Lorenz hat nämlich eine grundgescheite Erfindung gemacht: „dunn kreg de Navigatschon dörch mi einen Schupps (Stoß) bet in dat negste Johrdusend rinner — mit ein Wurd, dunn erfünn ick de horizontale Peilung un den submarinen Pegel mit den dutwelten Sneller, un ahn de hadd de Slacht bi Abukir in desen Lewen nich von den Engelsmann gewunnen warden kunnt, un was ick nich tau rechter Tid doräwer tankamen, denn hadd de Engelsmann dor ok seker mit 'ne lange Näs' von aftrecken müßt, as de Dähn bi Gadebusch" ... Und nun beginnt das Non plus ultra von Aufschneiderei: Kaum ist Peter Lorenz dem Admiral gemeldet, da läßt ihn „Sir Horäschio Nelson" mit allen militärischen Ehren empfangen und bietet ihm sogar Brüderschaft an: „Sei mein Freund, Peter! Alle großen Männer sollten Dutzbrüder sein!" Das wird selbst dem gläubigen Zuhörer etwas stark: „Dor kann Ein, de dat hürt, jo ok rein dat Stillswigen äwer krigen!" — säd dunn Herr Block un nippt en lütt beten an sin Glas." In demselben Ton geht es nun weiter bis zur ehrenden Erwähnung des Peter Lorenz im Siegesbulletin; da aber zeigt sich die ganze Großartigkeit eines „Rostocker Börgers":

„Holt!" — säd ick dunn tau Nelson — „Stop, mein Junge, dat schriw' ick nich. Mi genäugt dat, dat du dat weist un mi Din Anerkennung nich verseggst ... Es wird mir immer eine theure Erinnerung bleiben, mit Dir auf demselben Quarterdeck gestanden zu haben. För Geld un Gunst verköfft Peter Lurenz sick nich!"

„Piter, besinn Di!" — säd Nelson dunn noch — „Sir Peter Lawrence, Knight of the Bath? Dat kost't mi man ein Wurd, Piter, wat denn? Wist Du nich?"

„Dauh mi de einzigste Leiw, Horäschio, un lat dat! Ick heww mi all besunnen." —

Eine Perle niederdeutscher Dichtung, der Sprache wie dem Inhalt und der Composition nach, ist das kleine Länschen: „Voß un Swinegel odder dat Brüden (Necken) geiht üm." Das gemüthvolle Verhalten zur Thierwelt, wie es dem deutschen Charakter von jeher eigen gewesen ist, und als dessen Ausfluß ja ein selbständiger, abgeschlossener Literaturzweig, die Thiersage, anzusehen ist, wiegt naturgemäß in den Strichen Deutschlands vor, in denen Landwirthschaft betrieben wird. Daher denn auch nirgend mehr als in Niederdeutschland sich Histörchen aus der Thierwelt vorfinden, denen überall ein reges Interesse entgegengebracht wird. Dieser Rubrik gehört auch die obengenannte launige Erzählung an, die gelegentlich eines in dramatisch-lebhaften Farben geschilderten Erntebieres der Lehrer des Dorfes inmitten einer Gesellschaft älterer Bauern vorträgt. Voß und Swinegel, der erstere heimtückisch und boshaft, der letztere gutmüthig, aber dem Fuchse gegenüber stets auf seiner Hut, rencontriren öfters, und bei einer solchen Gelegenheit will der gerade verdrießliche Fuchs den armen stacheligen Gesellen in einer Wassergrube ertränken. Dieser entrinnt mit genauer Noth dem Tode und rächt sich nun dadurch an seinem Todfeind, daß er ihm in der Gefahr die Nothröhre versperrt, sodaß der Fuchs erschossen wird: „De Swinegel säd äwerst dorup tau sick sülst: Schad is dat üm em doch, denn hei was en smucken un klauken Kirl, — man dat hei so fünsch un venin'sch (giftig, hinterlistig) was. Hadd hei mi nich so häßlich mitspelt, mücht hei wol hüt noch nich sonn slicht Enn namen hebben" ...

Das ganze Stückchen ist in prächtig lebendigen Farben und in der behaglichen epischen Breite gehalten, wie sie ja gerade der niederdeutsche Erzählungston so glücklich zu treffen weiß. Der Anfang des eigentlichen Läuschens (Seite 6 fg.) bietet eine wunderbar schöne Schilderung der ländlichen Natur zur Herbstzeit, wie wir sie nicht schöner in Brinckman's lyrischen Gedichten („Vagel Grip") vorfinden; auch sie legt Zeugniß dafür ab, mit welcher Liebe und Sorgfalt der Verfasser die umgebende Natur sowie das Leben in ihr beobachtet haben muß; nur so ist die prächtige Detailmalerei in jenem Abschnitte erklärlich.

Durchweg ernstere Töne schlägt Brinckman in seinem „Generalreder" an, in dem er uns wechselvolle Bilder aus dem Leben eines Rostocker Kapitäns entrollt. Eine genauere Inhaltsangabe ist bei der Eigenartigkeit des Stoffes schwer zu geben; ich beschränke mich daher darauf, die Hauptpersonen und ihr Verhältniß zueinander kurz zu skizziren.

In der Unterwarnow liegt der „Kopernikus", ein schmuckes Barkschiff, zum Auslaufen bereit; Grund genug für den Vater des jungen Kapitäns, diesem für seine erste Fahrt eine gute Lehre auf den Weg zu geben. Der alte Herr hat vieles erlebt: frohe und sehr ernste Stunden hat sein Leben gesehen. In einem Moment der bittersten Verzweiflung, als seine schöne, neuerbaute Brigg, der „Agamemnon", in Gefahr ist, versteigert zu werden, erinnert ihn „Humpel-Davids", ein alter geistig und körperlich krüppelhafter Seebär, an den „Generalreder" —: „Ja, ja, Keppen (Kapitän) Heuer, de Generalreder hett en widen Kikut (Ausguck). De sitt baben in de Mars von de Welt un verlett keen irlich Rostocker Stadtkind, wenn Holland in Not is." — Und just zur rechten Zeit schickt der Generalreder dem Verzweifelten als rettenden Engel den „Reeperöllsten Bahl", durch dessen Beihülfe der Agamemnon seinem Besitzer glücklich erhalten bleibt. In der eingehenden Schilderung dieser eben skizzirten

Partie liegt der eigentliche Schwerpunkt der ganzen Erzählung. Doch sind auch die vorhergehenden und nachfolgenden Erlebnisse in den ansprechendsten Farben gehalten; nirgend läßt Brinckman's Erzählungsgabe es zu einer Erlahmung des Interesses kommen. Stempeln schon Stoff, Inhalt und Diction den „Generalreder" zu einem würdigen Seitenstück zum „Kasper-Ohm", so tritt diese Verwandtschaft beider auch nach andern Richtungen hervor. Wie im Kasper-Ohm, so erweist Brinckman auch hier wieder seine Meisterschaft in der Charakterdarstellung. Gewiß würde der Totaleindruck ein unverhältnißmäßig geringerer sein, wären die handelnden Personen minder prägnant gezeichnet. So aber erzielen Brinckman's Geschicklichkeit in der Darstellung und die Kunst, mit der er die hervorstechendsten Charakterzüge seiner lebenswarmen Gestalten consequent festzuhalten versteht, zusammen eine ungetheilte, stetig sich steigernde Theilnahme des Lesers.

Im Vordergrund steht Kapitän Heuer, der Erzähler selbst, ein biederer Charakter und Ehrenmann, der den Glauben an Gott und die Menschheit nicht verloren hat, trotzdem ihm die mehr als zweifelhaften Elemente, die seinen Weg kreuzen, übel genug mitgespielt haben. So vor allen sein Jugendfreund „Gust Schwank", ein vollendeter Schuft, dessen Maxime die Sentenz ist: Thue nie etwas Gutes, damit dir nichts Böses widerfahre; so ein anderer Schulfreund, der Agent Möpper, ein zwar gutmüthiger, aber äußerst leichtsinniger Mensch, der freiwillig Schiffsparten am „Agamemnon" übernimmt, aber auch in diesem Falle den Schiffseigner im Stiche läßt, und ihn so dem Hofrath Brümmer ins Garn treibt. Es ist eine äußerst unsympathische Figur, dieser alte, glattrasirte, geldgierige Wucherer und Halsabschneider mit seinem katzenfreundlichen Entgegenkommen und seinem hartgesottenen Herzen, der die Nothlage seiner Zeit in der gewissenlosesten Weise auszunutzen versteht: „He hadd namen, wo he't funnen hadd, un hadd't funnen, wo't nich verluren wir, un hadd sin Avkatenangelhaken utsmäten in dat grote bittre Unglück von de Tid un dor richtig rute angelt, wat he sin Glück heeten ded."

Alle drei ereilt das gerechte Walten der Vorsehung: Agent Möpper endet als Trunkenbold im Armenhaus; Hofrath Brümmer ist als gichtbrüchiger Greis an seinen Rollstuhl gebannt, und Gust Schwank wird in abgerissener Kleidung als Leiche aus dem Kielwasser des „Agamemnon" gezogen.

So wird gewiß jeder, der für den „Generalreder" ein Stündchen erübrigen kann, ihn mit Befriedigung wieder aus der Hand legen; einige wenige allerdings unsalonmäßige Derbheiten in der Ausdrucksweise können nur sehr sensiblen Naturen den Genuß beeinträchtigen.

Da Brinckman, wie gesagt, ein scharfer Beobachter und gewiegter Charakterdarsteller ist, so darf es uns nicht wundernehmen, wenn er in seinem „Mottche Spinkus un de Pelz" in geradezu classischer Weise den jüdischen Jargon, jüdische Denk- und Handlungsweise mittels der allerdings stark vergrößernden Lupe der komischen Darstellung vorführt. Man lasse nur die Komik der dem kleinen Stückchen zu Grunde liegenden Begebenheit, die eigenartige durch die Verschmelzung des Judendeutsch mit dem Plattdeutschen entstehende Ausdrucksweise auf sich wirken — und man wird aus dem Lachen nicht herauskommen. Blickt auch hier und da der Satiriker durch, so vermag er doch gegen den harmlos-gutmüthigen Erzähler nicht aufzukommen. Mottche Spinkus und seine beiden Söhne Heimann und Simon sind reale, aus dem vollen Menschenleben herausgegriffene Gestalten, und der verschmitzte Jakob Knotenheimer erinnert nach mehr als einer Seite hin an den David der Reuter'schen Stromtid; ist doch auch sein Grundsatz: „Geschäft is Geschäft! Woher soll es kümmen, wann es nich kümmt von das Geschäft! Waiß ich en Abnehmer for den ersten Pelz, werd ich auch wissen en Abnehmer for den swaiten. Will es nich her von die Dodigen, soll es mich her von die Lebendigen!"

Ein drittes Läuschen Brinckman's: „Höger up" kann sich getrost Reuter's „Dörchläuchting" an die Seite stellen.

Ein Wort noch über Brinckman's „Uns Herrgott up Reisen", das von nun an allein seinen Weg gehen soll. Auch diese Erzählung, in der von der gemeinschaftlichen Reise Gottvaters und seines Widerparts, des Teufels, durch die mecklenburgischen Lande, von ihren gegenseitigen Rencontren und sonstigen Erlebnissen die Rede ist, leidet an einer oft bis zur Ermüdung durchgeführten Weitschweifigkeit, die sich besonders einem Nicht-Mecklenburger fühlbar machen wird; mehr noch, wie in „Höger up", findet der Verfasser Gefallen an längern Reflexionen und Monologen, die zunächst dem Herrgott als dem Vertreter des sittlichen Prineips, zufallen. Der Autor mag selbst gefühlt haben, daß eine derartige Darstellung auf die Dauer das rege Interesse abschwächen müsse, und hat deshalb zwei Episoden größern Umfanges eingelassen, von denen die erstere, die Erzählung von den tragikomischen Erlebnissen dreier Handwerksburschen in einem mecklenburgischen Landstädtchen nicht allein in übermüthig-launigem Ton gehalten ist, sondern auch zwischen den Zeilen versteckte derbe Wahrheiten enthält und satirische Streiflichter auf manche Gepflogenheiten unseres guten Mecklenburgs der Vorzeit wirft, während die Schlußperiode, ohne jegliche Spur falscher Sentimentalität, die rührend-schöne Lebensgeschichte zweier Twäschen (Zwillinge) bringt, die von ihrer unnatürlichen Mutter eines körperlichen Fehlers wegen grausam behandelt, erst dann, als das Mutterherz aus dem Feuer einer überwältigenden Gewissensangst geläutert hervorgeht, in ihre naturgemäßen Rechte eingesetzt werden, und in der Folge zu wackern Menschen erwachsen. Ein so meisterhafter Schluß gleicht nicht nur manches Unebene wieder aus, er verräth auch ein wahrhaft poetisches Gemüth.

Albrecht Dau.

# Emil Marriot.

Neben Baronin Ebner-Eschenbach, Baronin Suttner und Ossip Schubin, den namhaftesten Schriftstellerinnen Oesterreichs, ist deren Landsmännin Emil Marriot (Emilie Mataja) verhältnißmäßig nur wenig bekannt. Sehr mit Unrecht, denn sie verdiente es vollauf, ebenso gelesen zu werden wie Frau Suttner und Ossip Schubin.

Schon in ihrem ersten Buche, dem Roman „Egon Talmors" (Wien, A. Hartleben, 1880), hat sie die ausgetretenen Gleise des Schablonenromans gemieden und dabei eine herbe Kraft gezeigt, die Beachtung verdiente; auch der düstere Pessimismus, der, wie die Folge lehrte, für sie so charakteristisch ist, macht sich schon in diesem Erstlingswerke bemerkbar. Trotzdem kann man aber doch nicht behaupten, daß dieses Buch ihre Eigenart klar zum Ausdruck gebracht habe. Die prägt sich erst in Marriot's nächstem Buche, „Die Familie Hartenberg" (Berlin, Lehmann, 1883 *]), scharf aus. Erst wenn man dieses gelesen hat, kann man auch in jenem die Ansätze ihrer künstlerischen Art aufspüren, allerdings nur insofern, als darin drei mehr oder weniger unglückliche Ehen vorkommen. Marriot hat nämlich eine ausgesprochene Vorliebe dafür, die Schattenseiten der Ehe zu zeigen. Die Aeußerungen, die sie Alfons, dem Sohne der Familie Hartenberg, in den Mund legt, sind ein beredtes Zeugniß für die üble Meinung, die sie über die Ehe hat. Aber nicht nur auf die Ehe allein, auf das Familienleben überhaupt, ist sie sehr schlimm zu sprechen, ja vielleicht ist sie's auf die Ehe nur darum, weil diese das Familienleben begründet, das sie so grimmig anfeindet. Sie läßt Alfons sich folgendermaßen darüber äußern:

Ich hasse das Familienleben. Nur in den Büchern geschildert nimmt es sich schön aus ..., im Leben jedoch zeigt es sich von einer ganz andern Seite. Wirf einmal (Alfons spricht zu einem Freunde) einen Blick in die erste beste Familie! Studire das häusliche Leben von tausend Familien! ... Du wirst beinahe in jeder einen Krebsschaden, ein Uebel, ein Gespenst entdecken, die an sich genügen, das sogenannte Familienglück zum Märchen zu machen. Langeweile jedoch ist der Grundton eines jeden, selbst des besten Familienlebens. Dazu gesellt sich der Zwang, den es nothwendig auferlegt. Man hat die schwierige Aufgabe mit so und so vielen Menschen auszukommen, dem Geschmacke, den Wünschen so und so vielen Rechnung zu tragen, und bietet auch alles auf, um mit diesen so und so vielen in Eintracht zu leben, da man nun einmal gezwungen ist, mit ihnen auszuharren und Unfriede im Hause das Widerlichste ist, was es geben kann. Auf diese Weise opfert sich einer für den andern, denn in der Familie hört man auf Individuum zu sein und ist nur noch ein willenloses Glied der Familie.

Ein anderes mal entgegnet Alfons seinem Vater mit Leidenschaft:

Familie! Höre ich dieses fatale Wort schon wieder! Seit meiner ersten Jugend wird mir vorgesagt, daß ich eine Familie und darum schwere Pflichten habe, seit meiner ersten Jugend plage ich mich wie ein Zugpferd für diese Familie. ... Und wenn ich mir endlich die Frage vorlege: was gibt sie dir denn, diese Familie? Womit bezahlt sie dich denn? Wie vergilt sie dir deine Arbeit und Mühe und Sorgen? Da lautet die Antwort: Sie hat die Gnade, dir gewogen zu sein, so lange du dich wie ein Tanzbär von ihr an der Kette führen lässest ... wenn du jedoch einmal die Kühnheit haben solltest, an dich selbst zu denken, dann wird sie dir Beschuldigungen aller Art ins Gesicht schleudern und wird dir sagen, daß du kein Recht habest, für dich selbst zu leben, daß all deine Gedanken, deine Kraft, deine Arbeit, ihr, nur ihr gehören.

Daß Alfons über das Familienleben so denkt und spricht, kann man ihm nicht verargen, es ist ganz begreiflich; er hat dabei eben seine Familie im Auge, und bei der trifft alles zu, was er behauptet. Indem er seine Ansichten aber auf das Familienleben überhaupt ausdehnt, urtheilt er zwar verzeihlich, aber ungerecht subjectiv.

Nun sind aber seine Ansichten auch die der Verfasserin; das geht aus dem ganzen Buche hervor, und sie zeigt das auch in ganz unzweifelhafter Weise, indem sie — nicht durch Alfons' Vermittelung — sondern direct folgende wenig einladende Schilderung eines Abends im Familienkreise entwirft:

Bei der Familie Hartenberg sah es am Abend genau so aus wie bei allen Familien, wenn das Souper vorüber ist. Man weiß nicht recht, was man thun soll, man spricht, schweigt, gähnt, sieht auf die Uhr, wundert sich, daß es nicht später ist — und freut sich im stillen auf die nächtliche Ruhe.

Bei allen Familien soll es so aussehen? Das ist denn doch zu viel gesagt! Es soll ja nicht geleugnet werden, daß das Familienleben im allgemeinen viel zu wünschen übrigläßt, daß es im geheimen oft sehr von dem Scheine abweicht, den es zur Schau trägt: aber gar so schlimm ist's gottlob doch noch nicht! Marriot urtheilt ebenso ungerecht subjectiv als ihr Interpret Alfons. Ob sie dieselben Gründe dazu hat wie er, entzieht sich der öffentlichen Discussion.

Man kann sich kaum etwas Ungemüthlicheres vorstellen, als die Stimmung des vorliegenden Buchs. Sie ist der eines Landregentages vergleichbar; wie an einem solchen verhüllt ein trostlos einförmiges, schmuziges Grau alle Schönheiten der Welt und stimmt einen trübsinnig und mismuthig. Ueber der Familie Hartenberg liegt die Unzufriedenheit wie eine düstere Novemberwolke, und Alfons spricht diese Stimmung seinem Freunde gegenüber auch aus, indem er eingesteht: „Wir alle leiden an demselben Uebel, an der Unzufriedenheit." Das Buch hätte statt „Die Familie Hartenberg" darum auch ebenso gut „Die Unzufriedenen" heißen können.

Marriot hat einige Jahre später auch wirklich ein Buch herausgegeben, das diesen Titel führt (3 Bde., Berlin, Freund u. Jeckel, 1888).

Nachdem sie eine Zeit lang anderes geschrieben, ist sie wieder zurückgekehrt in die trübselige niederdrückende Land-

*] Dieses Werk sowie alle andern der Verfasserin, die in erster Auflage nicht bei Freund u. Jeckel in Berlin erschienen, sind nachträglich in diesen Verlag übergegangen.

regenatmosphäre der „Familie Hartenberg“. Diesmal betont sie aber nicht so sehr die Unzufriedenheit im Familienleben, sondern im allgemeinen. Sie läßt Zastrow, der ihr gleich Alfons als Sprachrohr für ihre Ansichten dient, über die Unzufriedenheit folgendes sagen:

Ich bin nicht böse darüber, daß ich unzufrieden bin, denn wenn ich es bin, fühle ich mich angetrieben, alle meine Kräfte anzuspannen, das Mögliche und Unmögliche zu wagen, um mich emporzuringen. Nein, ich bin nicht zufrieden, denn ich bin ehrgeizig, ich denke nicht an das wenige, was ich bereits gethan habe, ich blicke auf jene, welche mehr als ich geleistet haben, ich will sie erreichen, überflügeln. Haben sie Tüchtiges geleistet, warum nicht auch ich? Lassen wir den Zufriedenen ihre läppische Ruhe, sie sind vielleicht glücklicher als wir, aber sie werden niemals etwas Bedeutendes leisten. . . . Wir leben ja nicht, um glücklich zu sein, sondern um etwas zu leisten. Zufriedenheit! Was besagt das Wort anderes als bequemes Stillestehen!

Dann faßt er seine Theorie mit den Worten zusammen:

Unzufriedenheit mit sich selbst ist berechtigt und meistens fördernd, Unzufriedenheit mit den andern gewöhnlich nichts Besseres als verletzte Eigenliebe.

Ob die Personen des Romans nun mit sich selbst unzufrieden sind oder mit den andern, oder mit beiden Theilen: jedenfalls sind sie's alle in ebenso hohem Grade wie die Mitglieder der Familie Hartenberg. Ueberhaupt erinnert dieses Buch lebhaft an jenes. Man trifft so manche Figur von dort hier wieder, nur entsprechend verändert: da ist die leidenschaftliche Stephanie in „Mignon“ aufs neue erstanden; da ist der skeptische, sarkastische Alfons wieder, diesmal unter dem Namen Felix Zastrow; da ist ferner der alte mürrische Hartenberg, doch hat er sich in Weiberkleider gesteckt und heißt Frau Berger; die leichtsinnige Olga aber tritt, nur etwas herabgekommen, als Mignon's Schwester auf; und in Elsa könnte man bei einigem guten Willen eine entfernte Aehnlichkeit mit der tadelsüchtigen Emma entdecken; sogar die Namen der zwei ungemüthlichen Familien ähneln einander. Hartenberg dort, Nordenberg hier. Was die neuen Gestalten des Romans betrifft, so bedeuten sie keinen erfreulichen Zuwachs: der launenhafte, empfindliche Künstler (Manesco), der demokratische Philantrop, der sich mit Weltverbesserungsplänen trägt (Hell), die verbitterte alte Jungfer (Huber) und das mysteriöse schöne Zigeunerkind (Ilona) sind ziemlich verbrauchte Typen. Eine wirkliche Bereicherung des Personals ist dafür der alte Nordenberg mit seiner unverwüstlichen Heiterkeit, die so harmlos scheint, als käme sie aus dem unschuldigsten Herzen. Nicht gut kann es auch geheißen werden, daß der Erstickungstod Ilona's durch deren ahnungsvollen Widerwillen gegen Rauch im voraus angedeutet wird. Derlei mag für einen Sensationsroman passen, einer so bedeutenden Schriftstellerin wie Marriot steht ein solches Mittelchen nicht gut an. Uebrigens hat sie schon in „Egon Talmors“ den Tod der Heldin ähnlich im voraus angedeutet, sogar noch viel plumper, nämlich auf den Ruf des Käuzchens und den Böses verkündenden Ausgang des Kartenorakels, also durch ganz verbrauchte Romankniffe.

Keinesfalls bedeutet der Roman „die Unzufriedenen“, so trefflich der psychologische Theil auch gelungen ist, ein so starkes Talent er auch zeigt, einen Fortschritt; er ist nur eine zweite, verschlechterte Ausgabe der „Familie Hartenberg“.

In dem Buche, das nach dem eben genannten Roman erschienen ist, hat Marriot ein Gebiet betreten, an dem die Erzähler bis dahin ziemlich achtlos vorübergegangen sind, nämlich das Leben der katholischen Geistlichkeit. Das Buch heißt „Der geistliche Tod“ und ist nicht nur Marriot's bisher beste Leistung, sondern überhaupt eine der besten in der modernen deutschen Erzählungsliteratur. Mit vollem Rechte kann man dieses Buch ein Meisterwerk nennen, eine Bezeichnung, die heutzutage freilich an die nichtigsten Machwerke verschwendet wird.

Es gibt wol wenige Bücher, die so tief zu ergreifen, zu erschüttern vermögen wie „Der geistliche Tod“. Diese Wirkung wird aber nicht etwa durch wohlberechnete Spannungs- und Rührkniffe erzielt: nein, in diesem Buche wird alles schlicht und nüchtern erzählt, genau so, wie's im wirklichen Leben geht, und dennoch oder vielmehr ebendeshalb ist die Wirkung so mächtig.

Dieses Buch wird wol von den meisten als ein Angriff auf die katholische Kirche im allgemeinen und auf das Cölibat im besondern angesehen und darum in seiner Tendenz von den Klerikalen getadelt, von deren Gegnern gebilligt werden.

Prüft man es aber ohne Voreingenommenheit und mit Sorgfalt, so wird man finden, daß der Held, Georg Harteck, nicht durch das Cölibat unglücklich geworden ist, das ihn daran hindert, dem Zuge seines Herzens zu folgen, sondern durch die verständnißlose Roheit und Bosheit der Menschen, namentlich seiner Vorgesetzten.

Er ist als ein viel zu genügsamer, fügsamer Charakter gezeichnet, als daß er seine unerlaubte Neigung zur Tochter des Arztes nicht überwunden und sich mit seinem Schicksal leidlich abgefunden hätte, wenn er nur liebevoll oder doch freundlich behandelt worden wäre; man hat ihn aber in jeder erdenklichen Weise verfolgt und gequält und ihn schließlich systematisch getödtet, indem man ihn, bei seiner zarten Gesundheit, in jene entlegene Bergeinöde versetzte, deren rauhem Klima und mühvolle Seelsorge schon seine Vorgänger zum Opfer gefallen sind, und die darum vom Volke „Der geistliche Tod“ genannt wird.

Mit ebenso wenig Recht als man behaupten kann, Harteck sei durch das Cölibat zu Grunde gerichtet worden, darf man Marriot Gehässigkeit gegen den katholischen Klerus vorwerfen. Gewiß ist der Dekan, Harteck's Vorgesetzter, ein roher, stumpfsinniger Mensch, gewiß trägt er mit Schuld an dessen Tod: aber er ist kein eingefleischter Bösewicht. Und hat Marriot neben ihn und sein blindes Werkzeug, den übrigens auch nicht bösartigen Mönch, nicht den braven P. Joachim, Harteck's Freund, hingestellt? Was ist das für ein tüchtiger Mann! Und doch ist auch er ein Priester, und zwar voll Ueberzeugung und Eifer!

Wäre Marriot dem geistlichen Stande feind, so hätte sie diese Gestalt gewiß nicht geschaffen! Daß sie auch die Schattenseiten dieses Standes gezeigt hat, spricht nur für ihre Objectivität.

Geradezu Sympathie für ihn verräth sie in ihrem nächsten Werke, der zweibändigen Novellensammlung „Mit der Tonsur" (Berlin, Lehmann, 1887).

Welch guter Mensch ist der Pfarrer in der Novelle „Unser Anton"! Wie mannhaft, ja heroisch widersteht der junge Kaplan in „Anathema sit!" der auf ihn einstürmenden Versuchung! Und dasselbe gilt von Johannes in der gleichnamigen Erzählung. Selbst dort, wo es so nahe läge, gehässig zu werden, bei der Charakterzeichnung des Jesuiten Andersky, in der Novelle „Askese" hat Marriot ihre Objectivität bewahrt und ihn nicht, wie es in der Erzählungsliteratur nachgerade Tradition geworden, als gleißnerisches Scheusal hingestellt, sondern als einen weltklugen berechnenden Menschen.

Die Stimmung der letztgenannten Geschichte, der ein ähnlicher Gedanke zu Grunde liegt wie Daudet's „Evangelistin", ist ebenso düster und unbehaglich wie die der nichtgeistlichen Romane Marriot's.

Um so erfreulicher wirken daher die ihr in dem Buche folgenden zwei Novellen: „Hochwürden mein Sohn" und „Unser Anton", in denen die Verfasserin die ihr eigene Schroffheit erheblich gemildert hat. In der letzten zertheilt sich sogar das düstere Gewölk, das sonst auf Marriot's Erzählungen zu lasten pflegt, und ein Sonnenstrahl dringt hervor, freilich nur von der scheidenden Sonne, aber er webt um sie einen Schimmer wehmüthiger Resignation, der nicht ohne Poesie, ja, was bei Marriot noch mehr sagen will, nicht ganz ohne Humor ist.

Im zweiten Bande der Sammlung ist von diesem Sonnengruß nichts mehr zu bemerken. Der Himmel ist wieder wolkenschwer und finster. In der Novelle „Anathema sit" ist es aber nicht die gewisse trübe anfröstelnde Landregenstimmung, sondern eine dumpfe drohende Gewitterschwüle, und die gewaltige Leidenschaft, die diese Geschichte mit elektrischer Spannung erfüllt, bricht schließlich auch los. Tritt die Versuchung in dieser Novelle in Gestalt einer verkommenen Dirne an den Priester heran, so thut sie's in „Johannes" in der einer blasirten Weltdame: beide male scheitert sie an dem festen Widerstande der Pflichttreue.

Bemerkenswerth ist an dieser Novelle, daß die erwähnte Weltdame eine echte Unzufriedene ist und wol etwas an Stephanie aus der „Familie Hartenberg" erinnert, ebenso wie Advocat Bellmann in seiner kühlen sarkastischen Art an Alfons und Zastrow, und der Pfarrer in seiner stumpfsinnigen Roheit an den Dekan im „Geistlichen Tod".

Bezeichnend für Marriot's Denkweise ist es ferner, daß das Familienleben auch in diesen geistlichen Novellen, sofern es überhaupt in Betracht gezogen wird, fast durchwegs sehr übel wegkommt.

Wie so viele Autoren hat eben auch Marriot ihr Steckenpferd: das zerrüttete Familienleben.

Auch in ihrem jüngsten Buche, dem Roman „Moderne Menschen" *) führt sie's wieder vor, und diese Schilderung des unerquicklichen Lebens in der Familie Koniwald ist auch das Beste an dem Buche, es ist mit einer Schärfe dargestellt, die etwas an Gustav Schwarzkopf's satirische Art erinnert, mit dem sie in ihrer Lebensauffassung überhaupt manche Aehnlichkeit hat. Was ihr neues Buch aber sonst bietet, ist sehr wenig. Es ist ja, wie wol alles, was sie schreibt, verständig, aber dürr und leblos. Es ist, als habe sie es ohne innere Nöthigung geschrieben, es fehlt ihm die Idee oder die Person, die interessirt, und der Titel, der größere Erwartungen weckt, macht die Enttäuschung, die die Lektüre des Buchs bringt, noch empfindlicher. Marriot hätte besser gethan, es ungeschrieben zu lassen, denn außer ihrem Erstlingswerke ist es das Schwächste, was sie bisher geschrieben hat.

Ueberhaupt ist ihr dringend zu empfehlen, das zerrüttete Familienleben in Zukunft nicht mehr zum Vorwurf oder zum Scenarium zu wählen; wenn sie es schon durchaus nicht lassen kann, möge sie sich damit begnügen, flüchtige Streiflichter darauf zu werfen. Thut sie das nicht, so setzt sie sich dem Vorwurf der Langeweile aus, den der Einseitigkeit kann man ihr schon jetzt nicht ganz ersparen.

Was die Sprache Marriot's betrifft, so ist sie klar, aber nicht schön und nicht flott, sogar nicht frei von grammatischen Verstößen, wie in der „Familie Hartenberg". An der ihrer Personen ist zu rügen, daß sie von der Vergangenheit immer im Imperfect redet, was erstens in Oesterreich, wo ihre Erzählungen sich abspielen, nicht einmal in den höchsten Kreisen im Gebrauch ist, und zweitens nicht einmal immer der Grammatik entspricht, im Gegentheil. Das ist übrigens ein Fehler, den sie mit fast allen Erzählern gemeinsam hat, der aber bei ihr um so tadelnswerther ist, als sie ihre Gestalten möglichst lebenswahr darzustellen sucht. Diesem Bestreben widerspricht es auch, daß die Personen ihre Ansichten so äußern, als ob sie darüber regelrechte Vorträge hielten, auf die sie sich sorgfältig vorbereitet haben. So wie sie spricht im wirklichen Leben niemand.

Es wäre lebhaft zu wünschen, Marriot möge endlich die allgemeine Anerkennung finden, die ihr großes eigenartiges Talent so sehr verdient. Vielleicht würde sich ihre Bitterkeit dann etwas mildern, und das Düster, das über ihren Werken lastet, sich verlieren!

Theodor von Sosnosky.

---

*) Moderne Menschen. Von Emil Marriot (Emilie Mataja). Berlin, Freund u. Jeckel. 1894. 8. 3 M.

# Schilderungen aus Afrika, Java und Amerika.

1. Mit Emin Pascha ins Herz von Afrika. Von Franz Stuhlmann. Berlin, D. Reimer. 1893. Lex.-8. 25 M.

In vornehmster Ausstattung und versehen mit werthvollen landschaftlichen wie ethnographischen Abbildungen beschreibt dieses umfang- und inhaltreiche Werk die letzte Expedition, die Emin Pascha in Begleitung des deutschen Naturforschers Dr. Franz Stuhlmann von Bagamoyo aus ins westliche und nordwestliche Innere von Deutsch-Ostafrika unternahm. Das Werk ist so vortrefflich geschrieben, daß jeder Deutsche seine Freude daran haben und keiner es ohne vielseitige Belehrung aus ihm zu schöpfen lesen wird. An dem Faden einer schlichten Berichterstattung über den Verlauf der Expedition entrollt sich uns eine Reihe der anschaulichsten Bilder von Land und Leuten der Nordhälfte unseres größten Schutzgebietes. Einige Abschnitte sind nach dem Dictat Emin Pascha's niedergeschrieben, so die Erzählung über die Ereignisse in der einstmaligen Aequatorialprovinz des Pascha's nach Abmarsch der Stanley'schen Expedition, ferner die Darstellung des Negervolks der Alur am obern Nil. Ganz besonders fesseln natürlich die von Stuhlmann eingeflochtenen, wie alles den Stempel rückhaltlosester Wahrhaftigkeit tragenden Mittheilungen über den unvergeßlichen Pascha selbst: über sein Wesen, das Ziel seiner letzten Pläne und den tragischen Ausgang seines Lebens bis wenige Monate vor seinem Tod, über dem noch heute der Schleier eines nicht ganz aufgeklärten Geheimnisses ruht.

Unter dem Donner der Geschütze des Bagamoyo-Forts fand am 26. April 1890 in fröhlicher Stimmung der Aufbruch statt. Die soldatische und Trägermannschaft der Expedition zählte nach Hunderten, was bei den elenden Wegen, die obendrein zufolge der begonnenen Regenzeit arg aufweichten, für das Fortkommen auf dem Marsch manche Schwierigkeit bot. Indessen alles ging unter der praktischen Oberleitung glatt von statten; der Pascha that es allen übrigen Führern zuvor im Aushalten der Strapazen, im Ordnung halten und strenger Ausführung seiner wissenschaftlichen Arbeiten (Wegaufnahme, Witterungsbeobachtung, zoologisch-botanischer Forschung) selbst beim anhaltend strömenden Regen. Ohne irgendeinen belangreichen Unfall zu erleben, marschirte man durch das schöne Gebirgsland Usagara, dann jenseits Mpapua durch die unerfreulichern Buschwildnisse des flachern Hochlandes Ugogo und gelangte nach Unyamwesi, wo der Pascha an dem wichtigen Handelsplatz Tabora (an der Trennungsstelle der Wege westlich nach dem Tanganikasee und nordwärts nach dem Victoria-Nyansa) trotz aller sich ihm entgegenstellenden Hemmnisse die Gründung einer deutschen Station und somit eigentlich die erste feste Begründung deutscher Herrschaft in dieser Nachbarschaft der großen Seen durchführte.

Weiteste Kreise wird es überraschen, was der Verfasser beim Bericht über diese erste Hälfte des Marsches von Emin's religiöser Stimmung offenbart:

An den Abenden pflegten wir gewöhnlich im Zelt des Pascha beisammen zu sitzen, und dabei drehte sich gerade in diesen Tagen gelegentlich der Anwesenheit der Missionare das Gespräch besonders häufig um Fragen geistlicher Natur. Man hat dem Pascha häufig Gleichgültigkeit in religiösen Sachen, besonders seinen Uebertritt zum Mohammedanismus vorgeworfen. Aber weder Mangel an Religion, noch viel weniger pekuniäre Vortheile waren es, die ihn zu diesem Schritte bestimmten, sondern nur die Ueberzeugung, daß ihm allein auf diese Weise die Möglichkeit gegeben war, sein Culturwerk durchzuführen und sich unter der mohammedanischen Bevölkerung heimisch zu machen. Er hat zwar in seiner Provinz äußerlich die mohammedanischen Gebräuche befolgt, in seinem Innern aber ist er ein guter Protestant geblieben. Wenn während der Reise unsere Zelte dicht nebeneinander standen, so konnte ich häufig abends hören, wie er vor dem Niederlegen noch lange Zeit auf protestantische Weise betete. Er war nicht kirchlich, wol aber sehr religiös gesinnt.

„Wenn ich auch die Resultate der neuen naturwissenschaftlichen Forschungen kenne und von ihnen überzeugt bin", sagte er mir manchmal, „so ist es mir doch eine große Beruhigung, wenn ich, sobald ich auf mich allein angewiesen bin, in schweren Momenten mich an etwas Höheres anklammern und im Gebete neue Kraft finden kann."

Es folgte der Weitermarsch nach dem Victoria-See, die Gründung der Bukobastation an dessen Westufer, ein Besuch Ugandas seitens Stuhlmann's allein und schließlich der bis vor kurzem noch uns so räthselhaft gewesene Zug Emin's in den fernsten Nordwesten des deutschen Gebietes, ja über dessen Grenze weit hinaus. Jetzt erst erfahren wir, was der Pascha bei dieser Grenzüberschreitung im Schild führte: er wollte in jener Nachbarschaft seiner einstmaligen Provinz am Albert Eduard- und am Albert-See die Reste seiner Getreuen sammeln und an deren Spitze gen Westen ziehen, um das Hinterland von Kamerun für das Deutsche Reich zu besetzen. Leider waren die wenigen Mannschaften, die er von seiner alten Truppe noch antraf, so verlottert, daß er damit allein seinen kühnen Plan unmöglich ausführen konnte. Indessen Stuhlmann blieb treu an seiner Seite mit denjenigen Soldaten der der Expedition beigegebenen Abtheilung unserer Schutztruppe, die nicht in den neu eingerichteten Stationen zurückgelassen waren. Trotzdem scheiterte aber der Plan im Beginn seiner Ausführung. Tage lang mußte man sich durch Landschaften hindurchquälen, in denen keinerlei genügende Nahrung zu erwerben war. Man versuchte zuletzt von gekochten Kürbisblättern das Leben zu fristen; als aber die Träger vor Hunger und Erschöpfung sterbend am Wege liegen blieben, gab der Pascha gebrochenen Herzens den Befehl zum Rückmarsch. Das Maß des Unheils füllte sich durch Umsichgreifen einer gefährlichen Pockenepidemie, sodaß schließlich Emin den selbstlosen Entschluß faßte, mit den Kranken einstweilen zurückzubleiben und Stuhlmann mit den Gesunden heimzusenden. Die Tren-

ung ist eine endgültige geworden. Die letzten Briefe des Paschas an Stuhlmann (hier in genauem Facsimile abgedruckt) sind von dem fast gänzlich Erblindeten im Januar 1892 geschrieben worden; sie beweisen, daß er trotz aller Misserfolge durchaus nicht den Tod suchte, sondern immer noch hoffte, an die Küste, ja in die liebe deutsche Heimat zu den Seinen zurückzukehren. Das aber ward ihm nicht beschieden.

2. Die Wahrheit über Emin Pascha. Von V. Hassan. Zweiter Theil. Berlin, D. Reimer. 1894. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Der Schlußtheil dieses Werkes, dessen ersten Theil wir schon früher an dieser Stelle angezeigt haben, beschäftigt sich mit den Ereignissen in Emin's Aequatorialprovinz vom Mai 1884 ab und sodann mit dem Rückzug des Paschas sammt denen, die sich ihm anschlossen, unter Stanley's Führung nach der Küste. Das brutale Auftreten des letztern tritt uns in drastischen Scenen vor Augen; wer es noch nicht glaubt, der mag sich aus dieser Darstellung eines Augenzeugen davon überzeugen, daß Stanley's „Rettungszug" nichts als eine egoistische Mache gewesen, und Stanley's wüthender Aerger eben dadurch verursacht worden war, daß es ihm weder gelang Emin's Land noch Emin's Elfenbeinschätze zu erbeuten, ja Emin selbst, unmittelbar nachdem er als „Geretteter" wie im Triumph in Bagamoyo eingebracht, — in deutsche Dienste trat. Was Vita Hassan über die Angriffe der Mahdisten aus Emin's Provinz, und über den durch Stanley's barsches Eingreifen zum Ausbruch gebrachten Militäraufstand in dieser Provinz erzählt, darf man als schätzbares Detail für eine künftige Geschichtsdarstellung jener Vorkommnisse willkommen heißen, eine solche selbst ist es jedoch nicht. Hassan befand sich zwar meist in unmittelbarer Nähe des Paschas, zuletzt als dessen einziger europäischer Gefährte, indessen in das innere Getriebe der Politik, in die letzten Motive seines Herrn hatte er wol nicht immer einen genügend klaren Einblick. Der wird sich uns wol erst enthüllen, wenn die zum Glück gut verwahrt in Dar-es-Salâm liegenden Tagebücher Emin's über die besagten Vorgänge im Druck vorliegen werden.

3. Eine botanische Tropenreise. Von Prof. Dr. G. Haberlandt. Leipzig, W. Engelmann. 1893. Gr. 8. 8 M.

Ein botanischer Fachmann schildert uns hier seine Reise über Bombay und Singapore nach Java, ganz ausführlich die reichen Ergebnisse der Forschungen, die er dort über das tropische Pflanzenleben anstellte, auch in hübschen Skizzen Javas Thier- und Volksleben, schließlich die Eindrücke eines neuntägigen Aufenthalts auf Ceylon und der Heimreise durch den Suezkanal über Unterägypten.

Die im Vordergrund dabei stehenden Forschungen botanischer Art sind so anziehend und so lichtvoll erörtert, daß auch der Laie sie mit Genuß verfolgt. Sie beziehen sich auf gewichtige Fragen von allgemeiner Bedeutung: auf die Anpassung des tropischen Organismus an das Klima, an das gedämpfte Licht im geschlossenen Urwald und auf das Zusammenleben tropischer Gewächse mit gewissen tropischen Thierarten, namentlich den Ameisen. Das Verständniß wird wesentlich unterstützt durch Abbildungen nach schlichten, aber recht lehrreichen Bleistiftentwürfen des Verfassers an Ort und Stelle. So lernt man eine ganze Reihe charakteristischer Züge der Tropenwelt überhaupt an javanischen Einzelbeispielen ursächlich begreifen, während man sie sonst gewöhnlich nur äußerlich beschreiben hört: die Formenfülle der Tropengewächse bei scheinbarer Blumenarmuth, die eigenthümliche Tektonik des tropischen Baumstamms mit seinen brettartigen Strebepfeilern am Grunde, die Gestaltung der Blätter, die biologischen Anpassungen von Blüte und Frucht, die Epiphyten sowie die wundersamen, vielartigen Schlinggewächse, die wir in den Tropen als Lianen bezeichnen.

4. Amerika. Von Prof. Dr. W. Sievers. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1893. Lex.-8. 15 M.

Das nach Erscheinen der Erstlingslieferung dieses Buchs in den vorliegenden Blättern ausgesprochene günstige Urtheil bestätigt sich nun gegenüber dem vollendeten Ganzen vollkommen. Jeder der drei Bearbeiter hat denjenigen Theil Amerikas, der ihm auf Grund seiner eigenen Reiseerfahrungen am vertrautesten war, mit Zuhülfenahme der besten neuern Literatur nach allen Hauptseiten klar und sachgemäß, dabei durchaus geschmackvoll, nie in den Katalogstil ausartend, geschildert.

Noch niemals haben wir in unserm deutschen Bücherschatz ein Werk besessen, das wie dieser stattliche Band die „neue Welt" so treffend und so gleichweit entfernt von Weitläufigkeit und lehrbuchartiger Knappheit zur Darstellung gebracht hätte, keins vor allem, das mit so vorzüglichen Karten und Abbildungen in Schwarz- wie Farbendruck den Gegenstand verdeutlichte wie dieses.

5. Peru. Von E. W. Middendorf. Erster Band. Berlin, R. Oppenheim. 1893. Gr. 8. 16 M.

Der Verfasser hat ein Vierteljahrhundert in Peru zugebracht, und unternimmt es nun nach so eingehendem Bekanntwerden mit diesem Lande, es in drei Bänden zu beschreiben. Dieser erste Band beschäftigt sich allein mit Perus Hauptstadt Lima, gibt jedoch bei dem weiten Umfang, den er sich für jedes einzelne Kapitel gönnt, schon einen hübschen Ueberblick über die Zusammensetzung der Bevölkerung Perus im Ganzen, über dessen Klima, sein Staatswesen und sein Volksleben.

Wie vorurtheilsfrei der Verfasser urtheilt, zeige seine Charakteristik der Limenierinnen. Er rühmt sie als gute, ja aufopfernde Mütter, gibt zwar zu, daß sie zumal willensschwache Gatten schon oft durch ihren unbändigen Hang zur Verschwendung und zum Luxus ruinirt haben, versichert aber, daß der Vorwurf maßlosen Leichtsinns und ungezügelter Sinnlichkeit, den man ihnen gemacht hat, weit über die Grenze der Wahrheit hinausgehe:

Man ist bei uns gewohnt, von dem heißen Blut und dem feurigen Temperament der Südländerin zu sprechen, als ob die tropische Hitze wie ein Blasebalg die Flammen der Leidenschaft anfachte. Das verhält sich nun in Wirklichkeit anders. Die Hitze erzeugt vor allem Faulheit, und diese ist eine Macht, der sich auch die Liebe nicht zu entziehen vermag. Die Heftigkeit leidenschaftlicher Ausbrüche steht im Verhältniß zu dem Druck der Umstände, wodurch sie niedergehalten werden. Hier lastet dieser Druck nicht schwer, und ich erinnere mich nicht, daß in Lima junge Leute des einen oder andern Geschlechts aus Liebeskummer sich ein Leides angethan hätten. Daß ein Mädchen von anständiger Familie aus dem Hause ihrer Eltern entfloh, oder entführt wurde, ist zwar vorgekommen, aber so selten, daß ein solches Ereigniß immer das größte Aufsehen erregt hat. Die jungen Mädchen wachsen im Salon auf, hören von Kindheit an den Unterhaltungen der Erwachsenen zu, und nehmen sehr frühzeitig daran Antheil, ohne daß es ihnen verwiesen wird. Ueber alles, was ihrer Mutter bei Ankunft neuer Geschwister zugestoßen ist, wissen sie genau Bescheid und sprechen darüber mit den Besuchern. Von alledem, was man Illusionen der Jugend und Unwissenheit der Unschuld nennt, ist bei ihnen nicht die Rede. Sie sind daher viel zu weltklug, um sich in ein Liebesverhältniß mit einem jungen Mann einzulassen, das nicht Aussicht auf ein legitimes Ende hat. Sie wollen vor allem heirathen, das Verlieben ist dabei Nebensache. Und man kann es den Mädchen im Grunde nicht verargen, daß sie in dieser Hinsicht so nüchtern denken. Der Gelegenheiten zu standesgemäßen Ehen sind im ganzen nur wenige, und die Sitzengebliebenen haben jetzt nicht einmal den Trost, Bräute Christi werden zu können, denn Raum zum Wohnen gibt es in den Klöstern allerdings im Ueberfluß, aber nicht hinreichend zu essen.

Alfred Kirchhoff.

# Militärschriften.

1. Der große Krieg von 189—. Ein Zukunftsbild von Kontre-Admiral P. Colomb, Oberst J. S. Maurice, Hauptmann F. N. Maude, Archibald Forbes, Charles Lowe, D. Christie Murray und F. Skudamore. Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von Dr. Emil Albert Witte. Mit einer Vorrede von Generallieutenant z. D. H. von Below. Dritte Auflage. Berlin, K. Siegismund. 1894. Gr. 8. 4. M.

Generallieutenant von Below führt im Vorwort des Buchs an, daß dieses in England berechtigtes Aufsehen erregt hätte. Daß auch von der deutschen Uebersetzung schon nach wenigen Monaten eine dritte Auflage nöthig geworden ist, scheint dafür zu sprechen, daß es auch in Deutschland zahlreiche Leser gefunden hat. Dies ist aber sehr viel verwunderlicher als das Vorwort einräumt. Denn wenn englische Leser an so allgemein gehaltenen phantastischen Kampfesschilderungen, wie sie die sieben Herren Verfasser bieten, auch Gefallen finden mögen, so ist das doch von deutschen Lesern, die militärische Dinge richtiger zu beurtheilen verstehen, eigentlich kaum zu erwarten gewesen.

Die Verfasser haben, was zum mindesten geschmacklos ist, ein Attentat auf den Prinzen Ferdinand, den Herrscher Bulgariens, anticipirt und lassen aus dieser Ursache mit der ganzen, in Nebendingen klaren, in den Hauptsachen nichts erklärenden Erzählerkunst englischer Zeitungscorrespondenten einen Weltkrieg entstehen, in dem Bulgarien, Oesterreich, das Deutsche Reich, Italien, die Türkei und England auf der einen, Serbien, Rußland und Frankreich auf der andern Seite kämpfen. Das Resultat des Krieges ist, daß — England von Rußland und Frankreich verschiedene Vortheile erlangt, während die Landgrenzen der einzelnen kriegführenden Staaten, abgesehen von der Schaffung eines selbständigen Polens als eines „Pufferstaates", durchweg unverändert bleiben. Daß die Herren Verfasser diese Schaffung des polnischen Pufferstaates als Erfüllung eines Wunsches der österreichisch-ungarischen und der deutschen Regierung hinstellen, charakterisirt ihre geringe politische Einsicht ebenso, wie ihre Annahme, ein siegreiches Frankreich werde wegen Erschöpfung oder Furcht vor anrückenden deutschen Verstärkungen oder gar englischen Drohungen Elsaß-Lothringen nicht wieder fordern. Auch die Erfindung eines geheimen Vertrages, auf Grund dessen die Deutschen Belgiens und Luxemburgs Neutralität nicht zu achten brauchen, ist eine heitere Leistung.

Das Kokettiren mit der Kenntniß von angeblichen Thatsachen, wie es das Buch aller Orten betreibt, wird verhängnißvoll, wenn diese Thatsachen nicht „stimmen"; die an und für sich bei einem Werke, das ungefähr vier Land- und drei See-Kriegsschauplätze behandelt, gar nicht erforderliche Angabe von Details erhält einen komischen Beigeschmack, wenn diese Details eben auch nicht „stimmen".

So knüpfen sich z. B. an das Generalstabsgebäude in der Moltkestraße zu Berlin an und für sich keinerlei „Erinnerungen aus der Zeit des Anfangs des letzten großen Kriegs"; denn damals stand das „Generalstabsgebäude" in der Behrenstraße 66. Die 1. Kürassiere sind nicht Garde-Kürassiere. Der Commandant eines deutschen Kreuzers, der auf die Anfrage einer englischen Privatyacht die Antwort signalisirt: „O ja, das sind die Russen, wir werden sie schlagen. Adieu!", soll wol noch geboren werden. (Beiläufig bemerkt, spricht man vom Flaggschiff, nicht vom Flaggenschiff. Das Wetter klart auf, nicht: klärt auf.) Vor dem Tage von Sedan war „mit Armeen" rechts, nicht links geschwenkt worden. Wenn einer Batterie „die sichere Aussicht auf Tod nicht nach dem Geschmack" ist, so protzt sie auf; abgeprotzt hat sie eben vorher.

Zu derartigen kleinen Ausstellungen gibt das Buch, wie gesagt, durch die Aufdringlichkeit Veranlassung, mit der es Details bringen will.

Für den Mangel an Sachkenntniß, der das Werkchen in belustigender Weise auszeichnet, mögen folgende Stellen als Belege dienen. Ein deutsches Armeecorps wird ge-

legentlich „von Offizieren der topographischen Abtheilung" (scil. des Generalstabs) geführt. Seite 188 heißt es: „Meiner Stellung gerade gegenüber rückte die (deutsche) Infanterie mit fast noch größerer Präcision voraus (sic!), als sie bei einer Parade an Kaisers Geburtstag entfaltet. Ja, ich sah sogar die Offiziere halten und thatsächlich die Richtung verbessern. Ich brauche nicht erst zu sagen, daß diese lebenden Zielscheiben in diesem Augenblick ihrer pedantischen Thorheit von einem Kugelregen durchbohrt wurden. Seite 20 „schließt sich der deutsche Kaiser mit zwei Generalen zu einem Rathe ein".

Für den Truppentransport von der deutschen Ostgrenze nach Frankreich wünscht der eine der Herren Verfasser den Deutschen „einige von unsern englischen Betriebsdirectoren". Daß diese in Bezug auf Kenntniß deutscher Eisenbahnverhältnisse, namentlich aber der deutschen Truppenbeförderungseinrichtungen, sich im Stande der Unschuld befinden, und daß die letztbezeichneten Einrichtungen sich 1870 recht gut bewährt haben, stört ihn nicht. Auch in anderer Beziehung ist das Urtheil über die Engländer recht freundlich. So heißt es Seite 173: „Keine andere europäische Macht (als England) würde mit der gleichen Leichtigkeit und Sicherheit die gefährliche russische Armee .... erreicht und vernichtet haben".

Soviel über den Inhalt. Nun zur Form. Diese wird der Hauptsache nach auf Conto des Uebersetzers kommen. „Ohne zum Glück jemanden zu treffen" heißt es statt „zum Glück, ohne jemanden zu treffen." Graf Waldersee hat einen bösen Sturz vom Pferde „gehabt". Die Place Verte in Antwerpen wird zum Masculinum gemacht. Die Weichsel bei Wlokawek wird als „so breit wie tief" bezeichnet, sodaß der Leser die Wahl hat, sie sich einen Meter breit oder etwa vierhundert Meter tief vorzustellen. „Wie der König hinwies" wird gebraucht für „Wie der König ausführte".

2. Der Krieg von 1806 und 1807. Bearbeitet von Oscar von Lettow-Vorbeck, Oberst a. D. Dritter Band. Der Feldzug in Polen. Mit einer Uebersichtskarte und acht Skizzen. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. 1893. Mittel-8. 5 M. 50 Pf.

Nach der Durchsicht eines Buchs wie des unter 1. besprochenen an das Studium eines ernsten Werkes wie das des Oberst von Lettow zu gehen, ist geradezu erfrischend. Denn so trübe für den Preußen und Deutschen die Jahre 1806 und 1807, die Zeiten der Rathlosigkeit und Unentschlossenheit, der Kopflosigkeit und der niedrigen Gesinnung gewesen sind, sie liegen lange genug hinter uns, um das peinliche Gefühl, das ihre Schilderung an und für sich hervorzurufen geeignet ist, nicht aufkommen zu lassen; man folgt vielmehr mit lebhaftem Interesse den scharfsinnigen Ausführungen des überall gewissenhaft und nach Möglichkeit ohne Voreingenommenheit untersuchenden und gerecht urtheilenden Verfassers.

Zunächst sei einer Ausstellung Raum gegeben. Der Verfasser begründet die Kürze, mit der er den Fall der preußischen Festungen behandelt hat, damit, daß dieser von Höpfner erschöpfend geschildert und daß seitdem nichts neues darüber erschienen sei. Abgesehen davon, daß wenigstens für Glogau das Werk des Generals von Below manches neue bringt, sollte man doch meinen, daß die in jenen Plätzen geführten Festungsgeschichten in den Archiven theils der betreffenden Festungen selbst, theils des Kriegsministeriums noch vorhanden seien, und dem Verfasser auf seinen Wunsch zugänglich gemacht worden wären.

Stilistische Flüchtigkeiten, wie sie sich auf den Seiten 27, 115, 171 und 177 finden, hätten ausgemerzt werden sollen, sind indessen in einem Werke, das weit mehr auf die Forschung selbst Werth legt, als auf die Form, in welcher deren Resultate mitgetheilt werden, nicht allzu streng zu beurtheilen.

Die Schlüsse, zu denen der Verfasser gelangt, sind etwa folgende.

Napoleon hat den Feldzug in Polen mit derselben genialen Begabung geführt, die er bis dahin gezeigt hatte. Die Unkenntniß des Landes, in dem seine Heere fochten, darf ihm nicht in dem Maße zur Last gelegt werden, wie dies einem Feldherrn der heutigen Zeit gegenüber am Platze wäre. Die personellen und pecuniären Mittel, mit denen er den Krieg führte, sind überschätzt worden. Als ein in gewissem Grade doch immer von der Volksgunst abhängiger Herrscher durfte er Frankreich weder an Leuten noch an Geld große Opfer zumuthen. Die reichen Hülfsquellen Frankreichs waren für ihn nicht „reich", viel weniger — nach dem Lieblingsausdruck vieler Beurtheiler Napoleon's — unerschöpflich. Wahr ist dagegen, daß er seinen Unterfeldherrn ihre Entschlüsse dadurch erschwerte, daß er ihnen halbwahre oder unwahre Nachrichten zukommen ließ. Ferner fehlte es Napoleon für gewisse Dinge an einer Art Schulung, deren Vorzüge auch die glänzendste Begabung nicht immer ersetzen kann. Seine Truppen waren weder so vorzüglich wie die einen behaupten, noch so unzuverlässig und widersetzlich wie die andern sie schildern.

Auf Seiten der verbündeten Preußen und Russen wurde mangelhaft, theilweise schlecht disponirt; die preußischen Führer konnten sich zum Theil von angeerbten Vorurtheilen nicht losmachen, schadeten dadurch ihren Truppen und nützten ganz unmittelbar den feindlichen.

Daß der Verfasser häufig bei der Beurtheilung des in der Vergangenheit Geschehenen kritische Streiflichter auch auf die Gegenwart fallen läßt, mag der Einheitlichkeit der Darstellung schaden. Sachlich ist gerade dieser Theil seiner Ausführungen von besonderm Interesse. So die Schilderung des polnischen Kriegsschauplatzes, die Beurtheilung der Kosaken, die Vergleiche zwischen der Promptheit, mit der die Ersatztruppen Napoleon's ins Feld kamen, und der Langsamkeit, mit der die deutschen Ersatztruppen 1870 zur Verwendung gelangten, sowie anderes mehr. Die Gerechtigkeitsliebe des Verfassers läßt ihm die damaligen Leistungen auf französischer Seite ebenso überlegen erscheinen, wie er in einem andern Falle die „hinter der

Front agirenden" französischen Heerestheile mit einer allgemeinen Erfahrung, die auch auf deutscher Seite nicht fehle, entschuldigt, der nämlich, daß die eiserne Zucht der in der Front stehenden Truppen da aufzuhören pflegt, wo die Truppenverbände gelöst oder gar nicht vorhanden gewesen sind, wie hinter der Front operirender Armeen.

Von der Sorgfalt, mit der der Verfasser Quellen benutzt, geben die Stellen über Kneseбeck's und Grolmann's Aeußerungen die besten Belege. Sie sind jedoch zu lang, um auch nur im Auszuge mitgetheilt werden zu können.

Das Buch des Oberst von Lettow sei hiermit allen Historikern und Militärs bestens empfohlen.

3. Der Militarismus im Deutschen Reich. Eine Anklage-Schrift von einem deutschen Historiker. Dritte Auflage. (8. bis 10. Tausend.) Stuttgart, R. Lutz. 1893. 60 Pf.

Es ist wahr, von einem preußisch-nationalen Heer konnte man zur Zeit des ersten schlesischen Kriegs noch nicht sprechen. Zum dienen verpflichtet zu sein war das Loos der Armen, gezwungen zu dienen das Loos Zahlreicher, dienen zu wollen der Entschluß verhältnißmäßig weniger „Geworbener"; denn zu dienen, nicht als Offizier oder allenfalls Unteroffizier, sondern als Gemeiner, galt dem Bürgerssohn als eine Schande, in Preußen so gut wie anderwärts. Auch von einem preußisch- oder gar deutsch-nationalen Bewußtsein waren im Heere wenig mehr als einige Spuren vorhanden. Was war es denn nun, was dem Soldaten von damals trotz aller schimpflichen und elenden Behandlung einen Soldatenstolz anerzog und erhielt, was war's, was sein Auge freudig und zuversichtlich aufleuchten machte, wenn er den königlichen Feldherrn, dem doch der Soldat als Individuum nichts und kaum als Theil der Masse etwas galt, erschaute? Doch wol schwerlich etwas anderes als das Gefühl, lebendiges Glied eines ruhmreichen Ganzen zu sein! Und, als mehr denn hundert Jahre später, jene unvergeßlichen Tage der Mobilmachung von 1870 kamen, als der gewaltige Strom nationalen heiligen Zornes und flammender nationaler Begeisterung die wenigen Schwachen des Volkes zur Seite schleuderte, was war es, was jenen Strom hatte entstehen und fließen machen? Das Gefühl der hohen Pflicht, als Sohn des Landes das Vaterland, als kleiner Theil des Ganzen dieses Ganze schützen zu müssen! Mit andern und nüchternen Worten: In beiden Fällen trat die eigene Individualität zurück hinter das Bewußtsein der Zugehörigkeit zu einem Ganzen. Was diese Individualitäten einigt und zu einem Ganzen zusammenfaßt, mag aber vielleicht schon mit unter den Begriff jenes „Militarismus" fallen, den der Verfasser obengenannten Schriftchens bekämpft, bekämpft „in der Armee, in seiner Einwirkung auf die bürgerliche Gesellschaft und den Volksgeist im Staate, in der Regierung, Verwaltung und Gesetzgebung" und — der Verfasser datirt das Vorwort zur ersten Auflage aus der Pfingstwoche 1893 — „um die Militärvorlage".

Kein Vernünftiger wird leugnen, daß die Ausführungen des „Historikers", der übrigens den weiten Blick eines solchen mehrfach vermissen läßt, mitunter das Richtige treffen, daß häufig die Uebertragung militärischer Anschauungen auf rein bürgerliche Verhältnisse vom Uebel ist, daß manches in den deutschen Heerestheilen reformbedürftig sein mag, u. s. w. Aber andererseits wird dennoch kein Vernünftiger das Schriftchen ernst nehmen können; dazu gibt sich sein Verfasser gar zu viele Blößen. Nur einige davon seien in nachfolgendem bezeichnet.

Deshalb, weil bei den über 25 Jahr alten, an sich activ wahlberechtigten Personen, die dem Heere angehören und etwa 12 Procent desselben ausmachen mögen, das active Wahlrecht ruht, behalten sie doch an dem, was der Reichstag über militärische Dinge beschließt, das allergrößte Interesse; was ist also daran verwunderlich, daß der Kaiser sich activen Offizieren gegenüber in Bezug auf die Chancen der Heeresvorlagen äußert? — Zu „mindestens" vierzehn Tage strengen Arrestes wird ein Soldat, der seinem Unteroffizier gegenüber sich wegen „Malpropretät" mit Mangel an Zeit entschuldigt, niemals verurtheilt, es müßten denn ganz besonders erschwerende Umstände vorhanden sein. — Die Oeffentlichkeit des Militärgerichtsverfahrens schützt vor Mishandlungen des Soldaten blutwenig, wie die Beispiele aus Baiern zur Genüge zeigen; nur strenge Beaufsichtigung durch die obern Vorgesetzten kann hier helfen. — Die Cadettenhäuser liefern kaum zwei Fünftel des Offizier-Ersatzes, und dieser stammt wol nur zum allerkleinsten Theil aus Kreisen, „denen die junkerliche Anschauung des Herrenverhältnisses gegenüber dem dienenden Knecht und die Auffassung von dem Pöbel, der Ordre zu pariren hat, geläufig ist." — Warum in aller Welt der Reservelieutenant in den verhältnißmäßig kurzen Zeiträumen seiner Dienstleistung so sehr alles bürgerliche Rückgrat verlieren soll, daß er die Fähigkeit nicht mehr besitzt, mit dem Volke zu empfinden, ist doch wahrlich nicht einzusehen. Der richterliche Reserveoffizier jedenfalls, der seinem Reserveoffizierthum Einfluß auf seine Rechtsprechung gestattete, existirt wol nur in der Phantasie des anonymen Historikers. — Nicht, wie der Verfasser behauptet, unauffällig, sondern in hohem Grade auffällig hat die Ernennung des Generals von Caprivi zum Reichskanzler gewirkt. („Wenn er wenigstens juristische Vorbildung hätte, die braucht er doch für ein solches Amt", sagte dem Schreiber dieser Zeilen damals ein Rechtsanwalt.) — An dem Wachsen des Armee- und Marine-Haushalts trägt nicht der Militarismus bei uns oder einer andern Macht die Schuld, sondern der Revanchegedanke in Frankreich.

In Summa, das Schriftchen bringt neben einigen beachtenswerthen Gedanken viele halbwahre, schiefe und unrichtige Urtheile.

4. Geschichte der deutschen Reiterei in Einzelbildern. Von Hermann Vogt. Nach dem Tode desselben fortgesetzt von Hans von Trützschler. Illustrirt von R. Knödel. Siebentes Heft:

Zwei Ehrentage der Friedericianischen Reiterei (Hohenfriedberg-Roßbach). Rathenow, Babenzien. 1893. 50 Pf.

Das flottgeschriebene und mit charakteristischen Holzschnitten ausgestattete Heft liefert, indem es zeigt, was Friedrich der Große in seinen ersten Regierungsjahren aus seiner Reiterei zu machen verstanden hat, eine Art Ergänzung zu größern Werken über die Kriege Friedrich's des Großen; gleichzeitig illustrirt es diejenigen Sätze, die den Beginn der obigen Besprechung des dritten Schriftchens bilden. — Die „zwei Ehrentage der Friedericianischen Reiterei", welche bei Hohenfriedberg nach dem eigenen Ausdruck Friedrich's „Wunder gethan" hat, und bei Roßbach sich so in Schrecken zu setzen wußte, daß — nach dem Bericht des Pfarrers zu Gleina — vor zwei preußischen Husaren 400 Franzosen die Gewehre wegwarfen und flohen, wird an Hand des obengenannten Heftes jeder Militär mit Freude sich wieder vor Augen geführt sehen.

Victor Kurs.

## Neue Dramen.

1. Dramatische Gedichte. (Savonarola. Gottfried. Wilbrand.) Von Wilhelm Weigand. Neue Ausgabe. München, Lukaschik. 1893. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Ein ernster Geist, aber ohne die Gabe des dichterischen Feuers und vollends ohne den Schwung und die Kraft des Dramatikers! Ein Streben nach gedankenvollem Gehalt geht durch die drei in einem stattlichen Band vereinigten Dramen. Es soll ein hohes, ja stellenweise das dichterisch höchste Ziel erreicht werden; der sittliche Adel, die Einsicht in das Wesen der Kunst und der ideenreiche Geist des Verfassers heben ihn ja gegen andere merklich hervor, aber in dem Wesentlichen, in den schöpferischen Gestalten bleibt W. Weigand hinter dem, was er erstrebt, weit zurück. Stets nur ein Wollen zu finden, ohne das Können, macht auf die Dauer einen ermattenden Eindruck. Es wird wenige geben, die mit Antheil oder gar mit künstlerischem Genuß durch die weitschweifigen Acte dieser Dramen sich hindurchwinden. Es ist weltabgewandte Dichtung im schlimmen Sinne des Wortes; Buchdramatik lautet dafür die übliche Formel. Aber besser kann man die Weigand'sche Art charakterisiren als das Streben ins Einsame zu gehen und von der Welt ein blasses Erinnerungsbild mitzunehmen, das durch Farben und Töne des eigenen Innern dann ausgestaltet werden soll. Wohl ist dies ein künstlerischer Weg. Aber wer ihn betritt, der möge erst den innern Reichthum recht abwägen, der ihn bei der Fahrt ins Stille und Weltabgeschiedene begleiten soll. Und auch die Frage, ob er ein Weltbild im Innern trägt, das des Gestaltens werth ist, mag er sich prüfend vorlegen. Sonst verhallt das Wort leicht, die Wirkung verrinnt und um den Einsamen kümmert sich niemand in der Welt, die Können und Wollen in Harmonie vereint vom Künstler verlangt.

2. Gesetz! Dramatische Dichtung von Max Zerbst. Leipzig, C. G. Naumann. 1893. 8. 1 M. 50 Pf.

Das Stück ist oder soll sein eine Ehetragödie am Fuß des Sinai, zur Zeit, als Moses das Zweitafelgesetz dem Volke brachte. Wer einen solchen weltgeschichtlichen Hintergrund wählt, der wird das, sollte man meinen, nicht ohne Absicht thun, mindestens nicht ohne Verkettung der Weltereignisse mit dem Sonderschicksale seiner handelnden Menschen. Nun erspart uns freilich der Autor nicht die Verkündigung der zehn Gebote. Er thut dies durch Abschrift einiger Stellen aus dem Alten Testament: bequemer konnte er es ja nicht haben. Wer darf von einem, der überhaupt an allem Poetischen Mangel leidet, den Reichthum verlangen, die Gesetzesverkündigung künstlerisch zu gestalten, sodaß man die gärende Unzufriedenheit, den Schrecken, die Begeisterung, das dämmernde Ahnen der Bessern und endlich die dumpfe Gelassenheit der Menge leibhaft schaut? Statt dessen sieht man einen Einzelnen ohne innern Grund, ohne dramatische Nothwendigkeit gegen das Gesetz und das hallelujafreudige Volk aufbegehren, — ein kläglich Schauspiel. Die Frau dieses Einzelnen, eine Eigennatur wie er, steht ebenfalls fragwürdig da, ohne daß man ihren innern Kern deutlich zu schauen vermag. Beide Gatten wandern in die Wüste, ausgestoßen von dem Volk des Gesetzes, aber in Liebe vereint. Das alles ist so mangelhaft als möglich dargestellt, ohne innere Anschaulichkeit und ohne jede Weihe. Moses ist ein knabenhaft gestalteter Popanz, der herzliches Bedauern für seinen Dichter hervorruft. Läppisch und ohne Begründung ist der Mord, den die Heldin an der Tochter des Mannes begeht, der von ihrem Gatten getödtet worden ist. Arm die Erfindung, hohl die Charakteristik und keine große Hoffnung für die Zukunft: dies das Ergebniß des besprochenen Stücks.

3. Gold und Eisen. Volksschauspiel mit Gesang in fünf Aufzügen von Hermann Hahnke. Berlin, P. Kittel. 1893. 8. 1 M. 50 Pf.

Ein gesunder Geist weht durch das Stück, das sich im übrigen an die üblichen Mittel des Volksschauspiels hält. In keiner Weise bemerkenswerth, hinterläßt es doch einen erfreuenden Eindruck, da es Wollen und Können wenn gleich auf bescheidener Stufe, so doch harmonisch vereinigt zeigt. In dieser Hinsicht ist es bei weitem das anmuthendste Stück unter den bisher besprochenen.

4. Tiberius Gracchus. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Paul Barth. Zweite veränderte Auflage. Leipzig, C. Reißner. 1893. 8. 1 M. 50 Pf.

Das Trauerspiel „Tiberius Gracchus" von Paul Barth fand bereits an dieser Stelle eine eingehende Würdigung, sodaß über die nunmehr veränderte Fassung mit dem Be-

richt hinweggegangen werden kann, daß zahlreiche kleinere und größere Schwächen beseitigt worden sind und das Stück sich rein, ernst und gehaltvoll darstellt.

5. Manometer auf Neunundneunzig. Sociales Trauerspiel von Franz Held. Berlin, Fresko-Verlag. 1893. 8. 1 M. 50 Pf.

Stellenweise bietet das Stück manches Interessante. Im ganzen leidet es jedoch unter einer gewissen Roheit, die nicht immer dramatisch begründet ist. Verletzend wirkt es auch, daß der Verfasser sich manchmal gewaltsam zur Hitze und Leidenschaftlichkeit angestachelt hat. Die Scenen sind fast alle Zank- und Streitscenen voll künstlicher Aufregung, die keineswegs mit dramatischer Bewegung gleichbedeutend ist, sondern nur eine rohe Art derselben darstellt. Der Conflikt zwischen zwei Brüdern ist bis zur Grellheit übertrieben, hart an die Grenze streifend, wo das Unfreiwillig-Komische beginnt. Die Thatsache, daß man einem Talent gegenüber steht, verläßt den Leser auch bei den schwächsten und mißrathensten Stellen nicht. Doch dies bietet vielleicht Hoffnung für die Zukunft, nicht Genuß und Freude für den Augenblick.

6. Cäsar Borgia. Schauspiel in vier Aufzügen. Von Berthold Weiß. Zürich, Verlags-Magazin. 1893. 12. 80 Pf.

In der beliebten Holzschnittmanier der Darstellung, die vor ihm schon zahlreiche andere angewendet haben, versucht Berthold Weiß dem Dämon Cäsare Borgia neue Seiten abzugewinnen. Diese Manier ist so einfach als möglich. Auf der Scene wird von irgendetwas gesprochen, es ist unwesentlich zu sagen wovon. Da stürzt ein Mann herein, z. B. Prinz Alfonso, dem Cäsare folgt mit einem Schwert und einer Urkunde. Der Prinz flüchtet zum Papst; zehn Worte genügen, um zu berichten, daß Cäsare von ihm die Scheidung von seiner Schwester erzwingen will. Cäsare durchbohrt Alfonso einfach. Der Todte wird weggetragen; der Mörder folgt. Kein Mensch wundert sich oder regt sich auf; höchstens, daß ein Männchen auf der Bühne den Kopf schüttelt und sagt: O Cäsar, Cäsar! — dann kommen Gesandte, die von Juden reden u. s. w. Es liegt in dieser Manier eine kindliche Freude am Geschehen, am Wechsel von Farben und Gestalten, aber recht wenig künstlerische Auffassung. Es fehlt vor allen Dingen das, was allein ein Kunstwerk von zufälligen oder der Nützlichkeit dienenden Darstellungen unterscheidet, das Organische, d. h. jene innige unlösbare Verkettung aller einzelnen Theile, die es verbietet, aus dem Werk auch nur das Geringste herauszunehmen oder hinzuzuthun, ohne eine deutliche Störung des Ganzen hervorzurufen. An den selbständigen Gebilden der Natur in ihren obern Reichen, der Thier- und Pflanzenwelt, ist dies Organische, dies Abgeschlossene und nach menschlichen Begriffen Künstlerische unübertrefflich zu belauschen. Die Rose auf dem Blätterbau, dem Stengel der Lilie ist ein Unding, etwas Unorganisches (freilich nur für den Kenner der Pflanzenformen) und etwas Stilloses und Unkünstlerisches für den, der ästhetisch die Welt um sich her betrachtet. Der Jaguar mit den Flügeln des Geiers ist Widerspruch, leblose Phantasterei. Bis in das Reich des Unorganischen muß man gehen, um in der Natur die Grenze zu finden, wo sie nicht mehr künstlerische Einheiten schafft. Aber auch hier ist der Krystall noch immer ein Individuum in künstlerischem Sinn, denn man kann weder die Lagerung seiner Molecüle noch die Zahl seiner Flächen verändern, ohne daß er aufhört, er selbst zu sein. Der Ockererde, dem Syenitblock dagegen kann man Stücke abschlagen oder hinzuthun, ohne sie wesentlich zu verändern. Es ist für den Menschen natürlich viel leichter, regellose Gebilde ohne innere Gesetze zu gestalten — sei es in Wort, in Farbe oder in Tönen. Aber den Künstler eben lockt es, Organismen zu schaffen und aus einem einzigen Keimpunkt ein freies, schönes und nothwendig so seiendes Werk zu entwickeln. Dies erste und allein künstlerisch werthvolle Bestreben fehlt einerseits unsern lieben Dilettanten, und andererseits den „bösen" Naturalisten — wenigstens in Deutschland. Auch den braven Holzschnittzeichnern wie dem, an dessen Namen sich diese kurze Abschweifung knüpft, mangelt es. Darauf hinzuweisen vermag die Kritik; aber in ernstem unablässigen Kampf mit dem Stoff nach künstlerischer Verklärung und Durchdringung zu ringen, das ist Sache aller, die sich zur Kunst berufen glauben.

Friedrich Kummer.

## Russische Literatur.

1. Bibliothek russischer Denkwürdigkeiten. Herausgegeben von Theodor Schiemann. Erster Band: Memoiren von Jakob Iwanowitsch de Sanglen. 1776—1831. Aus dem Russischen übersetzt von L. von Marnitz. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1894. 8. 3 M.

Die „Bibliothek russischer Denkwürdigkeiten" stellt sich die Aufgabe, der deutsch lesenden Welt ein treues Bild von dem gesellschaftlichen und politischen Leben Rußlands zu entwerfen. Sie ist dabei von dem Gesichtspunkte geleitet, möglichst allseitig in das russische Thun und Treiben, Denken und Empfinden einzuführen. So bieten uns die psychologisch tief durchdachten Memoiren de Sanglen's einen höchst wichtigen Beitrag zur Charakteristik der politischen Geschichte unter den Kaisern Paul und Alexander I., wobei besonders die Persönlichkeit Alexander's „des Gesegneten" von einer ganz neuen Seite beleuchtet wird. Der Verfasser war nämlich als Chef der Kanzlei des nichts als Ränke spinnenden Polizeiministers Balaschow und als Vertrauter des Kaisers Alexander mehr als andere in die intimsten Geheimnisse des russischen Hoflebens und zum Theil auch in die der großen Politik eingeweiht Seine Denkwürdigkeiten sind von dem Genius der strengen,

heiligen Wahrheit dictirt. „Ich habe", erklärte er, „niemand, auch nicht meine eigene Person geschont. Seiner und anderer Eigenliebe zu dienen, mag fürs Leben nützlich sein, aber am Rande des Grabes, wäre es frevelhaft, sich oder andere besser oder schlechter zu machen, als sie es in Wirklichkeit gewesen sind. Ich schreibe nicht für meine Zeitgenossen, ich schreibe so, als wäre ich nicht mehr am Leben, daher also ohne Neid, ohne Bosheit. Ich brauche niemand zu loben, zu schonen; ohne Grund tadeln heißt eine Schlechtigkeit begehen. Suum cuique. Irdisches Interesse kann es für mich nicht mehr geben. So möge also die strenge Wahrheit meine Feder führen, ich konnte irren, denn ich bin ein Mensch, aber dafür stehe ich ein, daß eine vorbedachte Absicht nicht vorlag." So schrieb der eifrige Anhänger der antiken Literatur und der treue Jünger der Kant'schen Philosophie, deren moralische Grundanschauungen er in seinem an Versuchungen nur zu reichen Leben allezeit redlich zur Geltung zu bringen bemüht gewesen ist.

2. Sibirische Briefe. Von O. O. Eingeführt von P. von Kügelgen. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1894. Gr. 8. 5 M. 60 Pf.

Die Literatur über Sibirien ist wahrlich nicht klein. Ein neues Buch über das merkwürdige, das allgemeine Interesse in Spannung erhaltende Land könnte daher manchem Leser unnütz erscheinen. Und doch sind die „Sibirischen Briefe" nichts weniger als überflüssig, sie bilden vielmehr eine wesentliche und nicht zu unterschätzende Bereicherung der einschlägigen Literatur, denn sie sind weder tendenziös noch unzuverlässig. Sie sind von einem Manne geschrieben, welcher Verstand und Herz am rechten Flecke hat und, von seinem geologischen Berufe durchglüht, in Sibirien lebt, wirkt und das, was er mit durchsichtiger Klarheit und lebendiger Anschaulichkeit schildert, genau kennt. Er bietet ausschließlich eigene unter Lebensgefahr erworbene persönliche Anschauung und Erfahrung. Er erhebt freilich nicht den Anspruch darauf, in seinen „Briefen" ein abgerundetes Bild des gesammten unermeßlichen Landes zu liefern. Aber immerhin erstrecken sich seine Beobachtungen auf so weite und mannichfache Gebiete Sibiriens, auf seine Verhältnisse, seine verschiedenartige Bevölkerung und seine gewaltige, dämonische Natur, daß sie einen außerordentlich wichtigen Beitrag zur Kenntniß des gemeinhin mit Schrecken genannten Landes gewähren, und manche vorgefaßte Meinung wie Spreu vor dem Winde wegfegen. Sibirien ist nach unserm in den Schleier des Geheimnisses sich hüllenden Verfasser keineswegs ein unwirthliches Land der Verbrecher, sondern ein Land mit reicher Zukunft, unschätzbarem Boden für den Forscher, schönem Wirkungskreise für jeden redlichen Arbeiter und fröhlichem Stillleben für den harmlosen Bürger — ein Land, in welchem die Sonne, ganz wie bei uns daheim, auf Gute und Böse, Gerechte und Ungerechte herabscheint, und wo das Verbrechen nicht mehr zu Hause ist als auf jedem andern Punkte des Erdballes, „sofern man die Begriffe von Verbrechen und Strafe nicht verwechselt". Wir geben der Wahrheit die Ehre, wenn wir dem Verfasser mit Kügelgen den Zoll der Anerkennung entrichten, in sein Lob einstimmen:

Auch ohne sich unter Namensnennung vorzustellen, tritt der Verfasser in seiner Individualität kenntlich genug aus seinen „Briefen" hervor. Seine enthusiastische Verehrung der Wissenschaft, der er unter den äußerlich schwierigsten Verhältnissen mit Aufopferung und Selbstlosigkeit dient, seine warme patriotische Gesinnung, sein reiches Wissen, das keineswegs durch die Schranken des Fachstudiums beengt ist, seine humane Gesinnung und feine Herzensbildung, die auch dem Gemüth in einer Weise, die gerade in deutschen Kreisen wohlthuend berühren muß, sein Recht läßt, sein guter, frischer Humor und die Unmittelbarkeit seiner Beobachtung — sie sichern dem russischen Verfasser überall unter Gleichgesinnten persönliche Sympathien, die ja nicht am Namen hängen, sondern am Menschen.

Bernhard Münz.

# Feuilleton.

„Aprilwetter" nennt Hans Arnold ihre neueste Sammlung von Novellen (Stuttgart, A. Bonz u. Comp., 1894), die das oft bewährte Erzählertalent der beliebten Verfasserin von neuem bestätigen. Es sind harmlose und anspruchslose Geschichten, frisch und mit Humor und feiner Beobachtungsgabe in flottem Stile erzählt. „Logierbesuch zum Künstlerfest" und „Tante Clementine" werden, im häuslichen Kreise vorgelesen, große Heiterkeit erregen. Doch können wir der Verfasserin den Vorwurf nicht ersparen, daß sie mehr als in früheren Geschichten übertreibt und die Motivirung sich leicht macht. Es fehlt nicht an Unwahrscheinlichkeiten. Wo ist z. B. das Gymnasium, wo ein Secundaner einen Aufsatz über Tasso zu liefern hat und wo die Secunda und Prima einen ganzen Nachmittag frei haben, weil ein Lehrer krank ist? Auch im Stil hat sich die geschätzte Verfasserin Nachlässigkeiten gestattet, die man früher in ihren Erzählungen nicht fand.

— Die Freunde Ludwig Ganghofer's machen wir auf die in zweiter Auflage erschienene Hochlandsgeschichte „Edelweißkönig" (Stuttgart, A. Bonz u. Comp., 1894) aufmerksam, die die wiederholt gerühmten Vorzüge des fruchtbaren Erzählers aufweist. Die Geschichte ist überaus spannend erzählt, reich an lebendig gezeichneten Charakteren und wie alle Werke Ganghofer's durchweht von einer Liebe und einem Verständniß für die Herrlichkeiten der Hochgebirgswelt, daß der Freund der Alpen seine helle Freude an den feinsinnigen Naturschilderungen haben wird. Darüber vergißt man wol auch kleine Mängel in der Motivirung der überaus bewegten Handlung.

— Die „Elemente der Philosophie" von Georg Hagemann sind in fünfter, durchgesehener und vermehrter Auflage erschienen (Freiburg i. Br., Herder). Dieses Werk gibt die Philosophie vom strengsten katholisch-theologischen Standpunkte, nach welchem die Philosophie „jedes Resultat ihrer selbständigen Vernunftforschung, das mit den geoffenbarten Wahrheiten im Widerspruch steht, negirt oder verwirft". Die Darstellung ist also die traditionelle. Am wenigsten vom Hauche des modernen Geistes berührt ist der erste Band, die „Logik und Noetik", eine Wissen-

schaft, in der gerade die Gegenwart an der Tradition scharfe Kritik übt und die wirklichen Denkvorgänge mehr als bisher zu ergründen sucht. Wer an der Logik der Vergangenheit noch Genüge findet, der wird mit diesem Buche sehr zufrieden sein. Mehr Spuren des modernen Denkens finden sich in dem zweiten Bande, der „Metaphysik", die wenigstens in der Kosmologie und in der Anthropologie mit den Ergebnissen der Wissenschaft sich kritisch abzufinden versucht, im übrigen aber freilich auch die Wege des heiligen Anselm und des heiligen Thomas nachgeht. Dagegen gibt der dritte Band, die „Psychologie", einen Abriß der Ergebnisse der modernen Wissenschaft neben den metaphysischen Theorien. Freilich greifen diese Theorien öfter störend ein, z. B. bei der Erklärung des Gedächtnisses. Auch hält sich Hagemann oft an veraltete Annahmen. So nimmt er z. B. noch besondere „Hemmungsnerven" an, die von der Physiologie längst aufgegeben sind, da man erkannt hat, daß jeder sensible Nerv auf einen andern hemmend wirken kann. Wer die katholische Philosophie als Schüler lernen oder aus Interesse kennen lernen will, dem sind diese drei Bände sehr zu empfehlen.

Streng katholisch ist auch das nach noch nicht drei Jahren schon in zweiter Auflage vorliegende zweibändige, sehr umfangreiche Werk von V. Cathrein, S. J.: „Moralphilosophie" (Freiburg i. Br., Herder), eine wissenschaftliche Darlegung der sittlichen, einschließlich der rechtlichen Ordnung. Die erste Auflage ist in Nr. 35 d. Bl. f. 1891 schon besprochen worden. In der zweiten sind in der kritischen Uebersicht der philosophischen Moralsysteme mehrere neue Erscheinungen hinzugekommen, auch ist der im zweiten Bande enthaltene Abschnitt über den Socialismus durch Berücksichtigung der letzten Ereignisse der socialpolitischen Bewegung bereichert worden. Eine große Fülle von Material ist hier verarbeitet, die Kritik desselben entlehnt ihre Waffen dem Gedankenarsenal der Scholastik und des Aristoteles, wie ihn diese verstanden hat. Wem diese beiden noch die höchsten Autoritäten für alle Fragen des Lebens und Denkens, auch des Staatsrechts und des Völkerrechts sind, der wird von dem reichhaltigen Werke großen Gewinn haben.

Rein weltlich hingegen ist die kleine Schrift von K. Joel: „Die Zukunft der Philosophie" (Basel, B. Schwabe), eine an der Universität zu Basel gehaltene Antrittsvorlesung. Joel will beweisen, daß in der Geschichte der Philosophie „die Zeichen des Aufgangs und des Niedergangs sich gleichen". Sie bestehen im Vorherrschen der Persönlichkeit, die der strengen akademischen Methode noch nicht, resp. nicht mehr sich fügt, des intuitiven, mystischen Elements, während auf der Höhe der Bewegung methodisches, allseitiges, classisches Denken, die Schule, herrsche. Gegenwärtig sei die Philosophie im Zeichen des Niedergangs, die außerakademische Philosophie wirksamer als die akademische. Obgleich nun Joel allgemeine Schwäche des Subjects, Allmacht des Objects unserer Zeit wesentlich glaubt, hofft er doch einen neuen Aufschwung des Idealismus, Gestaltung des Objects durch das Subject, eine neue wahre Philosophie, die allein die hohe „Realcultur" der Gegenwart durch eine ihr ebenbürtige Idealcultur ergänzen könne und ergänzen werde. „Die Zukunft der Philosophie ist der Idealismus." Diese Gedanken sind mit intimer Kenntniß der Geschichte der Philosophie in geistvoller Weise begründet und so lebendig vorgetragen, daß die kleine Schrift nicht blos für Philosophen, sondern auch für weitere Kreise sehr anziehend sein dürfte.

— In Nr. 32 d. Bl. f. 1893 haben wir die von Theodor Flathe herausgegebenen „Deutschen Reden, Denkmäler zur vaterländischen Geschichte des 19. Jahrhunderts" (Leipzig, F. W. von Biedermann, 1893) angezeigt. Heute liegt der zweite Halbband vor, der von 1847 bis 1865 reicht. Das darin Gebotene ist von größtem Interesse und führt dem Leser die Kämpfe und Strebungen jener Tage lebhaft vor Augen. Ohne die übrigen Reden für weniger anziehend zu erachten, wollen wir besonders hinweisen auf die in der Deutschen Nationalversammlung zu Frankfurt a. M. gehaltenen; auf die Reden Robert Blum's und H. von Gagern's über die zu schaffende provisorische Centralgewalt, die L. Uhland's gegen die Wahl eines Erbkaisers, die Dahlmann's für die Erblichkeit des Reichsoberhaupts, und auf die Rede H. von Treitschke's zur Erinnerung an die leipziger Völkerschlacht, gehalten am 5. August 1863 beim dritten deutschen Turnfest in Leipzig.

— Bret Harte gehört mit Recht zu den am meisten bei uns beliebten Erzählern des Auslandes. Sein eigenthümlicher Humor, seine unübertreffliche Charakteristik und die Originalität seiner Stoffe haben ihm zu dem Rufe eines der besten Schriftsteller der Gegenwart verholfen und seinen Schriften, namentlich seinen „Californischen Erzählungen", große Verbreitung in Deutschland verschafft. Dieser Umstand mag der Grund gewesen sein, weshalb die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart in die von ihr herausgegebene „Bibliothek der fremden Zungen" auch eine Anzahl Novellen dieses Autors aufgenommen hat, die in der bekannten Reclam'schen Sammlung fehlen. Der betreffende Band führt den Titel: „Ein fahrender Ritter der Foot-Hills und andere Novellen". Er wird allen Freunden des Dichters willkommen sein, da er die Vorzüge Bret Harte's, namentlich in der zweiten Novelle: „Das Erbtheil in den Dedlow-Marschen", im hellsten Lichte zeigt. Von einer neuen, noch unbekannten Seite lernen wir den Dichter dagegen nicht kennen, weshalb wir uns eine eingehendere Würdigung dieser Auswahl ersparen können.

— Unter dem originellen Titel „Sportliches und Nichtsportliches aus andern Erdtheilen" liegt uns eine neue Schilderung einer Reise um die Welt vor, aus der Feder des Grafen H. von Königsmarck, Lieutenants im 1. Garde-Dragonerregt. (Berlin, Freund u. Jeckel). Das Nichtsportliche im vorliegenden Buche nimmt entschieden den breitern Raum ein. Das Buch ist flott geschrieben und wird allen, die eine derartige Reise machten, manche Unterhaltung gewähren. Dagegen enthält es für den, der sich über Preise, die zu nehmende Route und die Zeiteintheilung erst unterrichten will, doch allzu wenig praktische Winke. So gute Empfehlungen, wie dem Verfasser, werden wohl nicht jedem zu Gebote stehen. Auch nur wenigen passionirten Sportsmännern dürfte der kühne Jagdzug des Verfassers nach den Elefanten-Dschungeln Ceylons nachahmungswerth erscheinen. Die Schilderung dieses Zuges, sowie die Kapitel über Indien gehören zu den anziehendsten des Buchs. Australien hat der Verfasser nicht berührt, und die Reize des Wunderlandes Japan sind ihm nicht in dem Maße wie andern Reisenden aufgegangen. Den colonisatorischen Bestrebungen der Engländer zollt der Verfasser höchstes Lob, und er äußert sich auch im allgemeinen sympathisch über sie, sieht sich aber doch veranlaßt, noch im Schlußkapitel vor der immer mehr anwachsenden Anglomanie zu warnen. Wir würden seinen Worten freudiger zustimmen, wenn sich nicht durch das ganze Buch hindurch eine Reihe von bösen Fehlern zeigte, so oft englische Ausdrücke angeführt werden, sodaß es fast scheinen will, als ob der Verfasser seinen Ausspruch bei der Heimkehr: ich war froh zu einem Volke zurückzukehren, „das nicht mehr englisch, sondern eine civilisirte Sprache spricht", ernst gemeint habe. „Reddy, joung, jellow, brodway, steeplechace, Mins pey (statt mince-pie)" dürften nicht vorkommen. Ueberhaupt fehlt dem Buche die letzte Feile — plötzlich stoßen wir auf das Wort Parvum — soll Parvenu heißen, und an anderer Stelle finden wir die Behauptung: „Außer ihm (dem Fusi-jama in Japan) soll von hohen Bergen nur noch der Kilimandscharo sich alleinstehend unmittelbar vom Niveau der Meeresfläche erheben."

## Bibliographie.

Hirschberg, Dr. J., Um die Erde. Leipzig, G. Thieme. 12 M.

Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft. Redigirt von Carl Glossy. Wien, C. Konegen. 1893. Gr. 8. 10 M.

# Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von **F. A. Brockhaus** in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.


Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

## Brockhaus' Konversations-Lexikon.

**Vierzehnte vollständig neubearbeitete Auflage.**

**16 Bände von je 64 Bogen Text mit gegen 9000 Abbildungen und Karten**
in Holzschnitt, Phototypie, Kupferstich, Lithographie und Farbendruck
**auf circa 900 Tafeln und im Texte,**
darunter 120 Chromotafeln und 300 Karten und Pläne.
Jeder Band elegant gebunden in Halbfranz 10 M.
Auch in 256 Heften zu 50 Pf. zu beziehen.

**Neunter Band.**
Heldburg — Juxta.
Mit 50 Tafeln, darunter 9 Chromotafeln, 11 Karten und Pläne, und 192 Textabbildungen.

Die „Vossische Zeitung" schreibt über den im October erschienenen vorigen (8.) Band: „Was von den vorhergehenden Bänden gesagt wurde, gilt auch von diesem: er ist musterhaft und übersichtlich angeordnet, bietet in knapper, klarer Behandlung eine Fülle des Lehrreichen, erweist sich als sehr unparteiisch und als wohlvertraut mit den neuesten Erscheinungen und Begebenheiten auf allen Gebieten der Wissenschaft, der Technik, der Kunst, der Literatur und Politik, und gibt sich überhaupt als ein getreuer Chronist, der gewissenhaft das Geschehene in seinen Spalten verzeichnet. Sehr beachtenswerth sind besonders die Ausführungen über die Stichworte Gold und die mit Gold in Verbindung stehenden technischen Processe, ferner über Goethe, Griechenland, griechische Kunst, Handel, Handelsverträge, Handfeuerwaffen, Hängebrücken, Heerwesen Europas und Heizung. In den Ausführungen über Kaspar Hauser findet sich ein schöner Beleg für die Schnelligkeit, mit welcher der „Brockhaus" den Ereignissen folgt, wird doch bereits eine Broschüre erwähnt, die erst in der ersten Hälfte 1893 über den einschläglichen Gegenstand in London erschienen ist. Besonders mag noch hervorgehoben werden der große und schöne Druck des Lexikons; er ermöglicht denn auch, die tabellarischen Uebersichten mit den vorkommenden großen Zahlencolonnen bequem zu lesen. Einen sehr bemerkenswerthen Schmuck bilden wieder die schönen Textbilder, farbigen Bildertafeln und Karten. Eine Reihe von schwarz-weißen Bildtafeln, gleichfalls mit Darstellungen von Kunstwerken naturwissenschaftlichen und technischen Dingen, treten noch hinzu — kurz, der illustrative Theil des Bandes verdient in Bezug auf Reichhaltigkeit und Schönheit die ungetheilteste Anerkennung."

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Descendenzlehre und Darwinismus.

Von
**Oscar Schmidt,**
Professor an der Universität in Strassburg.
Dritte verbesserte Auflage.
Mit 26 Abbildungen in Holzschnitt. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.
*(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 2. Band.)*

Dieses bereits in dritter verbesserter Auflage erschienene Werk gilt allgemein für die fasslichste Darstellung der vielverzweigten und verwickelten Probleme, welche als Descendenz- oder Abstammungslehre und ihre Begründung durch Darwin bezeichnet werden, und ist daher jedem zu empfehlen, der sich mit Wesen und Gehalt der modernen Naturforschung, sei es als Anhänger oder als Gegner derselben, auf leichte Weise bekannt zu machen wünscht.

**Würdige und sinnige Konfirmationsgaben.**

Soeben ist erschienen:

**Für den Lebensweg.**

Gedenkblätter zur Erinnerung an den Konfirmationstag von Lic. Dr. **Riemann.** Mit Holzschnitten, Widmungs- und Erinnerungsblättern. In 2 Ausgaben: **Kleine Ausgabe** (ohne die Kunstblätter) gebunden 4 M. **Pracht-Ausgabe** mit 4 Heliogravüren von Prof. Heinr. Hofmann und O. Schulz. Prachtband 9 M.

**Allzeit im Herrn.**

Eine Auswahl aus den Werken deutscher religiöser Dichtung. Herausgegeben von **B. Rogge,** Dr. theol., Kgl. Hofprediger. Eingeleitet von Karl Gerok. Sehr reich mit künstlerischen Bildern geziert. 3. Aufl. In Kleinquart. Prachtband 12,50 M.

**Auf der Schwelle des Lebens.**

Eine Mitgabe für deutsche Töchter bei ihrer Aufnahme in den Kreis der Erwachsenen von **Helene Stökl.** Mit Titelbild u. Widmungsblatt. Geb. 4 M.

Verlag v. Ferdinand Hirt & Sohn in Leipzig.

**Catalog 63:**

**Werke aller Wissenschaften** (Schöne Literatur, Geschichte, Kunst, Sprachen 2c.) erschien soeben. Ich versende denselben **gratis** und **franco.**

**Rich. Sattler's** Antiquariat,
Braunschweig.
**Bücher-Ankauf.**

**Politischer Redakteur,**

guter Leitartikler, der namentlich die deutsche Politik vollständig beherrschen muß, für ein großes süddeutsches Blatt gesucht. Hauptbedingung ist langjährige Praxis, bestätigt durch Zeugnisse über unbedingte Selbständigkeit. Süddeutsche Bewerber, namentlich solche, die mit den bayerischen Verhältnissen vollständig vertraut sind, erhalten den Vorzug. Gefl. Offerten mit curriculum vitae, politischen Glaubensbekenntniß unter Angabe der Gehaltsansprüche sub W. 2044 an **Haasenstein & Vogler** A.-G., **München** erbeten. Photographie erwünscht. Eintritt nach Uebereinkunft.



(Mit einer Beilage: Mittheilungen von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig,** 1894, Nr. 1.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 9. — 1. März 1894.



Inhalt: Ein Märtyrer ohne Heiligenschein. Von Richard Weitbrecht. — Zur Völkerkunde. Von Th. Achelis. — Aus der Erzählungsliteratur. Von Theodor von Sosnosky. — Epik und Lyrik. Von Ernst Roeder. — Rheinische Volkslieder. Von Karl Vorehsch. — Militärschriften. Von Victor Kurs. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.


## Ein Märtyrer ohne Heiligenschein.

Mit diesem Namen bezeichnet Adolf Hausrath den Helden seiner neuesten Biographie, Peter Abälard.*) Ein Held freilich ist Abälard nicht in dem Sinne, in dem das Wort von seinem berühmten Schüler, Arnold von Brescia, gilt, dem Hausrath vor kurzem eine so ausgezeichnete Biographie geweiht hat.

Kein Held, aber ein Gelehrter ersten Ranges, dazu von riesenhaftem Fleiß, eine hinreißende Persönlichkeit, ein Professor, dem die halbe Welt nachlief, wo immer er seinen Lehrstuhl aufschlug, ein fast modern anmuthender Mensch in der Zeit des mittelalterlichen Mysticismus und des neu aufblühenden Mönchswesens; viel geliebt, nicht blos von seiner Gattin Heloise, sondern von allen, die unbefangen seinem Zauber sich hingaben, noch mehr gehaßt von der Priesterschaft und dem Mönchsthum; und doch kein stolzer Charakter, keine ungebrochene und unbeugsame Natur, oft unzuverlässig, zerfahren und schwach, man möchte fast sagen ein Mann von Sic et non, von Ja und Nein, wie der Titel eines seiner Hauptwerke lautet. Somit also eine Größe und doch keine, oder vielleicht von Natur zu einer Größe bestimmt, durch die Ungunst der Verhältnisse darum betrogen, durch eigene Schuld und den nimmer rastenden Haß seiner kirchlichen Gegner in sich selbst zerrieben; fortwährend zum Handeln gedrängt und doch kein Held der That; ein Mann logischer Consequenzen und doch durch eigene Scheu wie durch drei Ketzergerichte zu Soissons, Sens und Rom genöthigt, auf die Consequenzen zu verzichten — so ungefähr steht Abälard nach seinen eigenen Lebensaufzeichnungen, nach seinen und seiner Heloise Briefen vor uns.

Ein solcher Mann muß ebenso zu einer Biographie reizen, wie es andererseits schwer ist, für ihn zu begeistern, weil der Biograph selber nicht begeistert sein kann. Auch Hausrath nicht; und die Wärme für Abälard hat ihre Quelle vielleicht mehr in Hausrath's Antipathie gegen seine größten und giftigsten Gegner, den Mann des zwölften Jahrhunderts, Bernhard von Clairvaux, als in der Sympathie für Abälard selber. Um so objectiver ist er, um so ruhiger wägt er jedes für und wider ab, sowol bei Abälard als bei seinen Gegnern; und da er es vorzüglich versteht, im Spiegel der Hauptpersonen ein ganzes Zeitbild zu geben, so fesselt dies Lebensbild vom Anfang bis zu Ende, und zwar nicht blos Theologen, für welche wol die längern Analysen von Abälard's Werken berechnet sind, sondern jeden, der sich für eine so hervorragende Persönlichkeit wie Abälard interessirt.

In der Betragne 1079 als Sohn eines Ritters geboren, verzichtete er, vom Gelehrtendrange erfüllt, auf sein väterliches Erbgut und studierte bei dem berühmten Nominalisten Roscelin und dann um die Wende des Jahrhunderts in Paris bei Wilhelm von Champeaux. Aber bald erregte der junge Schüler durch sein keckes Disputiren Aufsehen, und wie er nun selbst an dem Kloster der heiligen Genoveva als Lehrer auftritt, da steht er sofort auf der Höhe seines Ruhms: „nichts schien seinem Talente unmöglich, und er entfaltete eine Lehrthätigkeit, die an Glanz alles Dagewesene überstrahlte.“ „Die Gabe seines Volkes, auch das Schwierigste und Tiefste klar und präcis und mit stilistischer Anmuth zu sagen, hat er vollauf besessen. — — Dieses Klarheitsbedürfniß, die durchsichtige Art der Darstellung, die spannende Weise der Formulirung der Probleme machen oft einen fast modernen Eindruck, sodaß wir uns erst ausdrücklich wieder ins Gedächtniß rufen müssen, daß es der Zeitgenosse eines Gottfried von Bouillon und Friedrich Barbarossa ist, der also zu schreiben vermochte.“

Nun beginnt seine Liebestragödie mit der Nichte des Kanonikus Fulbert, Heloise, die er unterrichtet, und aus dem scharfsinnigen Scholastiens wird ein girrender Trou-

*) Peter Abälard. Ein Lebensbild von Adolf Hausrath. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1893. 8. 6 M.

badour. Heloise, eine bedeutende Frauengestalt von ebenso großer Gelehrsamkeit wie Leidenschaft, ist seiner nicht nur vollkommen werth gewesen, sie hat ihn an Charakterfestigkeit und wahrhafter Größe in ihren spätern Lebensjahren weit überragt. Wie diese Liebe endigte, ist bekannt: der entmannte Gelehrte flüchtete sich 1119 in das Kloster Saint-Denis, nachdem Heloise auf seinen Wunsch ohne allen innern Beruf zu Argenteuil den Schleier genommen hatte.

In Saint-Denis nahm er seine Lehrthätigkeit wieder auf, und nun hören wir plötzlich, der große Dialektiker sei ein schlimmer Häretiker: „der Dialektiker, der seiner Künste froh, die Schüler aus dem dumpfen Anstarren der Ueberlieferung aufrüttelt, der analysirt, combinirt, Schlüsse bildet, wird in dieser fröhlichen Arbeit des Gedankens den Gläubigen immer keck und frivol erscheinen, indem er die Widersprüche des Dogmas aufzeigt, auch wenn er die beste Absicht hat, diese Widersprüche zu vermitteln.“ Und wer das Recht der Vernunft in Glaubenssachen gegenüber dem Autoritätsglauben so überzeugend führt, wie Abälard schon im „finstern“ Mittelalter, der ist der Kirche stets verdächtig, und nicht blos die Synode von Soissons, die ihn verurtheilte und einen Widerruf erzwang, bewies, daß es eine Macht gibt, über die Vernunft und Wissenschaft nichts vermag, den kirchlichen Parteigeist. Zur Einsperrung in das Kloster des heiligen Medardus bei Soissons verurtheilt, fehlte Abälard ein ihm nothwendiges Lebenselement, der öffentliche Beifall, und als ihm gestattet wurde, wieder nach Saint-Denis zurückzurückzukehren, verdarb er es aufs neue mit den Mönchen des Klosters durch seine Untersuchung, wonach der Schutzpatron und Stifter des Klosters, der Stolz Frankreichs, nicht jener Dionysius Areopagita aus der Apostelgeschichte gewesen sei, sondern ein anderer Dionysius. Furchtbare Aufregung entstand über diese harmlose Entdeckung: „wer dahinter kommt, daß die Geschichte von Tell eine Sage ist, wird gut thun, das nicht auf dem Schützenfest zu Altdorf zu erzählen, und die Vermuthung, daß die Wundenmale des heiligen Franciscus von Elias von Kortona herrühren, trägt man nicht den Wallfahrern zu Assisi vor.“ Aber Abälard war sein Leben lang unfähig, eine Wahrheit zu verbergen, mochten sie andern noch so verdrießlich sein. Er mußte aus dem Kloster entfliehen, zuletzt aber wurde es ihm sogar gestattet, außerhalb des Klosters ein regulirtes Leben zu führen. Wie sich sein Eremitenleben zu der großartigen Schöpfung des „Paraklet“ in dem einsamen Thale des Arduzon gestaltete, mag man bei Hausrath selber nachlesen — es ist eines der interessantesten Kapitel des Buchs. Der Haß seiner Gegner, zu welchen sich jetzt auch der heilige Bernhard gesellte, vertrieb ihn von dort in die Bretagne in die Meereseinöde des Klosters Gildas — hier ist Abälard auch innerlich ein Mönch geworden, und als er Heloise, die 1131 Aebtissin des Klosters Paraklet geworden war, dort zum ersten mal wieder sah, stand der ascetische Mönch einer leidenschaftlichen Frau gegenüber, die trotz der Hochachtung, die ihr von allen Seiten entgegengebracht wurde, in ihrem Klostergelübde das Unglück ihres Lebens sah. Er war zu Ende mit all seinen Hoffnungen, seinem Stolze, seinem Glauben an die Menschheit, Heloise hat nichts von all diesem verloren. Damals fing der berühmte Briefwechsel zwischen beiden an: Heloisens Briefe voll warm pulsirenden Lebens und ungezügelter Leidenschaftlichkeit, in Abälard's Briefen „die verschrobene Moral des Mönchs, das erkältete Herz des Eunuchen, die conventionelle Rederei des Seelsorgers.“

Aus dem Kloster St.-Gildas entflohen, nimmt Abälard seine Lehrthätigkeit in Paris wieder auf, aber nur, um zu erfahren, daß der Haß seiner Feinde immer in dem Augenblick hervorbrach, da er wieder einflußreich zu werden begann. Denn wieder strömte die Jugend ihm zu und seine Bücher wurden in der ganzen Welt verschlungen. „Nicht als ein David Strauß des 12. Jahrhunderts wollte er die Kirchenlehre sich an ihren eigenen Widersprüchen kritisch zerreiben lassen, sondern er stellt die Autoritäten sich einfach gegenüber und demonstrirt damit, daß es eine übereinstimmende Tradition überhaupt nicht gebe; aber diese Antithese sollte nicht die Verneinung des Dogmas begründen, sondern das Fundament bilden für den Bogen, mit dem er den Abgrund überbrückt und die Widersprüche ausgleicht.“ „Abälard ist kein Häretiker und will keiner sein, aber seine Principien reichen weiter als die Anwendung, die er an ihnen macht, und helle Köpfe konnten den Glauben mit den gleichen Mitteln widerlegen, mit denen er ihn bewies.“

Das war Grund genug, abermals ein Ketzergericht über ihn ergehen zu lassen, und der Ketzerrichter war der Beherrscher aller Geister jenes Jahrhunderts bis zum Papst hinauf, der heilige Bernhard. Die Synode von Sens (1141) hat in noch schmählicherer Weise als die von Soissons die Verurtheilung besorgt. Wie es dort zuging, schildert der Schüler Abälards, Berengar, in seiner Vertheidigungsschrift, allerdings wol mit stark aufgetragenen Farben: „Nach dem Mahle wurde das Buch Abälard's in die Versammlung gebracht und ein Schreier beauftragt, die Stücke laut vorzulesen. Aus Haß gegen Abälard und vom Gewächse des Weinstocks erhitzt — nicht desjenigen, der sagte: „Ich bin der wahre Weinstock“, sondern desjenigen, der den Patriarchen Noe nackt auf den Boden geworfen hat — hat er noch ärger geschrieen, als man wollte. Nach einiger Zeit konnte man sehen, wie die Bischöfe unruhig wurden, die Füße aneinanderschlugen, lachten und scherzten. Man mußte erkennen, daß hier nicht Christo, sondern dem Bacchus geopfert werde. Während dessen wurden die Becher begrüßt, die Gläser gepriesen, die Weine belobt, die Kehlen der Bischöfe benetzt ... wenn dann aus Abälard's Schriften etwas Höheres und Göttliches den Lärm übertönte, das den bischöflichen Ohren ganz ungewohnt war, so wurden sie unwillig und knirschten mit den Zähnen gegen Abälard, die blinden Maulwürfe

gegen den Philosophen: „sollen wir denn dieses Monstrum leben lassen?“ Und gleich den Juden den Kopf schüttelnd riefen sie: „er zerstört den Tempel Gottes“. So urtheilen die Blinden über Worte des Lichts, Trunkene verdammen den Nüchternen. Hunde beißen den Heiligen und Schweine nagen an den Perlen. . . . Die nüchternen Bischöfe hatten zu viel Wein ohne Wasser getrunken, und seine Hitze drückte so auf ihr Gehirn, daß alle einschliefen. Unterdessen schreit der Leser fort, die Zuhörer schnarchen. Der eine stützt sich auf die Elnbogen, der andere auf ein weiches Polster, ein dritter hat den Kopf auf die Knie gesenkt und schläft. Wenn der Vorleser auf eine dornige Stelle Abälard's stieß, rief er den tauben Ohren der Bischöfe zu: „verdammt ihr sie“? durch die letzte Silbe aufgeweckt, antworteten einige mit schläfriger Stimme und herabhängendem Kopfe: „damnamus, andere, erst hierdurch aufgeweckt, riefen bloß namus (wir schwimmen). . . . Freilich schwimmt ihr, aber euer Schwimmen ist ein Ersaufen!“

Abälard wußte nun, wie es hier stand, und machte den Ketzerrichtern einen Streich durch die Rechnung, indem er mitten in den Verhandlungen nach Rom appellirte — die Väter der Synode waren starr über diese Wendung, die aber im Kirchenrecht vollkommen begründet war. Doch Bernhard's Arm reichte bis Rom, und dort wurde Abälard verdammt und excommunicirt, ohne daß man erst seine Ankunft und Vertheidigung abgewartet hätte. Auf der Reise dahin traf ihn die Nachricht, und unterwegs krank geworden, bat er den Petrus Venerabilis, den Abt des berühmten Klostes Cluny, des Rivalen der Cisterzienser und insbesondere Bernhard's, um Aufnahme. Sie wurde ihm gewährt, und Petrus brachte auch eine Art Versöhnung zwischen Abälard und Bernhard zu Stande. Abälard's geistige und körperliche Kraft war gebrochen: „was sollte er weiter kämpfen, nachdem halb Frankreich und alle seine Bischöfe in das Lager der Heiligen übergelaufen waren! Sein Leben war forthin zwecklos, aussichtslos, hoffnungslos. Ein Held wie Arnold von Brescia war er nicht, und hatte sich nicht dafür ausgegeben. Sein Sterbestündlein ruhig abzuwarten, war forthin seine einzige Aufgabe, und dazu war Cluny der beste Ort.“ Im Jahr 1142 starb er friedlich, einundzwanzig Jahre nachher folgte ihm Heloise. Sie wurden beieinander im „Paraklet“ begraben. Nach verschiedenen Wanderungen wurden die Reste beider 1817 zu Paris auf dem Kirchhof Père Lachaise beigesetzt und über denselben ein Denkmal errichtet. Und heute noch wird das Grab von Kränzen nicht leer, die freilich nicht dem großen Gelehrten und Kämpfer, nicht der willens- und charakterstarken Nonne gelten, sondern dem unglücklich liebenden Paar.

Das ist die Lebensgeschichte Abälard's, wie sie uns Hausrath wahr und ergreifend gezeichnet hat. Er schließt sein Buch mit folgender trefflicher Charakteristik:

„Im großen und ganzen verdankt Abälard sein Unglück seinem Festhalten an einem großen Princip. Er erkannte den Anspruch der menschlichen Vernunft auf ein vernünftiges Dogma an: und so war sein Kampf mit den Vertretern der Mystik ein Kampf für die Rechte des menschlichen Geistes, für Freiheit und Wahrhaftigkeit. Mit gutem Grunde zählen wir ihn darum unter die Patriarchen der Aufklärung im Abendlande. Ihr Vorläufer und Vorkämpfer ist er sicher gewesen. — — — Sein Leben lang mühte er sich ab, seinen intellectuellen Trieb in Einklang zu bringen mit dem Dogma, aber sein bester Wille hilft ihm nichts, weil der Mysticismus der Mönche und die Herrschsucht der Hierarchie eine wissenschaftliche Behandlung des Dogmas überhaupt nicht duldete. So wird Abälard der Typus eines besondern Matyriums. Er wollte die Waffen der Wissenschaft einer Kirche leihen, die diese nicht brauchte und nicht liebte, weil sie besser als er durchschaute, daß die Wissenschaft nicht eine Stütze, sondern der Ruin ihres Glaubens sein würde. Darum hat er für sauere Mühe und harte Arbeit nur Verfolgung und Mishandlung geerntet. Ein großes Talent, das sich an falscher Stelle entwickelt, ein Prototyp jener Märtyrer der Vernunft, die sich ihr Leben lang abquälen, zwischen den Forderungen ihrer rationellen Natur und den Interessen der Hierarchie eine Vermittelung zu finden, thut er schließlich weder der einen noch der andern, und am wenigsten sich selbst genug. Seine Arbeit bleibt ein stetes Schwanken zwischen den Forderungen der Kirche und dem Klarheitsbedürfniß, das der stärkste Trieb seiner Natur war. Nicht als ob er sich verstellt hätte, aber mit seinem innersten Wesen trat er doch in Widerspruch, als er seinen beweglichen Geist in den Dienst des starren Dogmas stellte. Daß er seine Vernunft fortwährend zum Schweigen bringen mußte, war auch ein Theil seines Martyriums. Weil er mit der Kirche nicht brechen wollte, zog er die letzten Consequenzen seines Princips gerade von den entscheidenden Stellen nicht. — — —

Die unklaren und halben Verhältnisse nehmen in seinem Leben kein Ende, weil er nie den Entschluß findet, eine Ende zu machen. Er spielt wol mit dem Gedanken, zu den Sarazenen zu fliehen, aber statt ihn auszuführen, wird er Abt von St.-Gildas. Er nimmt die Bundesgenossenschaft eines Arnold von Brescia an, aber statt mit ihm nach Rom zu gehen und die Cardinäle zu Paaren zu treiben, sucht er Hülfe in Rom und verleugnet die Grundsätze, für die Arnold starb. Arnold von Brescia hat am Galgen geendet, Abälard in den beschaulichen Kreuzgängen einer reichen Benedictinerabtei, und doch ist der Philosoph vom Berge der heiligen Genoveva unendlich viel unglücklicher gewesen, als der von Land zu Land gehetzte Freiheitskämpfer von Brescia, „weil“ wie Abälard's Schüler Berengar sagt, „es weniger schmerzt, wenn der Rachen des Wolfs unser Blut trinkt, als wenn Schafe uns langsam in Stücke zerpflücken“. Es wäre unbillig, von einem Gelehrten, der unter dem Drucke solcher Verhältnisse sich hindurchwindet, den Muth eines Landsknechts oder die Folgerichtigkeit eines Staatsmanns zu verlangen. Von den Fehlern der Gelehrten läßt der größte Gelehrte

des Jahrhunderts keinen vermissen. Die innere Harmonie konnte nicht gewinnen in dem Contraste zwischen so viel Liebe und Bewunderung und so viel Haß und Schmähung, wie er sie erfuhr. Nur allzu begreiflich und menschlich ist es, wenn ein Dasein voll Verfolgung, Mishandlung und Bedrohung auch den Charakter des Verfolgten schädigte. Die Lücken seines Wesens, die Widersprüche seines Handelns, die Verzagtheit und der Mangel an Lebensmuth sind eben Wunden und Narben, die die Verfolgung seiner Seele schlug. „Welch edler Geist ward hier zerstört", das ist der Eindruck, mit dem der Leser seine Briefe aus der Hand legt.

Hausrath ist wie nicht leicht ein anderer Gelehrter im zwölften Jahrhundert zu Hause, und versteht die Kunst einer mittelalterlichen Lebensbeschreibung vorzüglich. Der Gelehrte in ihm beschneidet dem gewandten Schriftsteller und gestaltenden Künstler nie die Flügel. Nun ist er uns aber eigentlich noch ein Lebensbild aus jenem Jahrhundert schuldig: das des größten Gegners Abälard's und Arnold's, des heiligen Bernhard, dem er unseres Erachtens in diesem Buche gerechter geworden ist als in dem über Arnold. Möge er die dankbaren Leser der beiden Biographien auch mit dieser dritten erfreuen!

Richard Weitbrecht.

---

# Zur Völkerkunde.

Eines der schwierigsten, wenn auch oft behandelten Kapitel der Völkerkunde bildet die Lehre von dem Naturzustande, oder, um ein minder verfängliches Wort zu gebrauchen, von den Naturvölkern. Man braucht dabei gar nicht einmal an die überschwengliche, sentimentale Schilderung zu denken, wie sie das vorige Jahrhundert mit besonderer Vorliebe von den „Gefilden des Seligen", von den polynesischen Eilanden entwarf, auch die Gegenwart läßt doch noch häufig die erforderliche kritische Unbefangenheit und Nüchternheit entbehren, die wenn irgend, so hier vor allem am Platze ist. Es verschlägt dabei nicht viel, wenn nicht selten unter dem Bann mächtiger Zeitströmungen das Bild von diesen Anfängen der Gesittung eher zu düster und unfreundlich gezeichnet wird, man liebt es ja jetzt entgegen der früher optimistischen Verfälschung sich jene Zustände möglichst abschreckend und thierisch vorzustellen. Bekannt ist das Verdammungsurtheil, das z. B. Charles Darwin auf seiner Weltumsegelung über die unglücklichen Feuerländer an der Südspitze Amerikas fällte, die er als eine ganz niedere Rasse hinstellte und ihnen kaum noch eine artikulirte Sprache lassen wollte; später ergab sich, daß ihr Idiom sich auf einen Wortschatz von etwa 30000 Worten belief. Entäußert sich der Forscher nicht völlig seiner Voraussetzungen und Empfindungen, so wird fast überall selbst gegen seinen Willen eine unbewußte Uebertragung seiner Weltanschauung auf die Denkart des einfachen Naturkindes eintreten, er wird nicht umhin können, seine poetische Stimmung, die Gefühle, die ihn beim Anblick der elementaren Naturkräfte erheben, den Vertretern niederer Gesittung zuzuschreiben und in der psychologischen Ausdeutung ihres Weltbildes als wirksamen Factor zu betrachten. Daß aber Abstractionen, allgemeine Begriffe und Gesetze dem Geist eines immer und überall an der sinnlichen Anschauung klebenden Menschen fern liegen und daß nicht zum wenigsten gerade in diesem Mangel der Umstand begründet liegt, daß wir ihm, ebenso wenig wie einem Kinde, z. B. irgendeinen noch so harmlosen Mechanismus klar machen können, sollte allmählich keinem Zweifel mehr unterliegen. Wo diese Erkenntniß noch nicht durchgedrungen ist, kann folglich von einem wissenschaftlichen Gewinn der Entdeckungsreisen nicht die Rede sein, der eben nur auf dem Boden einer inductiven, von allen subjectiven Vorurtheilen völlig gereinigten Psychologie entstehen kann. Ein solches Werk, die Frucht eines längern, vertrauten Verkehrs mit den Naturkindern, eine Leistung echt wissenschaftlichen, von keinerlei Phantasien beirrten Geistes, dabei anziehend geschrieben, von köstlichem Humor durchweht, eine Fundgrube für eine zukünftige Mythologie und Psychologie auf inductiver Basis, liegt uns jetzt vor in dem Werke:

Unter den Naturvölkern Central-Brasiliens. Reiseschilderungen und Ergebnisse der zweiten Schingú-Expedition 1887—88 von Prof. Dr. K. von den Steinen. Mit 30 Tafeln sowie 160 Textabbildungen nach den Photographien der Expedition, nach den Originalaufnahmen von Wilh. von der Steinen und nach Zeichnungen von Johs. Gehrts, nebst einer Karte von Prof. Dr. P. Vogel. Berlin, D. Reimer. 1894. Lex.-8. 12 M.

Die Anfänge menschlicher Existenz und fast auch die der socialen Entwickelung deckt schier undurchdringliches Dunkel, wenn man wenigstens mit jenem Ausdruck Ernst macht und weit über den bequemen Rahmen unserer allbekannten Cultur- oder wie es meist heißt, Weltgeschichte hinausgeht. Und doch sucht eine Wissenschaft wenigstens über die Grenzen mündlicher und schriftlicher Tradition hinaus jenem geheimnißvollen, schwer fixirbaren Punkt sich zu nähern, die Prähistorie, der wir, wie allbekannt, nicht geringe Aufklärung zu verdanken haben, mag auch manche Vermuthung irrig oder gewagt und manche Lücke noch zu beklagen sein. Aber es ist wol beachtenswerth, wenn unser Verfasser es bei dieser Bundesgenossin der Ethnologie als schmerzlichen Mangel vermißt, daß sie in der Hauptsache ihr Material nur von den Ausgrabungen entlehnt und sich nicht auch an dem praktischen Studium der Naturvölker Rath erholt habe:

Leider ist das Studium der vormetallischen Perioden ganz überwiegend an dem stummen Material der Ausgrabungen heran-

gebildet worden. So hat man zunächst die Verwirrung der Begriffe entstehen lassen, daß Steinzeit und Prähistorie häufig als Ausdrücke gelten, die sich decken, obwol die Völker, die ihre Geschichte selbst geschrieben haben, dies erst thaten, als sie die Metalle längst besaßen, und obwol neben ihnen und zu gleicher Zeit metallose Völker, vorgeschichtliche mit geschichtlichen zusammen gelebt haben. Dann aber hat man bei unsern prähistorischen Funden eine ältere Zeit unterscheiden können, wo die Steingeräthe durch Zuhauen und Zersplittern der Steine, und eine jüngere Zeit, wo sie durch Schleifen hergestellt wurden, und hat sich nun nicht begnügt, diesen Gang — ich sage nicht diesen Entwickelungsgang — auf diese Gebiete zu beschränken, sondern die Erfahrung verallgemeinernd, geschlossen, der Mensch habe nothwendig, um seine Werkzeuge zu gewinnen, überall damit begonnen, Steine zu zerschlagen und sei dazu fortgeschritten, sie zu schleifen. Während die Prähistorie erst dort für die Erklärung der Culturanfänge das entscheidende Wort sprechen und die Definitionen liefern sollte, wo die Beobachtung an den Naturvölkern ihre thatsächliche Grenze findet, gelten heute die Mittheilungen aus Alaska oder von einer Südseeinsel vorwiegend als schätzbares Material für den Prähistoriker, der mit Freude sieht, wie seine scharfsinnigen Deutungen durch die Wirklichkeit bestätigt werden, und wenn andererseits der Forschungsreisende irgendwohin gelangt, wo die Leute keine Metalle kennen, so ruft er aus, sie leben in der Steinzeit — eine Thorheit, die mir deshalb sehr klar geworden ist, weil ich sie selbst häufig begangen habe. Gingen wir zunächst einmal, wie es sich gebührt, von den Naturvölkern aus, so würden wir nicht verkennen, daß sich unter ihnen auch noch paläolithische sowol als neolithische Arbeit je nach den vorhandenen Gesteinarten, je nach dem anderweitig gegebenen Material und je nach den technischen Zwecken vorfindet. Wir würden sehen, daß der negative Ausdruck metalllos natürlich zutrifft, daß aber der positive Name Steinzeit sehr unglücklich sein kann. Wir würden auch den Fall berücksichtigen, wo der Mensch gar keine oder nur ungeeignete Steine hat und doch seine Geräthe und Waffen vortrefflich herstellt.

Es ist eben der leidige, für die Entwickelung der Wissenschaft so verhängnißvolle Fehler der voreiligen Verallgemeinerung aus mangelhaften Prämissen, was freilich für den vorliegenden Fall dadurch einigermaßen gerechtfertigt werden kann, als eben die inductive Beobachtung der Naturvölker erst ein Ergebniß der Gegenwart ist. Fragen wir also, um überhaupt die Verwerthung des betreffenden Materials zu ermöglichen, wie ist der betreffende psychologische Gesichtspunkt für die Beurtheilung dieser unserer modernen Civilisation so durchaus entgegengesetzten Welt?

Von den Steinen hat für die landläufige Verfälschung der Wirklichkeit durch die stillschweigende Uebertragung individueller Gefühle und Stimmungen auf die Stufen primitiver Gesittung den unseres Erachtens äußerst treffenden Ausdruck: Culturbrille geschaffen. Bild, Gleichniß, Symbol, die geläufige Unterscheidung zwischen Körper und Geist, die Aufstellung von großen, alles beherrschenden Gesetzen, die reinliche Trennung des blos Subjectiven (der Vorstellungen, Gedanken, Ekstasen, Visionen u. s. w.) von dem festen Bestande des Objectiven, Gegenständlichen, dieses ganze Alphabet unserer Erkenntniß ist einem Naturkinde, es mag in den Wäldern Centralbrasiliens oder auf den Savannen und Prairien Nordamerikas oder in den Steppen Centralasiens existiren, völlig fremd und unzugänglich. Deshalb ist auch die beliebte anthropomorphistische Auffassung der Natur und ihrer Geschöpfe, wie wir sie aus unserm poetischen Anempfinden den Naturvölkern leihen, ganz und gar unangebracht, ein für die Mythologie sehr beachtenswerther Umstand. Ebenso wenig findet man bei ihnen die mit so besonderer Vorliebe in der Beweisführung verwendeten ästhetischen Stimmungen, der Schauer des Unendlichen, der angeblich über sie kommt, wenn sie mit den großen Naturgewalten in Conflict gerathen, das stille Grauen vor dem Unbekannten und Unfaßbaren, das dann vor ihre Seele treten soll, und ebenso wenig jene Reihe höherer, sittlicher Gefühle, die wir für unser Menschenthum als unerläßliches Unterscheidungsmerkmal hinzustellen lieben, das Schamgefühl, die Gebote und Verbote unserer Moral und gar unsers Anstandes und Verkehrs. Der Naturmensch ist viel zu sehr Praktiker und verhältnißmäßig ein ganz findiger, als daß er sich eingehend mit abstracten Problemen befaßte; jedenfalls geht ihm der so oft citirte Hang zu stiller Träumerei und Schwärmerei, zu tiefer Selbstbespiegelung völlig ab. Aber streitet nicht dagegen die unleugbare Thatsache, daß er ganz und gar auf religiösem Gebiete unter der Herrschaft einer schrankenlosen Phantasie steht, die ihm die tollsten Ausgeburten seiner Einbildungskraft als leibhaftige Realität erscheinen läßt, ist nicht das Zauber- und Hexenwesen, wie es überall bei den Naturvölkern in Blüte steht, ein besonderer Beweis dagegen? Wir glauben nicht; zunächst muß man wohl beachten, daß es sich bei dem angeblichen Natureultus um ästhetisch geläuterte Empfindungen handelt, die nur ein Product höherer Cultur sind, sich, um irgendein anderes Beispiel anzuführen, nicht in der Welt homerischer Naivetät finden, sondern erst bei den Tragikern und Lyrikern auftauchen. Sodann pflegt man nicht selten mit einer gewissen pathetischen Uebertreibung, den „Wilden" als unglücklichen Spielball seiner Visionen und Träume hinzustellen, während wir Culturmenschen mit solchem Mummenschanz nichts mehr, wie man eindringlich versichert, zu thun haben. Mit vollem Recht wendet unser Gewährsmann ein, daß wir noch, sofern wir ehrlich gegen uns selbst sind, mit vielen maßgebenden psychologischen Vorstellungen auf demselben Boden des so wohlfeil verspotteten Animismus haften:

> Man pflegt sich das Zaubern und Hexen der Naturvölker als eine Kunst vorzustellen, die uns ganz fern liegt. Geht man jedoch von dem Wesen ihrer Kunst aus, so ist nichts gewöhnlicher auch im Leben der Culturmenschen als das Hexen, freilich ein unsystematisches, launenhaftes Hexen. Wer träumt, hext; er ist nicht an den Ort und die Gestalt gebunden und ist zu beliebigen Leistungen mit jeder Person oder Sache befähigt. Lebhafte Spiele der Einbildungskraft sind nur quantitativ, nicht qualitativ vom Traumhexen verschieden. Wer das Bild des Geliebten küßt, bereitet sich zum Hexen vor. Wer seinem fern weilenden Schatz durch die Luft einen Kuß zuwirft, macht sich der Hexerei schon dringend verdächtig, denn es steht zu befürchten, daß er glaubt, der süße Hauch erreiche die Adresse und werde dort empfunden. Wer aber, wie der große Zauberer Goethe seinem Famulus Ekkermann erklärt: ich habe in meinen Jugendjahren Fälle genug erlebt, wo auf einsamen Spaziergängen ein mächtiges Verlangen

nach einem geliebten Mädchen mich überfiel und ich so lange an sie dachte, bis sie mir wirklich entgegenkam, der hext schon nach allen Regeln der Kunst. Vollständig im Banne der echten Hexerei steht, wer auch nur eine Secunde lang, wenn ihm die Ohren klingen, sich der Ueberzeugung hingibt, daß man Gutes oder Schlechtes von ihm gesprochen habe, oder wer sich von einem Freunde den Daumen halten läßt, daß ihm irgendetwas gelinge, oder wer seinen Wünschen die Kraft zutraut, den Ablauf angenehmer oder unangenehmer Geschehnisse zu beeinflussen.

Wir haben damit, um den bekannten Tylor'schen Ausdruck zu gebrauchen, ein echtes, unverfälschtes Ueberlebsel vor uns, dessen psychologische Entwickelung zwar den meisten so wenig klar ist, daß sie es (harmlos genug) nur für eine schöne poetische Redensart halten, dem jede reale Grundlage abginge, als ob je ein Metapher, Symbol u. s. w. aus blauer Luft erfunden wäre und nicht vielmehr der letzte Niederschlag einer früher sehr ernsthaft geglaubten Wirklichkeit sei. Das gilt im verstärkten Maßstabe auch von den Sagen und Märchen der Bakaïrí, wie sie sich nennen; es offenbart sich hier die volle, ungebrochene Naivetät des kindlichen Glaubens, die noch nicht vom ertödtenden Skepticismus angefressen ist, ihre Mythologie ist keine schemenhafte, blasse Personificirung der großen Naturkräfte, wie der übliche Ausdruck meist lautet, keine feinsinnige Symbolisirung, sondern eher ein Bilderbuch, in das sie die Geschichte ihres Stammes eintragen — natürlich, wie sich das gehört, mit mancherlei Variationen. Und das Material, mit dem sie arbeiten, kann nur ihrer nächsten, durch tagtäglichen Umgang ihnen vertraut gewordenen Umgebung entnommen sein, nämlich der Thierwelt, sodaß in der That in dieser Beleuchtung, wie von den Steinen versichert, das menschliche Dasein nur die organische Fortsetzung jenes animalischen Untergrundes ist.

Auch in andern Beziehungen gibt uns einer rein speculativen Auffassung gegenüber die Völkerkunde das Correctiv an die Hand. Daß das Schamgefühl in der europäischen Perspective kein allgemein menschliches Erbtheil ist, daß Gewohnheit, Sitte, Klima, Tracht u. s. w. dabei einen so wesentlichen Einfluß besitzen, daß es höchst fraglich wird, ob man es als einen angeborenen Instinct in Anspruch nehmen darf, dürfte ziemlich bekannt sein (eine höchst ergötzliche, für die Entwickelung jener Empfindung ungemein lehrreiche Geschichte erzählt der Verfasser von seinem als sehr unanständig befundenen Versuche, inmitten der braven Waldkinder seine Mahlzeit einnehmen zu wollen), aber ähnliche Beschränkungen und Berichtigungen gelten noch für andere Momente. Gewiß stecken in allen Menschen, also auch in unsern centralbrasilianischen Schingú-Brüdern, künstlerische Neigungen und Triebe — ihre reiche Maskengalerie allein legt davon ein redendes Zeugniß ab — aber ebenso unzweifelhaft ist es, daß sich zugleich, und höchst wahrscheinlich sogar noch vorher, der Zwang der Daseinsbedingungen ihrem schöpferischen Geiste fühlbar gemacht und sie zu praktischen Erfindungen veranlaßt hat. Der reiche Schmuck des Körpers, diese einfachste Toilette, die der Mensch sich leisten kann, ist unfraglich allmählich ein nicht zu unterschätzendes Object hoher künstlerischer Vollendung geworden, aber anfänglich dient die Farbe, wie leicht begreiflich, einem viel einfachern Zweck, nämlich die Haut gegen die Hitze und Stiche der Insekten zu schützen. Der Verfasser bemerkt mit Recht:

> Die Oelfarbe ist thatsächlich die Kleidung des Indianers, wie er sie bedarf: ihr eigentlicher und ältester Zweck ist Schutz, nicht gegen Kälte, sondern gegen die Wärme, gegen die Sprödigkeit und bestimmte Arten äußerer Insulte. Er hat nur eine Kleidung, die er mehr entbehren kann, als wie die unsere, die auch nicht die Nebeneigenschaft besitzt, wie die unsere zu verhüllen, und er ist deshalb nicht zu dem Schamgefühl gelangt, das wir besitzen. Wie unsere Kleidung nach Rücksichten des Schmuckes umgestaltet wird, so seine Oelfarbe und, denke ich mir, früher sein Schlamm. Wie manche Leute mehr als andere auch in der werktäglichen Kleidung von der Rücksicht auf ein schöneres Aeußere bestimmt werden, so leistet sich ein indianischer Fant in einer beliebigen faulen Stunde auch eine Schlangenlinie mit Tupfen daneben auf dem Oberschenkel, und wie einfachere Menschen auch des Sonntags bei uns sich nur bescheiden herausputzen, so ist auch ein anspruchsloseres Indianergemüth zufrieden, wenn er sich zur Feier eines fröhlichen Ereignisses statt eines Linienmusters nur eine Bemalung der Stirn und Nase oder der Waden gönnt. Finde ich es aber im großen und ganzen deutlich ausgesprochen, daß man sich zu Nützlichkeitszwecken anstreicht und zu Verschönerungszwecken mit Zeichnungen verziert, so schließe ich daraus, daß das Schminken zunächst nicht Schmücken war.

Daß dieses erste und maßgebende praktische Motiv einer weitern Entwickelung nicht vorzugreifen braucht, versteht sich von selbst; die menschliche Eitelkeit ist viel zu mächtig und tief wurzelnd, als daß sie nicht auch ethnologisch von verhängnißvoller Bedeutung hätte werden sollen. Das Renommiren mit Narben und Trophäen, der Stolz eines Stutzers auf seinen buntbemalten Körper ist selbst inmitten unserer zahmen Civilisation noch nicht ausgestorben; viel weniger bei den mit der Fülle äußerer Reize kokettirenden Naturvölkern; falsch ist es nur, an den Anfang der Dinge (man verzeihe den Ausdruck!) ein gewisses ideales Princip als alleinige Richtschnur des Handelns setzen zu wollen und demgegenüber jede Nützlichkeitsmaxime als völlig ungehörig zu verwerfen.

Wir konnten aus dem überaus reichen Inhalt des Werks, das, ganz abgesehen von seiner eigentlichen fachwissenschaftlich ethnographischen Bedeutung, einen hervorragenden Rang in psychologischer Hinsicht beanspruchen kann, nur einen verhältnißmäßig dürftigen Ausschnitt geben. Daß der Geograph und Anthropologe vollauf nach allen Seiten hin befriedigt wird, bedarf wol kaum noch besonders hervorgehoben zu werden, aber auch der Laie, wenigstens jeder, dessen Herz noch nicht in dem täglichen Leben und Treiben erkaltet und versteinert ist, wird bei dieser Lektüre eines reichen Genusses sicher sein können. Wir müssen es dem Verfasser sogar hoch anrechnen, daß er sich an dies weitere Auditorium gewandt hat; er folgte dabei einem innern Impulse, wie er selbst bekennt, wenn er in der Vorrede bemerkt:

> Wie jeder, der von einer Ueberzeugung tief durchdrungen ist, sich auch getrieben fühlt, für sie Propaganda zu machen, so möchte

auch ich mich nicht gern nur an den engen Kreis der Fachleute wenden und habe mir die Freude gegönnt, gemeinverständlich zu schreiben.

Gott sei Dank ist echte Wissenschaft mit klarem, populärem Ausdruck wohl verträglich! Von dem reizenden Humor aber, der die Darstellung durchweht, möge schließlich folgende Probe Zeugniß ablegen. Unser Reisende schildert, nach den Strapazen des Tages sich in der Hängematte schaukelnd, vor sich einen Kerzenstumpf, um bei dessen Schein die Erlebnisse in das Tagebuch einzutragen, höchst anschaulich seine Stimmungen:

Gedanken hatte ich eigentlich nicht, und das that wohl; auch Sehnsucht hatte ich nicht nach den Genüssen, die uns daheim unentbehrlich scheinen. In meinem Pfeifchen und in meiner Kerze erschöpfte sich alles Bedürfniß nach Glück. Im Augenblick galt mir um vieles mehr als ein Glas „Echtes" oder eine Flasche Rauenthaler die Kürbisschale frischen Wassers, die Carlos mir an die Hängematte reichte; kaltherzig gedachte ich jener Dinge wie einer blassen Vergangenheit. Ich sagte mir, daß es die Stunde sei, wo man sich daheim zu Theater, Concert, Gesellschaft begibt. Und unversehens wußte ich mich selbst inmitten des berliner Straßengetriebes, ich trat vor eine Litfaßsäule, las die bunten Anschläge von oben nach unten und ging lesend rund herum, aber mein Puls blieb ruhig, und es regte sich kein Zucken der Begehrlichkeit. Stillvergnügt bemerkte ich nur, daß ich kein Geld bei mir hatte, und daß meine Toilette für die Linden polizeiwidrig war, mit der Empfindung harmlosen Spottes schaute ich auf die Zeitungsverkäufer, die rollenden Wagen, die erleuchteten Läden, die treibende Menschenmenge, gern kehrte ich zurück an meinen dunkeln Urwaldfluß. Aber sind sie denn auch so leicht zu entbehren, fragte ich mich in meinem träumerischen Dusel, sie, die unsere ganze Empfindungswelt beherrschen und beseelen? Eines wenigstens war gewiß; würde das Wunder geschehen sein, was nicht geschah, und hätten mich aus dem Gezweig urplötzlich ein paar der blühenden Lippen verführerisch angelächelt — ich würde geraucht und freundlich um die Erlaubniß gebeten haben, weiter zu rauchen. Das Beste, folgerte ich, scheint es demnach zu sein, wenn wir mit der Erinnerung an feinere Genüsse ein stilles Glück in den allereinfachsten finden können; der Philosoph von Wiedensahl hat wieder einmal recht: Zufriedenheit ist das Vergnügen an Dingen, welche wir nicht kriegen.

Th. Achelis.

# Aus der Erzählungsliteratur.

1. Ungleich! Roman von Nataly von Eschstruth. Zwei Bände. Dritte Auflage. Jena, Costenoble. 1894. 8 M.

Wer kennt sie nicht, die gewisse namenlose deutsche Residenz mit ihrem kleinen Hofe und ihren großen Intriguen?! Wie oft hat sie schon den Schauplatz abgeben müssen für die liebe- und ränkeerfüllten Geschichten der deutschen Familienblatt-Schreiber und namentlich der Schreiberinnen! Das ist der Ort, ist die Luft, wo die Muse dieser Herrschaften sich wohl fühlt und gedeiht, sowie die der „Jüngstdeutschen" in der Fuselatmosphäre verkommenen Elends zu Hause ist. Dort, in der parfumdurchdufteten Hofluft, hat auch Frau von Eschstruth's Muse ihren Wohnsitz genommen, eine ihrer Schöpfungen führt sogar den Titel „Hofluft". Auch ihr jüngster Roman spielt sich auf diesem Terrain ab.

Den Gang des zweibändigen Buchs hier wiedergeben ist wol überflüssig. Es ist eben eine Hofgeschichte wie hundert andere, und die vorkommenden Personen sind fast ausschließlich alte, aber nicht gerade liebe Bekannte, denen man fast in allen Romanen begegnet, so z. B. der patentirte Herzenbrecher (Cyprian), das enfant terrible, das sich ihr schönes Trotzköpfchen erst an dem männlichen Ernste des geliebten Mannes bricht (Rafaela), dieser selbst, der gewisse weltschmerzlich angehauchte stolze Mann, der wie ein Puritaner lebt (Cyrill); dann das hübsche Backfischchen, das den Mann, den es liebt, zu hassen glaubt (Mignon). Und ebenso bekannt wie diese Herrschaften selbst sind, ist das Blindekuh-Spiel, das sie miteinander aufführen, bis es die Verfasserin für angezeigt hält, ihnen die Binde zu nehmen und sie einander in die Arme zu werfen.

Man könnte nicht gerade behaupten, daß Nataly von Eschstruth ihre Aufgabe besonders ernst genommen habe, denn bei jeder entscheidenden Wendung der Handlung bedient sie sich des Zufalls, der die Personen immer dann und dort auftreten läßt, wann und wo's ihr gerade genehm ist; namentlich dann sind die Personen immer zur Stelle, wenn es gilt, eine sie betreffende, aber nicht für ihre Ohren bestimmte Sache zu erfahren; da lauschen sie dann hinter einer Portière oder hinter einem Busch. Natürlich kommt Graf Lankwitz senior gerade in dem Augenblick, als Graf Lankwitz junior sich tödten will, natürlich hört ihn dieser nicht eintreten, natürlich hat er die Thüre nicht versperrt, sonst käme der Papa ja nicht herein, und das muß geschehen, damit er am Leben bleibe und die Prinzessin heirathe. Die Naivetät und Sorglosigkeit, mit der die Verfasserin sich die Dinge für ihre Zwecke zurecht legt, ist wirklich classisch! So zaubert sie auch zum Schlusse, als die Geschichte etwas ins Stocken geräth, flugs einen Jüngling aus Schweden herbei, damit er den Karren wieder flott mache.

Sieht man nur ein wenig schärfer hin, so wird man alle die dicken Drähte gewahr, mit denen die Verfasserin ihre Figuren lenkt, und man wird staunen über die Plumpheit des ganzen Spiels.

Nataly von Eschstruth ist offenbar keine Freundin von langem Nachdenken, sie schreibt nieder, was ihr gerade in den Sinn kommt, unbekümmert darum, obs wahrscheinlich ist oder nicht. So läßt sie einmal (II. Bd.) den Grafen Cyrill beim Eislaufen fühlen, wie die Hände der Prinzessin in den seinen glühen. Ja, haben denn die Herrschaften keine Handschuhe angehabt? Auf dem Eise pflegt doch außer etwa leichtsinnigen Schulbuben jedermann Handschuhe zu

tragen, Prinzessinnen und Offiziere! Uebrigens geschieht diese sonderbare Wahrnehmung auch auf einem Balle, wo die Leute — zumal die Damen — doch auch Handschuhe zu tragen pflegen.

Am deutlichsten und unangenehmsten aber tritt die Oberflächlichkeit der Verfasserin dann hervor, wenn sie anfängt, zu philosophiren. Da reiht sich Gemeinplatz an Gemeinplatz, eine ganze Collection abgelegter Gedanken wird prätentiös vor einen ausgebreitet. Man höre:

Nicht nur der Stahl, welcher ins Fleisch schneidet, nicht nur die Flammen, welche Glied um Glied verzehren, martern eine Unglückliche — es gibt Stunden, Tage, welche noch viel grausamer foltern können, nicht den Leib, sondern die Seele.

Oder:

Wo das Feuer auf dem Herde erlischt, da fliegt die Liebe zum Schornstein hinaus. Diese Devise schreibt Frau Weltklugheit auf Amor's Pfeil und Bogen, und sie thut damit ihre Schuldigkeit; auch die Götter kämpfen vergebens gegen den Zeitgeist, und das Entsagen muß zur Pflicht werden.

Aehnliche geistsprühende Aphorismen ließen sich noch viele anführen.

In stilistischer Hinsicht fällt der beharrlich unrichtige Gebrauch von wie für als nach dem Comparativ auf, sowie die fehlerhafte Infinitivconstruction: „Die Photographie war in der Eile vergessen zu verschließen!!"

Zum Schlusse sei noch festgestellt, daß auch das Nervenfieber nicht fehlt, das im deutschen Roman wie eine Seuche grassirt. Natürlich wieder als Folge einer Gemüthserregung! Wie oft soll man es denn noch sagen, daß das, was man meist Nervenfieber genannt hat, der Typhus ist, also eine schnöde Infectionskrankheit, die im Darm ihren Sitz und mit Liebesgram und derlei nichts zu schaffen hat?!

Und noch etwas: Im ersten Theil des Romans, der zehn Jahre vor dem Schlusse spielt, ist die Rede davon, daß man im Opernhause „Cavalleria rusticana" gebe: ja, dann muß der Schluß in einer Zeit spielen, die erst die Zukunft bringen wird, denn diese Oper ist in Wirklichkeit zur Zeit erst etwa drei Jahre alt; angenommen nun, die Oper sei gleich im ersten Jahre, also 1891, in jener Residenz gegeben worden, so müßte der Schluß des Romans ins Jahr 1901 fallen!!!

2. Auf heiligem Boden. Roman von O. Ernst. Zwei Bände. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt. 1894. 10 M.

Im Vergleiche mit dem ganz nichtssagenden Roman „Majana" desselben Autors bedeutet dieser einen großen Fortschritt. Auch er trägt sich in einer exotischen Gegend zu, nämlich in Palästina, doch nicht unter Eingeborenen, sondern unter europäischen Kolonisten verschiedener Nationalität. Auf dem „heiligen Boden" spielt sich eine böse Intrigue ab, deren Urheberin ein liederliches, boshaftes Judenmädchen ist. Wäre die ganze Geschichte auf einen Band reduzirt, so gewönne sie dadurch erheblich, denn sie zieht sich, sowie sie ist, sehr lange hin.

3. Unerwartet. Roman in zwei Bänden von B. M. Croker. Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von Emmy Becher. (Allgemeine Romanbibliothek. 10. Jahrg. Band 6 u. 7.) Stuttgart, J. Engelhorn. 1893. 8. 1 M.

Schon gelegentlich der Besprechung des Romans „Irgend ein anderer" derselben Verfasserin ist auf einige Vorzüge ihrer Art hingewiesen worden. Diese Vorzüge kommen im vorliegenden Buche noch weit besser zur Geltung. Der feine Humor, der ironische Ton der Darstellung, die scharfe Beobachtung erheben diesen Roman weit über das Niveau der englischen Durchschnittsromane blaustrümpfiger Herkunft.

Wäre die eigentliche Handlung nicht so unwahrscheinlich, so könnte man das Buch geradezu trefflich nennen; aber die Verfasserin muthet dem Leser doch etwas zuviel Naivetät zu, indem sie ihm Folgendes weiszumachen sucht:

Eine Mutter, die mit ihrer Tochter Jahr ein, Jahr aus in allen möglichen Bade- und Garnisonsorten herumkutschirt hat, ohne sie an den Mann zu bringen, sieht sich wieder einmal — zum wie vielten male? — enttäuscht. Diesmal trifft es sie aber besonders schwer, denn erstens ist Bella schon einunddreißig Jahr alt und hat somit nicht mehr viel Chancen, und zweitens haben sich Mutter und Tochter in diesem Falle ganz besondere Hoffnungen gemacht; und der Schlag für Bella wird um so empfindlicher, als der erhoffte Freier bei ihrer Mutter statt um ihre Hand, um die ihrer Cousine anhält, die von ihr stets als eine Art Aschenbrödel angesehen und behandelt worden ist.

Die alte Frau Redmond fürchtet, Bella werde diesen Schlag nicht aushalten, ohne ernstlichen Schaden zu erleiden, zumal an ihrer Vernunft; sie ist überaus reizbar und auch ein wenig erblich belastet, könnte also am Ende wahnsinnig werden. Um ihrer Tochter diesen Schlag und diese Gefahr zu ersparen, entschließt sich die alte Frau zu folgendem Schurkenstreiche: Sie gibt den Brief, den Georg ihrer Nichte geschrieben und dem an sie selbst beigeschlossen hat, statt jener ihrer Tochter; dem Inhalte nach könnte er ebenso gut an diese gerichtet sein, der Name der Nichte, Betty, kommt nur einmal darin vor, überdies beginnt von beiden Namen jeder mit demselben Buchstaben; sie macht ihn durch einen Tintenklex unleserlich, und die Täuschung ist vollständig. Bella ist selig, endlich einen Mann bekommen zu haben, Betty aufs tiefste verwundet, daß Georg sie so schmählich hintergangen hat.

Frau Redmond theilt Georg, der in Indien stationirt ist, mit, was sie gethan hat, und spricht die bestimmte Erwartung aus, er werde auf ihre Idee eingehen; der Sicherheit halber hält sie es aber doch für angezeigt, ihm die Lüge zu schreiben, daß Betty seinen Antrag auch gar nicht annehmen würde, da sie einen andern liebe.

Bella wird mit einer von Georg ursprünglich für Betty empfohlenen Familie nach Indien geschickt, und Georg nimmt sie richtig zur Frau, er hält das für seine Pflicht! An der Seite der nervösen, zanksüchtigen und im Zorn

furienhaften Bella führt er ein jammervolles Dasein, bis ihm ein Elementarunglück, ein Bergsturz, den Gefallen thut, ihn von Bella zu befreien.

Man kann nicht umhin, zu dem Benehmen Georg's die für ihn wenig schmeichelhaften Ausrufe zu thun, die einer seiner Freunde dazu gemacht hat: „Der Narr! Der Tölpel! Der Besessene!" Wird ein vernünftiger Mensch denn so unerhört handeln und sich durch einen ebenso frechen, als niederträchtigen Streich eine Frau aufzwingen lassen, die er nicht mag? Wird er einem solchen Weibe, wie Frau Redmond, ohne weiteres Glauben schenken, wenn sie ihm von der Untreue seiner Geliebten erzählt?

Auch die gewaltsame zufällige Lösung des so unwahrscheinlich geschürzten Knotens beeinträchtigt den Werth des Romans erheblich. Man muß sich eben an den Einzelheiten entschädigen, die zumeist trefflich sind.

Die Uebersetzung ist sehr fließend, läßt aber doch in Bezug auf Richtigkeit manchmal etwas zu wünschen über.

Theodor von Sosnosky.

# Epik und Lyrik.

1. Golgatha. Eine moderne Höllenfahrt von M. Weißenfels. Zürich, Verlags-Magazin. 1893. 8. 1 M.
2. Der Liebesrichter von Adalbert von Hanstein. Berlin, M. Schildberger. 1893. 16. 1 M.
3. Gedichte von Heinrich Löbner. Dresden, E. Pierson. 1893. 8. 1 M.
4. Gedichte von Victor Amalfi. Dresden, E. Pierson. 1894. 8. 1 M. 50 Pf.
5. Rügelieder von Wilhelm Weigand. Zweite (Titel-)Auflage. München, Franz'sche Hofbuchhandlung. 1894. 8. 2 M.
6. Träumereien und Gedichte von Bernhard Stern. Berlin, S. Cronbach. 1893. 16. 1 M. 50 Pf.

Die „moderne Höllenfahrt" von M. Weißenfels: „Golgatha" (Nr. 1) ist das Werk eines echten Realisten der neuesten Schule. Es ist dem Verfasser vor allem darum zu thun, den Menschen klar zu machen, daß die Lehre des Christenthums ohnmächtig sei, und daß sie mit der Wirklichkeit des Lebens in schroffstem Widerspruch stehe. Ein Kreuz mit dem Heiland daran, das der Verfasser bei nächtlicher Wanderung am Wege findet, gibt ihm die Veranlassung zu einer Reihe von pessimistisch-socialdemokratischen Betrachtungen, die die Gegensätze zwischen christlicher Sittenlehre und menschlichen Lebensverhältnissen in das denkbar grellste Licht setzen.

Er verspottet die Erlösung durch den Heiland, indem er nacheinander vorführt: Brutalitäten der uncultivirten Kannibalen, Mishandlungen der Sklaven, ein von dem Geliebten verlassenes Weib, das den Kindesmord auf dem Schaffot büßt, den diebischen Bettler, der ins Zuchthaus wandert u. s. w. Er schildert, wie die Bergwerksactionäre Sekt trinken, „von den Segnungen der Arbeit, dem nationalen Aufschwung und von der Erhöhung der Dividende" sprechen, während zur selben Zeit in der Grube schlagende Wetter die Bergleute tödten. Das Werk ist in dieser Form nichts anderes, als eine socialdemokratische Agitationsschrift; der Verfasser hat sich nicht einmal die Mühe genommen, sie in Verse zu bringen. Man brauchte die ganz willkürlich gebildeten, wohlfeilen sogenannten „freien Rhythmen" nur als Prosa zu drucken, und kein Mensch würde vermuthen, daß man das als Gedicht auszugeben versuchen konnte. Nur ein ganz kurzes Beispiel: Er spricht einmal von Lebemännern und fährt fort: „Mit Bubenlist und goldstreuenden Gaunerhänden wird erbeutet das Opfer und weggeschleudert, besudelt und zertreten. Ja, keiner dieser Auserwählten wäre fähig, als Gassenkehrer oder Laufbursche sich durchzuschlagen; auf sich gestellt müßte er krepiren am Zaun!" Und so fort mit Grazie. . . .

Das Gedicht von Adalbert von Hanstein: „Der Liebesrichter" (Nr. 2), ist eine kleine Erzählung in Versen, eine aus der Phantasie geschöpfte, auf geschichtlicher Grundlage aufgebaute Handlung. Das Werkchen, das den Sieg der Liebe über die Religion verherrlicht, entbehrt, was Gedanken und Empfindung anbetrifft, der Poesie nicht; wenn es aber keinen nachhaltigen Eindruck hinterläßt, so liegt das an misglückter Form. Oft genug rauben höchst unpoetische Stellen dem Leser jede Stimmung. Der Held der Erzählung ist Kaiser Julian:

> Der den Christenglauben wieder abgethan,
> Der ihm von Jugend auf in argem Lichte
> Erschien und mit verzerrtem Angesichte.

Der Kaiser widersetzte sich den Versuchen, ihn „zum alten Glauben wieder heimzutragen",

> Doch standen nie in solcher Arbeit still
> Zwei alte Herr'n: Callixtus und Ceryll.

Gertrud, die fromme und schöne Tochter eines germanischen Holzhauers, die den heidnischen Bauernsohn Ulf liebt, soll ihnen schließlich als Vermittlerin dienen, den Kaiser zu bekehren. Gertrud kommt an den kaiserlichen Hof, Ulf folgte ihr und zerstörte aus Rache die Altäre in den christlichen Kirchen. Er wird verhaftet und dem Kaiser vorgeführt, als dieser gerade Gertrud wegen ihres Widerstandes gegen ihn ebenfalls verhaften läßt. Die Liebenden fallen sich in die Arme und wünschen gemeinsam zu sterben. Die Treue und der Todesmuth rühren den Kaiser; er schenkt dem zum Tode verurtheilten Ulf das Leben, der jetzt seiner Liebe das Opfer bringen will, Christ zu werden. Am Ende einer längern Rede stellt Julian in Aussicht, ebenfalls wieder Christ zu werden. In dem Gedicht sind namentlich dem Reime zu viel Concessionen gemacht, z. B.:

Die braunen Haare warf er in den Nacken,
Ein Lächeln glitt um Auge, Stirn und Backen,
Und freundlich drohend bot er mit der Rechten
Einhalt der Beiden kühnem Lippenfechten.

Die „Gedichte" von Heinrich Löbner (Nr. 3) zeigen vor allem von sittlichen Grundsätzen des Verfassers. Ein religiöses Gemüth drückt in ihnen sein Gottvertrauen aus und die Hoffnung auf das ewige Leben nach reinem Lebenswandel. Aus diesem Grunde gehen die Gedichte, durch die übrigens oft freimaurerischer Geist durchscheint, meist von Dingen aus, die am leichtesten zur Reflexion anregen. Dichterische Form und Sprache bleiben aber auch hier hinter den Gedanken zurück und lassen die gute Absicht Löbner's nicht zu voller Wirkung kommen; Verse, wie z. B. der folgende:

Die Sonn' ist untergegangen,
Die Stern' geb'n keinen Schein

sind in dem Büchlein nicht allzu selten und erinnern daran, daß noch manches zu wünschen übrig bleibt.

Ein weit ausgereifteres Talent tritt uns in den „Gedichten" (Nr. 4) von Victor Amalfi entgegen, wenn freilich auch er sich mit diesem Buche noch nicht die Unsterblichkeit erringen wird. Von den Gedichten ist keins schlecht zu nennen, meist sind sie sogar gut, aber es ist auch keins darunter, das in markiger Eigenart aus einer gewissen Sentimentalität herausragte, die das Buch im allgemeinen charakterisirt. Den großen Vorzug darf man aber nicht übersehen, daß das Buch von einem ehrlichen, nach Schönheit und idealer Kunst strebenden Herzen geschrieben ist. Amalfi geht nach alten guten Vorbildern, und seine Gedichte zeugen von Gemüth und Seele; der Pessimismus, der ihn allerdings selten verläßt, ist nicht erheuchelt und nicht demonstrativ, sondern er entspringt, wenn auch vielleicht durch äußere Dinge veranlaßt, doch innerem, seelischem Empfinden:

Es gibt ein Leid, dem nimmer
Vergessen wird gebracht,
Nicht in des Lebens Schimmer,
Nicht in des Grabes Nacht.

Und einen Kampf voll Mühen,
In dem die Seele ringt,
Und dem kein Abendläuten
Ersehnten Frieden bringt.

Es gibt ein Weh auf Erden,
Das nicht die Zeit versöhnt,
Und das selbst noch im Tode
Von stummen Lippen tönt.

Von den vielen recht hübschen Gedichten des Buchs seien besonders erwähnt: „Die Geschichte von den Sperlingen", „Die Blume des Hasses" und aus den angehängten nach dem Italienischen und Englischen übersetzten Gedichten ein paar einfache, aber stimmungsvolle Verse: „Wohin geht's" von Pietro Paolo Parzanese. In Anbetracht des guten Gesammteindrucks des Werks von Amalfi nimmt man schlechte Reime nicht allzu übel; aber empfehlenswerth ist es nicht: sank — lang — krank — klang u. s. w. durchgehends als Reime zu verwenden.

Die „Rügelieder" von Wilhelm Weigand (Nr. 5) sind etwas breit gehaltene und auf die Dauer ermüdende, aber doch nicht geistlose Satiren auf die gegenwärtigen geistigen und socialen Verhältnisse. Kunst und Wissenschaft sind es ganz besonders, die den Verfasser zu diesen oft mit beißendem Spott getränkten Episteln hinreißen. Das „Preislied auf die deutsche Cultur nach dem Einheitskriege" beginnt mit den Versen:

Kam im deutschen Einheitskriege
Zum Triumphe nach dem Siege
Die germanische Cultur?
Lernt der Deutsche, frei vom Franzen,
Voller Grazie endlich tanzen
Nach der eigenen Natur?

Wie sich Weigand diese Fragen beantwortet, das deuten folgende zwei Strophen des Preisliedes genügend an:

Zola's haben wir ein Dutzend;
Jedem Schönheitsdrange trutzend,
Lästern sie die schöne Welt.
Unsere Lyriker der Gossen
Schreien rasend mit Genossen,
Daß Messias sie und Held.

Schon in schlüpfrigen Romanen
Leisten Herren, reich an Ahnen,
Was die Sudler von Paris.
Und der reichen Possendichter
Höllisch stinkendes Gelichter
Fand ein heimisch Paradies.

Gewiß hat der Verfasser in vielem recht, und es bedarf schon eines kräftigen Besens, um die mancherlei Unebenheiten im Culturleben unserer Zeit zu glätten, aber Weigand zieht doch etwas unbarmherzig und blindlings los, als ob es überhaupt nichts Menschenwürdiges mehr gäbe. Der „deutsche Himmel" erscheint ihm in folgender prächtiger Gestalt:

Als Sönnchen einen Ordensstern,
Genug zum guten Leben,
Von Zeit zu Zeit ein Weibchen gern,
Ein Titelchen daneben;

Und Geist, wenn er im Glase ßießt;
Zu Zeiten einen Kater;
Programmmusik vom heil'gen Liszt,
Dem neuesten Kirchenvater;

Pariser Kantharidenrahm,
Berliner Possenfusel;
Begeist'rung, die von oben kam
Und endet in dem Dusel.

Diese angeführten Verse sind typisch für den Charakter des ganzen Buchs. Wenn nur die Hälfte der sittlichen Entrüstung des Verfassers sich durch seine Lieder in Besserung der Verhältnisse umsetzt, so darf man schon zufrieden sein. Aber wo die Lage so schlimm ist, da muß die Cur von Innen herauskommen, die äußern Mittel verfehlen da meist ihre Wirkung.

Das Büchlein von Bernhard Stern: „Träumereien und Lieder“ (Nr. 6) enthält in der Hauptsache kleine liederartige Gedichte, die in meist überschwenglicher und wenig origineller Weise die Liebe besingen. Nur gering ist die Zahl der Verse, die als Gedichte auf eigenen Füßen stehen könnten. Zwar fehlt es dem Verfasser nicht an lyrischem Talent, um so mehr aber an ernstem Wollen. Seine Gedichte gehen nur auf ziemlich geringwerthige Liebeständeleien hinaus, wobei oft banale Verse unterlaufen. Geradezu komisch wirken auch Verse wie der folgende:

Ach, du bist so wunderschön —
Hätt' ich dich doch nie gesehn!
Hätt' ich dich doch nie geliebt,
Wär' ich jetzt nicht so betrübt!

Die in die „Gedichte“ hineingemischten „Träumereien“ verdienen diese Bezeichnung, denn es sind meist haltlose, phrasenhafte Betrachtungen und Stimmungsausdrücke, die man vielleicht als Prosaconcepte zu lyrischen Gedichten bezeichnen könnte, wenn man solche monströse Dinge überhaupt zulassen wollte.

Ernst Roeder.

# Rheinische Volkslieder.

Unter den zahlreichen Volksliedersammlungen, welche einzelnen Landschaften gewidmet sind, mußte man eine Text und Melodie gleichmäßig berücksichtigende, ein größeres Gebiet umfassende Sammlung der rheinischen Volkslieder, wie sie uns Karl Becker in seinem „Rheinischen Volksliederborn“ *) bietet, bisher vermissen. Zwar haben vor ihm schon andere in den Rheinlanden gesammelt: so Simrock, dessen „Deutschen Volksliedern“ die von ihm selbst in Bonn und Umgegend gesammelten zu Grunde liegen; so Hans Zurmühlen, welcher „Niederrheinische Volkslieder“ (erste Ausgabe: „Des Dülckener Fiedlers Liederbuch“. — Zweite Ausgabe: „Niederrheinische Volkslieder. Im alten Mühlgau gesammelt von Dr. Hans Zurmühlen“ herausgegeben. Aber diese Sammlungen vermochten doch noch kein vollständiges Bild des rheinischen Volksgesanges zu geben: die Rheinlande von Mainz bis Bonn, die Gegenden um Hunsrück und Taunus, um Westerwald und Eiffel waren dort noch nicht vertreten, und die Melodien, sozusagen die „bessere Hälfte“ des Volksliedes, mangelten beiden sonst so dankenswerthen Sammlungen. Becker hat gerade in jenen bisher vernachlässigten Gebieten gesammelt, in Nassau und im südlichen Theil der Rheinprovinz. Er hat mit Lust und Liebe gesammelt, bald aus dem Munde des Volks, bald aus geschriebenen Liederbüchern, und was er selbst nicht erreichen konnte, haben ihm seine Schüler mitgetheilt. Vor allen Dingen hat er sich die Mühe nicht verdrießen lassen, überall die Melodien aufzuzeichnen, bei den einzelnen Liedern die Varianten zu vergleichen und so die Melodie möglichst von ihren Auswüchsen zu befreien. Auch dem Texte ist die entsprechende Sorgfalt zutheil geworden. Unter dem zusammenhängend gegebenen Text sind noch zahlreiche Lesarten mitgetheilt, wie das Lied in dieser oder jener Ortschaft gesungen wird — für denjenigen, der sich mit dem Leben des Volksliedes beschäftigt, eine schätzenswerthe Beigabe. Die Verweisungen auf andere Sammlungen, wo man einzelne Lieder in ähnlicher Form findet, sind etwas dürftig ausgefallen. Wenn es auch bei bekanntern Liedern auf einen oder zwei Nachweise nicht ankommt, so ist es doch wichtig zu wissen, ob ein hier gedrucktes Lied auch noch anderwärts vorkommt oder hier überhaupt zum ersten mal mitgetheilt wird. Das Fehlen der Nachweise in Becker's Sammlung deutet aber durchaus nicht immer auf den letztern Fall. Weniger störend wirkt die Eintheilung in ältere und neuere Volkslieder, ein Versuch, der von vornherein ziemlich aussichtslos war und in der That als wenig gelungen zu bezeichnen ist. Wir können wol einzelne Lieder als alt ausscheiden, weil ihr Inhalt darauf schließen läßt, oder weil sie schon aus alter Zeit überliefert oder bezeugt sind, andere wieder als jünger, insofern sie in ihrem wesentlichen Inhalt auf modernen Ereignissen, Zuständen oder Anschauungen beruhen — aber principiell wird sich diese Scheidung nicht durchführen lassen. Wie schwer es ist, die Grenze zu finden, zeigen schon die Lieder auf die Leipziger Schlacht, die zum Theil unter den alten, zum Theil unter den neuen Liedern zu finden sind. Und bei den Liedern, welche keine historischen Anspielungen enthalten, muß das subjective Gutdünken selbstverständlich eine noch größere Rolle spielen.

Der Herausgeber bietet nicht sein gesammtes Material, sondern eine Auswahl von 173 Liedern, eine Auswahl, die mehr von ästhetischen Rücksichten dictirt ist als von dem Bestreben, Charakteristisches zu geben und darin möglichst vollständig zu sein. Das ist mit Rücksicht auf einen weitern Kreis — den der Herausgeber wol im Auge gehabt — vielleicht gerechtfertigt, aber im wissenschaftlichen Interesse gewiß zu bedauern. Lassen sich auch einzelne Charakteristica des rheinischen Volksliedes an der Hand der Sammlung deutlich unterscheiden, so treten doch andere weit weniger klar hervor. Es muß auffallen, daß im Lande der Rheinländer — die nach einem rheinischen Soldatenlied alle „Teufelsbänder“ sind — die Lieder reinheitern Inhalts dem Anschein nach so wenig vertreten sind. Gerade hier liegt ja für den Volksdichter die Ge-

*) Rheinischer Volksliederborn. Auswahl der edelsten und schönsten Volkslieder mit ihren Melodien der verschiedenen Gegenden der Rheinlande. Aus dem Munde des Volkes und aus geschriebenen Liederbüchern gesammelt und herausgegeben von Karl Becker. Neuwied a. Rh., Heuser's Verlag. 1893. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

fahr nahe, ins Burleske oder noch tiefer zu fallen, und wie der Herausgeber wegen ihres Inhalts einzelne Strophen unterdrückt — die man übrigens zumeist aus andern Sammlungen ergänzen kann —, so hat er wol auch unter den Liedern eine etwas zu scharfe Sichtung vorgenommen: „Im Interesse der Vollständigkeit Unbedeutendes und Unschönes zu geben, schien mir etwas gewagt zu sein." So bekommt die ganze Sammlung einen mehr ernsten, sozusagen idealisirten Charakter, den man wol nicht ohne weiteres auf das rheinische Volkslied im ganzen übertragen darf.

Es ist überhaupt schade, daß der Herausgeber aus seinem seit länger als zehn Jahren gesammelten Liederschatz so verhältnißmäßig wenig gespendet hat. Er würde sich gewiß den Dank vieler verdienen, wenn er dem vorliegenden Hefte noch ein weiteres folgen ließe, „denn geben ist Sache des Reichen".

Auch schon in ihrer jetzigen Gestalt weist die in dem, was sie gibt, vortreffliche Sammlung nicht wenige Perlen, darunter auch manches bisher noch unbekannte Lied auf. Eine eingehendere Lektüre weckt mancherlei Beobachtungen und Bemerkungen, welche anzuführen hier nicht der Ort ist. Allen Freunden des deutschen Volksliedes sei die Sammlung bestens empfohlen: sie ist es werth, von dem Liebhaber gelesen und von dem Forscher studirt zu werden.

Carl Borettsch.

## Militärschriften.

1. Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten des General-Feldmarschalls Grafen Helmuth von Moltke. Achter Band: Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei aus Jahren 1835 bis 1839. Sechste Auflage, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Dr. Gustav Hirschfeld. Mit einem Bildniß des Verfassers aus dem Jahre 1851, elf Abbildungen, drei Karten und Plänen und einer Uebersichtskarte der Reisewege in Kleinasien nach des Verfassers eigenen Eintragungen. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. 1893. Mittel-8. 9 M.

In einer über drei Bogen starken Einleitung gibt der Herausgeber an, aus welchen Gründen die prächtigen türkischen Briefe Moltke's verhältnißmäßig noch nicht genug gekannt und verbreitet seien, und welche Einrichtungen er, der Herausgeber, getroffen habe, um dem Leser einmal für das Stoffliche und Thatsächliche der Briefe die erforderlichen erläuternden Unterlagen zu geben, und das andere mal durch Anführung von Parallelstellen und Varianten aus andern Schriften Moltke's einen Einblick in dessen Geisteswerkstatt zu gewähren. Die Einleitung ist reichlich lang. Wäre sie aber noch viel länger, so würde sie doch nicht ausreichen, um eine Polemik gegen Reinhold Wagner mit Glück darin führen zu können. „Noch Keinen sah ich fröhlich enden", der sich mit dem zwar körperlich schwer leidenden, aber geistig überaus regsamen, scharfsinnigen, vorsichtig abwägenden und überaus gewissenhaften Historiker, Kritiker, Techniker oder Militär Wagner in einen Streit eingelassen hatte. Diesem aber, dem berühmten Verfasser der Geschichte der Belagerung Straßburgs, wie Dr. Hirschfeld das thut, „zum mindesten eine auffallend geringe Einsicht" vorzuwerfen, und zwar in einer einfachen Anmerkung, ist ein gefährliches Unternehmen.

Wenn diese, sozusagen beiläufige, jedenfalls aber dem Zwecke des Buchs nicht im mindesten dienliche Polemik gegen einen Militärschriftsteller von der Bedeutung Wagner's unterlassen worden wäre, so wäre gegen die „Einleitung" nichts zu sagen. Die überall durchblickende warme und verständnißvolle Bewunderung für den großen Mann, dessen Buch sie vorangeht, macht sie sogar zu einer angenehmen Lektüre.

Jene Parallelstellen, Varianten, Verweisungen, Erläuterungen u. s. w. sind mit ungemeinem Fleiß zusammengestellt und füllen nicht weniger als 77 Seiten. Mit Recht hat sie der Herausgeber in einen besondern Anhang verwiesen. Er ermöglicht so ein vergleichendes Studium, ohne es zu erzwingen und dadurch den Genuß an dem behaglichen breiten Fluß der Darstellung zu stören. Daß diese Darstellung meisterhaft ist, daß Moltke — wenn er nichts als eben diese „Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei" geschrieben hätte — in der deutschen Literatur für alle Zeiten eine allererste Stelle zu beanspruchen hätte, ist bekannt. Erfüllt von den Erinnerungen an die großen geschichtlichen Ereignisse, die sich auf dem von ihm betretenen Boden abgespielt haben, begabt mit dem durchdringenden Forschungseifer des Geographen und dem geschulten Auge des alten Topographen und „Terrain-Krokirers", ausgerüstet mit klarer Einsicht in das menschliche Herz — schlage es unter der Decke einer goldgestickten Uniform oder eines zerlumpten Kaftans —, voll Eifers für die gestellten Aufgaben militärischer und geographischer Natur, und in Bezug auf die erstern schon damals von jener Ueberlegtheit neben blitzartig rascher Erfassung der Umstände, jener Kühnheit des Entschlusses neben vorsichtig abwägender Berechnung, wie wir sie an dem Moltke von 1866, von 1870 bis 1871 und — nachträglich — an dem Moltke von 1863 bis 1864 kennen und bewundern gelernt haben: so hat der damalige preußische Generalstabshauptmann Moltke jene „Zustände und Begebenheiten" geschaut und — was die „Begebenheiten" betrifft — mit thätigem, ruhmvollem Antheil erlebt, von dem uns die Briefe Rechenschaft geben. Aber es sind nicht allein die glänzenden Seiten seiner Persönlichkeit, die darin zum Ausdruck kommen, sondern auch rein menschlich liebenswürdige. So seine freundlich milde Duldsamkeit bei aller eigenen, nicht im mindesten ver-

schwommenen christlichen Gläubigkeit und sein echter und ungekünstelter Humor. Unbekümmert — um einen schönen Ausspruch Bulwer's frei zu citiren — unbekümmert, wohin sie fallen, läßt er die sonnigen Strahlen dieses seines genialen Humors spielen; bald fallen sie auf seine Dienerschaft, bald auf seinen Gastfreund, am häufigsten vielleicht auf ihn, den Humoristen, selbst.

Eine interessante Beigabe des Buchs sind die eigenhändigen Zeichnungen Moltke's, so die eines türkischen Wachtpostens, oder eines vornehmen Türken, oder einer interessanten Landschaft. Im übrigen bedarf bei der gesammten deutschen Lesewelt kein Buch weniger einer besondern Empfehlung, als die türkischen Briefe Moltke's.

2. Historische Genrebilder vom Mittelmeere. Marinegeschichtliche Skizzen von Eduard Graf Wilczek. Wien, Konegen; Berlin, Winckelmann; Leipzig, G. E. Schulze. 1894. Gr. 8. 4 M.

Wieder in die Vergangenheit, und zwar in eine ziemlich ferne Vergangenheit zurück führt das vorliegende Buch. Sein Verfasser, mit Leidenschaft dem Seewesen zugethan, konnte sich diesem einer Erkrankung wegen nicht in praktischem Dienste widmen, wollte aber wenigstens auf dem Gebiete theoretischer Erkenntniß und historischer Forschungen Nutzenbringendes leisten, indem er Materialien für eine Geschichte der k. k. österreichisch-ungarischen Kriegsmarine sammelte und zu bearbeiten begann. Inmitten dieser Arbeiten aber erschien von officieller Seite der erste Band einer solchen Geschichte. „Wo die helle Fackel der actenmäßig dargestellten Thatsächlichkeit aufleuchtet, da muß das unsicher flackernde Grubenlicht des Bücherwurms erblassen." Deshalb blieb, wie Wilczek erzählt, seine Geschichte der österreich-ungarischen Kriegsmarine ungeschrieben. Allein die Beschäftigung mit dem historischen Material hatte zu Studien geführt, deren Resultate ohne Schaden von dem schon geformten Gesammtbildwerk losgelöst werden, und — um gemeinsame Brennpunkte von neuem vereinigt — auch in dieser neuen Gruppirung für den Seeoffizier wie für jeden gebildeten Leser Interesse bieten konnten. Jene Brennpunkte waren im örtlichen Sinne das Mittelländische Meer, im historischen das sechzehnte Jahrhundert.

Die drei abgelösten Theile sind betitelt: Andrea Doria, Don Juan d'Austria, die Uskoken.

Mit außerordentlichem Fleiße hat der Verfasser aus zahlreichen Quellen das dem Zwecke dienliche zusammengetragen, die Materialien kritisch gesichtet und verarbeitet und so in anziehender Form drei Essays geliefert, die vollen Anspruch auf Beachtung haben.

Was zunächst die eben „anziehend" genannte Form, die Darstellung, anbetrifft, so mag nicht unerwähnt bleiben, daß der Verfasser sich leider eine Anzahl von Austriacismen zu Schulden kommen läßt: Am statt auf dem Festlande, aber statt sondern, nur mehr statt nur noch, früher statt vorher, bei Haaren statt an den Haaren, nachdem statt weil. Auch einen falschen Conditional, das schreckliche „diesbezüglich", „war gestanden" und das allmählich entsetzlich werdende „Niemand geringerer als" muß man in den Kauf nehmen, ebenso das nicht glückliche Bild einer aus dem Boden gestampften Flotte. Hiervon abgesehen, ist das Buch sogar geschmackvoll geschrieben.

Stofflich ist vielleicht der letzte Essay, die Uskoken, der werthvollste; denn in ihm kommt die von dem Verfasser geübte Quellenkritik am meisten zur Geltung. Der Essay ordnet die bisher meist als getrennte Episoden behandelten Thaten der Uskoken in den geschichtlichen Gesammtrahmen ihrer Zeit ein, bespricht die Entstehung dieser seltsamen privilegirten Seeräuberkaste, die Politik der Venetianer, der einzelnen Glieder des österreichischen Erzhauses und der Türken gegen sie, und ihre endliche Vernichtung.

Der zweite Essay beschäftigt sich mit Don Juan d'Austria, jenem glänzenden Meteor am Himmel des 16. Jahrhunderts, und weiß das Interesse des Lesers an der anziehenden Persönlichkeit des Siegers von Lepanto aufs neue zu beleben.

Den größten Raum nimmt der erste Abschnitt des Buchs ein; er ist es auch, der dem Seemann das meiste Interesse abgewinnen wird. Ist doch sein Held, Andrea Doria, der erste Flottenführer seiner Zeit. Merkwürdig genug, daß Doria, ein Reiterführer, der erst in seinem vierundvierzigsten Lebensjahre zum ersten male zur See focht, bald den Ruf der Unbesiegbarkeit an seine Flagge fesselte. Vielleicht noch merkwürdiger, daß er nicht nur Außergewöhnliches als Führer leistete, sondern auf dem Gebiet der formellen und der angewandten Seetaktik, wie man heute vielleicht sagen würde, als Reformator auftrat. Denn er, der gewesene Reiterführer, war es, der die allmähliche Umwandlung der lateinischen Takelung in die Raaen-Takelung durch seine Erfindungen und Neueinführungen bewirkte, der das Brassen und Reefen in heut üblicher Weise ermöglichte, und der dadurch einen Grad der Unabhängigkeit von der Windrichtung erzielte, wie man ihn bis dahin für unerreichbar gehalten hatte. Nicht mehr die ausschließlich durch Ruderer bewegten Galeeren, im wesentlichen die Triremen der Römer, kämpften seit jener Zeit, sondern Schiffe, die von dem Typus derjenigen wenig abweichen, die — wenn auch nicht als Kriegsschiffe — noch heute gebaut werden. Noch heute haben unsere Vollschiffe, von den neuern vier- und fünfmastigen abgesehen, ihren Fock-, Groß- und Besahn- (Kreuz-) Mast; noch heut werden die Masten in der Längsrichtung durch die Stage gehalten, die sich bis unter das Bugspriet (als Wasserstag) fortsetzen, während zur Befestigung in der Querrichtung die Wanten dienen, die ihren Halt in den Borden haben, und noch heut haben die Segel diejenige Trapezform, die ihnen Doria gab.

Daß das Bild des alten Seehelden, welches Wilczek entwirft, einige Flecken zeigt, ist nicht wegzuleugnen; indessen wird deren Entstehung nicht mit Unrecht auf die Zeit der Condottieri zu schieben sein, die den Doria großzog.

Victor Kurs.

# Feuilleton.

Der Gedanke, den Plautus selbst und zwar inmitten der Gestalten seiner Lustspiele auf die Bühne zu bringen, ist nicht neu. So hat Lemercier einen „Plaute ou la comédie latine" geschrieben, und Cossa einen „Plauto ed il suo secolo". Was uns Fritz Pichler jetzt bietet: „Der Müller am Anio. Eine altrömische Comödie" (Graz, Leuschner u. Lubensky, 1893), ist ein wunderliches Ding. Der dramatische Nerv fehlt ihm vollkommen, indem lediglich eine Reihe Scenen lose aneinandergereiht sind. Im Mittelpunkte der Handlung steht ein Müller, der durch seine Derbheit berüchtigt ist. Seine in ganz moderner Weise dargestellte Mühle, ein beliebter Ausflugsort, wird vor Ausbruch des zweiten punischen Kriegs von einem römischen Centurio karthagischer Abkunft aufgesucht, der in der Art des griechischen Söldnerführers und Aufschneiders gezeichnet ist. Seine Begleiterin, eine Jugendfreundin des Plautus, wird nun wieder mit diesem vereinigt. Sie hat inzwischen auf dem römischen Theater die Stücke des Plautus mit aufgeführt — die bekanntlich in jener Zeit nur von Männern gespielt wurden — und zwar war Plautus damals schon „der berühmte, der die Theater Roms erbeben macht." „Ja", fragt man da, „weshalb hat sich dann Plautus in die Mühle verdungen?" So ist das Stück weder ein ernstes Literaturdrama noch eine ausgelassene Komödie in der Weise der altattischen Komödien. Es ist nicht leicht, sich durch den wunderlichen Dialog durchzuarbeiten. Wie sonderbar machen sich Stellen wie die folgende: „Nimm deine Handschrift (!) und schreibe nenn, novem", oder: „das ist schlimm, male." Auf diese Weise hätte der Verfasser leicht eine vollständige Interlinearversion zu Stande bringen können. Man erräth wol, daß ihm bei dem mitunter halbtollen Dialoge Shakespeare'sche Scenen vorgeschwebt haben. Das ist aber doch noch etwas anderes, und dann ein ganzes Stück hindurch! Uebrigens läßt der Verfasser selbst einmal fragen: „Entsetzlich, reden denn bei dir daheim alle Menschengestalten (!) so drauf los?"

— Von der deutschen Ausgabe der Werke Jules Verne's liegen uns Band 61: „Das Karpathenschloß" und 62: „Claudius Bombarnac, Notizbuch eines Reporters", vor (Collection Verne, Wien, A. Hartleben). Verne's Art ist zu bekannt, als daß wir viele Worte darüber machen müßten. Man fragt ja bei ihm nicht nach Wahrscheinlichkeit, sondern will überrascht und spannend unterhalten sein. Seine ganze Arbeitsmethode ist gerade in diesen Bänden recht mechanisch. Im „Karpathenschloß" — der Name erweckt ja romantische Stimmung — wird die recht dürftige, sozusagen, novellistische Grundlage zunächst in die Sphäre gerückt, in der, dank den Fortschritten der Elektrotechnik, alles möglich ist. Dazwischen wird, ohne rechte Verknüpfung eine Schicht geographischen Wissens eingeschaltet:

Woher kommt Ihr, Hausirer?
— Von Hermannstadt.

Hermannstadt ist eine der bedeutendsten Städte Siebenbürgens. Von dieser aus gelangt man in das bis nach Petroseny herabreichende Thal der ungarischen Sil.

Und ihr geht . . .?
— Nach Kolosvar.

Um nach Kolosvar (Klausenburg) zu kommen, hat man sich weiterhin im Thale des Maros zu halten und erreicht dann über Karlsburg, längs der ersten Ausläufer der Bilarberge hingehend, die Hauptstadt des Comitats. Die Wegstrecke beträgt etwa 20 Meilen (150 Kilometer).

Hauptsächlich der Erschließung geographischer und ethnographischer Verhältnisse ist der nächste Band gewidmet. Er behandelt eine Fahrt auf der Großtransasiatischen Bahn, die noch nicht existirt. Die Notizen über die einzelnen Oertlichkeiten, die der Reporter auf seiner Fahrt berührt, tragen den Stempel der Oberflächlichkeit an sich. Uns scheint, daß die ganze Fiction nu dazu dienen kann, geographische Begriffe und Kenntnisse zu verwirren. Freilich will Verne eben die Leichtfertigkeit der Reporter veranschaulichen. Auch sonst trägt er satirische Farben auf. Auf der betreffenden Fahrt ist ein internationales Publikum vereinigt. Man kann nicht sagen, daß die Franzosen darunter eine besonders glänzende Rolle spielten. Wol aber erfährt der russische Major alle die Rücksichten, die ihm von seiten eines Franzosen gebühren. Es mag wol sein, wenn es auch deutlich nicht hervortritt, daß hier etwas Ironie mit im Spiele ist. Ganz aber geht dem Verfasser sein Humor aus dem deutschen Barone gegenüber, der in mehr als einer Beziehung lächerlich erscheint. „Es ist ein Mann von kräftigem Körperbau, mit röthlichem Gesicht, blondem Kopf- und röthlich scheinendem Barthaar, nicht etwa kleinen Händen und sehr entwickelter Nase, die schon mehr an den Rüsselelefant der Plantigraden erinnert. Er bietet den ganz eigenthümlichen Anblick der Offiziere des Landsturms, mit vorzeitiger Fettleibigkeit." Natürlich ist er auch kurzsichtig, ein Freund des Sauerkrauts, unmanierlich im Essen und kommt immer zu spät. Schließlich wird dem Verfasser seine eigene Schöpfung zuwider: „Der gute Mann spielt nur eine lächerliche Rolle, und die kann auf die Dauer auch nicht interessiren." Ja, des Verfassers ganze Geschichte verliert auf die Dauer das Interesse. Die Motive wiederholen sich zu oft. Der Kistenreisende à la Zeitung langweilt sich und uns. Nur ein Einfall etwa wie die Trauung im Eisenbahnwagen gibt der Handlung wieder etwas Leben. Im ganzen ist uns gerade bei diesen Geschichten recht zum Bewußtsein gekommen, wie wenig diese Wahrheit und phantastische Erfindung verquickende Darstellung eigentlich bildend wirkt.

— Zwei Geschichten enthält Nr. 3038 der Reclam'schen „Universal-Bibliothek": „Verfehltes Leben" und „Der tolle Geiger" von Otto Bruhnsen. Es ist gewiß wahr, daß mancher schon während der Jugendzeit mehr erlebt als ein anderer in seinem ganzen Leben, daß nicht immer die Herzen sich zueinander finden, daß nicht alle Blütenträume reifen. Einen tiefern Eindruck hinterlassen gleichwol diese Geschichten nicht trotz ihres wehmüthigen Inhalts. Es sind Studien mit lyrischen Einlagen aufgeputzt, die in gewissen Zwischenräumen wiederkehren. „Geschichten vom Rhein" sind sie betitelt. Das ist nicht so zu verstehen, als ob sie nur an dem romantischen, rebenumwachsenen Rhein denkbar wären, wenn man auch sagen muß, daß der Verfasser von der Scenerie mitunter geschickt Gebrauch macht.

— Unter den österreichischen Ländern hat von jeher für unser Ohr einen besondern Klang das Land, wo jetzt „der Märker Eisen bricht", woher aber auch schon die Römer das norische Eisen bezogen haben. Die classische Stätte für die Gewinnung dieses Metalles ist der Erzberg bei Eisenerz. Schon früher von Hieflau aus, dem Eingange in das berühmte Gesäuse, mit der Bahn zu erreichen, ist der Ort neuerdings auch von der entgegengesetzten Seite, von Leoben her, zugänglich geworden. Selbst wenn man vom Semmering kommt, genießt man auf dieser Fahrt eine Fülle prächtiger und wechselnder Bilder. Als Führer durch all die Herrlichkeiten dieser Gegenden bietet sich uns jetzt ein Büchlein, in dem zugleich einleitungsweise über die moderne Entwickelung der Gebirgsbahnen, insbesondere der Zahnradbahnen und der Bahnen gemischten Systems gesprochen wird: „Die Erzbergbahn mit den Anschlußstrecken Hieflau-Eisenerz und Vordernberg-Leoben. Mit zwölf Abbildungen und einer Orientirungskarte" (Wien, A. Hartleben). In knapper Fassung gibt der kundige Verfasser Auskunft über alle sehenswerthen Punkte. Auch der Freund historischer Erinnerungen findet dabei seine Rechnung. Wir, die wir gleich nach der Eröffnung 1892 die betreffende Verbindungs-

strecke befahren haben, können das anschaulich geschriebene und durch gute Abbildungen ausgezeichnete Büchlein, vor allem aber den Besuch jener Gegenden selbst allen, die in jenen Theil der österreichischen Monarchie kommen, nicht warm genug empfehlen.

— Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig sind im Anfang des Jahres mehrere Neuauflagen wichtiger und bekannter Bücher erschienen. Wir nennen zuerst das große „Vollständige Wörterbuch der italienischen und deutschen Sprache" von H. Michaelis. Es zerfällt wie natürlich in zwei Theile. Der erste, der italienisch-deutsche erschien in erster Auflage 1879; der zweite 1881. Beide haben durch ihre großen Vorzüge sich den Beifall des Publikums in dem Maße erworben, daß heute schon die neunte Auflage von beiden Theilen vorliegt. Der Werth des Michaelis'schen Lexikons liegt darin, daß er sowol für die Kenntniß der Classiker als auch für das Verständniß der Tagesliteratur, für die Sprache des gewöhnlichen Lebens und für die Schule ausreicht und alle diese Zwecke im Auge behält. Zur besondern Berücksichtigung haben die technischen Ausdrücke des Handels, der Gewerbe, der Wissenschaft, des Kriegs- und Seewesens und der Politik gefunden. Das Lexikon von Michaelis steht als beste Leistung auf seinem Gebiet bisjetzt unübertroffen da und ist jedem, der sich mit Italienisch beschäftigt, dringend zu empfehlen.

Das zweite neu aufgelegte Werk gehört zu classischen Büchern, die sich ein Anrecht erworben haben, einen Ehrenplatz zu erhalten in den öffentlichen und den Privatbibliotheken. Es ist „Die Französische Revolution" von Thomas Carlyle, übersetzt von P. Feddersen, umgearbeitet von E. Erman, die jetzt in dritter Auflage erschienen ist. Ueber die Carlyle'sche Darstellung gibt es wol nur eine Stimme, daß sie unübertroffen dasteht als genialstes Werk eines großen Historikers und Künstlers. Was dieser Geschichte der Französischen Revolution zum Sieg über alle Rivalen verhalf, war das neue Licht, das die tiefe Einsicht des Verfassers in die geheimsten Triebfedern der menschlichen Charakter über das größte Ereigniß des vorigen Jahrhunderts verbreitete, war die Gedankentiefe, die geistreich über den Dingen stehende künstlerische bis in das kleinste durchdachte Schilderung. Carlyle, der Vermittler der Kenntniß unserer großen Dichter in England, wird bei uns Deutschen immer Sympathie zu erwarten haben. Dieses Werk verdient sie auch, abgesehen davon, daß der begeistertste Verehrer Goethe's in England es geschrieben hat. Der Preis des dreibändigen Werks ist 7 M. 20 Pf.; es kann auch in 12 Lieferungen zu 60 Pf. bezogen werden.

— In dem Novemberheft der „Deutschen Rundschau" (Berlin, Gebr. Paetel, 1893) hat Bernhard Suphan seinen Beitrag zur Festschrift bei Gelegenheit der goldenen Hochzeit des weimarischen Fürstenpaares auch für andere Sterbliche zugänglich gemacht. Er behandelt das Goethe'sche Gedicht „Ilmenau" oder das Verhältniß Goethe's und Karl August in seiner bekannten eindringend scharfsinnigen Weise. Zuerst werden die Bedingungen dargestellt, aus denen heraus sich das Gedicht zu einer individuellen Gestalt gebildet hat, dann werden die geschichtlichen Erlebnisse und Verhältnisse dargelegt. Sehr treffend wird die sogenannte Erziehung Karl August's durch Goethe definirt: „Von einer Leitung durch Vorbild und That ist die Rede. Denn ein bedeutender Charakter wird nicht erzogen, er erzieht sich selbst." Der feinsinnige Philolog zeigt an einer Lesart der neuesten Fassung des Gedichts, daß der Einfluß des sonst von Goethe so viel gelobten Correctors, Herder, auch einmal von Nachtheil gewesen ist. Der Aufsatz ist sehr lesenswerth und geeignet, den Genuß der Lektüre des herrlichen Goethe'schen Gedichts zu erhöhen.

— Die rege Thätigkeit, welche die öffentlich-rechtliche Gesetzgebung im Deutschen Reiche wie in einer größern Reihe von Bundesstaaten in den beiden letzten Jahren entfaltet hat, machte die Herstellung eines zweiten Ergänzungsbandes zu dem „Wörterbuch des deutschen Verwaltungsrechts, herausgegeben von Dr. Karl Freiherrn von Stengel. Zweiter Ergänzungsband" (Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr, 1893) erforderlich, um diese vor dem Schicksale des „Veralten" zu bewahren, dem Nachschlagebücher leicht ausgesetzt sind. Der uns vorliegende Band berücksichtigt die Aenderungen der Gesetzgebung, welche in die Zeit vom 1. December 1891 bis 31. März 1893 fallen; die Zahl der darin enthaltenen Darstellungen ist sehr erheblich, weil das in den frühern Bänden nur ganz kurz berücksichtigte Gebiet der Justizverwaltung eine ausgiebige Beachtung gefunden hat. Unter den einzelnen Aufsätzen seien hervorgehoben die auf die preußischen Steuergesetze und die Handelsverträge des Deutschen Reichs sich beziehenden, ferner die Abhandlungen über Schöffen- und Schwurgerichte, Gerichtsverfassung und nichtstreitige Gerichtsbarkeit, Rechtshülfe und Staatsanwaltschaft, Rheinschifffahrt- und Elbzollgerichte, Domänen, Stiftungen, höheres Unterrichtswesen, Weinsteuer, Internationales Eisenbahnfrachtrecht, Hinterlegungswesen u. s. w. Dem Zwecke des Wörterbuchs, das dem praktischen Juristen und Verwaltungsbeamten, dem Parlamentarier und Politiker ein über die ihn beschäftigenden Fragen rasch orientirendes Hülfsbuch sein will, tragen sämmtliche Aufsätze in jeder Hinsicht Rechnung; die Darstellung ist knapp und präcis, theoretische Auseinandersetzungen sind fast durchweg vermieden, das geltende Recht ist dagegen mit der Ausführlichkeit behandelt, welche von den Interessenten begehrt wird. Das Stengel'sche Wörterbuch hat sich in verhältnißmäßig rascher Zeit in den Kreisen der Praktiker einen großen Freundeskreis erworben. Durch den vorliegenden Ergänzungsband wird sein Werth und seine Brauchbarkeit für Richter, Staats- und Rechtsanwälte wesentlich erhöht. Für Redactionen großer Zeitungen bildet es ein ganz besonders werthvolles Hülfsmittel. Die Ausstattung des Ergänzungsbandes entspricht der der früher ausgegebenen Bände. Der Stab der Mitarbeiter, welche den Herausgeber bei der Abfassung des Werks unterstützt haben, ist im wesentlichen der gleiche geblieben.

— „Es sind eigentlich keine Märchen, was ich dem Leser unter diesem Titel darzubieten wage", sagt Rudolf Kleinpaul von seinen „Gastronomischen Märchen" (Leipzig, W. Friedrich). Doch schmälert dieser leise Widerruf des Titels dem überaus unterhaltenden, humoristischen und dabei in trefflicher Weise belehrenden Buch seinen Werth ganz und gar nicht. Wol mag es manchem Leser vorkommen, als läge das Studium der Gastronomie doch etwas abseits, gar zu tief im engen Kreise der Liebhaberei. Das wäre aber in Bezug auf Kleinpaul ein starker Irrthum. Denn seine umfassende Belesenheit, sein ausgebildeter Spürsinn für allerhand Vergnügliches, Belustigendes und nicht minder auch Seltsames, vor allem aber seine ungemeine Gabe fesselnder Darstellung haben sich in diesem Buche vereint, um ein kleines Cabinetstück humorvoller Erzählungskunst zu schaffen, das sich ergänzend neben F. Weber's „Gastronomische Bilder" stellt. Zur Kennzeichnung des Inhalts führe ich die Ueberschriften einiger Kapitel an: „Märchen und Filet"; „Der Magen als Geldbeutel und Schlüsselkörbchen"; „Tische zum Anbeißen"; „Wie der Bischof entstand"; „Die freiberger Bauernhasen"; „Freßkahle"; „Pietsch" u. s. w.

— Von dem von Reichsgerichtsrath A. Bolze herausgegebenen Werke: „Die Praxis des Reichsgerichts in Civilsachen" ist soeben (im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig) der sechzehnte Band erschienen.

## Bibliographie.

Kaemmerer, L., Max Liebermann. Leipzig, G. A. Seemann. Gr. 4. 5 M.

Lindenberg, P., Berlin in Wort und Bild. Berlin, F. Dümmler. In 25 Lieferungen à 30 Pf.

Wieland, Ch. M., Neue Briefe, vornehmlich an Sophie von La Roche. Herausgegeben von Professor Dr. Robert Hasseneamp. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. 1893. Gr. 8. 6 M.

# Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.


Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Zur Confirmation.

### Predigten und Andachtsbücher.

**Predigten aus der Gegenwart**
von
**Carl Schwarz,**
weil. Oberhofprediger und Generalsuperintendent in Gotha.
Acht Sammlungen (Bände).
Jede Sammlung geh. 5 M. 40 Pf., geb. 6 M.

**Religiöse Reden und Betrachtungen.**
Von
**Adolf Hausrath,**
Professor der Theologie in Heidelberg.
Zweite Auflage. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

**Akademische Predigten**
von
**Heinrich Holtzmann,**
Professor an der Universität Straßburg.
Geh. 5 M. Geb. 6 M.

**Ausgewählte Predigten**
von
**Clemens F. Brockhaus.**
Geh. 3 M. 50 Pf. Geb. 4 M. 50 Pf.

**Die Religion im gemeinen Leben.**
Predigt von
**John Caird.**
Fünfte Auflage. Geh. 60 Pf.

**Aus den Papieren einer Verborgenen.**
Von
**Cäcilie Zeller.**
Zweite Auflage.
Geh. 6 M. Geb. 7 M. 60 Pf.

**Für stille Morgenstunden.**
Von
**Cäcilie Zeller.**
8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

### Gedichte und Lieder.

**Schau um dich und Schau in dich.**
Dichtungen von
**Julius Hammer.**
33. Auflage. Geb. m. Goldschn. 2 M.
Jubelausgabe. Geh. 4 M. 50 Pf. Geb. 6 M.

**Fromme Lieder**
von
**Julius Sturm.**
Drei Theile.
Erster Theil. Zwölfte Auflage.
Zweiter Theil. Vierte Auflage.
Jeder Theil geb. mit Goldschn. 3 M.

**Gott grüße dich!**
Religiöse Gedichte
von
**Julius Sturm.**
Vierte Auflage. Geb. m. Goldschn. 4 M.

**Aufwärts!**
Neue religiöse Gedichte
von
**Julius Sturm.**
8. Geb. m. Goldschn. 4 M.

**Gedichte**
von
**Paulus Gerhardt.**
Herausgegeben von Karl Goedeke.
Geb. m. Goldschn. 5 M.

**Hausaltar.**
Kirchenlieder in mehrstimmigem Tonsatz, der Hausandacht bestimmt.
Für das Pianoforte eingerichtet
von
**Wilhelm Volckmar.**
Zweite Auflage. Cartonnirt. 4 M.

**Deutsche Verlags-Anstalt**
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Sammlung hervorragender Novitäten
**des Auslandes.**

In dieser Sammlung ist soeben erschienen:

**Erloschenes Licht.**
Roman aus dem Englischen von
**Rudyard Kipling.**
Preis geheftet M. 3. —; eleg. gebunden M. 4. —

**Drauf los.**
Roman aus dem Norwegischen von
**Jonas Lie.**
Preis geheftet M. 3. —; eleg. gebunden M. 4. —

**Praktische Lebensweisheit.**
Roman aus dem Russischen von
**J. N. Potapenko.**
Preis geheftet M. 3. —; eleg. gebunden M. 4. —

**Hermann Raeli.**
Roman aus dem Italienischen von
**F. de Roberto.**
Preis geheftet M. 2. 50; eleg. gebunden M. 3. 50.

**Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

**Schopenhauer-Register.**

Ein Hülfsbuch zur schnellen Auffindung aller Stellen, betreffend Gegenstände, Personen und Begriffe, sowie der Citate, Vergleiche und Unterscheidungen, welche in

**Arthur Schopenhauer's Werken,**

ferner in seinem Nachlasse und in seinen Briefen enthalten sind.

Bearbeitet von **W. L. Hertslet.**

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Das „Schopenhauer-Register" ist unentbehrlich für jeden Leser von Schopenhauer's Werken, aber auch für jeden, welcher wissen will, ob und wie der große Philosoph sich über einen Gegenstand oder eine Person geäußert hat. Es gibt zum ersten mal genaue Auskunft über den Ort, wo jede in den Werken des Philosophen und seinem bisher veröffentlichten Briefwechsel enthaltene Stelle aufzufinden ist.



Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 10. — 8. März 1894.



Inhalt: Zum Briefwechsel zwischen Schwind und Mörike. Von Rudolf Krauß. — Zur Nationalökonomie und Sociologie. Von Paul Barth. — Aus Weimars classischen Tagen. Von Leonhard Lier. — Aus der Erzählungsliteratur. Von Ernst Roeder. — Religiöse Literatur. Von Karl Sallmann. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.


## Zum Briefwechsel zwischen Schwind und Mörike.

Im Jahre 1890 hat Professor Jakob Baechtold den Briefwechsel zwischen Moritz von Schwind und Eduard Mörike*) mitgetheilt, für alle Freunde des berühmten Malers wie des liebenswürdigen Dichters eine hochwillkommene Gabe. Aber leider ist das Werk lückenhaft, insofern darin nur fünf Briefe Mörike's an Schwind und einer an Frau von Schwind nach dem Tode des Künstlers stehen, von der bekannten poetischen Epistel abgesehen. Die übrigen von Mörike ausgegangenen Schreiben scheinen sich in Schwind's Nachlaß nicht vorgefunden zu haben, während umgekehrt die Briefe Schwind's so gut wie vollständig erhalten sind. Der Zufall hat da argen Schaden angerichtet: dem Zufall hat es nun aber auch gefallen, wenigstens einen kleinen Theil von dem, was er gesündigt hat, wieder gut zu machen. Mörike hat eine wörtliche Abschrift eines seiner Briefe an Schwind seinem bekannten Vertrauten, dem Pfarrer Wilhelm Hartlaub, mitgetheilt, und unter des letztern Nachlaß (Eigenthum der königl. öffentlichen Bibliothek in Stuttgart) ist diese Abschrift zum Vorschein gekommen. Unser Dichter bemerkt dazu: „Er (d. h. Schwind) beklagte sich über mein längeres Stillschweigen auf seine zweite Zeichnung (vgl. den Brief vom 29. Mai 1868 [Briefwechsel S. 62—64]) zu dem Märchen und meinte, sie habe mir wol nicht gefallen. Seinen Brief kann ich gelegentlich schicken."

Das Schreiben Mörike's, das im „Briefwechsel" nicht abgedruckt ist, an Schwind lautet:

„Lorch, den 18. Juli (1868).

An einen meiner vertrautesten Freunde (Hartlaub), dem ich von Zeit zu Zeit unter anderm über Sie berichte, schrieb ich vor kurzem ungefähr, wie folgt: — — „Ein zweites Blatt behandelt den Traum der Wasserfrau, wie der Abt die dicke Wirthin umarmt — hochkomisch und von großer Kraft der Zeichnung! Das mehrfältige Wiederhallen des Kusses ist höchst ingeniös und ergötzlich dadurch angedeutet, daß die Umarmung sich in einer Art Luftspiegelung einige mal, näher und entfernter, wiederholt*) —" u. s. w.

Warum wurde nun dies und mehreres nicht lieber in der ersten Freude dem Meister selbst mit tausend Dank gesagt? Zunächst ist daran schuld, daß ich auf baldige Antwort von Dr. Hartmann**) hoffte, die dann zugleich mitfolgen sollte. Das Verschieben ist aber vom Teufel. Verschiedenes trat ein, das mich sofort abzog, und unterdessen höre ich, daß Hartmann seit dem April nach Paris gegangen, von wo er wol noch nicht zurück sein mag. Vielleicht hat er meinen Brief noch heute nicht in Händen, oder ist er doch nicht in der Lage, die Sache an Cotta zu bringen. Nach der Ankunft Ihres zweiten Blatts entschloß ich mich doch noch, ihm alle beide, auf Ihre primitive Holzrolle sorgfältig gewickelt, mitzutheilen. Schaden kann das in keinem Fall.

Jetzt aber welche Ueberraschung! Ich komme mit den Meinigen, wir sind dermalen zu nicht weniger als unser Sechse hier, vom Spaziergang heimkehrend, am Bahnhof vorüber, die Kinder gehen an die Post, um Zeitungen und Briefe abzuholen, — was bringen sie? Wahrhaftig wieder eine Rolle des wohlbekannten Formats! Ich bin der feurigen Kohlen von Ihnen auf mein Haupt gewohnt, doch habe ich sie stärker kaum einmal empfunden.

Was ist nun aber von den Bildern zu sagen? Wenn man bei einem Werk der Kunst sich in vollkommen reiner Uebereinstimmung mit dem Künstler befindet, wenn Gefühl und Gedanke ganz in dem Genuß des Schauens aufgehen, so möchte man am liebsten nicht weiter Worte darüber machen. That ich es gleichwol schon, so kam es allemal auf eine halbe Beschreibung des Gegenstandes hinaus,

*) Briefwechsel zwischen Moritz von Schwind und Eduard Mörike. Von Jakob Baechtold. Leipzig, Verlag des Literarischen Jahresberichts (A. Seemann). 1890. Gr. 8. 2 M.

*) Vgl. die Zeichnung auf S. 63 des Briefwechsels.

**) Moritz Hartmann, damals einflußreicher Berather des Cotta'schen Verlags.

wobei ich mir nie genug thue und eigentlich immer voll Aerger bin. Es sind nur miserable kleine Bissen, in denen sich der Künstler da selbst genießen soll. Dem ungeachtet wollte ich, er hätte einige von unsern simpeln Beifallsäußerungen angehört, als meine Frauenzimmer die Zeichnungen mit mir betrachteten, z. B. Scene 1 im Keller, wie die Lau aus dem Brunnen heraussteigt: — „Bedenkt einmal die Stellung der Wirthin zu dem Wasserweib, daß sie — ganz abgesehen von der Decenz — mit ihrem vorgehaltenen Leintuch gerade nur so viel und mehr nicht von der schönen Person sehen läßt." Das Musterhafte an der Composition wurde sodann näher gezeigt. — „Die Wirthin heißt im Buch wol dick: wie anständig ist hier aber ihre stattliche Breite, sodaß sie selbst neben der andern noch immer wahrhaft angenehm erscheint." — „Man möchte sie tätscheln! Gleich nimmt auch einen ihre Miene zum vollsten Zutrauen ein."

Scene 2. In der Kammer. Allgemeiner Ausruf des Erstaunens über die Schönheit beider Gestalten, über die mit höchster Wahrheit ausgedrückte Wirkung des Kitzelns auf dem Gesichte der Lau! — „Seht ihr, sie neigt sich dabei ein wenig auf die linke Seite. Diese Hand, wie sie unter dem Kinn auf dem Tuch aufliegt!" — „Ein solches Lachen war gewiß keine leichte Aufgabe für den Maler. Sie kam ihm hier vielleicht zum ersten mal im Leben vor."

Scene 3. Bestrafung Kilian's wegen dem Kuß. Ein gewaltiges Bild! das einem die herb gewürzte Lustigkeit dieses Auftritts vollständig mittheilt. Die gedruckte Stellung des kräftigen Kochs — die Frau mit aufgelösten Gliedern hingegossen, in Halbbewußtsein lachend — unvergleichlich! In Summa: Schwind ist „ein Wunndermann", wie neulich jener Freund an mich schrieb. Ich lege einen ältern Brief desselben bei, worin auch ihrer gedacht wird.*) Er ist der Vater jener Klara Hartlaub, zu der ich Sie einmal von meinem Hause aus über die Straße führte. Das beigelegte Lied schrieb er auf meinen Wunsch für Sie ab. Sie sehen, was er drüber sagt; mir gefällt es ausnehmend. Sie müssen es bei Gelegenheit von einer guten Stimme singen hören und Ihr Urtheil darüber abgeben. Es ist von einem augsburger Musikdirector (Hans Michel Schletterer, seit 1858 Domkapellmeister in Augsburg, ist wol gemeint), der mir erzählte, daß er den Text neben einer Neurentherischen Illustration (die ich wohl kenne und sehr hoch halte) erstmals am Schaufenster eines Buchhändlers gelesen, und daß er stehenden Fußes die Melodie, wie sie hier ist, beisammen gehabt habe. Solche Momente plötzlicher Eingebung sind gerade nicht selten. Das stärkste dieser Art, was ich an mir erfuhr, ist die Entstehung der Ballade „Rohtraut". Ich stieß einmal — es war in Cleversulzbach — zufällig in einem Fremdwörterbuch auf den mir bis dahin ganz unbekannten altdeutschen Frauennamen. Er leuchtete mich an als wie in einer Rosenglut, und schon war auch die Königstochter da. Von dieser Vorstellung erwärmt, trat ich aus dem Zimmer zu ebener Erde in den Garten hinaus, ging einmal den breiten Weg bis zur hintersten Laube hinunter und hatte das Gedicht erfunden, fast gleichzeitig damit das Versmaß und die ersten Zeilen, worauf die Ausführung auch wie von selbst erfolgte. — — Daß wir uns diesen Sommer oder Herbst in Lorch nicht sehen sollen, ist mir sehr leid. Vielleicht gelingt es aber doch in Stuttgart noch für heuer."

Einige weitere Beiträge zu den Beziehungen zwischen Schwind und Mörike, ebenfalls den Briefen des letztern an Hartlaub entnommen, dürften nicht minder erwünscht sein als das oben mitgetheilte Schreiben. Mörike ist es gewesen, der ausnahmsweise im December 1863 schriftlichen Verkehr mit dem ihm bis dahin fremden Schwind angeknüpft hat. Wahrscheinlich wäre er auch in diesem Fall aus seiner gewöhnlichen Zurückhaltung nicht herausgetreten, wenn er nicht schon von der Vorliebe des Malers für seine Dichtungen unterrichtet gewesen wäre. In einem Brief an Hartlaub vom 28. December 1863 heißt es: „Auch hab' ich sonst nur das Allernothwendigste und nur mit Zwang geleistet: . . . ferner gleichfalls auf Krais' (Buchhändler und Verleger der „Freya") Wunsch ein Schreiben an Schwind in München gerichtet, das ich nebst seiner vorläufigen Antwort*) beilege. Der Auftrag, ein Bild zu dem Erinna-Gedicht**) zu machen, wollte mir gleich nicht gefallen. Es ließe sich ja höchstens mit den letzten Versen, die über die gegenwärtige Scene und den Kern des Ganzen hinaus ins Ungewisse gehen, etwas anfangen. Inzwischen hat auch Schwind ausführlich über diese Schwierigkeit geschrieben und sich zwar wol bereit erklärt, das Mögliche zu thun, wovon er aber billig dispensirt werden soll. Er wird dafür, wie er versichert, herzlich gern etwas anderes machen, und wenn es selbst der sichere Mann sein sollte. Krais hat den Brief, ich will ihn Euch aber schicken; denn sonderlich auch meine erklärteste Erinna-Freundin, deren Beifall mich sehr freut, wird dies alles sehr interessiren."

Am 26. September 1865 verzeichnet Mörike den Empfang eines Briefes von Schwind, der verloren gegangen sein muß, und bemerkt dazu: „Er will meinen letzten, worin ich ihm nach Starnberg schrieb, daß er mich die ganze nächste Zeit daheim finden werde, nicht erhalten haben. Seltsam!"

Am 24. December 1866 erhielt Hartlaub, dem der Freund von Zeit zu Zeit den bedeutendern Einlauf mitzutheilen pflegte, eine solche Sendung mit folgenden Bemerkungen Mörike's: „Der halb lateinische (Brief) ***) von Schwind ist besonders ergötzlich. Das kleine Bild, von dem er darin spricht, ist eine seiner ältern Arbeiten, «Der Gefangene», ein Kupferstich. Es hängt in meiner gelben

*) Mörike macht hier (Hartlaub gegenüber) die Anmerkung: „N. B. Es ist darin kein Wort, weswegen dich die Mittheilung genieren dürfte. Ich ging ihn ausdrücklich in dieser Rücksicht nochmals durch."

*) Nr. 1, S. 4 fg. im Briefwechsel.
**) „Erinna an Sappho". Gedichte, S. 113 fg.
***) Nr. 5, S. 14 fg. im Briefwechsel.

Stube, worin Schwind das letzte mal schlief. An seinen sieben Raben wirst Du Dich und ihr alle Euch seinerzeit auch inniglich erfreuen. Es ist nicht, wie er in dem Briefe thut, oder wie er sich einbildet, ein schlechtes Exemplar, vielmehr ein sehr schönes, nur an den äußersten Rändern vergriffen, die bei der Einrahmung ohnehin wegfallen. Von dem, was er nach einem andern seiner Briefe *) Freundschaftliches für mich vor hat, fürchte ich mich gewissermaßen, wenn es veröffentlicht werden soll. Vischer, welcher die Zeichnungen halb fertig in seinem Atelier sah, hat mir davon erzählt; es geht demnach bei weitem über Verdienst und Würdigkeit hinaus."

Am 8. Februar 1867 (der Brief ist ursprünglich ohne Jahreszahl; von zweiter Hand, von der Hartlaub's vermuthlich, ist nachträglich 1866 hinzugefügt, was aber ohne Zweifel auf einem Versehen beruht; das Schreiben gehört dem ganzen Zusammenhang nach in den Februar des Jahres 1867) schreibt Mörike an Hartlaub: „Aus den Beilagen, Bester, entnehmt Ihr vorläufig den Gang der Sachen mit Cotta und Schwind. Ich freue mich, bis Ihr die Bilder — zum wenigsten in der Photographie — selbst sehen werdet. Damit Ihr einstweilen einen Begriff davon habt, will ich das nächste mal eine Abschrift meiner Antwort an Schwind für Euch mitschicken, zugleich auch seinen neuesten Brief, welchen Kayser im Augenblick hat, um vielleicht bei Cotta Gebrauch davon zu machen. . . . Eben, indem ich den Brief schloß, kam Dr. Hartmann mit der Nachricht, daß Cotta-Reischach zu der gedachten Unternehmung bereit wäre. Nun fragt es sich freilich, ob Schwind weiter will und kann. Auch war gerade Kayser da und brachte Schwindens letzten Brief, den ich also noch beilege. Die Zeichnungen nahm er wieder mit, um sie dem Professor Lübke zu zeigen, der sie gern sehen wollte."

Ueber einen Besuch des Künstlers in Stuttgart sendet Mörike am 30. April 1867 nachstehenden Bericht an Hartlaub: „Schwind kam am 30. März gegen Abend von Frankfurt und Karlsruhe aus hierher, blieb aber nur bis folgenden Mittag, wo er seine nachkommende Frau auf dem Bahnhof zu erwarten hatte. Bei unserer beschränkten Wintereinrichtung konnten wir ihm diesmal nicht füglich das Nachtquartier anbieten. Doch brachte er die meiste Zeit mit mir, theils im Haus, theils auf der Straße — um's alte Schloß herum u. s. w. spazieren gehend — zu. Er wußte viel von sich, Cornelius, Kaulbach und andern zu erzählen, wovon ich Euch bei Gelegenheit mündlich noch manches werde sagen können. Ein Zwischenfall, auf welchen ich zum voraus halb gefaßt war, machte vorübergehend einige Störung. Der gute Kayser, dem ich die drei Schwind'schen Blätter, um sie dem Dr. Hartmann und Cotta's vorzulegen, auf kurze Zeit mitgab, konnte der Versuchung nicht widerstehen, den sichern Mann, wenig verkleinert, zu photographiren — nur sich und uns zur Freude natürlich. Ich durfte das dem Gast nicht wohl verheimlichen; der, ohnehin von früher dem Kayser herzlich abgeneigt, nahm es sehr übel. «Er ist ein . . . . Glauben Sie mir, früher oder später macht er etwas damit. Warum nicht erst bei Ihnen und mir angefragt? Wenn ich den Kerl nicht wasche, daß er an mich denken sollte, so hat er's nur Ihnen zu danken» u. s. w. Ich hatte Noth, ihm sein Mistrauen auszureden. Daß ihm das Mindeste von dieser Indiscretion zur Kenntniß gekommen, sollte Kayser gar nicht erfahren. Frau von Schwind, welche wir auf dem Bahnhof begrüßten, wo sie eines Fußleidens wegen kaum ausstieg, erschien uns viel anders, weit milder, anspruchsloser, als ihr Bild verhieß. Ich gab ihnen meine kleinen Erzählungen und das Hutzelmännlein mit auf den Weg." (Danach ist Anmerkung 1 auf S. 34 des Briefwechsels richtig zu stellen. Die vierte Auflage der Gedichte war damals noch nicht erschienen.)

Es ist bekannt, daß Mörike in seinem ländlichen Aufenthalte zu Lorch 1867 die Töpferkunst erlernte und seine Freunde mit allerhand Gefäßen eigener Arbeit erfreute, in die er sinnige Widmungsverse einzugraben pflegte. Auch Schwind's zweite Tochter Maria erhielt als Hochzeitsspende eine solche Blumenvase mit der Aufschrift (vgl. Nr. 18, 19 und 22 im Briefwechsel):

Wie mag ich armer Topf aus Erden
Am Hochzeitstisch empfangen werden?
Doch, Freunde, lacht, so viel ihr wollt:
Ihr werdet Wunder noch erfahren,
Denn wißt, von heut' in funfzig Jahren
Verwandl' ich mich in pures Gold.

Aus einem undatirten, dem Frühjahre 1868 entstammenden Brief Mörike's an Hartlaub ist folgende Stelle entnommen: „Anbei wieder einige neuere Briefe, zuvörderst drei von Schwind. Er schickte eine Kiste mit Zeichnungen hierher, die herrlichsten Sachen, von welchen sich nur mündlich reden läßt. Wir behielten sie elf Tage da, und nachgerade fühlte ich die herzliche Verpflichtung, ihm endlich auch einmal in Versen etwas Bezeichnendes zu sagen. So entstand beifolgende jambische Zuschrift, die ihrem Inhalt nach in das vergangene Jahr gehört, wo ich für seine drei mir zugedachten Blätter schon auf diese Weise hatte danken wollen und immer nicht dazugekommen bin. Der Musiker in dem Gedicht ist nur gebraucht, weil der bildliche Ausdruck von der Orgel im Munde eines solchen natürlicher herauskommt als von mir. Ich dachte übrigens dabei, Du könntest es etwa gewesen sein. — Daß diese Bilder jetzt photographirt erscheinen sollen, wird Euch freuen. Sie kämen, wie er es im Brief andeutet, auf ein Blatt: die Cleversulzbacher Gartenscene als Hauptbild oben, darunter die zwei andern, der sichere Mann und Rahel, kleiner, zwischen beiden die Widmung, wobei ich ihm nur zu bedenken gab, ob als Titel des Ganzen die Bezeichnung «Epistel» nicht misverstanden werde."

Aus einem Schreiben vom Mai 1868: „Nach Pfingsten wird wol Schwind auch kommen. Ich wollte, daß ich

*) Vgl. Nr. 6 und 7, S. 16 fg.

Euch die Zeichnung beilegen könnte, die er kürzlich als Probe von mehrern zur Ansicht schickte*): die Scene aus dem Märchen, wo die Lau unter den Spinnerinnen sitzt und diese an den Fingern nachzählen, wie oft ihr das Sprüchlein gelingt. Es ist gerade auf der Spitze, daß das erwünschte Lachen kommt. Große Figuren, prächtig!"

Den Schluß möge Mörike's Schilderung eines abermaligen Besuchs von Schwind bilden: „Lorch, den 30. November 1868. . . . Mit Schwind war ich auf kurze Zeit vergnügt zusammen, und Gretchen (Mörike's Gattin) that ihr Mögliches, ihn zu befriedigen. Er ist allerdings ein unruhiger Gast, der einen auch ziemlich in Athem erhält. In seinem Wesen liegt eine gewisse Gewaltthätigkeit, vor welcher die meisten wol scheu zurückweichen. Das Genialische an einem Menschen aber hab' ich nicht so leicht wie bei ihm empfunden. Er brachte wieder eine große Mappe voll Zeichnungen mit. Agnes (Hartlaub's Tochter) soll doch gewiß, mit einem Gruß von mir, zu ihm gehen und sich einiges zeigen lassen, z. B. die Stationsbilder für die reichenhaller Kirche. Ich hatte vor, sie dazu aufzufordern, ehe Konstanze (Hartlaub's Gattin) von der Absicht schrieb. Der Anfang seines jüngsten Briefes (vgl. Nr. 27, S. 64 fg. im Briefwechsel) bezieht sich auf meine neueste Lektüre «Der Mystagog» — das Geisterreich — von Professor Daumer in Würzburg, zwei Bände bisjetzt — Du fandest eine Anzeige des Buchs vorigen Sommer in der Beilage der «Allgemeinen Zeitung». Es werden darin viele Beispiele von der magischen Erscheinung des Ebenbildes lebender Personen — εἴδωλον — erzählt. Schwind nahm so einen Band zu einem Mittagsschlaf auf unserm Sofa in die Hand, wir setzten uns derweil in die untere Stube zu den Hausleuten, hörten ihn aber bald wieder oben herumsteigen: der Weißling (Mörike's Kater) hatte ihn geweckt, indem er ihn, mit einem Sprung auf seinen Bauch, besuchte. Er ist seit einem Jahr noch um drei Finger breit dicker geworden. Ich mußte heimlich lachen, als er so gleichgültig hin sagte: «Man hat mir auch die Bantingscur gerathen wegen mein bissl Bauch, ich hab' aber 'dacht: es thut sich schon noch»."

Rudolf Krauß.

*) Vgl. Nr. 25, S. 60 im Briefwechsel.

## Zur Nationalökonomie und Sociologie.

1. Zeitschrift für Social- und Wirthschaftsgeschichte, herausgegeben von Dr. St. Bauer, Dr. C. Grünberg, Dr. L. M. Hartmann, Prof. Dr. E. Szanto. Erster Band. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr. 1893. 10 M. (Drei Hefte bilden einen Band).
2. Zur Erklärung und Abhilfe der heutigen Creditnoth des Grundbesitzes. Von Rodbertus-Jagetzow. Zweite Auflage mit dem Bildniß des Verfassers und einem Vorworte herausgegeben von Dr. Rudolf Meyer. Berlin, H. Bahr. 1893. Gr. 8. 9 M.
3. Geschichte des antiken Socialismus und Communismus. Erster Band. Von Dr. Robert Pöhlmann. München, C. H. Beck. 1893. Gr. 8. 11 M. 50 Pf.
4. Die Anarchisten. Culturgemälde aus dem Ende des 19. Jahrhunderts. Von John Henry Mackay. Volksausgabe. Mit einem Vorwort und dem Bilde des Verfassers. Berlin, Magazin für Volks-Literatur (F. Harnisch u. Comp.). 1893. 2 M.

Die socialen Kämpfe unserer Zeit spiegeln sich auch auf dem Gebiete des Denkens, in der Wissenschaft. Die Erforschung der Gesellschaft der Gegenwart und der Zukunft beschäftigt gegenwärtig mehr Geister als je zuvor. Ein Zeugniß dessen ist auch die neue „Zeitschrift für Social- und Wirthschaftsgeschichte" (Nr. 1), von der der erste Band und das erste Heft des zweiten Bandes vorliegen. Obgleich wir schon einige die Geschichte nicht ausschließende Zeitschriften für Nationalökonomie besitzen, so ist doch eine speciell geschichtliche Zeitschrift sehr willkommen zu heißen. Denn jeder, den einmal Fragen der socialen Geschichte berührt haben, weiß, wie wenige Theile derselben eben erst von dämmerndem Halbdunkel erhellt sind, während andere Theile, sogar bei den eigentlichen Culturvölkern, noch in tiefster Finsterniß liegen. Gleich einer der Aufsätze des ersten Bandes gibt ein Beispiel dafür, nämlich der von K. Lamprecht: „Zum Verständniß der wirthschaftlichen und socialen Wandlungen in Deutschland vom 14. zum 16. Jahrhundert." Man ist überrascht zu erfahren, wie stark sich im 15. Jahrhundert in den deutschen Städten der Kapitalismus entwickelt hat, wie groß die im Handel angelegten Vermögen einzelner, der Handelsgesellschaften und der sich in solche Gesellschaften umwandelnden Zünfte sind, wie stark der sociale Gegensatz zwischen den Begüterten einerseits, den Gesellen und sonstigen Besitzlosen andererseits ist, ein Gegensatz, der, immer schärfer werdend im 16. Jahrhundert in den communistischen Aufständen der Widertäufer und anderer zum Ausbruch kommt. Noch größer ist in jener Zeit der sociale Gegensatz auf dem Lande. Lamprecht hat aus seinen sehr eingehenden und sehr ausgedehnten Studien der mittelalterlichen Wirthschaftsgeschichte das Ergebniß gewonnen, daß im eigentlichen Mittelalter, etwa bis 1300, der Bauer überall ein nicht ganz freies, aber auch nicht gedrücktes, jedenfalls wirthschaftlich nicht unbehagliches Dasein führte, daß um 1300 aber eine Wendung in seinen Geschicken eintrat. Der Anbau war im wesentlichen vollendet, neues Land zu roden gab es nicht mehr, nicht mehr ging die überschüssige bäuerliche Bevölkerung in Kreuzzügen nach dem Morgenlande, die Städte waren voll, konnten entlaufene Bauern nicht mehr aufnehmen, die Colonisation des Ostens war beendet. So tritt im 14. Jahrhundert eine proletarische Vermehrung der Bauern ein, sie werden „arme Leute", sie heißen jetzt erst, früher niemals, „Leibeigene", und sind jetzt hülflos jeder Willkür des

Grundherrn, jeder Bedrückung preisgegeben. Die Folgen dieses Zustandes schildert uns Lamprecht, nämlich die endlosen Aufstände der Bauern im 15. Jahrhundert, von denen die herkömmliche Geschichtschreibung noch nichts weiß. Im Jahre 1411 empörten sich die appenzeller Bauern und steckten durch ihr Beispiel den deutschen Südwesten an, 1461 die Bauern von Tirol, 1478 die von Kärnten, 1492 die Westfriesen, Kennemer und Waterländer. Die weitestgreifenden Erhebungen aber waren die, die von hervorragenden Führern ausgingen, wie die des Hans Böhm, des Paukers von Nicklashausen, des schlettstädter Bürgermeisters Hans Ulman, die freilich nur groß angelegt war und im Keime unterdrückt wurde, vor allem aber die des Joß Fritz von Untergrumbach, der das ganze oberrheinische Land aufwiegelte. Auch die Aufstände gegen die Juden, deren Wucher die Bauern arg bedrückte, hörten nicht auf. Sie führten 1432 in Sachsen, 1450 in Baiern, 1453 im Bisthum Würzburg, 1470 im Erzstift Mainz zur Vertreibung der Juden. Die Bauernkriege des 16. Jahrhunderts sind nur der letzte große Ausbruch eines schon länger als ein Jahrhundert grollenden und zündenden Unwetters. So gibt uns die Darstellung Lamprecht's ein ganz neues Bild des ausgehenden Mittelalters. Wichtig ist auch die Abhandlung L. Brentano's: „Die Volkswirthschaft und ihre concreten Grundbedingungen", der dem Dogmatismus sowol der individualistisch-atomistischen als auch der socialistisch-organischen Schule entgegentritt und das Subject der Volkswirthschaft auf historischem Wege zu ergründen sucht. Er findet dabei als früheste wirthschaftliche Einheit die Familie, und macht deshalb einen Excurs in die jetzt so vielfach behandelte Frage nach ihrem Ursprunge und ihren frühesten Formen, er stellt sich dabei wesentlich auf die Seite des auch in Nr. 47 d. Bl. f. 1893 besprochenen Werks von Westermarck „Die Geschichte der menschlichen Ehe". Die übrigen Artikel betreffen historische Einzelheiten: Th. Mommsen behandelt „Die Bewirthschaftung der Kirchengüter unter Gregor I.", also ein Kapitel aus der Zeit des Ueberganges vom Alterthum ins Mittelalter, die ihm Gelegenheit gibt, die früher unbekannte, erst neuerdings entdeckte, zwischen diesen beiden Epochen bestehende Continuität an einem neuen Beispiel zu erweisen. R. Pöhlmann, der die Zeitschrift eröffnet, gibt eine Studie „Ueber die Feldgemeinschaft bei Homer", in der er zu beweisen sucht, daß die in den homerischen Gedichten geschilderte Zeit nicht mehr durchgängigen Gemeinbesitz an Grund und Boden, sondern daneben auch schon Privateigenthum kannte. W. Cunningham stellt dar „Die Regelung des Lehrlingswesens durch das Gewohnheitsrecht von London" (im ausgehenden Mittelalter). E. Sackur gibt „Beiträge zur Wirthschaftsgeschichte französischer und lothringischer Klöster im 10. und 11. Jahrhundert, F. Eulenburg schildert „Das wiener Zunftwesen". Außerdem enthält der Band noch kleinere Notizen und viele Referate über neuere Literatur. Das erste Heft des zweiten Bandes enthält außer der Fortsetzung des Eulenburg'schen Aufsatzes noch: W. Wittich, „Die Entstehung des Meierrechts und die Auflösung der Villicationen in Niedersachsen und Westfalen" und Ch. M. Andrews, „Die Stadt in Neuengland, ihr Ursprung und ihre agrarische Grundlage". Der verdienstlichen Zeitschrift ist im Interesse der Wissenschaft ein gedeihlicher Fortgang zu wünschen.

Das obengenannte Werk von Rodbertus (Nr. 2) ist zuerst im Jahre 1868 erschienen. Es ist eine scharfsinnige Abhandlung, durch die Rodbertus die durchaus verschiedene Natur des Grundes und Bodens und des Kapitals scharf beleuchtet, um die verhängnißvollen Folgen zu zeigen, die entstehen müssen, wenn sie, wie es geschieht, im Creditrecht gleich behandelt werden. Daß der Boden selbst gleich mobilem Kapital verpfändet wird, darin sieht Rodbertus die Wurzel alles Uebels und aller Leiden der Grundbesitzer. Er verlangt, daß an Stelle der Hypothekenbriefe blos Rentenbriefe ausgestellt werden, die dem Gläubiger nicht den Acker, sondern nur die Rente verpfänden, die unkündbar sein und unter den Kapitalisten gleich den Industriepapieren zu veränderlichem Curse gehandelt werden sollen. Rodbertus bleibt nicht in dem engen Bereiche dieser Specialfrage, er erhebt sich öfter zu allgemeinern Betrachtungen, besonders über die Agrargeschichte des Alterthums, und an einer Stelle gibt er auch eine gute Darlegung der Berechtigung und des Werthes ungedeckter Banknoten. Auch wer seinem Reformplan nicht so große Wichtigkeit, wie er, beimißt, wird von dem Studium des Werks dieses klaren und weitsichtigen Denkers Gewinn haben.

Das Werk von R. Pöhlmann (Nr. 3) hat einen zwiefachen Gegenstand, sowol die socialistische Praxis des classischen Alterthums, als auch seine Theorien. Aus dem ersten Theile ist am interessantesten die Untersuchung über die Tradition von der spartanischen Gleichheit der Ackerlose. Pöhlmann sucht nachzuweisen, daß dies nichts weiter sei als eine Hinaufrückung der Reformen des Agis und Kleomenes in die mythische, sogenannte lykurgische Zeit. Im zweiten Theile gibt er eine sorgfältige Darstellung der socialistischen Theorien, besonders des Plato, des Aristoteles und des Zeno, des Stifters der Stoa. Sehr ausführlich und scharfsinnig werden die beiden Idealstaaten Plato's, der der Politeia und der der „Gesetze" analysirt, die bleibenden Wahrheiten, wie die Ueberwindung des abstracten Freiheits- und Gleichheitsprincips der reinen Demokratie, werden gesondert von demjenigen, was Pöhlmann für illusorisch hält. Freilich vergißt er bei dieser Kritik das eine: Plato will einen andern Menschentypus heranbilden, einen Menschen, dessen Wille nicht mehr durch den engen Umfang des eigenen Ich, sondern immer nur durch den großen Umfang des ihm wie ein schönes Kunstwerk stets vor der Seele stehenden Gemeinwesens bestimmt und erfüllt wird. — Mit Recht darf man auf Pöhlmann's zweiten Band gespannt sein, in dem er die Geschichte des Staatsromans und der socialen

Demokratie in Hellas zum Abschlusse bringen, außerdem noch Rom und die religiösen Erscheinungsformen des antiken Socialismus (im Juden- und Christenthum und im Mazdäismus, der altpersischen Religion) darstellen will. Denn alle diese Bewegungen im Ideenleben des classischen Alterthums sind nicht ohne Einwirkung auf das reale Leben geblieben. Aus dem Idealstaate der Stoiker stammt die Forderung der Rechtsgleichheit, in der römischen Kaiserzeit das einzige ideale, aber trotzdem sehr wirksame Princip, das an der Gestaltung des Pandektenrechts wesentlich mitgearbeitet hat, soweit es ihm irgendmöglich war, die reale Ungleichheit zu überwinden.

Führt uns Pöhlmann so in die sociale Bewegung des classischen Alterthums, so ist die letztgenannte Schrift (Nr. 4) ein Document der socialen Gärung unserer Tage. In der Form ein Roman, ist sie dem Inhalte nach zugleich eine socialpolitische Abhandlung, und zwar eine von denen, die den Beweis liefern, daß es keinen noch so handgreiflichen Unsinn gibt, der nicht blos ganz ernsthaft ausgesprochen, sondern sogar nach Jahrzehnten noch mit ernster Miene nachgesprochen würde. Im Jahre 1843 schrieb Max Stirner sein Buch: „Der Einzige und sein Eigenthum". Vor dem Egoismus läßt Stirner alle andern Mächte, die den Menschen regieren, in das Nichts versinken. Feuerbach hatte von allen Idealen noch die „Menschheit" oder „den Menschen" übriggelassen, nach Stirner „den letzten Lumpen, der über die nackte Wahrheit gelegt ward". „Kein Schaf, kein Hund hat einen Begriff vom Schafe, vom Hunde, das Thier realisirt sich, indem es sich auslebt." Wozu also der Begriff des Menschen? Fort auch mit der nackten Wahrheit, die nicht mehr Recht hat als Apostasie, Meineid, Lüge! Zuletzt fort mit der eigenen Ueberzeugung, sodaß nichts übrig bleibt als der „heilige Humor, der mit dem Heiligen spielt, auch mit dem, was meine Ueberzeugung ist, von dem ich nicht weiß, ob es später noch meine Ueberzeugung sein wird!" Und diese sinnlosen Behauptungen feiern jetzt, nach 50 Jahren, ihre Auferstehung als das Evangelium, das Herr John Henry Mackay der Welt verkünden will, der „erste Sänger der Anarchie", wie er sich stolz nennt. Denn Herr Mackay (wie die vorgedruckte Biographie angibt, schon 1864 zu Greenock in Schottland geboren, aber seit frühester Kindheit in Deutschland erzogen, eine der Leuchten der jüngsten literarischen Schule), ist kein „trüber Fanatiker" des communistischen Anarchismus, noch weniger einer der Narren der Socialdemokratie, „der letzten Universaldummheit der Menschheit", die ja noch, mit Stirner zu reden, einen Lumpen übrigläßt, um die nackte Wahrheit zu decken, nämlich die Herrschaft des Volkes, die Demokratie, sondern er ist Anhänger der vollsten Herrschaftslosigkeit, der „individualistischen Anarchie", in der jeder nur für sich selbst lebt, nur für sich arbeitet und den andern ungeschoren läßt, deren Idee, wie die Einleitung ausdrücklich sagt, von Max Stirner erzeugt, durch Herrn Mackay's Buch der stupiden Welt möglichst klar gemacht, in neuem Lichte erstrahlen soll. Herr Engels ruft aus: „Im Zukunftsstaate gibt es keine Herrschaft mehr über Menschen, sondern nur eine Verwaltung von Sachen!" Herr Mackay übertrumpft ihn: „Fort auch mit der Verwaltung! Denn aus einer Verwaltung wird immer eine Regierung!" Natürlich wird auch die Ehe abgeschafft, und die ganze „lächerliche geschlechtliche Moral". Glücklicherweise predigt er keine „Propaganda der That", sodaß er mit den Gesetzen nicht in Conflict kommt, sondern nur die Propaganda der Idee — trotz Stirner, der ihn dafür sicher verlachen würde, da er sich doch einen neuen Lumpen, eine Idee umhänge. Die Theorie, wie nur diese Anarchie die Welt erlösen kann, wird vorgetragen in einem großen Dialoge, den der Held der Erzählung, Carrard Auban, mit einem communistischen Anarchisten über Communismus und Socialismus hält. Diese Unterredung ist offenbar das Hauptstück der ganzen in London spielenden Erzählung, der ganze Roman nur die poetische Einkleidung dieser Offenbarung. Den Hintergrund bildet das Elend des londoner Ostends, Versammlungen der londoner Arbeitslosen und Protestmeetings gegen die Hinrichtung der chicagoer Anarchisten. Wo der Verfasser einmal ein enger umgrenztes Bild gibt, ist seine Darstellung packend, größere Gemälde gelingen ihm nicht. Der theoretische Inhalt des Ganzen ist ein merkwürdiges Attentat auf die menschliche Vernunft. Das Buch wäre unbedenklich, wenn es sich nur an die denkenden Köpfe wendete, aber in der obengenannten Ausgabe zur Massenverbreitung bestimmt, kann es bedenklich wirken, indem es gedankenlose Köpfe durch die über alles Maß ins Wahnsinnige überspannte Idee „der Freiheit, die zu nichts verpflichtet", gänzlich außer Rand und Band bringt. — Und der Verfasser ist erst dreißig Jahre! — Er hat schon viel geschrieben, was wird er alles noch schreiben?

Paul Barth.

---

# Aus Weimars classischen Tagen.

Deutsche Fürstinnen von Lily von Gizycki. Berlin, Gebr. Paetel. 1893. Gr. 8. 4 M.

In die durch Goethe und Schiller gekennzeichnete Periode der Geschichte des weimarer Hofes führt uns Lily von Gizycki in ihrem Buche „Deutsche Fürstinnen" ein. Unter diesem Titel vereinigt die Verfasserin Charakter- und Lebensskizzen dreier Fürstinnen, die gleichmäßig Zeugen der Blütezeit des weimarer Hofes gewesen sind und gewissermaßen drei Epochen dieser Zeit vertreten. Den Reigen in der formgewandten und anschaulichen Darstellung eröffnet die am 18. Juli 1786 geborene Prinzessin Karoline Louise von Weimar, der Liebling nicht nur des Hofes, sondern

auch fast aller der großen Männer, deren Namen den Glanz dieses Hofes unverblichen gelassen hat. Herder, der sie taufte, übte auch in ihren spätern Jahren auf die ernst angelegte Prinzessin einen anregenden und fördernden Einfluß, er confirmirte sie und blieb der Schülerin so werth, daß sie dauernd mit ihm und seinem Hause in Verkehr stand. Herder's Tod beklagte die Prinzessin wie den ihres eigenen Vaters; sie legte den tiefen Eindruck dieses Verlustes in einem uns erhaltenen Gedicht nieder. In regstem Verkehr stand sie auch mit Wieland, der ihr den Namen Serena beilegte, besondere Neigung aber brachte sie Schiller entgegen und mit dessen Frau und mit Henriette von Knebel, ihrer Erzieherin, blieb sie ihr Leben hindurch in innigster und ungezwungenster Freundschaft verbunden. Auch Goethe war der Prinzessin in aufrichtiger Verehrung zugethan, er schenkte ihrem Zeichentalent frühe Beachtung und durfte es als das deutlichste Zeichen, daß auch er von der Prinzessin verehrt wurde, ansehen, daß sie in ihrer Kindheit mit ihren Freundinnen einen Bund „zum Schutz und Trutz des besten Meisters" geschlossen hatte, dessen sie noch in späterer Zeit gern gedenkt. Worin sich aber die Prinzessin Karoline Louise zu ihrem Vortheil von dem Geiste ihrer Umgebung unterscheidet, das ist ihre lebhafte und warmherzige Theilnahme für die ernsten Geschehnisse der Zeit. So verfolgte Karoline den Freiheitskampf der Tiroler mit brennendem Interesse, noch mehr aber die Erhebung in der Nähe unter dem Herzog von Braunschweig und dem tapfern Schill, auch das traurige Los des Königs von Sachsen erregte ihr Mitgefühl. Trotz ihrer Vermählung mit dem Erbprinzen Friedrich Ludwig von Mecklenburg-Schwerin (1810), die sie weit von der Heimat führte, blieb der Mittelpunkt ihres geistigen Lebens doch immer Weimar. Was sie dort an geistig belebtem und freundschaftlichem Verkehr gefunden, blieb ihr in der neuen Heimat versagt; der einzige, sie an weimarer Erinnerungen gemahnende Herr von Kettenburg, ein literarischer Sonderling, der in Schiller's Spuren wandelte, starb bereits 1813. Einigen Ersatz für mannichfache geistige Entbehrungen bot ihr der Briefwechsel mit alten weimarer Freunden, der sich besonders lebhaft mit Charlotte von Schiller entspann. Lily von Gizycki theilt einen großen Theil dieser Briefe mit. Aus der Ehe mit Friedrich Ludwig entsprossen drei Kinder, zwei Söhne Albrecht und Magnus und eine Tochter Helene. Auf einer Reise nach Teplitz 1814 berührte Karoline wieder ihre Heimat Weimar, die ersehnte Gesundheit aber brachte sie aus dem böhmischen Bade nicht mit nach Hause. Der Tod ihrer Freundin Henriette von Knebel, die sie nach ihrer Heimat begleitet hatte, die ernsten Ereignisse der Zeit, denen sie fortgesetzt mit regster Theilnahme folgte, dienten nicht dazu, ihr Befinden zu erleichtern. Wie sehr sie die Geschicke des Vaterlandes bekümmerten, lehrt folgende Aeußerung aus einem Briefe an Charlotte von Schiller (12. November 1814):

Das Schicksal Sachsens zerreißt mir das Herz und die Ungerechtigkeit, mit der die jetzt Gebietenden gleich zuerst auftraten; der Eigennutz — und am Ende gar ein übel berechneter — von dem sie sich leiten lassen, die eigenmächtigen Eingriffe in die deutschen Länder, die fremde Hand, die sich wieder von neuem in den deutschen Angelegenheiten fühlen läßt, wie es bei der eigenen Ohnmacht freilich nicht leicht anders möglich ist ohne große Selbstverleugnung der Mächtigen; das Verkennen endlich allen deutschen Interesses und Wesens beim ewigen Gerede von dessen Wiederherstellung — ist mir ein Herzeleid, ein Greuel.

Indessen schwanden die Kräfte der zarten Frau mehr und mehr dahin; am 20. Januar 1816 verschied sie, noch nicht dreißig Jahre alt, in den Armen ihres Gemahls, aufs tiefste betrauert von allen, die sie gekannt hatten, nicht zuletzt von Goethe, der ihr Gedächtniß in dem Gedicht „Trauerloge" gefeiert hat.

Ein von dem der Prinzessin Karoline Louise nicht unwesentlich abweichendes Charakterbild wird uns in der folgenden Skizze: „Helene, Herzogin von Orléans" von ihrer Tochter entrollt. Die merkwürdige, temperamentvolle und energische Frau hat bereits zwei Biographen gefunden, einen Deutschen, G. H. von Schubert, und eine Französin, die Hofdame der Herzogin, Marquise d'Harcourt. Lily von Gizycki hat neue Quellen zur Charakteristik ihrer Heldin in Briefen zur Verfügung, die diese an ihre Großmutter, damals Jenny von Pappenheim, in Weimar gerichtet hat. Auf Grund dieser Briefe und andern Materials schildert die Verfasserin das bewegte und an bittern Erfahrungen reiche Leben der Fürstin. Prinzessin Helene verlor als dreijähriges Kind ihre Mutter, wenige Jahre darauf auch den Vater und wurde in der Hauptsache von dessen zweiter Frau, der Prinzessin Auguste von Homburg-Hessen, erzogen. Früh entwickelte sich in dem Kinde der Trieb zur Selbständigkeit und zum eigenen Urtheil in allen Dingen. In Weimar fand die Prinzessin, ein täuschendes Ebenbild ihrer Mutter, nicht nur die freundlichste Aufnahme, sondern auch größeres Entgegenkommen für ihre in Mecklenburg ungern gesehene Schwärmerei für die Julirevolution. Hier machte sie die Bekanntschaft des französischen Gesandten Grafen Vaudreil und förderte ihr Interesse für die französische Literatur. Die Folge dieser Neigungen trat dann bekanntlich in der Vermählung der mecklenburgischen Prinzessin mit dem Sohne Louis Philipp's, dem Thronerben Frankreichs, Herzog Ferdinand von Orléans zu Tage. Volles Licht über die Beweggründe der Prinzessin zu diesem folgenschweren Schritt, vor dem die berufensten Rathgeber, der König von Preußen, der Zar von Rußland gewarnt hatten, erhalten wir auch aus Lily von Gizycki's Darstellung nicht. Zunächst kommt wol, wie mit Recht hervorgehoben wird, der durchaus selbständige Charakter der Prinzessin in Betracht, der jeden Einfluß anderer fern von sich abwies. Auch religiöse Differenzen mit dem zelotisch gesinnten Hofe Mecklenburgs mögen eine Rolle gespielt haben, vor allem aber die Sehnsucht nach einem Beruf, optimistische, vielleicht überspannte Anschauungen und der Wunsch, den beengenden Verhältnissen der Heimat zu entfliehen. Ihren kühnen Hoffnungen folgte nur

ein kurzes Glück. Nach wenigen Jahren (1842) starb ihr Gatte und sie suchte Trost in der Erziehung ihrer Kinder, in denen sie sich bestrebte, den deutschen Geist, den, „welchen ich in Weimar als den wahrhaft deutschen kennen gelernt habe", mit dem französischen zu verbinden. Ihre Hoffnung, daß sich auf dieser Vereinigung „Frankreichs künftige Größe" aufbauen werde, machte der Sturm des Jahres 1848 zu nichte. Die Herzogin von Orléans gab umsonst Proben ihres persönlichen Muthes, mit harter Noth entrann sie der Gewaltthätigkeit der Revolutionäre und sie verlebte den Rest ihrer Tage in der Verbannung, enttäuscht in ihren Hoffnungen, zunächst in Weimar, ihrer geistigen Heimat. Ihre eigentliche Heimat, Mecklenburg, sah sie nur kurze Zeit wieder und ihr Ende fand sie am 17. Mai 1857 in England, wohin sie sich begeben hatte, um gegenüber der Witwe Louis Philipp's selbstlos ihre Pflicht zu erfüllen.

Von den Höhen der Politik, deren Gefahren die mecklenburg-weimarische Fürstentochter so nahe kennen lernen mußte, kehren wir wieder in die friedlichen Gefilde des geistigen Schaffens, der Künste und Wissenschaft zurück. Schon seit Jahrhunderten hatten diese beiden im thüringer Lande eine Heimstätte gefunden, von den Tagen des Sängerkrieges auf der Wartburg an bis zu der stolzesten Blüte des weimarer Musenhofes, der Zeit Schiller's und Goethe's. Eine nicht gering zu schätzende Rolle war in jenen Tagen auch der Wissenschaft zugewiesen und als die Glanzzeit der Poesie mit ihren berufensten Vertretern verblühte, war jener eine Art Nachfolgerschaft beschieden, deren Ruf zwar mit dem der andern nicht wetteifern konnte, die aber dennoch unsere vollste Beachtung verdient. Der schöne Freimuth des Geistes, der sich an der ungeengten Bethätigung dichterischen Talentes erfreut, war an dem weimarer Hofe auch in der Pflege der Wissenschaften zu finden. Den geistigen Mittelpunkt aber der hervorragendsten wissenschaftlichen Bestrebungen zu bilden war der Gemahlin des Erbprinzen Karl Friedrich, der von Schiller in der „Huldigung der Künste" begrüßten Großfürstin Maria Paulowna beschieden. Der Betrachtung ihres Wirkens ist die dritte Skizze des Gizycki'schen Buchs, betitelt: „Die literarischen Abende der Großfürstin Maria Paulowna", gewidmet. Schiller hat die von dem ganzen Hofe mit frohen Erwartungen aufgenommene Maria treffend charakterisirt. Er sagt in einem Briefe an Körner von ihr: „Sie ist äußerst liebenswürdig und weiß dabei mit dem verbindlichsten Wesen eine Dignität zu paaren, die alle Vertraulichkeit entfernt. Sie hat sehr schöne Talente im Zeichnen und in der Musik, hat Lektüre und zeigt einen sehr gesetzten, auf ernste Dinge gerichteten Geist, bei aller Fröhlichkeit der Jugend. . . . Sie hat einen sehr festen Charakter. . . . Schlechte Menschen, leere Schwätzer und Schwadronirer möchten schwerlich bei ihr aufkommen." Sie begann alsbald an den Wissenschaften lebhaftes Interesse zu bekunden. Sie hörte bei H. Meyer, Goethe's Freund, dreimal wöchentlich Vorlesungen über Kunstgeschichte und schrieb fleißig nach. Daneben trieb sie mit Eifer philosophische Studien. Doch auch den politischen Ereignissen der bewegten Zeit folgte sie mit lebhafter Theilnahme und widmete sich Aufgaben der Allgemeinheit, indem sie Frauenvereine gründete, Industrieschulen, Arbeitshäuser und Rettungsanstalten ins Leben rief. Bei ihrer wissenschaftlichen Ausbildung dienten ihr vor allem die regelmäßigen Mittheilungen Goethe's und die Vorlesungen verschiedener Professoren, unter ihnen die von Riemer über griechische Literatur. Ihrem Blicke entging es nicht, daß nach dem Niedergang der classischen Zeit nur in der Pflege des wissenschaftlichen Geistes eine würdige Anknüpfung an die alten Traditionen des weimarer Hofes sich vollziehen könne. Wenn sie auch für die Pflege der Musik und der bildenden Künste eifrigst bemüht war, wofür die Berufung Hummel's und Preller's und Ludwig Schorn's nach Weimar zeugt, und dadurch die spätere musikalische künstlerische Periode, welche Namen wie Liszt, Rietschel, M. von Schwind u. a. bezeichnen, vorbereitete, so galt ihre eifrigste Thätigkeit doch den Wissenschaften, deren Vertreter in Weimar und Jena sie an regelmäßigen literarischen Abenden des Winters zu sich zu rufen pflegte, nachdem der Regierungsantritt ihres Gemahls ihr die Möglichkeit einer umfangreichern eigenen Hofhaltung gewahrt hatte. Den fördernden Einfluß dieses ungezwungenen geistigen Verkehrs auf die Gelehrten selbst hat kein Geringerer als Karl von Hase anerkannt, indem er zugab, daß der Kastengeist des abgeschlossenen Gelehrtenthums hier in willkommener Weise durchbrochen und daß auf die Nothwendigkeit einer leichtern Zugänglichkeit der Wissenschaften für weitere Kreise hingewiesen wurde. Das Geschäft, die Vortragenden zu laden, lag in den Händen des Staatsministers Schweitzer, der nach Goethe's Tode die Oberaufsicht über die Anstalten für Kunst und Wissenschaft übernommen hatte. Zu den Geladenen zählte unter andern der Philosoph J. F. Fries, an dessen fortgeschrittenen politischen Anschauungen man hier keinen Anstoß nahm, ferner die Philologen C. W. Göttling und Eichstädt, die Naturforscher Huschke, Schleiden und Hallier, die Philosophen Mirbt, Reinhold, Fortlage, Kuno Fischer, der Theologe Hase, der Orientalist Stickel, der Sprachforscher A. Schleicher, der Historiker G. Droysen, der Mediciner K. F. von Froriep, der Kunsthistoriker L. von Schorn, endlich der Philolog G. A. Schöll, um viele andere, die nur selten erschienen, zu übergehen. Von dem Geiste dieser literarischen Abende, für den schon die Mannichfaltigkeit der Mitwirkenden spricht, gibt die Aeußerung Maria Paulowna's ein Bild, daß man, um gerecht zu sein, die besten Menschen aller Parteien offen ihre Meinung müsse aussprechen lassen. Diese Gesinnung pflanzte sich von oben nach unten fort. „Wie Maria Paulowna die Scheidewand zwischen Hof und Bürgerthum beseitigt hatte, so fielen die Schranken zwischen den einzelnen Kreisen des Bürgerthums, zwischen dem Gelehrten und dem Laien, wie zwischen den Vertretern

der einzelnen Wissenschaften, und sie wurden gerechter gegeneinander, weil sie sich kennen lernten." Am wenigsten willkommen vielleicht war das rege geistige Leben den Hofdamen, welche die gelehrten Abhandlungen oft am nächsten Tage aus dem Gedächtniß nachschreiben mußten. Der Stillstand, der seit Hummel's Tode in dem Musikleben Weimars eingetreten war, fand durch das Auftreten von Franz Liszt eine Unterbrechung, die den Anfang einer neuen musikalischen Periode bilden sollte.

Es liegt vielleicht in der Natur des Stoffs, daß die Darstellung dieser letzten Skizze von Lili von Gizycki trotz aller Kraft und Frische im einzelnen etwas Zerfahrendes an sich hat. Wir erhalten von fast allen Männern der Wissenschaft und Kunst, die am Hofe Maria Paulowna's verkehrten, ausführliche Charakteristiken und Biographien, in deren Rahmen die eigentlichen Helden oft nur eine episodische Figur zu bilden scheint. Auch bleibt uns ein tiefer dringendes Verständniß der Wechselbeziehungen zwischen der Fürstin und ihrem Kreise noch zu erschließen.

Leonhard Lier.

# Aus der Erzählungsliteratur.

1. Die Fackeljungfrau. Eine Bergsage von Ludwig Ganghofer. Illustrirt von A. Seligmann. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1893. 12. 3 M.
2. Es Löwos. Eine Monographie von Bertha von Suttner. Dresden, E. Pierson. 1894. 8. 1 M. 50 Pf.
3. Auf Ruinen. Roman von Anny Wothe. Dresden, E. Pierson. 1894. 8. 4 M.
4. Neue Bahnen. Vaterländischer Roman von Ernst Remin. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 1894. 8. 3 M.
5. Die Herrin von Rothenstein. Roman von Joachim von Dürow. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 1894. 8. 5 M. 50 Pf.

Zu den liebenswürdigsten, feinsinnigsten Erzählungen ihrer Art gehört „Die Fackeljungfrau" (Nr. 1), eine Bergsage von Ludwig Ganghofer, der schon so manche stimmungsvolle Geschichte aus den Geheimnissen seiner poesiemwobenen heimatlichen Berge uns ausgeplaudert hat. „Eine seltsame Geschichte! Auf der Kalkbrunner Alm im Salzkammergut habe ich sie von einem alten Hüter gehört. Es war ein gebeugtes, weißhaariges Männlein, mit Namen Jochei." Ganghofer meint, er habe sie aber gewiß nicht so gut wiedererzählt, „denn während der alte Jochei sprach, redeten noch andere, wirksame Stimmen mit: das Rauschen des flammenden Herdfeuers, das sachte Läuten der rings um die Hütte liegenden Rinder, die vom Winde halbverwehten Lieder und Jauchzer, welche über das weite Thal herüberklangen von der Kermaden-Alm, und das geheimnißvolle Weben und Flüstern der mondhell über den Bergen liegenden Sommernacht."

Nun, der Verfasser mag sich beruhigen, das Alles fühlt man auch aus der Geschichte heraus. Und wahr ist die Geschichte auch, trotzdem sie eine Sage ist; man muß nur den Sinn, der dahinter steckt, erfassen, und man hat die Wahrheit in der Hand. Das hat auch der alte Jochei gewußt, als er die Erzählung mit dem Glück verglich, das plötzlich kommt, man weiß nicht woher, und das wieder geht, man weiß nicht wohin. — Isa, eine der hundert Töchter des Alfenkönigs Wute, erscheint in Menschengestalt dem Jäger Guntram, als er zwei Füchse geschossen hat, Sinnbilder für das dem Menschenglück widerstrebende Element. Guntram heirathet Isa, und das Glück in der Jägerhütte ist unermeßlich, namentlich da auch Klein-Jutta dazukommt. Nicht nur des Herzens Glück schafft Isa ihrem Gatten; vermöge ihrer überirdischen Abstammung läßt sie ihn auch alles Waidmannsglück finden, nur vor den Füchsen warnt sie ihn. Aber gerade an den Füchsen ist ihm besonders gelegen. Sein Freund, der Fischer Uzzo, den er in immer wachsender Eifersucht zur Rede stellt, ermahnt ihn, sein Glück vor sich selbst zu hüten. Vor sich selbst! Das gibt ihm zwar zu denken, aber als sich ihm eines Tages die Gelegenheit bietet, zwei Füchse zu fangen, da thut er es und nimmt sie mit nach Haus. Ein schlechter Jäger, der die Füchse schont, statt sie zu tödten, sagt seine alte Mutter, und sein Weib bittet ihn, die Thiere fortzuschaffen; trotzig behält er sie und beschwört damit sein Unglück herauf. Als er in höchster Eifersucht seinen ehemaligen Freund ermordet, verfolgt ihn auf Geheiß des Königs Wute eine Heerde Füchse, und sie treiben ihn in den Tod, denn auf der Flucht vor ihnen stürzt er in einen Abgrund. Isa kehrt mit ihrem Kinde in das Geisterreich zurück.

Prächtig ist die Art, wie Ganghofer erzählt und den Gedanken durchführt, daß der Mensch selbst der größte Feind seines Glückes ist; er sehnt sich nach ihm, und kann es auf die Dauer nicht ertragen, wenn es ihm in den Schooß gefallen ist. Die Geschichte ist ein Meisterstückchen der Märchenerzählungskunst, und sie hat noch das charakteristische, daß sie als Märchen in den schönsten Novellenstil eingehüllt ist, „ein Märchen in der Wirklichkeit Gewand", wie sich Ganghofer in der Widmung ausdrückt. Der dichterische Reiz, der in dem Ganzen liegt, wird noch erhöht durch die kleinen in den Text gezeichneten Bildchen von A. Seligmann.

Einen merkwürdigen Scherz hat sich Bertha von Suttner mit der sogenannten Monographie „Es Löwos" (Nr. 2) geleistet. Es ist nicht ganz klar, was sie eigentlich damit bezweckt. Sie hegt die stille Hoffnung, „daß sich unter den tausend Lesern vielleicht doch einer findet, der uns ganz versteht, der Aehnliches durchgelebt, der sich in die folgenden Absonderlichkeiten hineindenken kann, und für diesen Einen (du lieber angenehmer Einer sei mir handgeschüttelt) schreibe ich." Wenn sich dieser Eine also

nicht findet, dann ist die Geschichte umsonst geschrieben; und das ist sehr leicht möglich! der denkbare Zweck der Geschichte könnte sein, daß die Verfasserin den Philologen eins auswischen will, wie sie ähnliches in den „Tiefinnersten" gethan hat.

Schon über den Titel des Buchs wird man sich wundern. Löwos, oder Wüstenvieh, nennt der Held der Geschichte seine Gattin, weil ihr blondes Haar ihn an die Mähne des Löwen erinnert. Die beiden sonderbaren Käuze — Mann und Frau — hängen allen Substantiven gern ein „os" an, wie sie sich auch sonst mit der Sprache alle möglichen Scherze erlauben; z. B. brauchen sie zur Verkleinerung die Silbe „nill", statt mein sagen sie „menn" oder „die Menne", statt du „ihr", die zusammengesetzten Zeitwörter kehren sie um, oder sie hängen auch ihnen ein „os" an: blasausen (statt ausblasen), saufossen (statt saufen), die Füße heißen Hinterprankososser u. dgl. mehr. In dieser Tonart schildert der „Heldos" der Geschichte, wie er und seine Frau ein stilles, ganz der Liebe und der Schriftstellerei und Musik geweihtes Dasein führen; sie fressen sich vor Liebe beinahe auf, unterhalten sich in Redensarten voll kindlicher Einfalt, und finden ein höllisches Vergnügen darin, sich unparlamentarische Ausdrücke scherzweise an den Kopf zu werfen. Das alles liest man lächelnd und kopfschüttelnd, und man weiß nicht, was man aus dem Buche machen soll, wenn man nicht einfach ein Stück Geschichte des eigenen Lebens der Verfasserin darin erblicken will; ein solches Leben wäre nun gewiß originell, und als Curiosität auch interessant; in der einfachen Schilderung des Thatsächlichen mit der ganzen Mystik der Sprachverdrehung ist aber leider nichts wesentlich künstlerisches zu erblicken. Die Geschichte ist übrigens vor Jahren in der „Gesellschaft" erschienen.

Der Roman „Auf Ruinen" (Nr. 3) von Anny Wothe ist stofflich dem Leben der modernen Gesellschaft entnommen. Es ist ein Werk im Stile der Marlitt und Bürstenbinder, und damit ist sein Charakter so ziemlich offenbart. Die Grafen Godegg sind in ihrem Vermögen zurückgekommen, und die Burg droht dem Verfall; um den Finanzen aufzuhelfen, heirathet Graf Leo eine bürgerliche Millionärin, Menta Düren, wozu ihm eine Heirathsannonce verhilft. Sie, die Tochter eines ehemaligen Schlossers, will in der Gesellschaft eine Rolle spielen, er „erkauft seine Ehre und das Glück seiner Familie"; von Liebe ist beiderseits bewußtermaßen nichts vorhanden. Nach der Vermählung aber widerstrebt es dem Grafen, von dem Gelde seiner Frau zu leben, und er kann das, denn merkwürdigerweise bietet ihm ein Freund, der nicht genannt sein will, ein Vermögen von 300000 Mark auf 20 Jahre zinsfrei (!) an. Mit dieser einigermaßen naiven Annahme rechnet die Verfasserin, und Graf und Gräfin haben nun nichts weiter zu thun, als sich gegenseitig das Leben möglichst sauer zu machen. Da, gerade als es zum äußersten zu kommen droht, und die Trennung der Gatten bevorsteht, stürzt ein Theil des Schlosses ein. Leo und Menta erkennen mit einem mal, daß sie sich lieben, und sie stürzen, jetzt aber nicht mehr auseinander, sondern sich gegenseitig in die Arme. Neben dieser Hauptgeschichte läuft der Roman der Jugendliebe des Grafen, seiner Base Anna-Liese von Haldenhof. Das Herz des jungen Mädchens leidet anfangs schwer unter den Verhältnissen auf Godegg, aber nach und nach findet ihr Herz doch den Weg zu einem andern Herzen und dem Liebesglück.

Die Geschichte ist als Unterhaltungslektüre betrachtet eines der bessern Werke dieser Art, und mehr als Unterhaltung hat die Verfasserin wol auch nicht bieten wollen. Im übrigen ist es ein echter Frauenroman, von einer Frau geschrieben und für Frauen, die in diesem Falle ein dankbares Publikum stellen werden. Es sind alle Bedingungen gegeben, die die leselustige Frau an ihre Lektüre stellt, und versteckt aber kräftig wird sogar im Emancipationssinne auf die Männer losgeschlagen, „deren Arroganz wirklich alles nur denkbare übersteigt, die hoch und erhaben von ihrem Piedestal verächtlich auf die Frau herniederblicken, die es wagt, auch ein Herz zu haben, und die ihren Sündenweg so ruhig weitergehen, als wären sie ein neugeborenes Kind."

Von andern Gesichtspunkten aus sind die folgenden beiden Romane zu betrachten, die schon als „historische" Romane sich in anderer Sphäre bewegen, und deren Gedankenkreis sich innerhalb bewegter politischer Zeiten mit wesentlich wichtigern Dingen beschäftigt, als sie in der privaten Familie für gewöhnlich zu Tage treten. Zur Erfüllung der Aufgaben eines historischen Romans — der auch in der Geschichte der Neuzeit spielen kann — genügt auch die regste Phantasie und die höchste poetische Kraft nicht, weil ganz positive wissenschaftliche Dinge unerläßlich die Grundlage bilden müssen. Gregorovius fixirte in seinem Werke über die Verwendung historischer Stoffe den Begriff der historischen Dichtung dahin, daß nicht die Darstellung historischer Personen, oder thatsächlich stattgefundener Vorgänge eine Dichtung zu einer historischen mache, sondern die Darstellung einer historischen Idee; und zwar auch nur dann, wenn diese historische Idee nicht etwa blos als Hintergrund oder Beiwerk erscheint, sondern wenn sie die gesammte Handlung — gleichviel ob dieselbe geschichtlich, sagenhaft oder erfunden ist — in ihrer Voraussetzung sowol als in ihrer innern und äußern Entwickelung bedingt.

Diese Voraussetzung trifft für den vaterländischen Roman „Neue Bahnen" (Nr. 4) von Ernst Remin zu. Im Mittelpunkt der Handlung steht Friedrich Wilhelm, der nachmalige große Kurfürst. Schon regt sich in dem jungen Fürsten die mächtige Thatkraft, und mit klarem Blick erkennt er die Schäden seiner Zeit und die Mittel, mit denen dem durch den Dreißigjährigen Krieg zerrütteten Brandenburg geholfen werden kann. Er dämmt die Eigenmacht des Adels ein, erweitert die Rechte und Pflichten des Bürgerstandes und erzieht ihn zu höhern Aufgaben, und er erhebt die Leibeigenen, und verleiht ihnen das

Bewußtsein der Menschenwürde. Er erkennt als vornehmstes Mittel zur Erreichung gesunder Staatszustände, und zur Kräftigung des Landes das Zusammenwirken aller Volksklassen. Es ist Remin auch gelungen, für die einzelnen Gesellschaftsklassen typische Vertreter zu schaffen, ebenso wie er es wohl verstanden hat, die Umwandlung der einzelnen Charaktere darzustellen, und sie aus den alten Anschauungen in die neuen hinüberzuleiten. Keine der auftretenden Personen ist überflüssig, keine steht nur als Person da, sondern als Vertreterin eines Gedankens. So kommt die Heirath eines derer von Zehlen mit der bürgerlichen Wedigen zu Stande, ferner die Erhebung des bürgerlichen Wedigen wegen seiner tüchtigen Leistungen in den Adelstand; der wendische Strauchläufer und Brandstifter Fritze Bölzow wird ein fleißiger Ackerwirth, seine Schwester, die infolge ihres wendischen Aberglaubens als Hexe angesehen wird, stirbt bei der Wasserprobe, bei der die Hexen oben schwimmen, die Unschuldigen aber untergehen sollten. — Es ließe sich noch vieles zu Gunsten des Remin'schen Romans anführen, aber das Gesagte wird genügen, das Werk als eine der bessern literarischen Erscheinungen gelten zu lassen.

Der Roman von Joachim von Dürow: „Die Herrin von Rothenstein" (Nr. 5), erfüllt nicht ganz die obigen Bedingungen eines historischen Romans, denn das eigentlich Geschichtliche bildet hier mehr nur den Hintergrund zu den im übrigen ziemlich internen Vorgängen innerhalb der Familie Rettlingen. Die Handlung, die oft und geschickt mit historischen Ereignissen unmittelbar verknüpft ist, führt uns in die Mitte des laufenden Jahrhunderts, in die Verhältnisse des ostpreußischen Adels, der sowol durch die Krönung Friedrich Wilhelms IV. in Königsberg, wie auch durch das Auftreten der revolutionären Bewegung nicht unberührt bleiben konnte. Der Verfasser hat die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, in geeigneten Fällen Streiflicher auf die allgemeinen culturellen Zustände der Zeit fallen zu lassen, und in den einzelnen Vorgängen innerhalb des Lebenskreises der einzelnen erdichteten Personen sind die nothwendigen Folgerungen aus den thatsächlichen socialen und politischen Zuständen der damaligen Zeit ausgedrückt. Eben dadurch gewinnt der Roman andern ähnlichen Werken gegenüber wesentlich an Lebenswahrheit, und ein gewisser historischer Charakter ist deshalb thatsächlich nicht zu erkennen. Aber der Schwerpunkt des Romans liegt nicht darin. Dieser ist vielmehr in der psychologischen Behandlung der einzelnen Personen zu suchen, namentlich in den beiden Herrinnen von Rothenstein, Frau von Rettlingen, und deren Enkelin Jutta, dann in Jutta's Vater, Rudolf Rettlingen und dessen zweiter Frau. Letztere, die in ihrer Verschwendungssucht sogar fast den Untergang des Rettlingen'schen Besitzthums heraufbeschwört, steht vielfach sogar direct im Vordergrund der Handlung. Prächtig ist die alte Frau Rettlingen gezeichnet, und auch in Jutta finden wir manche fein empfundene Momente. Daß der Verfasser zur Lösung des Knotens in der Liebesangelegenheit zwischen Jutta und dem Landrath von Kienitz den plumpen deus ex machina in der Gestalt des Selbstbekenntnisses eines Eifersüchtigen nöthig hatte, ist etwas verwunderlich, zumal die ganze Voraussetzung der Eifersucht des Stiefbruders auf seine Stiefschwester unserm Gefühl nicht recht zusagt.

Ernst Roeder.

---

# Religiöse Literatur.

Wir beginnen unsere Besprechung mit der Anzeige eines Buchs, das nach unserm Dafürhalten unter den Veröffentlichungen der neuern theologischen Wissenschaft eine der ersten Stellen einnimmt:

1. Gesammelte Aufsätze von Albrecht Ritschl. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr. 1893. Gr. 8. 6 M.

Die von einem Sohn des Verstorbenen, O. Ritschl, bis auf eine bisher ungedruckte aus verschiedenen Zeitschriften gesammelten und zu einem Ganzen vereinigten Abhandlungen verbreiten sich über eine ganze Reihe theologischer Disciplinen, über neutestamentische Einleitungswissenschaft, über kirchengeschichtliche, dogmengeschichtliche, kirchenrechtliche wie über Fragen der systematischen Theologie. Und legen sie so von neuem Zeugniß ab von der staunenswerthen Vielseitigkeit des Verfassers, so dienen sie nicht minder zum Beweis für dessen umfassende Gelehrsamkeit und durchdringenden Scharfsinn, der an den Dingen nicht herumdenkt, sondern sich so in sie hineindenkt, daß er sie mit voller Sicherheit beherrscht und einem leitenden Grundgedanken unterordnet.

Im ganzen sind es acht Abhandlungen, die uns geboten werden: „Ueber den gegenwärtigen Stand der Kritik der synoptischen Evangelien" (1851), „Herr Dr. Hengstenberg und die Union" (1852), „Ueber die Begriffe: sichtbare und unsichtbare Kirche", „Die Begründung des Kirchenrechts im evangelischen Begriff von der Kirche" (1869), „Ueber die Methode der ältern Dogmengeschichte" (1871), „Die Entstehung der lutherischen Kirche" (1876), „Ein Nachtrag zur Entstehung der lutherischen Kirche" (1878), „Ueber die beiden Principien des Protestantismus" (1876). Von Ritschl's gründlicher Quellenkenntniß, von seiner klaren Fassung der Probleme, seiner bündigen Beweisführung, von der Ueberlegenheit seiner Methode gegenüber der Mehrzahl seiner Gegner zu reden, hieße Eulen nach Athen tragen. Aber nach so mancher Verunglimpfung, die ihn getroffen, darf wol bei Gelegenheit dieser Aufsätze von neuem an die vornehme, würdige Kampfesweise erinnert

werden, die unser Theologe auch in der schärfsten Polemik nicht verleugnet. Wie weiß er z. B. seinem theologischen Gegner Münchmeyer bei allem sachlichen Widerspruch persönlich gerecht zu werden. Selbst über den rabulistischen langjährigen Herausgeber der „Evangelischen Kirchenzeitung" lautet sein Urtheil wol streng, aber maßvoll: „Hengstenberg ist trotz seines Christenthums und seiner theologischen Professur durch und durch unideal, Empiriker, Verstandesmensch, welcher deshalb im einzelnen und kleinen sehr richtig zu reflectiren versteht, dem jedoch nicht gegeben ist, Principien zu erkennen und zu verfolgen." Und wie selten findet man heutzutage, leider auch gerade unter den Gelehrten, eine so großartige Bescheidenheit und Wahrheitsliebe, wie sie der Verfasser z. B. in der ersten der obengenannten Abhandlungen, übrigens einem Muster productiver Kritik, beweist, wenn er unumwunden bekennt, bezüglich dieser oder jener seiner eigenen Hypothesen widerlegt zu sein.

Zu der Angabe Seite 57 über das Ordinationsformular von Nitzsch hätten wir eine Anmerkung des Herausgebers erwartet, daß dieses, wie nunmehr feststeht, vielmehr von J. A. Dorner herrührt. Seite 139 ist statt 1 Tim. 5, 7 zu lesen 1 Tim. 5, 17.

Eine in ihrer Art nicht weniger erfreuliche Gabe, aus dem Bereich der praktischen Theologie, ist:

2. Evangelische Missionslehre. Ein missionstheoretischer Versuch. Von G. Warneck. Zwei Theile. Gotha, F. A. Perthes. 1894. Gr. 8. 9 M.

Die erste Abtheilung dieser Missionslehre „Die Begründung der Sendung" ist schon früher von uns besprochen. Ihr ist nun die zweite Abtheilung gefolgt: „Die Organe der Sendung", der dann eine dritte und letzte sich anschließen soll, um den „Betrieb der Sendung" zu behandeln.

Der vorliegende Band bespricht seinen Stoff sachgemäß in zwei Abschnitten: 1) Die Sendenden; 2) Die Gesandten. In jenem kommen zur Behandlung: die geordnete Sendungsveranstaltung; das Subject der Sendungsveranstaltung; die freien Missionsgesellschaften und die amtliche Kirche; die Missionsleitung; die geordnete Vertretung der heimatlichen Missionsgemeinde; die Pflege des heimatlichen Missionslebens. In diesem werden erörtert: die Qualification der Missionare, ihre Ausbildung, ihr Unterhalt, ihre Ehe und die missionarischen Hülfskräfte.

Gerade Warneck ist nach Wissen und Erfahrung der rechte Mann, um die hohe Aufgabe, die hier gestellt ist, befriedigend zu lösen. Es dürfte sich in der Gegenwart kaum ein Zweiter finden, der über ein gleiches Maß von biblisch-theologischem, missionsgeschichtlichem und missionstheoretischem Stoff verfügt. Dazu kommt ein weiter Blick, maßvolles Urtheil, liebevolles Verständniß für anderskirchliche Erscheinungen, eine lichtvolle Gruppirung des weitschichtigen Materials, eine lebhafte, gefällige Darstellung und vor allem eine brennende Liebe zur Missionssache. Wir können daher, wie seinerzeit den ersten, so auch diesen zweiten Band nur aufs wärmste empfehlen. Nicht blos die Theologen von Fach, sondern alle gebildeten Missionsfreunde, deren Zahl ja in unsern Tagen erfreulicherweise mehr und mehr wächst, werden aus ihm reiche Anregung und mannichfache Belehrung schöpfen.

Die gleiche Empfehlung können wir leider nicht ausdehnen auf eine dritte Schrift:

3. Jesus Christus und Benedictus Spinoza im Zwiegespräch. Von Peter Relav. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1893. Gr. 8. 1 M.

Trotz der unleugbaren Belesenheit in den Werken des großen jüdischen Philosophen ist die ganze Form der Einkleidung, wie sie schon der Titel erkennen läßt, eine so abgeschmackte, daß man nicht begreift, wie ein Schriftsteller bei gesunden Sinnen auf eine so absurde Idee verfallen konnte. Auch wer es auf eine Theodicee des Spinozismus abgesehen hat, sollte doch soviel Pietät besitzen, um Jesum Christum nicht wie einen unreifen Schulknaben von einem überlegenen Professor zurechtweisen zu lassen. Und darauf läuft doch dieses sogenannte Zwiegespräch hinaus, das, obendrein noch trocken und langweilig, einen unaussprechlich widerlichen Eindruck hinterläßt.

Die drei folgenden Veröffentlichungen beziehen sich auf jüdische Literatur und Geschichte:

4. Die Psalmen. Uebersetzt von E. Kautzsch. Erste bis vierte Auflage. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr. 1893. 8. 1 M.

Die hier gebotene Psalmenübersetzung, die im wesentlichen aus der vom Verfasser herausgegebenen Uebersetzung des Alten Testaments wiederholt ist, hat es in erster Linie auf eine richtige Wiedergabe des Grundtextes abgesehen. Sie will dem Leser den Inhalt der Urschrift, soweit es mit den Mitteln der heutigen Schriftforschung geschehen kann, in klarem heutigen Deutsch vermitteln, für den betreffenden Theil der heiligen Schrift also ein Gegenstück liefern zu der in demselben Verlag erschienenen Uebertragung des Neuen Testaments von C. Weizsäcker. Wie diese, beschränkt sie sich nicht auf die bloße Wiedergabe des (masoretischen) Textes, sondern deutet, wo die ursprüngliche Lesart mehr oder weniger unsicher, dies auch an Ort und Stelle durch gewisse Zeichen an, um dann am Schluß des Ganzen in einer Reihe textkritischer Erläuterungen noch nähere Auskunft darüber zu geben. Wie diese, macht sie nachträgliche Zusätze zum Grundtext, zu denen bekanntlich auch sämmtliche Ueberschriften und musikalischen Beischriften, sowie die Lobpreisungen je am Schluß der ersten vier Bücher gehören, durch kleinere Schrift kennbar. Andere Zeichen dienen zur Kenntlichmachung solcher Wörter, die, obwol in dem überlieferten Text nicht vorliegend, zur Verdeutlichung des Sinnes doch unentbehrlich schienen. Ganz unübersetzbare Wörter und Stellen, wie sie die überlieferte Textgestalt ja vielfach aufweist, sind durch Punkte angedeutet, während eine Anmerkung über den Wortlaut und die bisherigen Erklärungsversuche erwünschte Auskunft gibt. Auch über die Anlage der sogenannten alphabetischen Psalmen werden wir jedesmal durch eine Anmerkung ver-

ständigt. Die überlieferte Versabtheilung ist beibehalten, auch da, wo die offenbar verderbte Niederschrift für die treue Wiedergabe der Absicht des Dichters keine Gewähr bietet.

Der Name des Verfassers bürgt dafür, daß uns mit seinem Büchlein etwas Vorzügliches vorgelegt ist. Umfassende Gelehrsamkeit, vorsichtig abwägendes, maßvolles Urtheil, ein feiner Formensinn und sichere Sprachgewandtheit haben sich bei ihm die Hand gereicht, um eine deutsche Psalmenübersetzung zu liefern, die wir keinen Anstand nehmen für die beste und brauchbarste unter allen bisjetzt erschienenen zu erklären. Wem es um eine zuverlässige, durchsichtige, aus dem Geiste der Psalmensänger geborene und doch in jedem Satze den Hauch unserer eigenen Sprache athmende Uebersetzung zu thun ist, der wird an der vorliegenden von Kautzsch seine ungetrübte Freude haben.

Handelt es sich in der eben besprochenen Schrift um das vornehmste Denkmal der kanonischen Schriften Alten Testaments, so führen uns von dem bereits wiederholt in d. Bl. erwähnten Werke: „Die jüdische Literatur seit Abschluß des Kanons", herausgegeben von J. Winter und Aug. Wünsche (Trier, S. Mayer, 1893) in eine sehr viel spätere Zeit die zwei jüngsterschienenen Lieferungen (15 und 16), und zwar als Fortsetzung des dritten Bandes. Wir finden darin die von Sulzbach unternommene Darstellung der poetischen Literatur zum Abschluß gebracht, während Phil. Bloch ein farbenreiches Bild von der jüdischen Mystik und Kabbala entwirft und A. Lewin einen Abriß der Geschichts-, Geographie- und Reiseliteratur bietet, der bereits bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts fortgeführt ist.

Auch diese beiden neuesten Lieferungen des trefflichen Werks reihen sich den frühern würdig an. Sie enthalten bei vornehmer Ausstattung des Interessanten, Wissenswerthen und Schönen soviel, daß die Zahl der Freunde sicherlich nur wachsen, und ein immer größerer Leserkreis um das, womit sie uns beschenken, sich sammeln wird.

Auf eine geschichtliche Darstellung der Entwickelung jüdischen Volks- und Geisteslebens in seiner Gesammtheit, soweit es in der vorchristlichen Zeit zur Erscheinung kommt, hat es das Werk eines französischen Gelehrten abgesehen, dessen zwei erste Bände uns in deutscher Uebersetzung vorliegen:

5. Geschichte des Volkes Israel. Von Ernst Renan. Erster und zweiter Band. Deutsche autorisirte Ausgabe von E. Schaelsky. Berlin, S. Cronbach. 1894. Gr. 8. Jeder Band 6 M.

Der Name des Verfassers ist auch der deutschen Leserwelt nicht unbekannt. Seine Werke über das Leben Jesu, die Apostel, insbesondere den heiligen Paulus, sowie die Geschichte der ersten christlichen Kirchen haben im Original wie in Uebersetzungen die Bekanntschaft vermittelt, und wenn nun, wie hier der Fall, neue Forschungen ans Licht treten, deren Ergebniß sich mit dem der früher veröffentlichten Werke desselben Verfassers aufs engste berührt, so darf die Stimme des geistvollen langjährigen Professors am collège français von vornherein auf Beachtung rechnen. Ob auch auf Zustimmung, scheint uns fraglich. Denn die philosophischen Voraussetzungen Renan's tragen so sehr den Stempel eines skeptischen, radicalen Naturalismus an sich, daß ihm für die Würdigung religiöser Vorgänge das Verständniß abgeht, ein Mangel, der sich auch in dem vorliegenden Werk empfindlich bemerkbar macht. Obwol Renan mit der einschlagenden deutschen Wissenschaft, wie sie durch H. Dillmann, Graf, Reuß, Kuenen, Noeldeke, Wellhausen, Stade vertreten wird, diesmal mehr Fühlung sucht, als das sonst seine Art ist, steht er an Ernst und Tiefe, an geschichtlichem Scharfblick und Objectivität des Urtheils weit hinter der Mehrzahl der genannten deutschen Forscher zurück, und nur diejenigen Abschnitte seines Buchs hinterlassen ein reines Wohlgefallen, welche culturgeschichtliche oder geographische Dinge zum Gegenstand haben. Hier allerdings, wie z. B. bei der Schilderung arabischer Nomadenzustände oder des Berges Sinai, erhebt sich die Darstellung zu einer Schönheit und Pracht der Farbengebung, die für vieles andere entschädigt. Aber leider gehören zu diesem vielen andern gerade die Hauptsachen. Wie schief und wie befangen über diese das Urtheil ausfallen muß, verräth uns schon das weitausgesponnene Vorwort zum ersten Bande. Indem er hier die Bedeutung von Palästina, Hellas und Rom für die Menschheitsgeschichte gegeneinander abwägt, erklärt Renan ohne jedes Bedenken Griechenland für das weitaus größte Wunder in der Geschichte. Und wenn er dann einige Seiten weiter die frivole Bemerkung nicht scheut, „daß die Religionen, die nach seiner Meinung sammt und sonders sich auf keine absolute Wahrheit, sondern nur auf Traditionen stützen, auch Weiber sind, welche demjenigen, der sie zu nehmen weiß, leicht alles mögliche gewähren, während es stets unmöglich bleiben wird, sie durch offene Gewalt zur geringsten Concession zu zwingen": so erweckt schon dieser eine Ausdruck ein gerechtes Mistrauen gegen die gewissenhafte Führung durch ein Gebiet, das doch wesentlich geistlicher Art und von pariser Salonsitten toto coelo verschieden ist. Von ähnlichen frivolen und lotterigen Bemerkungen wimmelt es denn auch im ganzen Buche, Bemerkungen, für welche die gelegentliche Versicherung des Verfassers, daß die Träumereien Jesu von einem göttlichen Reich ihn immer bezaubert hätten, schwerlich als Entschädigung gelten kann.

So ist ihm das Christenthum eine aus dem Judenthum hervorgegangene, durch Jesus, die Apostel und die zweite christliche Generation begründete Religion, die sich drei Jahrhunderte später den maßgebendsten menschlichen Rassen aufdrängt und die Rolle des kleinen patriotischen (!) Spielzeugs für die alten Staaten einnimmt. In den Kirchen sieht er im Grunde nichts anderes, als den Unbeschnittenen erschlossene Synagogen, in denen die Idee der volksthümlichen Association geboren wird. Von dem himmlischen Hofstaat Jahve's heißt es (I, 275): „Er besaß einen Generalissimus für seine Truppen, eine Art Sar-saba

oder Seraskir, mit ewig entblößtem Schwerte, dem man manchmal begegnete und dem man nur zögernd nahen durfte. Noch wichtiger aber war der Engel oder Bote (Maleak), der zuerst nur als Ueberbringer von Jahve's Befehlen fungirt, bald aber zu einer Art Großvezir wird, der die Macht seines Herrn vollständig theilt. Thatsächlich stand an der Seite des Jahve schon seit der ältesten Zeit ein Doppelwesen, das man Maleak Jahve nannte und das Jahve's Antlitz war, der Gattungsgenosse und alter ego dieses Gottes."

„Man dachte sich diesen Gott als fabelhaften Drachen (so werden wir I, 278 belehrt), brüllend mit Donnerstimme, Flammen speiend und Gewitter schnaubend; er ist der universelle Wuah, etwas wie ein elektrischer Stoff, der in der Form einer gewaltigen Kugel sich verdichtet hat." Und ebendaselbst: „Oft entzündet sich das Opferfeuer von selbst, benagt die auf dem Felsen ausgebreiteten Thierstücke und läßt sie verschwinden; dann öffnen sich zwei gewaltige Nasenlöcher über der Flamme, um den Rauch des Opfers einzuathmen" (Genesis 8, 21).

Zu Saul's Tod wird bemerkt (I, 386): „Das Haus des wirklichen Begründers der israelitischen Macht wurde niedergemetzelt, während der gewissenlose Condottiere, der sich an seine Stelle gedrängt hat (David), zum König nach dem Herzen des Herrn werden sollte, zum angeblichen Stammvater Jesu, zum Propheten, den die Meinung der Menschheit mit einem Glorienschein umgeben hat. Das ist Jahve's Gerechtigkeit." Dem entspricht es denn auch, wenn einige Seiten später David's Anhang mit „Lumpengesindel" titulirt wird, und II, 91 über den sterbenden David selbst das Urtheil gefällt wird: „Die ganze Perfidie seiner heuchlerischen Seele offenbarte sich in den Rathschlägen, die der Sterbende dem Sohne bezüglich Joab's und Simei's gab."

Auch auf andere theokratische Erscheinungen ist Renan schlecht zu sprechen. „Die Prophetenschulen, schreibt er II, 258, in denen der Fanatismus durch die Einwirkung einiger überzeugten Eiferer auf ganze Scharen leidenschaftlich roher Anhänger immer mächtiger um sich griff, bedeckten bald die ganze Karmelgegend mit den zügellosen Horden ihrer feurigen Schüler." Und nachdem er diese mit den Banden der wandernden Marabus verglichen hat, gegen deren arbeitsscheue Bettelei sich selbst die moderne französische Regierung in Algerien machtlos erweist, krönt er die vorausgegangene Darstellung mit der Schlußbemerkung: „Man darf es ja nicht vergessen, daß die Faulheit einer der Hauptbeweggründe für die Vorliebe zur alten Lebensweise und zur Opposition gegen die neuen Sitten war, und heute noch ist." Dafür kommen dann die Anarchisten und Nihilisten der Gegenwart desto besser weg. Das sind nach Renan, bei Licht betrachtet, die begeisterungsfähigen, überzeugungstreuen Idealisten, in denen man, recht verstanden, die echten Jünger der alttestamentischen Prophetie zu sehen hat, während Jesu Friedensweissagungen nur die Wünsche einer erhabenen Utopie waren, die seine optimistische Schule eigensinnig festhielt.

Nach diesen Proben mag es genügen noch eine kurze Angabe über die Einteilung des Stoffes folgen zu lassen. Der erste Band behandelt in zwei Büchern die Patriarchenzeit bis zu den Anfängen von David's Königthum. Der zweite Band umfaßt, gleichfalls in zwei Büchern, die Zeit von David bis zur Zerstörung von Samaria, also auch schon das Auftreten der ältern Propheten, eines Amos, Hosea, Jesaja, Micha.

Die Uebersetzung verdient volles Lob; kaum, daß einmal hier und da eine Unebenheit oder gar eine Unrichtigkeit begegnet.

Karl Sallmann.

# Feuilleton.

Von den neuesten englischen Schriften erwähnen wir zuerst Francis Parkman's zweibändiges Werk: „A Half Century of Conflict" (Boston, Little, Brown u. Comp.), mit dem der vor kurzem im siebzigsten Lebensjahre verstorbene Verfasser eine lange Reihe von gediegenen Geschichtsforschungen zum Abschluß gebracht hat. Als Historiker steht Parkman gleich im Range mit Prescott und Motley und ist dem bekannten George Bancroft in jeder Beziehung weit überlegen. Schon am Ende der vierziger Jahre scheint er den Entschluß gefaßt zu haben, eine ausführliche Geschichte des großen Kampfes zwischen den Engländern und den Franzosen für den Besitz Nordamerikas zu schreiben, und es wurde ihm gestattet, vor seinem Hinscheiden diesen Plan vollständig auszuführen. Zu diesem Zwecke hat er nicht nur gründliche archivalische Studien in Amerika und Europa gemacht, sondern sich auch längere Zeit unter den Indianern aufgehalten, um ihre Sitten, religiöse Ideen, Lebensanschauungen, Gesinnungen und Charaktereigenthümlichkeiten kennen zu lernen; denn in diesem hartnäckigen und langjährigen Kampfe haben die eingeborenen Stämme als Feinde oder Verbündete eine bedeutende Rolle gespielt, und um ihnen gerecht zu werden und die Beweggründe ihrer Handlungsweise richtig beurtheilen zu können, glaubte er in ihre Denk- und Sinnesart eindringen und die Ereignisse von ihrem Standpunkte aus betrachten zu müssen. Die treue Darstellung und richtige Würdigung der Rothhäute findet man nicht bei dem Romanschriftsteller Fenimore Cooper, sondern bei dem Geschichtschreiber Francis Parkman. 1851 erschien „The Conspiracy of Pontiac", in zwei Bänden, eine lebendige Schilderung der gutangelegten und weitverbreiteten, aber durch Verrath vereitelten Verschwörung des edeln und begabten Ottawa-Häuptlings gegen die Engländer in Detroit; darauf folgten 1865 „Pioneers of France in the New World", 1867 „The Jesuits in North America", 1869 „La Salle and the Discovery of the Great West", 1874 „The Old Régime in Canada under Louis XIV", 1877 „Count Frontenac and New France under Louis XIV", 1884 „Montcalm and Wolfe" in zwei Bänden, und jetzt das uns vorliegende Werk. Diese elf Bände führen den Gesammttitel „France and England in North America" und stellen den langjährigen und oft mit barbarischer Grausamkeit geführten Streit der beiden Mächte um die Oberherrschaft in der Neuen Welt in höchst fesselnder Weise dar. Parkman zeichnet sich als

Historiker durch Aufrichtigkeit, Gewissenhaftigkeit, fleißige und scharfsinnige Quellenforschung, feines Gefühl, gesundes Urtheil, regen Sinn für Naturschönheiten, der bei der Beschreibung der indianischen Kriege im Urwalde trefflich zur Geltung kommt, sowie durch untrüglichen literarischen Geschmack und eine ungewöhnlich schöne, schlichte Schreibart aus. Er dürfte in der That als das selten erreichte Musterbild eines Geschichtschreibers angesehen werden, dessen Werke wir ohne Vorbehalt bestens empfehlen.

In „National Hymns" (Chicago, Williamson) hat ein Anonymus den Versuch gemacht, die hauptsächlichsten Nationalhymnen zusammenzustellen und historisch und kritisch zu behandeln. In geschichtlicher Beziehung sind die vom Verfasser angestellten Forschungen sehr oberflächlich und haben nichts Neues über die Entstehung der betreffenden Lieder zu Tage gefördert. So z. B. in Bezug auf die englische Nationalhymne „God save the king" weiß er nur zu berichten, daß sie von Georg Friedrich Händel im Auftrage Georg's I. componirt wurde. Bekanntlich ist jedoch die Melodie weit älter und wurde von dem Schöpfer der französischen Großen Oper und Liebling Ludwig's XIV., Giovanni Battista Lully, auf Wunsch der Frau von Maintenon zur Eröffnung des für die Erziehung von adelichen Mädchen gestifteten Instituts Maison de Saint-Cyr 1686 geschrieben. Als der König mit gewohntem Prunk in die Kapelle des Fräuleininstituts eintrat, stimmten die Schülerinnen den folgenden Lobgesang an:

Grand Dieu, sauvez le Roi!
Grand Dieu, vengez le Roi!
Vive le Roi!
Qu'à jamais glorieux
Louis victorieux
Voye ses ennemis
Toujours soumis.
Grand Dieu, sauvez le Roi!
Grand Dieu, vengez le Roi!
Vive le Roi!

Diese sogenannte „Invocation" wurde nachher bei allen großen Feierlichkeiten gesungen. Als Händel viele Jahre später auf einer der zahlreichen zu seiner musikalischen Ausbildung unternommenen Reisen nach Saint-Cyr kam, hörte er diesen Gesang und bat um die Erlaubniß ihn niederzuschreiben. Bei der Aufforderung, ein Loblied zu Ehren des Königs von England zu componiren, griff Händel auf diese Niederschrift zurück und nahm keinen Anstand, sie zu diesem Zweck zu verwenden. Die Musik des jetzt als englische Nationalhymne geltenden Liedes ist mit dem Lully'schen Gesang identisch und der englische Text ist nur eine freie Umdichtung des französischen. Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts richtete der flensburger Theologe Heinrich Harries an Christian VIII., König von Dänemark, ein Gedicht, das im „Flensburger Wochenblatt" vom 27. Januar 1790 mit der Ueberschrift „Lied für den dänischen Unterthan an seines Königs Geburtstag, zu singen in der Melodie des englischen Volksliedes: «God save great George the king»" gedruckt und 1804 in dem zweiten Bande der „Gedichte von Heinrich Harries" aufgenommen wurde. Von Dänemark kam das Lied nach Preußen, und wurde mit einigen Abänderungen als „Heil dir im Siegeskranz" bei der Rückkehr Friedrich Wilhelm's II. aus dem Feldzug gegen das revolutionäre Frankreich zuerst am 17. December 1793 in Berlin öffentlich gesungen. Als der Verfasser der deutschen Umdichtung trat ein gewisser Dr. Schuhmacher auf und ist im allgemeinen als solcher angesehen worden. Auch in den Vereinigten Staaten hat man dieselbe Melodie in einer „America" betitelten patriotischen Hymne angewendet. Von diesen Entlehnungen und Umbildungen scheint der Verfasser des uns vorliegenden Buchs gar keine Ahnung zu haben und ist also mit den zur Abfassung einer Geschichte der Nationalhymnen nöthigen Kenntnissen in keiner Weise ausgerüstet.

„The Great Remembrance and Other Poems by Richard Watson Gilder" (Newyork, The Century Co.) ist eine Sammlung von meistens trivialen Gelegenheitsgedichten, die als Lückenbüßer in einer Modenzeitung ihren Endzweck vollkommen erreicht hätten. Es war jedenfalls kaum der Mühe werth, diese unbedeutenden Versuche in gebundener Rede nochmals in gebundener Form dem Publikum darzubieten.

Der bekannten bostoner Verlagshandlung Houghton, Mifflin u. Comp. verdanken wir ein niedliches Bändchen: „A Native of Winby and other Tales by Sarah Orne Jewett", welches neun kurze Erzählungen umfaßt, die das Alltagsleben der ländlichen und kleinstädtischen Bevölkerung Neuenglands, mit außerordentlicher Frische und Treue zur Darstellung bringen und die verschiedenen darin auftretenden eigenartigen Charaktere vortrefflich zeichnen. Fräulein Jewett ist eine Feinmalerin ersten Ranges und hat bereits eine Reihe von anmuthigen, lieblichen, in der künstlerischen Ausführung vollendeten novellistischen Genrebildern geschaffen, die an die Meisterwerke der altniederländischen sogenannten Conversationsmalerei erinnern. Hier sind vor allem die Novellensammlungen „Old Friends and New", „Country By-Ways", „The Mate of the Daylight" und die einbändigen Romane „The Country Doctor", „A Marsh Island" und der soeben in einer neuen, mit vorzüglichen Illustrationen ausgestatteten Ausgabe erschienene „Deephaven" zu erwähnen. Was wir besonders an Fräulein Jewett bewundern, ist die künstlerische Mäßigung, die die Dichterin sowol in der Erfindung der Fabel wie in der Entwickelung der Handlung kennzeichnet. In dieser Beziehung weiß sie in der Wahl und Gestaltung des Stoffs und in der Ausmalung der Situationen stets Maß zu halten, indem sie sich innerhalb der dieser kleinern Gattung der Prosadichtung angemessenen Grenzen gelassen und gemüthlich fortbewegt, ohne durch Rücksichten auf das Conventionelle oder Haschen nach dem Sensationellen in die Abwege zu gerathen, in die der Novellenschreiber sich so leicht verliert. Von den in dem uns vorliegenden Bändchen enthaltenen Erzählungen verdienen „The Flight of Betsy Lane" und „A Little Captive Maid" besonders hervorgehoben zu werden. Wie die neunundsechzigjährige Jungfer Betsy Lane, die Inwohnerin des Bysleet-Armenhauses, sich heimlich davon machte und die Weltausstellung zu Philadelphia besuchte, wird mit köstlichem Humor geschildert. In „The Little Captive Maid" (das Mägdelein ist nämlich die Leibeigene des launenhaften und oft gar grausamen Liebesgottes), sowie in „Between Mass and Vespers" versetzt sich die Verfasserin mit großer Lebenswahrheit und vollendeter Kunst in die Gedanken- und reiche Gemüthswelt der in Neuengland angesiedelten Irländer, und bedient sich auch der Mundart des Eingewanderten mit wunderbarer Virtuosität. Die Heldin des Romans „A Marsh Island" ist die schöne und gebildete Tochter eines Farmers, in die ein Maler aus der Stadt sich verliebt; aber Doris Owen, obgleich sie ihn achtet, vermählt sich mit dem Sohn eines Nachbars und Landwirthes, um in ihrem Wirkungskreise zu bleiben. Sie war jedoch kein schwarzwälder Bauermädchen wie Auerbach's Lorle, und hätte ganz gut als des Künstlers Gattin in städtische Familien- und Gesellschaftsverhältnisse hineingepaßt. Viele Leserinnen werden deshalb mit Fräulein Jewett's Knotenlösung kaum zufrieden sein.

## Bibliographie.

Bibliothek russischer Denkwürdigkeiten. Herausgegeben von Th. Schiemann. Zweiter Band: Erinnerungen von A. Lwowitsch. Seeland aus der polnischen Revolution von 1830/31. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. Gr. 8. 3 M.

Mysing, O., Ein Kampf um die Liebe. Berlin, O. Janke. 8. 1 M.

— — Satan auf Reisen. Berlin, O. Janke. 8. 1 M.

Verga, G., Meister Motta. Roman. Aus dem Italienischen von A. Berger. Berlin, O. Janke. 8. 2 M.

Wolff, Th., Die Sünder. Eine Liebesgeschichte. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 2 M.

Zobeltitz, F. v., Die Pflicht gegen sich selbst. Roman. 2 Bde. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong u. Comp. 8. 10 M.

# Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.


Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Wesen und Zweck der Politik.

Als Theil der Sociologie
und Grundlage der Staatswissenschaften.

Von
**Gustav Ratzenhofer.**

Drei Bände. Mit 1 lithographirten Tafel. 8. Geh. 20 M.

Diese Untersuchungen über Wesen und Zweck der Politik, eingeleitet und abgeschlossen durch ausführliche Erörterungen aus dem Gebiete der Sociologie, sind auf ganz neuem Wege angestellt, und das System, das der Verfasser entwickelt, trägt durchaus den Charakter der Selbständigkeit. Die weitblickenden, scharfsinnigen Darlegungen behandeln die schwierige Materie in erschöpfender Weise. Staats-, Volkswirthschafts- und Rechtslehrer sowie Politiker im weitesten Sinne werden sich für das zeitgemäße Werk in hohem Maße interessiren.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Kleine Schriften
### zur Geschichte und Cultur
von
**Ferdinand Gregorovius.**

Drei Bände.

8. Jeder Band geh. 5 M. 50 Pf., geb. 6 M. 50 Pf.

I. Sardes. — Hat Alarich die Nationalgötter Griechenlands zerstört? — Mirabilien der Stadt Athen. — Aus der Landschaft Athens. — Die Münzen Alberichs, des Fürsten und Senators der Römer. — Gumppenbergs Bericht vom Sacco di Roma. — Römische Bürgerbriefe seit dem Mittelalter.

II. Eine Weltchronik in Bildern. Mit einer Tafel. — Die beiden Crivelli, bairische Gesandte in Rom im 17. Jahrhundert. — Neues Leben in Corsica. — Die Brüder von Humboldt. — Fünf Tage vor Metz. — Segesta, Selinunt und der Mons Eryx. — Der Umbau Rom's.

III. Die Villa Malta in Rom. — Der Hegelianer Augusto Vera. — Clemens August Alertz. — Zwei wieder auferstandene Figuren von Erz. — Die Villa Ronzano. Ein Musensitz der Gozzadini von Bologna. — Das Urkundenbuch der Stadt Orvieto. — Das Bourbonenschloß Caserta. — Die Abruzzen. Ihre Geschichte und ihre Kunstdenkmäler. — Passionsspiele. I. Das römische Passionsspiel. II. Das deutsche Passionsspiel in Tyrol. — Die großen Monarchien oder die Weltreiche in der Geschichte.

In den drei Bänden vereinigt der berühmte Verfasser eine Reihe geschichtlicher und culturgeschichtlicher Essays, welche wie alle seine Schriften Ernst und Gründlichkeit der Forschung mit Anmuth und Adel der Sprache verbinden und allgemein interessante Zeitbilder entrollen. Durch den aus seinem Nachlasse herausgegeben dritten Band ist die Sammlung abgeschlossen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Russische Chrestomathie
für Anfänger.

Accentuirte Texte mit vollständigem Wörterverzeichnis.

Von
**Dr. Oskar Ásbóth,**
a. o. Professor der slavischen Sprachen an der Universität in Budapest.

8. Geh. 2 M. 25 Pf.

Diese sorgfältig gesichtete Auswahl von Lesestücken aus den Werken der besten russischen Schriftsteller, welche namentlich auch durch das gleichmäßig durchgeführte System der Accentuirung bei dem Studium des Russischen sehr förderlich sein wird, ist neben jeder russischen Grammatik und auch beim Selbststudium mit Vortheil zu gebrauchen.

Von demselben Verfasser ist im gleichen Verlage eine „Kleine russische Grammatik" (geh. 1 M. 60 Pf.) erschienen, welche sich durch ihr praktisches Lehrsystem vortheilhaft auszeichnet.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Gedichte
von
**Gottfried August Bürger.**

Neue vollständige Ausgabe.

Mit Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von **Julius Tittmann.**

Zweite Auflage.

8. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M. 50 Pf.

(Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts.)

Eine durch literarische Einleitung und zweckmäßige Anmerkungen ausgezeichnete vollständige Ausgabe der Gedichte Bürger's.

## GLOBUS.

Illustrierte Zeitschrift
für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von **Karl Andree.**
Herausgegeben von **Richard Andree.**

Vereinigt seit 1894 mit der Zeitschrift DAS AUSLAND.

Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen.
Deutsche Zeitungs-Preisliste für 1894, Nr. 2663.
**Probe-Nummern gratis und franco.**

**Verlag von Friedr. Vieweg & Sohn, Braunschweig.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Christian Karl Josias Freiherr von Bunsen.

Lebensbild eines deutsch-christlichen Staatsmannes.

Dem deutschen Volke dargeboten von
**Bernhard Baehring.**

8. Geh. 2 M. 50 Pf. Geb. 3 M. 50 Pf.

Dieses fesselnd geschriebene Lebensbild eines echt deutschen und christlich gesinnten Staatsmannes und Gelehrten, der mit unter die Bahnbrecher des neuen Deutschen Reichs gehört, hat in weiten Kreisen des deutschen Volkes freundliche Aufnahme gefunden.



Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Grundherrn, jeder Bedrückung preisgegeben. Die Folgen dieses Zustandes schildert uns Lamprecht, nämlich die endlosen Aufstände der Bauern im 15. Jahrhundert, von denen die herkömmliche Geschichtschreibung noch nichts weiß. Im Jahre 1411 empörten sich die appenzeller Bauern und steckten durch ihr Beispiel den deutschen Südwesten an, 1461 die Bauern von Tirol, 1478 die von Kärnten, 1492 die Westfriesen, Kennemer und Waterländer. Die weitestgreifenden Erhebungen aber waren die, die von hervorragenden Führern ausgingen, wie die des Hans Böhm, des Pankers von Nicklashausen, des schlettstädter Bürgermeisters Hans Ulman, die freilich nur groß angelegt war und im Keime unterdrückt wurde, vor allem aber die des Joß Fritz von Untergrumbach, der das ganze oberrheinische Land aufwiegelte. Auch die Aufstände gegen die Juden, deren Wucher die Bauern arg bedrückte, hörten nicht auf. Sie führten 1432 in Sachsen, 1450 in Baiern, 1453 im Bisthum Würzburg, 1470 im Erzstift Mainz zur Vertreibung der Juden. Die Bauernkriege des 16. Jahrhunderts sind nur der letzte große Ausbruch eines schon länger als ein Jahrhundert grollenden und zündenden Unwetters. So gibt uns die Darstellung Lamprecht's ein ganz neues Bild des ausgehenden Mittelalters. Wichtig ist auch die Abhandlung L. Brentano's: „Die Volkswirthschaft und ihre concreten Grundbedingungen", der dem Dogmatismus sowol der individualistisch-atomistischen als auch der socialistisch-organischen Schule entgegentritt und das Subject der Volkswirthschaft auf historischem Wege zu ergründen sucht. Er findet dabei als früheste wirthschaftliche Einheit die Familie, und macht deshalb einen Exeurs in die jetzt so vielfach behandelte Frage nach ihrem Ursprunge und ihren frühesten Formen, er stellt sich dabei wesentlich auf die Seite des auch in Nr. 47 d. Bl. f. 1893 besprochenen Werks von Westermarck „Die Geschichte der menschlichen Ehe". Die übrigen Artikel betreffen historische Einzelheiten: Th. Mommsen behandelt „Die Bewirthschaftung der Kirchengüter unter Gregor I.", also ein Kapitel aus der Zeit des Ueberganges vom Alterthum ins Mittelalter, die ihm Gelegenheit gibt, die früher unbekannte, erst neuerdings entdeckte, zwischen diesen beiden Epochen bestehende Continuität an einem neuen Beispiel zu erweisen. R. Pöhlmann, der die Zeitschrift eröffnet, gibt eine Studie „Ueber die Feldgemeinschaft bei Homer", in der er zu beweisen sucht, daß die in den homerischen Gedichten geschilderte Zeit nicht mehr durchgängigen Gemeinbesitz an Grund und Boden, sondern daneben auch schon Privateigenthum kannte. W. Cunningham stellt dar „Die Regelung des Lehrlingswesens durch das Gewohnheitsrecht von London" (im ausgehenden Mittelalter). E. Sackur gibt „Beiträge zur Wirthschaftsgeschichte französischer und lothringischer Klöster im 10. und 11. Jahrhundert, F. Eulenburg schildert „Das wiener Zunftwesen". Außerdem enthält der Band noch kleinere Notizen und viele Referate über neuere Literatur. Das erste Heft des zweiten Bandes enthält außer der Fortsetzung des Eulenburg'schen Aufsatzes noch: W. Wittich, „Die Entstehung des Meierrechts und die Auflösung der Villicationen in Niedersachsen und Westfalen" und Ch. M. Andrews, „Die Stadt in Neuengland, ihr Ursprung und ihre agrarische Grundlage". Der verdienstlichen Zeitschrift ist im Interesse der Wissenschaft ein gedeihlicher Fortgang zu wünschen.

Das obengenannte Werk von Rodbertus (Nr. 2) ist zuerst im Jahre 1868 erschienen. Es ist eine scharfsinnige Abhandlung, durch die Rodbertus die durchaus verschiedene Natur des Grundes und Bodens und des Kapitals scharf beleuchtet, um die verhängnißvollen Folgen zu zeigen, die entstehen müssen, wenn sie, wie es geschieht, im Creditrecht gleich behandelt werden. Daß der Boden selbst gleich mobilem Kapital verpfändet wird, darin sieht Rodbertus die Wurzel alles Uebels und aller Leiden der Grundbesitzer. Er verlangt, daß an Stelle der Hypothekenbriefe blos Rentenbriefe ausgestellt werden, die dem Gläubiger nicht den Acker, sondern nur die Rente verpfänden, die unkündbar sein und unter den Kapitalisten gleich den Industriepapieren zu veränderlichem Curse gehandelt werden sollen. Rodbertus bleibt nicht in dem engen Bereiche dieser Specialfrage, er erhebt sich öfter zu allgemeinern Betrachtungen, besonders über die Agrargeschichte des Alterthums, und an einer Stelle gibt er auch eine gute Darlegung der Berechtigung und des Werthes ungedeckter Banknoten. Auch wer seinem Reformplan nicht so große Wichtigkeit, wie er, beimißt, wird von dem Studium des Werks dieses klaren und weitsichtigen Denkers Gewinn haben.

Das Werk von R. Pöhlmann (Nr. 3) hat einen zwiefachen Gegenstand, sowol die socialistische Praxis des classischen Alterthums, als auch seine Theorien. Aus dem ersten Theile ist am interessantesten die Untersuchung über die Tradition von der spartanischen Gleichheit der Ackerlose. Pöhlmann sucht nachzuweisen, daß dies nichts weiter sei als eine Hinaufrückung der Reformen des Agis und Kleomenes in die mythische, sogenannte lykurgische Zeit. Im zweiten Theile gibt er eine sorgfältige Darstellung der socialistischen Theorien, besonders des Plato, des Aristoteles und des Zeno, des Stifters der Stoa. Sehr ausführlich und scharfsinnig werden die beiden Idealstaaten Plato's, der der Politeia und der der „Gesetze" analysirt, die bleibenden Wahrheiten, wie die Ueberwindung des abstracten Freiheits- und Gleichheitsprincips der reinen Demokratie, werden gesondert von demjenigen, was Pöhlmann für illusorisch hält. Freilich vergißt er bei dieser Kritik das eine: Plato will einen andern Menschentypus heranbilden, einen Menschen, dessen Wille nicht mehr durch den engen Umfang des eigenen Ich, sondern immer nur durch den großen Umfang des ihm wie ein schönes Kunstwerk stets vor der Seele stehenden Gemeinwesens bestimmt und erfüllt wird. — Mit Recht darf man auf Pöhlmann's zweiten Band gespannt sein, in dem er die Geschichte des Staatsromans und der socialen

Demokratie in Hellas zum Abschlusse bringen, außerdem noch Rom und die religiösen Erscheinungsformen des antiken Socialismus (im Juden- und Christenthum und im Mazdäismus, der altpersischen Religion) darstellen will. Denn alle diese Bewegungen im Ideenleben des classischen Alterthums sind nicht ohne Einwirkung auf das reale Leben geblieben. Aus dem Idealstaate der Stoiker stammt die Forderung der Rechtsgleichheit, in der römischen Kaiserzeit das einzige ideale, aber trotzdem sehr wirksame Princip, das an der Gestaltung des Pandektenrechts wesentlich mitgearbeitet hat, soweit es ihm irgendmöglich war, die reale Ungleichheit zu überwinden.

Führt uns Pöhlmann so in die sociale Bewegung des classischen Alterthums, so ist die letztgenannte Schrift (Nr. 4) ein Document der socialen Gärung unserer Tage. In der Form ein Roman, ist sie dem Inhalte nach zugleich eine socialpolitische Abhandlung, und zwar eine von denen, die den Beweis liefern, daß es keinen noch so handgreiflichen Unsinn gibt, der nicht blos ganz ernsthaft ausgesprochen, sondern sogar nach Jahrzehnten noch mit ernster Miene nachgesprochen würde. Im Jahre 1843 schrieb Max Stirner sein Buch: „Der Einzige und sein Eigenthum". Vor dem Egoismus läßt Stirner alle andern Mächte, die den Menschen regieren, in das Nichts versinken. Feuerbach hatte von allen Idealen noch die „Menschheit" oder „den Menschen" übriggelassen, nach Stirner „den letzten Lumpen, der über die nackte Wahrheit gelegt ward". „Kein Schaf, kein Hund hat einen Begriff vom Schafe, vom Hunde, das Thier realisirt sich, indem es sich auslebt." Wozu also der Begriff des Menschen? Fort auch mit der nackten Wahrheit, die nicht mehr Recht hat als Apostasie, Meineid, Lüge! Zuletzt fort mit der eigenen Ueberzeugung, sodaß nichts übrig bleibt als der „heilige Humor, der mit dem Heiligen spielt, auch mit dem, was meine Ueberzeugung ist, von dem ich nicht weiß, ob es später noch meine Ueberzeugung sein wird!" Und diese sinnlosen Behauptungen feiern jetzt, nach 50 Jahren, ihre Auferstehung als das Evangelium, das Herr John Henry Mackay der Welt verkünden will, der „erste Sänger der Anarchie", wie er sich stolz nennt. Denn Herr Mackay (wie die vorgedruckte Biographie angibt, schon 1864 zu Greenock in Schottland geboren, aber seit frühester Kindheit in Deutschland erzogen, eine der Leuchten der jüngsten literarischen Schule), ist kein „trüber Fanatiker" des communistischen Anarchismus, noch weniger einer der Narren der Socialdemokratie, „der letzten Universaldummheit der Menschheit", die ja noch, mit Stirner zu reden, einen Lumpen übrigläßt, um die nackte Wahrheit zu decken, nämlich die Herrschaft des Volkes, die Demokratie, sondern er ist Anhänger der vollsten Herrschaftslosigkeit, der „individualistischen Anarchie", in der jeder nur für sich selbst lebt, nur für sich arbeitet und den andern ungeschoren läßt, deren Idee, wie die Einleitung ausdrücklich sagt, von Max Stirner erzeugt, durch Herrn Mackay's Buch der stupiden Welt möglichst klar gemacht, in neuem Lichte erstrahlen soll. Herr Engels ruft aus: „Im Zukunftsstaate gibt es keine Herrschaft mehr über Menschen, sondern nur eine Verwaltung von Sachen!" Herr Mackay übertrumpft ihn: „Fort auch mit der Verwaltung! Denn aus einer Verwaltung wird immer eine Regierung!" Natürlich wird auch die Ehe abgeschafft, und die ganze „lächerliche geschlechtliche Moral". Glücklicherweise predigt er keine „Propaganda der That", sodaß er mit den Gesetzen nicht in Conflict kommt, sondern nur die Propaganda der Idee — trotz Stirner, der ihn dafür sicher verlachen würde, da er sich doch einen neuen Lumpen, eine Idee umhänge. Die Theorie, wie nur diese Anarchie die Welt erlösen kann, wird vorgetragen in einem großen Dialoge, den der Held der Erzählung, Carrard Auban, mit einem communistischen Anarchisten über Communismus und Socialismus hält. Diese Unterredung ist offenbar das Hauptstück der ganzen in London spielenden Erzählung, der ganze Roman nur die poetische Einkleidung dieser Offenbarung. Den Hintergrund bildet das Elend des londoner Ostends, Versammlungen der londoner Arbeitslosen und Protestmeetings gegen die Hinrichtung der chicagoer Anarchisten. Wo der Verfasser einmal ein enger umgrenztes Bild gibt, ist seine Darstellung packend, größere Gemälde gelingen ihm nicht. Der theoretische Inhalt des Ganzen ist ein merkwürdiges Attentat auf die menschliche Vernunft. Das Buch wäre unbedenklich, wenn es sich nur an die denkenden Köpfe wendete, aber in der obengenannten Ausgabe zur Massenverbreitung bestimmt, kann es bedenklich wirken, indem es gedankenlose Köpfe durch die über alles Maß ins Wahnsinnige überspannte Idee „der Freiheit, die zu nichts verpflichtet", gänzlich außer Rand und Band bringt. — Und der Verfasser ist erst dreißig Jahre! — Er hat schon viel geschrieben, was wird er alles noch schreiben?

Paul Barth.

---

## Aus Weimars classischen Tagen.

Deutsche Fürstinnen von Lily von Gizycki. Berlin, Gebr. Paetel. 1893. Gr. 8. 4 M.

In die durch Goethe und Schiller gekennzeichnete Periode der Geschichte des weimarer Hofes führt uns Lily von Gizycki in ihrem Buche „Deutsche Fürstinnen" ein. Unter diesem Titel vereinigt die Verfasserin Charakter- und Lebensskizzen dreier Fürstinnen, die gleichmäßig Zeugen der Blütezeit des weimarer Hofes gewesen sind und gewissermaßen drei Epochen dieser Zeit vertreten. Den Reigen in der formgewandten und anschaulichen Darstellung eröffnet die am 18. Juli 1786 geborene Prinzessin Karoline Louise von Weimar, der Liebling nicht nur des Hofes, sondern

auch fast aller der großen Männer, deren Namen den Glanz dieses Hofes unverblichen gelassen hat. Herder, der sie taufte, übte auch in ihren spätern Jahren auf die ernst angelegte Prinzessin einen anregenden und fördernden Einfluß, er confirmirte sie und blieb der Schülerin so werth, daß sie dauernd mit ihm und seinem Hause in Verkehr stand. Herder's Tod beklagte die Prinzessin wie den ihres eigenen Vaters; sie legte den tiefen Eindruck dieses Verlustes in einem uns erhaltenen Gedicht nieder. In regstem Verkehr stand sie auch mit Wieland, der ihr den Namen Serena beilegte, besondere Neigung aber brachte sie Schiller entgegen und mit dessen Frau und mit Henriette von Knebel, ihrer Erzieherin, blieb sie ihr Leben hindurch in innigster und ungezwungenster Freundschaft verbunden. Auch Goethe war der Prinzessin in aufrichtiger Verehrung zugethan, er schenkte ihrem Zeichentalent frühe Beachtung und durfte es als das deutlichste Zeichen, daß auch er von der Prinzessin verehrt wurde, ansehen, daß sie in ihrer Kindheit mit ihren Freundinnen einen Bund „zum Schutz und Trutz des besten Meisters" geschlossen hatte, dessen sie noch in späterer Zeit gern gedenkt. Worin sich aber die Prinzessin Karoline Louise zu ihrem Vortheil von dem Geiste ihrer Umgebung unterscheidet, das ist ihre lebhafte und warmherzige Theilnahme für die ernsten Geschehnisse der Zeit. So verfolgte Karoline den Freiheitskampf der Tiroler mit brennendem Interesse, noch mehr aber die Erhebung in der Nähe unter dem Herzog von Braunschweig und dem tapfern Schill, auch das traurige Los des Königs von Sachsen erregte ihr Mitgefühl. Trotz ihrer Vermählung mit dem Erbprinzen Friedrich Ludwig von Mecklenburg-Schwerin (1810), die sie weit von der Heimat führte, blieb der Mittelpunkt ihres geistigen Lebens doch immer Weimar. Was sie dort an geistig belebtem und freundschaftlichem Verkehr gefunden, blieb ihr in der neuen Heimat versagt; der einzige, sie an weimarer Erinnerungen gemahnende Herr von Kettenburg, ein literarischer Sonderling, der in Schiller's Spuren wandelte, starb bereits 1813. Einigen Ersatz für mannichfache geistige Entbehrungen bot ihr der Briefwechsel mit alten weimarer Freunden, der sich besonders lebhaft mit Charlotte von Schiller entspann. Lily von Gizycki theilt einen großen Theil dieser Briefe mit. Aus der Ehe mit Friedrich Ludwig entsprossen drei Kinder, zwei Söhne Albrecht und Magnus und eine Tochter Helene. Auf einer Reise nach Teplitz 1814 berührte Karoline wieder ihre Heimat Weimar, die ersehnte Gesundheit aber brachte sie aus dem böhmischen Bade nicht mit nach Hause. Der Tod ihrer Freundin Henriette von Knebel, die sie nach ihrer Heimat begleitet hatte, die ernsten Ereignisse der Zeit, denen sie fortgesetzt mit regster Theilnahme folgte, dienten nicht dazu, ihr Befinden zu erleichtern. Wie sehr sie die Geschicke des Vaterlandes bekümmerten, lehrt folgende Aeußerung aus einem Briefe an Charlotte von Schiller (12. November 1814):

Das Schicksal Sachsens zerreißt mir das Herz und die Ungerechtigkeit, mit der die jetzt Gebietenden gleich zuerst auftraten; der Eigennutz — und am Ende gar ein übel berechneter — von dem sie sich leiten lassen, die eigenmächtigen Eingriffe in die deutschen Länder, die fremde Hand, die sich wieder von neuem in den deutschen Angelegenheiten fühlen läßt, wie es bei der eigenen Ohnmacht freilich nicht leicht anders möglich ist ohne große Selbstverleugnung der Mächtigen; das Verkennen endlich allen deutschen Interesses und Wesens beim ewigen Gerede von dessen Wiederherstellung — ist mir ein Herzeleid, ein Greuel.

Indessen schwanden die Kräfte der zarten Frau mehr und mehr dahin; am 20. Januar 1816 verschied sie, noch nicht dreißig Jahre alt, in den Armen ihres Gemahls, aufs tiefste betrauert von allen, die sie gekannt hatten, nicht zuletzt von Goethe, der ihr Gedächtniß in dem Gedicht „Trauerloge" gefeiert hat.

Ein von dem der Prinzessin Karoline Louise nicht unwesentlich abweichendes Charakterbild wird uns in der folgenden Skizze: „Helene, Herzogin von Orléans" von ihrer Tochter entrollt. Die merkwürdige, temperamentvolle und energische Frau hat bereits zwei Biographen gefunden, einen Deutschen, G. H. von Schubert, und eine Französin, die Hofdame der Herzogin, Marquise d'Harcourt. Lily von Gizycki hat neue Quellen zur Charakteristik ihrer Heldin in Briefen zur Verfügung, die diese an ihre Großmutter, damals Jenny von Pappenheim, in Weimar gerichtet hat. Auf Grund dieser Briefe und andern Materials schildert die Verfasserin das bewegte und an bittern Erfahrungen reiche Leben der Fürstin. Prinzessin Helene verlor als dreijähriges Kind ihre Mutter, wenige Jahre darauf auch den Vater und wurde in der Hauptsache von dessen zweiter Frau, der Prinzessin Auguste von Homburg-Hessen, erzogen. Früh entwickelte sich in dem Kinde der Trieb zur Selbständigkeit und zum eigenen Urtheil in allen Dingen. In Weimar fand die Prinzessin, ein täuschendes Ebenbild ihrer Mutter, nicht nur die freundlichste Aufnahme, sondern auch größeres Entgegenkommen für ihre in Mecklenburg ungern gesehene Schwärmerei für die Julirevolution. Hier machte sie die Bekanntschaft des französischen Gesandten Grafen Vaudreil und förderte ihr Interesse für die französische Literatur. Die Folge dieser Neigungen trat dann bekanntlich in der Vermählung der mecklenburgischen Prinzessin mit dem Sohne Louis Philipp's, dem Thronerben Frankreichs, Herzog Ferdinand von Orléans zu Tage. Volles Licht über die Beweggründe der Prinzessin zu diesem folgenschweren Schritt, vor dem die berufensten Rathgeber, der König von Preußen, der Zar von Rußland gewarnt hatten, erhalten wir auch aus Lily von Gizycki's Darstellung nicht. Zunächst kommt wol, wie mit Recht hervorgehoben wird, der durchaus selbständige Charakter der Prinzessin in Betracht, der jeden Einfluß anderer fern von sich abwies. Auch religiöse Differenzen mit dem zelotisch gesinnten Hofe Mecklenburgs mögen eine Rolle gespielt haben, vor allem aber die Sehnsucht nach einem Beruf, optimistische, vielleicht überspannte Anschauungen und der Wunsch, den beengenden Verhältnissen der Heimat zu entfliehen. Ihren kühnen Hoffnungen folgte nur

ein kurzes Glück. Nach wenigen Jahren (1842) starb ihr Gatte und sie suchte Trost in der Erziehung ihrer Kinder, in denen sie sich bestrebte, den deutschen Geist, den, „welchen ich in Weimar als den wahrhaft deutschen kennen gelernt habe", mit dem französischen zu verbinden. Ihre Hoffnung, daß sich auf dieser Vereinigung „Frankreichs künftige Größe" aufbauen werde, machte der Sturm des Jahres 1848 zu nichte. Die Herzogin von Orléans gab umsonst Proben ihres persönlichen Muthes, mit harter Noth entrann sie der Gewaltthätigkeit der Revolutionäre und sie verlebte den Rest ihrer Tage in der Verbannung, enttäuscht in ihren Hoffnungen, zunächst in Weimar, ihrer geistigen Heimat. Ihre eigentliche Heimat, Mecklenburg, sah sie nur kurze Zeit wieder und ihr Ende fand sie am 17. Mai 1857 in England, wohin sie sich begeben hatte, um gegenüber der Witwe Louis Philipp's selbstlos ihre Pflicht zu erfüllen.

Von den Höhen der Politik, deren Gefahren die mecklenburg-weimarische Fürstentochter so nahe kennen lernen mußte, kehren wir wieder in die friedlichen Gefilde des geistigen Schaffens, der Künste und Wissenschaft zurück. Schon seit Jahrhunderten hatten diese beiden im thüringer Lande eine Heimstätte gefunden, von den Tagen des Sängerkrieges auf der Wartburg an bis zu der stolzesten Blüte des weimarer Musenhofes, der Zeit Schiller's und Goethe's. Eine nicht gering zu schätzende Rolle war in jenen Tagen auch der Wissenschaft zugewiesen und als die Glanzzeit der Poesie mit ihren berufensten Vertretern verblühte, war jener eine Art Nachfolgerschaft beschieden, deren Ruf zwar mit dem der andern nicht wetteifern konnte, die aber dennoch unsere vollste Beachtung verdient. Der schöne Freimuth des Geistes, der sich an der ungeengten Bethätigung dichterischen Talentes erfreut, war an dem weimarer Hofe auch in der Pflege der Wissenschaften zu finden. Den geistigen Mittelpunkt aber der hervorragendsten wissenschaftlichen Bestrebungen zu bilden war der Gemahlin des Erbprinzen Karl Friedrich, der von Schiller in der „Huldigung der Künste" begrüßten Großfürstin Maria Paulowna beschieden. Der Betrachtung ihres Wirkens ist die dritte Skizze des Gizycki'schen Buchs, betitelt: „Die literarischen Abende der Großfürstin Maria Paulowna", gewidmet. Schiller hat die von dem ganzen Hofe mit frohen Erwartungen aufgenommene Maria treffend charakterisirt. Er sagt in einem Briefe an Körner von ihr: „Sie ist äußerst liebenswürdig und weiß dabei mit dem verbindlichsten Wesen eine Dignität zu paaren, die alle Vertraulichkeit entfernt. Sie hat sehr schöne Talente im Zeichnen und in der Musik, hat Lektüre und zeigt einen sehr gesetzten, auf ernste Dinge gerichteten Geist, bei aller Fröhlichkeit der Jugend. . . . Sie hat einen sehr festen Charakter. . . . Schlechte Menschen, leere Schwätzer und Schwadronirer möchten schwerlich bei ihr aufkommen." Sie begann alsbald an den Wissenschaften lebhaftes Interesse zu bekunden. Sie hörte bei H. Meyer, Goethe's Freund, dreimal wöchentlich Vorlesungen über Kunstgeschichte und schrieb fleißig nach. Daneben trieb sie mit Eifer philosophische Studien. Doch auch den politischen Ereignissen der bewegten Zeit folgte sie mit lebhafter Theilnahme und widmete sich Aufgaben der Allgemeinheit, indem sie Frauenvereine gründete, Industrieschulen, Arbeitshäuser und Rettungsanstalten ins Leben rief. Bei ihrer wissenschaftlichen Ausbildung dienten ihr vor allem die regelmäßigen Mittheilungen Goethe's und die Vorlesungen verschiedener Professoren, unter ihnen die von Riemer über griechische Literatur. Ihrem Blicke entging es nicht, daß nach dem Niedergang der classischen Zeit nur in der Pflege des wissenschaftlichen Geistes eine würdige Anknüpfung an die alten Traditionen des weimarer Hofes sich vollziehen könne. Wenn sie auch für die Pflege der Musik und der bildenden Künste eifrigst bemüht war, wofür die Berufung Hummel's und Preller's und Ludwig Schorn's nach Weimar zeugt, und dadurch die spätere musikalische künstlerische Periode, welche Namen wie Liszt, Rietschel, M. von Schwind u. a. bezeichnen, vorbereitete, so galt ihre eifrigste Thätigkeit doch den Wissenschaften, deren Vertreter in Weimar und Jena sie an regelmäßigen literarischen Abenden des Winters zu sich zu rufen pflegte, nachdem der Regierungsantritt ihres Gemahls ihr die Möglichkeit einer umfangreichern eigenen Hofhaltung gewahrt hatte. Den fördernden Einfluß dieses ungezwungenen geistigen Verkehrs auf die Gelehrten selbst hat kein Geringerer als Karl von Hase anerkannt, indem er zugab, daß der Kastengeist des abgeschlossenen Gelehrtenthums hier in willkommener Weise durchbrochen und daß auf die Nothwendigkeit einer leichtern Zugänglichkeit der Wissenschaften für weitere Kreise hingewiesen wurde. Das Geschäft, die Vortragenden zu laden, lag in den Händen des Staatsministers Schweitzer, der nach Goethe's Tode die Oberaufsicht über die Anstalten für Kunst und Wissenschaft übernommen hatte. Zu den Geladenen zählte unter andern der Philosoph J. F. Fries, an dessen fortgeschrittenen politischen Anschauungen man hier keinen Anstoß nahm, ferner die Philologen C. W. Göttling und Eichstädt, die Naturforscher Huschke, Schleiden und Hallier, die Philosophen Mirbt, Reinhold, Fortlage, Kuno Fischer, der Theologe Hase, der Orientalist Stickel, der Sprachforscher A. Schleicher, der Historiker G. Droysen, der Mediciner K. F. von Froriep, der Kunsthistoriker L. von Schorn, endlich der Philolog G. A. Schöll, um viele andere, die nur selten erschienen, zu übergehen. Von dem Geiste dieser literarischen Abende, für den schon die Mannichfaltigkeit der Mitwirkenden spricht, gibt die Aeußerung Maria Paulowna's ein Bild, daß man, um gerecht zu sein, die besten Menschen aller Parteien offen ihre Meinung müsse aussprechen lassen. Diese Gesinnung pflanzte sich von oben nach unten fort. „Wie Maria Paulowna die Scheidewand zwischen Hof und Bürgerthum beseitigt hatte, so fielen die Schranken zwischen den einzelnen Kreisen des Bürgerthums, zwischen dem Gelehrten und dem Laien, wie zwischen den Vertretern

der einzelnen Wissenschaften, und sie wurden gerechter gegeneinander, weil sie sich kennen lernten.“ Am wenigsten willkommen vielleicht war das rege geistige Leben den Hofdamen, welche die gelehrten Abhandlungen oft am nächsten Tage aus dem Gedächtniß nachschreiben mußten. Der Stillstand, der seit Hummel's Tode in dem Musikleben Weimars eingetreten war, fand durch das Auftreten von Franz Liszt eine Unterbrechung, die den Anfang einer neuen musikalischen Periode bilden sollte.

Es liegt vielleicht in der Natur des Stoffs, daß die Darstellung dieser letzten Skizze von Lili von Gizycki trotz aller Kraft und Frische im einzelnen etwas Zerfahrendes an sich hat. Wir erhalten von fast allen Männern der Wissenschaft und Kunst, die am Hofe Maria Paulowna's verkehrten, ausführliche Charakteristiken und Biographien, in deren Rahmen die eigentlichen Helden oft nur eine episodische Figur zu bilden scheint. Auch bleibt uns ein tiefer dringendes Verständniß der Wechselbeziehungen zwischen der Fürstin und ihrem Kreise noch zu erschließen.

Leonhard Lier.

# Aus der Erzählungsliteratur.

1. Die Fackeljungfrau. Eine Bergsage von Ludwig Ganghofer. Illustrirt von A. Seligmann. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1893. 12. 3 M.
2. Es Löwos. Eine Monographie von Bertha von Suttner. Dresden, E. Pierson. 1894. 8. 1 M. 50 Pf.
3. Auf Ruinen. Roman von Anny Wothe. Dresden, E. Pierson. 1894. 8. 4 M.
4. Neue Bahnen. Vaterländischer Roman von Ernst Remin. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 1894. 8. 3 M.
5. Die Herrin von Rothenstein. Roman von Joachim von Dürow. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 1894. 8. 5 M. 50 Pf.

Zu den liebenswürdigsten, feinsinnigsten Erzählungen ihrer Art gehört „Die Fackeljungfrau“ (Nr. 1), eine Bergsage von Ludwig Ganghofer, der schon so manche stimmungsvolle Geschichte aus den Geheimnissen seiner poesieumwobenen heimatlichen Berge uns ausgeplaudert hat. „Eine seltsame Geschichte! Auf der Kalkbrunner Alm im Salzkammergut habe ich sie von einem alten Hüter gehört. Es war ein gebeugtes, weißhaariges Männlein, mit Namen Jochei.“ Ganghofer meint, er habe sie aber gewiß nicht so gut wiedererzählt, „denn während der alte Jochei sprach, redeten noch andere, wirksame Stimmen mit: das Rauschen des flammenden Herdfeuers, das sachte Läuten der rings um die Hütte liegenden Rinder, die vom Winde halbverwehten Lieder und Jauchzer, welche über das weite Thal herüberklangen von der Kermaden-Alm, und das geheimnißvolle Weben und Flüstern der mondhell über den Bergen liegenden Sommernacht.“

Nun, der Verfasser mag sich beruhigen, das Alles fühlt man auch aus der Geschichte heraus. Und wahr ist die Geschichte auch, trotzdem sie eine Sage ist; man muß nur den Sinn, der dahinter steckt, erfassen, und man hat die Wahrheit in der Hand. Das hat auch der alte Jochei gewußt, als er die Erzählung mit dem Glück verglich, das plötzlich kommt, man weiß nicht woher, und das wieder geht, man weiß nicht wohin. — Isa, eine der hundert Töchter des Alfenkönigs Wute, erscheint in Menschengestalt dem Jäger Guntram, als er zwei Füchse geschossen hat, Sinnbilder für das dem Menschenglück widerstrebende Element. Guntram heirathet Isa, und das Glück in der Jägerhütte ist unermeßlich, namentlich da auch Klein-Jutta dazukommt. Nicht nur des Herzens Glück schafft Isa ihrem Gatten; vermöge ihrer überirdischen Abstammung läßt sie ihn auch alles Waidmannsglück finden, nur vor den Füchsen warnt sie ihn. Aber gerade an den Füchsen ist ihm besonders gelegen. Sein Freund, der Fischer Uzzo, den er in immer wachsender Eifersucht zur Rede stellt, ermahnt ihn, sein Glück vor sich selbst zu hüten. Vor sich selbst! Das gibt ihm zwar zu denken, aber als sich ihm eines Tages die Gelegenheit bietet, zwei Füchse zu fangen, da thut er es und nimmt sie mit nach Haus. Ein schlechter Jäger, der die Füchse schont, statt sie zu tödten, sagt seine alte Mutter, und sein Weib bittet ihn, die Thiere fortzuschaffen; trotzig behält er sie und beschwört damit sein Unglück herauf. Als er in höchster Eifersucht seinen ehemaligen Freund ermordet, verfolgt ihn auf Geheiß des Königs Wute eine Heerde Füchse, und sie treiben ihn in den Tod, denn auf der Flucht vor ihnen stürzt er in einen Abgrund. Isa kehrt mit ihrem Kinde in das Geisterreich zurück.

Prächtig ist die Art, wie Ganghofer erzählt und den Gedanken durchführt, daß der Mensch selbst der größte Feind seines Glückes ist; er sehnt sich nach ihm, und kann es auf die Dauer nicht ertragen, wenn es ihm in den Schooß gefallen ist. Die Geschichte ist ein Meisterstückchen der Märchenerzählungskunst, und sie hat noch das charakteristische, daß sie als Märchen in den schönsten Novellenstil eingehüllt ist, „ein Märchen in der Wirklichkeit Gewand“, wie sich Ganghofer in der Widmung ausdrückt. Der dichterische Reiz, der in dem Ganzen liegt, wird noch erhöht durch die kleinen in den Text gezeichneten Bildchen von A. Seligmann.

Einen merkwürdigen Scherz hat sich Bertha von Suttner mit der sogenannten Monographie „Es Löwos“ (Nr. 2) geleistet. Es ist nicht ganz klar, was sie eigentlich damit bezweckt. Sie hegt die stille Hoffnung, „daß sich unter den tausend Lesern vielleicht doch einer findet, der uns ganz versteht, der Aehnliches durchgelebt, der sich in die folgenden Absonderlichkeiten hineindenken kann, und für diesen Einen (du lieber angenehmer Einer sei mir handgeschüttelt) schreibe ich.“ Wenn sich dieser Eine also

nicht findet, dann ist die Geschichte umsonst geschrieben; und das ist sehr leicht möglich! der denkbare Zweck der Geschichte könnte sein, daß die Verfasserin den Philologen eins auswischen will, wie sie ähnliches in den „Tiefinnersten" gethan hat.

Schon über den Titel des Buchs wird man sich wundern. Löwos, oder Wüstenvieh, nennt der Held der Geschichte seine Gattin, weil ihr blondes Haar ihn an die Mähne des Löwen erinnert. Die beiden sonderbaren Käuze — Mann und Frau — hängen allen Substantiven gern ein „os" an, wie sie sich auch sonst mit der Sprache alle möglichen Scherze erlauben; z. B. brauchen sie zur Verkleinerung die Silbe „nill", statt mein sagen sie „menn" oder „die Menne", statt du „ihr", die zusammengesetzten Zeitwörter kehren sie um, oder sie hängen auch ihnen ein „os" an: blasausen (statt ausblasen), saufossen (statt saufen), die Füße heißen Hinterprankososser u. dgl. mehr. In dieser Tonart schildert der „Heldos" der Geschichte, wie er und seine Frau ein stilles, ganz der Liebe und der Schriftstellerei und Musik geweihtes Dasein führen; sie fressen sich vor Liebe beinahe auf, unterhalten sich in Redensarten voll kindlicher Einfalt, und finden ein höllisches Vergnügen darin, sich unparlamentarische Ausdrücke scherzweise an den Kopf zu werfen. Das alles liest man lächelnd und kopfschüttelnd, und man weiß nicht, was man aus dem Buche machen soll, wenn man nicht einfach ein Stück Geschichte des eigenen Lebens der Verfasserin darin erblicken will; ein solches Leben wäre nun gewiß originell, und als Curiosität auch interessant; in der einfachen Schilderung des Thatsächlichen mit der ganzen Mystik der Sprachverdrehung ist aber leider nichts wesentlich künstlerisches zu erblicken. Die Geschichte ist übrigens vor Jahren in der „Gesellschaft" erschienen.

Der Roman „Auf Ruinen" (Nr. 3) von Anny Wothe ist stofflich dem Leben der modernen Gesellschaft entnommen. Es ist ein Werk im Stile der Marlitt und Bürstenbinder, und damit ist sein Charakter so ziemlich offenbart. Die Grafen Godegg sind in ihrem Vermögen zurückgekommen, und die Burg droht dem Verfall; um den Finanzen aufzuhelfen, heirathet Graf Leo eine bürgerliche Millionärin, Menta Düren, wozu ihm eine Heirathsannonce verhilft. Sie, die Tochter eines ehemaligen Schlossers, will in der Gesellschaft eine Rolle spielen, er „erkauft seine Ehre und das Glück seiner Familie"; von Liebe ist beiderseits bewußtermaßen nichts vorhanden. Nach der Vermählung aber widerstrebt es dem Grafen, von dem Gelde seiner Frau zu leben, und er kann das, denn merkwürdigerweise bietet ihm ein Freund, der nicht genannt sein will, ein Vermögen von 300000 Mark auf 20 Jahre zinsfrei (!) an. Mit dieser einigermaßen naiven Annahme rechnet die Verfasserin, und Graf und Gräfin haben nun nichts weiter zu thun, als sich gegenseitig das Leben möglichst sauer zu machen. Da, gerade als es zum äußersten zu kommen droht, und die Trennung der Gatten bevorsteht, stürzt ein Theil des Schlosses ein. Leo und Menta erkennen mit einem mal, daß sie sich lieben, und sie stürzen, jetzt aber nicht mehr auseinander, sondern sich gegenseitig in die Arme. Neben dieser Hauptgeschichte läuft der Roman der Jugendliebe des Grafen, seiner Base Anna-Liese von Haldenhof. Das Herz des jungen Mädchens leidet anfangs schwer unter den Verhältnissen auf Godegg, aber nach und nach findet ihr Herz doch den Weg zu einem andern Herzen und dem Liebesglück.

Die Geschichte ist als Unterhaltungslektüre betrachtet eines der bessern Werke dieser Art, und mehr als Unterhaltung hat die Verfasserin wol auch nicht bieten wollen. Im übrigen ist es ein echter Frauenroman, von einer Frau geschrieben und für Frauen, die in diesem Falle ein dankbares Publikum stellen werden. Es sind alle Bedingungen gegeben, die die leselustige Frau an ihre Lektüre stellt, und versteckt aber kräftig wird sogar im Emancipationssinne auf die Männer losgeschlagen, „deren Arroganz wirklich alles nur denkbare übersteigt, die hoch und erhaben von ihrem Piedestal verächtlich auf die Frau herniederblicken, die es wagt, auch ein Herz zu haben, und die ihren Sündenweg so ruhig weitergehen, als wären sie ein neugeborenes Kind."

Von andern Gesichtspunkten aus sind die folgenden beiden Romane zu betrachten, die schon als „historische" Romane sich in anderer Sphäre bewegen, und deren Gedankenkreis sich innerhalb bewegter politischer Zeiten mit wesentlich wichtigern Dingen beschäftigt, als sie in der privaten Familie für gewöhnlich zu Tage treten. Zur Erfüllung der Aufgaben eines historischen Romans — der auch in der Geschichte der Neuzeit spielen kann — genügt auch die regste Phantasie und die höchste poetische Kraft nicht, weil ganz positive wissenschaftliche Dinge unerläßlich die Grundlage bilden müssen. Gregorovius fixirte in seinem Werke über die Verwendung historischer Stoffe den Begriff der historischen Dichtung dahin, daß nicht die Darstellung historischer Personen, oder thatsächlich stattgefundener Vorgänge eine Dichtung zu einer historischen mache, sondern die Darstellung einer historischen Idee; und zwar auch nur dann, wenn diese historische Idee nicht etwa blos als Hintergrund oder Beiwerk erscheint, sondern wenn sie die gesammte Handlung — gleichviel ob dieselbe geschichtlich, sagenhaft oder erfunden ist — in ihrer Voraussetzung sowol als in ihrer innern und äußern Entwickelung bedingt.

Diese Voraussetzung trifft für den vaterländischen Roman „Neue Bahnen" (Nr. 4) von Ernst Remin zu. Im Mittelpunkt der Handlung steht Friedrich Wilhelm, der nachmalige große Kurfürst. Schon regt sich in dem jungen Fürsten die mächtige Thatkraft, und mit klarem Blick erkennt er die Schäden seiner Zeit und die Mittel, mit denen dem durch den Dreißigjährigen Krieg zerrütteten Brandenburg geholfen werden kann. Er dämmt die Eigenmacht des Adels ein, erweitert die Rechte und Pflichten des Bürgerstandes und erzieht ihn zu höhern Aufgaben, und er erhebt die Leibeigenen, und verleiht ihnen das

Bewußtsein der Menschenwürde. Er erkennt als vornehmstes Mittel zur Erreichung gesunder Staatszustände, und zur Kräftigung des Landes das Zusammenwirken aller Volksklassen. Es ist Remin auch gelungen, für die einzelnen Gesellschaftsklassen typische Vertreter zu schaffen, ebenso wie er es wohl verstanden hat, die Umwandlung der einzelnen Charaktere darzustellen, und sie aus den alten Anschauungen in die neuen hinüberzuleiten. Keine der auftretenden Personen ist überflüssig, keine steht nur als Person da, sondern als Vertreterin eines Gedankens. So kommt die Heirath eines derer von Zehlen mit der bürgerlichen Wedigen zu Stande, ferner die Erhebung des bürgerlichen Wedigen wegen seiner tüchtigen Leistungen in den Adelstand; der wendische Strauchläufer und Brandstifter Fritze Bölzow wird ein fleißiger Ackerwirth, seine Schwester, die infolge ihres wendischen Aberglaubens als Hexe angesehen wird, stirbt bei der Wasserprobe, bei der die Hexen oben schwimmen, die Unschuldigen aber untergehen sollten. — Es ließe sich noch vieles zu Gunsten des Remin'schen Romans anführen, aber das Gesagte wird genügen, das Werk als eine der bessern literarischen Erscheinungen gelten zu lassen.

Der Roman von Joachim von Dürow: „Die Herrin von Rothenstein" (Nr. 5), erfüllt nicht ganz die obigen Bedingungen eines historischen Romans, denn das eigentlich Geschichtliche bildet hier mehr nur den Hintergrund zu den im übrigen ziemlich internen Vorgängen innerhalb der Familie Rettlingen. Die Handlung, die oft und geschickt mit historischen Ereignissen unmittelbar verknüpft ist, führt uns in die Mitte des laufenden Jahrhunderts, in die Verhältnisse des ostpreußischen Adels, der sowol durch die Krönung Friedrich Wilhelms IV. in Königsberg, wie auch durch das Auftreten der revolutionären Bewegung nicht unberührt bleiben konnte. Der Verfasser hat die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, in geeigneten Fällen Streiflicher auf die allgemeinen culturellen Zustände der Zeit fallen zu lassen, und in den einzelnen Vorgängen innerhalb des Lebenskreises der einzelnen erdichteten Personen sind die nothwendigen Folgerungen aus den thatsächlichen socialen und politischen Zuständen der damaligen Zeit ausgedrückt. Eben dadurch gewinnt der Roman andern ähnlichen Werken gegenüber wesentlich an Lebenswahrheit, und ein gewisser historischer Charakter ist deshalb thatsächlich nicht zu erkennen. Aber der Schwerpunkt des Romans liegt nicht darin. Dieser ist vielmehr in der psychologischen Behandlung der einzelnen Personen zu suchen, namentlich in den beiden Herrinnen von Rothenstein, Frau von Rettlingen, und deren Enkelin Jutta, dann in Jutta's Vater, Rudolf Rettlingen und dessen zweiter Frau. Letztere, die in ihrer Verschwendungssucht sogar fast den Untergang des Rettlingen'schen Besitzthums heraufbeschwört, steht vielfach sogar direct im Vordergrund der Handlung. Prächtig ist die alte Frau Rettlingen gezeichnet, und auch in Jutta finden wir manche fein empfundene Momente. Daß der Verfasser zur Lösung des Knotens in der Liebesangelegenheit zwischen Jutta und dem Landrath von Kienitz den plumpen deus ex machina in der Gestalt des Selbstbekenntnisses eines Eifersüchtigen nöthig hätte, ist etwas verwunderlich, zumal die ganze Voraussetzung der Eifersucht des Stiefbruders auf seine Stiefschwester unserm Gefühl nicht recht zusagt.

Ernst Roeder.

---

# Religiöse Literatur.

Wir beginnen unsere Besprechung mit der Anzeige eines Buchs, das nach unserm Dafürhalten unter den Veröffentlichungen der neuern theologischen Wissenschaft eine der ersten Stellen einnimmt:

1. Gesammelte Aufsätze von Albrecht Ritschl. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr. 1893. Gr. 8. 6 M.

Die von einem Sohn des Verstorbenen, O. Ritschl, bis auf eine bisher ungedruckte aus verschiedenen Zeitschriften gesammelten und zu einem Ganzen vereinigten Abhandlungen verbreiten sich über eine ganze Reihe theologischer Disciplinen, über neutestamentische Einleitungswissenschaft, über kirchengeschichtliche, dogmengeschichtliche, kirchenrechtliche wie über Fragen der systematischen Theologie. Und legen sie so von neuem Zeugniß ab von der staunenswerthen Vielseitigkeit des Verfassers, so dienen sie nicht minder zum Beweis für dessen umfassende Gelehrsamkeit und durchdringenden Scharfsinn, der an den Dingen nicht herumdenkt, sondern sich so in sie hineindenkt, daß er sie mit voller Sicherheit beherrscht und einem leitenden Grundgedanken unterordnet.

Im ganzen sind es acht Abhandlungen, die uns geboten werden: „Ueber den gegenwärtigen Stand der Kritik der synoptischen Evangelien" (1851), „Herr Dr. Hengstenberg und die Union" (1852), „Ueber die Begriffe: sichtbare und unsichtbare Kirche", „Die Begründung des Kirchenrechts im evangelischen Begriff von der Kirche" (1869), „Ueber die Methode der ältern Dogmengeschichte" (1871), „Die Entstehung der lutherischen Kirche" (1876), „Ein Nachtrag zur Entstehung der lutherischen Kirche" (1878), „Ueber die beiden Principien des Protestantismus" (1876). Von Ritschl's gründlicher Quellenkenntniß, von seiner klaren Fassung der Probleme, seiner bündigen Beweisführung, von der Ueberlegenheit seiner Methode gegenüber der Mehrzahl seiner Gegner zu reden, hieße Eulen nach Athen tragen. Aber nach so mancher Verunglimpfung, die ihn getroffen, darf wol bei Gelegenheit dieser Aufsätze von neuem an die vornehme, würdige Kampfesweise erinnert

werden, die unser Theologe auch in der schärfsten Polemik nicht verleugnet. Wie weiß er z. B. seinem theologischen Gegner Münchmeyer bei allem sachlichen Widerspruch persönlich gerecht zu werden. Selbst über den rabulistischen langjährigen Herausgeber der „Evangelischen Kirchenzeitung" lautet sein Urtheil wol streng, aber maßvoll: „Hengstenberg ist trotz seines Christenthums und seiner theologischen Professur durch und durch unideal, Empiriker, Verstandesmensch, welcher deshalb im einzelnen und kleinen sehr richtig zu reflectiren versteht, dem jedoch nicht gegeben ist, Principien zu erkennen und zu verfolgen." Und wie selten findet man heutzutage, leider auch gerade unter den Gelehrten, eine so großartige Bescheidenheit und Wahrheitsliebe, wie sie der Verfasser z. B. in der ersten der obengenannten Abhandlungen, übrigens einem Muster produktiver Kritik, beweist, wenn er unumwunden bekennt, bezüglich dieser oder jener seiner eigenen Hypothesen widerlegt zu sein.

Zu der Angabe Seite 57 über das Ordinationsformular von Nitzsch hätten wir eine Anmerkung des Herausgebers erwartet, daß dieses, wie nunmehr feststeht, vielmehr von J. A. Dorner herrührt. Seite 139 ist statt 1 Tim. 5, 7 zu lesen 1 Tim. 5, 17.

Eine in ihrer Art nicht weniger erfreuliche Gabe, aus dem Bereich der praktischen Theologie, ist:

2. Evangelische Missionslehre. Ein missionstheoretischer Versuch. Von G. Warneck. Zwei Theile. Gotha, F. A. Perthes. 1894. Gr. 8. 9 M.

Die erste Abtheilung dieser Missionslehre „Die Begründung der Sendung" ist schon früher von uns besprochen. Ihr ist nun die zweite Abtheilung gefolgt: „Die Organe der Sendung", der dann eine dritte und letzte sich anschließen soll, um den „Betrieb der Sendung" zu behandeln.

Der vorliegende Band bespricht seinen Stoff sachgemäß in zwei Abschnitten: 1) Die Sendenden; 2) Die Gesandten. In jenem kommen zur Behandlung: die geordnete Sendungsveranstaltung; das Subject der Sendungsveranstaltung; die freien Missionsgesellschaften und die amtliche Kirche; die Missionsleitung; die geordnete Vertretung der heimatlichen Missionsgemeinde; die Pflege des heimatlichen Missionslebens. In diesem werden erörtert: die Qualification der Missionare, ihre Ausbildung, ihr Unterhalt, ihre Ehe und die missionarischen Hülfskräfte.

Gerade Warneck ist nach Wissen und Erfahrung der rechte Mann, um die hohe Aufgabe, die hier gestellt ist, befriedigend zu lösen. Es dürfte sich in der Gegenwart kaum ein Zweiter finden, der über ein gleiches Maß von biblisch-theologischem, missionsgeschichtlichem und missionstheoretischem Stoff verfügt. Dazu kommt ein weiter Blick, maßvolles Urtheil, liebevolles Verständniß für anderskirchliche Erscheinungen, eine lichtvolle Gruppirung des weitschichtigen Materials, eine lebhafte, gefällige Darstellung und vor allem eine brennende Liebe zur Missionssache. Wir können daher, wie seinerzeit den ersten, so auch diesen zweiten Band nur aufs wärmste empfehlen. Nicht blos die Theologen von Fach, sondern alle gebildeten Missionsfreunde, deren Zahl ja in unsern Tagen erfreulicherweise mehr und mehr wächst, werden aus ihm reiche Anregung und mannichfache Belehrung schöpfen.

Die gleiche Empfehlung können wir leider nicht ausdehnen auf eine dritte Schrift:

3. Jesus Christus und Benedictus Spinoza im Zwiegespräch. Von Peter Relav. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1893. Gr. 8. 1 M.

Trotz der unleugbaren Belesenheit in den Werken des großen jüdischen Philosophen ist die ganze Form der Einkleidung, wie sie schon der Titel erkennen läßt, eine so abgeschmackte, daß man nicht begreift, wie ein Schriftsteller bei gesunden Sinnen auf eine so absurde Idee verfallen konnte. Auch wer es auf eine Theodicee des Spinozismus abgesehen hat, sollte doch soviel Pietät besitzen, um Jesum Christum nicht wie einen unreifen Schulknaben von einem überlegenen Professor zurechtweisen zu lassen. Und darauf läuft doch dieses sogenannte Zwiegespräch hinaus, das, obendrein noch trocken und langweilig, einen unaussprechlich widerlichen Eindruck hinterläßt.

Die drei folgenden Veröffentlichungen beziehen sich auf jüdische Literatur und Geschichte:

4. Die Psalmen. Uebersetzt von E. Kautzsch. Erste bis vierte Auflage. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr. 1893. 8. 1 M.

Die hier gebotene Psalmenübersetzung, die im wesentlichen aus der vom Verfasser herausgegebenen Uebersetzung des Alten Testaments wiederholt ist, hat es in erster Linie auf eine richtige Wiedergabe des Grundtextes abgesehen. Sie will dem Leser den Inhalt der Urschrift, soweit es mit den Mitteln der heutigen Schriftforschung geschehen kann, in klarem heutigen Deutsch vermitteln, für den betreffenden Theil der heiligen Schrift also ein Gegenstück liefern zu der in demselben Verlag erschienenen Uebertragung des Neuen Testaments von C. Weizsäcker. Wie diese, beschränkt sie sich nicht auf die bloße Wiedergabe des (masoretischen) Textes, sondern deutet, wo die ursprüngliche Lesart mehr oder weniger unsicher, dies auch an Ort und Stelle durch gewisse Zeichen an, um dann am Schluß des Ganzen in einer Reihe textkritischer Erläuterungen noch nähere Auskunft darüber zu geben. Wie diese, macht sie nachträgliche Zusätze zum Grundtext, zu denen bekanntlich auch sämmtliche Ueberschriften und musikalischen Beischriften, sowie die Lobpreisungen je am Schluß der ersten vier Bücher gehören, durch kleinere Schrift kennbar. Andere Zeichen dienen zur Kenntlichmachung solcher Wörter, die, obwol in dem überlieferten Text nicht vorliegend, zur Verdeutlichung des Sinnes doch unentbehrlich schienen. Ganz unübersetzbare Wörter und Stellen, wie sie die überlieferte Textgestalt ja vielfach aufweist, sind durch Punkte angedeutet, während eine Anmerkung über den Wortlaut und die bisherigen Erklärungsversuche erwünschte Auskunft gibt. Auch über die Anlage der sogenannten alphabetischen Psalmen werden wir jedesmal durch eine Anmerkung ver-

ständigt. Die überlieferte Versabtheilung ist beibehalten, auch da, wo die offenbar verderbte Niederschrift für die treue Wiedergabe der Absicht des Dichters keine Gewähr bietet.

Der Name des Verfassers bürgt dafür, daß uns mit seinem Büchlein etwas Vorzügliches vorgelegt ist. Umfassende Gelehrsamkeit, vorsichtig abwägendes, maßvolles Urtheil, ein feiner Formensinn und sichere Sprachgewandtheit haben sich bei ihm die Hand gereicht, um eine deutsche Psalmenübersetzung zu liefern, die wir keinen Anstand nehmen für die beste und brauchbarste unter allen bisjetzt erschienenen zu erklären. Wem es um eine zuverlässige, durchsichtige, aus dem Geiste der Psalmensänger geborene und doch in jedem Satze den Hauch unserer eigenen Sprache athmende Uebersetzung zu thun ist, der wird an der vorliegenden von Kautzsch seine ungetrübte Freude haben.

Handelt es sich in der eben besprochenen Schrift um das vornehmste Denkmal der kanonischen Schriften Alten Testaments, so führen uns von dem bereits wiederholt in d. Bl. erwähnten Werke: „Die jüdische Literatur seit Abschluß des Kanons", herausgegeben von J. Winter und Aug. Wünsche (Trier, S. Mayer, 1893) in eine sehr viel spätere Zeit die zwei jüngsterschienenen Lieferungen (15 und 16), und zwar als Fortsetzung des dritten Bandes. Wir finden darin die von Sulzbach unternommene Darstellung der poetischen Literatur zum Abschluß gebracht, während Phil. Bloch ein farbenreiches Bild von der jüdischen Mystik und Kabbala entwirft und A. Lewin einen Abriß der Geschichts-, Geographie- und Reiseliteratur bietet, der bereits bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts fortgeführt ist.

Auch diese beiden neuesten Lieferungen des trefflichen Werks reihen sich den frühern würdig an. Sie enthalten bei vornehmer Ausstattung des Interessanten, Wissenswerthen und Schönen soviel, daß die Zahl der Freunde sicherlich nur wachsen, und ein immer größerer Leserkreis um das, womit sie uns beschenken, sich sammeln wird.

Auf eine geschichtliche Darstellung der Entwickelung jüdischen Volks- und Geisteslebens in seiner Gesammtheit, soweit es in der vorchristlichen Zeit zur Erscheinung kommt, hat es das Werk eines französischen Gelehrten abgesehen, dessen zwei erste Bände uns in deutscher Uebersetzung vorliegen:

5. Geschichte des Volkes Israel. Von Ernst Renan. Erster und zweiter Band. Deutsche autorisirte Ausgabe von E. Schaelsky. Berlin, S. Cronbach. 1894. Gr. 8. Jeder Band 6 M.

Der Name des Verfassers ist auch der deutschen Leserwelt nicht unbekannt. Seine Werke über das Leben Jesu, die Apostel, insbesondere den heiligen Paulus, sowie die Geschichte der ersten christlichen Kirchen haben im Original wie in Uebersetzungen die Bekanntschaft vermittelt, und wenn nun, wie hier der Fall, neue Forschungen ans Licht treten, deren Ergebniß sich mit dem der früher veröffentlichten Werke desselben Verfassers aufs engste berührt, so darf die Stimme des geistvollen langjährigen Professors am collège français von vornherein auf Beachtung rechnen. Ob auch auf Zustimmung, scheint uns fraglich. Denn die philosophischen Voraussetzungen Renan's tragen so sehr den Stempel eines skeptischen, radicalen Naturalismus an sich, daß ihm für die Würdigung religiöser Vorgänge das Verständniß abgeht, ein Mangel, der sich auch in dem vorliegenden Werk empfindlich bemerkbar macht. Obwol Renan mit der einschlagenden deutschen Wissenschaft, wie sie durch H. Dillmann, Graf, Reuß, Kuenen, Noeldeke, Wellhausen, Stade vertreten wird, diesmal mehr Fühlung sucht, als das sonst seine Art ist, steht er an Ernst und Tiefe, an geschichtlichem Scharfblick und Objectivität des Urtheils weit hinter der Mehrzahl der genannten deutschen Forscher zurück, und nur diejenigen Abschnitte seines Buchs hinterlassen ein reines Wohlgefallen, welche culturgeschichtliche oder geographische Dinge zum Gegenstand haben. Hier allerdings, wie z. B. bei der Schilderung arabischer Nomadenzustände oder des Berges Sinai, erhebt sich die Darstellung zu einer Schönheit und Pracht der Farbengebung, die für vieles andere entschädigt. Aber leider gehören zu diesem vielen andern gerade die Hauptsachen. Wie schief und wie befangen über diese das Urtheil ausfallen muß, verräth uns schon das weitausgesponnene Vorwort zum ersten Bande. Indem er hier die Bedeutung von Palästina, Hellas und Rom für die Menschheitsgeschichte gegeneinander abwägt, erklärt Renan ohne jedes Bedenken Griechenland für das weitaus größte Wunder in der Geschichte. Und wenn er dann einige Seiten weiter die frivole Bemerkung nicht scheut, „daß die Religionen, die nach seiner Meinung sammt und sonders sich auf keine absolute Wahrheit, sondern nur auf Traditionen stützen, auch Weiber sind, welche demjenigen, der sie zu nehmen weiß, leicht alles mögliche gewähren, während es stets unmöglich bleiben wird, sie durch offene Gewalt zur geringsten Concession zu zwingen": so erweckt schon dieser eine Ausdruck ein gerechtes Mistrauen gegen die gewissenhafte Führung durch ein Gebiet, das doch wesentlich geistlicher Art und von pariser Salonsitten toto coelo verschieden ist. Von ähnlichen frivolen und lotterigen Bemerkungen wimmelt es denn auch im ganzen Buche, Bemerkungen, für welche die gelegentliche Versicherung des Verfassers, daß die Träumereien Jesu von einem göttlichen Reich ihn immer bezaubert hätten, schwerlich als Entschädigung gelten kann.

So ist ihm das Christenthum eine aus dem Judenthum hervorgegangene, durch Jesus, die Apostel und die zweite christliche Generation begründete Religion, die sich drei Jahrhunderte später den maßgebendsten menschlichen Rassen aufdrängt und die Rolle des kleinen patriotischen (!) Spielzeugs für die alten Staaten einnimmt. In den Kirchen sieht er im Grunde nichts anderes, als den Unbeschnittenen erschlossene Synagogen, in denen die Idee der volksthümlichen Association geboren wird. Von dem himmlischen Hofstaat Jahve's heißt es (I, 275): „Er besaß einen Generalissimus für seine Truppen, eine Art Sar-saba

oder Seraskir, mit ewig entblößtem Schwerte, dem man manchmal begegnete und dem man nur zögernd nahen durfte. Noch wichtiger aber war der Engel oder Bote (Maleak), der zuerst nur als Ueberbringer von Jahve's Befehlen fungirt, bald aber zu einer Art Großvezir wird, der die Macht seines Herrn vollständig theilt. Thatsächlich stand an der Seite des Jahve schon seit der ältesten Zeit ein Doppelwesen, das man Maleak Jahve nannte und das Jahve's Antlitz war, der Gattungsgenosse und alter ego dieses Gottes."

„Man dachte sich diesen Gott als fabelhaften Drachen (so werden wir I, 278 belehrt), brüllend mit Donnerstimme, Flammen speiend und Gewitter schnaubend; er ist der universelle Wuah, etwas wie ein elektrischer Stoff, der in der Form einer gewaltigen Kugel sich verdichtet hat." Und ebendaselbst: „Oft entzündet sich das Opferfeuer von selbst, benagt die auf dem Felsen ausgebreiteten Thierstücke und läßt sie verschwinden; dann öffnen sich zwei gewaltige Nasenlöcher über der Flamme, um den Rauch des Opfers einzuathmen" (Genesis 8, 21).

Zu Saul's Tod wird bemerkt (I, 386): „Das Haus des wirklichen Begründers der israelitischen Macht wurde niedergemetzelt, während der gewissenlose Condottiere, der sich an seine Stelle gedrängt hat (David), zum König nach dem Herzen des Herrn werden sollte, zum angeblichen Stammvater Jesu, zum Propheten, den die Meinung der Menschheit mit einem Glorienschein umgeben hat. Das ist Jahve's Gerechtigkeit." Dem entspricht es denn auch, wenn einige Seiten später David's Anhang mit „Lumpengesindel" titulirt wird, und II, 91 über den sterbenden David selbst das Urtheil gefällt wird: „Die ganze Perfidie seiner heuchlerischen Seele offenbarte sich in den Rathschlägen, die der Sterbende dem Sohne bezüglich Joab's und Simei's gab."

Auch auf andere theokratische Erscheinungen ist Renan schlecht zu sprechen. „Die Prophetenschulen, schreibt er II, 258, in denen der Fanatismus durch die Einwirkung einiger überzeugten Eiferer auf ganze Scharen leidenschaftlich roher Anhänger immer mächtiger um sich griff, bedeckten bald die ganze Karmelgegend mit den zügellosen Horden ihrer feurigen Schüler." Und nachdem er diese mit den Banden der wandernden Marabus verglichen hat, gegen deren arbeitsscheue Bettelei sich selbst die moderne französische Regierung in Algerien machtlos erweist, krönt er die vorausgegangene Darstellung mit der Schlußbemerkung: „Man darf es ja nicht vergessen, daß die Faulheit einer der Hauptbeweggründe für die Vorliebe zur alten Lebensweise und zur Opposition gegen die neuen Sitten war, und heute noch ist." Dafür kommen dann die Anarchisten und Nihilisten der Gegenwart desto besser weg. Das sind nach Renan, bei Licht betrachtet, die begeisterungsfähigen, überzeugungstreuen Idealisten, in denen man, recht verstanden, die echten Jünger der alttestamentischen Prophetie zu sehen hat, während Jesu Friedensweissagungen nur die Wünsche einer erhabenen Utopie waren, die seine optimistische Schule eigensinnig festhielt.

Nach diesen Proben mag es genügen noch eine kurze Angabe über die Einteilung des Stoffes folgen zu lassen. Der erste Band behandelt in zwei Büchern die Patriarchenzeit bis zu den Anfängen von David's Königthum. Der zweite Band umfaßt, gleichfalls in zwei Büchern, die Zeit von David bis zur Zerstörung von Samaria, also auch schon das Auftreten der ältern Propheten, eines Amos, Hosea, Jesaja, Micha.

Die Uebersetzung verdient volles Lob; kaum, daß einmal hier und da eine Unebenheit oder gar eine Unrichtigkeit begegnet.

Karl Sallmann.

# Feuilleton.

Von den neuesten englischen Schriften erwähnen wir zuerst Francis Parkman's zweibändiges Werk: „A Half Century of Conflict" (Boston, Little, Brown u. Comp.), mit dem der vor kurzem im siebzigsten Lebensjahre verstorbene Verfasser eine lange Reihe von gediegenen Geschichtsforschungen zum Abschluß gebracht hat. Als Historiker steht Parkman gleich im Range mit Prescott und Motley und ist dem bekannten George Bancroft in jeder Beziehung weit überlegen. Schon am Ende der vierziger Jahre scheint er den Entschluß gefaßt zu haben, eine ausführliche Geschichte des großen Kampfes zwischen den Engländern und den Franzosen für den Besitz Nordamerikas zu schreiben, und es wurde ihm gestattet, vor seinem Hinscheiden diesen Plan vollständig auszuführen. Zu diesem Zwecke hat er nicht nur gründliche archivalische Studien in Amerika und Europa gemacht, sondern sich auch längere Zeit unter den Indianern aufgehalten, um ihre Sitten, religiöse Ideen, Lebensanschauungen, Gesinnungen und Charaktereigenthümlichkeiten kennen zu lernen; denn in diesem hartnäckigen und langjährigen Kampfe haben die eingeborenen Stämme als Feinde oder Verbündete eine bedeutende Rolle gespielt, und um ihnen gerecht zu werden und die Beweggründe ihrer Handlungsweise richtig beurtheilen zu können, glaubte er in ihre Denk- und Sinnesart eindringen und die Ereignisse von ihrem Standpunkte aus betrachten zu müssen. Die treue Darstellung und richtige Würdigung der Rothhäute findet man nicht bei dem Romanschriftsteller Fenimore Cooper, sondern bei dem Geschichtschreiber Francis Parkman. 1851 erschien „The Conspiracy of Pontiac", in zwei Bänden, eine lebendige Schilderung der gutangelegten und weitverbreiteten, aber durch Verrath vereitelten Verschwörung des edeln und begabten Ottawa-Häuptlings gegen die Engländer in Detroit; darauf folgten 1865 „Pioneers of France in the New World", 1867 „The Jesuits in North America", 1869 „La Salle and the Discovery of the Great West", 1874 „The Old Régime in Canada under Louis XIV", 1877 „Count Frontenac and New France under Louis XIV", 1884 „Montcalm and Wolfe" in zwei Bänden, und jetzt das uns vorliegende Werk. Diese elf Bände führen den Gesammttitel „France and England in North America" und stellen den langjährigen und oft mit barbarischer Grausamkeit geführten Streit der beiden Mächte um die Oberherrschaft in der Neuen Welt in höchst fesselnder Weise dar. Parkman zeichnet sich als

Historiker durch Aufrichtigkeit, Gewissenhaftigkeit, fleißige und scharfsinnige Quellenforschung, feines Gefühl, gesundes Urtheil, regen Sinn für Naturschönheiten, der bei der Beschreibung der indianischen Kriege im Urwalde trefflich zur Geltung kommt, sowie durch untrüglichen literarischen Geschmack und eine ungewöhnlich schöne, schlichte Schreibart aus. Er dürfte in der That als das selten erreichte Musterbild eines Geschichtschreibers angesehen werden, dessen Werke wir ohne Vorbehalt bestens empfehlen.

In „National Hymns" (Chicago, Williamson) hat ein Anonymus den Versuch gemacht, die hauptsächlichsten Nationalhymnen zusammenzustellen und historisch und kritisch zu behandeln. In geschichtlicher Beziehung sind die vom Verfasser angestellten Forschungen sehr oberflächlich und haben nichts Neues über die Entstehung der betreffenden Lieder zu Tage gefördert. So z. B. in Bezug auf die englische Nationalhymne „God save the king" weiß er nur zu berichten, daß sie von Georg Friedrich Händel im Auftrage Georg's I. componirt wurde. Bekanntlich ist jedoch die Melodie weit älter und wurde von dem Schöpfer der französischen Großen Oper und Liebling Ludwig's XIV., Giovanni Battista Lully, auf Wunsch der Frau von Maintenon zur Eröffnung des für die Erziehung von adelichen Mädchen gestifteten Instituts Maison de Saint-Cyr 1686 geschrieben. Als der König mit gewohntem Prunk in die Kapelle des Fräuleininstituts eintrat, stimmten die Schülerinnen den folgenden Lobgesang an:

Grand Dieu, sauvez le Roi!
Grand Dieu, vengez le Roi!
Vive le Roi!
Qu'à jamais glorieux
Louis victorieux
Voye ses ennemis
Toujours soumis.
Grand Dieu, sauvez le Roi!
Grand Dieu, vengez le Roi!
Vive le Roi!

Diese sogenannte „Invocation" wurde nachher bei allen großen Feierlichkeiten gesungen. Als Händel viele Jahre später auf einer der zahlreichen zu seiner musikalischen Ausbildung unternommenen Reisen nach Saint-Cyr kam, hörte er diesen Gesang und bat um die Erlaubniß ihn niederzuschreiben. Bei der Aufforderung, ein Loblied zu Ehren des Königs von England zu componiren, griff Händel auf diese Niederschrift zurück und nahm keinen Anstand, sie zu diesem Zweck zu verwenden. Die Musik des jetzt als englische Nationalhymne geltenden Liedes ist mit dem Lully'schen Gesang identisch und der englische Text ist nur eine freie Umdichtung des französischen. Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts richtete der flensburger Theologe Heinrich Harries an Christian VIII., König von Dänemark, ein Gedicht, das im „Flensburger Wochenblatt" vom 27. Januar 1790 mit der Ueberschrift „Lied für den dänischen Unterthan an seines Königs Geburtstag, zu singen in der Melodie des englischen Volksliedes: «God save great George the king»" gedruckt und 1804 in dem zweiten Bande der „Gedichte von Heinrich Harries" aufgenommen wurde. Von Dänemark kam das Lied nach Preußen, und wurde mit einigen Abänderungen als „Heil dir im Siegeskranz" bei der Rückkehr Friedrich Wilhelm's II. aus dem Feldzug gegen das revolutionäre Frankreich zuerst am 17. December 1793 in Berlin öffentlich gesungen. Als der Verfasser der deutschen Umdichtung trat ein gewisser Dr. Schuhmacher auf und ist im allgemeinen als solcher angesehen worden. Auch in den Vereinigten Staaten hat man dieselbe Melodie in einer „America" betitelten patriotischen Hymne angewendet. Von diesen Entlehnungen und Umbildungen scheint der Verfasser des uns vorliegenden Buchs gar keine Ahnung zu haben und ist also mit den zur Abfassung einer Geschichte der Nationalhymnen nöthigen Kenntnissen in keiner Weise ausgerüstet.

„The Great Remembrance and Other Poems by Richard Watson Gilder" (Neuyork, The Century Co.) ist eine Sammlung von meistens trivialen Gelegenheitsgedichten, die als Lückenbüßer in einer Modenzeitung ihren Endzweck vollkommen erreicht hätten. Es war jedenfalls kaum der Mühe werth, diese unbedeutenden Versuche in gebundener Rede nochmals in gebundener Form dem Publikum darzubieten.

Der bekannten bostoner Verlagshandlung Houghton, Mifflin u. Comp. verdanken wir ein niedliches Bändchen: „A Native of Winby and other Tales by Sarah Orne Jewett", welches neun kurze Erzählungen umfaßt, die das Alltagsleben der ländlichen und kleinstädtischen Bevölkerung Neuenglands, mit außerordentlicher Frische und Treue zur Darstellung bringen und die verschiedenen darin auftretenden eigenartigen Charaktere vortrefflich zeichnen. Fräulein Jewett ist eine Feinmalerin ersten Ranges und hat bereits eine Reihe von anmuthigen, lieblichen, in der künstlerischen Ausführung vollendeten novellistischen Genrebildern geschaffen, die an die Meisterwerke der altniederländischen sogenannten Conversationsmalerei erinnern. Hier sind vor allem die Novellensammlungen „Old Friends and New", „Country By-Ways", „The Mate of the Daylight" und die einbändigen Romane „The Country Doctor", „A Marsh Island" und der soeben in einer neuen, mit vorzüglichen Illustrationen ausgestatteten Ausgabe erschienene „Deephaven" zu erwähnen. Was wir besonders an Fräulein Jewett bewundern, ist die künstlerische Mäßigung, die die Dichterin sowol in der Erfindung der Fabel wie in der Entwickelung der Handlung kennzeichnet. In dieser Beziehung weiß sie in der Wahl und Gestaltung des Stoffs und in der Ausmalung der Situationen stets Maß zu halten, indem sie sich innerhalb der dieser kleinern Gattung der Prosadichtung angemessenen Grenzen gelassen und gemüthlich fortbewegt, ohne durch Rücksichten auf das Conventionelle oder Haschen nach dem Sensationellen in die Abwege zu gerathen, in die der Novellenschreiber sich so leicht verliert. Von den in dem uns vorliegenden Bändchen enthaltenen Erzählungen verdienen „The Flight of Betsy Lane" und „A Little Captive Maid" besonders hervorgehoben zu werden. Wie die neunundsechzigjährige Jungfer Betsy Lane, die Inwohnerin des Bysleet-Armenhauses, sich heimlich davon machte und die Weltausstellung zu Philadelphia besuchte, wird mit köstlichem Humor geschildert. In „The Little Captive Maid" (das Mägdelein ist nämlich die Leibeigene des launenhaften und oft gar grausamen Liebesgottes), sowie in „Between Mass and Vespers" versetzt sich die Verfasserin mit großer Lebenswahrheit und vollendeter Kunst in die Gedanken- und reiche Gemüthswelt der in Neuengland angesiedelten Irländer, und bedient sich auch der Mundart des Eingewanderten mit wunderbarer Virtuosität. Die Heldin des Romans „A Marsh Island" ist die schöne und gebildete Tochter eines Farmers, in die ein Maler aus der Stadt sich verliebt; aber Doris Owen, obgleich sie ihn achtet, vermählt sich mit dem Sohn eines Nachbars und Landwirthes, um in ihrem Wirkungskreise zu bleiben. Sie war jedoch kein schwarzwälder Bauermädchen wie Auerbach's Lorle, und hätte ganz gut als des Künstlers Gattin in städtische Familien- und Gesellschaftsverhältnisse hineingepaßt. Viele Leserinnen werden deshalb mit Fräulein Jewett's Knotenlösung kaum zufrieden sein.

## Bibliographie.

Bibliothek russischer Denkwürdigkeiten. Herausgegeben von Th. Schiemann. Zweiter Band: Erinnerungen von A. Lwowitsch. Seeland aus der polnischen Revolution von 1830/31. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. Gr. 8. 3 M.

Mysing, O., Ein Kampf um die Liebe. Berlin, O. Janke. 8. 1 M.

— — Satan auf Reisen. Berlin, O. Janke. 8. 1 M.

Verga, G., Meister Motta. Roman. Aus dem Italienischen von A. Berger. Berlin, O. Janke. 8. 2 M.

Wolff, Th., Die Sünder. Eine Liebesgeschichte. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 2 M.

Zobeltitz, F. v., Die Pflicht gegen sich selbst. Roman. 2 Bde. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong u. Comp. 8. 10 M.

# Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von **F. A. Brockhaus** in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.


Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Wesen und Zweck der Politik.

Als Theil der Sociologie
und Grundlage der Staatswissenschaften.

Von
**Gustav Ratzenhofer.**

Drei Bände. Mit 1 lithographirten Tafel. 8. Geh. 20 M.

Diese Untersuchungen über Wesen und Zweck der Politik, eingeleitet und abgeschlossen durch ausführliche Erörterungen aus dem Gebiete der Sociologie, sind auf ganz neuem Wege angestellt, und das System, das der Verfasser entwickelt, trägt durchaus den Charakter der Selbständigkeit. Die weitblickenden, scharfsinnigen Darlegungen behandeln die schwierige Materie in erschöpfender Weise. Staats-, Volkswirthschafts- und Rechtslehrer sowie Politiker im weitesten Sinne werden sich für das zeitgemäße Werk in hohem Maße interessiren.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Kleine Schriften
### zur Geschichte und Cultur
von
**Ferdinand Gregorovius.**

Drei Bände.

8. Jeder Band geh. 5 M. 50 Pf., geb. 6 M. 50 Pf.

I. Sardes. — Hat Alarich die Nationalgötter Griechenlands zerstört? — Mirabilien der Stadt Athen. — Aus der Landschaft Athens. — Die Münzen Alberichs, des Fürsten und Senators der Römer. — Gumppenbergs Bericht vom Sacco di Roma. — Römische Bürgerbriefe seit dem Mittelalter.

II. Eine Weltchronik in Bildern. Mit einer Tafel. — Die beiden Crivelli, bairische Gesandte in Rom im 17. Jahrhundert. — Neues Leben in Corsica. — Die Brüder von Humboldt. — Fünf Tage vor Metz. — Segesta, Selinunt und der Mons Eryx. — Der Umbau Rom's.

III. Die Villa Malta in Rom. — Der Hegelianer Augusto Vera. — Clemens August Alertz. — Zwei wieder auferstandene Figuren von Erz. — Die Villa Ronzano. Ein Musensitz der Gozzadini von Bologna. — Das Urkundenbuch der Stadt Orvieto. — Das Bourbonenschloß Caserta. — Die Abruzzen. Ihre Geschichte und ihre Kunstdenkmäler. — Passionsspiele. I. Das römische Passionsspiel. II. Das deutsche Passionsspiel in Tyrol. — Die großen Monarchien oder die Weltreiche in der Geschichte.

In den drei Bänden vereinigt der berühmte Verfasser eine Reihe geschichtlicher und culturgeschichtlicher Essays, welche wie alle seine Schriften Ernst und Gründlichkeit der Forschung mit Anmuth und Adel der Sprache verbinden und allgemein interessante Zeitbilder entrollen. Durch den aus seinem Nachlasse herausgegeben dritten Band ist die Sammlung abgeschlossen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Russische Chrestomathie
für Anfänger.

Accentuirte Texte mit vollständigem Wörterverzeichnis.

Von
**Dr. Oskar Asbóth,**
a. o. Professor der slavischen Sprachen an der Universität in Budapest.

8. Geh. 2 M. 25 Pf.

Diese sorgfältig gesichtete Auswahl von Lesestücken aus den Werken der besten russischen Schriftsteller, welche namentlich auch durch das gleichmäßig durchgeführte System der Accentuirung bei dem Studium des Russischen sehr förderlich sein wird, ist neben jeder russischen Grammatik und auch beim Selbststudium mit Vortheil zu gebrauchen.

Von demselben Verfasser ist im gleichen Verlage eine „Kleine russische Grammatik" (geh. 1 M. 60 Pf.) erschienen, welche sich durch ihr praktisches Lehrsystem vortheilhaft auszeichnet.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Gedichte
von
**Gottfried August Bürger.**

Neue vollständige Ausgabe.

Mit Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von **Julius Tittmann.**

Zweite Auflage.

8. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M. 50 Pf.

(Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts.)

Eine durch literarische Einleitung und zweckmäßige Anmerkungen ausgezeichnete vollständige Ausgabe der Gedichte Bürger's.

## GLOBUS.

Illustrierte Zeitschrift
für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von **Karl Andree.**
Herausgegeben von **Richard Andree.**

Vereinigt seit 1894 mit der Zeitschrift DAS AUSLAND.

Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen.

Deutsche Zeitungs-Preisliste für 1894, Nr. 2663.

**Probe-Nummern gratis und franco.**

**Verlag von Friedr. Vieweg & Sohn, Braunschweig.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Christian Karl Josias Freiherr von Bunsen.

Lebensbild eines deutsch-christlichen Staatsmannes.

Dem deutschen Volke dargeboten von
**Bernhard Baehring.**

8. Geh. 2 M. 50 Pf. Geb. 3 M. 50 Pf.

Dieses fesselnd geschriebene Lebensbild eines echt deutschen und christlich gesinnten Staatsmannes und Gelehrten, der mit unter die Bahnbrecher des neuen Deutschen Reichs gehört, hat in weiten Kreisen des deutschen Volkes freundliche Aufnahme gefunden.



Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 11. — 15. März 1894.



Inhalt: Karl Torresani. Von Theodor von Sosnosky. — Politik als Wissenschaft. Von Ludwig Gumplowicz. — Biographien deutscher Fürstinnen. Von Leonhard Lier. — Neue Lyrik. Von Richard Weitbrecht. — Dramatische Werke. Von Friedrich Kummer. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.


## Karl Torresani.

Läßt man die Offiziere, die sich in der neuen deutschen Erzählungsliteratur einen Namen gemacht haben, Revue passiren, so kommt man zu folgendem Ergebniß:

Da ist einmal, um mit Deutschland zu beginnen, E. von Wald-Zedtwitz, ein ebenso fruchtbarer als harmloser Erzähler, der sich in nichts über das Durchschnittsniveau erhebt und nur das eine charakteristische Merkmal hat, in seinen Geschichten die Thier- und Naturlaute durch allerlei Onomatopoëtika nachahmen zu wollen, wodurch er oft komisch wirkt.

Da ist ferner Detlev Freiherr von Liliencron, der vom „Jüngsten Deutschland" so hochgefeierte Stimmungsmaler, dessen Erzählungen in Wahrheit Musterkarten aller sprachlichen Fehler und Unarten sowie technischen Ungeschicks sind.

Höher steht schon Alexander Baron von Roberts, ein feiner Beobachter, dem es aber an Eigenart und Kraft gebricht, um eine literarische Individualität zu sein.

Anerkennung und in Zukunft vielleicht noch mehr verdienen auch die Leistungen des Freiherrn von Ompteda (Egestorff), dessen Romane „Die Sünde" und „Drohnen" sehr fleißige, verständige Arbeiten sind.

In Oesterreich ist der am längsten bekannte Literatur-Offizier Robert Byr (von Bayer). Er ist der Familienblattautor κατ' ἐξοχήν, das sagt genug. Ein Altersgenosse von ihm ist Ferdinand von Saar, um den man sich ein Vierteljahrhundert fast nicht gekümmert hat, und den man erst bei seinem sechzigjährigen Jubiläum gebührend gefeiert hat.

Ihm ähnlich, aber unbedeutender ist Stephen Milow (von Millencovich).

Als Autor lustiger Offiziersgeschichten der herkömmlichen Art hat sich auch Harrven (Gustav David) bemerkbar gemacht.

Der Benjamin unter den bekannten Literatur-Offizieren Oesterreichs, insofern sein Name erst seit einigen Jahren bekannt geworden, ist Karl Baron Torresani von Lanzendorf und Campo Nero.

Und auch in der Hinsicht ist er ein Benjamin, als er unter allen bisher Genannten von der Natur in künstlerischer Beziehung am reichsten bedacht ist, als er etwas sein eigen nennt, was jenen allen versagt geblieben ist: nämlich eine literarische Individualität, und sogar eine sehr ausgeprägte.

Diese Individualität hat sich schon in seinen Erstlingswerken verrathen, dem dreibändigen Roman „Aus der schönen wilden Lieutenantszeit", und diese Erkenntniß wog die mannichfachen formellen Mängel des Werkes hinlänglich auf. Wenn man aus dem einen Buche noch nicht sicher schließen zu dürfen glaubte, so hat die Folge es zur Genüge bestätigt, daß Baron Torresani eine künstlerische Individualität ist.

Und worin besteht sie? Nun, vor Allem in einer Eigenschaft, die scheinbar gar kein Verdienst in sich schließt, die aber in der Kunst, speciell in der Erzählungsliteratur, so selten zu treffen ist, daß man ihrem Besitz einen großen Werth beimessen muß: nämlich in der Natürlichkeit. Sie spricht mit tausend Zungen aus Torresani's Werken, aus seiner eigenen Sprache sowol als aus der seiner Personen.

Diese läßt er im Gegensatze zu fast allen Erzählern — auch die berühmtesten nicht ausgenommen —, so reden, wie wirkliche Menschen sich auszudrücken pflegen, nicht bombastisch, langathmig, unmöglich — der Wiener nennt es „g'schwollen" — wie das die Romanmenschen mehr oder minder, aber immer zu thun belieben. Er darf sich in dieser Hinsicht das Verdienst anrechnen, daß ihn kein Autor darin erreicht, die „Jüngstdeutschen" ausgenommen, die aber Natürlichkeit mit Gemeinheit zu verwechseln pflegen. Diese frische Natürlichkeit der Sprache ist der prometheische Funke, der seinen Personen jenes warme Leben verleiht, das sie als wirkliche Menschen erscheinen läßt und nicht als Marionetten, das sie dem Leser nahe bringt und sein Interesse für sie erhöht. Freilich bliebe

dieser Funke wirkungslos, und die Personen erreichten niemals den hohen Grad von Lebenswahrheit, wenn ihnen die wunderbare Darstellungskraft des Autors nicht eine so lebensgetreue Plastik verliehe.

Was die Sprache des Autors selbst betrifft, deren Natürlichkeit früher ebenfalls betont worden ist, so besteht sie darin, daß er auch im geschriebenen Worte die Lebendigkeit des gesprochenen festzuhalten sucht, und vor derben Ausdrücken und Dialektworten nicht zurückschreckt, wenn sie nur treffend sind. In der Vorrede zu seinem Roman „Der beschleunigte Fall" sagt er, man solle nur ja nicht glauben, er werfe seine Sätze so nachlässig und flüchtig hin, als sie aussähen, es sei keineswegs so leicht, sich in dieser nonchalanten Art auszudrücken, sondern erfordere vielmehr reifliches Ueberlegen und Feilen. Und darin hat er gewiß recht, denn es ist viel leichter, sich schriftlich in herkömmlichen tausendmal gebrauchten Phrasen auszudrücken als in frischen, dem ursprünglichen Denken entsprechenden Ausdrücken. Das klingt seltsam, aber es ist so, leider! Und die Ursache dieser Unnatur ist wol vor allem in der Schule zu suchen, in dem so elend betriebenen Deutsch-Unterrichte, wo jeder selbständige Gedanke unterdrückt, wo man systematisch zur Phrasendrescherei herangedrillt wird. Dank diesem Uebelstand ist es so weit gekommen, daß die meisten Leute, sobald sie sich mit der Feder ausdrücken sollen, entweder in arge Verlegenheit gerathen oder Phrasen machen, je nachdem sie routinirt sind oder nicht, keinesfalls aber so schreiben, wie sie denken und wie sie sprechen würden; sie glauben sich verpflichtet, sobald sie die Feder in die Hand nehmen, sich anders und zwar in Phrasen auszudrücken. So kommt es, daß es durchaus nicht so einfach ist natürlich zu schreiben, als man meinen sollte; und nun gar erst: sich in der Sprache flott, mit einer gewissen Nonchalance zu geben! Man darf der Versicherung des Autors, diese Nonchalance habe ihm Mühe gekostet, daher vollen Glauben schenken; hat ja auch Heine die geniale Nachlässigkeit seiner Verse keineswegs nur so aus der Feder geschüttelt!

Andererseits kann man aber, will man objectiv und aufrichtig sein, Torresani den Vorwurf nicht ganz ersparen, daß er manchmal mit einer Nachlässigkeit schreibt, die sicher nicht gewollt ist, die die beabsichtigte Flottheit vielmehr beeinträchtigt. Seine Feder eilt nämlich manchmal so hastig dahin, daß die Satzfäden sich nicht regelrecht abwickeln können und arg verwirren; namentlich in seinem ersten Roman ist das der Fall; in den neuesten Arbeiten dagegen kann man mit Vergnügen das Fehlen solcher Satzknäuel feststellen.

Es ist bereits erwähnt worden, daß Torresani in seinem Bestreben, sich natürlich und lebendig auszudrücken, häufig Dialektausdrücke und Wendungen gebraucht, wenn sie ihm zutreffend erscheinen. Es scheint ihm das von kurzsichtigen, engherzigen Kritikern vorgeworfen worden zu sein, denn in der schon genannten Vorrede erklärt er, daß er das, was er thut, für recht hält. Er schreibt: „Man denke sich einen Oesterreicher, der in den Schrank geht, um sich zum Vesperbrod einen Topf Sahne herauszuholen. Das geht einmal nicht; es ist unsäglich steif und unnatürlich. Er muß um einen Topf Rahm (besser hätte Torresani «Obers» gesagt) zu seiner Jausen in den Kasten gehen; dann stimmt es."

Recht hat er! Warum sollte er sich auch seines Oesterreicherthums schämen, wie es leider so viele thun!

Und noch einen andern Vorwurf, den man seiner Ausdrucksweise gemacht hat, weist er in jener Vorrede zurück: den Vorwurf nämlich, daß er zu viele Fremdwörter gebrauche. Er erklärt, daß er diese nur dann brauche, wenn ihm der deutsche Ausdruck nicht zutreffend genug erscheine, daß ihn ihre Anwendung in solchen Fällen aber wohlberechtigt dünke. Auch darin muß man ihm beipflichten. Die Fremdwörter haben unter Umständen ihre volle Berechtigung, und das fanatische Treiben der Puristen oder, wie sie sich selbst wol nennen: der Sprachreiniger, die die Spreu nicht vom Weizen zu unterscheiden vermögen, ist ebenso lächerlich als nutzlos. Andererseits thut Torresani im Gebrauche der Fremdwörter doch etwas zu viel des guten, denn manchmal bedürfte er durchaus nicht eines solchen, um den Begriff erschöpfend auszudrücken, so z. B. ist das deutsche Wort Liebkosung doch gewiß ebenso ausdrucksvoll wie das von ihm mit besonderer Vorliebe gebrauchte Fremdwort Caresse. Diese Bemerkung bezieht sich aber — wohlgemerkt! nur auf die Sprache Torresani's als Autor, nicht auch auf die seiner Personen: die sollen nur reden, wie es in den Kreisen üblich ist, denen sie entnommen sind! Und da in diesen die Fremdwörter im Schwange sind, so ist es nur wahrheitsgetreu, wenn es auch bei ihnen der Fall ist. Da Baron Torresani selbst diesen Kreisen angehört, so erklärt sich seine Vorliebe für Fremdwörter. Er sucht seinem Stil die Lebendigkeit der mündlichen Rede zu verleihen, da diese für ihn an Fremdwörtern reich ist, wird es auch jener. Wie man sieht, steht diese Vorliebe mit seiner Natürlichkeit also durchaus nicht im Widerspruche, sondern vielmehr im Einklange.

In engem Zusammenhange mit dieser Natürlichkeit steht Torresani's Humor.

Dieser Humor ist von ganz eigener Art. Er gefällt sich nicht in geistvoll sein sollenden Grimassen und Mätzchen, wie der des Feuilletons; er macht keine albernen Bocksprünge wie der der Posse; er zeigt auch nichts von jener überlegenen Ironie, die die Tragikomödie des Lebens aus der Vogelperspective belächelt, und die wol die höchste Stufe des Humors bedeutet: sein Humor ist vielmehr ein kecker Bursche, der lose angethan, nachlässig durch das Leben bummelt und mit schelmisch blitzenden Augen herumspäht, woran er dann seinen Uebermuth auslassen könne. Kommt er auf diesen Streifzügen an die Abgründe, an denen das Leben ja so reich ist, so wird er ganz ernsthaft, betrachtet sie aufmerksam und setzt dann mit einem kecken Sprunge hinüber, um seinen Spaziergang mit der alten guten Laune fortzusetzen. Gelangt er aber zu den nicht

minder zahlreichen Pfützen und Sümpfen des Lebens, macht er ihretwegen keinen Umweg, sondern marschirt schnurstracks durch und lacht dazu voll Vergnügen wie ein Bub, der im Wasser plätschert, und das merkwürdige dabei ist, daß er ganz rein wieder zum Vorschein kommt, mag die Pfütze noch so schmutzig gewesen sein. Das Lachen aber, das er bei diesen Stückchen hören läßt, klingt so hell und lustig, daß nur griesgrämige Greisen- oder zimperliche Altjungferseelen nicht mit einzustimmen vermögen.

So kann es Torresani dank diesem köstlichen Humor wagen, eine unappetitliche Sache zum Mittelpunkt einer Geschichte zu machen, ohne dadurch eine andere Empfindung zu erwecken als Heiterkeit.

Torresani's Humor hat einen überaus scharfen Blick für die Schwächen und Lächerlichkeiten der Menschen, und wirft deren Bild sammt jenen Anhängseln in kecken Strichen aufs Papier. Wol geht er dabei manchmal etwas zu weit über die Grenzen der Wahrheit hinaus; aber seine Caricaturen werden doch nie zu unkenntlichen Zerrbildern oder gehässigen Entstellungen, sondern zeigen nur den übermüthigen Bleistiftwitz des genialen Künstlers.

Einen ganz besondern Reiz erhält dieser Humor durch die ungewöhnliche Fähigkeit, das radebrechende Deutsch fremder Nationen mit geradezu classischer Naturtreue wiederzugeben. Eine glänzende Probe dafür legt er wieder in seinem jüngsten Buche*) ab. Der ungarische Edelmann in der ausgezeichneten Novelle „Auf Räubercommando" und der polnische Offizier in „Bischof u. Comp." sind in ihrer Sprache unübertrefflich geschildert, das versteht vor allem der zu würdigen, der diese Dialecte aus eigener Erfahrung kennt.

Natürlichkeit und Humor sind zwar die in ihrer Art für Torresani charakteristischen Vorzüge, aber keineswegs seine einzigen. Sie kämen auch nie so herrlich zur Geltung, wenn sie nicht so eng mit großer Menschen- und Weltkenntniß verbunden wären, einer Kenntniß, die durch das Wanderleben des Offiziers wol reichlich gefördert worden ist; zumal als ehemaliger österreichischer Offizier hatte der Autor zu seiner Zeit, wo der Garnisonswechsel viel häufiger war, vollauf Gelegenheit, die verschiedenen Menschen und Sitten des völkerreichen weiten Kaiserreichs kennen zu lernen.

Was Torresani's Werke so sympathisch macht, ist außer ihrer Natürlichkeit und ihrem Humor die Gemüthswärme, die ihnen entströmt, eine Wärme, die sich gegebenenfalls zu leidenschaftlicher Gluth steigern kann; und das Fortissimo, das Torresani auf den Saiten der Menschenseele anstimmt, ist kaum viel weniger anziehend als das Scherzo, das er für gewöhnlich hören läßt.

Dem Oesterreicher, der wirklich österreichisch fühlt, wird überdies die warme Vaterlandsliebe zu Herzen gehen, die gelegentlich aus seinen Werken spricht, der Stolz, mit dem er sich im Gegensatze zu vielen Oesterreichern als solcher bekennt.

Wo so viel Licht ist wie bei Torresani kann es wol nicht ganz an Schatten fehlen, aber dieser ist im Verhältniß zu jenem immerhin unbedeutend.

Was in seinen Büchern am meisten stört, wenigstens den künstlerisch empfindenden Lesern, das ist die üble Gewohnheit, die objective Darstellung mit subjectiven Bemerkungen zu unterbrechen, mit seinem Ich keck mitten hineinzuspringen unter die Personen seiner Phantasie. Das ist durchaus unstatthaft. Besonders in seinen Romanen „Mit tausend Masten" und „Auf gerettetem Kahn" macht sich dieser Fehler bemerkbar, und das ist auch in d. Bl. seinerzeit bei der Besprechung dieser zwei Bücher nachdrücklich gerügt worden. In seinem letzten Roman „Oberlicht" findet man diesen Uebelstand auch nicht mehr; dagegen in der als sein jüngstes Buch erschienenen, bereits erwähnten Novellensammlung „Ibi ubi". Da diese Geschichten aber schon ältern Datums und nur in Buchform nen sind, so kann man nicht von einem Rückfalle sprechen.

In den gleichfalls schon genannten Novellen dieser Sammlung: „Auf Räubercommando" und „Bischof u. Comp." macht sich übrigens ein anderer Fehler Torresani's bemerkbar, der nicht formeller Natur, und darum schwerer zu nehmen ist: die Schlüsse dieser beiden Arbeiten fallen gegen deren übrige glänzende Art empfindlich ab. Sie sind ungenügend durchdacht und begründet, fast unmöglich. Warum, das hier zu erörtern würde zu weit führen; aber sie sind es, ebenso wie ja auch in „Oberlicht" das ganz überflüssige Schlußkapitel einen häßlichen Flecken auf dem schönen Bilde macht. Es ist, als ob Torresani, vielleicht schon von neuen Ideen gedrängt, es müde wurde, seine Arbeiten sorgfältig zu Ende zu führen; und doch ist gerade der Schluß so überaus wichtig, denn er läßt den letzten, entscheidenden Eindruck zurück! Bei einem andern Autor würde man dieses Abfallen mit seinem Unvermögen erklären, und bis zu einem gewissen Grade wenigstens entschuldigen: bei Torresani ist es etwas anderes. Von ihm kann man verlangen, daß er seine Arbeiten vollkommen gestalte, soweit das möglich ist; er hat die Kraft dazu, er ist ein Künstler!

Welche hinreißende dichterische Kraft in ihm steckt, zeigt sich gerade an seinen schwächsten Arbeiten: trotz ihrer Mängel, trotzdem sie kein Kunstwerk sind, unterhalten und fesseln sie doch so, daß ihre Lektüre ein Vergnügen ist. So mancher berühmte Autor könnte von Glück sagen, wenn er derartiges zu Stande brächte!

Möchte das deutsche Publikum diesen genial angehauchten Autor so würdigen, wie er es verdient. Bei Torresani ist Kraft, ist Leben, ist Poesie!

Theodor von Sosnosky.

*) Ibi ubi. Ernste und ausgelassene Soldatengeschichten. Dresden, E. Pierson. 1894. 8. 4 M.

# Politik als Wissenschaft.

Das Wort Politik wird in doppeltem Sinne gebraucht. Nachdem das berühmte Werk „Ueber den Staat" des Aristoteles die griechische Bezeichnung „Politik" erhalten hatte, war es die längste Zeit üblich, die „Staatslehre" mit diesem Worte zu bezeichnen. Daneben machte sich aber der Gebrauch des Wortes im engern Sinne geltend, in welchem man darunter die Thätigkeit der Staatsmänner oder auch der Parteien im Staate verstand. In dieser letztern engern Bedeutung ist das Wort heute in allgemeinem Gebrauche und dient auch zur Bezeichnung des Vorgehens und der Taktik nicht nur des Staates, der Regierung, der Diplomaten, Staatsmänner, sondern auch einzelner Klassen und Gruppen der Gesellschaft, der Kirchengemeinschaften u. s. w.

In dieser engern Bedeutung nun als „öffentliche Thätigkeit" oder auch als „staatliche Thätigkeit" war die Politik seit lange schon Gegenstand mannichfacher wissenschaftlicher Untersuchung und Behandlung. Ueber diese Politik ist sehr viel geschrieben worden; zumeist ertheilten die Autoren Rathschläge, wie und nach welchen Grundsätzen „Politik" getrieben oder gemacht werden sollte. Wenn z. B. Macchiavelli in seinem Buche „Ueber den Fürsten" den Herrschenden Rathschläge ertheilt, wie sie vorzugehen haben, so schreibt er eine „Politik" im engern Sinne des Wortes, d. h. nicht eine Lehre vom Staate, sondern eine Lehre, wie der Fürst sich zu benehmen habe. An solchen Politikern war die Literatur aller Völker und Zeiten sehr reich. Ja! es scheint, daß das älteste Buch der Welt, welches bis heute bekannt ist, die in dem pariser Papyrus „Prisse" enthaltene „Verordnung des Präfecten Ptah-Hotep", der unter Assa dem König des Nordens und Südens, also im Jahr 3350 v. Chr. lebte — eine „Politik" in diesem Sinne war, denn sie enthält Rathschläge an die Mitglieder der Regierung, wie sie sich in staatlichen Dingen zu benehmen haben.

Bei der Fülle und Reichhaltigkeit dieser „politischen" Literatur (man denke nur an die politischen Streit- und Flugschriften, an die „Libelle" aller Zeiten und Völker), kann es nicht Wunder nehmen, daß schließlich auch die Frage auftauchte, ob es denn nicht auch feste und unwandelbare Grundsätze dieser Politik gäbe, wie sie auf andern Gebieten des Wissens sich mit der Zeit herausgebildet haben? Mit andern Worten es entstand die Frage: ob man aus der Politik nicht auch eine auf festen Grundlagen sich aufbauende Wissenschaft machen könne? An Versuchen fehlte es nicht: aber der Erfolg blieb aus, und zwar nach doppelter Richtung. Denn erstens waren die Schriftsteller, je nach ihrer Parteistellung über diese Grundsätze und Grundlagen nicht einig, und zweitens kehrten sich Staatsmänner und Diplomaten, Parteiführer und Demagogen blutwenig um die theoretischen Grundsätze, sondern handelten je nach ihrem Interesse.

Dieser Widerspruch offenbarte sich namentlich mit Bezug auf die Frage, inwiefern die Politik sich an die Grundsätze der Moral zu halten habe. Mit Ausnahme Macchiavelli's und einiger italienischen Publicisten, predigten ja alle Theoretiker der Politik die Nothwendigkeit bei der politischen Thätigkeit, die Grundsätze der Moral zu beobachten. Das mußte aber die theoretische Politik immer mehr in Miscredit bringen. Denn weder die Politik der Staaten nach außen, noch die Politik im Innern der Staaten, hielt sich an diese Grundsätze, sondern handelte nach Opportunitätsrücksichten. Eine Theorie also, die weder den Thatsachen entnommen war, noch auch die Thatsachen beeinflußte, konnte doch offenbar keinen Werth und keine Beachtung beanspruchen.

Da mußte denn schließlich der Zweifel aufsteigen, ob Politik überhaupt eine Wissenschaft sei. So lautete nun das Problem. Was bedeutet dasselbe? Um das zu erklären, muß man auf den Begriff der Wissenschaft zurückgehen. Eine Sammlung von Rathschlägen, obendrein von einem subjectiven Standpunkte, ist keine Wissenschaft, ebensowenig wie eine Sammlung von Notizen und Mittheilungen über Ereignisse oder Thatsachen. Wissenschaft ist nur die Untersuchung und Erforschung von natürlichen oder socialen Erscheinungen, zu dem Zwecke, um die der Entwickelung derselben zu Grunde liegenden, diese Entwickelung beherrschenden Gesetze aufzuweisen. Soll nun Politik als Wissenschaft behandelt werden, so muß man die politische Thätigkeit als eine sociale Erscheinung beobachten und erforschen und muß danach trachten, allgemeingültige Gesetze aufzufinden, nach denen diese Thätigkeit sich entwickelt und vollzieht.

Da stößt man aber wieder auf folgende Schwierigkeit. Da die Politik eine Thätigkeit der Menschen ist, wie sollen sich nun für sie feste Gesetze aufstellen lassen, ohne den freien Willen zu leugnen? Dieser freie Wille der Menschen kann ja jeden Augenblick alle wissenschaftlich gefundenen Gesetze der Politik durchbrechen, ja, läßt jede Aufstellung solcher Gesetze als illusorisch erscheinen. Aus dieser anscheinend unüberwindlichen Schwierigkeit half zunächst die Sociologie einen Ausweg finden. Sie zeigte, daß die Entwickelung der Staaten sich weniger aus den Handlungen der einzelnen, als vielmehr aus den Actionen und Reactionen der den Staat bildenden socialen Elemente, den „Gruppen" erklären lasse und daß diese Gruppen allerdings nach gewissen unabänderlichen Gesetzen, in erster Reihe nach den Impulsen ihres Eigeninteresses vorgehen.*)

Auf dieser sociologischen Idee fußend, hat Gustav Ratzenhofer das schwierige Problem gelöst, die Politik als Wissenschaft zu behandeln. Es ist ihm das

*) Diese Auffassung des Staates in seiner Entwickelung ist näher begründet in den sociologischen Schriften des Schreibers dieser Zeilen; vgl. insbesondere L. Gumplowicz: „Die sociologische Staatsidee" (Graz, Leuschner u. Lubensky, 1892).

vollkommen gelungen, und er liefert uns in seinem Buche „Wesen und Zweck der Politik“*) ein Werk ersten Ranges, welches kein Politiker von Fach wird unbeachtet lassen dürfen.

Ratzenhofer nimmt keinen Parteistandpunkt ein; er ertheilt keine Rathschläge für einzelne Parteien, sondern stellt sich als objectiver Beobachter mitten unter die kämpfenden „Gruppen“, die er als „politische Individualitäten“ bezeichnet. Er untersucht, aus welchen Beweggründen diese „Individualitäten“ handeln, welche „Triebe“ für ihr politisches Handeln maßgebend sind, klassificirt diese Triebe, beobachtet und forscht, wie sich im Laufe der Entwickelung der Cultur und Civilisation diese Triebe vermehren, entwickeln; welche Interessen allmählich auftauchen, welche Zwecke von den handelnden politischen Individualitäten verfolgt werden u. s. w. Diese Untersuchungen, vollzogen an einer unendlichen Fülle von Erscheinungen und Thatsachen der Geschichte und der politischen Gegenwart, führen ihn zu wahrhaft erstaunlichen wissenschaftlichen Ergebnissen. Die Politik der einzelnen „politischen Individualitäten“ im Staate, sodann des Staates als einer Individualität in seinem Innern und nach außen, werden wie unter dem Mikroskop untersucht und analysirt: alle Triebfedern des Vorgehens nach den verschiedensten Richtungen bloßgelegt, und alles das geschieht, wenn auch ohne Schönfärberei, doch mit einem so maßvollen Ernst, daß es dem Verfasser auch möglich wird, manche bittere Wahrheit ohne Verletzung menschlicher Empfindlichkeiten zu formuliren. Neben der Politik des Staates wird auch die der „Gesellschaften“, d. h. der interessengemeinsamen Kreise, welche sich über die Grenzen der Staaten erstrecken, untersucht.

Nachdem der Verfasser in den ersten zwei Bänden das „Wesen“ der Politik dargelegt, worin sie besteht und wie sie sich entwickelt, sucht er im dritten die Frage nach dem „Zweck“ aller Politik zu beantworten.

Diejenigen nun, und es wird deren viele geben, welche seiner realistischen Darstellung des Wesens der Politik — etwa einen zu großen Pessimismus vorzuwerfen geneigt wären, sie werden durch die Ausführungen des dritten Bandes versöhnt werden. Hier wesentlich unternimmt es der Verfasser zu zeigen, wie der schließliche Erfolg der gesammten Politik die Civilisation ist, aus deren Wesen er wieder Lehren schöpft, die er als Wegweiser aufstellt, auf den Bahnen all und jeder Politik. Darnach aber, ob die einzelnen „politischen Individualitäten“ mitsammt dem Staat nach diesen Wegweisern sich richten oder nicht, fällt er sein unparteiisches Urtheil, ob eine Politik „civilisatorisch“ ist oder nicht.

Es ist unmöglich in einer kurzen Besprechung einen Begriff zu geben, von der Reichhaltigkeit des Inhalts dieses Werkes, von der Fülle tiefer Gedanken, die der Verfasser darin entwickelt. Soviel nur sei schließlich bemerkt, daß wir ein epochemachendes Werk vor uns haben, das kein Gebildeter eingehend zu studiren unterlassen sollte.

Ludwig Gumplowicz.

*) Wesen und Zweck der Politik. Als Theil der Sociologie und Grundlage der Staatswissenschaften. Von G. Ratzenhofer. Drei Bände. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1893. Gr. 8. 20 M.

# Biographien deutscher Fürstinnen.

1. Louise Dorothee, Herzogin von Sachsen-Gotha. 1732—1767. Mit Benutzung archivalischen Materials von Jenny von der Osten. Mit 6 Bildnissen. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1893. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.
2. Maria, Landgräfin von Hessen, geb. Prinzessin von England. Ein Beitrag zur Sittengeschichte des 18. Jahrhunderts von Dr. Erich Meyer. Gotha, F. A. Perthes. 1894. Gr. 8. 6 M.
3. Die drei ersten Frauen des Kaisers Franz. Von Eduard Wertheimer. Mit drei Porträts. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1893. Gr. 8. 4 M.

Es ist ein Zeichen der Zeit, daß das Interesse der Geschichtschreiber mehr und mehr auch den Frauen sich zuwendet, die in die Politik der vergangenen Jahrhunderte selbstthätig eingegriffen haben, und daß in den Reigen dieser Schriftsteller nunmehr auch die Frauen selbst eintreten, denen trotz der naheliegenden Neigung zu freundlicher Voreingenommenheit doch auch der Beruf zu solchem Beginnen auf Grund eines natürlichen Talents zur Beobachtung nicht bestritten werden kann. Ein anderes freilich ist die Frage nach dem wissenschaftlichen Können, nach der Vertrautheit mit der Methode der Forschung und nach der Gabe zur Unterscheidung des Wesentlichen und Bezeichnenden, Eigenschaften, deren Werth für die Zuverlässigkeit und Anschaulichkeit der Darstellung unverkennbar ist.

Bei der ersten der uns vorliegenden Lebensbeschreibungen, der Biographie der Herzogin von Sachsen-Gotha, Louise Dorothee von Jenny von der Osten (Nr. 1) ist es nicht möglich, das Vorhandensein dieser Eigenschaften in ihrer Gesammtheit festzustellen. Der Eifer, mit dem hier eine Fülle neuen urkundlichen Materials zusammengetragen worden ist, soll gewiß nicht verkannt werden. Ein großer Theil der Acten des herzoglichen Haus- und Staatsarchivs zu Gotha, der über die Privatangelegenheiten Herzog Friedrich's III. und der Louise Dorothee unterrichtet, ist hier wol zum ersten male benutzt worden. Auch die zahlreichen Briefe der Herzogin an Friedrich den Großen, dessen Antworten bisher allein bekannt waren, werden hier zum ersten male veröffentlicht. Die Schreiben der Herzogin an Voltaire hat die Verfasserin auf Grund der Abschriften des Dr. Gustav Haase in Gotha benutzen können, der, wie wir aus Jenny von der Osten's Einleitung erfahren, eine Gesammtausgabe dieser Briefe vorbereitet. Die Art aber, wie die Ver-

fasserin dieses und anderes werthvolle Material verarbeitet, erschwert es auf das außerordentlichste ein klares, zusammenhängendes Bild von dem Charakter und von dem Leben der Heldin ihrer Biographie zu gewinnen. Das fort und fort erregte lebhafte Interesse an der Heldin droht häufig an der Fülle des die fernliegendsten Gesichtspunkte eröffnenden Materials zu erlöschen. Es wäre dringend nöthig gewesen, daß die Verfasserin ihrem breit angelegten Werke einen knappen Abriß des Lebens der Herzogin Louise Dorothee, sowie eine scharf umrissene Darstellung des Charakters der Fürstin vorangestellt hätte, an deren Hand sich der Leser durch die Menge des aufgestapelten geschichtlichen Stoffs hätte durcharbeiten können. Für den Forscher aber wird die Benutzung des über 400 Seiten umfassenden Bandes erschwert durch den Mangel eines alphabetischen Registers, das bei derartigen wissenschaftlichen Werken grundsätzlich gefordert werden muß.

Ein kurzer Leitfaden, wie wir ihn zur leichtern Orientirung oben forderten, hätte in erster Reihe die Gesichtspunkte hervorheben müssen, welche eine so eingehende Beschäftigung mit der Herzogin Louise Dorothee rechtfertigen. Außer dem durch die Zeitumstände bedingten jämmerlichen Bilde kleinstaatlichen Lebens, dessen Prätensionen nach außen und innen in keinerlei wirklicher Macht eine Bestätigung finden, interessirt vor allem natürlich die Person der Herzogin, die Energie und Weltklugheit mit einem so hohen Maße geistiger und sittlicher Bildung verband, daß die hervorragendsten Geister der Zeit es für einen Gewinn betrachteten, mit ihr Beziehungen lebhaften und angeregten Gedankenaustausches zu pflegen. Neben dem bereits genannten Friedrich dem Großen, ist es vor allem Voltaire, ferner Melchior Grimm, Helvetius und auch das Ehepaar Gottsched, deren Namen dem Kreise Louise Dorotheens einen besondern Glanz verleihen. Besonders eng gestalteten sich die Beziehungen zwischen der Herzogin und Voltaire, weit enger als die zu Grimm, dessen Correspondenzen die Fürstin dreizehn Jahre hindurch empfangen hat, ohne ihrem Urheber geistig näherzutreten. Als Schülerin der Wolfischen Philosophie begegnet sich Louise Dorothee mit Voltaire, in dem Glauben an das Walten einer Bonne Providence, in dem Kampf gegen Materialismus und Fanatismus; ja, die Herzogin spricht das gemeinsame Ziel ihres Lebens knapp und klar in den Worten aus: „La tolérance est ce qu'il y a de plus sensé et de plus humain." Auf dem gemeinsamen Boden dieser Anschauungen fand sie sich auch mit dem Philosophen und Dichter von Sanssouci, und es ist bezeichnend, daß sie mit aller Energie und nicht ohne feine List versuchte, eine Annäherung zwischen Friedrich und Voltaire herbeizuführen. Mit Friedrich findet sie sich auch einig in der Abneigung gegen die damals sich verbreitenden Erziehungstheorien Rousseau's, dessen Evangelium der Natur und der Freiheit erst einem jüngern Geschlechte zum Quell lebendiger Anregung werden sollte. Von Rousseau's Emil behauptet Louise Dorothee: „Un jeune homme élevé sur ce modèle ne sortirait guère à mon avis de l'état des brutes"; sie nennt Rousseau's Erziehungssystem eine unausführbare Chimäre. Gleichwol behauptet Jenny von der Osten nicht ohne Grund, daß Louise Dorothee trotz ihrer Abneigung gegen Rousseau's Theorien, aus ihrem sittlichen Pflichtgefühl heraus, die ethischen Forderungen erfüllt habe, die er aufstellte. „Sie war wirklich die Mutter ihrer Kinder, und trotzdem sie so viele verschiedenartige Interessen beschäftigten, hat sie sich um alle Einzelheiten der Erziehung bekümmert." Zur Erfüllung dieser Aufgabe befähigte sie in erster Reihe ihre eigene sittliche Reinheit, die von der herrschenden Mode der aristokratischen Kreise der Zeit wohlthätig absticht. Sie hatte sich den Grundsatz der Wolf'schen Moral zu eigen gemacht, alles zu thun, was die Wohlfahrt der ganzen Gesellschaft oder das allgemeine Beste fördert, und huldigte der in jener Zeit oft kaum als Theorie anerkannten Meinung, daß „das Regiment, nämlich der Gebrauch der höchsten Gewalt und Macht, die Ruhe, Sicherheit und Glückseligkeit der Bürger fördern müsse". Von dem Geiste dieser Lehren war auch das gesellschaftliche Leben getragen, dessen Mittelpunkt die Herzogin bildete. Von dem liebenswürdigen Frohsinn dieses Lebens geben die Schilderungen über das Treiben des Ordens des hermites de bonne humeure lebendiges Zeugniß.

Dem oben erwähnten Wunsche der Herzogin, die Erziehung ihrer Kinder persönlich zu beeinflussen, konnte sie bei ihrem ältesten Sohne, dem nach fünfjähriger Ehe 1735 geborenen Erbprinzen Friedrich nicht vollständig genügen. Im Alter von neun Jahren wird der schwächliche Knabe mit einem Hofstaat von Lehrern und Dienern nach Genf geschickt. Im Jahre 1747 geht er zur Vollendung der Erziehung nach Paris. Der junge Prinz verkehrt in den Kreisen von Voltaire, der Marquise du Chatelet, der Pompadour, des Cardinals Rohan und wird von Ludwig XV. in einer Privataudienz empfangen. Im Jahre 1750 endlich kehrt der Prinz zurück, und nun erst wird es der Mutter möglich, sich seiner persönlich anzunehmen. Aber bereits 1756 macht der Tod ihrem liebevollen Eifer um die Erziehung des Knaben ein frühes Ende. In diesen wenigen Jahren übernahm die Herzogin selbst den Unterricht ihres Sohnes, indem sie ihm jeden Morgen einen Brief zustellte, dessen Fragen er deutsch oder französisch beantworten mußte. Bezweckt war damit ein Unterricht in der Moral sowol als eine Denk- und Stilübung. Der größte Theil dieser Briefe ist in Osten's Biographie mitgetheilt, und es ist rührend zu sehen, wie die Herzogin keinerlei Mühe scheut, auf das Fassungsvermögen des Knaben einzugehen, ihn anzuregen, seine Arbeiten selbst zu berichtigen oder eigene Lösungen ihrer Aufgaben als Muster aufzustellen. Mit nicht weniger Eifer widmete sich Louise Dorothee der Erziehung ihrer drei andern Kinder. So gibt sie der Gouvernante der Prinzessin eine eingehende Instruction. Besondere Sorgfalt aber verwendet sie auf die Erziehung des Prinzen Ernst, des künftigen Regenten,

als deren Motto der Satz gelten kann: „Placez votre élevation et votre noblesse dans le fonds de votre cœur et non dans votre naissance!" Auch für den Verkehr der Mutter mit diesem Sohne liegen interessante Documente vor in den „Studien des Erbprinzen in Briefen an seine Mutter" aus den Jahren 1756—59. Die spätere Regierungsthätigkeit Ernst's II. stellt dem Erziehungssystem seiner Mutter das beste Zeugniß aus. Weniger als diese menschlichen Züge im Bilde der Herzogin interessirt ihr Einfluß auf das politische Leben des kleinen Staats, dessen Geschicke sie freilich besser und zielbewußter zu leiten wußte als ihr unbedeutender Gemahl. Einer genauern Darstellung, als sie hier gegeben werden kann, würdig wären die Beziehungen zwischen Voltaire und der Herzogin, die von der Anwesenheit des Prinzen in Paris bis zu dem Tode der Herzogin sich fortspinnen und deren deutlichstes und anziehendstes Zeugniß in dem Briefwechsel der beiden niedergelegt ist.

Größern Eifer und Nachdruck als die Verfasserin der eben besprochenen Biographie hat Erich Meyer in seiner Darstellung des Lebens der Landgräfin Maria von Hessen (Nr. 2) auf die Kunst der Schilderung und auf die leichte Lesbarkeit derselben gelegt und so, trotz der geringern Anziehungskraft seines Gegenstandes ein biographisches Werk geliefert, das als Beitrag zur Sittengeschichte des 18. Jahrhunderts auch weitern Kreisen als denen der Landsleute und der Forscher von Werth sein dürfte. Gleich mit den ersten einleitenden Seiten seines Buchs versteht es der Verfasser, die Gedanken des Lesers auf die Gesichtspunkte hinzulenken, die bei der Würdigung seiner Heldin vor allem in das Gewicht fallen. Es sind nicht in erster Reihe solche der Politik, sondern solche des reinen Menschenthums. Denn obwol Maria von Hessen (geb. 1723), eine Tochter Georg's II. von England, die Gemahlin des Prinzen Friedrich von Hessen, dessen Uebertritt zum Katholicismus in der Geschichte des 18. Jahrhunderts ein aufsehenerregendes Ereigniß bedeutet, durch die Macht der Verhältnisse des öftern gezwungen wurde, in die Leitung der politischen Geschicke ihres Landes einzugreifen, hat sie doch während ihres ganzen, an bittern Erfahrungen überreichen Lebens nie nach den Lorbern des Staatsmannes gestrebt, sondern vielmehr ihre höchste Befriedigung in der Erziehung ihrer Kinder gefunden. Die Lebensgeschichte Maria's ist daher vorwiegend die Geschichte ihrer Bemühungen um die Erziehung ihrer Kinder. Die Schwierigkeit dieser ihrer Lebensaufgabe erhellt klar aus dem einen Umstande, daß ihr der erzieherische Hinweis auf das leuchtende Beispiel väterlicher Tugend versagt blieb. Eine auf tieferer Neigung oder auf gegenseitigem Verständniß beruhende Ehe hatte zwischen Maria und ihrem Gemahl niemals bestanden, sie konnte auch bei dem sich mit den Jahren rasch verstärkenden Gegensatz zwischen dem geistig und sittlich vorwärtsstrebenden Wesen der Frau und zwischen dem zunehmenden Leichtsinn des Prinzen sich nicht entwickeln. Nichts spricht deutlicher für die Oberflächlichkeit der zwischen den Gatten bestehenden Beziehungen als die Thatsache, daß der Uebertritt des Prinzen zum Katholicismus Jahre hindurch Maria verschwiegen blieb. Das Bekanntwerden dieser Thatsache besiegelte den Bruch vollständig. Von diesem Augenblicke an war es die Aufgabe der Fürstin, das Geschick ihrer selbst und ihrer Kinder von dem des Vaters völlig zu trennen und jede Beeinflussung desselben mit allen Mitteln zu verhindern. Wurde ihr diese Aufgabe auch durch die Assecurationsacte (1754) erleichtert, in welcher der Erbprinz seinen Uebertritt als rein persönliche Sache erklären und jedem Einfluß auf die confessionellen Verhältnisse Hessens und auf die Erziehung seiner Kinder entsagen mußte, so blieb Maria doch manch harter Kampf zu kämpfen, da der Erbprinz treulos genug war, sich durch seinen Eid nur soweit gebunden zu erachten, als er der Macht entrieth, ihn zu brechen. Die Ueberwindung dieser Bestrebungen des von ihr von Tisch und Bett geschiedenen Gatten bildet die weitere Lebensgeschichte der energischen und zielbewußten Frau. Die sorgfältige Schilderung aber der Erziehung des vaterlosen Prinzen reizt zu interessanten Vergleichen mit den Gesichtspunkten, welche Herzogin Louise Dorothee von Gotha für die Erziehung ihrer Kinder uns hinterlassen hat. Der mütterlichen Nähe wurden auch die hessischen Prinzen bald entzogen, sie wurden zunächst nach Göttingen, dann aber nach Kopenhagen in die Nähe des Hessen befreundeten dänischen Hofes gebracht. Doch aus der Ferne verfolgt die Mutter die Erziehung ihrer Söhne mit lebhaftestem Antheil. Mit liebevollstem Eingehen auf die individuelle Eigenart eines jeden und mit einer köstlichen Frische und Geradheit, die des gutmüthigen Spottes sich wohl zu bedienen weiß, beschäftigt sie sich in ihren von Meyer durch charakteristische Proben belegten Briefen mit den Söhnen, bekümmert sich um ihr Alltagsleben, ihre Gesundheit, ihren Unterricht, ihr Benehmen und sucht sich in allem und jedem, was die Knaben betrifft, zu unterrichten. Die Drangsale des Kriegs und der Tod des Landgrafen machten ihr die Einsamkeit immer unerträglicher; mit dem Beginne des Regiments ihres von ihr geschiedenen Gatten wuchsen die Sorgen und Bedrängnisse, von denen ihr erst die letzten Jahre ihres Lebens Befreiung brachten. Die Rückkehr der beiden ältesten Prinzen nach Hessen verlieh ihren letzten Lebensjahren einen sonnigeren Schein. Sie starb am 14. Januar 1772.

Als einen Beitrag zu der Geschichtsperiode, die mit der Regierung Joseph's II. von Oesterreich beginnt und mit dem Abschluß der Heiligen Allianz endet, bezeichnet Eduard Wertheimer selbst sein Buch über: „Die drei ersten Frauen des Kaisers Franz" (Nr. 3). Es bildet daher auch eine Ergänzung zu desselben Verfassers Geschichte Oesterreichs und Ungarns im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts. Auf eine Schilderung des Lebens der vierten und letzten Gemahlin des Kaisers, Karoline Auguste verzichtet Wertheimer, weil ihr mehr der Beschaulichkeit und Frömmigkeit geweihtes Dasein schon in jene

Zeit fällt, die hinter jener großen Bewegung liegt, der die französische Revolution und die Herrschaft Napoleon's I. ihr Gepräge verleihen. Der Verfasser — übrigens der einzige von allen, mit denen wir uns heute beschäftigen, der seinem Werke ein alphabetisches Register mitgibt — benutzt zu seiner Darstellung, die den Rahmen einer Skizze nicht überschreitet, zum größten Theile bisher ungedrucktes, archivalisches Material. Er versteht anziehend und fesselnd darzustellen, und durch das Herausgreifen kennzeichnender Züge ein anschauliches Charakterbild zu entwerfen, das sich von dem in scharfen Umrissen gegebenen zeitgeschichtlichen Hintergrunde wirkungsvoll abhebt. Am wenigsten Theilnahme wol erweckt die Lebensskizze der ersten Gemahlin, die Kaiser Franz noch als Erzherzog von Oesterreich heimführte, der Herzogin Elisabeth Wilhelmine Louise von Würtemberg. Die wenigen Jahre ihrer Ehe — vom Januar 1788 bis zum Februar 1790 — vergönnten ihr kaum, ihre Talente recht zur Geltung zu bringen. Es bleibt daher von ihr wenig mehr zu berichten, als daß sie eine treue, hingebende und liebevolle Gattin war. Ein weit schärferes und mannichfaltigeres Charakterbild erhalten wir von Marie Therese von Neapel und Sicilien. War die Ehe mit Elisabeth hauptsächlich aus politischen Gründen geschlossen worden, weil man von ihr, der Schwägerin des russischen Thronfolgers eine Gewähr für das Bündniß zwischen Oesterreich und Rußland zu finden hoffte, so folgte Erzherzog Franz bei seiner zweiten Wahl lediglich Familieninteressen. Die innige Verbindung der habsburgisch-lothringischen und sicilianisch-bourbonischen Häuser wurde durch diese Ehe, die im September 1790 vollzogen wurde, noch mehr befestigt. Der Tod Leopold's II. (1792) brachte Franz auf den Thron und erhöhte den Einfluß seiner der Geselligkeit und heiterer Unterhaltung geneigten doch auch für Politik lebhaft interessirten Gemahlin, deren mächtiger Einfluß auf Franz mit den Jahren noch sich steigerte. Wertheimer bemüht sich, diesen Einfluß der Kaiserin auf die Politik eingehend darzustellen, und nimmt dabei wiederholt Gelegenheit, sie gegen ungerechtfertigte Vorwürfe in Schutz zu nehmen. Als Charakter und Geist wesentlich bedeutender als Marie Therese, ist die dritte der uns von Wertheimer geschilderten Gemahlinnen des Kaisers Franz, Maria Ludovica d'Este. Durch ihre Anmuth und Liebenswürdigkeit, die mit gediegener Bildung und Urtheilskraft gepaart waren, wußte sie alle zu gewinnen; Goethe hat ihr stets eine schwärmerische Neigung bewahrt. So treu und hingebend sie auch ihren Pflichten gegenüber dem Gatten und dessen Kindern aus zweiter Ehe nachkam, so eifrig und thatkräftig widmete sie sich doch auch der Politik. Sie soll einmal den Wunsch geäußert haben, ein Mann zu sein, um dem Staate zu dienen. Gegen Napoleon hegte sie einen glühenden Haß — es war ihr ein bitteres Opfer, ihm ihre Stieftochter Marie Louise zur Frau geben zu müssen. Ihrem Gemahl war Maria Ludovica an Kraft und Energie des Geistes weit überlegen. In dem wiener Hofleben begann mit Marie Ludovica eine neue Zeit, deren Glanz in den geräuschvollen Tagen des Wiener Congresses sich voll entfaltete. Das Schicksal vergönnte ihr nur eine kurze Lebensfrist. Sie starb nach achtjähriger Ehe, 1816, im Alter von 29 Jahren, erhielt aber noch die Genugthuung, „den Feind, den sie am meisten gehaßt, fallen und den Staat, dessen Kaiserin sie war, zu Größe und Macht emporsteigen zu sehen".

Leonhard Lier.

---

# Neue Lyrik.

1. Neue lyrische Gedichte von Julius Sturm. Leipzig, Alfred Janssen. 1894. 12. 4 M.
2. Präludien. Gedichte von Heinrich Stümke. München, Dr. E. Albert u. Comp. 8. 2 M.
3. Fragmente. Von J. L. Windholz. Zürich, Verlags-Magazin. 1893. 8. 40 Pf.
4. Hallucinationen. Von Paul Fischer. Mit einem Prolog von Felix Dörmann. Leipzig, Literarische Anstalt. 1894. 8. 2 M. 50 Pf.
5. Lindenblüthen. Gedichte von Rudolf Braune. Frankenhausen, Selbstverlag. 2 M. 50 Pf.
6. Schlick. Neue Gedichte und Schilderungen von Franz Tetzner. Leipzig, R. Claußner. 1893. 12. 1 M. 50 Pf.
7. Liederbuch in Versen von Clara Crommer. Paderborn, F. Schöningh. 1894.
8. Wahrheit, Wahrheit! Gedichte von R. Sandvoß. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1893. Gr. 8. 1 M.

Acht Stücke neuer Lyrik haben sich vom alten Jahre in das neue hinein auf meinem Schreibtisch verspätet; ob sie alle im nächsten Jahre noch sich ihres Lebens erfreuen werden, auch ohne daß die Kritik ihnen das Genick bricht, ist mir sehr zweifelhaft. Dafür habe ich alle Verfasser im eben eingetroffenen Kürschner für 1894 recognoscirt, und die Kürschner'sche Unsterblichkeit muß ja manchen für den Todtenschein, den die Kritik ausstellt, entschädigen. In spätern Jahren wird man vielleicht nur von Heinrich Stümke noch etwas wissen, und selbst der Altmeister religiöser Lyrik, Julius Sturm (Nr. 1), wird nicht durch diese Sammlung seinen Ruhm der Nachwelt verkünden. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß ich seine neueste Sammlung mit denen der Dutzendlyriker auf eine Linie stelle. Ich bezeuge im Gegentheil, daß es mir fast leid thut, ihn durch den Zufall unter die acht Stücke hineinbekommen zu haben. Dafür habe ich ihn auch vorangestellt, womit ich nicht behaupten will, daß es von zwei bis acht in absteigender Linie gehe; man hätte die Stücke ruhig untereinanderwürfeln können, und wenn

die Kritik von gar keinem Notiz nehmen würde, so geschähe der deutschen Literatur auch kein Unrecht.

Doch zurück zu Julius Sturm! Ich glaube, daß Gerock diesem verehrten Dichter gefährlich geworden ist: man hatte sich gewöhnt, diese beiden als die geistlichen Dichter der Gegenwart zu betrachten, und nun überraschte uns Gerock mit der Thatsache, daß auch des Siebzigjährigen „geistlichen" Dichtungen sich auf der Höhe seiner frühern hielten — von welchen ich übrigens wesentlich weniger halte, als seine Bewunderer —, daß aber seine „weltlichen" Gedichte von Jahr zu Jahr großartiger wurden, sodaß Gerock als „geistlicher" Dichter weit übertroffen wurde von dem Gerock der „weltlichen" Dichtung.

Vielleicht verlangt man von der so ganz anders gearteten Natur Sturm's ähnliches, und wenn man nun vergleicht, so fällt alles zu Gunsten Gerock's aus. Am meisten habe ich das empfunden bei Sturm's Gedicht „Einem Kritiker", in welchem er den üblichen Einwand, daß er des Lebens Tiefen nicht kenne, entgegnet:

O wüßtest du, wie ich gelitten,
Gesorgt, gerungen und gestritten,
Du hättest anders wol gesprochen.
Ich habe freilich hochgetragen
Den Kopf. Mit Jammern und mit Klagen
Ward nie des Schmerzes Bann gebrochen.
Weshalb auch zeigen unverbunden
Neugier'ger Welt der Seele Wunden?
Auf Mitleid lernte nie ich hoffen,
Die Winselei ist mir zuwieder.
Nicht früher sang ich meine Lieder,
Als bis die Wunden nicht mehr offen.

Mir ist dabei jenes grandiose, von echt dichterischer Anschauung volle Gedicht Gerock's eingefallen, in dem er sich ebenfalls mit seinen Kritikern nach dieser Richtung auseinandersetzt; und da sind freilich Sturm's verstandesmäßige Verse gegenüber der Wucht Gerock'scher Poesie nur ein Stammeln.

Aber man soll Dichter nicht an andern messen, die zufällig von den deutschen Schulmeistern in derselben Schachtel untergebracht sind; man soll sie nehmen, wie sie sind. Und wenn man so an diese neuen lyrischen Gedichte Sturm's herankommt, so wird man in ihm einen unserer trefflichsten Lyriker begrüßen und seine neueste Sammlung mit Genuß lesen. Er ist einer der deutschesten unter unsern Poeten. Was das heißt, müßte man freilich nun wieder lang und breit ausführen. Denn das Prädicat deutsch allein thut es noch nicht: man muß zugleich wie Sturm auch ein Dichter sein. Daß man aber ein deutscher Dichter nur dann sein kann, wenn man deutsch fühlt, das sollte doch allmählich anerkannt werden. Dichter sind unter unsern „Jungen" manche, deutsche Dichter nur wenige; und die Vermuthung ist sehr gerechtfertigt, daß unter dem Fremdwort „Moderne" auch eine fremde Art, zu fühlen und zu sein, sich verbirgt; wobei zu bemerken, daß unter deutsch nicht deutschthümelnde Kraftmeierei und nicht impotente deutsche Mittelalterseh nsucht verstanden ist, sondern das, was deutsch war zu allen Zeiten, und auch deutsch ist am Ende unsers Jahrhunderts!

Ich meine, ein so ganz anspruchloses und doch so echt deutsches Gedicht wie „Im stillen Haus", könnte einer unserer Modernen gar nicht machen, obgleich er vielleicht noch mehr poetische Redensarten dazuthäte. Es lautet:

Ich hatte mich gewöhnt, nicht auf den Lärm zu achten,
Den meine Kinder oft in meinem Zimmer machten.

Es gab ein Blick auf sie sogar mir neue Kraft,
Daß ich mit neuer Lust an meinem Werk geschafft.

Es war die Liebe, die dabei mein Herz durchdrang,
Und Liebe war's, durch die mir Schweres leicht gelang.

Wol anders ist es jetzt, die Jungen flogen aus,
Vereinsamt sitzen nun die Alten still im Haus.

Doch glaubet nicht, daß mich die Stille jetzt erfreut,
Weil ihrer ich entwöhnt, macht sie mich nur zerstreut.

Ich blicke auf vom Buch und eh' ich mich's versehn,
Denk' ich bei mir: wie mag es deinen Kindern gehn.

Oder ein anderes, „Das neue Kleid", das zwar als „aus dem Chinesischen" stammend bezeichnet wird, zu dem aber der deutsche Dichter gewiß sein Bestes hinzugethan hat:

Die Mutter war ihm allzu früh gestorben,
Und mit dem Vater lebt er still allein,
Bis der um einer Witwe Hand geworben,
Die seinem Söhnlein Mutter wollte sein.

Im Anfang war sie freundlich mit dem Kleinen,
Und seine Augen glänzten sonnenklar,
Doch später sah man oft ihn heimlich weinen,
Als ihm ein Brüderlein geboren war.

Einst schritt er mit dem Vater durch die Gassen
Und zitterte vor Frost im kalten Wind;
Der Vater fragte: „Wo hast du gelassen
Das warme Kleid, das ich dir schenkte, Kind?"

Der Knabe sprach mit unterdrücktem Weinen,
Das blonde Haupt zur Erde tief gesenkt:
„Die Mutter hat es gestern schon dem Kleinen,
Dem herziglieben Brüderlein geschenkt."

Und als ob eine Natter ihn gestochen,
Stieß einen jähen Schrei der Vater aus
Und rief voll Zorn: „Sie hat den Schwur gebrochen
Und räumt zu dieser Stunde noch das Haus!".

Da schaut sein Söhnlein auf mit feuchten Blicken,
Und flüstert bittend: „Jetzt frier' ich allein,
Doch wirst du aus dem Haus die Mutter schicken,
Dann friert verwaist auch noch mein Brüderlein."

Dies Wort hat schnell des Vaters Zorn gebrochen,
Und heimwärts hat er still den Schritt gewandt,
Und freundlich sanft mit seinem Weib gesprochen,
Das heiß in Scham erglühend vor ihm stand.

Und zu der Nadel griff sie still beklommen
Und saß noch auf bei Licht in später Zeit.
Und eh der frühe Morgen war gekommen,
Lag vor des Knaben Bett ein neues Kleid.

Ueberhaupt sind die meisten dieser Gedichte nicht gemacht, obwol sie nicht alle unmittelbar wirken, weil nicht bei

allen die zwingende Kraft aus dem Innern kam, sondern wol ab und zu äußere Anläſſe dazu vorhanden waren. Dieſer Zwang, dem alle berühmten Dichter ihren Tribut abſtatten, hat, um nun auch Gerock herbeizuziehen, ſelbſt dieſen Dichter manchmal zu minderwerthigen Sachen verleitet. Und vielleicht findet auf manches dieſer Sturm'ſchen Gedichte Anwendung, was der Dichter ſagt:

Wohl iſt mir nur das gelungen,
Wozu niemand mich gezwungen;
Da, wo mich der Zwang gedrückt,
Iſt mir nie ein Werk geglückt.

Wenn er aber im „Kehraus" ſingt:

So viel ich Bücher auch geleſen,
So reich einſt meines Wiſſens Schacht,
Das Alter hat mit ſeinem Beſen,
Vergeßlichkeit, Kehraus gemacht.
So blieb von dem was mein geweſen,
Zuletzt nur, was ich ſelbſt gedacht.

ſo werden doch ſeine dankbaren Leſer rühmen, daß von dem, was ſein geweſen, nicht weniges auch ihr Eigenthum geworden iſt. Und ein Dichter, der ſo viel zu geben hat, wie Julius Sturm, gibt ſich auch im Alter nicht ſobald aus.

„Präludien", „Fragmente", „Hallucinationen" ſind echt moderne Titel; deutſch würden ſie ſich weniger gut ausnehmen, denn ſie hießen dann etwa: Unfertiges, Halbfertiges, Halbverrücktes. Die Kritik hätte ſomit eigentlich das Recht, ſich überhaupt nicht mit dieſen Büchern zu beſchäftigen. Und in der That gibt auch ihr Inhalt wenig Anlaß, viel Worte über dieſelben zu machen. Die „Präludien" Heinrich Stümke's (Nr. 2) ſchlagen allerlei Töne an, faſt zu viel, als daß man daraus den Charakter der künftigen Dichtungen Stümke's beſtimmen könnte. Da und dort ein ernſterer idealer Ton, dann etwas Ironiſches, dann wieder ein modern troſtloſes Bild, bald etwas echt Dichteriſches und dichteriſch ernſt Genommenes, dann wieder etwas lotterig Heine'ſches — womit allerdings der Titel „Präludien" gerechtfertigt erſcheint. Ich gebe zwei Proben ſehr verſchiedener Art:

Am Abend des 8. März 1888 in Berlin.

Vor dem Palaſt ſteht eine Menſchenmenge
Mit fragendem Geſicht und leiſem Flüſtern.
Die Nacht umhüllt das wachſende Gedränge
Und leiht der Sorge Schutz, der bangen, düſtern.

Wie möchte jeder gern der Kunde lauſchen,
Die von dem Bett des kranken Herrſchers dringe,
Und wo ſonſt Rufe der Begeiſt'rung rauſchen,
Da ſorgt man, daß kein lauter Ton erklinge.

Der Diener einer aus der Pforte ſchreitet;
Und jedes Auge hängt an ſeinem Munde,
Mit Fragen wird ein jeder Schritt begleitet,
Denn jeder hofft auf eine ſich're Kunde.

Doch ſeine Worte keine Hoffnung ſäen
Und jede Lippe ſtammelt unter Schmerzen:
Laß Herr, den Greis die Krankheit überſtehen
Und ſcheuch den Tod von ſeinem treuen Herzen!

Schaffhauſen.

In wilder Wuth wälzt ſich der Rhein
Hinab, daß es brauſet und ziſcht
Und matt verklärt der Mondenſchein
Die blütenweiße Giſcht.

Voll Luſt ſaug ich den Waſſerdampf
Tief ein durch alle Poren — —
Der wilden Fluten Rieſenkampf
Tönt orgelgleich den Ohren.

Wie's ſcheint, bin ich der einzige Gaſt.
Da plötzlich, welch Geſchnatter,
Welch Trippeln Trappen voller Haſt
Füllt Känzeli und Gatter?

Delightful, shocking, no and yes,
Plaids und carrirte Röcke,
Bebrillte Ladys im Reiſedreß,
Bädecker und Angelſtöcke.

Nun iſt's vorbei mit der Poeſie;
Mich läßt's nicht Ruh mehr hier finden,
Ob ſie auch 'ne ganze Batterie
Magneſiumfackeln entzünden.

Zwar donnert der Fall noch eben ſo ſchön
Und der Mond ſchien auch gar nicht häßlich.
Nur dies breite quappige Sprachgetön
Und die Ladys, die waren mir gräßlich.

Die „Fragmente" von J. L. Windholz (Nr. 3) beſtehen, wie das jetzt üblich zu werden anfängt, neben Verſen auch aus Proſaſtücken, die nicht bis zu Verſen, nicht einmal bis zu den ſo beliebten freien Rhythmen gediehen ſind. Die Verſe enthalten viel unklare moderne Phraſen, wie ſie ſich faſt in jeder modernen Gedichtſammlung breit machen. Irgendetwas Individuelles, Charakteriſtiſches iſt hier nicht zu finden.

Faſt daſſelbe gilt von den „Hallucinationen" Paul Fiſcher's (Nr. 4). Der Ton, den dieſe Gedichte anſchlagen, iſt auch nicht mehr unbekannt:

Geſtändniß.

Ich habe tief mich ſchon verſchuldet
Bei ſchönen Frauen in ſchwüler Nacht,
Und habe viel und ſchwer geduldet,
Bis ich mich wieder frei gemacht.

Ich habe meine Kraft zerrieben
In überheißem Jugendmuth,
Nicht viel iſt übrig mir geblieben
Zu wolluſtſtarker Liebesglut.

Willſt du die todte Glut entfachen
Zum allerletzten Abendroth?
Willſt du noch einmal blühen machen
Die Seele, die ſchon nah' dem Tod?

Die dichteriſche Begabung Fiſcher's iſt indeſſen größer als die von Windholz und in dem Schluſſe der Sammlung, den „Tragödien", zeigt ſich unſtreitig ein Talent, die gemeine Proſa des Erdenſchmutzes dichteriſch zu verklären.

Meiſt leichtſinnig gibt ſich Rudolf Braune in ſeinen „Lindenblüten" (Nr. 5): nichts als Küſſe und Koſen, Lieb und Wein, Werben und Verlaſſen; daneben zieht er aber auch weltſchmerzliche Saiten auf. Die dichteriſche Höhe

dieser Gedichte ist indessen nicht derart, daß wir von dem einen oder andern gefesselt würden; meist ist es Alltagsmünze, die wir, höchst gleichgültig, ob es Kupfer oder Nickel ist, durch die Hände gleiten lassen. Zwei Proben werden genügen:

Liebe und Wein.

Ein Mädchen in dem Arme,
Den Becher in der Hand,
So halte ich ohn' Zweifel
Dem Schicksal tapfer Stand.

Die Liebe und das Zechen,
Das ist es ja allein,
Was manchmal noch erheitert
Das öde Erdensein.

Aus „Variatio":

Siehst du ein Mädchen, sei's blond oder schwarz,
Weih' ihr dein Herz für einige Zeit;
Groß ist die Welt und der Mädchen giebt's viel,
Süß ist die Liebe und voller Freud.
Leere den Becher der Freude ganz,
Fasse der Liebe buntfarbigen Kranz!

Hast du genossen die Liebe der einen,
Schenk deine Liebe flugs einer andern;
Mag sie auch weinen zum Schein ein paar Wochen,
Nimm deinen Stab, beginne zu wandern.
Lasse die alte Liebste zu Haus,
Suche dir schnell eine andere aus!

Franz Tetzner hat seine Gedichtsammlung „Schlick" (Nr. 6) benamst. Das ist zwar wol ein deutsches Wort, aber ich mußte es mir erst im Kleinen Brockhaus nachschlagen. Dort lautet es: „Schlick, die fette, mit Sand vermischte Erde auf dem Grund des Wassers, die von den Flüssen oder der Flut des Meeres mit fortgenommen und an andern Orten angesetzt wird." Auszuscheiden aus dieser fetten Erde ist vorerst der Sand der Prosastücke, welche derart sind, daß sie in einer Gedichtsammlung gar keine Berechtigung, in einem Feuilleton nur eine sehr fragliche haben. Die noch bleibenden Gedichte enthalten ein paar nicht üble Schnurren, wie „Das erste Commersbuch" und ein paar mehr oder minder tiefgefühlte Gedichte im alten Stil aus folgender Tonart:

Gedenken.

Das ist der See! Es rauschen
Die Wellen ums Fischerhaus,
Mit funkelnden Aeuglein lauschen
Heitere Kinder hinaus.

Und über Fluten und Auen
Wallet ein Meer des Lichts.
Lorber und Rebe schauen
Die Wonnen des süßen Gedichts.

Ich blicke zum Ufer. Die Schwäne
Steuern ins Meer hinein.
Ich sitze und schaue und sehne
Und sinne und denke dein.

Im ganzen doch zu wenig, um die Berechtigung einer Gedichtsammlung zu erweisen.

Wir machen den Schluß mit zwei religiösen Gedichtsammlungen von Frauen: „Liederbuch in Versen" von Clara Crommer (Nr. 7) und „Wahrheit, Wahrheit" von R. Sandvoß (Nr. 8): die eine ist katholisch lourdesgläubig, die andere protestantisch aufgeklärt. Die Gedichte der beiden Frauen beweisen, daß es leichter ist, mittelalterlichen Katholicismus poetisch zu bewältigen, als modernen theologischen Liberalismus; jener kommt der Poesie ganz von selbst entgegen, dieser läuft in der Regel vor ihr davon; jenen kann auch ein kleines Talent anmuthig in Verse bringen, diesen wird selbst eine bedeutende dichterische Kraft spröd finden; für jene bringt eine Frau sozusagen von selbst die Anlage mit, für diesen fehlt gerade den Frauen so ziemlich alles.

Es wäre vielleicht interessant, ein paar Gedichte dieser beiden warm religiös fühlenden Frauen einander gegenüberzustellen, etwa „Das Wunder von Lourdes" von Clara Crommer und „Priestertrug" von R. Sandvoß; noch interessanter wäre, diejenigen Dichtungen nebeneinanderzustellen, in welchen beide zusammentreffen, z. B. „Lieb und Leid" von Crommer und „Gott und Heiland" von Sandvoß. Indessen hat die Kritik eigentlich nur nach dem poetischen Werth zu fragen, und der ist bei Crommer größer als bei Sandvoß. Crommer begnügt sich, ihrer gläubigen Stimmung Ausdruck zu geben, Sandvoß will belehren und aufklären — infolge dessen machen die schlichten Gedichte jener einen tiefern Eindruck, als die erregten Aufrufe zu gereinigtem Christenthum aus der Feder von R. Sandvoß. Zwei Gedichte mögen von der Art der Begabung dieser beiden Frauen Zeugniß geben. Clara Crommer singt:

Das Felsennest.

Wol ist es Nacht, ja, tiefe Nacht im Herzen,
Und Finsterniß auf meinen Wegen schwebt;
Wie bitt're Wasser fluten tausend Schmerzen
Um meine Seele, die vor Furcht erbebt.

Doch möcht' ich meinen Platz mit keinem tauschen,
Und jedem gönn' ich seine Seligkeit:
Ich lasse gern die Wasser mich umrauschen,
Weil ihre Flut vom Erdenstaub befreit.

Und wie das Nest gebaut die wilde Taube
Auf hohem Felsen, vor der Flut versteckt,
So ist mein Felsennest der blinde Glaube:
Zum Himmel ragt's; kein Wogenprall mich schreckt.

R. Sandvoß läßt sich hören:

Klaffender Riß.

„Gott selbst war gestorben — auf kurze Zeit!"
Das von der Kanzel ins Volk gesagt
Am heiligen Freitag! Thut sie ihm leid,
Die schlimme Rede, die er gewagt?

Hofft er, das kecklich gesprochene Wort
Des Eigenwillens verhalle leicht?
Fürchtet er nicht den Seelen Mord,
Wenn dennoch das Gift die Tiefe erreicht?

Wem viel gegeben ist, auch an Macht,
Von dem wird viel, bedenkt es, verlangt!
Ihr Männer der Kanzel, habt Acht, habt Acht,
Das Schiff der Kirche erzittert — es wankt!

Und sagt um Gott nicht, ungläubig Gewühl
Bereite der Kirche nur Hinderniß —
Des gläubigen Christen Schmerzensgefühl
Zeigt warnend den weiten, klaffenden Riß!

In den Gedichten von Clara Crommer ist manches religiös unwahr und spricht doch an, weil es von der Dichterin als wahr empfunden wurde; in den Gedichten von R. Sandvoß ist vieles, sehr vieles wahr und beherzigenswerth, aber es läßt im ganzen doch kalt, weil es mehr aus dem Verstand heraus spintisirt, als aus dem Herzen heraus geboren ist.

Richard Weitbrecht.

## Dramatische Werke.

1. Columbus. Trauerspiel von Karl Werder. In der Fassung letzter Hand herausgegeben von Otto Gildemeister. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1893. 3 M.

Das beste deutsche Columbusdrama — das ist das Urtheil über Karl Werder's zweitheiliges Trauerspiel „Columbus". Was haben wir in den letzten Jahren seit 1892 nicht alles für Amerikafahrerstücke über uns ergehen lassen müssen! und siehe, dies Trauerspiel, vor fünfzig Jahren zum ersten male im Schauspielhaus von Berlin aufgeführt, schlägt sie alle, seine modernen Nebenbuhler. Es schlägt sie an Ernst und geistiger Reife, an Gemüth und historischem Geist. Nicht, daß es etwa ein großes Werk wäre, ein leidenschaftliches Drama, entquollen dichterischem Genie. Ein gewisses kluges Mittelmaß überschreitet es nicht. Aber innerhalb des selbst gewählten Rahmens ist es vortrefflich und des Beifalls aller Kenner gewiß. Mit vollem Recht hat es Gildemeister allen zugänglich gemacht, um an diesem Werke zu zeigen, daß auch ein tüchtiges Stück dem Manne gelingen konnte, der auf ästhetischem und kritischem Gebiete in Deutschland der Größten einer gewesen ist, so klein auch noch heute die Gemeinde sein mag, die seine Werke kennt, die Werke von Karl Werder.

2. Der Kampf um Byzanz. Ein Völkerdrama in fünf Aufzügen von Rudolf Sperling. Dresden, E. Pierson. 1 M. 50 Pf.

Ein geschichtliches Drama ohne eine geschlossene, durchgehende Handlung ist undenkbar. Mit kleinen Intriguenspielen oder mit phantastischen, unmotivirten Erfindungen kann man eine so gewaltige Form nicht füllen, wie es das Geschichtsdrama unstreitig ist. Dies Gefühl überkommt einem, wenn man den „Kampf um Byzanz", dies „Völkerdrama" Rudolf Sperling's liest. Es sind allerlei tüchtige und kräftige Ansätze darin, das ganze aber ist in einem Zustand der Unfertigkeit stecken geblieben, der mit ernsten Forderungen der Kunst unvereinbar ist. Und solche möchte man doch gewiß bei einem Autor erheben, in dem ein gärendes Talent mit tüchtigen Absichten vor uns steht. Diese Anerkennung mag dem Verfasser gerne gewährt werden, und sie mag statt einer eingehenden Besprechung hier Aufnahme finden. Denn die Aufgabe, dies Stück zu zerpflücken, wird keinen redlichen Beurtheiler locken, der in dem wirren Durcheinander der Handlung den Athem des Dramatikers, und in der ganz ungleichartig ausgefallenen Charakteristik die nach dem höchsten ringende Kraft eines Schaffenden erkannt hat.

3. Meister Martin und seine Gesellen. Ein Reimspiel des Beatus Rhenanus in fünf Acten oder neun Handlungen. Marburg i. H., N. G. Elwert. 1894. 8. 2 M.

Es ist alles recht gut gemeint in diesem Reimspiel. Ein heitres, liebenswürdiges Temperament spiegelt sich in den Versen wider, die stellenweise ein bemerkenswerthes Geschick und leichten zierlichen Fluß zeigen. Innige Gemüthswärme, Freude am Leben und eine gewisse Grazie machen die Lektüre wol zu einem Genuß für harmlose, bescheidene Schönheit achtende Leser. Man wäre versucht, mehr des Rühmenden über „Meister Martin" zu sagen, aber ein Umstand hemmt denn doch das Wort des freien Lobes. Das Reimspiel ist bei seiner kleinen Handlung und dem immerhin geringen geistigen Inhalt zu lang, viel zu lang, mindestens um die Hälfte zu lang. Wäre der Gang der Handlung flotter, der Aufbau straffer, dann würde die Freude an dem Ganzen bei weitem ungetheilter sein.

4. Das Mysterium von der Geburt des Heilands. Ein Weihnachtsspiel nach volksthümlichen Ueberlieferungen von Richard Kralik. Herausgegeben auf Veranlassung der Leo-Gesellschaft. Mit einem musikalischen Anhang. Wien, Carl Konegen. 1894. 12. 3 M. 60 Pf.

Der Erfolg des Herrig'schen Lutherfestspiels hat bekanntlich auch in katholischen Kreisen zur Nachahmung aufgefordert. Eigentlich fällt die Beurtheilung solcher kirchlichen Spiele besser dem theologischen als dem dramatischen Kritiker zu, denn der letztere wird wol durchgängig den guten Willen, aber die entsetzliche künstlerische Leere solcher Spiele zur Sprache bringen. In den allermeisten Fällen stört bereits die unendliche Redelust der Personen jedweden Eindruck. Langeweile ist das Kennzeichen der modernen, mühsam wieder belebten kirchlichen Festspiele, von denen wir hier ein im katholischen Geiste gehaltenes Weihnachtsspiel vor uns haben, ohne im Stande zu sein, es irgendwie vortheilhaft von den bisher vorhandenen religiösen Spielen unterscheiden zu können.

5. Engelbert der Reichsverweser. Zeitbild aus dem 13. Jahrhundert von Fritz Stoffel. Elberfeld, Baedeker. 1893. Gr. 8. 2 M.

Ein anmuthiges Talent tritt uns hier entgegen. Die

Figur des tapfern und charakterfesten Reichsverwesers ist in glücklicher Weise angeschaut. Die Fabel kann zwar nicht als bedeutend gelten, aber sie besitzt doch so viel Reiz, daß man nirgends das Interesse nachlassen fühlt. In den eingestreuten Naturschilderungen verräth sich eine hübsche dichterische Begabung.

6. Des Dramas Ende. Dramatische Scene in einem Aufzuge von Fr. Gallus. Osterwieck a. H., Zickfeldt. 1893. 50 Pf.

Einen sehr wesentlichen Vorzug hat dieses Stück ohne Frage: den der Kürze. Leider ist dies auch sein einziger. Hier der Inhalt: Nach ungefähr 20 Jahren erfährt ein junger Mann, daß seine Mutter ihn im Ehebruch empfangen hat. Natürlich liebt der junge Mann die Frau seines natürlichen Vaters. Der Herr Vater schießt den Sohn todt, dann erfährt er von seiner ehemaligen Geliebten, wer es ist, den er da getödtet hat. Das Stück ist zu thöricht, um ernst genommen zu werden.

7. Frau Potiphar. Drama in fünf Aufzügen von A. von Plankenberg. Leipzig, Literarische Anstalt. Aug. Schulze. 1893. Gr. 8. 80 Pf.
8. Auslese. Schauspiel in vier Aufzügen von Eberhard Kraus. Dresden, E. Pierson. 1893. 2 M.
9. Atheisten. Schauspiel in drei Aufzügen von Berthold Weiß. Zürich, Verlagsmagazin. 1893. 12. 60 Pf.
10. Die rechtschaffene Frau. Drama in drei Acten von Franz Blei. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1893. 8. 1 M.
11. Familie Klinger. Volksstück in vier Acten von Wolfgang Rick. Wien, M. Breitenstein. 8. 1 M. 50 Pf.
12. Fritz Reiner, der Maler. Vier Acte von Paul Cassirer. Dresden, E. Pierson. 1893. 1 M. 50 Pf.

Diese sechs Stücke stehen auf einer so tiefen Stufe, daß es nicht der Mühe lohnt, sie im einzelnen zu besprechen. — Von einer Gemeinheit der Gesinnung, die auch nicht den Schein eines künstlerischen Zweckes vorzutäuschen vermag, ist das Drama von Franz Blei „Die rechtschaffene Frau" (Nr. 10). Um derartigen literarischen Schmuz anzugreifen, muß man Hand und Nerven eines Büttels besitzen. Unsägliches Mitleid gebührt in mehr als einer Beziehung diesem Drama und seinem Verfasser. — Wirr und unklar ist das Weiß'sche Schauspiel „Atheisten" (Nr 9). — Das Volksstück von Wolfgang Rick „Familie Klinger" (Nr. 11) schließt sich durch Ungeschick und sehr tiefstehenden künstlerischen Verstand ebenbürtig den beiden andern Dramen an. — „Fritz Reiner, der Maler" von Paul Cassirer (Nr. 12), diese Studie nach dem Leben, kann zwar literarisch gebildeten Leuten nicht empfohlen werden, aber dies Drama ist ebenso wie die erstgenannten Stücke unschätzbar für Nachmittagschlaf suchende Rentner.

13. Arsent. Drama in fünf Acten von M. Bach-Gelpke. Glarus, Vogel. 1893.

Das Drama ist der Schweizer Geschichte im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts entlehnt. Es behandelt den Conflict zwischen dem wallisischen Heerführer Supersax und einem Cardinal der römischen Kirche, der dem hochgestiegenen Supersax erst weichen muß, bis er ihn mit Uebermacht aus dem heimischen Kanton vertreibt. Der Flüchtling findet Aufnahme im Haus eines freiburger Schultheißen Arsent, der für ihn das Blutgerüst besteigt, während Supersax gerettet wird. Der historische Stoff ist sehr reich, und keinen Moment steht das Leben auf der Bühne still. Dies ist wol ein dramatisches Erforderniß, aber die Gefahr ist groß, dabei die Ereignisse zu überstürzen und ihren dichterischen und menschlichen Gehalt nicht völlig auszuschöpfen. Nicht das Was, auch nicht das Wieviel — allein das Wie entscheidet beim Kunstwerk. Das Hasten, das Treiben macht ungeduldig und auf die Dauer matt. Auch müssen die Motive stellenweise klarer und vor allen Dingen stärker hervorgehoben werden, sodaß man empfindet, anders kann nicht gehandelt werden als wie die dramatischen Gestalten handeln. Bleibt ein anderer Ausweg übrig, so schiebt sich der Zweifel ein; der ununterbrochene Strom der Beziehungen zwischen Dichter und Leser wird gehemmt und die Wirkung unterbunden, die beide erwarten.

14. Der Heiland aus den Bergen. Ein psychologisches Schauspiel von Heinrich Welcker. Dresden, E. Pierson. 1894. 1 M. 50 Pf.

Aus Welcker's Stück spricht das Streben einer dichterischen Kraft nach ernsten und bedeutenden Zielen. Das ist unter allen Umständen sympathisch, besonders wenn ein bewußtes Abweichen von den gerade in Mode befindlichen Richtungen zu erkennen ist und man einräumen muß, daß der Dichter auch ein inneres Recht dazu hatte, eigene Wege zu suchen. Es ist nicht wie fast durchgängig das kleinliche Darstellen der äußern Welt, das hier den Anstoß zum Schaffen gegeben hat. Aus tiefern und reinern Quellen stammt der ganze Kreis von Empfindungen, denen hier künstlerisches Leben eingehaucht werden sollte. Ein moderner „Heiland", um dessen Dienstbarmachung Socialdemokratie und Papstthum sich streiten — das Stück spielt in Italien — erleidet durch eigene Schuld ein tragisches Ende. Dabei ist es erstaunlich zu sehen, wie Welcker zwar Worte und Züge von dem Christus der Evangelien für seinen modernen Helden entleiht, aber in keuscher und feinsinniger Weise diese Züge in die Charakteristik eines modernen, schwärmerisch veranlagten Menschen zu verweben weiß. Dies muß um so mehr anerkannt werden, als eine schöne edle Jugendlichkeit aus dem Drama spricht, während lange Zeit hindurch gerade das „Messiasthum" von jüngern Autoren zum koketten Putz misbraucht worden ist. Davon hat sich Welcker ferne gehalten und sogar die Kraft, über seinen Gestalten zu stehen, selbst über der des Helden in seinem Drama, in anerkennenswerther Weise bekundet. Sehr glücklich wird auch jedwede Romantik vermieden, die sich so leicht mit einem solchen Stoffe verknüpfen kann. Weniger dagegen genügt der Gedankeninhalt der Lehren des modernen „Heilands", die hinter der Vorstellung zurückbleiben, welche man mit einer solchen Gestalt verbindet.

Es reicht hier nicht hin, Christi Worte zu wiederholen, in schwärmerischer Verbrämung oder durchsetzt mit bunten poetischen Bildern. In dieser Hinsicht ist besonders die Predigt arg mislungen: es fehlen ihr die Herzenstöne, die schlichte aber urgewaltige Weisheit und die neuen, klaren Gedanken. Der Anfang des Dramas steht überhaupt nicht auf der Höhe der folgenden Aufzüge. Selbst Geschmacklosigkeiten, die bei der sonst fein empfindenden Art des Verfassers befremden, sind stehengeblieben, unter andern die Vorgeschichte des römischen Einsiedlers, der geborener Berliner ist. Diese, und andere selbst namhaftere Schwächen beeinträchtigen aber den tiefen Nachhall nicht, den Welcker's Drama inmitten einer Reihe öder und gemüthloser Machwerke in jedem hervorrufen wird.

15. Aus eigenem Recht. Vaterländisches Schauspiel in fünf Aufzügen von Ernst Wichert. Leipzig, C. Reißner. 1894. 2 M.

Ich will mit den Vorzügen des Dramas beginnen: es ist Repertoirstück im berliner Theater des Herrn Barnay; der deutsche Kaiser hat der Generalprobe persönlich beigewohnt und dem Verfasser einen Orden verliehen; die drei ältesten Prinzen haben eine Vorstellung besucht und damit den ersten theatralischen Eindruck in ihrem Leben empfangen. Damit hätte ich die Vorzüge des Stückes wol erschöpft, und ich käme in Verlegenheit, wenn man andere von mir angeführt sehen wollte. Aus diesem Grunde habe ich auch keinen günstigen Umstand vergessen, der für das Stück spricht, selbst wenn die Beziehung dieser Vorzüge zur Literatur nur geringfügig sein sollte; aber das Stück Wichert's hat auch nur geringfügige Beziehungen zur Literatur, oder genauer gesagt, zur Poesie. Von jeher ist Herrn Wichert der Quell der Dichtung nur sehr spärlich geflossen; in all seinen Werken fand man seit nunmehr einem Menschenalter ein vollgerüttelt Maß ehrlicher Langeweile. Man hat sich lange gescheut, diese nicht wegzuleugnende Thatsache auszusprechen und als ein gemeinsames Kennzeichen der Wichert'schen Romane und Dramen hinzustellen. Zwar fand man immer das letzte Werk, das man gerade gelesen hatte, etwas schwach, aber tröstete sich mit den „bekannten" Vorzügen der frühern Arbeiten Wichert's. Was ihnen allen mangelt, das ist der poetische Duft und die Persönlichkeit. Wichert spricht stets das Gewöhnliche mit gewöhnlichen Mitteln aus; er verdient weder in seinen Vorzügen ernsthaftes Lob, noch in seinen Fehlern die Achtung vor dem Können, die ein starkes Talent auch da findet, wo es irrt. Die Gabe zu charakterisiren, hat Wichert nicht. Seine Erfindungsgabe, die Fähigkeit durch Handlung Interesse zu erwecken, ist spröd und wenig entwickelt. Für den Roman, für dessen Kunstform uns fast das Verständniß abhanden gekommen ist, und für das winzige Lustspiel, wo auch der älteste Scherz und die fadeste Handlung zuzureichen scheinen, vermag Wichert mit knappster Noth den üblichen Durchschnitt vorzutäuschen. Aber im ernsten historischen Drama, im großzügigen und weltumspannenden Schauspiel, Herrn Wichert im Schweiß seines Angesichts thätig zu sehen, ist ein verdrießlicher und wenig begehrenswerther Anblick. Dabei ist das geschichtliche Bild von dem großen Kurfürsten und seinen preußischen Händeln mit Schöppenmeister Rhode für jeden nur einigermaßen Geschichtskundigen von schreiender Unwahrheit. Ein recht unangenehmer Hauch servilster Denkart zieht zudem durch das Stück. Es ist berliner Theatergeschmack, den großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm und den Fürsten des neuen Curses zu identificiren, und durch geschichtliche Gestalten meist recht plumpe aber gar nicht blöde Huldigungen an eine gewisse Adresse zu richten. Dagegen sich zu sträuben, wie es dem rechten Dichter zukommt, war natürlich von dem schwachen Geschmack Wichert's kaum zu erwarten. Und das Ergebniß? — Ich bitte die einleitenden Worte zu dieser Beurtheilung zu lesen. Weitere Vorzüge kann ich nicht namhaft machen.

Friedrich Kummer.

# Feuilleton.

Der tobende Streit um Sprachrichtigkeit und Sprachreinheit hat auch die tiefergehenden Fragen nach der Entstehung der Sprache und ihrer Entwickelung wieder in den Vordergrund gerückt. Wir nennen zunächst ein Schriftchen von Baudouin de Courtenay: „Vermenschlichung der Sprache, ein Aula-Vortrag, gehalten zu Dorpat am 19. Februar 1892 zum Besten des Hülfsvereins" (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Virchow und Wattenbach. Neue Folge. VIII. 173. [Hamburg, Richter, 1893]). Die Untersuchungen des Verfassers, die ziemlich tief in das physiologische Gebiet eingreifen, spitzen sich zu in die Frage: Kann man in den historischen Veränderungen der lautlichen Seite der Sprache eine allmähliche Verschiebung der Artieulationsarbeiten aus den untern und hintern in die obern und vordern Gebiete der Lautbildung erkennen? In der That macht sich, wie der Verfasser an Beispielen darlegt, überall eine allmähliche Schwächung der Kehlkopfthätigkeit zu Gunsten der Thätigkeit einzelner Sprachorgane in der Mundhöhle bemerkbar, und ebenso ist im Gegensatz zu der zurücktretenden Thäiigkeit der hintern Organe und Organentheile der Mundhöhle, vorzugsweise der Hinterzunge, im Laufe der Sprachgeschichte mehr und mehr eine immer stärkere Zunahme der Arbeit der Vorderzunge zu beobachten. In diesem Aufwärtsstreben der Sprachthätigkeit, in diesem Excelsior, erkennt der Verfasser eben die allmähliche, unaufhörlich fortschreitende Vermenschlichung. Er untersucht aber ferner, ob auch nach der psychischen Seite hin ein entsprechender Fortgang stattfinde. Während die thierischen Lautäußerungen feststehen, hat die menschliche Sprache die Fähigkeit, immer neue Bedeutungen anzunehmen, und zwar schreitet sie fort zu immer größerer Vergeistigung; im Gegensatz zu jener lautphysiologischen Entwickelung nach außen steigt das sprachliche Denken immer mehr in die Tiefen der menschlichen Seele, wird immer abstracter.

In mancher Beziehung als Ergänzung zu diesen Ausführungen erscheint der gleichfalls anregende Vortrag von A. Rosenstein: „Das Leben der Sprache, gehalten in der literarischen Gesellschaft zu Danzig" (in derselben Sammlung Neue Folge. VIII. 187. [Hamburg, Richter, 1893]). Der Verfasser betont mit Recht, daß

die Sprache nur vergleichsweise ein Organismus genannt werden könne, und bemüht sich, ihr Wesen festzustellen und die Bedingungen, unter denen sie sich entwickeln könne. Möglich ist eine Entwickelung überhaupt nur unter Culturvölkern, während bei niedrig stehenden Völkern eine fortwährende Neuschöpfung vor sich geht. Aber auch nur bei gemeinsamer Wirksamkeit eines conservativen und eines fortschrittlichen Strebens kann die Entwickelung sich gedeihlich vollziehen. Mancherlei Kräfte wirken auf die Sprache ein, zunächst jedes Menschen individueller Geist, sodann die Denkweise gesellschaftlicher Gruppen, die sich in Büchern und Zeitungen äußert. „Aber mehr noch: die Culturen der Völker in ihrer gegenseitigen Berührung, in dem lebendigen Austausch ihrer materiellen und geistigen Erzeugnisse haben, wie die Sprache aller Culturvölker lehrt, ihre Spuren in jeder Cultursprache zurückgelassen." Nachdem der Verfasser so die Sprache als einen gegebenen Stoff betrachtet hat, kommt er auf ihr Wesen und ihre Entstehung zurück, ohne auch jetzt ein sicheres Ergebniß zu erzielen. In welcher Gestalt erhielt nun zuerst die innere Willensmeinung äußern Ausdruck? Jedenfalls nicht in der des gegliederten Satzes, aber doch in der des Satzes. „Denn da die Sprache ursprünglich Ausdruck einer Willenshandlung ist, so kann letztere, wie jede Handlung, nur durch einen Satz ausgedrückt werden, der in unserm Falle zunächst imperativischen Sinn haben wird." Der Verfasser sucht seine Theorie an der Sprache der Kinder klar zu machen. Die Aeußerungen der Kinder bestehen in rudimentären Sätzen, und zwar kommt zunächst das Prädicat als das Wichtigste zum Ausdruck. Erst in zweiter Linie wird dann das Subject hinzugefügt. Vermöge einer Art geistiger Trägheit fällt aber auch der sprachgewandte Mensch wieder auf die Sprachstufe des Kindes zurück. Schließlich kommt Rosenstein, von der Form auf den Stoff übergehend, auf das interessante Kapitel, der Bedeutungslehre und bespricht hier eine Reihe interessanter Erscheinungen. „So führt denn die Sprache ... ein scheinbar launenhaftes, unzuverlässiges Leben. Und doch — nur scheinbar. Denn was auf den ersten Blick scheinbarer Laune entspringt, das zeigt sich uns, näher besehen, als ein Ausfluß tief in dem menschlichen Seelenleben begründeter Gesetze."

Mehr praktische Zwecke verfolgt J. Sabin in seiner Broschüre: „Die Sprache der Presse und des Parlaments." (Deutsche Schriften für Literatur und Kunst, herausgegeben von Eugen Wolff. 2. Reihe, Heft 6 [Kiel, Lipsius u. Tischer, 1893]). Sabin betrachtet einen von Rosenstein nur skizzirten Gegenstand nach allen Seiten hin, indem er zunächst fragt: Hat die Presse die Sprache des Volks und des Gelehrten beeinflußt? oder hat die Sprache des Volks und des Gelehrten die Presse beeinflußt? Dabei handelt er von der Zusammensetzung des Journalistenstandes, insbesondere von den studirten Leuten und von der Ausbildung zum Journalistenberufe. Bei der Erörterung der gesteigerten Anforderungen, die die heutige Presse im Gegensatz zur frühern stellt, erinnert er, daß die verlangte „Fixigkeit" nur unter Zuhülfenahme gewisser Gemeinplätze möglich ist. Hier finden wir auch eine Charakteristik der gegen früher stark vermehrten Parteien und ihrer Sprache. Sehr scharf geht der Verfasser mit den Auswüchsen des modernen Feuilletons, insbesondere des „belletristischen" ins Gericht und kommt bei alledem zu dem Schlusse: „Verlangte man weniger Schnelligkeit als Gründlichkeit, weniger Aeußerlichkeit als Innerlichkeit, es würden sich nicht soviele unreife Elemente dazu drängen, die den ganzen an sich gewiß ehrenwerthen Stand blamiren." Amüsant ist im folgenden namentlich die Zusammenstellung der gebräuchlichsten „Schlagworte". Kapitel IV handelt von Einzelheiten des sprachlichen Ausdrucks, wobei Sabin manches Angefochtene in Schutz nimmt. Doch meint er S. 33: „Weit gerechtfertigter ist dagegen der Vorwurf, daß dem Eigenschaftswort als Prädicat eine Endung angehängt wird. Man liest oft: „Der Preis ist ein niedriger", anstatt „der Preis ist niedrig". Schön ist das nicht, und solche Sprachwendungen haben meistens in Gedankenlosigkeit oder Sucht nach Pathos ihren Grund. Das Pathos wirkt in solchem Falle lächerlich." Man sieht aber, wie es mit solchen Lehren geht. Denn Sabin schreibt selbst S. 48: „Damit soll aber nicht gesagt sein, daß die Arbeit des Redacteurs eine leichte ist." Seine wiederholten Seitenhiebe auf den mangelhaften Sprachunterricht auf den Schulen entsprechen in ihrer Allgemeinheit gewiß nicht den heutigen Verhältnissen. Kapitel V erörtert die Sprache des Parlaments. Hier finden sich gute Beobachtungen über die Redegewandtheit einzelner Parlamentarier, über charakteristische Lieblingswendungen u. dgl. Den Schluß in Kapitel VI bilden positive Vorschläge. Der Verfasser verspricht sich eine größere Vertiefung der journalistischen Leistungen, wenn die Thätigkeit des Reporters in Zeitungen von der des Kritikers in Zeitschriften streng geschieden würde. Doch glauben wir nicht, daß seine Rathschläge in der Praxis Anklang finden werden.

— Mit dem, was Heinrich Kratz über „Die Bildung des Gemüths" (Stuttgart, Bonz u. Müller) ausführt, wird man sich durchaus einverstanden erklären müssen bis auf Einzelheiten, die aber für die Gesammtbeurtheilung seiner Schrift thatsächlich belanglos sind. Dazu rechne ich eine Eintheilung der Gefühle, wonach die für Wahrheit, Recht und Sittlichkeit als ideelle getrennt werden von dem religiösen Gefühl als einem reellen. Unbestreitbar und wesentlich ist Kratzens Ausgangspunkt: unsere Zeit überschätzt die Verstandesbildung auf Kosten der des Gemüths, ein Satz, den die Pädagogik neuerdings mit allem Nachdruck verficht, wenn sie die Erziehungsschule fordert und als erstes Ziel hinstellt. Der Verfasser erscheint in seinen Darlegungen als warmfühlender Menschenfreund, dem edelste Absicht die Feder in die Hand nehmen läßt. Natürlich-eindringlich wendet er sich vornehmlich an die reifere Jugend in gewählter, mitunter etwas breiter Sprache. Gut gelingt ihm das Bestreben, die Schulsprache zu ersetzen durch allgemein verständliche Ausdrücke. So darf das Buch Aeltern, die auf wahre Bildung ihrer Kinder bedacht sind, ehrlich empfohlen werden.

— Dem Theaterfreund willkommen wird ein zierliches Büchlein sein, das den geistvollen wiener Feuilletonisten Ludwig Hevesi zum Verfasser hat, „Zerline Gabillon. Ein Künstlerleben" (Stuttgart, A. Bonz u. Comp., 1894). Hübsch und fesselnd schildert Hevesi den Lebens- und Werdegang der eigenartigen Künstlerin, ihr Wirken am Burgtheater, ihr Familienleben, ihren Verkehr mit den Freunden und entrollt ein Charakterbild, das ohne geschmeichelt zu sein, doch merken läßt, daß es mit Liebe ausgeführt ist. Langjährige Bekanntschaft mit der Familie Gabillon und Mittheilungen des überlebenden Gatten der Künstlerin haben dem Verfasser das Material zu dem Buche geliefert, das zugleich ein dankenswerther Beitrag zur Geschichte des Burgtheaters ist. Die Tochter Zerline's, Frau Helene Bettelheim-Gabillon, hat achtzehn feinsinnige Zeichnungen zu dem Bande beigesteuert, der außerdem mit zwei Bildnissen geschmückt ist.

## Bibliographie.

Aus dem Leben König Karls von Rumänien. Aufzeichnungen eines Augenzeugen. Erster Band. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. Gr. 8. 8 M.

Behrend, E., Novellen. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 2 M.

Bobertag, B., Mit allen Waffen. Roman aus der Gegenwart. Dresden, E. Pierson. 12 M.

Duncker, D., Die Modistin. Novellen und Skizzen. Berlin, Freund u. Jeckel. 1893. 8. 2 M.

Eckstein, E., Verstehen wir Deutsch? Volksthümliche Sprachuntersuchungen. Leipzig, C. Reißner. 8. 2 M.

Haber, S., Reiselustiges. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 2 M.

Koch, Dr. J. L. A., Die Frage nach dem geborenen Verbrecher. Ravensburg, O. Maier. 1 M. 50 Pf.

Oechelhäuser, W., Shakespeareana. Berlin, J. Springer. Gr. 8. 6 M.

Reber, F. v., Geschichte der Malerei vom Anfang des 14. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft. 8. 6 M.

# Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von **F. A. Brockhaus** in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.


**Politischer Redakteur,**

guter Leitartikler, der namentlich die deutsche Politik vollständig beherrschen muß, für ein großes süddeutsches Blatt gesucht. Hauptbedingung ist langjährige Praxis, bestätigt durch Zeugnisse über unbedingte Selbständigkeit. Süddeutsche Bewerber, namentlich solche, die mit den bayerischen Verhältnissen vollständig vertraut sind, erhalten den Vorzug. Gefl. Offerten mit curiculum vitae, politischen Glaubensbekenntniß unter Angabe der Gehaltsansprüche sub **K. 20124** an **Haasenstein & Vogler A.-G., München** erbeten. Photographie erwünscht. Eintritt nach Uebereinkunft.

**Neueste Romane**

aus dem Verlage der

**Deutschen Verlags-Anstalt**

in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

**In engen Schranken.**

Roman von

**Marie Gerbrandt.**

Preis geheftet M. 3. —; fein gebunden M. 4. —

**Auf Befehl des Königs.**

Roman von

**Clarissa Lohde.**

Preis geheftet M. 3. —; fein gebunden M. 4. —

**Um der Liebe willen.**

Roman von

**Reinhold Ortmann.**

Preis geheftet M. 4. —; fein gebunden M. 5. —

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

**Deutsche Verlags-Anstalt**

in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Sammlung hervorragender Novitäten

**des Auslandes.**

In dieser Sammlung ist soeben erschienen:

**Das Reich Gottes ist in Euch**

oder

Das Christentum als eine neue Lebensauffassung, nicht als mystische Lehre.

Von

**Leo N. Tolstoj.**

Vom Verfasser autorisirte Uebersetzung von R. Löwenfeld.

Preis geheftet M. 5. —; eleg. gebunden M. 6. —

Dieses hochbedeutsame Werk des berühmten Philanthropen, das bisher in Rußland nur in einigen Abschriften bekannt geworden ist, in Frankreich aber im Auszuge das größte Aufsehen erregt hat, liegt nun in meisterhafter, vom Autor selbst angeordneter Uebertragung zum erstenmale in seiner ganzen Vollständigkeit vor. Das Buch wird nicht nur die speziellen Tolstojverehrer, die es längst mit Spannung erwartet haben, sondern jeden Literaturkenner und Gebildeten aufs Höchste interessiren, da es eine Fülle origineller und anregender Gedanken über das geistige und Kultur-Leben der Gegenwart enthält. In Deutschland wird besonders das Kapitel über die allgemeine Wehrpflicht auch vom Gegner mit Teilnahme gelesen werden.

Von Leo Tolstoj ist früher in unserem Verlage erschienen:

**Die erste Sprosse.**

Preis geheftet M. 1. —; eleg. gebunden M. 2. —

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

**Sakuntala.**

Indisches Schauspiel von **Kalidasa.**

Deutsch metrisch bearbeitet von Edmund Lobedanz.

Achte Auflage. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

**Balthazar Gracian's**

**Hand-Orakel und Kunst der Weltklugheit.**

Aus dessen Werken gezogen von Don Vincencio Juan de Lastanosa, und aus dem spanischen Original treu und sorgfältig übersetzt von

**Arthur Schopenhauer.**

Vierte Auflage.

8. Geh. 2 M. Geb. 3 M.

Die vorliegende vierte Auflage des von Schopenhauer hochgeschätzten und darum von ihm aus dem Spanischen übersetzten Werks ist, um dasselbe allgemeiner zugänglich zu machen, im Preise wesentlich ermäßigt worden. Schopenhauer sagt von dem Werke:

„Dasselbe lehrt die Kunst, deren alle sich befleißigen, und ist daher für jedermann. Besonders aber ist es geeignet, das Handbuch aller derer zu werden, die in der großen Welt leben, ganz vorzüglich junger Leute, die ihr Glück darin zu machen bemüht sind, und denen es mit einem mal und zum voraus die Belehrung gibt, die sie sonst erst durch lange Erfahrung erhalten. Das einmalige Durchlesen ist offenbar durchaus unzulänglich, vielmehr ist das Buch zu anhaltendem, gelegentlichem Gebrauche gemacht und recht eigentlich ein Gefährte für das Leben: daher wird, wer es gelesen, oder auch nur darin geblättert hat, es besitzen wollen.“

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

**Unsere Kolonien:**

**Land und Leute**

geschildert von

**Dr. Berthold Volz.**

Mit 72 Abbildungen und 2 Karten.

Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

**GLOBUS.**

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von **Karl Andree.**

Herausgegeben von **Richard Andree.**

Vereinigt seit 1894 mit der Zeitschrift DAS AUSLAND.

Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen.

Deutsche Zeitungs-Preisliste für 1894, Nr. 2663.

**Probe-Nummern gratis und franco.**

Verlag von **Friedr. Vieweg & Sohn, Braunschweig.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

**Wesen und Zweck der Politik.**

Als Theil der Sociologie und Grundlage der Staatswissenschaften.

Von **Gustav Ratzenhofer.**

Drei Bände. Mit 1 lithographirten Tafel. 8. Geh. 20 M.

Diese Untersuchungen über Wesen und Zweck der Politik, eingeleitet und abgeschlossen durch ausführliche Erörterungen aus dem Gebiete der Soeiologie, sind auf ganz neuem Wege angestellt, und das System, das der Verfasser entwickelt, trägt durchaus den Charakter der Selbständigkeit.


(Mit einer Beilage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**)


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 12. — 22. März 1894.



Inhalt: Das Conversations-Lexikon und seine culturgeschichtliche Bedeutung. Von Karl Biedermann. — Zur Shakespeare-Literatur. Von Ernst von Sallwürk. — Skizzen und Erlebnisse aus dem Süden. Von Otto Speyer. — Romane und Novellen. Von Karl Müller-Rastatt. — Zur neuern historischen Literatur. Von Georg Winter. — Vom großen Kriege. Von J. Wychgram. — Dramatische Werke. Von Friedrich Kummer. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.


## Das Conversations-Lexikon und seine culturgeschichtliche Bedeutung.

In der wissenschaftlichen Bewegung unseres Volkes und unserer Zeit sind zwei Strömungen zu unterscheiden, wovon die eine in die Tiefe, die andere in die Breite, die eine auf Absonderung oder Specialisirung, die andere auf Verallgemeinerung geht. Das Ziel der erstern ist: Gelehrsamkeit, das der zweiten: Bildung im weitern Sinne. Die eine fördert Massen edeln Erzes zu Tage, die andere prägt dieselben in kleine Münzen aus zum Gebrauch im geistigen und geselligen Verkehr.

Die Verwerthung der Schätze der Gelehrsamkeit für die allgemeine Bildung — soweit die Natur der bestimmten Wissenschaft dies gestattet — erfolgt zunächst durch die Darlegung der wissenschaftlichen Ergebnisse in einer auch für den Nichtgelehrten möglichst verständlichen Form. Wir Deutsche waren in dieser Beziehung hinter Engländern und Franzosen lange zurückgeblieben — in der neuern Zeit ist nach dieser Richtung viel geschehen, um den Vorsprung, den jene hatten, wieder einzuholen. Selbst so schwierige Materien wie die Geheimnisse der Natur haben sich dem allgemeinen Zuge der Popularisirung (dieses nun einmal gebräuchliche Fremdwort in seinem besten Sinne genommen) fügen müssen — es braucht nur an die trefflichen Arbeiten dieser Art von Liebig, Schleiden u. a., ja auch an Alexander von Humboldt's „Kosmos" erinnert zu werden, der die Einsicht in das Ganze des Weltbaus auch dem Nichtgelehrten, soweit dies nur möglich, nahe gebracht hat. Aehnliches geschieht auf dem Gebiet der Geschichte, wovon unter andern Sybel's „Begründung des neuen Deutschen Reichs" ein glänzendes Beispiel ist, und auf dem des Rechts, wie das Ihering's geistvolle Behandlung wichtiger Rechtsfragen bewiesen hat u. s. w.

Allein damit ist es nicht gethan. Die Masse des in den verschiedenen Specialwissenschaften zusammengetragenen und verarbeiteten Stoffes ist so ungeheuer, daß selbst der Gelehrte, geschweige der Nichtgelehrte, nicht daran denken kann, diesen ganzen Stoff in systematischer Reihenfolge und Vollständigkeit (auch wenn er in noch so klarer und übersichtlicher Form geboten wird) auf einmal sich anzueignen. Ein leidliches Stück Geschichte läßt sich mit Hülfe eines guten Geschichtswerks wohl erfassen und behalten, daneben vielleicht auch ein Stück Geologie und Botanik, allein wer möchte sich vermessen, die, wenn auch noch so populären Lehrbücher aller der verschiedensten Wissenschaften durchzustudiren? Eine so vielseitige Kenntniß von allen Dingen, wie sie etwa seiner Zeit der Polyhistor Conring oder (im höhern Sinne) der Philosoph Leibniz besaß, ist heutzutage — bei der extensiven und intensiven Entwickelung aller Wissenschaften — selbst dem umfassendsten Geiste nicht möglich.

Hier nun tritt das Conversations-Lexikon aushelfend ein. Ist es nicht möglich, alle die Ergebnisse der Specialwissenschaften, welche von Jahr zu Jahr, ja man möchte sagen von Tag zu Tag, einen immer größern Umfang gewinnen, in sich aufzunehmen, nun wohl, so muß man sich bescheiden, diejenigen kennen und verstehen zu lernen, welche am einflußreichsten in das allgemeine Culturleben der Nation eingreifen, dasselbe vorwärtstreiben oder umgestalten. Wer z. B., der nicht Techniker von Beruf ist, möchte sich vermessen, alle die unendlich vielen Phasen, welche die Elektrotechnik bereits durchlaufen hat und noch täglich durchläuft, in ihrem streng wissenschaftlichen Zusammenhange zu erkennen? Allein die praktischen Resultate derselben, gleichsam die letzten Ausläufer dieser ganzen Reihe, die Bildung des Glühlichts oder das Funktioniren des Telephons, diese lassen sich wohl begreifen, sobald sie auf allgemein verständliche Weise dargelegt werden. Das nun gerade wollen und sollen die Conversations-Lexika leisten, und das leisten sie auch, die hervorragendern wenigstens, wie das Brockhaus'sche und das Meyer'sche.

Mögen immerhin Gelehrte der strengen Observanz auf

das blos „encyklopädische" Wissen, welches auf diesem Wege gewonnen werde, vornehm achselzuckend herabsehen! Immerhin doch besser, wenn in weiten Kreisen ein solches encyklopädisches Wissen verbreitet wird, als wenn statt dessen Unwissenheit herrschte. Schon zu Gottsched's Zeiten, das heißt vor nun mehr als 150 Jahren, machte sich das Bedürfniß einer Popularisirung der Wissenschaft in der Form von „Encyklopädien" geltend und fand Befriedigung durch das Entstehen einer Menge solcher Sammelschriften unter allen möglichen Formen und Namen. Damals eiferten auch Viele: „eine aus Wörterbüchern geschöpfte Kenntniß schaffe keine gründlichen Gelehrten, sondern nur eine Masse Halbgelehrter." Ihnen erwiderten aber andere, und, wie Gottsched meint, mit Recht: „was es denn schade, wenn außer den wahren Gelehrten, die freilich ihre Wissenschaft aus ganz andern Quellen schöpfen müßten, auch eine gute Zahl sogenannter Unstudirter nicht ganz unwissend sei; ob es nicht angenehmer sei, mit Leuten, die Etwas, als die gar Nichts wüßten, umzugehen?"

Uebrigens zeichnen sich die jetzigen Conversations-Lexika vor den encyklopädischen Werken jener Zeit sehr vortheilhaft dadurch aus, daß letztere fast immer nur ein bestimmtes Wissensfach umfaßten, so daß, wer sich in verschiedenen Wissenschaften unterrichten wollte, womöglich ein ganzes Dutzend solcher Encyklopädien sich anschaffen mußte, während jene sich über alle nur denkbaren Gebiete des Wissens und des Lebens verbreiten, also dem, der sie richtig gebraucht, die Füglichkeit einer extensiv möglichst vielseitigen Bildung gewähren. Außerdem aber sind die besten dieser Conversations-Lexika in ihren einzelnen Artikeln von Fachkundigen auf das gründlichste und im wahrhaft wissenschaftlichen Geiste bearbeitet. Die Arbeitstheilung, die je länger je mehr auch in den Wissenschaften platzgegriffen hat, bietet gerade bei der encyklopädischen Behandlung derselben den Vortheil, daß der eine Theil von dem einen, ein anderer von einem andern Fachmann, der gerade in diesem Theile besonders bewandert ist, bearbeitet werden kann.

Andererseits bildet die Zusammenfassung aller Richtungen und Seiten des Culturlebens — Politik, äußere und innere, Volkswirthschaft, sociale und gemeinützige Bestrebungen, Philosophie, philologische und exacte Wissenschaften, Technik u. s. w. — ein nützliches Gegengewicht gegen die immer mehr um sich greifende Sonderung und Specialisirung nicht blos der verschiedenen Wissenschaften unter sich, sondern auch innerhalb der einzelnen Wissenschaft. Das Conversations-Lexikon vertritt insofern in gewissem Sinne den culturgeschichtlichen Zug unserer Zeit, der darauf geht, daß nicht einzelne Culturrichtungen, nicht die äußere Politik für sich, nicht das Wirthschaftsleben für sich, nicht die abstracte Gelehrsamkeit für sich u. s. w., gleichsam eine Sonderexistenz führen und sich von den andern Richtungen abscheiden, daß vielmehr alle zusammenwirken, um ein Gesammtculturbild eines bestimmten Volks oder einer bestimmten Zeit darzustellen. Freilich ist dieser Zusammenhang hier ein mehr äußerlicher, erst durch eine Verbindung mehrerer Artikel herzustellender, während die Culturgeschichte als Wissenschaft eine organische Einheit aller dieser Culturrichtungen anstrebt; allein auch diese mehr äußerliche Verknüpfung des Verschiedenartigsten, wenn sie in so ernster und gründlicher Weise geschieht wie neuerdings in immer steigendem Maße — ist im Interesse der Verbreitung und Verallgemeinerung der Bildung freudig und dankbar zu begrüßen.

Es geht uns übrigens heute mit dem Conversations-Lexikon, dieser werthvollen Erfindung der Neuzeit, wie mit vielen solchen Erfindungen und Verbesserungen: wir nehmen es hin, benutzen es, erfreuen uns daran, belehren uns dadurch, vergessen aber dabei leicht, wie es gewesen sein möge, als es noch kein Conversations-Lexikon im heutigen Sinne gab, und welches Verdienst dem gebühre, der zuerst ein solches ins Leben rief. Das Verdienst dieses Mannes, des ebenso thatkräftigen wie genialen Friedrich Arnold Brockhaus, ist ein doppeltes. Einmal hat er damit ein ganz neues und fruchtbares Gebiet schriftstellerischer und buchhändlerischer Thätigkeit eröffnet, welches seitdem von zahlreichen Nachfolgern im In- und Auslande (in mehr oder weniger ähnlichem Geiste wie der seine) bebaut worden ist; sodann aber ist dieses erste wirkliche „Conversations-Lexikon" der reiche und mit jeder neuen Auflage reicher fließende Quell geworden, von dem aus nun fast hundert Jahre lang die mannichfaltigsten Bildungselemente in alle Schichten des deutschen Volks im In- und Auslande geflossen sind. Für einen Culturhistoriker des 19. Jahrhunderts wird es eine dankbare Aufgabe sein, diesen Bildungseinflüssen eingehender nachzuspüren; darauf schon jetzt — bei Gelegenheit der Jubiläumsausgabe des Brockhaus'schen „Conversations-Lexikons" (seiner 14. Auflage) — wenigstens hinzuweisen, erscheint als eine patriotische Pflicht.

Karl Biedermann.

---

# Zur Shakespeare-Literatur.

1. Shakespeare's Frauengestalten. Von Dr. Louis Lewes. Stuttgart, C. Krabbe. 1893. 8. 5 M.
2. Ueber Hamlet's Wahnsinn. Von Dr. Anton Delbrück. (Akademischer Rathhausvortag, gehalten in Zürich 1892. Neue Folge der Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Heft 172 der achten Serie. Herausgegeben von Virchow und Wattenbach.) Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G. 1893. 8. 50 Pf.
3. Die englischen Dramatiker vor, neben und nach Shakespeare. Von Adolf Friedrich Graf von Schack. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. 1893. 7 M.

Shakespeare hat seine dramatischen Gestalten nach dem Gesichtspunkte der Handlung, in die er sie eintreten läßt, entworfen. Aber sie behaupten sich alle gegen den Versuch, sie auch von andern Standpunkten aus zu betrachten. Sie

gleichen nicht jenen Naturen, für die der Bildhauer nur eine einzige Seite bis in die letzte Einzelheit ausführt, sodaß der Beschauer nur von dieser Seite aus verstehen kann, was der Künstler gewollt hat. Insofern darf man ohne Phrase sagen, daß Shakespeare's Gestalten lebendig seien: keines ihrer geistigen Organe scheint vom Dichter vergessen zu sein. Aber es wäre wieder eine kleinliche Auffassung, wollten wir ihm eine so ängstliche Sorgfalt der Arbeit zuschreiben, daß er, wenn wir im Bilde von der Statue fortfahren dürfen, seine Personen, bevor er sie in die Handlung eingeführt, vor seinem geistigen Auge nach allen Seiten umhergewendet hätte, um jedem Tadel einer allzu scharfsichtigen Kritik zu entgehen. Das mochten seine gelehrten Kunstgenossen und Nachfolger thun. Er faßt die Menschen, wie seine Erfahrung sie ihm entgegengeführt und seine gestaltungskräftige Phantasie ihm zeigt, mit einem Blicke, und er denkt sie sich von Anfang an in der Handlung, für welche er sie erfunden hat. Er arbeitet wie Gluck, der uns das Geheimniß verrathen hat, das ihn für jede Scene den einfachsten und doch wirkungsvollsten musikalischen Ausdruck finden ließ: Gluck stellte sich vor, er sitze im Theater und schaue seine Handlung, wie sie sich auf der Bühne abspiele, und nun setzte er nur seine lebhafte Empfindung in Töne um. Die wirkliche Ausarbeitung seiner musikalischen Dramen war dann fast nichts mehr als Technik. Das nämliche müssen wir von Shakespeare annehmen; es wäre sonst nicht zu begreifen, wie diese wunderbarsten Schöpfungen der dramatischen Kunst mühelos wie ein zerstreuendes Spiel aufs Papier gebracht werden konnten.

Nun hebt Louis Lewes (Nr. 1) die Frauengestalten Shakespeare's zu einer besondern Betrachtung heraus, die zu interessanten, wenn auch nicht ganz neuen Ergebnissen führt. A. Schröer's Buch über Titus Andronikus hat gezeigt, wie fruchtbar die zusammenhängende Betrachtung der psychologischen Gestaltungen, die bei einem dramatischen Dichter uns begegnen, für die Fragen der höhern Kritik werden kann. Der Verfasser von Shakespeare's Frauengestalten webt aus diesen einen Faden in das so lockere Gewebe der Lebensgeschichte unseres Dichters, und das geschieht mit so vielem Geschicke, mit so liebenswürdiger Darstellung, daß wir dem Buche viele dankbare Leser und noch mehr dankbare Leserinnen versprechen.

Lewes scheidet drei Abschnitte in Shakespeare's Leben. Er beginnt den ersten mit „Titus Andronikus" und schließt ihn mit der „Zähmung der Widerspenstigen". Die Frauen in diesen Stücken sind herb wie die Heldin der ebengenannten Komödie. Die Neigung des ältern englischen Theaters zu Blut und Greuel hat mitgewirkt bei den abstoßenden Frauenbildern in „Heinrich VI."; aber in der „Komödie der Irrungen" klingt etwas wie bittere eigene Erfahrung durch. Das ist aber Shakespeare's eigene Zeit der Irrungen, die nun sich beschwichtigt und zu heitererer Lebensanschauung sich wendet. Es ist ja doch gewiß, daß der Dichter nach wilden Jugendjahren, denen eine vielleicht aufgezwungene Verheirathung ein nicht viel glücklicheres Ende bereitet hat, in die große Hauptstadt gewandert ist, um sein Glück zu versuchen. Es mag eine schwere Lehrzeit gewesen sein; aber er scheint sein äußeres Glück und wol auch innere Ruhe gefunden zu haben, als er die „Beiden Edelleute von Verona" noch in den ersten neunziger Jahren schrieb.

Die zweite Periode schließt Lewes mit „Viel Lärm um Nichts". Heitere und witzige Frauen begegnen uns da, wie die in „Verlorener Liebesmüh", treue unschuldige Liebe wie in den „Beiden Edelleuten", dann die entzückende und kluge Portia im „Kaufmann von Venedig", Rosalinde, die wie „ein reiner musikalischer Accord" uns anmuthet, in „Wie es euch gefällt", die ihr verwandte Viola in „Was ihr wollt", endlich die frohe und kecke Beatrice in „Viel Lärm um Nichts". Dazwischen ziehen die duftigen Gestalten des „Sommernachtstraums" an uns vorbei, mit ihren mehr schematisch gezeichneten Frauen, und wir erfreuen uns an der ehrbar gesunden Art der „Lustigen Weiber von Windsor". Nur „Richard III." erinnert noch an die frühere Zeit. Die Krone dieser ganzen Reihe gebührt aber der südlichen Julia. Uns scheint „Romeo und Julie" überhaupt den Uebergang Shakespeare's zur freien poetischen Charakteristik zu bezeichnen; vielleicht steht das Stück auch als letzter Entscheidungsschritt aus der episch-lyrischen zur dramatischen Poesie Shakespeare's vor uns. Bezeichnend wenigstens dünkt es uns, daß es noch die Blumenketten des Sonetts an sich hängen hat.

Mit „Coriolanus" beginnt bei Lewes die dritte Periode, und hier müssen wir allerdings eine Lücke anzeigen, die aber erklärlich ist in einem Buche, das nur die Frauengestalten unseres Dichters betrachten will. Zu der hohen Dichtung, in welche die Römerdramen uns einführen, hat er sich vorbereitet an „Heinrich IV." und „Heinrich V.". Daß Lewes an diesen Dramen vorbeigegangen ist, bedauern wir nicht; er hätte uns für seine Zwecke wenig Erbauliches vortragen können. Aber in der Entwickelung Shakespeare's sind sie sehr wichtige Marksteine. Die Frauen im „Coriolanus" sind trefflich gezeichnet; Cato's heroische Gattin in „Julius Cäsar" verdanken wir dem „Plutarch". Aber es folgt die glühende „Kleopatra", die ehrgeizige „Lady Macbeth", dann das rührende Opfer naiver Mädchenliebe im „Hamlet", Desdemona, ein „Vögelchen, welches das Nest verlassen, ehe es fliegen konnte", Cordelia im „König Lear", die Dulderin Hermione im „Wintermärchen", Imogen, eine Lichtgestalt in „Wirren und abschreckenden Abenteuern", endlich „Miranda", die duftigste Gestalt unter Shakespeare's Frauen. In „Heinrich VIII." ist wenigstens Katharina's reine Treue und königlicher Frauenstolz des Dichters würdig.

Indem wir zu der Lektüre des hübschen Lewes'schen Buchs einladen, möchten wir auf schwächere Punkte desselben doch in Kürze hinweisen. Die einleitenden Abschnitte über Shakespeare, seine Zeit und sein Leben entbehren da und dort der wünschenswerthen Sicherheit. Schon gewisse

Schreibungen stören wie Gordebuc statt Gordobuc oder Gorboduc, wie jetzt gewöhnlich gesagt wird, Lilly, während der Dichter sich Lyly schrieb, Tarlten statt Tarlton, Philestrat u. dgl. Auch daß die Verse, die als Probe gedruckt werden, machmal falsch abgetheilt sind, kann nicht dem Drucker allein zur Last fallen. Merkwürdig ist aber, daß S. 36 das Shakespeare-Theater noch nach Kreyssig geschildert wird, da wir nun doch durch R. Th. Gaedertz es in Figura und richtig kennen gelernt haben. Lewes will zwischen Verhimmelung und Lästerung des großen Briten die rechte Mitte halten. Das thut er getreulich durch das ganze Buch durch; aber er behauptet uns doch zu viel, wenn er S. 46 meint, Shakespeare habe eine „tiefe Kenntniß und ein wunderbares Verständniß, sowol der römischen Dinge und Charaktere als auch der Homerischen Helden bewiesen." Endlich dürfte der Stil des Buchs, der meist fließend und anmuthig ist, im einzelnen noch die Feile erfahren. Daß die Verkehrung der Wortfolge nach dem Bindewort „und" aus der kaufmännischen Sprache sich auch in den literarischen Stil hat eindrängen können, ist eine Erfahrung der letzten Jahre, mit der wir uns abfinden müssen; aber den Vorwurf der Lässigkeit werden Sätze nicht vermeiden können, wie der folgende (S. 59): „Die Familie war in Warwickshire begütert und soll ein Vorfahr des Dichters auf der Seite des Befreiers Richmond gekämpft haben."

Einen einzelnen Punkt, Hamlet's Wahnsinn, greift Anton Delbrück (Nr. 2) heraus aus der Menge der für Shakespeare's psychologische Kunst, wie für die Shakespeare-Kritik gleich wichtigen Fragen. Der Verfasser hat den „Hamlet" „aus rein künstlerischem Interesse" oft gelesen, ohne dabei zu vergessen, daß er von Beruf Irrenarzt ist. Uns dünkt, daß er sich so zu seiner Frage den richtigsten Standpunkt gewählt hat; es kann ja auch dem Ansehen Ibsen's, wie er bemerkt, nicht schaden, wenn man sagt, daß in den „Gespenstern" die dementia paralytica „durchaus unwahr und schlecht geschildert ist". Dem so unvoreingenommenen Verfasser können wir uns also mit Ruhe anvertrauen. Was ist nun das Ergebniß seiner Untersuchung? Hamlet ist „in ziemlich hochgradiger maniakalischer Erregung" und diese ist nicht simulirt, am wenigsten in den Scenen, wo er am meisten tobt. Seine Simulation besteht überhaupt nur darin, daß er sich gehen läßt; er weiß, daß man ihn für halb verrückt halten wird, und nun stellt er sich lieber gleich ganz närrisch, da ihm das in der weitern Entwickelung vielleicht nöthig fällt. Eine ausgesprochene typische Krankheitsform ist nicht an ihm; sein Zustand gehört zu jenen Uebergangsformen, welche die tolerantere Psychiatrie unserer Tage annimmt. Immerhin besitzt er die Feinfühligkeit, die Hyperaesthesie der Verrückten. Dagegen ist seine pessimistische Stimmung nicht Folge anomalen Geisteslebens, wenn sie auch die gewöhnlichen Schranken gern überschreitet. Während er in brütender Unthätigkeit die besten Gelegenheiten zur Ausführung des Rachewerks vorübergehen läßt, richtet er wieder durch rasches Handeln das größte Unheil an. Das scheint unserm Verfasser ganz charakteristisch; doch gibt er hierfür eine vollständig genügende Erklärung nicht. Hamlet besitzt eben das normale Gleichgewicht des Gemüthes nicht.

Wir werden den größten Theil dieser hübsch vorgetragenen Erörterungen annehmen können. Man würde Hamlet heute unter diejenigen Menschen rechnen, die, ohne der Verantwortlichkeit für ihre Handlungen ledig zu sein, doch das in sich tragen, was die neuere Wissenschaft mit einem nicht eben anmuthigen Worte eine psychopathische Minderwerthigkeit nennt. Hinsichtlich der Gründe, die den mit leicht erregbarem Gemüthe geborenen Dänenprinzen in diesen Zustand gebracht haben, gestatte ich mir auf meinen in Nr. 19 d. Bl. f. 1893 erschienenen Aufsatz über das Hamlet-Räthsel hinzuweisen.

Wer sich in den „Hamlet" oder eine andere der großen Tragödien, welche Shakespeare's Phantasie entsprungen sind, je vertieft hat, kennt den Bann, den der größte Dramatiker der modernen Welt auf den Geist derer zu legen vermag, die sich ihm hingeben. Es ist leicht zu begreifen, daß was neben, vor und nach ihm auf der englischen Bühne gespielt worden ist, für uns viel weniger Bedeutung haben kann, als es seinem wirklichen Werthe nach beanspruchen dürfte: neben dem hellsten Lichte ist alles minder helle nur Schatten. Aber es erscheint doch wie ein Act der schuldigen Gerechtigkeit, wenn der Marlowe, Robert Greene, Thomas Heywood, John Ford, Ben Jonson und des Paares Francis Beaumont und John Fletcher neben jener strahlenden Sonne gedacht wird.

A. F. Graf von Schack (Nr. 3), dessen ausgebreitete Kenntniß der dramatischen Literatur des Auslandes uns längst bekannt geworden, hat Proben aus den Werken dieser und mancher geringern Dramatiker aus dem Zeitalter Shakespeare's in einem stattlichen Bande zusammengestellt, indem er für die Auswahl sich an Charles Lamb, Leigh Hunt und andere englische Literarhistoriker gewendet hat, die ähnliches für ihre Landsleute versucht haben, sodaß dem deutschen Sammler hauptsächlich die Aufgabe der Uebersetzung und der Auswahl erklärender Notizen zu den einzelnen Proben zufiel.

So treffen wir denn die kräftigsten, wirkungsvollsten Scenen des Faustus von Shakespeare's Vorgänger Marlowe, dem nur die Liebesscene zwischen dem Mohren und der Königin nicht hätte zugeschrieben werden sollen. Auch Thomas Kyd, der, den Literarhistorikern fast ein Mythus, neuerdings als erster Verfasser des „Hamlet" bezeichnet worden ist, fehlt nicht, und von ältern Robert Greene, der wenig dramatische Kraft, aber frische Phantasie und Formgefühl besaß. Aus Shakespeare's Zeit führt der Verfasser uns den gelehrten Ben Jonson und die beiden Vielschreiber Fletcher und Beaumont vor, die wenigstens glücklich gewesen sind im Conversationston und lyrischer Erfindung. Von den auf den großen Dichter des „Hamlet" folgenden ist John Ford stark vertreten, ein gewandter Dichter, fein in der Form, aber nicht tief

in der Charakterzeichnung: das „Gebrochene Herz" zeigt ihn in seinen Schwächen und Vorzügen. Wir heben noch John Webster hervor, dessen „Herzogin von Malfy" heute noch Bewunderer findet, und John Marston, einen der letzten aus der großen Zeit des englischen Theaters.

Den einzelnen Proben, welche der Sammler mit voller Gewandtheit übersetzt hat, sodaß die Härten, die da und dort die Knappheit des englischen Wortes unvermeidlich gemacht hat, nicht in Betracht kommen, sind literarische Notizen ästhetischen Inhalts von dem nicht immer urtheilsfähigen Charles Lamb, dem tüchtigen Moritz Rapp und andern beigefügt. Es wäre zu wünschen gewesen, daß dabei über Zeit und Umstände des Lebens der betreffenden Dichter etwas gesagt worden wäre. Auch hätte die Ordnung chronologisch sein können.

Welche Wirkung wird das Buch haben? Eigentlich ist es ja doch ein gelinder Protest gegen die Maßlosigkeit gewisser Shakespeare-Verehrer. Diese werden sich nicht bekehren. Aber der gebildete Freund der englischen Literatur, der auf dem Gebiete des englischen Dramas keine Fachstudien treiben kann, wird gerne nach dieser Sammlung greifen, um zu sehen, auf welchem Grunde Shakespeare erwachsen ist, und welche Wirkung er auf die dichterische Mit- und Nachwelt ausgeübt hat. Er wird nun vielleicht das Bedürfniß fühlen, über den Plan des Stückes, von dem ihm Proben mitgetheilt werden, einige Worte zu hören trotz dem, was der Sammler in der Vorrede über den Werth dieser Bruchstücke schreibt. Wir meinen also, das Buch könnte, so erfreulich es schon jetzt ist, in einer zweiten Auflage noch nützlicher werden. Dafür könnte aus den beigegebenen Bemerkungen, die sich nicht einmal immer auf die mitgetheilten Proben beziehen, manches weggelassen werden.

Ernst von Wallwürk.

# Skizzen und Erlebnisse aus dem Süden.

1. Frühlingsfahrt nach Malta mit Ausflügen in Sicilien. Von Jul. Rodenberg. Berlin, Gebr. Paetel. 1893. Gr. 8. 5 M.
2. Unter südlichem Himmel. Bilder aus dem Orient und Italien. Von Hans Barth-Rom. — Leipzig, Renger'sche Buchh. 1893. Gr. 8. 2 M.
3. Allerlei Garn, gesponnen von Hubatka. Wien, Verlags-Anstalt „Reichswehr". 1893. 8. 2 M. 50 Pf.

Wenn die Umwälzung, welche alle Verkehrsverhältnisse und die Reisen insbesondere durch die Schienenwege im Laufe der letzten sechzig Jahre erfahren haben, eine so große ist, daß die jüngere Generation sich kaum mehr vorzustellen vermag, wie die Väter mit dem Ränzel auf dem Rücken von und zu der oft mehrere Tagemärsche entfernten Universitätsstadt mit den Handwerksburschen um die Wette wanderten, oder daß ein Adolf Diesterweg bei seiner Versetzung von Siegen nach Berlin als Fuhrmann im Kittel neben dem Planwagen herschritt, auf dem Weib und Kinder saßen, so ist auch der Umschwung in der Reiseliteratur kein geringerer gewesen. Wie man jetzt von einer Reise nach einer der drei südeuropäischen Halbinseln, oder selbst bis zum Heiligen Grabe, zu den Pyramiden oder zur Grenze der Sahara nicht mehr Aufhebens macht, als vor einen halben Jahrhundert von einem Ausfluge nach Wien oder Berlin, von einer Durchwanderung des Harzes oder des Schwarzwaldes, so macht auch ein Buch über Land und Leute, über die Erlebnisse und Erfahrungen der Reisenden in jenen fernen Himmelsstrichen nicht mehr so viel Aufsehen wie vor vierzig Jahren ein neues Buch über Italien, das, wenn nicht ganz unbedeutend, sicher war, die allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen, und in allen Feuilletons der großen Zeitungen, in allen kritischen Zeitschriften eingehend besprochen zu werden. Ist das unter den gegebenen Umständen leicht erklärlich, ja fast selbstverständlich, so sollte man dagegen denken, daß wenn auch die Gestadeländer des Mittelmeers durch die leichtere Erreichbarkeit nichts von ihrem Zauber und von ihrer Anziehungskraft für die germanischen Völker verloren haben, doch, nachdem sie hundert und aber hundert mal von berufenen und unberufenen Federn in allen ihren Theilen und nach allen Richtungen hin geschildert worden sind, sodaß kaum irgendetwas Neues von ihnen zu sagen bleibt, wenigstens die eigentliche Touristenliteratur über sie allmählich abnehmen müsse, wie eine solche Abnahme der Schriften über Reisen in Deutschland selbst seit lange bemerkbar ist. Aber das gerade Gegentheil ist der Fall. Der Grund liegt wol wenigstens theilweise darin, daß Schriftsteller, oder Leute, die sich für solche halten, jetzt in großer Zahl ihre Erholungszeit jenseit der Alpen, der Pyrenäen und des Balkans verbringen, und doch während dieser Zeit nicht ganz müßig bleiben mögen, vielleicht auch — die Geldtaschen der Literaten pflegen ja nicht zu den gespicktesten zu gehören — einen Theil der Reisekosten herauszuschlagen gedenkt. Spiegelt sich doch die Welt in jedem Auge anders, denken sie, und glauben auch wol ernstlich, neues zu bringen, wo sie doch zumeist nur das hundertmal Gesagte mit andern Worten und Wendungen wiederholen. Ist nun nichts dawider einzuwenden, wenn die Herren von der Feder den Feuilletons der Zeitungen oder den Zeitschriften, mit denen sie in Verbindung stehen, ihre Reisebriefe zusenden, die, wenn geistvoll geschrieben, den Lesern wenigstens eine angenehme Siesta-Lektüre bieten, so würde doch die zeitgenössische Literatur nur in Ausnahmsfällen einen Verlust erleiden, wenn diese der Natur der Sache nach meist flüchtigen Aufzeichnungen nicht auch nachträglich auf unserm Büchermarkt erscheinen, trotz der lockenden Hülle, mit der die Verleger sie meist auszuschmücken bemüht sind.

Von den drei uns heute vorliegenden Schriften gehören allerdings nur die beiden erstgenannten zu dieser Kategorie, und auch von diesen müssen wir wenigstens dem Rodenberg'schen Buche (Nr. 1), dessen Inhalt uns aus der „Deutschen Rundschau" vom Sommer 1893 bekannt ist, eine besondere Daseinsberechtigung zubilligen. Es ist nicht nur die feine Beobachtungsgabe des Verfassers, seine geistvolle Auffassung, seine anziehende Darstellungsweise und sein gefälliger Stil, wie wir das alles aus seinen frühern Schriften, zumal den prächtigen Skizzen aus dem alten Berlin kennen, was dem Buche seinen Werth verleiht: Er liegt vielmehr vor allem darin, daß die erste Hälfte ein vielfach interessantes und doch noch wenig besprochenes Thema behandelt. Die Insel Malta, welche uns Rodenberg nicht nur nach eigener sorgfältiger Beobachtung, sondern auch auf eingehende Studien gestützt, vorführt, ist dem größten Theile unserer Landsleute, selbst des gebildeten Publikums, noch fast durchaus unbekanntes Land. Seit Hans Prutz' trefflicher Arbeit („Unsere Zeit", 1883) erinnern wir uns keiner deutschen Schrift über den Gegenstand. Die Zahl der Touristen, welche Malta berühren oder sich gar längere Zeit hier aufhalten, ist verschwindend klein. So vermag Rodenberg hier seinen Lesern nicht nur Anziehendes und Interessantes, sondern den meisten auch vielfach wirklich neues zu bieten. Die Kenntniß Maltas beschränkt sich in der Regel darauf, daß die Insel dereinst Sitz des Johanniterordens war, daß sie jetzt ein englisches Bollwerk im Mittelmeer ist, und uns treffliche Orangen und die frühesten Kartoffeln liefert. Wie viele wissen z. B., daß die Bevölkerung der Inselgruppe — beiläufig die dichteste in Europa (die Weichbilder der großen Städte natürlich ausgenommen), da hier auf nicht voll 270 Quadratkilometer 170000 Menschen leben — nach Virchow's, auf gewichtige Gründe gestützter Vermuthung größtentheils semitischer, vermuthlich arabischer Abstammung ist, und daß noch heutzutage ihre Sprache ein mit italienischen Elementen vermischtes unreines und — seitdem es in neuerer Zeit wieder Schriftsprache geworden — mit lateinischen Lettern geschriebenes Arabisch ist?

Neben der Schilderung der Insel selbst, ihrer Städte, ihres landschaftlichen Charakters und der Eigenart ihrer Bewohner erhalten wir die wesentlichsten statistischen Daten über die Ernährung und Lebensweise der Malteser, die schroffen Gegensätze zwischen Arm und Reich, Vornehm und Gering, über das Unterrichtswesen, über die seltsame politische Verfassung des natürlich ganz im englischen Interesse regierten Landes u. s. w. Natürlich fehlt auch nicht der Rückblick auf die Geschichte des Johanniterordens mit zahlreichen Anspielungen auf Schiller's Fragment und Plan zu der Tragödie „Die Malteser".

Von weit geringerer Bedeutung sind die „Ausflüge in Sicilien", nach Syrakus, Taormino, Aci Reale, Girgenti und Palermo. Am anziehendsten ist die Schilderung des Aufenthaltes in der Stadt Aci Reale am Fuße des Aetna mit ihren Umgebungen und Mittheilungen über ihren auch in weitern Kreisen bekannten Historiker und Dichter, den Marchese Lionardo Vigo. Aber wenn uns der Verfasser über Syrakus, Agrigent und Palermo bei seinen flüchtigen Besuchen nichts neues zu bringen vermag, so weiß er seine Schilderungen doch auf alle Weise zu würzen und schmackhaft zu machen, sei es durch geschichtliche Reminiscenzen, sei es durch Citate aus antiken und modernen Dichtern von Homer bis auf Platon. Dabei hat er Homer und Lessing die Kunst abgelernt, erzählend zu beschreiben und alles unter den Gesichtspunkt des frisch Erlebten zu bringen.

Hans Barth (Nr. 2), der römische Correspondent des „Berliner Tageblatts", eröffnet seine Vorrede mit einer Philippica gegen „die Dichtersmänner und romantischen Blaustrümpfe, welche, nachdem sie mit der rothen Reisebibel unter dem Arm sich ein paar Wochen auf dem Felsen von Capri gesonnt, alsbald die italienische Novelle fertig haben", und dann „alle die in das italienische Nationalcostüm gesteckten, mit italienischen Kernworten ausstaffirten, mit der italienischen Etikette überklebten Puppen dem löblichen deutschen Publikum darstellen und ihm weismachen, sie gäben wahre Italiener und wahres italienisches Leben wieder".

Mit solchen Producten will unser Buch nichts zu thun haben, es soll uns Stimmungsbilder des Augenblicks geben, die nicht auf Grund eines Rundreisebillets, sondern eines langjährigen Aufenthalts entstanden sind. Das klingt nun freilich ein wenig widersinnig. Was haben Augenblicksbilder, die noch dazu eine gewisse Stimmung voraussetzen, an und für sich mit einem langjährigen Aufenthalt zu schaffen? Dergleichen zu entwerfen, vermag auch der flüchtige Tourist, wenn er nur, was er mit klarem Auge und vorurtheilslosem Blicke geschaut, treu und anschaulich wiederzugeben versteht. Aber was uns der Verfasser bringt, sind eben nur zum allergeringsten Theile Stimmungsbilder des Augenblicks. Oder will er die — beiläufig ohne allen ersichtlichen Grund räumlich getrennten Kapitel über Smyrna und die Smyrniotinnen (S. 3—25 und 63—77), will er gar solche Abschnitte wie den über die Gräfin Mirafiori, die bekannte Geliebte und spätere morganatische Gemahlin Victor Emanuel's, „die Familie Romako, zur Geschichte des römischen Carnevals, Mafia und Camorra, aus den Analen der päpstlichen Armee" als Augenblicksbilder gelten lassen? Stimmungsbilder in einem gewissen Sinne sind es wol alle, d. h. Bilder einer dem Verfasser, wie es scheint, eigenthümlichen, nicht eben heitern und harmlosen Gemüthsstimmung, so weit man auf eine solche aus seinen scharfen Urtheilen über Personen, Dinge und Einrichtungen, sowie aus zahlreichen bitter satirischen Ausfällen schließen darf.

Des Verfassers Aelternhaus stand in Smyrna, wo sein Vater „die erste europäische, von religiösen und politischen Vorurtheilen freie Schule" gegründet hat. Daher erklärt sich wol seine große Vorliebe für den Orient, dessen Bewohner, Lebensweise und Einrichtungen, „das hat er in

der Levante empfunden, daß der einzige Staat, in dem sich heutzutage noch leben und athmen läßt, der Orient, die einzige Regierung, die ihre Unterthanen nicht mit überflüssigen (!) Steuern chicanirt und im übrigen jeden nach seiner Façon selig werden läßt, die türkische sei, und daß — trotz allen Geschreis über türkische Barbarei — der Osmane mehr Gemüth, Menschlichkeit und Großmuth besitze, als alle orientalischen und vielleicht alle europäischen Christen zusammengenommen."

Der Satz ist charakteristisch für den Mann und seine „Stimmung". Er scheint durchaus europamüde zu sein. Unsere Cultur ist ihm eine bloße Pseudocultur, der er gern entfliehen möchte.

Handelte es sich wirklich um Momentaufnahmen, so könnte man sich gefallen lassen, daß der Verfasser, wie er selbst betont, seine Skizzen „wie sie in freier Reihenfolge für deutsche Zeitungen und Zeitschriften niedergeschrieben wurden, mit allen den einer solchen Arbeit anhaftenden Mängeln" hier wiedergibt. Wenn aber oft behandelte Themata, die mit Stimmungsbildern durchaus nichts zu schaffen haben, wie die oben genannten, in ein Buch aufgenommen werden, so hat man ein Recht zu fragen, warum diese theilweise recht flüchtigen Skizzen nicht nach den jetzt reichlich fließenden Quellen vervollständigt und verbessert, oder aber — ganz weggelassen wurden.

Im übrigen erkennen wir gern an, daß die „Bilder aus dem Orient und Italien" auch manches interessante Neue oder doch wenig Bekannte bringen, und daß sie, von der gewandten Feder eines gewiegten Schriftstellers geschrieben, zugleich von dem Talente des Verfassers zu witzig satirischer und ironischer Darstellung zeugen. Zuweilen erscheint der Witz freilich etwas gezwungen, oder droht in Manier auszuarten, wie das häufig wiederholte pardon! — mit nachfolgender Correctur einer scheinbar absichtslos entschlüpften witzigen autonomistischen Bezeichnung. Als besonders gelungen möchten wir aus dem Orient „Smyrna, die Smyrniotinnen", „ein kleinasiatisches Dorf" und „Athener Bilderbogen", aus den italienischen, „die Fiera von Grotta Ferrata", „die Gräfin Mirasiori", „Allerseelen in Rom" und zumal „Aus der Republik von San Marino" hervorheben. Die Skizze der letztgenannten seltsamen Reliquie aus dem Mittelalter schließt Barth mit den Worten:

„Wer sich also von unserm unbehaglichen Europa, seinen Staatsschulden, seinem Deficit, seiner Nervosität und Pseudocultur angewidert fühlt, der folge der Losung, die wir ihm aufrichtigen Herzens zurufen: Auf nach San Marino!" Der Rath ist gewiß gut gemeint, wir fürchten jedoch sehr, daß, wer ihn befolgte — und vielleicht sogar der Rathgeber selbst — nach wenigen Wochen mit einem recht gründlichen San-Marino-Katzenjammer zu den verachteten Cultmrstätten zurückkehren würde.

Das Hubatka'sche Buch (Nr. 3) bringt im wesentlichen nicht Schilderungen von Land und Leuten, sondern eine Sammlung von Erzählungen und Abenteuern, erinnert uns aber dennoch vielfach an die eben besprochenen Schriften, weil auch hier mediterraneische Landschaften den Hintergrund bilden.

„Ein Garn spinnen" heißt bekanntlich bei den Seeleuten eine Geschichte, zumal eine selbsterlebte, erzählen. Die ältere Generation unter den Lebenden wird sich manche solcher „Garne" aus Peter Simple und andern damals auch in Deutschland sehr beliebten, jetzt ziemlich vergessenen englischen Seeromanen Kapitän Marryat's erinnern. Die vorliegenden Geschichten sind offenbar von einem Offizier der österreichischen Marine, vermuthlich a. D., verfaßt. Ihr Schauplatz sind die See und deren Gestade, zumal das östliche Mittelmeer von dem innersten Busen der Adria bei Pola und Venedig bis zu den Küsten Kleinasiens und dem Goldenen Horn; nur einmal entführt uns der Verfasser bis zu den Sandwichinseln des Großen Oceans. Inhalt und Ton der einzelnen Erzählungen sind außerordentlich mannichfaltig. Neben allerlei Bildern aus dem Seeleben, humoristischen Skizzen, kleinen Anekdoten, zumal den beliebten Cadettenstreichen, meist mit mehr oder weniger satirischer Färbung finden wir anmuthige Liebesidyllen und ergreifende Liebestragödien. Alles ist kurz und knapp erzählt, lebendig und anschaulich dargestellt, die Sprache correct und tadellos bis auf einzelne Ausdrücke, wie die italienischen: Sekkaturen und sekkant für belästigend, langweilig; zeitlich für zeitig u. v. a., auf mehr oder weniger unberechtigte österreichische Eigenthümlichkeiten hinweisen. Tritt in einzelnen Geschichten die Unwahrscheinlichkeit der Erfindung schier allzu grell hervor (man vergleiche z. B. „Eine kleine Lüge"; „Die Rakete"; „Der taube Onkel") so dürfte man doch den meisten als Motto den alten Spruch vorsetzen: Se non è vero, è ben trovato. Als Perlen der Sammlung heben wir unter den heitern Anekdoten: „Eine Weihnachtsfreude" und „La campana de' becchi" (die Hahnreiglocke; unter den ernstern und ausführlichern Erzählungen: „Von der alten Minerva" und besonders das ergreifende Bild „Ein Schiffbruch" hervor.

Kommt einer derartigen Sammlung natürlich keine höhere literarische Bedeutung zu, so können wir sie doch jedem empfehlen, der seine Gedanken auf kurze Zeit von angestrengter Geistesarbeit abwenden und sie doch in angenehmer Weise beschäftigen will. Wir dürfen von dem Verfasser sagen: Son genre est petit, mais il est grand dans son genre.

Otto Speyer.

# Romane und Novellen.

1. Der gute Genius. Roman von Eduard Schmidt-Weißenfels. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1893. 8. 3 M.
2. Rahu. Roman von Oskar Meding (Gregor Samarow). Drei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1893. 8. 10 M.
3. Der Eisenwurm. Roman von Robert Byr. Zwei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1893. 8. 5 M.
4. Sakuntala. Novelle von Reinhold Ortmann. Jena, H. Costenoble. 1893. 8. 2 M.
5. Funken unter der Asche. Novelle von Reinhold Ortmann. Jena, H. Costenoble. 1893. 8. 2 M.
6. Gespenster. Rübezahl. Novellen von Doris Freiin von Spättgen. Jena, H. Costenoble. 1893. 8. 3 M.
7. Die Wunderblume von Woxindon. Historischer Roman aus dem letzten Jahre Maria Stuart's von Joseph Spillmann, S. J. Zwei Bände. Freiburg i. Br., Herder. 1893. 12. 5 M.
8. Das Einmaleins des Lebens. Roman von Rudolf Golm. Dresden, E. Pierson. 1894. 8. 3 M. 50 Pf.
9. Lebensrätsel. Neue Novellen von Emil Peschkau. Berlin, J. H. Schorer, A.-G. 1893. 8. 4 M.

Der Autor des Romans „Der gute Genius", Eduard Schmidt-Weißenfels (Nr. 1), hat die Launenhaftigkeit des Schicksals an sich selber erfahren müssen. Mit achtzehn Jahren bereits ein beliebter und bekannter Schriftsteller, gleich glücklich als Belletrist, wie als Historiker und politischer Journalist, sah er sich im Alter von der Gunst des Publikums verlassen, das schärfer gewürzte Kost verlangte, als er sie bot, — sah er sich von Leuten überholt, deren geistige Ueberlegenheit er nicht anerkennen konnte. Das machte ihn bitter und herb gegen die Jüngern; wer sich aber durch die rauhe Schale nicht abschrecken ließ und wieder und wieder bei ihm anpochte, der fand sich durch den Verkehr mit ihm reich belohnt, denn es gab wol wenige, die so wie Schmidt-Weißenfels zu erzählen wußten. Noch denke ich daran, wie ich im letzten Herbst vor seinem Tode manchmal mit ihm von seiner Wohnung in der Kernerstraße in Stuttgart hinaufstieg zur Gänsheide. Wenn wir dort oben auf der Veranda des Curhauses Mergenthaler beim Heilbronner Rothen saßen und über den Tannen des Hasenberges jenseit des Thals das letzte Abendroth verglühen sahen, dann holte er aus dem Schachte seiner Erinnerungen so manche Denkwürdigkeiten heraus, daß man nicht müde wurde zu lauschen. Wie blitzten die Augen unter der mächtigen Stirn hervor, wenn er von den Freiheitskämpfen in Holstein, die er als blutjunger Freiwilliger mitgefochten, von den Tagen des Staatsstreichs Napoleon's III., in denen man auch ihn als verdächtigen Journalisten in Bicêtre inhaftirt hatte, seiner Thätigkeit in England und so fort erzählte! Das war die Welt, in die er sich gern zurückversetzte, in der der Greis wieder zum Jüngling wurde. Sie hat ihm auch den Stoff zu seinem letzten Roman gegeben, der — bis auf den Schluß — eine Art Autobiographie genannt werden kann. Denn der Held Victor Hildeck macht den Lebensgang durch, den der Verfasser selber in jenen Jahren zurücklegte. Seine wechselnden Schicksale sind liebenswürdig und fesselnd erzählt und der Roman bildet einen schönen Abschluß der reichen literarischen Thätigkeit eines deutschen Schriftstellers, der den Idealen seiner Jugend bis an den Tod getreu geblieben ist, von dem er im Frühjahr 1893 im schönen Bozen unerwartet schnell dahingerafft wurde.

Unterhaltungslektüre leichtesten Schlages sind Robert Byr's „Der Eisenwurm" (Nr. 3) und Oscar Meding-Samarow's „Rahu" (Nr. 2). „Der Eisenwurm" ist ein sogenannter moderner Gesellschaftsroman und spielt hauptsächlich in österreichischen Aristokratenkreisen; die Charaktere sind fast unmöglich, die Situationen auch; das ist dem Autor aber Nebensache. Er will nicht das Leben schildern, sondern „spannend" erzählen und da es genug Leser gibt, die nichts weiter als das verlangen, wird er ohne Zweifel auch sein Publikum finden. Das Gleiche gilt von „Rahu", in dem Samarow seinen Roman „An den Ufern des Ganges" fortsetzt, sich ganz auf das Gebiet des crassen Sensationsromans begibt und Warren Hastings noch mehr, als es in dem ersten Roman der Fall war, hinter Rahu-Sindham zurücktreten läßt. Wer freilich an diesem Helden, der seine Gegner einfach durch Meuchelmord aus dem Wege räumt, Gefallen finden soll, fragt der denkende Leser sich umsonst. Schade um den schönen Stoff, der es wohl verdiente, von einem Dichter behandelt zu werden!

In dieselbe Kategorie gehören Reinhold Ortmann's „Sakuntala" (Nr. 4) und „Funken unter der Asche" (Nr. 5). Die Vielschreiberei vernichtet selbst das stärkste Talent, das zeigt sich auch an diesem einst so vielversprechenden Autor, den nur die geschickte Mache, die er besitzt, noch vor dem völligen Bankerott sichert. Man merkt den beiden Novellen die Hast an, mit der sie geschrieben sind; die Exposition ist nicht schlecht, sie regt die Erwartung des Lesers geschickt an. Aber dem Autor fehlt die Geduld, dem Anfang entsprechend weiterzuarbeiten, er kann es nicht abwarten, bis er das neue Werk auf dem Büchermarkt zur Verwerthung bringen kann. Er bricht die Sache übers Knie, hetzt das Liebespaar durch ein paar Unwahrscheinlichkeiten, bis es sich am Schlusse doch „kriegt", und das Resultat ist der lebhafteste Unwillen aller derer, die in einem Buche noch etwas anderes sehen, als ein bequemes Verdauungs- und Schlafmittel.

Auch die Freiin Doris von Spättgen (Nr. 6), der die deutsche Lesewelt eine Reihe trefflicher Romane verdankt, scheint sich der Gefahr der Verflachung durch Vielschreiberei nicht ganz entziehen zu können. Von den beiden Novellen, die den neuesten Band bilden, ist die erste, „Gespenster", zwar nicht bedeutend, aber doch sehr hübsch und interessant. Aber die zweite? Der Fürst Schönau

und die Gräfin Aßberg lernen sich in einem kleinen Ort des Riesengebirges, den sie unter den Pseudonymen Herr Hartig und Fräulein Schulz besuchen, kennen und lieben. Eine so abgebrauchte Fabel nochmals zu verwerthen, hätte die begabte Schriftstellerin für unter ihrer Würde halten sollen!

„Die Wunderblume von Woxindon" (Nr. 7) nennt der Jesuitenpater Joseph Spillmann sein neuestes Werk, einen historischen Roman aus dem letzten Jahre Maria Stuart's, der die Erlebnisse der auf Woxindon wohnenden Familie Bellamy und die Verschwörung des Babington gegen die Königin Elisabeth schildert. Der Verfasser hat nicht nur den Chronikenstil sehr gut getroffen, er besitzt auch entschiedenes dichterisches Talent und weiß spannend zu erzählen. Aber was er erzählt, wird nur den Beifall seiner Gesinnungsgenossen finden, das Buch ist ein Tendenzroman vom reinsten Wasser. In den beigegebenen Anmerkungen betont Spillmann, daß er nach eingehendem Studium ein wirkliches geschichtliches Ereigniß schildere und in der That hat er sich mit den Quellen vertraut gemacht, aus denen er zum Beleg hier und da citirt. Aber er hat nur die Quellen benutzt, die ihm in seinen Kram passen, und daß man auf diese Weise die Wahrheit auf den Kopf stellen kann, ist klar. Die Katholiken erscheinen alle im hellsten Glorienschein, ihre Gegner sind, von Elisabeth an bis zum letzten ihrer Troßbuben herab, ausgewachsene Bestien und Schurken mit Ausnahme derjenigen, die sich im Laufe der Handlung in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurückbegeben. Zahlreich eingestreut sind religiöse Dispute, in denen die Katholiken ihre Widersacher immer mit Glanz ad absurdum führen und der Jesuitenorden wird in gelegentlichen Bemerkungen stets im schönsten Lichte dargestellt. Schaden kann ein Buch, in dem die Tendenz so aufdringlich sich breit macht, zum Glück nicht viel: „man merkt die Absicht und man wird verstimmt".

Nach dem Eindruck, den die Lektüre seines „Einmaleins des Lebens" (Nr. 8) auf mich gemacht, muß ich Rudolf Golm für sehr jung und sehr unbekannt mit der Welt halten. Die Menschen, die er uns vorführt, benehmen sich alle wie die Kinder, die jetzt die Augen voller Thränen haben und im nächsten Augenblick wieder kreuzfidel den Vater anlachen. Von Energie, von echter Leidenschaft, von geklärter Lebensanschauung nirgends eine Spur, am wenigsten bei dem Helden, dem „Dichter" Georg Wilken, einem Waschlappen und Phrasendrescher ersten Ranges, der mit Tiraden debutirt, wie: „der Mann kann aus dem Weibe alles machen; das Weib als die schwächere aus dem Manne nicht. Lieben wir also nicht frivol, lieben wir ernst". Natürlich knüpft er denn auch sofort einen „ernsten" Liebeshandel mit einem Ladenmädchen an, der uns ihn in seiner ganzen knabenhaften Haltlosigkeit zeigt. Ebenso natürlich steht die Holde von früher her in Beziehungen zu einem andern und schwankt nun in einer Weise zwischen den beiden hin und her, die Golm offenbar interessant findet, die aber auf den Leser nur abstoßend wirkt. Wie er dann aber die beiden Liebhaber zu einer „großen Unterredung" — natürlich im Café Kaiserkrone — zusammenführt, das ist von einer unfreiwilligen Komik, der niemand widerstehen kann. Die Ladnerin heirathet schließlich den andern und der Dichter, zuerst „wühlend in seinem Schmerze", nimmt später wieder „regern Antheil am Leben". Er beschließt, sein Liebesabenteuer in einem Roman zu schildern, der den nachstehenden, funkelnagelneuen Gedanken erweisen soll: „Es hat mit dem moralischen Einmaleins nicht dieselbe Bewandtniß, wie mit dem mathematischen. In jenem existiren keine festen Werthe wie in diesem. Anders ist das moralische Einmaleins für die Allgemeinheit, anders für den Einzelnen. Anders stellt sich das Verhältniß der Menschheit zum Einzelnen und anders das des Einzelnen untereinander. Zwischen Mensch und Mensch läßt es sich nicht mit dem Einmaleins rechnen, das in der Schule gelehrt wird. Da gilt nur das Einmaleins des Lebens und das Einmaleins des Lebens rechnet mit den Individualitäten und baut sich auf — aus der aus dem eigenen Selbst geschöpften Psychologie." In diesem Stil wird überhaupt in dem Buch entsetzlich viel raisonnirt; die eigentliche Handlung ohne die ermüdend langweiligen Raisonnements würde kaum ein schwaches Bändchen füllen. Das Golm'sche Buch ist völlig verfehlt; es lohnte sich auch nicht der Mühe, sich damit ernstlich zu beschäftigen, wenn es allein stünde. Aber so wie dieser Roman sind eine ganze Reihe von Producten junger berliner Autoren. Sie alle setzen persönliche Erlebnisse mit einem faden Phrasenschwall pompös in Scene und meinen damit die neue Literatur zu schaffen. In Wirklichkeit liegt die Sache für den vernünftigen Menschen so: Wenn diese jungen Leute den Drang verspüren, mit Kellnerinnen oder Ladenmädchen Abenteuer zu erleben, unter dem Vorwand, psychologische Studien zu treiben, so ist das ihre und ihrer Anverwandten Sache, um die sich kein anderer Mensch zu kümmern hat. Wenn sie aber meinen, daß die Welt Interesse für diese Jugendeseleien hätte und entzückt darüber wäre, sie in dickleibigen Romanbänden verarbeitet zu sehen, so ist das eine tolle Anmaßung, die von der Kritik mit aller Entschiedenheit zurückgewiesen werden muß. Die Kunst kann freilich alles adeln und daß ein Mädchen aus dem Volke ein ihrer würdiger Vorwurf sein kann, hat Goethe mit seinem Klärchen bewiesen, in dem mehr wahres Leben steckt, als in tausend berliner Romanfiguren, die direct nach dem Leben abgeschrieben sein sollen. Aber wie es unsere Modernen treiben, das wird nachgerade doch zu bunt. „Keine Phantasiegebilde mehr!" riefen sie, „Wahrheit! Natur!" Und unter diesem Schlachtruf hält sich jeder dem Gymnasium mit dem Einjährigenzeugniß entsprungene Jüngling für berechtigt, der Welt seine Erfahrungen auf dem Gebiete verbotener Liebelei in Romanform zu präsentiren.

Wahrhaft erquickend ist es, sich nach der Lektüre des

Golm'schen Buchs in Emil Peschkau's neuesten Band Novellen, „Lebensrätsel" (Nr. 9), zu vertiefen. Peschkau ist einer, vor dem man Respect haben muß, der mit jedem Schritt, den er thut, weiter kommt. Im kleinen Finger hat er mehr Psychologie, als Golm und Consorten zusammen; in jeder der fünf Novellen, die den stattlichen Band füllen, stellt er sich ein interessantes Problem und weiß es mit Meisterhand zu lösen. Selbst da, wo man ihm nicht ganz folgen kann, wie in den „Rohrdommeln", der schwächsten aus der Fünfzahl, interessirt er uns und regt uns zum Denken an. Aber freilich, er verfügt auch über das, dessen unsere jungen Himmelsstürmer entrathen zu können glauben, über eine ausgedehnte Menschenkenntniß und eine sichere Technik, unentbehrliches Handwerkszeug für den Dichter.

Karl Müller-Rastatt.

---

# Zur neuern historischen Literatur.

Auf allen Gebieten der historischen Forschung herrscht ein so reges und mannichfaltiges Leben, daß es selbst dem Fachmanne von Jahr zu Jahr schwerer wird, sich einen erschöpfenden und die Grundlinien klar hervorhebenden Ueberblick über diese Fülle der Erscheinungen zu verschaffen. Schon längst reichen hierzu die üblichen Literaturberichte der geschichtlichen Fachzeitschriften nicht mehr aus, es bedurfte vielmehr eines so umfassenden und großartig angelegten Unternehmens, wie es die seit $1^1/_2$ Jahrzehnten in regelmäßiger Folge erscheinenden „Jahresberichte der Geschichtswissenschaft" sind, um eine einigermaßen erschöpfende Orientirung zu ermöglichen. Immer schwieriger wird es, die verschiedenen Richtungen dieser Forschungsthätigkeit, welche sich auf alle Gebiete des vielgestaltigen Culturlebens der Völker erstreckt, zugleich zu übersehen, und immer mehr schließen sich infolge dessen die einzelnen Arbeitsgebiete voneinander ab, nicht immer zum Nutzen der Gesammtwissenschaft, der eine Theilung der Arbeit, die an und für sich ja auch auf wissenschaftlichem Gebiete eine Nothwendigkeit ist, doch nur bis zu einer gewissen Grenze zum Segen gereicht. Versucht man aber einmal, die wirklich charakteristischen Eigenthümlichkeiten dieser modernen historiographischen Arbeit aus der Fülle der Einzelheiten hervorzuheben, so ist es namentlich ein Moment, welches die geschichtlichen Darstellungen unserer Zeit, soweit sie sich über den Durchschnitt erheben, von denen der nächst vorangegangenen Epoche unterscheidet: fast ausnahmslos nämlich widmen sie den verschiedenen Richtungen der menschlichen Culturarbeit vergangener Jahrhunderte eine weit größere Aufmerksamkeit, als das noch vor wenigen Jahrzehnten der Fall war. In stets zunehmender Masse treten die verfassungs- und rechtsgeschichtlichen, die künstlerischen und gesellschaftlichen, die wirthschaftlichen und socialen Erscheinungen neben den rein politischen, diplomatischen und kriegerischen, welche früher den Hauptgegenstand der geschichtlichen Darstellung bildeten, in den Vordergrund. In zweiter Linie kann man dann als charakteristisch für die jüngere Generation der deutschen Historiker hervorheben, daß sie mehr als die frühere geneigt ist, von der Einzeluntersuchung zu zusammenfassenden, allgemein wissenschaftlichen Ergebnissen aufzusteigen, und so allmählich wieder ein Gegengewicht gegen die übermäßige Zersplitterung und Theilung der Arbeit zu schaffen. Machen wir, um uns dies zu vergegenwärtigen, einen kleinen Rundgang durch die verschiedenen großen Perioden der Weltgeschichte, und betrachten wir von diesem Gesichtspunkte aus einige der hervorragendsten neuesten Erscheinungen unserer Geschichtsliteratur. Wir beginnen mit dem classischen Alterthum.

Da begegnen uns dann zu gleicher Zeit zwei große zusammenfassende Werke, von denen das eine die griechische, das andere die römische Geschichte behandelt und die beide unter den bezeichneten Gesichtspunkten die lebhafteste Theilnahme und Aufmerksamkeit verdienen. Charakteristisch für das Wiedererwachen des Interesses für allgemeine zusammenfassende Darstellungen größerer geschichtlicher Zeiträume ist es vor allem schon, daß ein so durch und durch eigenartiges und von einheitlichem Geiste durchdrungenes Werk wie Ihne's „Römische Geschichte" nach dem langen Zwischenraum von fünfundzwanzig Jahren in unsern Tagen eine neue Auflage erleben konnte.

1. Römische Geschichte von Wilhelm Ihne. Erster Band. Von der Gründung Roms bis zum ersten punischen Kriege. Zweite, umgearbeitete Auflage. Leipzig, W. Engelmann. 1893. Gr. 8. 5 M.

Bei der völligen und durch ihre genialen Vorzüge tief begründeten Alleinherrschaft, welche sich Th. Mommsen's umfassende Werke auf dem Gebiete der römischen Geschichte errungen haben, könnte es verwegen und überflüssig erscheinen, eine andere zusammenfassende Darstellung der seinigen gegenüberzustellen; zumal eine solche, die in ihren Ursprüngen um ein Vierteljahrhundert zurückreicht. Und doch wird allen Freunden der classisch-römischen Geschichte, auch denen, welche zu den lebhaftesten Bewunderern des Mommsen'schen Genius gehören, das Wiedererscheinen dieses sehr eigenthümlichen ältern Werks um so willkommener sein, als es sich der Verfasser hat angelegen sein lassen, seine sämmtlichen, denen Mommsen's oft scharf entgegengesetzten Resultate an der Hand der neuesten Forschungen einer nochmaligen eingehenden Durchsicht zu unterziehen. Und da Mommsen's umfassende Thätigkeit auf allen Gebieten der römischen Geschichte trotz aller Genialität von einer gewissen Einseitigkeit in der Beurtheilung einzelner Persönlichkeiten und Parteien der römischen Geschichte nicht

ganz frei ist, so wird man sich um so mehr freuen, diese durchaus selbständige und auf eindringender Forschung beruhende Darstellung Ihne's zur Controle und zum Vergleich heranziehen zu können. Gerade diesem Zwecke aber dient das Ihne'sche Werk in ganz besonders hohem Grade, weil es uns nicht blos die Ergebnisse der Forschung bietet, sondern uns zugleich einen Einblick in die geistige Werkstätte des Verfassers thun läßt. Namentlich für die älteste sagenhafte Geschichte Roms, die, eben weil sie durch und durch sagenhaft und selbst in den Grundzügen schwer erkennbar ist, in den meisten neuern Darstellungen entweder völlig übergangen oder doch sehr kurz behandelt wird, ist die Art, wie Ihne vorgeht, außerordentlich lehrreich. Er gibt nämlich über jede einzelne Phase der Entwickelung, wie sie sich in der Sage über die älteste Geschichte, namentlich über die Königszeit Roms widerspiegelt, zunächst immer die Hauptzüge dieser Sage, auch wenn er sie in allen ihren Theilen verwirft, in anschaulicher Lebendigkeit nach den altelassischen Quellen wieder und schließt unmittelbar daran eine innere und äußere Kritik derselben, in welcher er auch dem nichtfachmäßig geschulten Leser vollständig klar zum Bewußtsein bringt, was etwa von dieser sagenhaften Ueberlieferung auf historische Glaubwürdigkeit Anspruch erheben kann. So wird der Leser in lebendig-plastischer Weise in das Wesen der römischen Sagenwelt eingeführt und auch zugleich in die Lage versetzt zu beurtheilen, inwiefern etwa dieser Sagenwelt eine historische Wahrheit zu Grunde liegt. Gerade diese Methode des Verfahrens erhöht sehr erheblich den eigenartigen Reiz, welchen die Lektüre des Werks dem aufmerksamen und urtheilsfähigen Leser gewährt.

Wie auf dem der römischen, so nimmt auch auf dem Gebiete der griechischen Geschichte die zusammenfassende und einheitlich gestaltende Thätigkeit erfreulichen Fortgang. Wir berichteten unsern Lesern schon von dem Erscheinen eines großen Sammelwerks von Handbüchern der alten Geschichte, dessen zweite Hauptabtheilung die griechische Geschichte umfaßt, und besprachen dabei den ersten, von G. Busolt verfaßten Band derselben, welcher die Geschichte des alten Hellas von der Urzeit an bis zur Begründung des peloponnesischen Bundes führt. Jetzt ist nun ein weiterer, von dem marburger Professor B. Niese bearbeiteter Theil dieses Werks erschienen.

2. Geschichte der griechischen und makedonischen Staaten seit der Schlacht bei Chäronea von Benedictus Niese. Erster Theil: Geschichte Alexander's des Großen und seiner Nachfolger und der Westhellenen bis zum Jahre 281 v. Chr. (Handbücher der alten Geschichte. II. Serie. 1. Abtlg. 1. Tl.) Gotha, F. A. Perthes. 1893. Gr. 8. 10 M.

Wie das Busolt'sche, so ist auch dieses Werk, der Anlage des ganzen Unternehmens entsprechend, in erster Linie für den Fachmann berechnet und namentlich zur Einführung Studirender in den augenblicklichen Stand der Forschung vortrefflich geeignet. Diesen Zwecken entsprechend ist der Kritik der Quellen und der neuern Literatur, der Auseinandersetzung von Streitfragen u. dgl. ein großer Raum eingeräumt. Naturgemäß erschwert dieser Charakter des Werks für den Laien seine Lektüre ebenso sehr, wie er sie für den Fachmann instructiv macht; der erstere wird naturgemäß nach wie vor, wenn er sich über diese höchst bedeutsame Epoche der Menschheitsgeschichte unterrichten will, lieber zu Droysen's classischem Werke über Alexander den Großen und den Hellenismus seine Zuflucht nehmen, welches der Forschung auf diesem Gebiete ein für alle mal die Wege gebahnt hat und dabei die weltgeschichtlichen Zusammenhänge in lichtvoller und lebendiger Anschaulichkeit zum Bewußtsein bringt. Wer sich aber in die Einzelheiten der Entwickelung vertiefen und namentlich den Gang und jetzigen Stand der geschichtlichen Forschung sich vergegenwärtigen will, für den wird das vorliegende, sorgfältig und umsichtig gearbeitete Werk eine wahre Fundgrube des Wissens werden, und unter diesem Gesichtspunkte ist es wie das ganze, von der Perthes'schen Buchhandlung veranstaltete Unternehmen mit aufrichtiger Freude zu begrüßen.

Wenden wir uns nun zur Geschichte des deutschen Mittelalters, so treten uns auch hier zwei neue Versuche einer zusammenfassenden Darstellung entgegen, welche allerdings beide noch in den Anfängen stehen, aber doch schon jetzt einer kurzen Besprechung unterzogen werden können, da ihre Art und ihr Charakter aus den vorliegenden Proben schon mit einiger Klarheit zu erkennen ist. Das eine dieser Werke

3. Geschichte des Deutschen Volkes von S. Widmann. Paderborn, F. Schöningh. 21 Lieferungen à 40 Pf.

strebt eine erschöpfende populäre Darstellung der gesammten deutschen Geschichte mit vorwiegender Berücksichtigung der kulturgeschichtlichen Momente an und verspricht in dem bisher vorliegenden Theile, diese Aufgabe für nicht allzu hochgespannte Anforderungen in zweckentsprechender Weise zu lösen. Das Werk ist ein weiteres Zeichen für den von uns schon wiederholt hervorgehobenen Eifer, mit dem sich seit Janssen's Vorgang katholische Autoren der Erforschung und Darstellung unserer nationalen Geschichte widmen. Der katholische Standpunkt des Verfassers tritt in diesen ältesten Partien der deutschen Geschichte, welche die bisher vorliegenden Lieferungen umfassen, noch verhältnißmäßig wenig hervor, und offenbart sich bisjetzt etwa nur hier und da in seiner Auffassung des Kampfes zwischen Kaiserthum und Papstthum, an dessen entscheidendem Punkte, der Periode Heinrichs IV., die Darstellung soeben angelangt ist. Im übrigen darf man dem Verfasser die Anerkennung nicht versagen, daß er sich eifrig in den Quellen und neuern Darstellungen umgesehen hat und redlich bestrebt ist, die Dinge nicht allein anschaulich und lebendig, sondern auch objectiv zu schildern, wenn man auch nicht gerade sagen kann, daß er sich zu einer wirklich eigenartigen und durchaus selbständigen Auffassung der historischen Entwickelung erhebt. Inwieweit der rein

historische und objective Standpunkt, den er im großen und ganzen bisher erfolgreich einzunehmen gestrebt hat, auch anhalten wird, wenn sich die Darstellung den entscheidenden Krisen des 15. und 16. Jahrhunderts annähern wird, muß die Zukunft lehren.

Das zweite der erwähnten Unternehmen ist ganz anders geartet und tritt in einem bisher wenig gebräuchlichen Gewande auf. Es will die Geschichte unseres Volks nicht in fortlaufender, ununterbrochener Reihenfolge, gleichsam genetisch darstellen, sondern in der Form von Biographien einzelner Persönlichkeiten, nämlich der deutschen Kaiser, schildern.

4. Deutscher Kaisersaal. Von Bruno Gebhardt. Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft. Vollständig in 25 Lieferungen à 50 Pf.

Der Gedanke ist an sich glücklich, hat doch aber auch, wie schon die erste vorliegende Lieferung zeigt, seine bedenklichen Schattenseiten. Einmal führt er nicht zu einem einheitlichen, sich aus sich selbst erklärenden Bilde einer organischen Entwickelung, sondern mehr zu abgerissenen, durch das Fehlen der Zwischenglieder schwer verständlichen Einzelbildern, dann aber hat er leicht eine Ueberschätzung der Wirkung einzelner Persönlichkeiten und eine Verkennung und Vernachlässigung der in dem Volksganzen wirkenden treibenden Kräfte des historischen Lebens zur Folge. Beiden Gefahren, welche schon bei einer einzelnen Biographie die vornehmste Schwierigkeit der Behandlung bilden, in bei weitem erhöhtem Maße aber hervortreten, wenn die Geschichte eines ganzen Volks durch die Lebensbilder seiner Herrscher und durch sie allein veranschaulicht werden soll, ist der Verfasser schon in der vorliegenden ersten Periode nicht entgangen. Einmal tritt es gleich von vornherein deutlich zu Tage, daß die einzelne Persönlichkeit selbst schon nicht völlig verständlich gemacht werden kann, wenn man sie nicht in die historische Entwickelung eingliedert und im Zusammenhang mit ihrer Zeit und den vorangegangenen Epochen zu begreifen sucht. Wie kann man das Wirken und Schaffen einer weltgeschichtlichen Persönlichkeit von der Bedeutung Karl's des Großen, mit dessen Biographie das Werk beginnt, auch nur annähernd begreiflich machen wollen, ohne die vorausgegangene Entwickelung und die allgemeine Lage der Dinge, in die er thätig einzugreifen berufen war, wenigstens in den Grundlinien zu schildern? Zum mindesten hätte es dazu einer historischen Einleitung bedurft, welche die entscheidenden Momente der Genesis des Staats, den Karl der Große von seinen Vorfahren überkam, vergegenwärtigt hätte; allein dieser Einleitung sind wenig über zwei Druckseiten gewidmet, von denen fast die Hälfte von einem langen Citat aus Geibel's „Tod des Tiberius" eingenommen wird. Auf einer so ungenügenden Grundlage ist das Bild des großen Begründers des abendländischen Kaiserthums selbst dem mit historischen Dingen Vertrautern schwer verständlich, wieviel mehr dem Laien, für den das Werk seiner ganzen Anlage und Ausstattung nach berechnet ist. Obwol wir daher die freilich sehr knapp gehaltenen Biographien der vier ersten Kaiser, Karl's des Großen, Ludwig's des Frommen, Ludwig's des Deutschen, und Karl's des Dicken, von denen der ersten 17, der zweiten 5, der dritten 3, der vierten bisjetzt eine Seite gewidmet werden, in mancher Hinsicht für ganz vortrefflich und reich an anregenden Gedanken halten, obwol wir auch der prächtigen illustrativen Ausstattung des Werkes volle Anerkennung zollen, so vermögen wir doch nicht zu glauben, daß es in vollem Maße geeignet ist, der dem Verfasser vorschwebenden großen Aufgabe gerecht zu werden.

Georg Winter.

---

## Vom großen Kriege.

Kriegserinnerungen eines Feldzugsfreiwilligen aus den Jahren 1870 und 1871. Von Karl Zeitz. Altenburg, St. Geibel. 1893. Gr. 8. 11 M.

Dieses Buch werde ich meinem Sohne zu seinem sechzehnten Geburtstag schenken; und ich werde bis dahin und später kaum wieder solchen Anlaß haben, mit der Wahl des Geschenks zufrieden zu sein. Er auch nicht. Denn dieses Buch vereinigt alles in sich, was in jenem Jünglingsalter die beherrschende Stimmung des Patriotismus erwecken, erhalten und ihr die wünschenswerthe Richtung und Färbung geben kann. Aus jeder Seite spricht, ohne tönende Worte, aber mit der eindringlichen und hinreißenden Sprache des thätigen Vorbildes die tiefe, unerschütterliche Ueberzeugung von dem Werth und der Größe des Vaterlandes, die Ueberzeugung, daß wir dem Vaterlande auch über das Maß hinaus zu dienen verpflichtet sind, das die Gesetze fordern; es spricht daraus die sittliche Kraft, auch im Angesichte des Todes und der tödtlichen Entbehrungen und Anstrengungen nicht an sich selbst zu denken, sondern an die eiserne Pflicht; es spricht daraus endlich der tapfere Humor, der auch in schwerster Stunde wie ein verklärender Strahl hervorbricht und über den Schrecken und das Widerwärtige des Augenblicks triumphirt, der Humor, den unsere Altvordern in ihren Heldenliedern priesen und der ein altes köstliches Erbtheil germanischer Art ist.

Karl Zeitz, dessen Name uns hier zum ersten male begegnet, hat den großen Krieg als Freiwilliger mitgemacht, im Alter von 26 Jahren ohne irgendwelchen äußern Zwang zu Muskete und Patrontasche greifend. Man wollte ihn zunächst nicht einmal haben, da die trefflichen Mobilisationsvorbereitungen jeden Platz von vornherein besetzt hatten,

und sein Opfermuth mußte sogar manche derbe Zurückweisung erfahren. Aber er meldete sich mit rührlicher Beharrlichkeit immer wieder, bis man zuletzt einen mühseligen armen Kerl, der zu Hause Frau und Kinder zu ernähren hatte, heimschickte und ihn statt seiner einstellte. Er schildert uns auf köstlichen Seiten sein militärisches Debüt auf dem meininger Kasernenhofe, seine Einkleidung und die episch einfache erste Instructionsstunde über das Zündnadelgewehr, und wir athmen mit ihm befreit auf, als er die tausend Scherereien der Kleiderkammer und der Einstellung überwunden hat. Dann geht es nach Frankreich hinein. Wenige Regimenter sind an dem Kriege in solchem Maße betheiligt gewesen, wie die braven Zweiunddreißiger. Zwei große Schlachten, die von Wörth und die von Sedan, dazu 13 Gefechte haben sie mitgemacht; und der Procentsatz ihrer Verluste hat dem der am schlimmsten mitgenommenen Corps, des dritten preußischen und des ersten bairischen, fast erreicht: von den Offizieren starben oder wurden verwundet 55, von den Unteroffizieren 37, von den Mannschaften 24 Procent! Die Marschleistungen der Zweiunddreißiger waren ganz außerordentlich: durchschnittlich jeden Tag — die Ruhetage miteingerechnet — 10,1 Kilometer, an einzelnen Tagen eine Maximalleistung von 46 Kilometer! Diese Gefahren und diese Strapazen hat Zeitz mitgemacht, und was er erlebt und gesehen, das Furchtbare und das Fröhliche, hat er mit treuer und liebenswürdiger Feder uns aufgezeichnet. In den achtziger Jahren hat er — von den Nachwehen des Kriegs gezwungen — einen langen Winter im Süden zubringen müssen, und dort, der Bitte der Angehörigen und Freunde entsprechend, seine Erinnerungen, die wol durch ältere Notizen im einzelnen unterstützt wurden, niedergeschrieben. Bescheiden ließ er sie im Feuilleton der „Werrazeitung" drucken und erlebte die verdiente Freude, daß auch weitere Kreise die Aufsätze lasen und schätzten. Endlich veranlaßte ihn das Drängen eben dieser weitern Kreise, die Kriegserinnerungen zu sammeln und als Buch herauszugeben. Ein geschickter Maler (Starcke in Weimar) hat zu den Worten allerliebste Zeichnungen gefügt, die, in der äußern Ausführung anspruchslos wie der Text selbst, die wichtigen Augenblicke scharf und mit glücklicher Stimmung wiedergeben. Jeder, der selbst einmal das Gewehr auf der Schulter und den Helm auf dem Kopfe getragen hat, wird sich an der Naturwahrheit dieser Bilder erfreuen.

Aus dem Inhalte selbst etwas herauszuheben, ist nicht wohl möglich, alles trägt ein persönliches Gepräge, und wir würden das Einzelne nicht ohne Schaden aus dem Zusammenhang nehmen. Der Schauplatz dessen, was Zeitz gesehen hat, ist sehr groß: Wörth, Sedan, vor Paris, Chartres, Orleans, Le Mans, Alençon, Elboeuf, Rouen und wieder Paris sind die Richtungspunkte. Schließlich ist es ihm auch vergönnt gewesen, die Hauptstadt zu betreten und in der Nähe des Trocadero Quartier zu beziehen. So heben die Erzählungen, die lediglich den Anspruch erheben, das Kleinleben des Kriegs wiederzugeben, sich doch empor zu einer Art Kriegsgeschichte, und die eingestreuten kurzen Abschnitte aus dem Generalstabswerke stellen den größern Zusammenhang auch für den dar, der eine gewisse allgemeinere Belehrung in dem Buche suchen sollte. Von jenem Kleinleben aber bleibt keine Seite unerwähnt; ernste und heitere Erlebnisse wechseln in bunter Folge: die Grauen des Schlachtfeldes während der Schlacht und nach ihr, die übermenschliche Anstrengung der Märsche, die Pein des Hungers und des Durstes, das Leben echter militärischer Kameradschaft in der Noth und in der Freude, der Verkehr unserer Truppen mit dem feindlichen Soldaten und mit der feindlichen Bevölkerung, das Leben und Treiben der Bauern und Städter — kurz alles, was uns menschlich interessiren kann auf dem Hintergrunde der großen Actionen, tritt uns nahe. Und durch alles weht jener warme, patriotische, pflichtgetreue, wackere, fröhliche Geist, von dem wir oben sprachen. Darum sollen die deutschen Väter ein solches Buch kaufen, es selbst lesen und es ihren Söhnen schenken; auch die Mütter und Töchter werden es mit Nutzen für sich und das Vaterland lesen. Für die Jugend hat Zeitz selbst seine Erinnerungen in erster Linie bestimmt: „Solchen Sinn", sagt er im Vorwort, nachdem er den Geist der deutschen Armee im großen Jahre geschildert hat, „solchen Sinn in der heranwachsenden Jugend zu erwecken und zu erhalten, muß jedem Vaterlandsfreunde vornehmste Aufgabe sein. Könnten meine Schilderungen auch nur einen einzigen deutschen jungen Mann in diesem Geiste anregen und stählen, so wäre der Zweck dieses Buchs erreicht und ich auf das herrlichste belohnt." Wir wünschen, daß der Verfasser diesen Lohn reichlich ernte, und möchten durch unser empfehlendes Wort dazu ein Weniges beitragen.

F. Wychgram.

---

## Dramatische Werke.

1. Sieben kleine Dramen von Heinrich Kruse. Leipzig, S. Hirzel. 1893. 8. 4 M.

Ein Mannescharakter, starr, oft herb, aber treu und echt: das ist der Dichter Heinrich Kruse von jeher gewesen, und ohne Frage verdient er an dieser Stelle den ersten Platz. Mit sieben kleinen Dramen erscheint er hier, meist mit einactigen Stücken von mannichfaltigem Inhalt und ungleichem Werth. Aber auch da, wo der Beurtheiler den Tadel nicht spart, verläßt ihn das Bewußtsein nicht, daß sich bei Kruse ein starkes Dichtergemüth und ein großer offener Sinn für alles Wahre und Gute selbst in den Fehlern offenbart, die bei schwächern Talenten und minder ernsten Charaktern nicht zu entschuldigen wären. Das Lustspiel „Frau Christine" kann als ganz vortrefflicher

historischer Einacter gelten. Der ernste, strenge Poet Kruse ist entzückend, wenn er scherzt. Er hat hier denselben tragischen Stoff in heitere, anmuthige Formen gekleidet, den Shakespeare in „König Heinrich VIII." so erschütternd darstellt: der König als Richter über seine eigene Gattin, von der er aus Sinnenlust befreit sein möchte. Es ist der dänische König Christian IV., der seine morganatisch vermählte, aber treu ergebene Gemahlin vor einem Gericht von Höflingen anklagt. Wie der bedrängten Frau ein Vertheidiger ersteht, und wie mit Witz und Scharfsinn ein Punkt nach dem andern aus der Anklage zu Gunsten der Beschuldigten gewendet wird, das ist ganz köstlich und in seiner Art ein kleines Meisterstück. Als Vorspiel zu der Tragödie, „Der Verbannte" hat Kruse die Dichtung schon vor Jahren erscheinen lassen. — Die „Frauen von Helgoland", das zweite Drama aus dem Siebengestirn, zeigt einen etwas weniger geschlossenen Bau, ist aber ebenfalls flott, geschickt und von patriotischem Geiste durchweht. — „Johann" will für wenig mehr als eine Posse gelten. Einem anspruchsvollen Publikum, am wenigsten einem hauptstädtischen, möchte dies Stück wol nicht vorzuführen sein, aber für häusliche Aufführungen kann es empfohlen werden; die Rollen sind recht dankbar. — Der „Wettlauf" leidet an epischen Längen und ist als Stück nicht straff genug geschürzt, um bühnenmäßige Wirkungen zu thun, so sehr auch in mancher Hinsicht die Lebendigkeit anzuerkennen ist. — Der „Tod des Crassus" wirkt bereits durch den Stoff kalt, die Ausführung ist trocken und ungelenk, ohne Gemüth oder Geist zu fesseln. — „Ferdinand von Schill", das vorletzte kleine Drama, entbehrt ebenfalls des künstlerischen Interesses, so gut gemeint auch alles ist. — „Der elternlose Sohn", a romance of real life, wie Kruse selber angibt, vermag kaum für die an den andern Stücken bisher berührten Schwächen zu entschädigen. Daß ein Stoff dem wirklichen Leben entlehnt und, soweit die Dichterindividualität es gerade gestattet, demselben auch nachgebildet ist, das gibt dem Drama an sich weder Vortheile noch Nachtheile. Die Wahrscheinlichkeit in der dreidimensionalen Welt und die Wahrscheinlichkeit im Kunstwerk, das sind unendlich verschiedene Dinge. Bereits die Technik, das Handwerksmäßige jedes Kunstwerks, kann eine völlige Verschiebung der wirklichen Factoren bedingen. — Man wird neben manchem minder Gelungenen trotzdem in dieser Sammlung Kruse'scher Stücke viel Tüchtiges, viel Kraftvolles und Erfreuende finden. Will man Kruse durch seine eigenen Worte als Künstler und Charakter kurz kennzeichnen, so höre man den Schlußsatz des Vorwortes mit seiner leisen Entschuldigung und seinem aufrechten Stolz: „Selbst wenn man die Handlungsweise des Helden zu schroff findet und für überspannt hält, so muß man sich doch freuen, daß in dieser eigennützigen Welt noch Charaktere sind, die alle niedrigen Beweggründe stolz verschmähen." In diesen Worten liegt Kruse's Wesen, in dem Charakterstärke die Stärke des Künstlers überwiegt.

2. Neues Theater von Hans Hopfen. Drittes Bändchen. Berlin, Gebr. Paetel. 1893. 8. 3 M.

„Es hat so sollen sein", der erste der von Hopfen in einem Bande vereinigten Einacter, entbehrt jeden literarischen Werthes, und ist wol nur als Gelegenheitsarbeit aufzufassen. — „Hexenfang" dagegen, das zweite Drama, hat eine sehr eigenartige und energisch durchgeführte Fabel, die denn auch dem Stück auf dem Theater einen Erfolg verschafft hat. Meister Albertus, dem die Zauberkunst dazu dient, sich Genüsse wildester Art zu verschaffen, stellt in der Walpurgisnacht einen Hexenfang auf, der ihm ein höllisches Liebchen in die Arme führen soll. In den Adern brennt ihm die sündige Sehnsucht und er verschmäht die Liebe eines innigen und reinen Mädchens. In den silbernen Drähten des Hexenfangs verwirren sich auch wirklich zwei junge Hexlein und der Zauberer zieht sie durch den Schornstein in sein Gemach. Mit ihnen fliegt er dann hinaus zur herrlichen Walpurgisnacht und zwingt die Hexen, an denen er Gefallen findet, in sein Haus zurückzukommen und bei ihm zu bleiben. Sie weigern sich, sie wollen fort — Albertus aber verbrennt ihre Besen, sie müssen bleiben. Wie der Morgen kommt, verwandeln sich die dämonischen Schönheiten in zwei alte, urhäßliche Weiber, die einen so tollen Spuk verführen, daß es selbst dem Meister Albertus zu schwindeln beginnt. Aber die Hexen können nicht fort, denn die Zauberflüssigkeit ist auf dem Herde verschüttet, um einem neuen Besen die Fähigkeit des Fluges zu geben. Das Volk draußen will dem Hexensabbat ein Ende machen, man dringt schon herein — da kommt Marie, das reine Mädchen. Die Hexen ergreifen die Steine des Herdes, über die der Zaubertrank rann und hui! fliegen sie hinaus. Mit Weihrauch aber und Gebet säubert Marie Haus und Herd. Der Pöbel ist um sein Opfer gekommen, Albertus aber entsagt aller Zauberei und schwört zur Fahne reiner Minne. Diese Handlung ist sehr geschickt und bühnenmäßig dargestellt, die Verse sind von großer Kraft und für ein phantastisches Lustspiel von schlagartiger Wirkung. Das Ganze ist ein Ausfluß einer Künstlerlaune, gewiß; aber nicht allzu viele gibt es, die sich eine solche Laune gestatten können. — Endlich: „Der König von Thule". Auch hier begegnet man einer eigenartigen Phantasie, nur bleibt die Wirkung eine unruhige, und am Schluß ist sogar Verworrenheit das Ergebniß. An Sonderbarkeiten fehlt es nicht. Altnordische Sitten werden erfunden, die unserm Empfinden völlig fremd bleiben. Der alte König von Thule soll sich selber tödten, die Vasallen wollen es: er wäre zu alt. Er hat einen misrathenen Sohn Prinz Oger. Auf Betreiben eines christlichen Missionar wirft der alte König seinen Sohn von einem Thurm herab und tritt dann zum Christenthum über. Sehr sonderbar! Alle mögliche Handlungen und Motive drängen sich durcheinander. Auch dies Stück ist ein Ausfluß von Hopfen's Künstlerlaune, nur ist mehr des Launischen als des Künstlerischen darin.

Friedrich Kummer.

# Feuilleton.

Im Verlage von Emil Felber in Berlin ist das erste Heft einer neuen „Zeitschrift für Culturgeschichte" erschienen. Sie wird herausgegeben von Dr. Georg Steinhausen, dem Verfasser der „Geschichte des deutschen Briefes", und bildet eine neue (vierte) Folge der „Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte". Die culturgeschichtliche Betrachtungsweise, die ihr Hauptaugenmerk auf die Zustände der großen Massen richtet, ringt mit immer wachsendem Erfolg um Gleichberechtigung mit der politischen Geschichte, die vorwiegend den Führern der Völker ihre Theilnahme zuwendet. Den vorhandenen Gegensatz scharf zuzuspitzen, wie es zuweilen geschieht, liegt kein Grund vor: beide Richtungen schließen sich doch nicht aus, sondern werden auf gegenseitige Ergänzung angewiesen sein, wenn sie zu voller Erkenntniß durchdringen wollen. Gewiß aber ist es mit Freuden zu begrüßen, daß die junge aufstrebende Wissenschaft der Culturgeschichte sich einen wissenschaftlichen Mittelpunkt für ihre große und weitverzweigte Arbeit schafft: ein solcher Mittelpunkt will die neue Zeitschrift werden, wir wünschen ihr dazu vollen Erfolg. Das vorliegende erste Heft führt sich durch treffliche Arbeiten sehr gut ein. Karl Lamprecht, rühmlichst bekannt durch sein „Deutsches Wirthschaftsleben im Mittelalter" und seine „Deutsche Geschichte", eröffnet es mit einem Aufsatz über „Deutsches Geistesleben im spätern Mittelalter". Daß dies durch den Eintritt des Bürgerthums bestimmt worden ist, ist der leitende Gedanke; von ihm aus wird der allgemeine Bildungsstand behandelt, besonders ausführlich die Mystik, die Entwickelung der Architektur, Plastik und Malerei, endlich die Dichtkunst. Eberhard Gothein folgt mit einer Abhandlung über „Thomas Campanella, einen Dichterphilosophen der italienischen Renaissance"; Georg Steinhausen bietet „Sechzehn deutsche Frauenbriefe aus dem endenden Mittelalter", die dem germanischen Nationalmuseum in Nürnberg entnommen sind; Wilhelm Liebenam endlich gibt im ersten Theil eines Aufsatzes „Aus dem Vereinswesen im römischen Reiche" eine Entwickelungsgeschichte der römischen Vereine, besonders der gewerblichen, und will in einem zweiten Theile, der für ein späteres Heft bestimmt ist, das Leben in den Vereinen und ihre Bedeutung für das Bürgerthum erörtern. Es folgen dann noch „Mittheilungen und Notizen", sowie „Besprechungen". Der Jahrgang der neuen Zeitschrift soll sechs Hefte für den Preis von 10 Mark umfassen; der in Aussicht genommene Umfang von dreißig Bogen soll erweitert werden, wenn die Zeitschrift genügende Unterstützung im Publikum findet. Wir hoffen, daß ihr diese zutheil wird; sie schließt zwar den Dilettantismus unter den Mitarbeitern strengstens aus, ist aber in der Form der Darstellung für weitere Kreise bestimmt.

— Ueber „Die Ziele der ethischen Bewegung" handelt ein Schriftchen von M. Brasch (Leipzig, R. Claußner, 1893). Es hat „die Absicht, gegenüber den mannichfaltigen Irrthümern und Entstellungen, denen die ethische Bewegung in Deutschland in der reactionären Presse ausgesetzt ist, die wahren Ziele, insbesondere auch die idealen Momente derselben dem größern Publikum darzulegen". Im ersten Theile seiner Arbeit gibt Brasch einen Ueberblick über die ethische Bewegung in Amerika auf Grund der Schriften William Salter's. Dieser Theil läuft aus in eine Schilderung des in der Neuen Welt sich regenden leidenschaftlichen Bedürfnisses nach geistiger Vertiefung. Brasch verweist auf die großartigen Beispiele von Bürgertugend, Wohlthätigkeitssinn und Opferfähigkeit, die sich inmitten einer entsittlichenden Corruption hier gezeigt hätten wie nirgends sonst, und spricht die Hoffnung aus, dieser neu erwachte amerikanische Idealismus werde nie in hohlen Utopismus und leere Phantastik verfallen, sondern immer einen starken gesunden Zug von Utilitarismus und Realismus behalten. Im zweiten Theile, der von den ethischen Bestrebungen in Deutschland handelt, hat es der Verfasser hauptsächlich mit den Satzungen der 1892 gegründeten „Deutschen Gesellschaft für ethische Cultur" und mit den Aeußerungen ihres Vorsitzenden, des Prof. Wilhelm Förster, zu thun. Im wesentlichen stimmt Brasch diesen Anschauungen zu, macht aber in einigen nebensächlichen Fragen abweichende Ansichten geltend. Zur Erklärung des heutigen betrübenden ethischen Zustandes verweist er mit Recht auf das übermäßig beschleunigte Tempo der modernen Entwickelung, wie sie von dem Tode James Watt's (1819) bis zum Tode Lassalle's (1864) sich vollzogen habe. Weniger treffend erscheint uns die Polemik gegen die Aeußerungen Förster's auf S. 32 fg. Sehr anfechtbar ist auch folgende Behauptung: „Es ist eine historische und staatsphilosophische Chimäre, moderne Staaten, welche auf ganz andern als der rohen Grundlage der ethnologischen Zusammensetzung beruhen, auf Gleichheit der Rasse aufbauen zu wollen. Die ganze Weltgeschichte spricht dagegen. Und sie spricht sehr laut dagegen: Rassen- und Stammeseigenthümlichkeiten sind das physische Substrat, auf welchem sich die Volksseele aufbaut (!): aber jenes Substrat wechselt und geht im Laufe der Geschichte Tausende von Vermischungen und Amalgamirungen ein; darauf beruht eben der Wechsel der Volksseele, die mit jedem Jahrhundert, ja mit jedem Jahrzehnt eine andere wird." Wir glauben nicht an diese Wandelbarkeit, sondern sind, gestützt auf historische Thatsachen, der Meinung, daß jede Nation die Hauptzüge ihres Charakters auch in Jahrhunderten beibehält. Die Ausartungen chauvinistischer Ueberhebung verabscheuen wir nicht weniger als der Verfasser. Aber wir glauben doch, daß die sittliche Wiedergeburt im eigenen Volksthum beginnen muß, wo die starken Wurzeln unserer Kraft sind. Das schließt nicht aus, daß wir mit andern Nationen und Rassen Frieden und Freundschaft halten und uns zu allerlei guten Werken mit ihnen verbinden.

— Die kleine Schrift von Ferdinand Ortjohann: „Unsere Vornamen. Ihr Ursprung und ihre Bedeutung" (Paderborn, Junfermann'sche Buchhandlung, 1893) ist eine recht fleißige sorgfältige Arbeit. Es ist ein zuverlässiger Führer auf dem schwierigen Gebiete, indem in letzter Zeit durch dilettantische Arbeiten viel gesündigt worden ist. Nachdem der Verfasser die Namen aus dem Hebräischen, Griechischen und Lateinischen und die aus den modernen fremden Sprachen erläutert hat, wendet er seine besondere Aufmerksamkeit den eigentlich deutschen Namen zu. Sie werden nach sachlichen Kategorien behandelt. Auch neben den trefflichen Büchern von Abel und Khull wird Ortjohann's Schrift schon deshalb eigenen Werth behalten, weil er auch die meisten Namen, die aus fremden Sprachen hergenommen sind, in das Bereich der Erklärung zieht.

— Hermann Grimm wird in Verbindung mit Reinhold Steig eine auf drei Bände berechnete Biographie Achim von Arnim's im J. G. Cotta'schen Verlag Nachf. in Stuttgart veröffentlichen. Der erste Band, Achim von Arnim an Clemens Brentano, soll baldigst erscheinen. Derselbe Verlag kündigt das Erscheinen eines Bandes Novellen: „Letzte Dorfgänge", an, aus dem Nachlasse von Ludwig Anzengruber.

---

## Bibliographie.

Bülow, F. Freiin v., Margarete und Ludwig. (Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek. 10. Jahrg. Bd. 13 u. 14.) Stuttgart, J. Engelhorn. 8. 1 M.

Diercks, C., Kulturbilder aus den Vereinigten Staaten. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. Serie XVIII. Bd. 4. 1893. 8. 6 M.

Hildebrandt, P., Die Kunst, das Stiefkind der Gesellschaft. Berlin, Amsler u. Ruthardt. 50 Pf.

Klimsch, Dr. R., Wanderungen durch Rom. Skizzen, Bilder und Schilderungen aus der ewigen Stadt. Graz, U. Moser. Kl. 8. ca. 2 M. 50 Pf.

Müller, E., Aus der Streusandbüchse. Dresden, E. Pierson. 8. 3 M.

# Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von **F. A. Brockhaus** in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.


Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Bruchstücke

aus der

## Theorie der bildenden Künste.

Von

**Ernst Brücke.**

Mit 39 Abbildungen in Holzschnitt. 8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

*(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 28. Band.)*

In den belehrenden Winken, welche der berühmte Verfasser, Professor der Physiologie an der Universität zu Wien, hier über Perspective, Schattenconstruction, Beleuchtung u. s. w. gibt, war er überall darauf bedacht, eine engere Verbindung zwischen der Wissenschaft und dem künstlerischen Wissen herzustellen. Das Buch ist vorzugsweise für angehende Künstler und Laien bestimmt, wird aber selbst für den Meister nicht ohne Nutzen sein.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

## Die Französische Revolution.

Von

**Thomas Carlyle.**

Aus dem Englischen von **P. Feddersen**, umgearbeitet von **E. Erman.**

Dritte Auflage.

Drei Theile. 8. Geh. 7 M. 20 Pf. Geb. 9 M.

Auch in 12 Lieferungen zu 60 Pf. zu beziehen.

Dieses Meisterwerk der englischen Literatur, in welchem der geniale Verfasser ein lebendiges Bild jener großen Zeit entrollt, hat sich rasch in der Gunst der deutschen Leser befestigt, sodaß der zweiten in kurzer Zeit die vorliegende dritte Auflage folgen mußte.

Das Werk kann auf einmal oder nach und nach in Lieferungen bezogen werden.

Von der Lieferungsausgabe liegen vor Lieferung 1—6.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Dante-Handbuch.

Einführung in das Studium des Lebens und der Schriften

## Dante Alighieri's.

Von

**Dr. G. A. Scartazzini.**

8. Geh. 9 M. Geb. 10 M.

Der erste Danteforscher der Gegenwart bietet in diesem Werke eine für das grössere Publikum berechnete ausführliche und authentische Darstellung des Lebensganges und der Persönlichkeit Dante's, an welche er eine eingehende geistvolle Würdigung der Werke des Dichters, insbesondere der „Göttlichen Komödie", anschliesst. Die Fülle des beigebrachten neuen Materials macht das „Dante-Handbuch" allen Dantekennern unentbehrlich, die populäre Darstellung gestaltet es aber auch zugleich zu einem sichern Führer für alle diejenigen, welche sich über den Dichter und seine Werke näher unterrichten wollen.

Das Werk ist bereits ins Englische übersetzt worden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Religiöse Reden und Betrachtungen

für das deutsche Volk von einem deutschen Philosophen.

Von

**Moriz Carriere.**

Dritte mit kritischen Beigaben vermehrte Auflage.

8. Geh. 7 M. Geb. 8 M. 50 Pf.

Das vorliegende Werk ist bei seinem ersten Erscheinen auf eine Stufe mit Schleiermacher's „Reden über die Religion" und Fichte's „Reden an die deutsche Nation" gestellt worden, und wie diese seine Vorgänger hat es einen heilsamen, tiefgehenden Einfluß auf die Gebildeten Deutschlands geäußert. Auch die neue, dritte Auflage wird jenen, die das Werk noch nicht kennen, eine Erhebung sein, ist aber infolge der Anfügung einer Reihe von Zusätzen auch für Besitzer früherer Auflagen von Werth.

Die dritte Auflage der „Religiösen Reden und Betrachtungen" bildet zugleich den 14. Band von Carriere's „Gesammelten Werken".

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Jenny Lind.

### Ihre Laufbahn als Künstlerin.

### 1820 bis 1851.

Nach Briefen, Tagebüchern und andern von Otto Goldschmidt gesammelten Schriftstücken.

Von

**H. S. Holland** und **W. S. Rockstro.**

Autorisirte deutsche Uebersetzung von

**Hedwig J. Schoell.**

Mit 6 Heliogravüren, 8 Abbildungen und Musikbeilagen.

Zwei Bände.

8. Geh. 18 M. Geb. 20 M.

Eine treffliche Biographie Jenny Lind's, der als „schwedische Nachtigall" hochgefeierten Sängerin: allen, welche sie selbst noch gehört, gewiß besonders willkommen, aber von hervorragendem Interesse auch für jeden Freund der Musik und des Theaters. Die deutsche Ausgabe wird durch ein Vorwort von Otto Goldschmidt, dem Gemahl der Künstlerin, in Deutschland, ihrer „künstlerischen Heimat", eingeführt. Die englische Ausgabe ist bereits in dritter Auflage erschienen.



Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 13. — 29. März 1894.



Inhalt: Theodor Fontane als Autobiograph. Von Moritz Necker. — Ein neuer Vertreter des historischen Romans. Von Edmund Lange. — Zur Aesthetik. Von Richard Friedrich. — Eine neue Darstellung der Anfänge deutscher Geschichte. Von A. Baldamus. — Episches. Von Richard Weitbrecht. — Volksthümliche Dichtung und Volkspoesie in Vers und Prosa. Von Anton Schlossar. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.


## Theodor Fontane als Autobiograph.

Die Geschichte seines eigenen Lebens zu schreiben, vollends die Geschichte seiner Jugend, seiner Erziehung, seines Bildungsganges, dürfte jeden Menschen von nur einigermaßen reicher innerer Erfahrung einmal gereizt haben. Jedermann denkt gern an seine Jugend zurück, und jeder hat den besten und reichsten Inhalt seiner Menschenkenntniß aus der Selbsterkenntniß, aus der Geschichte seiner eigenen Klärung gewonnen. Darin liegt der unverwüstliche Reiz aller Selbstbiographien sowol für die Leser, als auch für die Schriftsteller. Die Dichter und Künstler überhaupt, die doch vorwiegend auf innere Erfahrungen angewiesen sind, deren Bildungsgang für die Geschichte ihrer äußern Geltung von größter Wichtigkeit, von maßgebendem Einflusse zu sein pflegt, sie schreiben daher sehr gern Selbstbiographien, sowie die Staatsmänner und Weltleute Memoiren schreiben. In der letzten Zeit haben sich mit dem zunehmenden Umfange der Memoirenliteratur auch die Autobiographien von Dichtern reichlich vermehrt, sie sind geradezu Mode geworden, vielleicht auch darum, weil wir gegenwärtig so viele alte Herrn unter den Dichtern von Rang, oder doch Beliebtheit, haben. Aber es wäre kühn zu behaupten, daß wir viele gute Selbstbiographien bekommen hätten. Eine Autobiographie gut zu schreiben, ist nicht so leicht, wie es auf den ersten Blick scheinen mag. Es ist im Gegentheil so schwer, daß ein Schriftsteller mit einer bedeutenden Selbstbiographie allein schon sich unsterblich machen kann, wie man denn heute von Jung-Stilling auch nicht einmal den Namen kennen würde, wenn er nicht sein Leben selbst beschrieben hätte, und wie andererseits sich Gottfried Keller mit einem wesentlich autobiographischen Romane zuerst seinen Platz in der Literatur gesichert hat. Eine gute Autobiographie kann im Grunde doch nur ein hochbegabter Mann schreiben, dessen Seele stets hohen Zielen zustrebte, der erhaben über Selbstliebe und Eitelkeit die Wahrheit und reine Natur nicht blos sehen will, sondern auch erkennen kann. Es gibt Autobiographen, die die Geschichte ihres Lebens nur zu Privatzwecken sozusagen erzählen, nur für jene, die sie schon kennen; sie benutzen den Anlaß, um diesem nahestehenden Menschen- und Verwandtenkreise, wie mittheilsame alte Herrn pflegen, allerlei aus der eigenen Vergangenheit zu berichten; sie nehmen diese Gelegenheit wahr, um manches Interessante, aber auch sehr viel Gleichgültiges zu erzählen, um ihren Freunden, Gönnern und Dienern Denksäulchen zu errichten. Das alles ist Privatangelegenheit; solange nicht eine allgemeine Beziehung, oder eine künstlerische Form diese Kleinigkeiten adelt, gehören sie nicht in die Oeffentlichkeit. In solchem vorwiegend privaten Geiste schrieb beispielsweise Georg Ebers seine Lebensgeschichte; im höhern Sinne aber des Kunstwerks hat Theodor Fontane seine „Knabenjahre" beschrieben, und damit eines seiner anmuthigsten Bücher geschaffen. *)

Es ist gleich recht bezeichnend, daß er sein Werk nicht Autobiographie schlechtweg, sondern einen „autobiographischen Roman" nennt. Mit einem Roman haben diese „Knabenjahre" sehr wenig oder gar nichts gemein; wenn Fontane z. B. seinen eigenen Vater zuweilen sprechend einführt, so ist das, streng genommen, allerdings nicht mehr Geschichte, sondern Dichtung. Allein wenn ein realistischer Dichter wie Fontane einen Menschen, den er so genau kennt, wie seinen Vater, sprechen läßt, so darf man wol sagen, daß er mit dieser poetischen Licenz die Grenzen der Wahrheit keineswegs überschreitet. Am Ende kommt es doch in aller Geschichtschreibung auf die innere Wahrheit der Darstellung an, und wenn der Erzähler seine dichterische Kunst zu Hülfe nimmt, um uns die Vergangenheit so recht lebhaft zu vergegenwärtigen, so erhöht er den Reiz seiner Erzählung, ohne ihren historischen Werth zu beeinträchtigen.

*) Meine Knabenjahre. Autobiographischer Roman von Theodor Fontane. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1894. 8. 3 M.

Aber es ist noch viel mehr Poesie in den „Knabenjahren", als in solchen Dialogstellen. So streng sich Fontane auch an die Thatsachen gehalten hat, mit welchem (oft barocken) Eifer er sich an vielen Stellen bemüht, nicht Dichter, sondern nur Historiker zu sein, so hinterläßt sein Buch dennoch einen Eindruck, den man nur mit dem Worte Poesie bezeichnen, sofern man damit dasselbe versteht, wie Jakob Grimm, als er schrieb: „Die Poesie ist das Leben selbst, gefaßt in Reinheit und gehalten im Zauber der Sprache". Dieses Fassen in Reinheit: das ist die seltene Fähigkeit, die Theodor Fontane innewohnt; vielleicht nicht so sehr ursprüngliches Talent, als vielmehr Erwerb ernster künstlerischer Arbeit und Läuterung. Sein Stil, scheinbar trocken und nüchtern, hier und da berlinerisch gefärbt, zuweilen nachlässig, wie ein Mann im Hausrock, ohne Metaphern, ohne den Glanz der Gleichnisse oder Kraftworte, ist gleichwol im hohen Grade künstlerisch, weil er so unmittelbar, so anschaulich in seiner sachlichen Knappheit ist. Die Bilder, die uns der nun dreiundsiebzigjährige Dichter von seiner Knabenzeit in Neu-Ruppin, vom alten Berlin, und zumal vom lebhaften Handelsstädtchen und Seebade Swinemünde gibt, prägen sich mit ihrer anspruchslosen Einfalt und leuchtenden Klarheit unserm Gedächtniß unvergeßlich ein. Wir sehen den Sand der Mark, die kümmerliche Bauart kleinstädtischer Häuser, die Romantik des ungeheuern Bodenraums im Fontane'schen Hause zu Swinemünde mit seiner barock häßlichen Front in einer Klarheit vor uns, als wären wir selbst dort gewesen, dazu das Meer, aber auch nur soweit es einen kecken, waghalsigen und spiellustigen Knaben interessirt, und vollends die Menschen. Die Grundstimmung des Erzählers ist die gemächlichsten Behagens, das jederzeit in Ironie und Humor überzugehen bereit ist. Es spricht aber auch der Historiker der Mark mit, der in jedem ihrer Gehöfte und in jeder Familie heimisch ist; es spricht der vielgewanderte Mann mit, der die Grenzen der Heimat sehr genau kennt; der Weltmann, der das kleinstädtische und das Leben im größern Stile ohne den Hochmuth des Großstädters zu unterscheiden versteht; und endlich spricht auch der specifisch moderne Realist mit, der in der Psychologie lieber nach physiologischen als nach moralischen Elementen, in der menschlichen Bildungsgeschichte lieber nach zwingenden Thatsachen, als nach Ideen forscht. Vergleicht man diese Knabengeschichte mit der Jugend des „grünen Heinrich", so wird man sie beinahe arm an seelischem Leben finden; da wird nichts von Kindermoral und Kinderreligion geredet, von keinen Gewissenskämpfen und sehr wenig von Schwärmerei. Fontane macht sich nicht anders, als er eben war; er dichtet in seine Jugend nichts hinein, was sie nicht hatte; er hat nicht den Tik des Jean-Jaeques Rousseau zu beichten und Gefühle zu zergliedern — und diese Wahrhaftigkeit gerade ist seine edelste Tugend. Für den, der lesen kann, wird genug auch über die ursprüngliche Veranlagung des Charakters des Erzählers gesagt. Er hatte als Knabe auch schon poetische Neigungen, Liebe zur Beschaulichkeit, Begabung zum Versemachen; aber da sich der Knabe seiner Talente und Eigenheiten nicht bewußt war, so stellt sie der alte Erzähler auch als naive Eigenschaften hin, wie er überhaupt mit dem feinsten Gefühl die Größenverhältnisse der einzelnen Gestalten im rechten Maß festzuhalten bestrebt ist, und dem Knaben keine Urtheile unterschiebt, die nur der Mann fällen konnte. Das allerschönste am Buch ist aber, daß nicht der Dichter selbst, sondern sein Vater in den Mittelpunkt der Erzählung rückt; dem Andenken dieses Vaters scheint es überhaupt als Werk kindlicher Pietät gewidmet zu sein.

Fontane stammt durch beide Eltern von den französischen Colonisten Berlins ab; auch die Mutter, Emilie Labry, war eine Hugenottentochter. Der Großvater Fontane des Dichters war einige Jahre Cabinetssecretär der Königin Luise von Preußen und wurde dann Schloßverwalter in Potsdam; der Großvater Labry erzeugte Seidenwaaren. In den Eltern des Dichters traten noch die Stammesverschiedenheiten der aus der Gascogne stammenden Fontane's und der aus den Cevennen hergewanderten Labry's zutage. Er erzählt: „. . . wahrscheinlich im jetzigen Departement Hérault, oder doch in seiner Peripetie, waren meine Vorfahren, väterlicher- wie mütterlicherseits zu Hause. Nächste Nachbarn also. Weil sich indessen auf diesem engen Raume zwei grundverschiedene Volksstämme berühren, so darf es nicht sonderlich überraschen, daß „mes ancêtres", trotz räumlicher Nachbarschaft, dieser Stammesverschiedenheit entsprachen, eine Verschiedenheit, die völlig unbeeinflußt durch die inzwischen erfolgte Verpflanzung ins Brandenburgische, sich auch noch in meinen Eltern zeigte: mein Vater war ein großer stattlicher Gascogner voll Bonhommie, dabei Phantast und Humorist, Plauderer und Geschichtenerzähler, und als solcher, wenn ihm am wohlsten war, kleinen Gasconnaden nicht abhold; meine Mutter andererseits war ein Kind der südlichen Cevennen, eine schlanke zierliche Frau von schwarzem Haar, mit Augen wie Kohlen, energisch, selbstsuchtslos und ganz Charakter, aber von so großer Leidenschaftlichkeit, daß mein Vater, halb ernst-, halb scherzhaft von ihr zu sagen liebte: „wäre sie im Lande geblieben, so tobten die Cevennenkriege noch". Die Ehe dieses Paares war nicht glücklich; sie führte später, als der Dichter schon erwachsen war, sogar zur Trennung der Eheleute. In den Knabenjahren, von denen er hier erzählt, lebten sie indeß in einigem Frieden, aber doch schon in fortwährender Neigung zu gegenseitigen Sticheleien, zusammen. Das Bild dieses Lebens hat Fontane mit heiterer Liebe geschildert. Die Mutter, deren Bedeutung dem Dichter erst später klar wurde, tritt jedoch hinter dem Vater etwas zurück, dessen gascognische Natur, ungeachtet aller Bedenken, dem Sohne noch immer ein urgemüthliches Behagen einflößt. Ganz wundersam hat er den Ton für diesen Mann getroffen, der mit soviel Güte und Zartheit soviele Mängel vereinigte. In seiner Blütezeit stand er als wohlhabender Apotheker mit den vornehmsten Handelsherren auf intimem Fuße; im Alter war er ein

einsamer, verlassener Mann, froh ein kleines Stückchen Grund mit einem sehr bescheidenen Häuschen darauf sein eigen zu nennen. Wie sehr es dem Erzähler um die Durchführung dieses Charakterbildes zu thun ist, geht daraus hervor, daß er den zeitlichen Zusammenhang seiner Erzählung am Ende durchbricht und uns den Vater vierzig Jahre nach dem lustigen Leben in Swinemünde vor Augen stellt. Es muß wol ein großes Glück für einen Dichter sein, dem geliebtesten Manne ein solches Denkmal setzen zu können und es ist anzunehmen, daß sich Fontane die Schilderung der Mutter für die Geschichte seiner Lehrlingsjahre als Apotheker und Schriftsteller aufgespart hat. Möge er uns nicht lange auf sie warten lassen.

Moritz Necker.

---

# Ein neuer Vertreter des historischen Romans.

Nicht leicht ist der Schritt vom Geschichtschreiber zum Romandichter, gar beschränkt die Zahl derer, die ihn mit durchschlagendem, auch von der ernsten Kritik anerkanntem Erfolge gethan haben. Nur um so freudiger berichte ich darum heute über ein Werk, das ich trotz mancher Bedenken in einzelnen und nicht immer unwichtigen Dingen nicht anstehe ein Meisterwerk seiner Gattung zu nennen. Alfred Dove's „Caracosa"*) braucht nach meiner Meinung den Vergleich mit den besten geschichtlichen Romanen der letzten Jahrzehnte, z. B., um auf italienischem Boden zu bleiben, mit Konr. Ferd. Meyer's „Hochzeit des Mönchs" oder „Angela Borgia", nicht zu scheuen. Es ist ein dichterisches Erstlingswerk, aber man merkt, daß es ein gereifter Mann geschrieben hat. Daß es leistet, was man historisch von einem geschichtlichen Romane verlangen kann, bedarf in diesem Falle keiner Versicherung. Aber wir bekommen nicht nur ein getreues Culturbild jener wunderbaren Zeit Friedrich's II., wo in Italien die alten Gegensätze zwischen Welfen und Ghibellinen zum letzten male in voller Schärfe hervortraten, wo daneben schon der Gedanke eines freien Bürgerthums auf nationaler Grundlage sich machtvoll geltend macht, wo eine aller Ueberlieferung skeptisch gegenüberstehende Aufklärung im Kaiser selbst einen großartigen Vertreter findet, und andererseits die Bettelorden und ähnliche religiöse Vereinigungen noch volksmäßigern Charakters eine ungeheuere Gewalt über die Gemüther der Menschen üben, jener Zeit, die soviele moderne Züge zeigt und uns doch wieder so fremdartig anmuthet — vor allem hat Dove die echte Dichterkunst bewährt, dies getreue Culturbild auch zu einem lebensvollen zu machen, die Ideen jener Zeit in Menschen von Fleisch und Blut, die mit fast greifbarer Anschaulichkeit vor uns stehen, zu verkörpern. Eine reiche Fülle von Gestalten steigt vor uns auf, aber bei keiner haben wir das Gefühl, daß sie nur dem Dichter als Sprachrohr dienen solle; sie haben sämmtlich individuelles Leben und interessiren deshalb alle lebhaft; keine wird durch die andere erdrückt, und andererseits schieben sich auch die Nebenfiguren nirgends ungebührlich in den Vordergrund. Und während der Leser von dem verstimmenden Gefühl: Jetzt sollst Du einmal gründlich belehrt werden, völlig verschont bleibt, gewinnt er doch aus diesem Roman mehr für's Verständniß jener Zeit, als aus manchem Geschichtswerk. Aber auch die eigenste Tugend des Epikers die Sache selbst wirken zu lassen, ganz hinter seinen Personen zu verschwinden, bewährt Dove in seltenem Maße. Mit einer Kunst, die wie etwas ganz Selbstverständliches wirkt, vermeidet er es für irgendeine seiner Personen Partei zu nehmen; er zeigt sich tolerant im schönsten und höchsten Sinn.

Den Mittelpunkt der Handlung bildet das Parma der Zeit Friedrich's II. Die gewaltigen politischen und religiösen Bewegungen Italiens in jener Epoche spiegeln sich für uns vor allem in den Einwirkungen, die sie auf die Geschicke des Hauses di Adamo und weiter auch des Adels und der Bürgerschaft von Parma überhaupt üben. Dove zeigt in der Verflechtung der Familiengeschicke mit den großen historischen und religiösen Bewegungen und Persönlichkeiten eine hohe Meisterschaft. Dadurch daß der edle Guido di Adamo die kleine verwaiste Brescianerin Caracosa, die Tochter des Ketzerbeschützers Ulrico da Sale in sein Haus verpflanzt, kommt ein fremdes, bewegendes Element in die kleine, bei aller Verschiedenheit der einzelnen Glieder in sich geschlossene Welt seiner Familie. Ihre Entwickelung vom zarten Kind zum halberwachsenen Mädchen, weiter zu einer durch schwere Schicksale und eigenes Nachdenken früh gereiften Jungfrau, dann zur bräutlichen Witwe Leonardo's, und endlich zur frei über sich und ihr Dasein bestimmenden Frau — das ist der scheinbar ganz einfache Mittelpunkt, um den sich alles übrige gruppirt. Aber wie ist ihr Charakter entwickelt und vertieft; wie herrlich wird er uns, oft nur durch eine kurze Aeußerung, in seiner großartigen Geschlossenheit und gehaltenen Leidenschaftlichkeit vorgeführt! Wie bleibt diese echte Herrscherseele, diese „geborene Kaiserin" bei allen sonst mehr dem Manne eignenden Zügen ihres Wesens immer ein zwar durchaus eigenartiges, aber doch echtes und volles Weib! Mit ihrer ruhigen Entschiedenheit übt sie schon als kleines Mädchen, ohne je herrschsüchtig zu erscheinen, eine stillwirkende Gewalt über ihre Umgebung; keiner kann sich dem Gefühl entziehen, daß sie ganz anders ist, als gewöhnliche Menschenkinder, und dabei hat sie doch so gar nichts von einer Schwärmerin und Phantastin. Sie selbst

*) Caracosa. Historischer Roman aus dem 13. Jahrhundert von Alfred Dove. Zwei Bände. Zweite Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachfolger. 1894. 8. 10 M.

kommt sich übrigens, als ein echtes Kind, gar nicht als etwas Besonderes vor; sie handelt einfach, wie es ein inneres Gefühl ihr eingibt; das Vorbild ihres Vaters schwebt ihr dabei schon jetzt halb unbewußt vor der Seele. Eine entscheidende Wendung tritt dann für sie ein durch die Berührung mit Kaiser Friedrich; für die Tochter des begeisterten Ghibellinen, der als Beschützer der Ketzer sein Leben verloren hat, ist dieser wunderbare Mann natürlich eine ideale Gestalt. Und wie tritt ihm trotzdem das vierzehnjährige Mädchen entgegen, als er in seiner geistreichen, aber spöttisch-egoistischen Art ihres Vaters gedenkt! „Ich verstehe nicht, wovon Ihr sprecht" erwidert sie ihm „und kann Euch keinen Bescheid geben, denn damals war ich ein Kind; aber ich will nicht hören, daß Ihr meinen Vater scheltet; geschieht es noch einmal, so werd' ich auf mein Zimmer gehn." Und wie durchaus nicht pedantisch, aber tief ernst faßt sie das Versprechen auf, das ihr beim Abschiede Kaiser Friedrich abnimmt, das Versprechen, ihn stets zu vertheidigen, wenn man ihm ungerecht zu nahe trete; wie schön erfüllt sie es auch dann noch, als ihrem sittlichen Feingefühl die bedenklichen Seiten dieses gewaltigen Geistes immer klarer geworden sind! Ungewöhnlich aber wahrhaft fein zeigt sie sich in ihrem Verhältniß zu dem tapfern und zartfühlenden Orlando, Guido's Sohn von der Unfreien Rechelda; höchsten Takt und sichere Entschiedenheit bewährt sie allen andern Persönlichkeiten ihres Lebenskreises, allen schweren Geschicken, die sie treffen, gegenüber. Was Guido di Adamo's ältester Sohn, der edle aber fanatisch-religiöse Giovanni gefürchtet hat, erfüllt sich; sie bringt in der That dem Hause, das ihr eine neue Heimat geboten hat, Unglück. Dies bricht herein mit der Macht einer Naturgewalt; Caracosa ist von jeder sittlichen Schuld daran frei. Daß sie es trotzdem schwer empfindet, ist nur natürlich. Aber stets gewinnt sie rasch ihre herrliche Fassung, ihre unvergleichliche ruhige Sicherheit wieder. Um ihretwillen geht erst Giovanni aus thörichtem Haß und dann aus ebenso thörichter Liebe dessen völlig anders gearteter, mit Caracosa etwa gleichalteriger Bruder Ognibene ins Kloster. Alle Versuche des tiefgebeugten Vaters, wenigstens den letztern wieder in die Welt zurückzuführen bleiben vergeblich; selbst Caracosa's aus dem Bewußtsein ihrer Verpflichtungen gegen Guido entspringendes Erbieten, die Seine zu werden, macht ihn jetzt nicht mehr andern Sinnes. Nun setzt sie, um das Aussterben des Hauses di Adamo zu verhüten, all ihre Energie daran, die Legitimirung Orlando's zu erreichen. Sie scheint am Ziel und hat diesem schon sein Glück verkündet; unmittelbar darauf aber wird sie durch eine unselige Verkettung der Verhältnisse der Anlaß seines Todes. Trotzdem verzagt sie nur einen Moment, dann kehrt sie gefaßt zu dem gewohnten segensvollen Wirken zurück, denn sie sagt sich, daß sie gethan hat, was sie als ihre Pflicht empfand. Sie ist Guido's Tochter Maria eine liebende Schwester; aber sie schwankt keinen Augenblick sich zeitweise von ihr zu lösen, als diese sie in leidenschaftlicher Verblendung in ihren heiligsten Gefühlen verletzt. Sie übt an Giovanni's verwaister Tochter Agnes, einer lieblich-kindlichen Natur, alle Pflichten der Mutter; sie verbreitet Glück und Segen, soweit ein übermächtiges Schicksal ihr das erlaubt. — Endlich scheint sie in Leonardo Botieri, einer offenen, heitern und im höchsten Sinne liebenswürdigen Heldengestalt, den Mann gefunden zu haben, an dessen Seite sie ein schönes Glück erwartet; aber noch am Hochzeitstage wird er ihr entrissen, ja sie selbst gibt den Anlaß dazu, weil sie fühlt, daß sie nicht anders handeln darf; eilig stürmt er dem Bruder und den andern Genossen nach, die ausgezogen sind, einem Ueberfall der guelfischen Verbannten gegen Parma zuvorzukommen, und fällt im tapfern Kampfe gegen Giberto della Gente. Als bräutliche Witwe kehrt sie wieder zurück in das Haus di Adamo und lebt da als mütterliche Leiterin von Agnes, bis sie der Parteizwist und persönlicher Haß des neuen Herrn von Parma, eben jenes Giberto, in die Verbannung treibt. Mit ruhiger Heiterkeit fügt sie sich, zumal sie Agnes unmittelbar vorher mit dem Manne ihrer Wahl zusammenzuführen vermocht hat, auch in dies Geschick; ja sie empfindet es, wie sich die Dinge gestaltet haben, fast als ein Glück. Als freie Schloßherrin haust sie zunächst als Nachbarin, dann als Hausgenossin von Giberto's Bruder Manfredo, der sie immer liebte und ihr schon mehrfach Beweise edelster Gesinnung gegeben hat, bis sie bei einer Handlung, zu der sie das „Ketzerblut ihres Vaters" treibt, den Tod findet in Erfüllung von Kaiser Friedrich's Prophezeiung bei jenem Zusammentreffen im Jahre 1236: „Die Erde that ihren Schoß auf, um Dich hervorzubringen" (sie war während eines Erdbebens geboren worden) „sie wird dich wieder an sich reißen zu seiner Zeit."

Ihr Zusammenleben mit Manfredo widerspricht, zumal man doch kaum annehmen kann, daß das Verhältniß ein blos platonisches geblieben ist, völlig der bürgerlichen Sitte. Denn jener hat noch eine, freilich unheilbarem Wahnsinn verfallene Gemahlin. Dove hat diese auffallende Wendung offenbar gewählt, weil er so am deutlichsten eine Natur glaubte darstellen zu können, die der Richtigkeit ihres Empfindens sich bewußt, nur in sich selbst die letzte Entscheidung für ihr Thun zu suchen vermag. Man kann zweifeln, ob er damit zu weit gegangen ist, und doch verstehen, daß er diese Consequenz zu ziehen für nöthig gefunden hat, um uns Caracosa's Wesen von allen Seiten zu zeigen. Jedenfalls that er weise daran, unter solchen Umständen seine Heldin bei einem edeln Thun den Tod finden zu lassen; ihr Weiterleben an Manfredo's Seite hätte immerhin etwas ästhetisch und sittlich Verletzendes.

Es ist völlig unmöglich auch die übrigen Figuren des Romans mit derselben Ausführlichkeit zu behandeln; ich glaube der Sache besser zu dienen, wenn ich statt dessen auf die Schlußkapitel des ersten Bandes, die vielleicht die glänzendste Partie des ganzen Werkes bilden, etwas näher

eingehe. Unübertrefflich ist vor allem die Art, wie im zehnten und elften Kapitel des zweiten Buches Kaiser Friedrich's dämonisch-überlegene Natur, die geradezu bezaubernde Seiten mit andern tiefverletzenden in merkwürdige Mischung vereinigt, durch sein Auftreten erst im Kreise der Edeln von Parma und dann in der Familie di Adamo uns klargelegt wird. Dabei treten zugleich durch die verschiedene Art des Verhaltens zu ihm auch die Charaktere der wichtigsten Glieder jenes Hauses, vor allem Caracosa's, von der ich schon gesprochen habe, Guido's und seiner ehrwürdigen Mutter Ermengarda (diese, die noch Barbarossa gekannt hat, bildet den Anlaß zu Friedrich's Besuch), daneben aber auch Maria's und Ognibene's — Giovanni weilt schon im Kloster — des ehrlichen Pförtners und Schildträgers Tommaso, seiner Frau, der frühern Wäscherin Rica und ihres verzogenen Sohnes Pinkilino in die hellste Beleuchtung. Einen tiefen Blick in Ognibene's Charakter thun wir dann durch seine Unterredung mit dem Vater im Anfang des dreizehnten Kapitels. Immerhin wird trotz aller Kunst nicht ganz klar, weshalb dieser im Grunde so lebensfreudige Jüngling ins Kloster geht und allen Versuchen, ihn wieder in die Welt zurückzuführen widersteht. Dafür ist aber wieder die Art, wie wir im sechzehnten Kapitel in sein und Giovanni's Wesen eingeführt werden, geradezu meisterhaft. — Weil Dove frei über seinem Gegenstande schwebt, deshalb hat er es auch vermocht, den nicht selten furchtbaren Ernst der Haupthandlung in einer Weise, die geradezu an Dickens gemahnt, ohne doch irgendwie den Eindruck der Nachahmung zu machen, mit humoristischen Elementen zu durchsetzen, die auch dem Leser es ermöglichen, eine schöne Freiheit des Geistes zu bewahren. Diesem Zweck — aber daneben auch der Absicht uns in die Anschauungen der niedern Volkskreise einzuführen — dienen nicht nur Tommaso und Rica nebst ihrem Sprößling, sondern auch der prophetische Schuster Asdente und der dreiste Spaßvogel der Barbier Cortopasso. Und wenn der Humor bei diesen Personen, abgesehen vielleicht von Cortopasso, vorwiegend unfreiwillig ist, zeigt Leonardo Botieri ein von der Sonne des freien Humors durchleuchtetes Wesen. Es ist nicht zu leugnen, daß Dove in der Freude an diesen humoristischen Elementen nicht selten — gerade so wie Dickens und wie auch Shakespeare — nicht selten die feine Grenze überschritten hat, die hier das Natürliche und darum Erlaubte von dem ins Unwahrscheinliche Uebertriebenen, also künstlerisch Verwerflichen scheidet; man darf zweifeln, ob die Ungenirtheit, mit der Rica ihrer Herrschaft und Cortopasso seinen vornehmsten Kunden gegenüber ihrer Zunge die Zügel schießen lassen, nicht doch auch in dem Italien jener Zeit unmöglich war; man wird an einigen Aeußerungen, die der sonst so würdige Guido in vorübergehender Weinseligkeit thut, mit Recht Anstoß nehmen; man wird das Gefühl haben, daß die Scene in dem Verhör wegen der Apostelschüler und einige andere ans Burleske streifen; aber man empfindet solche Dinge doch nur wie kleine Verzeichnungen an einem herrlichen Bilde; im ganzen gehören auch die humoristischen Figuren des Romans zu denen, die sich unauslöschlich dem Gedächtniß einprägen. Nicht viel anders steht es mit den sonstigen Einwendungen, die unser kritisches Gewissen gegen dieses Werk machen könnte. Ich habe einige schon berührt: ich habe zugegeben, daß in dem herrlichen Bild der Caracosa immerhin Züge sind, die man mindestens bedingungsweise als störend bezeichnen kann, und daß Ognibene's Gestalt zu ziemlich starken Bedenken Anlaß gibt; ich könnte noch anderes der Art anführen; ich verhehle mir auch nicht, daß das tiefere historische Interesse gegen den Schluß hin, nämlich seit die gewaltige Gestalt Kaiser Friedrich's vom Schauplatz verschwunden ist — Caracosa's Tod fällt erst ins Jahr 1260 — beträchtlich abnimmt. Aber andererseits stimmt das recht gut zu dem elegischen Zug, der bei allem kräftigen Willen zum Leben durch das Ganze geht. Caracosa hört freilich nie auf, kräftig und, im Gefühl das Rechte zu thun, auch mit einer gewissen Freudigkeit zu wirken, soviel sie vermag; sie bleibt unzweifelhaft bis zuletzt, was sie war: eine harmonische Natur im schönsten Sinne; aber unversehrt lassen Schicksale, wie sie ihr beschieden wurden, niemanden. So betrachtet ist auch der Schluß, der zunächst etwas Herabstimmendes hat und keinesfalls dem entspricht, was die Masse des lesenden Publikums begehrt, künstlerisch gerechtfertigt. Das Werk als ganzes aber wird jeder, der ein echtes Dichtwerk von der leichten Waare belletristischer Tagesliteratur zu unterscheiden vermag, selbst wenn er noch weit mehr daran auszusetzen finden sollte als ich, mit dem Gefühl aus der Hand legen, eine wahrhaft bedeutende dichterische Schöpfung kennen gelernt zu haben. — Zum Schluß kann ich mir die Bemerkung nicht versagen, daß es mir wenigstens bei einem Vergleich des Romans mit der Quelle, der Dove das äußere Material dazu entlehnt hat, geradezu ein Genuß war zu sehen, was hier unter Künstlerhand aus den für jene Zeit immerhin sehr persönlich gefärbten, aber des Reizes künstlerischer Gestaltung völlig entbehrenden Aufzeichnungen — halb Chronik, halb Selbstbiographie — des Minoriten Salimbene (so lautet der Klostername Ognibene's) geworden ist. Die Personen des Romans waren fast alle durch die Chronik gegeben; aber Leben und Interesse für uns verdanken sie ausschließlich dem Dichter. Einen ungemein glücklichen Griff hat er damit gethan, daß er Caracosa aus einer leiblichen Schwester Ognibene-Salimbene's zu seiner Pflegeschwester gemacht hat. Es ist klar, wie sehr durch diese Aenderung das psychologische Interesse vertieft wird; in der Quelle bleiben die Gründe, die Salimbene ins Kloster trieben, überhaupt dunkel. Aber so frei Dove einerseits dessen Aufzeichnungen gegenübersteht, hat er doch andererseits wieder einzelne Scenen fast wörtlich aus ihnen herübergenommen, besonders in den Abschnitten über Guido's Versuche, den Sohn wieder dem Klosterleben zu entreißen und über dessen Verhalten ihnen gegenüber; aber er hat das mit solcher Kunst gethan, daß man beim

Lesen diese Theile in keiner Weise als fremdartig empfindet. — Selbst von den humoristischen Persönlichkeiten sind wenigstens Asdente und Cortopasso in den rohesten Zügen schon durch die Quelle gegeben; aber das meiste und beste hat auch für sie der Dichter gethan. Da der geschichtlichen Quelle*) des Romans schon seine Habilitationsschrift vom Jahre 1873 gewidmet ist, so darf man in diesem die Frucht langer und liebevoller Beschäftigung mit dem Gegenstande sehen. Wenn er so wie er vorliegt keine Spur mühseliger Arbeit zeigt, im Gegentheil schließlich im raschen Zuge niedergeschrieben zu sein scheint, so liegt darin ein besonders glänzender Beweis für Dove's dichterische Begabung.

Edmund Lange.

*) Zu Nutz und Frommen von Lesern, die für solche Dinge Interesse haben, setze ich ihren Titel hierher. Er lautet: „Chronica Fr. Salimbene Parmensis Ordinis minorum ... nunc primum edita. Parmae 1857." Material zur Vergleichung bieten unter anderm die Seiten 10—23 (darin auch mehrere im wesentlichen unverändert in den Roman übernommene Stellen), 74; 80 fg. 228 fg.; 284 (Asdente).

# Zur Aesthetik.

1. Poetik. Die Dichtkunst und ihre Technik. Vom Standpunkte der Neuzeit von Rudolf von Gottschall. Sechste vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Bände. Breslau, Trewendt. 1893. Gr. 8. 13 M. 60 Pf.

Indem wir wider den Brauch d. Bl. die neue Auflage eines Werks besprechen, glauben wir eine gute That zu thun und machen Anspruch auf den Dank des Leserkreises. Denn heute, wo „die Aesthetik grüner Neulinge, die in den Kinderschuhen einherzieht und mit der Anmaßung auftritt, neue Gesetze zu dictiren, im Grunde nur die längst widerlegten Irrthümer aller Zeiten wiederholt", ist von höchster Bedeutung und zeitgemäß eine wissenschaftliche Darstellung der Dichtkunst, die „aus den Erfahrungen von Jahrtausenden die Summe zieht, die aus der Betrachtung des geschichtlichen Werdegangs die Kraft gewinnt, das Einzelne stets im großen Zusammenhange des Ganzen anzuschauen, und die das Wesen und den Zwang, den Werth und den Segen organischer Entwickelung darlegt und betont gegenüber regelloser Willkür". Für die Verspätung dieser Anzeige liegt die Erklärung in dem Inhalt des Buchs, der flüchtigen Genuß nicht erlaubt, und in dem eigenthümlichen Reiz der dichterisch-schönen Sprache, die selbst die Oede rein lehrhafter Ausführungen in blühendes Gefild verwandelt. Es liegt etwas Schöpferisches in dieser Sprachkunst Gottschall's und der Reichthum seines Ausdrucks an neuen, auch alten Bildern in neuer Anwendung ist ebenso ein Zuwachs an Sprachgut wie für den Leser eine recht gefällige Beihülfe zum Verständniß. Kurz, nur ein Dichter vermochte so, aber nur ein Dichter von umfassender Bildung vermochte dieses Buch zu schreiben. Die Früchte philosophischer Schulung, Schärfe des Denkens und Folgerichtigkeit in der Gedankenentwickelung, sie befähigen den Verfasser hinter der Erscheinung das Wesen zu erfassen und bis zum letzten Ende der Dinge vorzudringen, auf solche Erkenntniß sein Urtheil zu stützen. Weiter beherrscht er die Kunst auf ihren verschiedenen Gebieten, in all ihren Verästelungen. Nur innige Bekanntschaft mit dieser Aeußerungsform des Genius durfte ein Scheideverfahren geradezu in Lessing's Geiste unternehmen, wie es „die Dichtkunst und die Malerei" und „die Dichtkunst und die Musik" darstellen. Als drittes gesellt sich hinzu genaue Vertrautheit mit der Geschichte, die erst der Denkthätigkeit die richtunggebenden Anhaltepunkte und dem Geschmacksurtheil die gesicherte Grundlage bot. Mit diesen angeborenen und erworbenen Vorzügen allein konnte der Denker von Gottschall die Selbständigkeit und Unabhängigkeit des Urtheils erringen und behaupten, deren Zeugnisse seine Nationallitteratur und seine Poetik sind. Sein Standpunkt ist bekannt; vgl. auch Nr. 49 d. Bl. f. 1892, „Weit entfernt, die Poesie des Alterthums zu verdammen oder zu ignoriren", ja einer ihrer „wärmsten Verehrer", erkennt er doch der Dichtung das Recht wie die Pflicht zu, „aus dem Geist ihrer Zeit und ihres Volks heraus zu dichten, wie es die Poeten des Alterthums und Mittelalters gethan haben; denn nur eine aus dem Leben der Gegenwart heraus geborene Poesie darf auf eine Zukunft rechnen." Mit solchen Ansichten trat von Gottschall in Gegensatz zur gesammten frühern Literaturforschung und Aesthetik, die alles dichterische Schaffen seit Goethe's Tod nicht beachtete, oder als Epigonenpoesie bemängelte. Vor derartiger Misachtung, vor der Einseitigkeit classicistischer Kunstauffassung bewahrten unsere Verfasser eigene Prüfung und wissenschaftlich begründetes Urtheil. Da ist es denn anziehend und lehrreich, in dieser Poetik der selbständigen und tiefen Gedankenarbeit nachzugehen, nachzudenken die lobenden oder tadelnden Richtersprüche, die durchgängig in scharfer Bestimmtheit ausgemünzt sind, sich anregen zu lassen durch seine Beobachtung dichterischer Eigenthümlichkeiten oder wesentlicher Unterschiede, zumal wenn diese nicht dem ersten Blick wahrnehmbar sind. In diesem Sinne machen die eingeflochtenen Beispiele einen besondern Vorzug des Buchs aus. Sie haben auch selbständigen Werth. Denn mit ihrer Hülfe vermitteln künstlerischer Verstand und dichterische Empfindung dem Leser Begriff und Wesen des Kunstwerks und die Einsicht in des Dichters Intentionen. Dazu werden nirgends in trockenem Kathederton Lehrsätze aufgestellt und bewiesen: vielmehr überzeugt lebendige Anschaulichkeit durch die Gegenwart des poetischen Erzeugnisses den Leser leicht von Gottschall's Theorie. Ein bezeichnendes Beispiel für dieses Verfahren

einer erfahrungsmäßigen Ableitung in der Art des Aristoteles gibt die Beantwortung der Frage: Wie verhält sich die Poesie zur Stoffwelt der Geschichte? (Abth. I, 109 fg.). Es ist ferner gar nicht zu leugnen, daß durch Gottschall's lichtvolle Darlegung und sinnige Betrachtung manches seinen Werth zurückerhält, was Ueberlieferung und wir nach ihr beiseite gelegt hatten. Und so gilt vom Aesthetiker, was Goethe dem Dichter nachrühmt: Oft adelt er, was uns gemein erschien. Doch umgekehrt wird wol auch das Geschätzte vor ihm zu nichts. Eine eigenthümliche Gabe des Verfassers stelle ich hierbei fest, die nämlich, recht scharfe Abweisung, oft bitterste Ironie auszusprechen in der Form scheinbar ganz beiläufiger Bemerkungen. Dies stimmt sehr wol zu der vornehmen Ruhe des Buchs in Abwehr und Kritik. Selten äußert sich ästhetischer Gegensatz mit einiger Heftigkeit wie gegen Jul. Schmidt und Scherer. Und nur wo die Heiligkeit der Kunst angetastet wird, da weiß Gottschall nichts von Schonung, wie gegen die Poesie, „die nur die Wirklichkeit abschreibt". Aber auch anerkannte Größen müssen sich ausweisen. Und siehe: vollkommen ist weder Goethe noch Shakespeare, auch Schiller nicht, obschon der Verfasser gerade seiner mit einer heutzutage überaus wohlthätigen Wärme gedenkt. Diese würdige, hehre Auffassung von Schiller's Art und Dichtung kennzeichnet Gottschall's innerstes Wesen; sie auszureifen, hätte es gewiß nicht erst des großen Meisters, Hegel's, Vorgang bedurft. Immerhin will ich diesen für Gottschall so bedeutungsvollen und einflußreichen Philosophen hier genannt haben. Finden sich doch Spuren seiner Entwickelung auch sonst, besonders bei der Volkspoesie, deren Bewerthung mir gar nicht in den Sinn will. Leidlich kommt noch das Volksepos davon. Ueberrascht hat mich aber der Satz, wonach von Gottschall „ein modernes rhythmisches, kunstgeadeltes Epos im strengen Stil auch in der Gegenwart für möglich hält".

Neben den Beispielen erweisen die gleich lehrreichen geschichtlichen Uebersichten am deutlichsten des Verfassers erschöpfende Kenntniß der Literaturen aller europäischen und außereuropäischen Culturvölker aller Zeiten. Andererseits bestätigen sie die Erfahrung, daß nur Beobachtung des Gewordenen vernünftigen Fortschritt verbürgt. Diese Rückblicke in räumliche und zeitliche Ferne deuten aber wiederum auf eine Eigenthümlichkeit unsers Verfassers hin: mit der bewußten Richtung auf die Gegenwart, mit der Betonung des idealen Gehalts vereinigt sich in ihm eine ausgesprochene Abneigung gegen Vereinzelung, Splitterwesen und Stückwerk. Immer geht er auf das Ganze, auf die Einheitlichkeit, auf den Zusammenhang, sei es nun in der Beurtheilung einer Dichtung, sei es in der Wiedergabe des Culturbildes oder in der wissenschaftlichen Forschung. Dieser Zug verbietet ihm Halt zu machen an der Grenze, wo Lessing mit oder ohne Vorsatz stehen geblieben war; dieser Zug läßt ihn die Synthese suchen und finden, wo andere in der Analyse stecken bleiben. Im Verfolg dieser Bemerkung müßte ich eine Fülle von Thatsachen anführen, so die prächtigen Abschnitte über die productive Phantasie und den Phantasievorgang, die Bekämpfung der Modelltheorie, die Scheidung und Charakteristik des symbolischen, plastischen, romantischen und modernen Ideals; so den Satz: der Dichter male die Schönheit als Wirkung und male sie durch ihre Wirkung, die Bestimmung des Wesens der Schönheit, die Bemerkung über Darstellung der Liebe, den glücklichen Gedanken mit dem „psychologischen Gespenst", die Würdigung von Schiller's Kunst im Motiviren, überhaupt das Urtheil über seine Dramatik, die nutzbringende Trennung der Welt- von der Specialgeschichte. Indeß den Höhepunkt erreicht der Verfasser in seinen Ausführungen über das Drama. Hier lohnte es für manchen schaffenden Künstler, herzhaft die letzten Folgerungen aus Gottschall's Sätzen zu ziehen: es wäre wohlgethan, z. B. bei der Stoffwahl. Tiefer Seelenkunde entstammt der Hinweis auf den Pessimismus in der Menschennatur zur Erklärung der tragischen Wirkung, und besondern Dank verdient im gleichen Zusammenhange das Festhalten an den sittlichen Mächten. Trefflich ist endlich der Nachweis über das Fortleben der Typen im Lustspiel.

Störend ist der Druckfehler II, 53 dûa für dôn; auch das Satirdrama hätte ich gern entbehrt.

Zur Ergänzung des Vorstehenden gebe ich die Inhaltsübersicht wieder. Die erste Abtheilung: Begriff und Wesen der Dichtkunst, behandelt 1) die Poesie im System der Künste, 2) den Geist der Dichtkunst, 3) Technik der Dichtkunst (Bilder, Figuren, Vers, Versmaß). In der zweiten Abtheilung folgen die drei Gattungen der Dichtkunst.

Die Vollendung griechischen Wesens erwuchs aus der Sophrosyne, dem weisen Maßhalten, der Besonnenheit. Besonnenheit preist und empfiehlt von Gottschall eindringlich und wiederholt in seinem Werke, aber sein Werk ist selbst die schönste Bethätigung jener Tugend.

2. Die Entwickelung von Schiller's Aesthetik. Von Karl Berger. Weimar, Herm. Böhlau. 1894. 4 M.

Ueber den Gegenstand dieser „gekrönten Preisschrift", über Schiller's Aesthetik, haben wir eine nach Umfang und Inhalt nicht unansehnliche Literatur. Ich erwähne nur Th. Danzel, K. Fischer, O. Harnack, W. Hemsen, K. Tomascheck. Das, was im Unterschied von den Genannten und aller bisheriger Forscher Arbeit auf diesem Gebiete dem Unternehmen Berger's Eigenart und Berechtigung verleiht, ist der Versuch, Schiller's Aesthetik nach ihrer Entwickelung zu begreifen und darzustellen. Und diese Aufgabe hat der Verfasser innerhalb der selbstgesteckten Grenzen — darüber vgl. unten — streng wissenschaftlich und in überzeugender Weise gelöst. Besondere Schwierigkeiten bot ihm sein Thema, insofern es eingehendste Kenntniß des Kant'schen Systems voraussetzt. Nur vollste Beherrschung dieser Philosophie ermöglicht die für die Untersuchung so ersprießliche, strengste Sonderung zwischen

des Denkers und des Dichters Eigenthum, sie allein gestattete „schon in der Seele des Jünglings die Disposition zu finden, die den reifenden Mann so fähig machen sollte, sich in die Lehre Kant's hineinzuleben". Hand in Hand damit geht peinlichste Genauigkeit in der Erklärung und Auslegung von Schiller's Gedanken in Aufsätzen und Entwürfen. Darin bekundet sich trefflich geschulte Philologie. Ferner erscheint die einfache, durchsichtige Sprache sehr geeignet, weitesten Kreisen die Darstellung verständlich zu machen und des Lesers Glauben und Vertrauen im vornhinein zu wecken. Endlich hebe ich noch hervor die scharf bestimmte, allezeit streng beobachtete Richtung aufs Ziel, die ununterbrochene Stufenfolge in der Entwickelung, die trotz mancherlei in dem Stoff oder in der Rücksicht auf Allgemeinverständlichkeit begründeter Abschweifungen immer gewahrte Einheitlichkeit der Darstellung, die in Schiller ihren unverrückbaren Mittelpunkt hat. So gelingt es dem Verfasser, die Bildung von Schiller's Aesthetik, Anfänge Wachsthum und Reife seines künstlerischen Urtheils in übersichtlicher Klarheit vor unser Auge zu stellen. Einen außerordentlichen Einfluß auf des Dichters Entwickelung mißt Berger Körnern bei. Wol kaum ist bisher dieses Freundes Bedeutung so nachdrücklich betont und überzeugend nachgewiesen worden wie von Berger, nach dessen „Ermessen diese Freundschaft in der Weltgeschichte einzig dasteht". Psychologisch fein sind ferner in Schiller's Natur die Züge beobachtet, die ihn förmlich zum Kantianer vorherbestimmten und die Empfänglichkeit für dieses strengen Denkers Lehren erst recht begreiflich machen. Das Hauptverdienst des Buchs finde ich aber in den Abschnitten, die Schiller's Abweichungen von Kant, die Ergänzung und den Ausbau seines Lehrgebäudes behandeln. Und wenn Berger dabei, sowol Kant wie Schiller gegenüber als unbeirrbarer Kritiker erscheint, so erweist er gerade durch diesen Vollbesitz an Urtheilskraft und Wissenschaft seinen Beruf zur Lösung seiner Aufgabe. Diese Selbständigkeit offenbart sich auch anderswo recht bedeutsam, so in der Auffassung der „Künstler", in der ketzerischen Ueberzeugung vom Segen, der dem Dichter aus der Philosophie erwuchs, in der Abschätzung seines ästhetischen gegen sein moralisches „System", in der Charakterisirung seiner schriftstellerischen Eigenart, wogegen man die scharfen, aber wohlbegründeten Worte über den heutigen Naturalismus halten möge.

Ich übergehe die wol unhaltbare Behauptung im Anschluß an Schiller's Vorlesung, er habe sich die Theorie der tragischen Kunst zurechtgelegt, ohne ein ästhetisches Buch zu Rathe zu ziehen; ebenso die bedenkliche Ausdeutung der Worte: „Jedes Werk der Schönheit ist ein Ganzes u. s. w." auf den Selbstzweck des Kunstwerks — Schiller sagt ja: „*solange* es den Künstler beschäftigt, ist es sein eigener Zweck"! — auch den Druckfehler S. 319: 31. März für 21. März, um zu meinem Hauptbedenken zu kommen, das mich oben von *selbst*gesteckten Grenzen sprechen ließ. Deutlicher und gründlicher, als bisher geschehen, hat Berger Schiller's engen Zusammenhang mit Kant und Körner's Bedeutung für den Dichter dargethan. Wenn er aber sagt: „das Werk war vollendet. Die ganze lose Mannichfaltigkeit der ästhetischen Anschauungen und Begriffe war in *einem* festen, abgerundeten Zusammenhang dargestellt eben als Schiller zu Goethe in Beziehung trat", und weiter: „da als auch der Bau seiner Theorie gesichert und festgefügt war, kam er plötzlich mit Goethe in intime Berührung", so führt seine Untersuchung zu dem kaum annehmbaren, jedenfalls aller Ueberlieferung widersprechenden Ergebniß, daß Goethe's Einfluß auf Schiller in Sachen der Aesthetik als wesentlich nicht bezeichnet werden darf. Daran ändern die Ausführungen S. 238—239 nichts, nichts auch die Schlußbetrachtung: Schiller's Verhältniß zu Goethe. Hier ist nicht der Ort zu näherm Eingehen auf diesen Punkt. Das kann ich mir auch um so eher ersparen, als der Fehdehandschuh — denn trügt der Eindruck nicht gänzlich, so richtet das Buch eine Absage an gewisse Kreise — sicherlich von anderer Seite aufgehoben wird.

Richard Friedrich.

## Eine neue Darstellung der Anfänge deutscher Geschichte.

Deutsche Geschichte von der Urzeit bis zu den Karolingern. Erster Band: Die gemeingermanische Urzeit und die germanischen Mittelmeerstaaten. Von Oscar Gutsche und Walther Schultze. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. 1894. Gr. 8. 6 M.

Diese neue Darstellung der deutschen Geschichte von den ältesten Zeiten bis zu den Karolingern bildet einen Theil der von H. von Zwiedineck-Südenhorst herausgegebenen „Bibliothek deutscher Geschichte", über die wir in Nr. 13 d. Bl. f. 1893 gesprochen haben. In dem vorliegenden ersten Bande des Werkes, der die germanische Urzeit und die germanischen Mittelmeerstaaten behandelt, theilen sich zwei Verfasser zu fast gleichen Theilen. Von O. Gutsche stammt Seite 1—246, d. i. das erste Buch: „Deutsche Geschichte bis zur Völkerwanderung" und ein kleiner Theil des zweiten, das den „innern Zuständen" gewidmet ist, von W. Schultze Seite 247—480, d. i. die weitaus größere Hälfte dieses zweiten Buches und das dritte: „Germanische Staaten am Mittelmeer". Der auffallende mitten in einer zusammenhängenden Darstellung eingetretene Wechsel der Verfasser findet seine Erklärung darin, daß dem ersten die Uebernahme eines neuen Amtes (er wurde Gymnasialdirector) und Gesundheitsrücksichten die Weiterführung der Arbeit unmöglich machten. Nach einer von beiden Verfassern unterzeichneten Erklärung sei mit diesem nothgedrungenen Wechsel keine Aenderung im Charakter des Werkes verbunden gewesen, beide Theile

desselben seien innerlich und äußerlich gleichmäßig. Das kann natürlich nicht so gemeint sein, daß beide Verfasser in allen Einzelheiten gleichen Anschauungen huldigten, die Gleichmäßigkeit bezieht sich auf die Anlage des Ganzen und ergibt sich schon aus dem Charakter der „Bibliothek". Beide Theile des Werkes ruhen auf gründlichem Studium der Quellen und sorgfältig abwägender Verwerthung der wissenschaftlichen Literatur, verzichten aber auf Quellen- und Literaturangaben, sowie auf Begründung der vorgetragenen Ansichten gegen andere Anschauungen: die „Bibliothek" will ja zwar wissenschaftliche, aber glatt lesbare, nicht blos für Fachhistoriker bestimmte Werke darbieten. Besonders schwer scheint dem zweiten Verfasser der Verzicht auf die Beibringung des wissenschaftlichen Materials geworden zu sein, und das ist erklärlich, da er gerade die vielumstrittenen Fragen der deutschen Urverfassung zu behandeln hat. Es ist eben für diese Zeit eigentlich leichter eine kritische Auseinandersetzung für Fachgenossen zu geben, als eine Darstellung, die nur die Resultate prüfender Forschung auch weitern Kreisen zugänglich machen soll. Wir können es dem Verfasser nachempfinden, daß er sehr oft in Versuchung gewesen ist darzulegen, weshalb er von den einander gegenüberstehenden Ansichten gerade die angenommene für richtig oder wahrscheinlich hält, es mit voller Klarheit auszusprechen, wo, und weshalb gerade hier der Boden der Thatsachen aufhört und das Reich der Vermuthungen beginnt. Diese Versuchung wird um so größer gewesen sein, als des Verfassers Auffassung von der herrschenden in manchen Punkten abweicht, insbesondere „steht er allen Angaben des Tacitus mit ganz unverhohlenem (doch wol zu großem! Vgl. S. 262, wo er seine Stellung näher kennzeichnet) Mistrauen gegenüber". Wir vermuthen, daß die Einmüthigkeit der beiden Verfasser arg gefährdet gewesen wäre, wenn beim Eintritt Schultze's Gutsche seine Darstellung auch nur noch um einige Abschnitte weiter geführt gehabt hätte.

Bei einem sehr gedrängten Ueberblick über den Inhalt des Werks mag es hier mit erlaubt sein, einige Einzelheiten herauszuheben. Im ersten Abschnitt des ersten Buches behandelt Gutsche die „Vorgeschichte des deutschen Volks"; er beginnt mit den geologischen Zeitaltern, bespricht die Steinzeit, die Bronze- und Eisencultur, die indogermanische Urverwandtschaft, die Wanderung und das Seßhaftwerden, endlich den Charakter des deutschen Landes. In der vielerörterten Frage nach der Urheimat der Indogermanen hält er an der asiatischen Heimat („die Länder am Hindukusch") als der wahrscheinlichsten Annahme fest; von den neuern Ansichten scheint uns dabei die nicht genügend gewürdigt, welche die Urheimat in das europäisch-asiatische Steppengebiet an der Wolga verlegt: die dagegen angeführten Gründe und Analogien, können uns nicht davon überzeugen, daß sie weniger glaubhaft sei als die Ansetzung in Asien. Bei der Besprechung der indogermanischen Cultur wird die Ansicht, die hier ein Mutterrecht, eine unbegrenzte Geschlechtsgemeinschaft annimmt, gar nicht erwähnt. Das holt Schultze, der in diesem Punkte mit seinem Vorgänger offenbar nicht übereinstimmt, S. 274 fg. nach: im Anschluß an Lamprecht gibt er hier eine Darstellung des Uebergangs vom Mutterrecht zum Vaterrecht als Einleitung der Besprechung der germanischen Familie und Sippe. — Der Vorgeschichte läßt Gutsche dann drei Abschnitte folgen mit den Ueberschriften: „Germanen und Römer bis zum Aufstand der Bataver", „Vom Aufstand der Bataver bis zum Aufbruch der Germanen", „Die Römer in Deutschland". Sie bieten eine Geschichte der Beziehungen zwischen Römern und Germanen, und schließen mit einer Darstellung der Cultur des sogenannten Zehntlandes (der Name wird beibehalten trotz des dagegen erhobenen Widerspruchs) und ihres Einflusses auf die Germanen. — Das den „innern Zuständen" gewidmete zweite Buch greift nun wieder zurück. Der erste Abschnitt stammt noch aus Gutsche's Feder; er trägt die Ueberschrift „Die germanischen Stämme", und behandelt die Wohnsitze der Stämme, die Wohnsitze der einzelnen Völkerschaften, Wohnung, Kleider und Tracht, Bewaffnung. Mit dem zweiten Abschnitt „Thun und Treiben der alten Germanen" setzt Schultze's Arbeit ein, es wird hier das Kriegswesen, die Wirthschaft und das tägliche Leben geschildert; dann folgt die „Gliederung des Volkes" nach Sippe und Familie, der socialen Schichtung, der staatlichen Eintheilung. Der nächste Abschnitt, „Das Rechtsleben der Germanen" zerfällt in Verfassung und Recht; ein weiterer „Das Geistesleben der Germanen" stellt die Religion, Sprache und Schrift, Poesie, bildende Kunst dar; der letzte gibt einen „Rück- und Vorblick". Wie schon gesagt, sind in diesen Abschnitten vielumstrittene Fragen behandelt; wollten wir dem Verfasser auf seinem Wege nachprüfend folgen, so gäbe das ein neues Buch, wir müssen uns darauf beschränken, einige wenige Punkte, in denen seine Ansichten von den meist angenommenen abweichen, hier anzudeuten. Ob die berühmte Stelle des Tacitus über die Art des Ackerbaus der Germanen, über das Gesammteigenthum mit wechselndem Nutzungsrecht, so werthlos ist, wie Schultze S. 265 meint, möchten wir doch bezweifeln, auch seine eigene Darstellung läßt sich mit den Angaben des Tacitus recht gut vereinen. Bei Beurtheilung der germanischen Ehe schließt Schultze sich der Ansicht Ficker's an, nach der die germanische Ehe nicht auf eine prähistorische Raubehe zurückgehe, sondern von jeher eine durch Zustimmung von Bräutigam, Braut und Brautvater geschlossene Vertragsehe gewesen sei; vielleicht könne sie als ursprüngliche Kaufehe angesehen werden, Raubehe aber habe nur als Ausnahme bestanden. Bei der Erörterung über die sociale Schichtung weist Schultze die Annahme der Liten für die Urzeit ab und verwirft die eines wirklichen Geburtsadels; er übersetzt das römische nobilitas nicht mit Adel, sondern mit dem neutralen Ausdruck „Aristokratie" und rechnet zu ihr alle zur Staatsleitung Berufenen — die Fürsten — und ihre Nachkommen.

Diese Ansicht berührt sich mit der auch von Brunner (Rechtsgeschichte I, 107) vertretenen, daß der Adel der Urzeit die Mitglieder der thatsächlich herrschenden Geschlechter umfaßt, nämlich der Geschlechter, aus welchen man die Könige, die Fürsten, die Priester zu nehmen pflegte, daß er aber bestimmte erbliche Vorrechte nicht gehabt habe. Wenn Schultze auf seine Begriffsbestimmung einen besondern Nachdruck legt, so thut er es wol, weil mit ihr seine Ansicht über die Fürsten (die principes des Tacitus) zusammenhängt. Nach Sickel's Vorgang will er „im germanischen Principat weniger eine staatsrechtliche als eine thatsächliche Stellung erblicken"; eine eigentliche Wahl durch das Volk sei nicht anzunehmen, nur eine Anerkennung des thatsächlich vorhandenen Vorrangs. (Dies „Anerkennen" sieht doch einem „Wählen" recht ähnlich.) Er bestreitet dann auch die herrschende Ansicht, daß der Gau der Amtsbezirk eines Fürsten gewesen sei; von Amtsbezirken der Fürsten dürfe man überhaupt nicht reden, ihre Anzahl im Gau sei nicht fest bestimmt, ihre Gewalt concurrirend gewesen; die Richter seien aus der Gesammtheit der Fürsten durch das Volk gewählt. Das Königthum unterscheide sich vom Fürstenthum nicht dadurch, daß jenes eine Behörde der Völkerschaft, dieses eine solche des Gaues gewesen sei, sondern dadurch, daß es in seinem Herrschaftsgebiet ausschließliche Gewalt gehabt habe. Wir verzeichnen diese Darstellung, bekennen aber, daß wir sie der herrschenden noch nicht vorzuziehen vermögen, worin selbstverständlich kein Vorwurf für den Verfasser liegen soll. — Der Mangel an Raum verbietet uns weitere Einzelheiten aus der anregenden Darstellung heranzuziehen: Schultze's Anschauung über die Verfassung der alten Germanen gipfelt darin, daß es sich hier mit Ausnahme der Volksversammlung nicht um staatsrechtliche, sondern nur historische Gebilde handle, die das „Merkmal bloßer Thatsächlichkeit und juristischer Unbestimmtheit" zeigen; der altgermanische Staat sei „eine Republik von entschieden demokratischem Charakter, deren Demokratismus indes in der Praxis durch eine bereits ziemlich entwickelte sociale Schichtung — Königthum, Principat, Aristokratie, Gefolge — sehr erheblich gemildert werde".

Das dritte (letzte) Buch behandelt die „germanischen Staaten am Mittelmeer". Der Stoff ist in folgende Abschnitte gegliedert: „Anfänge des Christenthums bei den Germanen", „Germanen im römischen Reich", „Der westgothische Ansturm", „Die Reichsgründung der Vandalen", „Der Untergang des weströmischen Reichs", „Theodorich der Große", „Der Ausgang der Vandalen und Ostgothen", „Das spanische Westgothenreich", „Das Langobardenreich". Es handelt sich hier also um die auf römischem Boden gegründeten Germanenreiche, die das römische Westreich erschütterten, aber selbst keine dauernden Schöpfungen waren. Der Verfasser hat recht daran gethan, ihre Geschichte nicht zu unterbrechen durch die der Gründung des Frankenreichs, die der Zeitfolge nach in sie hineinfällt. Die Darstellung dieser ersten dauernden Reichsgründung der Germanen, unter deren maßgebendem Einflusse sich die deutsche Geschichte weiterentwickelt, ist dem zweiten Bande des Werkes vorbehalten. Wenn er an Gediegenheit dem ersten entspricht, werden wir sein Erscheinen mit Freuden begrüßen.

A. Baldamus.

---

# Episches.

1. Aus grauer Vorzeit. Sechs Erzählungen aus dem ersten Jahrtausend v. Chr. von Franz Weber. Frankfurt a. M., Gebr. Knauer. 1894. 12. 2 M. 50 Pf.
2. Die Rose des Logarthals. Eine Dichtung aus den steirischen Bergen von Ferdinand Ebhardt. Stuttgart, A. Bonz u. Comp. 1893. 12. 1 M.
3. Harald. Ein Lied der Liebe von Paul Hankel. Berlin, C. F. Conrad. 1893. 8. 75 Pf.
4. Tiroler Helden. Gedichte von Albrecht Graf Wickenburg. Innsbruck, Wagner'sche Universitäts-Buchhandlung. 1893. 8. 1 M.
5. Aus anhaltischem Golde. Vaterländische Balladen und Gedichte von Wilhelm Arminius. Dessau, Paul Baumann. 1893. 8. 1 M.
6. Pro Patria. Nationale Dichtung von Wilhelm Ruland. Stuttgart, J. Roth. 1893. Gr. 8. 1 M.
7. Der letzte Sonntagsjäger. Humoristische Studie von von Miris. Ansbach, Max Eichinger. 8. 1 M. 50 Pf.

Erzählungen nennt Franz Weber seine Dichtungen (Nr. 1); warum er sie in Versen vorgetragen hat, ist nicht recht verständlich. Denn die Verse sind dem Verfasser mehr Hemmung als Förderung, und vielfach ist die Erzählung nichts anderes als in Verse gebrachte Prosa. Ich greife einiges heraus:

> Als den Göttern dann geopfert
> Nach dem Brauche hatt' Glabellus,
> Uebernahm er das Commando
> Und vertheilte die Soldaten
> Durch das Lager in die Hütten.
> Bald sah Gruppen man beisammen
> Plaudernd und gestikulirend u. s. w.

Oder:

> — — Höher fühlt' ich schlagen
> Mein Herz, wenn in den Gothen Festgelagen
> Es als des Schlachtkeils Spitze wird gepriesen,
> Und ich sein Lob aus aller Mund hört' fließen.
> Damals in Wittiges, des Königs, Tagen
> Begann der Feinde Schwarm am Reich zu nagen u. s. w.

Trotz dieser Schwerfälligkeit der Form liest man die meisten dieser Erzählungen mit Interesse an dem behandelten Stoff; vielleicht würde aber eine gute Prosaerzählung uns noch mehr fesseln. Am höchsten stehen dem dichterischen Gehalt und der dichterischen Bewältigung nach

die Erzählungen „Waltrade“ und „Uta“, am niedrigſten die zweite: „Afra“. Jene zeigen, daß Franz Weber eine ganz hübſche Begabung für epiſche Erzählungen hat, an die man ja nicht den allerhöchſten dichteriſchen Maßſtab anzulegen pflegt.

Entſchieden gar keine Begabung dagegen für epiſche Dichtung hat Ferdinand Ebhardt (Nr. 2). Das iſt ein hartes Urtheil, aber ſein Buch „Die Roſe des Logarthals“ beweiſt es faſt Seite für Seite. Franz Weber feſſelt uns ſtets mindeſtens durch den Stoff; der Inhalt dieſer epiſchen Dichtung dagegen iſt ebenſo gewöhnlich wie die Form ſtümperhaft. Das Ganze ſteht auf der Höhe folgender Verſe:

Ich will, wenn meine Braut dabei
Auch diesmal dir verzeihen;
Doch warn' ich dich vor Narretei,
Sonſt wird es dich gereuen!
Der Horwat hat dazu gelacht,
Iſt heiter fortgegangen;
Doch blieb ſein Herz ſeit jener Nacht
In Leidenſchaft befangen.

In die Tiefen des Menſchenherzens hinab ſteigt Paul Hankel mit ſeinem „Harald“ (Nr. 3). Der pompöſen Ankündigung von der Bedeutung ſeiner Dichtung im Vorwort entſpricht dieſe ſelbſt freilich nicht ganz: ſie enthält noch viel Unfertiges und Unklares nach Form und Inhalt. Doch das Vorwort belehrt uns: „beſſer ein Krüppel mit Geiſt als eine ſtumpfſinnige Schönheit“ — „das ſchlechteſte Original iſt zehntauſendmal beſſer als die formvollendetſte Nachahmung“. Wir finden weder, daß die Dichtung allzu ſehr mit Geiſt beladen, noch daß ſie beſonders originell iſt. Hankel wünſcht nicht, daß die Kritik ſein „Originalwerk“ ſecire; er ſelbſt gibt als Inhalt deſſelben an: „Das wilde Ringen einer großen Seele nach ewiger Wahrheit und der Glückſeligkeit der Welt.“ Das iſt doch in der Poeſie, vollends der letzten zwei Jahrzehnte, nichts Ungewöhnliches, und die Farbengebung Hankel's hat auch nichts hervorragend Beſonderes. Aber ernſt iſt es ihm mit ſeiner Dichtung, man merkt ihm an, wie er mit der lebensvollen Geſtaltung ſeiner Gedanken ringt, und manche ſchöne Einzelheit verräth ſeine poetiſche Begabung.

Auf local engbegrenztem Boden ſind die beiden Balladenſammlungen von Albrecht Graf Wickenburg und Wilhelm Arminius erwachſen. In „Tiroler Helden“ (Nr. 4) werden die Kämpfe der Tiroler gefeiert und hierbei auch weniger bekannte Vorgänge dichteriſch verklärt. Nicht alle Gedichte ſind gleichwerthig; manchmal ſpricht uns der Stoff nicht beſonders an, manchmal ſtößt uns der naive Chronikſtil der Erzählung mehr ab, als daß er uns anzöge, und manchmal ſchleicht die Erzählung etwas mühſam einher. Daneben aber ſtehen andere Gedichte, die echte, vortrefflich volksmäßige Balladen ſind, wie insbeſondere „Haspinger“, „Der Alte von Oberau“, „Die Vierzig von Gries“. Ich gebe das letzte Gedicht als Probe:

Trient iſt gefallen — nun geht's um Lavis! —
Dort halten die Brücke die Vierzig von Gries.

Von Pulver unqualmt und von Kugeln umtanzt,
Dort halten die Vierzig im Zollhaus verſchanzt,

Die trutzigen Schützen mit wehender Fahn'
Und ihnen zur Seite der Feldkaplan.

Und ſchäumt auch der Marſchall von Frankreich, wie toll,
Sie halten die Brücke und fordern den Zoll.

Er wettert und zettert, er lockt mit Pardon.
Die Antwort iſt Lachen und blutiger Hohn.

Und knallen die Vierzig Tiroler Gewehr',
So fallen auch Vierzig vom fränkiſchen Heer.

„Was wollt Ihr Euch wehren — von Tauſend berannt?“ —
„„Eh' ſterben in Ehren, als leben in Schand'!““

„Ha, wollt Ihr beharren und gebt Ihr nicht nach,
So flieg' Euch, Ihr Narren, der Pechkranz auf's Dach!“

Bald kniſtert's und praſſelt's, bald lodert das Haus,
Doch kommt von den Vierzig nicht Einer heraus.

Sie nehmen noch unter der glimmenden Fahn'
Die heilige Zehrung von ihrem Kaplan.

Dann dröhnen noch einmal die vierzig Gewehr'
Und ſtill wird's im Hauſe und ſtill wird's umher.

Der Marſchall von Frankreich ſieht ſtarr in die Glut
Und ſenkt ſeinen Degen und zieht ſeinen Hut.

Und als in den Schutthauf' der Abendwind blies,
Zerſtob auch die Aſche der Vierzig von Gries.

Die Balladen Wickenburg's werden ſich bald nicht blos die tiroliſchen, ſondern überhaupt die deutſchen Leſebücher und Balladenſammlungen erobert haben.

Nicht das Gleiche kann ich den ſchlichten und gutgemeinten anhaltiſchen Gedichten von Wilhelm Arminius (Nr. 5) vorausſagen; am eheſten noch wird es den Balladen über den alten Deſſauer gelingen, auch über Anhalt hinaus bekannt zu werden. „Fürſt Leopold und der Candidat“ iſt eine wohlgelungene Schwankdichtung.

In epiſch-dramatiſcher Form gibt Wilhelm Ruland (Nr. 6) ſeinem Misvergnügen über jetzige deutſche Zuſtände Ausdruck. Der alte Barbaroſſa und Germania kehren zuerſt in verhetzten Arbeiterkreiſen ein, dann bei bier- und raufſeligen Studenten, hierauf im Buchladen bei der modernen Literatur und endlich im Sachſenwalde bei Bismarck, mit dem ſie ſich in etwas ſonderbarer Weiſe über den weiland Culturkampf und ſein unrühmliches Ende unterhalten. Was hier Bismarck, Germania und Rothbart miteinander ſprechen, iſt faſt alles in ein ſchiefes Licht gerückt, und das „unrühmliche Ende“ des Culturkampfes verſteht der katholiſche Verfaſſer offenbar ganz anders als das proteſtantiſche Deutſchland. Indeſſen iſt die ganze Dichtung in ihrer Begeiſterung für „Thron und Altar“ wohlgemeint; höhern poetiſchen Werth beſitzt ſie nicht.

Dies gilt auch von der letzten Dichtung, die uns zur Kritik vorliegt, „Der letzte Sonntagsjäger“ von von Miris (Nr. 7). Höhern poetiſchen Werth hat ſie nicht, aber den Vollwerth jener Art von komiſcher Dichtung, in

der die „Jobsiade" noch immer Muster ist, und der Wilhelm Busch sein besonderes Gepräge aufgedrückt hat. Dieser Sang von den letzten Sonntagsjägern könnte ebenso gut von Busch sein, und man sieht beim Lesen die bekannten Illustrationen Busch's vor sich, obwol das Buch unillustrirt ist. Ja ich stelle diese „humoristische Studie" höher als manche der letzten Buschiaden. Was soll die Kritik viel über ein so durch und durch vergnügliches Epos sagen? Hier ein paar launige Verse daraus, die auch der Ironie nicht entbehren; der fünfte Gesang hebt an:

Viele Dinge auf der Welt
Sind nicht an sich wohlbestellt.
Oft war's nöthig, daß der Staat
Ordnend erst dazwischentrat.
Ohne ordnende Gesetze
Wär' zu groß und wild die Hetze,
Und es schlüge ohne Noth
Einer gleich den andern todt.
Darum schon zu der Römerzeit
Sorgt die Rechtsgelehrsamkeit
Für die Ordnung aller Dinge,
Daß sich alles dreht im Ringe
Und fürs menschliche Geschlecht
Bildete sich aus — das Recht.
Moses gab nur zehn Gebote,
Mehr war damals noch nicht Mode.
Auf zwölf Tafeln — auch nicht schlecht —
Stand das ganze röm'sche Recht.
Auch die Carolina war
Kurz und ungeheuer klar.
Zwischen Feuer, Schwert und Pfählen,
Rad und Galgen war zu wählen,
Denn was strafbar, war bedroht
Beinah alles mit dem Tod.
Milder ward — wer kann's bestreiten —
Das Gesetz in unsern Zeiten,
Dafür kommen heutzutag
Die Gesetze Schlag auf Schlag,
Und in jedem gibt es Strafen
Nach verschied'nen Paragraphen,
Sodaß ungestraft ein Mann
Kaum noch existiren kann.

Und so weiter und so weiter. Wer sich eine vergnügte Stunde machen will, der kaufe dieses heitere Büchlein. Sonntagsjägern es zu schenken, ist vielleicht nicht rathsam.

Richard Weitbrecht.

## Volksthümliche Dichtung und Volkspoesie in Vers und Prosa.

1. Gedichte in steirischer Mundart von Hans Fraungruber. Wien, A. Hartleben. 1893. 16. 2 M. 70 Pf.

Der hübsch ausgestattete Band, welchen der Verfasser hier dem größern Publikum vorlegt, bildet dessen erste umfassendere Veröffentlichung. Seitdem Rosegger als Dichter im steirischen Dialekt aufgetreten ist, dessen Meisterschaft freilich nicht sobald von einem Nachfolger erreicht werden dürfte, haben sich der speeifisch steirischen Mundart nur wenige Poeten und auch diese wenigen nicht in größern Sammlungen bedient. Verschiedene, welche mehr der nieder- oder oberösterreichischen oder auch wol der tiroler Mundart sich zuwandten, gehören natürlich nicht eigentlich hierher, obwol alle diese Dialekte des bairisch-österreichischen Sprachstammes viele Aehnlichkeiten untereinander aufweisen, und da auch Steiermarks Idiom diesem Sprachstamme angehört, zu ihm ebenfalls in Beziehungen stehen. Haus Fraungruber, welcher von Aussee, also schon vom steirisch-österreichischen Grenzgebiete stammt, hat natürlich die dialektische Ausdrucksweise der engern Heimat beibehalten, ist aber, um die Schreibweise auch für das Verständniß der dieser Mundart ferner stehenden Leser klarer zu gestalten, so wenig als möglich von der hochdeutschen Schreibung abgewichen. Es wird dadurch auch unsern nördlichen deutschen Stammesgenossen, die ohnehin in der neuern Zeit öfter Gelegenheit haben, dem bairisch-österreichischen Sprachstamme ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden, erleichtert, die Gedichte Fraungruber's zu verstehen.

Und das ist lebhaft zu wünschen, denn um auf den innern poetischen Werth dieser zierlichen Lieder und Gedichte zu kommen, so haben wir es in ihnen mit prächtigen Stücken deutscher Alpenpoesie zu thun, die ganz besonderer Aufmerksamkeit werth sind. Es erscheinen hier innige Herzenstöne angeschlagen, warme Liebe zur Natur und zur Bergheimat macht sich überall geltend, neckische Liebeslieder und nicht minder scherzhafte humoristische Verse, welche das heimische Volksleben treffend charakterisiren, finden sich zahlreich in dem über 150 Seiten starken Büchlein. Wie reizend der Dichter oft im kurzen Verse und in wenigen Strophen tiefes inniges Gefühl auszudrücken weiß, davon hier eine kleine bezeichnende Probe:

Denk ih an dih —

Und denk ih an dih,
Aft (dann) is grad, zwann (wie wenn) in Wald
Af oanmal der Sturmwind
Sein Athn einhalt.

Kirchnstill is mein Herz
Und mein Sinn wird so mild
Wia a Kinderl, wanns kniat
Vor sein Schutzenglbild.

Von den scherzhaften Scenen aus dem Bauernleben, die Fraungruber so lustig zu entwerfen weiß, möge hier zur Erheiterung des Lesers auch eine ihre Stelle finden:

Ausweg.

Zum reichen Moarbauern
Kimt der Franzl und klagt
Daß 'n d'Liab zu dr Kathl
So unsinni (unsinnig) plagt.

„Halt ja", moant dr Baur,
„Däs glaub ih dr gern,
Aber sag ma nur, Franzl,
Was soll denn draus werdn?

Ih woaß, du hast nix,
Man lebt nit von dr Liab,
Und a Geld kriagt die Kathl
Erst dann, bald (wenn) ih stiarb."

„Dößtwegn", lacht dr Bua,
Hats mit 'n Sterbn kan Eil,
Gebt's mr 's Dirndl — und 's Geld
No, däs leich'ts (leiht ihr) mr derweil!"

Man ersieht aus diesen Proben den Charakter der ganzen Sammlung; ernste und scherzhafte Töne wechseln darin ab und nicht selten glaubt man eines jener zu Herzen dringenden Volkslieder zu lesen oder zu hören, wie sie im steirischen Alpengebiete oft zu vernehmen sind. Dies aber dürfte die beste Empfehlung für des Poeten echt volksthümliche Strophen sein, die so ursprünglich erscheinen wie selten die Hervorbringungen der Kunstdichtung.

2. Lachende Wahrheiten. 300 Epigramme von Adolf Frankl. Wien, A. Hartleben. 1893. 12. 2 M.

Auch dieses Büchlein verdient den volksthümlichen Dichtungen angereiht zu werden. Rosegger selbst hat ihm ein Vorwort beigegeben, aus dem wir erfahren, daß der Verfasser ein steirischer Volksschullehrer „in noch jungen Jahren, aber schon mit reichen und harten Lebenserfahrungen" ist. Die Verse entstammen also unmittelbar einem Manne aus dem Volke. Daß Witz, Humor und Satire darin vorwalten, dient diesen epigrammatischen Stücken nur zum Vortheile. Daß der Verfasser recht scharf werden kann, erweist er an vielen Stellen, z. B.:

Das Weib.

So lang es jung noch heißen kann,
Wird meistens es sich zahm geberden;
Doch wenn es nicht mehr beißen kann,
Wird es nicht selten — bissig werden.

Oder:

Beginnt so mancher „Schönen"
Am Kopf das Haar zu schwinden,
Kann man auf ihren Zähnen
Es leider wieder finden.

Uebrigens sind nicht alle diese Stachelverse so schlimm. Hier und da findet sich auch wol ein unreiner Reim, den wir aber dem Verfasser nicht verübeln wollen, der dafür oft ganz überraschende Wendungen in gelungener Fassung bietet. Wir wünschen ihm, daß das erste Epigramm seines hübschen Büchleins weder auf ihn noch auf seine Leser paßt:

Es spukt der bösen Thaten Fluch
Noch immer auf der Welt;
Die Leser borgen Buch um Buch
Und die Verfasser — Geld.

3. Alraunwurzeln. Ein lustiges und lehrreiches Volksbüchlein von Joseph Wichner. Zweite Auflage. Wien, H. Kirsch. 16. 1 M. 60 Pf.
4. Aus der Mappe eines Volksfreundes. Neue lehrreiche Erzählungen und lustige Schwänke von Joseph Wichner. Wien, H. Kirsch. 12. 2 M. 40 Pf.

Wenn man den Leuten lachend die Wahrheit sagt und im Scherze Verweise ertheilt, so werden sie dies gewiß viel weniger übelnehmen als grämliche ernste Lehren und Ermahnungen. Die beiden Büchlein des Volksschriftstellers Joseph Wichner werden diesen Ausspruch aufs neue erhärten. Wenn wir den Verfasser einen Volksschriftsteller nennen, so geschieht dies in der besten Bedeutung des Wortes. Die köstlichen kleinen Erzählungen und Skizzen seiner zwei unter obigem Titel erschienenen Sammlungen rechtfertigen gewiß vollauf diese Bezeichnung. Wie etwa Mathias Claudius oder J. P. Hebel, den sich Wichner zum Muster genommen zu haben scheint, weiß er uns in gewinnender, für jedermann, ja selbst für den Bauer verständlicher, und überall von Laune und Humor durchwehter Weise seine Geschichtchen zu erzählen, denen die ernste Nutzanwendung niemals fehlt. Man lese etwa die kleine Geschichte: „Wenn man nicht deutsch kann", über „Post- und Correspondenzkarten", „Briefhüllen und Couverts" und man wird lächelnd dem Erzähler zustimmen, welcher da den Rath gibt, „kein Fremdwort für ein Ding zu gebrauchen, das man ebenso gut und meist weit verständlicher deutsch benennen kann", man muß deshalb noch keiner jener wüthenden Sprachreiniger sein, welche statt componiren vertonen u. dgl. angewendet wissen wollen. Und wenn der „Volksfreund" gegen den Aberglauben in lustiger Weise loszieht („der Volksfreund unterstützt den Aberglauben") oder aus dem Vorfalle, nach welchem ein Gemeindevorsteher für eine Frauensperson ein Blödsinnszeugniß auszustellen hatte, das beginnt: „laut blödsinnigen Befund der Doctoren u. s. w." die Frage stellt, ob wir eine erhöhte Schulbildung nicht gar so nöthig haben, so wird der Leser gewiß lachend die Frage bejahen. So weiß der Verfasser seine Geschichtchen überall heiter zu erzählen und die Nutzanwendung daraus heiter zu ziehen — aber sie ist ernst gemeint. Scherze, Sagen, wol auch schon alte Anekdoten, aber in neuer Form folgen in den „Alraunwurzeln" aufeinander und werden in dem Büchlein „Aus der Mappe eines Volksfreundes" fortgesetzt. Oft auch nimmt Wichner Gelegenheit, besonders in dem letztern Werkchen, Belehrung und Aufklärung über verschiedene Dinge dem Leser zu ertheilen, auch in dieser Richtung dem „Rheinischen Hausfreunde" folgend. Freunden wirklich volksthümlicher heiterer mit Ernst gemischter Stücke, die auch Nutzanwendungen bester Art bieten, kann man die beiden Bändchen mit gutem Gewissen empfehlen. Auch den, der nicht gerade belehrt zu werden braucht, werden diese Stücklein manches Lächeln abgewinnen und man kann — was man eben nicht von jedem als Volksbuche sich gebenden Werke zu behaupten vermag — unbedenklich selbst der Jugend diese Bücher in die Hand geben, sie wird daraus ebenso Nutzen und Belehrung schöpfen wie das schlichte Volksgemüth, für welches der „Volksfreund" seine Geschichten vorwiegend berechnet haben mag.

5. Humoristische Erzählungen in schlesischer Mundart von Hermann Bauch. Erstes Bändchen: Quietschvergnügt. Zweite Auflage. Zweites Bändchen: Huch de Schläsing! Breslau, F. Goerlich. 1893. 8. Jedes Bändchen 1 M. 25 Pf.

Wer sich einige heitere Stunden bereiten will, nehme diese köstlichen Schnurren — Schnoken nennt sie der Schlesier in seiner gemüthlichen Mundart — zur Hand. Niemand möge sich durch die anfangs vielleicht etwas fremdartig anmuthende dialektische Färbung abschrecken lassen, nach kurzer Lektüre wird sich jedermann, der einiges Sprachgefühl hat, in dem Texte zurechtfinden und keine Schwierigkeiten an dem Dialekte mehr finden. Bekanntlich hat der unübertreffliche Karl von Holtei in seinen „Schlesischen Gedichten" dieselbe Mundart gehandhabt, und diese Gedichte erfreuten sich in ganz Deutschland, im Norden und Süden der allgemeinsten Verbreitung. Manche Nachfolger Holtei's sind in Vers und Prosa aufgetreten, aber unbedingt der Besten einer, was die Fülle des Humors und die Gabe betrifft, in Einzelzügen das schlesische Volksleben zu charakterisiren und schon durch den Dialog im heimischen Idiom auf die Lachlust zu wirken, ist Hermann Bauch. Die Geschichten: „De Trichinn" oder „Der Sunntichjäger uf der Treibjoad" in dem ersten Bändchen oder die schnurrigen Erzählungen: „Woas Weiberfeindschoft eibrengt", „Der Klingelbeutel", „Is Gespenst ufm Kerchhofe" im zweiten Bändchen werden selbst den eingefleischten Hypochonder zur Heiterkeit zwingen. Nicht minder verdienen die lustigen poetischen Stücklein volle Beachtung und Scherze wie: „Wie der Kaiser heeßt", „Der fursche Kühprinz", „Ja, doas wär dir possu", „Wie man Plie zeigt", „Nu schläts dreiza" gehören zu den besten Stücken humoristischer Dialektdichtung. Von Werth erscheint besonders auch überall die gelungene Schilderung des Lebens und Denkens, welches der Verfasser seinen Landsleuten trefflich abgelauscht hat und die dem lustigen Inhalte dieser Bändchen ein selbst ethnographisch werthvolles Gepräge verleiht. Bemerkt sei noch, daß etwaige schwierigere mundartliche Ausdrücke unter dem Text erklärt werden.

6. Deutsche Volkslieder. In Niederhessen aus dem Munde des Volks gesammelt. Herausgegeben von Johann Lewalter. Viertes Heft. Hamburg, G. Fritzsche. 1893. 12. 1 M.

Dieser beachtenswerthen und sich immer reichhaltiger gestaltenden Volksliedersammlung aus dem Hessenlande wurde nach Erscheinen der erstern Hefte an dieser Stelle schon gedacht. Das vorliegende vierte Heft bietet wieder 47 Lieder und Liedchen, von dem Herausgeber mit der gleichen Sorgsamkeit und Aufmerksamkeit behandelt wie die frühern Stücke der Sammlung. Es finden sich darunter überaus anmuthige Volksgesänge reich an jener echten Poesie, wie sie nur dem Volksliede eigen ist. Insbesondere muß es anerkannt werden, daß der Herausgeber auch die Kinderlieder fortwährend in Betracht gezogen hat, welche dem Culturhistoriker so werthvollen Stoff zu Untersuchungen bieten. Nicht weniger als zwölf solcher Liedchen, die bekanntlich zumeist mit Spielen in Verbindung stehen, sind in dem vorliegenden Hefte aufgenommen. Die Vergleichung mit Volksliedern anderer Gebiete erscheint bei jedem einzelnen Stücke durchgeführt und weist uns den innigen Zusammenhang, in dem auf deutschem Boden diese Lieder stehen, in deutlicher Weise. Es sind in den betreffenden Angaben über die Volksliederliteratur auch die neuesten Sammlungen beigezogen worden. Auf die Soldatenlieder, welche dem Herausgeber zu erhalten gelungen ist, sei hier ganz besonders aufmerksam gemacht, da sich solche in ähnlichen Sammlungen seltener finden; das ergreifende Lied: „Die Sonne sank im Westen" bildet ein werthvolles Stück solcher Soldatenpoesie. Literargeschichtliche und andere außer den genannten vergleichenden Anmerkungen sind jedem einzelnen Liede beigefügt, jedem ist auch, was den musikalischen Theil betrifft, stets die Melodie und zwar mit einfacher Klavierbegleitung beigegeben.

7. Altbairische Possenspiele für die Dachauer Bühne bearbeitet von Franz von Paula Kiennast. Zum ersten male herausgegeben und erklärt von Oscar Brenner. München, Ch. Kaiser. 1893. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Das kleine Heft, welches Professor Oscar Brenner herausgegeben hat, enthält Theile von drei Komödien in bairischer Mundart, welche um die Mitte des vorigen Jahrhunderts auf der Dachauer Volksbühne zur Darstellung gelangten und von dem Schullehrer Kiennast, welcher die Leitung jenes Bauerntheaters in der Hand hatte, bearbeitet worden sind. Es war dem durch die Herausgabe der werthvollen Zeitschrift: „Bayerns Mundarten" so verdienstlich wirkenden Verfasser darum zu thun, in diesen Textproben Beispiele über die Anlage und Ausführung einzelner Scenen jener Komödien, insbesondere aber Beiträge zur bairischen Mundart zu bieten, welche zwar nicht überall einheitlich durchgeführt erscheint, die aber doch in vielen Wendungen und Ausdrücken charakterisirt ist. Die Stücke selbst sind einer Komödie „Hyrlanda", einem „Nachgspill" „Itta" und einer „Joanna von Arc" entnommen und bieten somit auch literargeschichtliches Interesse, insbesondere manchen Beitrag zur Geschichte der Hanswurstkomödie, welche zu jener Zeit in der Blüte stand. Ein Vorwort gedenkt eingehender der Dachauer Bühne, der sprachlichen Eigenthümlichkeiten des gebotenen Textes und des Bearbeiters dieser Komödien Franz von Paula Kiennast. Dem sprachlichen und dialektischen Theile wenden sich die Anmerkungen am Ende des Heftes zu.

Anton Schlossar.

# Feuilleton.

In anspruchslosem Gewande bietet das Büchlein „Ein Thüringer Landpfarrer im 30jährigen Kriege. Mittheilungen aus einer Kirchenchronik von E. Einert“ (Arnstadt, Frotscher, 1893. 8. 1 M. 60 Pf.) einen trefflichen Inhalt, von dem jeder Freund der deutschen Vergangenheit mit wahrer Befriedigung Kenntniß nehmen wird. Professor Einert hat sich mit Liebe und Verständniß in die Urkunden, Acten und Chroniken seines Wohnortes Arnstadt und von dessen Umgebung vertieft und aus dem spröden Stoffe mit viel Geschick fesselnde und anschauliche Bilder zur deutschen Culturgeschichte herausgearbeitet. Nicht ein Roman, nicht ein kleiner thatsächlicher Kern, ausgeschmückt mit dem Flittergolde der Phantasie ist es, was wir in dem Büchlein finden, sondern Einert gibt durchweg das echte Gold historisch beglaubigter Vorgänge, ohne den Leser die Mühen seiner fleißigen Goldgräberarbeit mit kosten zu lassen. Die Darstellung wirkt um so unmittelbarer und lebenswarmer, als die benutzte Hauptquelle in leichter Modernisirung vielfach selbst redend eingeführt wird. Der Pfarrer Magister Thomas Schmidt in dem östlich vor Arnstadt gelegenen Dorfe Dornheim hat durch regelmäßige Aufzeichnung aller Ereignisse, von denen seine Gemeinde in den Jahren 1625 bis etwa 1648 betroffen wurde, ein treues Bild der Nöthe jener schlimmen Zeit hinterlassen. In schlichter Sprache, die bald mit derbem, treffendem Humor, bald mit beißender Satire und Ironie gewürzt ist, berichtet uns der würdige Pfarrherr, wie Dornheim der Reihe nach von Freibeutern, Wallonen, Schweden, Franzosen, Sachsen, Kroaten und andern Heerhaufen in immer schrecklicherer Weise heimgesucht worden ist. Was zum Verständniß als Ergänzung oder zur Verbindung der einzelnen Eintragungen erforderlich schien, hat Einert aus den Archivalien von Arnstadt oder aus sonstigen Quellen geschickt eingefügt. So zieht vor unsern Augen der ganze unheilvolle Krieg im Spiegelbilde eines kleinen Dorfes vorüber. Prächtige Seitenstücke zum Simplicius rollen sich vor uns auf, manche Schilderungen sind in ihrer Art kleine Cabinetsstücke. Das Ungemach, dem ein so kleines Dorf ausgesetzt gewesen ist, läßt ahnen, was für eine unendliche Summe von Drangsal, Jammer und Nöthen der deutsche Bauer, das deutsche Volk in jenen schrecklichen Jahren hat müssen über sich ergehen lassen. Man muß sich schier wundern, daß überhaupt noch jemand lebendig und mit heiler Haut aus diesem unsagbaren Elende herausgekommen ist. Daß Dornheim die Zeit der Schrecken überstanden hat, muß in der Hauptsache dem wackern Pfarrer zum Verdienst angerechnet werden. Obwol auch ihn zuweilen die Verzweiflung erfaßt hat, ist er doch nimmer müde geworden, in seiner Gemeinde Gottvertrauen und Muth lebendig zu erhalten und in gottesdienstlichen Versammlungen immer wieder einige seiner Schäflein um sich zu scharen, wenn alles schon auseinanderzufallen drohte. So liefert das Buch auch ein Blatt zum Ruhmeskranze des evangelischen deutschen Pfarrers, denn was hier in einem Falle geschehen ist, hat sich zweifellos an vielen andern Orten Deutschlands wiederholt. Specielleres verrathen wir nicht, möge sich jeder durch eigene Lesung mit der schönen Gabe befreunden!

— In der Cotta'schen „Bibliothek der Weltliteratur“, die für wenig Geld viel des edelsten geistigen Gutes unserm Volke zu bieten fortfährt, ist auch ein Neudruck des Briefwechsels Schiller's mit Wilhelm von Humboldt erschienen. Dem Druck hat die zweite vermehrte Ausgabe von 1876 zu Grunde gelegen; über die Ausgabe selbst also ist nichts Neues zu sagen, es sei denn, daß diese kurze Ankündigung noch besonders der Freude Ausdruck geben wollte über ihre Einreihung in die Bibliothek. Mit besonderer Genugthuung aber begrüßen wir als ein Neues die ganz vortreffliche Einleitung Franz Muncker's. Sie bietet, trotz der wenigen Seiten, die sie umfaßt, weit mehr, als was man von derartigen Einleitungen zu erwarten gewohnt ist. Sie ist aus einem feinen Verständniß für die innerste Natur beider Männer herausgeschrieben; in klaren geistvollen Zügen kennzeichnet uns Muncker, wie sich die Annäherung beider vollzog, und wie diese — anfangs nur einseitige — Annäherung zu einem festen Bunde wurde; wie gerade die Gegensätzlichkeit beider Naturen den psychologischen Grund der Freundschaft bildete. Mit zutreffendem Hinweis auf Körner zeigt Muncker, wie gerade die außerordentliche Receptivität Humboldt's dem gewaltig Schaffenden eine willkommene Ergänzung bot. Dieselbe Neigung zur Reflexion, die den grübelnden Körner von schöpferischer Thätigkeit abhielt, beseelte auch Humboldt, und gerade diese Reflexion des Freundes trat dem Dichter ergänzend zur Seite in demselben Augenblick, da er seine philosophische Periode abschloß und zur Dichtung zurückkehrte. In der kurzen, schönen Darlegung ihres geistigen Verhältnisses liegt das Verdienst, das sich der Herausgeber des Neudrucks erworben hat. Daß auch das landläufige Positive über Humboldt's Entwickelungsgang in ansprechender Darstellung mitgetheilt wird, ist selbstverständlich. So können wir diese Ausgabe allen empfehlen, die ein tieferes Verständniß Schiller's in jener denkwürdigen Epoche seines Lebens anstreben.

— Der unerschöpfliche Humor des leipziger Dialektdichters Edwin Bormann hat wieder ein neues Bändchen Gedichte: „Leibz'ger Lerchen“ genannt, gezeitigt (Bormann's Selbstverlag in Leipzig). Irgendein Wort des Lobes oder gar des Tadels zu dieser harmlosen Dichtungsgattung der Anzeige hinzuzufügen ist wol überflüssig. Die vielen Freunde werden auch zu dieser neuen Gabe mit Freuden greifen. Wer aber kein Verständniß für den Bormann'schen Humor hat, wird sich auch durch die „Neie Boëfieen von ännen alden Leibz'ger“ nicht bekehren lassen.

— Zu der in Nr. 5 dieses Jahrgangs enhaltenen Anzeige des Werks „Ostfriesische Volks- und Rittertrachten um 1500“ bemerken wir noch, daß dieses Werk ein Sonderabdruck aus dem Jahrbuche der verdienten „Gesellschaft für bildende Kunst und vaterländische Alterthümer“ in Emden ist, und daß der größere mit „Anhang“ bezeichnete Theil des Textes von einem Mitgliede jener Gesellschaft geschrieben worden ist.

— Das Curatorium der Bauernfeld'schen Prämienstiftung hat beschlossen, einen Preis von 2000 Gulden ö. W. auf das beste Drama in deutscher Sprache auszuschreiben, das in dem Zeitraume vom 13. Januar (Geburtstag des Stifters) 1894 bis zum 9. August (Todestag des Stifters) 1895 auf einer deutschen Bühne gegeben worden ist und literarischen Werth besitzt. Bei gleichem Werthe hat ein Lustspiel den Vorzug. Ferner hat das Curatorium beschlossen, einen Preis von 1000 Gulden ö. W. auf die beste literarische Arbeit auszuschreiben, welche die Bedeutung Bauernfeld's für die Entwickelung der deutschen Lustspieldichtung überhaupt und für das Repertoir des wiener Hofburgtheaters im besondern behandelt. Näheres ist bei dem Vorsitzenden des Curatoriums Herrn Hofrath Professor Dr. Wilhelm Ritter von Hartel in Wien zu erfahren.

## Bibliographie.

Blos, W., Das Ende vom Lied. Dresden, H. Minden. 8. 3 M.

Conrad, N. G., Die Beichte des Narren. Leipzig, W. Friedrich. 8. 6 M.

Filtsch, Dr. E., Goethes religiöse Entwickelung. Gotha, F. A. Perthes. 5 M.

Greinz, R. H., Heinrich Heine und das deutsche Volkslied. (Kultur- und Literatur-Bilder. Heft 2.) Neuwied, A. Schupp. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Heiberg, H., Blinde Liebe. Leipzig, W. Friedrich. 8. 6 M.

Jensen, W., Heimkunft. Roman. Leipzig, C. Reißner. 8. 8 M.

Reizenstein, Baronin von, Das Rätsel des Lebens. Roman in 2 Bdn. Leipzig, W. Friedrich. 8. 8 M.

# Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.


Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Brockhaus' Konversations-Lexikon.

**Vierzehnte vollständig neubearbeitete Auflage.**

**16 Bände von je 64 Bogen Text mit gegen 9000 Abbildungen und Karten**

in Holzschnitt, Phototypie, Kupferstich, Lithographie und Farbendruck

**auf circa 900 Tafeln und im Texte,**

darunter 120 Chromotafeln und 300 Karten und Pläne.

Jeder Band elegant gebunden in Halbfranz mit Lederrücken und Lederecken 10 M. — Auch in 256 Heften zu 50 Pf.

Bisher sind **neun Bände** erschienen.

Dieses älteste und angesehenste Konversations-Lexikon, von dessen erster Auflage der erste Band im Jahre 1796 erschien, erlebt mit seiner vierzehnten Auflage das von einem so bändereichen Werke noch nie erreichte

**hundertjährige Jubiläum.**

Was Brockhaus' Konversations-Lexikon im Laufe eines Jahrhunderts für die Verbreitung der Bildung geleistet hat, bildet einen Theil der Culturgeschichte dieses Jahrhunderts. Jede Auflage hat das hohe Ziel verfolgt, zur Vermehrung von Wissen und Gesittung beizutragen und darin den Forderungen ihrer Zeit gerecht zu werden.

Auch für die vorliegende 14. Auflage haben Mitarbeiter und Redakteure in vieljähriger systematischer Arbeit den gesamten Wissensstoff der Gegenwart nach einem im voraus bestimmten Plane durchgearbeitet und auf nahezu 100000 Artikel vertheilt und so eine rechte

**Jubiläumsausgabe**

des berühmten Werkes geschaffen.

Unter den über 350 Mitarbeitern befinden sich glänzende Vertreter der heutigen Wissenschaft und ihrer Anwendung im Leben. Stets ist besondere Rücksicht auf die Verhältnisse im Deutschen Reich, Oesterreich und der Schweiz genommen. Die Fassung der populären Artikel ist leichtverständlich für alle Schichten des Volkes. Fremde Stichworte sind mit Aussprachebezeichnung versehen. Der **Text** ist gegen die vorhergehende Auflage um einen vollen Band vermehrt worden, indem jeder der 16 Bände 64 Bogen, statt bisher 60 Bogen, umfaßt. Die **Abbildungen**, nach wissenschaftlichen Grundsätzen zusammengestellt, stehen auf der Höhe moderner Technik. Die zahlreichen **Chromotafeln** sind von unerreichter Naturtreue und künstlerischer Vollendung. Die **Karten** und **Pläne** entsprechen dem neuesten Standpunkte der Kartographie. Auf die **äußere Ausstattung** ist große Sorgfalt verwendet durch leserliche große Schrift, schönen gleichmäßigen Druck, durchaus holzfreies satiniertes Papier und einen dauerhaften und geschmackvollen Einband.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Schopenhauer-Briefe.

Sammlung meist ungedruckter oder schwer zugänglicher

**Briefe von, an und über Schopenhauer.**

Mit Anmerkungen und biographischen Analekten herausgegeben von

**Ludwig Schemann.**

Nebst zwei Porträts Schopenhauer's von Ruhl und Lenbach.

8. Geh. 12 M. Geb. 13 M. 50 Pf.

Das Werk ist ein neuer wichtiger Beitrag zur Schopenhauer-Literatur, unentbehrlich für alle Besitzer seiner Schriften.

Verlag von **Friedrich Vieweg & Sohn** in **Braunschweig.**

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Soeben erschien:

## Die Lehre von der Elektricität

von **Gustav Wiedemann.**

**Zweite** umgearbeitete und vermehrte Auflage in 5 Bänden.

Zugleich als **vierte** Auflage der Lehre vom Galvanismus und Elektromagnetismus.

**Zweiter Band.** Mit 163 Holzstichen und einer Tafel. gr. 8. **Preis geh. 28 Mark, geb. 30 Mark.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## 1812.

Ein historischer Roman

von

**Ludwig Rellstab.**

Sechste Auflage. Vier Theile.

8. Geh. 6 M. Geb. in 2 Bänden 8 M.

Dieser historische Roman, in dem die großen Ereignisse des Jahres 1812, namentlich der russische Feldzug und der Brand von Moskau, den Hintergrund einer äußerst spannenden Handlung bilden, gehört zu den besten deutschen Werken seiner Art.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Erzählungen aus dem Ries

von

**Melchior Meyr.**

Vierte Auflage. Vier Bände.

8. Jeder Band geh. 3 M., geb. 4 M.

Die Bände sind einzeln unter folgenden Titeln zu beziehen:

**Ludwig und Annemarie. — Ende gut, alles gut.**
**Die Lehrersbraut. — Der Sieg des Schwachen.**
**Regine. — Gleich und Gleich.**
**Der schwarze Hans. — Georg.**

Melchior Meyr's „Erzählungen aus dem Ries“ sind anerkannt als Dorfgeschichten, in denen das Leben der Bewohner jenes gesegneten schwäbischen Gaues lebenswahr geschildert wird, als ein würdiges Seitenstück zu Auerbach's „Schwarzwälder Dorfgeschichten“.

In der auf die Hälfte des frühern Preises ermäßigten vierten Auflage sind die Bände auch einzeln käuflich.



Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 14. — 5. April 1894.

Die **Blätter für literarische Unterhaltung** erscheinen zu dem Preise von 7 M. 50 Pf. vierteljährlich.
Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.



Inhalt: Justus Möser. Von Edmund Lange. — Schriften wider den Socialismus. Von Paul Barth. — Literarische Auf- und Abrisse. Von Richard Friedrich. — Neue Erzählungen. Von H. A. Lier. — Zur Philosophie. Von L. Weis. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.


## Justus Möser.

„Ein solcher Mann imponirte uns unendlich und hatte den größten Einfluß auf eine Jugend, die auch etwas Tüchtiges wollte und im Begriff stand, es zu erfassen", so faßt Goethe den Eindruck zusammen, den er als fünfundzwanzigjähriger junger Mann aus den „Patriotischen Phantasien" von Justus Möser's Persönlichkeit bekommen hatte. Wahrlich gewichtige Worte, doppelt gewichtig aus solchem Munde. Sie beweisen zugleich deutlicher als vieles andere, wie früh er für sociale Verhältnisse im weitesten Sinne Interesse und Verständniß gewann. Denn ein Buch für schwärmerische Jünglinge sind die „Patriotischen Phantasien" keineswegs; Möser zeigt sich hier in der That, wie Goethe in einem Aufsatze etwa aus dem Jahre 1827 sagt, als „der tüchtige Menschenverstand selbst"; den Künstler in ihm konnte nur die Art der Darstellung, die er mit Recht bewundernswürdig nennt, anziehen; aber daß ihn auch der Inhalt gleich bei der ersten Lektüre mächtig gepackt hatte, das zeigt uns der eingehende Bericht, den er bei seiner ersten Begegnung mit Karl August (Februar 1775) diesem über Möser's „Phantasien" zu geben vermochte. Offenbar hat der günstige Eindruck, den er dadurch über seine praktische Befähigung erweckte, seine Berufung nach Weimar wesentlich erleichtert, weil es nun möglich schien, ihm auch eine amtliche Stellung zu geben. So wurde also Möser's Buch bedeutungsvoll für eine entscheidende Wendung in Goethe's Leben. Aber auch ganz abgesehen davon hat er es um seines innern Werthes willen zeitlebens hochgeschätzt. Am 28. December 1774 schrieb er an Möser's Tochter, Frau von Voigts, die ihm kurz vorher ein Exemplar der von ihm selbst beschleunigten Buchausgabe übersandt hatte: „. . . Ich trage sie (die «Phantasien») mit mir herum; wann, wo ich sie aufschlage, wird mir's ganz wohl, und hunderterlei Wünsche, Hoffnungen, Entwürfe entfalten sich in meiner Seele"; 1813 las er das Buch wieder, um sich in den Geist der Jahre 1773—74 zu versetzen, an die er damals in seiner Selbstbiographie gekommen war; 1827 endlich widmete er Möser den schon erwähnten Aufsatz, in dem er ausdrücklich hervorhebt, daß „dieser treffliche Mann sehr bedeutenden Einfluß auf seine Bildung" gehabt habe. In der That waren die innern Berührungspunkte der beiden Männer zahlreich und bedeutsam. Schon Abeken hebt richtig hervor, „daß beide der Natur und Wahrheit ihr Leben lang huldigten, und daß ihre Erziehungsgrundsätze eine merkwürdige Uebereinstimmung zeigen"; am wichtigsten aber dünkt es mich, daß ihre gesammte Auffassung der socialen Verhältnisse namentlich der untern Klassen viel größere Verwandtschaft zeigt, als dies auf den ersten Blick scheint. Ich kann diesen Punkt hier nur andeuten; ich erinnere vor allem an die zahlreichen Stellen in Goethe's Briefen und Schriften, namentlich aus den jüngern Jahren, die ein liebevolles Verständniß für Art und Wesen des Volks zeigen, z. B. an nicht wenige Gedichte, an verschiedene Stellen im „Götz" im „Werther" und im „Faust", und könnten wir auf seine amtliche Thätigkeit in Weimar eingehen, wir würden ihn mannichfach auf den Spuren Möser's finden.

Wenn wir uns heute wieder in dessen „Patriotische Phantasien" versenken, so zeigt sich selbstverständlich vieles Einzelne in seinen praktischen Vorschlägen als veraltet; aber der Geist des ganzen Werkes wirkt noch immer frisch und kräftig. Wir fühlen: hier spricht ein echter Volksmann, der die Bedürfnisse und Empfindungen des Bürgers und des Bauern wirklich kennt und doch durch seine umfassende Bildung und seinen weiten Anschauungskreis hoch über ihnen steht. Was er vorbringt, ist das Ergebniß eigener, natürlich durch historische Studien geklärter Er-

fahrungen; es dringt zum Herzen, weil es dem herzlichen Antheil an des Volkes Ergehen entsprossen ist; es reizt uns nicht selten zum Widerspruch, aber es erweckt jedenfalls stets unser Interesse. Die Fülle der besprochenen Fragen ist unendlich. „Man müßte eben alles, was in der bürgerlichen und sittlichen Welt vorgeht, rubriciren, wenn man die Gegenstände erschöpfen wollte, die er behandelt", sagt Goethe. Möser war für seine Zeit eine ganz einzigartige Erscheinung, mindestens in Deutschland, und hat unter uns eigentlich bis heute noch nicht seinesgleichen gefunden; schon deshalb wird er, werden insbesondere seine „Phantasien" nicht vergessen werden.

Mensch und Schriftsteller sind bei ihm in besonders hohem Grade eins. Werfen wir also zunächst wenigstens einen flüchtigen Blick auf sein Leben. Geboren am 24. December 1720 in Osnabrück, fand er in dem eigenthümlichen halb geistlichen, halb weltlichen Wahlstaate, dessen Mittelpunkt die Stadt bildete, Gelegenheit zu einer Thätigkeit, wie sie nur unter solchen Verhältnissen und nur für eine so geartete Persönlichkeit möglich war. Frühzeitig seine geistige Originalität verrathend — namentlich durch eine Rednergabe, die auch in den „Phantasien" ganz unverkennbar ist —, hatte er durch Studien in Jena und Göttingen und durch eine ungewöhnlich eingehende Beschäftigung mit der englischen und französischen Literatur seinen Gesichtskreis erweitert und sein sprachliches Gefühl gebildet. Dann ließ er sich in seiner Vaterstadt als Rechtsanwalt nieder. Dieser Beruf, den er, in behaglichen Vermögensverhältnissen lebend, in der uneigennützigsten Weise ausübte, entsprach vor allem seiner Neigung, alle Dinge von den verschiedenen Seiten zu betrachten, die auch bei dem populären Schriftsteller Möser oft so charakteristisch hervortritt. Während des Siebenjährigen Kriegs konnte er mehrfach als Unterhändler durch seine außerordentliche Gabe, die Menschen zu behandeln, seinem Lande beträchtliche Lieferungen und Geldopfer ersparen. Als dann 1764, wesentlich durch sein Verdienst der erst einjährige zweite Sohn des Königs von England zum Fürstbischof von Osnabrück gewählt worden war, wurde Möser, der übrigens den durch die betreffenden Verhandlungen veranlaßten achtmonatlichen Aufenthalt in jenem Lande aufs trefflichste zum Studium seiner socialen und wirthschaftlichen Verhältnisse benutzt hatte, während der langen vormundschaftlichen Regierung zuerst ohne eigentliches Amt, dann auch in einer wichtigen amtlichen Stellung die Seele der Landesregierung. Seine Uneigennützigkeit, sein unendlich geschicktes und stets maßvolles Eintreten für Billigkeit und Recht erwarben ihm bei allen Parteien die höchste Anerkennung, ja Liebe. Er wurde, wie Abeken schön sagt, der Genius Osnabrücks. Er blieb übrigens auch als Beamter Syndikus der Ritterschaft, diente also, wie er es selbst ausdrückt, Herren und Ständen zugleich. Seine Stellung war theoretisch so widerspruchsvoll wie möglich, und doch wirkte er praktisch darin im höchsten Grade segensreich. Sein Verhältniß zum Volk glich dem eines Patriarchen. Selbst im schönsten und höchsten Sinne pietätvoll, erntete er auch Pietät. Dabei lebte er schon seit 1746 in glücklicher Ehe mit einer an Geist und Charakter seiner würdigen Frau; in seinem der edelsten Gastfreundschaft geweihten Hause, in dem die nächsten Freunde ganz wie Familienglieder betrachtet wurden, verkehrten die angesehensten Männer des kleinen Landes, gar oft aber auch hervorragende Fremde, mit denen Möser durch seine Schriften in Beziehung gekommen war. Abgesehen von dem großen Schmerz, den ihm der Tod seines einzigen Sohnes in seinem zwanzigsten Jahre (1773) bereitete, blieb auch sein häusliches Glück beinahe ungetrübt. In seinen letzten Jahren — die Gattin starb 1787 — wurde Frau von Voigts, seine schon erwähnte ausgezeichnete Tochter, mehr und mehr der gute Geist seines Hauses; am 8. Januar 1794 machte ein sanfter Tod seinem Leben ein Ende. Sein geistiger Einfluß auf den Kreis seiner Freunde war sehr bedeutend, und daß seinen Schriften eine tiefere Wirkung auch über die engere Heimat hinaus beschieden war, zeigt das Beispiel Goethe's zur Genüge. Freilich von dem gebildeten deutschen Publikum im allgemeinen wurden sie damals nicht nach Gebühr gewürdigt. Dazu standen sie trotz des überall hervortretenden Strebens, auch der gegnerischen Meinung gerecht zu werden, doch in zu starkem Gegensatz zu den kosmopolitischen, die unendliche Mannichfaltigkeit der Dinge und Menschen über dem Streben nach allgemeiner Freiheit und Gleichheit allzu sehr vergessenden, vielfach abstract philosophischen Zeitideen. Die reizvolle Form, in der Möser's Gedanken hervortreten, verschaffte seinen Aufsätzen wol viele Leser; aber ihre Wirkung blieb doch viel geringer, als sie es verdienten.

Heute liegen die Verhältnisse in vieler Hinsicht günstiger, der sociale Grundzug, der die meisten von ihnen durchzieht, trifft mit den Gedanken, die unsere Zeit am mächtigsten bewegen, wunderbar zusammen und so wäre es auch, ganz abgesehen davon, daß nunmehr ein Jahrhundert seit seinem Tode verflossen ist, an der Zeit, seiner zu gedenken. Der grundsätzliche Standpunkt, von dem aus er über die unendliche Wichtigkeit einer tüchtigen bäuerlichen Bevölkerung, über die Verhältnisse des Handwerks, über den Gegensatz zwischen einem Krämer und einem wirklichen Kaufmann, über den Hausirhandel (in seinen Aufsätzen über die Packenträger), über die verschiedenen Klassen der Arbeitslosen und ihre richtige Behandlung, über die Wichtigkeit der moralischen Factoren in Gewerbe und Handel und über gar manche andere Frage spricht, ist merkwürdig verwandt mit der Art, wie man heutzutage in dem glücklicherweise immer wachsenden Kreise der Anhänger einer maßvollen socialen Reform über diese Dinge denkt. Ja die Parallele läßt sich bisweilen bis ins einzelne verfolgen. Seine Forderung „Jeder Gelehrte soll ein Handwerk lernen", gemahnt an die modernen Bestrebungen für den Handfertigkeitsunterricht; der „Vorschlag zur Versorgung alter Bedienten" enthält keimartig den Gedanken unserer Altersversicherung; der gedankenreiche Aufsatz über

die „Hollandgänger" seiner Heimat sollte von allen beachtet werden, die sich mit verwandten Erscheinungen der Gegenwart beschäftigen; wenn er dem deutschen Adel die Einführung des englischen Systems empfiehlt, wonach der Adel sich nur auf einen Sohn vererbt, wenn er in verschiedenen Aufsätzen betont, wie unendlich wichtig es sei, jedem Stande seine Ehre zu gönnen, so denkt man unwillkürlich an die Ideen, die Riehl in seinem schönen Buche über die deutsche Arbeit entwickelt hat. Im Mittelpunkt von Möser's Interesse steht freilich naturgemäß noch nicht der Arbeiter im engern Sinn, sondern der grundbesitzende Bauer und der wirklich arbeitende Bürger. Jener ist ihm das sicherste Fundament des Staates; für das deutsche Handwerk und zugleich für den deutschen Handel blickt er mit resignirter Sehnsucht auf die große Zeit des 14. bis 16. Jahrhunderts zurück, wo die Schiffe der Hansa die Meere beherrschten und das Handwerk, in inniger Verbindung mit der Kunst, wirklich einen goldenen Boden hatte. Unsere Zeit der gleichen Rechte bei nothwendigerweise ungleichen Leistungen würde, selbst wenn man den Wandel der Zeiten in billigen Anschlag bringt, durchaus nicht nach seinem Sinne sein; er setzt Bürgerrecht über Menschenrecht und scheut in den Konsequenzen, die er aus diesem Standpunkte zieht, auch vor Härten nicht zurück; Staat und Gemeinde betrachtet er wie eine Aetiengesellschaft, in der sich die Rechte nach den Leistungen abstufen und nicht jeder als Mitglied zugelassen zu werden braucht. Aber bei alledem hat er ein warmes Herz für die ärmern Volksklassen; sein Verdienst ist die Abschaffung der Tortur im Osnabrückischen; er findet schöne Worte gegen die Leibeigenschaft und schreibt im Januar 1778 an Nikolai, er würde ihr gewiß „einen offenbaren Krieg angekündigt haben, wenn nicht das hiesige Ministerium und die ganze Landschaft aus lauter Gutsherren bestände, deren Liebe und Vertrauen ich nicht verscherzen kann, ohne allen guten Anstalten zu schaden". Es waren also rein sachliche Erwägungen, die ihn veranlaßten, zunächst nur auf die Milderung dieser Einrichtung zu dringen. Eindrucksvoll empfiehlt er in der kleinen Plauderei „Johann sei so gut", die freundliche Behandlung der Dienstboten; er schätzte den Werth theoretischer Schulbildung für das gewöhnliche Landvolk gering, wir können geradezu sagen, zu gering, aber er hat sich um die praktische Gestaltung des Dorfschulwesens seiner Heimat beträchtliche Verdienste erworben, und er fordert in dem „Vorschlag zu einer Praktika für das Landvolk", jede Regierung solle einen „Kurzen Unterricht" in ganz populärer Form über die für jene wichtigsten Rechtsvorschriften ihrer Landschaft veröffentlichen; er vertritt wol den Grundsatz: „Armuth muß verächtlich bleiben", aber nach seiner Meinung besteht eben der Reichthum nicht im Gelde, sondern in Stärke, Geschicklichkeit und Fleiß; eine einfache Frau, die er während der Ernte zugleich mähen, binden und ihr Kind säugen sieht, ist ihm „eine homerische Allegorie der Arbeitsamkeit".

Den gleichen Geist des von keiner Theorie beengten gesunden Menschenverstandes athmen auch Möser's sittliche Grundanschauungen. Seiner maßvollen Natur lag jeder Rigorismus fern. Schon daß einer seiner Aufsätze die Ueberschrift „Von der Sittlichkeit der Vergnügungen" trägt, ist bezeichnend. Er weiß sehr gut, daß wir in unserm Himmelsstrich die sittliche Pflicht der Arbeit haben; aber auch in diesen Dingen komme, das betont er nachdrücklich, sehr viel auf die Verhältnisse an; für die Bewohner des glücklichen Otaheiti z. B. bestehe eine solche Pflicht kaum. Sehr warm tritt er für das Recht der menschlichen Leidenschaften ein, ohne die niemand ein großer Mann werde. Er hält die polizeiliche Unterdrückung der ländlichen Tanzvergnügungen für ganz verkehrt und findet über ihren Werth für das Volk in dem Aufsatz „Der Tanz als Volksbelustigung" goldene Worte, die ganz denselben Geist athmen, wie Faust's Ausspruch beim Anblick des Bauerntanzes.

Ist Belehrung und wenn man will Erziehung der Erwachsenen Möser's Hauptziel, so finden sich doch auch über Kindererziehung sehr werthvolle Gedanken. Er vertritt mit Gründen wahrer Lebensweisheit den überwiegenden Werth der praktischen Moral in der Erziehung gegenüber der theoretischen; er weist, so sehr er für sich selbst auf deutliche Begriffe hält, treffend nach, daß zur Lenkung der Kinder oft unklare Vorstellungen derselben viel wirksamer seien, und daß für jedes Alter die Wahrheit gehöre, die es begreifen könne, oder er geißelt in einer Weise, die gerade heute wieder Beachtung verdient, die Nachtheile des spielenden Lernens.

Seine Ansichten über Religion und Kirche sind äußerst charakteristisch für den Mann, dem der Mensch vor allem „ein politisches Thier" ist, der überall die praktischen Bedürfnisse des Staatsbürgers zunächst ins Auge faßt. Sein Standpunkt ist ebenso verschieden von dem des vulgären Rationalismus, wie von dem der altlutherischen Orthodoxie. Bezeichnend dafür sind schon seine originellen „Briefe aus Virginien" über allgemeine Toleranz. Der schönste und tiefste Ausdruck seiner religiösen Ueberzeugungen indeß bleibt das „Schreiben an den Herrn Vicar in Savoyen, abzugeben bei Herrn Johann Jakob Rousseau". Der Grundgedanke liegt in den Worten, „daß alle Gesetzgeber und Stifter großer Staaten, sie mögen nun zu loben oder zu tadeln sein, die natürliche Religion unzulänglich gehalten haben, eine bürgerliche Gesellschaft einzurichten, zu binden und zu führen". Wie recht sie damit gehabt, wird besonders an dem Beispiel des Moses glänzend gezeigt. „Lassen sie Tyrannen, Erdbeben, Ueberschwemmungen und andere Landplagen kommen", heißt es an einer andern Stelle des auch für Möser's Darstellungsgabe sehr bezeichnenden Aufsatzes, „mich sollen Sie als einen andern Orpheus unten am Felsen und vor mir die erschrockenen Menschenkinder finden; jedes Herz will ich mit Hülfe der geoffenbarten Religion stärken, trösten und zu neuen Unternehmungen geschickt machen, wenn Sie in Ihren Gebirgen einigen verzagten Zweiflern die Schönheit der eingestürzten Werke Gottes vergeblich predigen werden". Ebenso weist

er den Grundsatz: „Man kann in allen Religionen selig werden" als für die Praxis der religiösen Unterweisung durchaus unbrauchbar zurück. Aber es genügt ihm andererseits auch völlig die praktische Nothwendigkeit einer positiven Religion gezeigt zu haben; die Wahrheit der christlichen Lehre nachzuweisen, das lehnt er als nicht seines Amtes ab.

Da Möser mit seinen „Phantasien" vor allem praktisch wirken wollte, handelt er in dem Ausdruck seiner Meinungen bis zu einem gewissen Grade — und er durfte es ohne Schaden, weil er ein wahrhaft edler Mann war — nach dem viel geschmähten und viel gemisbrauchten Worte: „Der Zweck heiligt das Mittel"; er sagt die volle Wahrheit nur dann, wenn er einen Nutzen für die gute Sache davon erwarten kann, und so, daß er ihn erwarten kann. Er zeigt sich auch darin als eine Advokatennatur im guten Sinne. Vor allem aber ist er ein Journalist, wie man ihn für den Idealstaat nicht besser verlangen wird, wie sie aber in Wirklichkeit nur ganz ausnahmsweise vorkommen können. Er kennt alle Dinge, über die er schreibt, gründlich; er spricht darüber nicht immer ganz wie er denkt, aber doch so, wie es ihm für die gute Sache am dienlichsten scheint, und er thut es, um zum letzten male Goethe das Wort zu geben, „in den mannichfaltigsten Formen, die man poetisch nennen könnte, und die gewiß in dem besten Sinne für rhetorisch gelten müssen. Immer ist er über seinen Gegenstand erhaben und weiß uns eine heitere Ansicht des Ernstesten zu geben; bald hinter dieser, bald hinter jener Maske halb versteckt, bald in eigener Person sprechend . . .".

Wollte ich Möser ausschließlich als Volksschriftsteller im höchsten Sinne schildern, so könnte ich hier schließen; aber da ich seine Bedeutung für unser Volk und unsere Literatur überhaupt klar legen möchte, ist es ganz unerläßlich auch auf seine mehr ästhetisch oder wissenschaftlich-historisch gehaltenen Schriften einen kurzen Blick zu werfen. Eine ganz eigenthümliche Stellung nimmt unter ihnen die schon 1756 entstandene, dem Andenken seines früh verstorbenen vertrauten Freundes von dem Bussche gewidmete Betrachtung: „Der Werth wohlerwogener Neigungen und Leidenschaften" ein. Zwar inhaltlich berührt sie sich vielfach mit seinen uns schon bekannten Grundanschauungen über Fragen der Moral; aber diese Gedanken werden hier mit begeisternder Wärme und in einem schwungvollen, direct an Schiller's ästhetisch-philosophische Schriften gemahnenden Stil, den Möser in den „Phantasien", schon um ihres nächsten Zweckes willen, nicht anwenden durfte, vorgetragen. Hier hören wir noch den jugendlichen, von den Gefühlen schwärmerischer Freundschaft erfüllten Mann; aber so verschieden die Ausdrucksweise ist, der Grundzug seines Wesens — ein maßvolles Abwägen — bleibt doch unverkennbar. Einen entschieden noch bedeutendern Eindruck, als dieser Aufsatz machen zwei Schriften, die uns Möser als feinsinnigen Kenner und Beurtheiler der Literatur zeigen. Ich meine zunächst die mit launigem, theilweise geradezu übermüthigem Humor geschriebenen Betrachtungen, die er 1761 unter dem Titel „Harlekin oder Vertheidigung des Grotesk-Komischen" erscheinen ließ, und dann die Entgegnung auf Friedrich's des Großen „Lettres sur la littérature allemande", die er 1780 unter dem Titel „Ueber die deutsche Literatur. Schreiben an einen Freund" veröffentlichte. Charakteristisch für den Geist, den namentlich diese zweite Schrift athmet, sind z. B. die treffenden Bemerkungen über den Unterschied zwischen Shakespeare's und Voltaire's „Julius Cäsar" und die daran geknüpften erläuternden Beispiele. Neben dem Aesthetiker und Literarhistoriker kommt immer wieder der deutsche Patriot zum Durchbruch. Möser als wahrhaft gebildeter und maßvoll urtheilender Mann verkennt die mannichfachen Vorzüge der fremden, auch der französischen Schriftsteller, durchaus nicht, aber er zeigt mit der Beredsamkeit des Herzens, was die deutschen leisten könnten, wenn sie nur auf dem durch Goethe und andere betretenen Wege fortschritten; er warnt vor Nachahmung fremder Muster, denn diese machen unwahr; er findet schöne Worte über unsere deutsche Sprache und spricht mit berechtigter Genugthuung die Ueberzeugung aus, daß Friedrich selbst „da, wo er sich als Deutscher zeigt, wo Kopf und Herz zu großen Zwecken mächtig und dauerhaft arbeiten, größer ist, als wo er mit den Ausländern um den Preis in ihren Künsten wetteifert". Das gesunde Nationalgefühl, das uns hier entgegentritt und das auch die „Phantasien" überall durchweht, die echte Liebe zu seinem Volke, in erster Linie zu seinem Stamm, drängte ihn auch, der Geschichtschreiber seiner Heimat zu werden. Er schuf in der leider unvollendet gebliebenen „Osnabrückischen Geschichte" ein Werk, das unter den Erzeugnissen der deutschen Geschichtschreibung in seiner Zeit fast so einzig dasteht, wie auf ihrem Gebiete die „Patriotischen Phantasien". Hier wurde zum ersten mal von einem Deutschen nachdrücklich der Standpunkt vertreten und durchgeführt, daß nicht die äußern Ereignisse, sondern Sein und Wesen des Volks, die culturgeschichtlichen Momente den werthvollsten Inhalt der Geschichte bildeten; hier wurde insbesondere der ungemein folgenreiche Gedanke: „Die Geschichte von Deutschland hat meines Ermessens eine ganz neue Wendung zu hoffen, wenn wir die gemeinen Landeigenthümer, als die wahren Bestandtheile der Nation, durch alle ihre Veränderungen verfolgen" nicht nur ausgesprochen, sondern auch zum Leitstern der geschichtlichen Erörterung gemacht. Schon um dieses grundsätzlichen Fortschritts willen wird das Werk, mag auch noch soviel von seinen Einzelergebnissen durch die neuere Forschung überholt oder geradezu widerlegt sein, immer seinen Platz unter den epochemachenden Werken unserer geschichtlichen Literatur behaupten und durfte deshalb auch hier nicht übergangen werden. Und wenn den gelehrten Historiker Möser immer nur die Fachmänner nach Gebühr zu schätzen wissen werden, die „Patriotischen Phantasien" und mit ihnen einige seiner sonstigen kleinen Schriften werden das Gedächtniß des edeln Menschen und originellen Schriftstellers Möser

noch jahrhundertelang wach erhalten in einem vielleicht nicht sehr großen, aber um so dankbarern Kreise wahrhaft Empfänglicher, und gerade für die rechte Stellungnahme in den Wirren und Kämpfen unserer Zeit läßt sich vieles aus ihm lernen; vielleicht ist die Hoffnung nicht allzu kühn, daß die Zahl derer, die seine Schriften durch eigene Lektüre kennen, jetzt wieder größer werden wird.

Edmund Lange.

# Schriften wider den Socialismus.

In den letzten vier Jahren, etwa seit der berliner internationalen Conferenz, die eine Einigung über Arbeiterschutz erzielen sollte, ist die öffentliche Meinung in ihren höhern Schichten dem Socialismus günstiger geworden, wie die großen Erfolge von Bellamy's „Rückblick" und Hertzka's „Freiland" bezeugen. Gar manchen scheint aus den Uebeln der gegenwärtigen Wirthschaftsordnung kein anderer Ausweg übrig zu bleiben, als eine neue Organisation, der Uebergang der Grundstücke und Kapitalien in den Besitz größerer Gemeinschaften, und dadurch ermöglicht, eine planmäßige Leitung der Production. In den letzten zwei Jahren sind aber auch zwei Schriften erschienen, die sich beide gegen den Socialismus wenden, die erste systematisch die Theorie der Socialisten bekämpfend, die zweite neben der Theorie auch auf die drohende Praxis der Revolution hinweisend, eines Begriffs, von dem viele mit Leichtsinn oder mit leichtem Sinn sprechen.

Die pathologischen Züge der modernen Gesellschaft finden die Socialisten wesentlich in folgenden vier Erscheinungen: 1) der jetzigen Art der Accumulation des Kapitals, d. h. der Zunahme desselben, aber gleichzeitigen Concentration in den Händen weniger; 2) dem damit nothwendig verbundenen Schwinden des Mittelstandes und der „Proletarisirung" der Gesellschaft; 3) dem Anwachsen der aus Arbeitslosen bestehenden industriellen Reservearmee; 4) der Zunahme des Pauperismus, d. h. der steigenden Anzahl der der Armenpflege bedürftigen Personen und der sinkenden Lebenshaltung der untern Klassen, deren Lohn noch unter die Grenze sinke, welche das früher angenommene eherne Lohngesetz bestimme, d. h. noch unter den physiologisch nothwendigsten Lebensunterhalt. Diese vier Symptome sucht nun J. Wolf*) als nicht vorhanden oder gar abnehmend nachzuweisen.

Was die Concentration des Kapitals betrifft, so findet Wolf Marx' Statistik ungenügend. Marx habe nur bewiesen, daß von 1864 bis 1865 in England und Schottland die Zahl der in Abtheilung D Besteuerten, d. h. derer, die, ohne Grundbesitzer, Pächter oder Beamte zu sein, aus selbständigem Gewerbebetrieb oder aus ihrer Arbeit über 1200 Mark Einkommen hatten, von 308416 auf 332431 gestiegen sei, daß in zehn Grafschaften Englands in den Jahren 1853—64 5016 kleine Pachtungen (unter 100 Acres) zu den größern zugeschlagen worden, daß 1815—25 kein Mobiliarvermögen über 1 Million Pfund Sterling (20 Million Mark), dagegen 1825—55 8, 1856—59 4 solcher Vermögen unter die Erbschaftssteuer gefallen seien. Freilich führt nun Wolf nicht den Gegenbeweis, der sehr nöthig gewesen wäre. Denn alle offenkundigen Thatsachen sprechen für die Concentration des Kapitals und gegen seine Leugnung, besonders die Zunahme der Großbetriebe, auch derer, die nicht Actiengesellschaften gehören, sondern sich im Einzelbesitz befinden, gegenüber den abnehmenden Kleinbetrieben, und das stetige Wachsthum der ländlichen und städtischen Hypothekenschulden, die in Preußen in den letzten Jahren etwa um eine Milliarde Mark jährlich sich erhöht haben.

Was das Schwinden des Mittelstandes betrifft, so stehen sich hier drei Ansichten gegenüber. Nach den Socialisten nimmt der Mittelstand absolut und, da die Bevölkerung wächst, relativ erst recht ab; nach H. Herkner*) bleibt er an Zahl relativ gleich groß, ist aber sein Antheil an dem zuwachsenden Einkommen geringer, als der der reichen Klassen; nach Wolf wächst der Mittelstand nicht blos absolut, sondern auch relativ durch sehr häufiges Aufsteigen aus den untern in die mittlern Einkommenslagen. Beide, Herkner und Wolf, stützen sich auf die Ergebnisse der baseler, der badischen und der sächsischen Einkommensstatistik. Wolf berücksichtigt auch die Arbeiten von Soetbeer über die Statistik der preußischen Einkommensteuer. Aber welche Einwände auch immer Wolf machen mag, er kann die folgenden Thatsachen nicht leugnen, die Herkner erwiesen hat. In Sachsen hat in den Schichten der Einkommen bis 800 Mark von 1882 bis 1888 die durchschnittliche Zunahme pro Kopf 11 Mark, dagegen in der höchsten Klasse (über 9600 Mark) 1470, im erstern Falle also, wenn man vom mittlern Satze, 500 Mark, ausgeht, etwas über 2 Procent, im letztern aber etwa 15,4 Procent betragen. In den dazwischenliegenden Schichten ist das Einkommen pro Kopf entweder gleich geblieben, oder gesunken, oder um einen ganz verschwindenden minimalen Procentsatz gewachsen. Genau dasselbe ergibt sich aus der badischen Statistik der Einkommensteuer; in dieser ist sogar in den Einkommen bis 1000 Mark der Durchschnitt für den Kopf von 1885 bis 1889 fast gleich geblieben, während er in den Einkommen über 10000 Mark sich um je 2393 Mark erhöht hat. Die badischen Ziffern beweisen also noch viel schlagender als die sächsischen die Richtig-

*) Socialismus und kapitalistische Gesellschaftsordnung. System der Socialpolitik von J. Wolf. Erster Band: Grundlegung. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. Gr. 8. 12 M.

*) Die soeiale Reform als Gebot des wirthschaftlichen Fortschritts, von Heinrich Herkner. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

keit der Herkner'schen Annahme. Ein Gleichbleiben aber des Geldeinkommens kann bei steigenden Preisen ein Sinken des Realeinkommens bedeuten.

Während so für die ersten zwei Fragen Wolf seine Thesen durchaus nicht bewiesen hat, ist ihm dagegen das Verdienst nicht zu bestreiten, daß er in Bezug auf die industrielle Reservearmee und die angeblich wachsende Verarmung die Uebertreibungen einzelner Socialisten richtig zurückgewiesen hat. Wenn M. Schippel in seiner Schrift: „Das moderne Elend und die moderne Uebervölkerung" die 3 Millionen, die im Jahre 1866 Armenunterstützung erhielten, als Arbeitslose betrachtet und ausruft, es sei dies $^1/_5$ des englischen Arbeiterstandes, so wendet Wolf mit Recht ein, daß diese Armen nicht Arbeitsfähige, sondern zum größten Theil Greise, Kinder und Kranke seien, wie z. B. 1891 unter 780000 Armen 235000 Kinder, 300000 Greise (über 60 Jahre), der Rest als Kranke und nur etwa 10000, mit Familienangehörigen etwa 40000, arbeitslose Gesunde sich befunden hätten. Wenn Marx in 14 Berufen die Arbeiterzahl von 1851 mit derjenigen von 1861 vergleicht, so wendet Wolf mit Recht ein, daß es 431 Berufe gibt und daß die Gesammtziffer ein anderes Bild als die einzelnen gebe. In der gesammten britischen Industrie waren beschäftigt: 1841 3,137000, 1881: 4,535000 Personen, also 45 Procent mehr, während die Bevölkerung gleichzeitig nur um 30 Proeent gestiegen war, d. h. die britische Industrie hat eine große Zahl der in andern Berufen freigesetzten Personen aufgenommen.

Die Abnahme der in England und Wales unterstützten Armen von 4,7 Procent in 1855—59 auf 2,8 Procent, in der Periode 1885—89 können auch die Socialisten nicht leugnen, sie erklären sie nur anders, nicht aus einer Abnahme der Armuth, sondern aus einer Zunahme des Selbstgefühls der Arbeiter, die lieber hungerten als in das „Workhouse" gingen. Indessen Noth bricht Eisen; eine so starke Abnahme der Workhouse-Bewohner kann nicht diese Ursache allein haben. Ebenso ist der Rückgang des Verbrechens in England und Wales eine bemerkenswerthe Thatsache. Die Zahl der Verurtheilten ist von 79 (auf 100000 Einwohner) in 1855—59 auf 37 in 1885—89 zurückgegangen. Indessen beweisen diese Zahlen nicht so viel, als Wolf in staunendem Optimismus glaubt. Denn ungezählt sind dabei die seit 1856 nicht mehr mitgerechneten „leichtern Fälle", die seit dem Criminal Justice Act der Einzelrichter erledigt. Diese „leichtern Fälle", die in Frankreich vor die „Correctionstribunale" kommen, haben sich in Frankreich, das auch dafür eine Statistik hat, seit 1830 verdreifacht, während die Bevölkerung gleichzeitig nur um ein Drittel gewachsen ist. Dies ist der Grund, warum in Frankreich trotz sinkender Ziffer der eigentlichen Verbrechen alle Criminalisten, besonders Yvernès, Tarde, Joly, Féré, eine Zunahme der verbrecherischen Gesinnung behaupten. Aus ähnlichen Gründen ist der Statistiker Leone Levi für England derselben Ansicht. In Deutschland stehen sich zwei Meinungen gegenüber: die Starcke's, daß seit 1870 die verbrecherischen Handlungen an Zahl gleich geblieben sind, und die aller übrigen Criminalisten, wie Mittelstädt, Illing, Oettingen, Strußberg, die eine Verschlimmerung annehmen. In einer Hinsicht aber sind alle Statistiker einig, nämlich, daß eine sehr bedenkliche Zahlensteigerung aufweisen die folgenden drei Klassen: 1) die Rückfälligen, 2) die Jugendlichen (unter achtzehn Jahren), 3) die Verbrecher gegen die Sittlichkeit. Die immer häufiger werdende Rückfälligkeit faßt Tarde in dem Satz zusammen: „Das Verbrechen localisirt sich, indem es eine Carrière wird." Frankreich hat für die Rückfälligen schon eine besondere Form der Strafe, die Deportation. Freilich, die wachsende Zahl der Gewohnheitsverbrecher, die nicht aus Noth, sondern aus eingewurzelter Neigung die Gesetze übertreten, beweist wenig für Verschlechterung der wirthschaftlichen Lage, noch weniger beweist dafür die Häufigkeit der Verbrechen der Jugendlichen und der Sittlichkeitsdelicte, die vielmehr beide auf mangelhafte Erziehung hinweisen; nur wird dadurch der allgemeine Optimismus, zu dem Wolf sich berechtigt glaubt, erheblich erschüttert.

Ganz unbrauchbar für den Beweis günstigerer Verhältnisse der Massen sind die Zahlen über die Zunahme des Consums von Thee, Kaffee, Cacao u. s. w.; wir wissen nicht, ob nicht andere Lebensmittel im Consum gleichzeitig zurückgehen. Denn die Steigerung der Einfuhr von Butter, Eiern, Käse u. s. w., die Wolf auch für seinen Zweck anführt, beweist gar nichts, so lange nicht bewiesen ist, daß dieser Steigerung keine Verminderung der eigenen Production Englands gegenübersteht, so lange wir auch nicht wissen, wie sich die Zunahme auf die einzelnen Klassen der englischen Bevölkerung vertheilt. Nicht ganz so wenig, wie diese Consumstatistik, aber auch nicht ganz so viel, wie Wolf will, bedeutet das große Wachsthum der Sparkasseneinlagen in den Industrieländern, besonders in England und in Sachsen. In England ist seit 1871 bei den Postsparkassen die Zahl der Einleger auf mehr als das Dreifache gestiegen, in Sachsen kam 1849 ein Sparkassenbuch auf 23, 1888 eins auf 2,24 Bewohner, sodaß es viel mehr Sparkassenbücher als erwerbende Personen gibt. Denn einerseits sagt die Statistik nichts über den Stand der Einleger, andererseits, wenn auch, wie ohne Zweifel das Zahlenverhältniß ergibt, ein großer Theil derselben Arbeiter sind, so ist noch nicht bewiesen, daß ihre Ersparnisse gestiegen sind, so lange wir nicht wissen, wie viele Ersparnisse früher gemacht, aber nicht in die Kassen gelegt, sondern zu Hause „aufgehoben" wurden.

Eine interessante Abschweifung ist die über die „körperliche Entartung der Culturmenschheit". Freilich, was Wolf vorbringt, um die Furcht vor diesem Gespenst zu verscheuchen, ist nur sehr äußerlich. Er führt an, daß in den Industrieländern die Sterblichkeit zurückgegangen ist, daß in London jetzt 175500 Menschen weniger sterben, als nach der Sterblichkeit des ausgehenden 17. Jahrhunderts sterben würden, in Berlin jährlich verhältnißmäßig 21500

weniger, als das Ende des vorigen Jahrhunderts sterben sah, daß die Industrieländer eine viel geringere Sterblichkeit haben, als die Ackerbauländer, z. B. Ungarn. Es ist dabei nicht entschieden, wieviel besserer wirthschaftlicher Lage, und wieviel besserer öffentlicher Gesundheitspflege anzurechnen ist. Die andere Aeußerlichkeit ist die seit J. von Liebig von allen Statistikern geglaubte constante Herabsetzung des Rekrutenmaßes, aus der man ein stetiges Kleinerwerden der cultivirten Menschheit folgerte. In Frankreich war vor 1789 das Minimum für den Fußsoldaten 165, jetzt beträgt es 154 Centimeter; ähnlich verhält es sich in andern Ländern. Wolf wendet mit Recht ein, daß das vorige Jahrhundert Berufssoldaten hatte, an die man desto höhere Forderungen stellen konnte, je kleiner die Heere waren, die Gegenwart aber große Volksheere braucht, also auf die Verhältnisse der Massen Rücksicht nehmen muß. Als Gegeninstanz führt er auch an, daß in Frankreich von 1831 bis 1871 die Zahl der unter 155 Centimeter Messenden stetig zurückgegangen ist, von 9,3 Procent in 1831 auf 5,1 Procent in 1871. Was für Frankreich mit seinen abnormen Bevölkerungsverhältnissen richtig ist, gilt darum noch nicht ohne weiteres für das übrige Europa. Die ganze Frage scheint in Ermangelung genügend langer Beobachtung für die Statistik noch nicht spruchreif zu sein.

So hat Wolf in seinem Werke an der Statistik der Socialisten eine theilweise verdienstliche Kritik geübt. Dagegen sind seine theoretischen Ausführungen über den Begriff des Werthes schwach. Es läßt sich einmal die schon von Adam Smith erkannte Wahrheit nicht bestreiten, daß, wirthschaftlich betrachtet, die Arbeit die Urheberin und Messerin aller Güter ist. Ganz dilettantisch ist seine Einleitung über die Geschichte der socialen Moral und das sociale Recht, viel besser, in den Einzelheiten interessant sind die Abschnitte, die wirthschaftliche Thatsachen der Vergangenheit bringen und die kurze Geschichte der Groß- und Colossalvermögen. Wer mit Kritik zu lesen versteht, aber nur ein solcher Leser, kann von Wolf's Werk trotz seinen Mängeln mannichfachen Gewinn haben.

Weniger mit Statistik, als mit einer Auswahl lehrreicher Einzelheiten, hat L. Felix*) die „Theorie des Socialismus" zu bekämpfen versucht. Er wendet sich gegen die pessimistische Ansicht steigender socialer Verschlechterung und führt namentlich eine Menge von Thatsachen ins Feld gegen diejenigen, denen das Mittelalter in zu rosigem Lichte erscheint. Freilich erscheint es ihm wieder dunkler als es ist, wenn er ihm z. B. Erziehungslosigkeit der Massen zuschreibt, während das Mittelalter die Epoche ist, die gerade den Einzelnen in die strengste Zucht der Gesammtheit nahm. Seine Einwände gegen die Werththeorie von Marx sind ebenso unzulänglich wie die von Wolf, nicht besser auch seine Polemik gegen die Grundrententheorie von Rodbertus. Sehr angebracht dagegen sind die Warnungen vor dem Chaos der Revolution, die Felix durch zahlreiche Einzelheiten aus der Französischen Revolution begründet, treffend auch seine misbilligende Kritik der zu geringen Bedeutung, die die Socialisten der Familie für die Zukunft beilegen. Felix selbst sieht freilich auch einseitig in der socialen Frage nur eine sittliche Frage, in der Entwickelung der sittlichen Gefühle ihre einzige Lösung.

Beide Schriften lehren in den Wahrheiten, die sie vorbringen zweierlei, einmal, daß die Gegenwart nicht der Sündenbock ist, auf welchen das Schicksal alle Uebel abgeladen hat, daß auch die vergangenen Generationen ihr Theil davongetragen haben, ferner daß das Tempo der gefährlichen socialen Veränderungen langsamer ist, als die Socialisten annehmen. Aber dieses Tempo kann sich beschleunigen, und die wirthschaftlichen Fragen sind nicht die einzigen; auch die innere Kluft in der Gesellschaft, die Abstände in den Sitten und im Geistesleben der Klassen sind ein wachsender Uebelstand. Somit bleibt die sociale Frage das Kreuz der Regierenden und der Regierten. Die Lösung liegt, wie Referent glaubt, einzig und allein auf dem Wege, den der große Socialpolitiker Rodbertus vorgeschlagen hat, den zu beschreiten aber die Staatsmänner noch nicht für nöthig halten. Paul Barth.

*) Kritik des Socialismus von L. Felix. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1893. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

# Literarische Auf- und Abrisse.

1. Prager Dichterbuch. Herausgegeben von Heinrich Teweles. Prag, F. Ehrlich. 1893. 8. 3 M.

Mit herzlichem Willkommenruf sei dieses Buch begrüßt, wie ein Lebenszeichen vom geliebten Bruder, den wir in schwerer Gefahr wissen. Deutsche Klänge aus dem fast entfremdeten Prag! Mögen sie, soweit die deutsche Zunge reicht, allerorten empfänglichem Sinn und theilnehmendem Gehör begegnen, damit die „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen", mit deren Unterstützung dieses Sammelwerk herausgegeben ist, mit dem Danke für opferwillige Treue auch eine Ermuthigung zum Ausharren bei ihrem Beginnen erhalte. Aber ich beeile mich mit der Erklärung, daß nicht politisches Gefühl mir ein Urtheil ablockt, zu dem ich das Recht aus dem Werth des Buchs allein schöpfen darf und die Pflicht glücklicherweise ableiten muß. Der Sammlung erste Abtheilung bietet Verse, die andere: Prosa. Jene eröffnet Friedr. Adler, dem allerdings zunächst die alphabetische Anordnung diese Stelle anweist. Ob er sie nicht auch aus innern Gründen beansprnchen kann, ist mir nicht fraglich. Er bringt echte Poesie. Formschön, schwungvoll und aus der Tiefe der Gedanken heraus erklingt gleich das erste Lied „Leid", nach dem ersten Satz von Beethoven's neunter Symphonie:

Soviel Schmerz und warum?
Soviel Kampf und wozu?

Adler's Auffassung erinnert in einigen Stücken an Rich. Wagner's „Vorbemerkung" zum selbigen Tonstück, der das Thema in Goethe's Worte umschreibt: „Entbehren sollst du, sollst entbehren"! und am Schlusse des Satzes die düstere, freudlose Stimmung zu einer Gewalt angewachsen sieht, in der sie das All zu umspannen trachtet. — Im ganzen zeigt Adler's Muse ein ernstes Antlitz, einen gewissen entschlossenen Zug. Man meint diesen Gesängen anzumerken, daß ihr Dichter klar sieht in der Welt, in die Zeit, über die Stellung, die ihm beschieden worden und die er männlich zu behaupten gedenkt. Die Erkenntniß hat ihn gestählt, nicht gelähmt. So vermag er auf Horazens nil admirari zu entgegnen:

Mag die Klugheit ihre Sprüche ranken,
Des Lebens Glück ist: alles anzustaunen.

So kommt er auch in der rührenden Zwiesprache mit seinem geliebten Theekessel zu dem trotzigen Schluß:

Gönnen wir andern den stolzen Frieden,
Wir, mein munt'rer Kessel, wir sieden!

Heinr. Herold führt sich mit einem ergreifenden Heimatliede ein und ist glücklich genug, den oft besungenen Stoff eigenartig zu behandeln, dazu in prächtiger Sprache. Auch über Humor gebietet er, wie in der „Ode an den Esel". Doch vernehmlicher erklingen auch bei ihm die schmerzlichen und ironischen Töne, besonders in den mitunter recht scharfen Sprüchen.

Von Alfred Klaar hebe ich hervor die vornehme „Sylvesterträumerei", die einem weihevollen Bekenntniß gleicht, und die schöne Würdigung Walther's von der Vogelweide. — Etwas schwermüthige Lieder, aber von glattester Form hat Hans Liebstöckl beigesteuert. Mehr in den Kampf und Drang der Wirklichkeit führen die Wege des kraftbewußten Hugo Salus, aber selbst in der Wiedergabe des Lebens, wie es ist, bleibt er Dichter. In zerrissener Stimmung läßt Rich. Schubert's: „Niemals mehr!" den Leser, der dann um so inniger den „Frühling" in neuer Anschauung genießt. Fein auffassende Naturmalerei findet sich bei Heinr. Teweles, dem Herausgeber des Dichterbuchs. Auch Leidenschaft ist ihm nicht fremd. Unruhig und unbefriedigend ist der Eindruck von „Unsagbar"; dagegen verdient einen Abdruck folgendes Cabinetstückchen:

Sommernacht.

Liebende Pärchen,
Wohin ihr schaut;
Märchen um Märchen —
Jede ist Braut!
Jede in Ehren
Läßt sich begehren;
Hat sich die Welt
Gänzlich verkehrt?

Jede gewährt,
Keine verwehrt,
Wem sie gefällt!
Ist das ein Flüstern,
Ist das ein Küssen!
Keusch oder lüstern —
Jede beflissen.
Mädchen und du!
Läßt es dir Ruh?

Scharf pointirt Jos. Willamowitzer seine beiden Lieder, mit denen der dichterische Theil abschließt.

Die erste Erzählung in der „Prosa" scheint mit bestimmtester Absicht dem im ganzen etwas ernsten poetischen Theil gegenübergestellt zu sein. Was dieser etwa an Scherz und Heiterkeit versäumt hat, bringt Rob. Austerlitz „Wie man auf Abwege geräth", reichlich ein. Es ist dies eine wahrhaft ausgelassene Humoreske, die bis an die Grenzen dessen, was der Kunst dem Publikum gegenüber möglich ist, tollkühn geht. Und wenn man zum Schluß den treuherzigen, biedern Erzähler versichern hört: „Und sollte ich mich je dabei ertappen, daß ich auf Abwege gerathen bin, so werde ich in demselben Augenblick die Feder aus der Hand legen, so wahr u. s. w.", da fühlt man sich von einer ganz seltsam zwiespältigen Empfindung beherrscht: hell lachen muß man über diesen trefflich gelungenen, kunstvollen Fastnachtsscherz und doch mengt sich ein Gefühl der Unlust ein, daß man so schmählich „aufgesessen" ist und nun dasteht, den Kopf voll neugieriger Fragen. Ich habe keine Verpflichtung andern diese Erfahrung zu ersparen, darum gehe ich über zu Alfr. Klaar's Novelle „Gerecht?", die originell in den Charakteren, originell in der sogenannten Handlung auch der originellen Schlußwahrheit nicht entbehrt; sie lautet: „Es gibt doch eine ausgleichende Kraft auch für die Untalente und Halbtalente, für die Armen im Geiste und die Märtyrer des Anerkennungsdurstes und das ist — — die Thorheit der Frauen". — Laska von Oesteren schreibt, abgerechnet das schauerliche „Scheintod", nur für Feinschmecker, während Teweles im „Kind", einer Erzählung, die man im besten Sinne nach Schlegel als ein Exempel der psychologisch-motivirenden Algebra bezeichnen könnte, am gewagten Stoff seine ungewöhnliche Kenntniß des menschlichen Herzens erweist. — Gute Einfälle im Wechsel mit Nachtbildern bringt zum Schluß J. Willamowitzer.

2. Moderner Musen-Almanach auf das Jahr 1894. Herausgegeben von Otto Julius Bierbaum. Ein Jahrbuch deutscher Kunst. Zweiter Jahrgang. Mit Beiträgen der hervorragendsten Vertreter des modernen deutschen Schriftthums; mit sechzehn Autotypien nach Werken von Fidus u. s. w. München, Dr. Albert u. Comp. 1893. Gr. 8. 6 M.

Die Ziele des „Modernen Musen-Almanach" sind unverändert. Er will eine palaestra musarum „der aufsteigenden künstlerischen Generation in Deutschland sein", sagt der Herausgeber im Vorwort und fügt hinzu: „eine palaestra musarum ist kein Fechtboden für kritische Gänge". So soll das Gebiet der Antikritik beiseite bleiben, soviel sich auch Anlaß dazu fände. Daß dieser Verzicht des Sammelbuchs Charakter vor einer Trübung bewahrt, ist ersichtlich. Aber wenn Bierbaum sogar auf Kosten des Almanachs das Wort zur Entgegnung nähme, es wäre nur begreiflich. Wie mancher Beurtheiler des ersten Jahrgangs mag gleich peinlich wie Schreiber dieser Zeilen die Nothwendigkeit einer absprechenden Kritik empfunden haben, gegen die Einrede und Vertheidigung ausgeschlossen war. Ich denke hierbei nur an die beitragenden Dichter. Des Herausgebers Thätigkeit war 1893 anerkennenswerth, ist es

auch diesmal. Bei allem Gegensatz muß man ihm dankbar sein für die umfassende Zusammenstellung, deren Schwierigkeiten, mag er sie auch nur leise andeuten, sich leicht vorstellen lassen. Zu dem ruhigen Tone der Vorrede steht indeß einigermaßen im Widerspruch die Anmerkung zu Dehmel's „Brief". Bierbaum selbst spricht von „ungenirter und unerhörter Ausdrucksweise". Will er den Schreiber des Briefs davon lossprechen? Was aber den eigentlichen Inhalt dieses Schriftstücks anlangt, ja wer soll davon nicht mit Antheil und Aufmerksamkeit Kenntniß nehmen! ob das Drum und Dran der Schlacken unentbehrlich war, bleibe dahingestellt. Aber die Aussprache des Enthusiasmus in jeder Form rührt stets das menschliche Gefühl. Und mag Dehmel seine Erläuterung des Meister Oelze mit gesinnungstüchtigen, aber doch überaus häßlichen, dazu nichts beweisenden Grobheiten umrändern: diese Erläuterung behauptet ihren Werth als Wegweiser zum Verständniß auch anderer ähnlicher Werke. Daß nun „selbst gutgesinnte und sonst urtheilsfähige Leute" des Dichters Absicht nicht gefaßt haben, gibt doch zu denken. Wer trägt daran die Schuld? Schafft jener nur für einen Kreis Auserlesener, Geistesverwandter, nur für die Leute, „auf die es uns — um mit Bierbaum zu reden — ankommt", so ist es doch ein Widerspruch, wenn man trotzdem gegen alle anders Gerichteten in übertriebener Ereiferung als gegen die „verehrten Herrn Collegen und braven Bildungsphilister" ausfällig wird. Das nebenbei! Im übrigen schreibt Dehmel hoffentlich noch manchen Brief, sei es von dieser enthusiastischen Art, sei es im unterhaltend-kritischen Stile des Hamburger „Lästerbriefs". Ich glaube sogar, er würde und wird packen auch ohne eingestreute Derbheiten. In der Auffassung der modernen Kunst vermag ich nun freilich zu meinem Bedauern seinem Schwunge nicht zu folgen, so sehr ich mich bemühte, von ihm zu lernen. Und trotz Held's wirkungsvollem „Berliner Spaziergang" und Henckell's entmuthigendem „Sei nur robust" darf ich nicht alles im diesjährigen „Modernen Musen-Almanach" loben. Recht hat ja der letztgenannte Dichter:

Denn hassen, hassen muß der Wicht,
Der ein beschränkter Tropf ist,
Das überlegene Gedicht
Des, der ein freier Kopf ist.

Aber eben um das überlegene Gedicht streiten sich die Leute gar sehr. Wo der eine von seinem „verwegenen Wollen und messianischen Muth" schwärmt, hört der andere nur herausfordernde, polternde Genialitätssucht; und wenn dieser oder diese von gedankenallmählichen oder bauermadelbreiten Schritten, von Nachtgevögelflügelschlagen, vom Geplätscher derber Blätter, lackschuhspiegelschwarzen Augen, backenrother Würzeluft, vom Stengelgegeige spricht oder bei Gelegenheit im Hirn sich tausend Arme wachsen, auch den Blitz schreien läßt, so sind das für jenen nichts als Wortklumpen, fast possirliche Sprachungeheuer oder Irrgänge einer überreizten Phantasie. Finden sich nun auch diesmal Anstöße vom Kaliber derer im ersten Jahrbuch nicht, so fehlt es doch nicht an Gesuchtem, Uebertriebenem, Ungenießbarem. Das frühere Gepräge zeigen auffallenderweise am meisten noch einige Oesterreicher. Aber auch sonst muß Reflexion die freie dichterische Anschauung ersetzen, auch sonst wird Gedankentiefe zur Dunkelheit, verführt Originalitätssucht zu krampfhaften Verzerrungen.

Anders Geartetes bietet zunächst Gust. Falke in seinen sinnigen Liedern, seinen hübschen Einfällen. Seine ungewöhnlichen Reime müssen ihn zum Dichter nach dem Herzen Herm. von Preuschen's machen, die den nicht mehr ganz neuen Vorwurf erhebt:

Die tändelnd Ihr und scherzhaft reimt
Zum Herzen — Schmerzen!

Nun, ganz ohne Herz — Schmerz scheint die Poesie nicht auskommen zu können, vgl. „Moderner Musen-Almanach" S. 88. Und der Reim, den Franz Held beibringt, ist nicht nach jedermanns Geschmack, auch nur selten verwendbar. — Formgewandt sind ferner W. Weigand's ernste und stimmungsvolle Dichtungen, so „Auf den Höhen", „Im Dome der h. Gudula" und „Während eines Gewitters", dessen Schluß mein Urtheil bestätigen möge:

Schwermüthiges Rauschen!
Mein Glück ist einsam. —
Auf ganzen Geschlechtern
Liegt drückende Oede
Und Unlust und Trauer.
Das Glück der Väter
Ward unersprießlich und schal und leer.
Und das Ernteglück
Der ringenden Völker
Lebt nur als Hoffnung
In Dichterworten
Und jungen Herzen
Der reifenden Zeit.

Gute Erfindung, schöne Darstellung und sinnige Deutung vereint Jacobowski in der „Sphinxgeburt". Von fern gemahnt an Heine D. von Liliencron's „Souveräner Herr", nur daß, wenn zwei dasselbe thun, es nicht alleweil dasselbe ist. Liliencron führt eine große Idee in ergreifender Anschaulichkeit durch und erzwingt so einen nachhaltigen Eindruck, mag er auch bisweilen die Kraft seiner Sprache bis zu derbster Deutlichkeit steigern. Einen ähnlichen Miston bringt M. Hoffmann in sein trefflich gelungenes Stillleben: „Weltfern". Was aber echte Phantasie im Bunde mit der Dichtkunst vermag, das zeigt der Gedankenreichthum des gestaltungskräftigen Heinr. Hart im „Lied der Menschheit" und Joh. Schlaf „Im Frühling", einer Dichtung von betäubender Farbenpracht und unbegrenztem Vorstellungsvermögen, denen der Inhalt ebenbürtig ist.

Aus der Prosa hebe ich hervor Ola Hansson's „Liebe", worin das Problem ihrer Darstellung in neuer Fassung gestellt, richtiger an der „Skizze" erläutert wird.

In den Sinnsprüchen beherzigt H. Kraemer den Satz der Romantik, daß Geistreichthum den Cynismus rechtfertigt; treffend ist O. Stauff von der March; unbestechlich und als nachdenklichen Beobachter der Zeit erweist sich O. Bierbaum, dessen „Lied" mit seiner feinempfundenen Friedensstimmung ich nicht unerwähnt lassen darf.

Die Bilder endlich stimmen zum Charakter des Buchs. Für die Richtigkeit der Auswahl spricht die Thatsache, daß einige davon inzwischen allgemeine Beachtung gefunden haben.

3. Das Baltische Dichterbuch. Eine Auswahl deutscher Dichtungen aus den baltischen Provinzen Rußlands mit einer literarhistorischen Einleitung und biographisch-kritischen Studien herausgegeben von J. Emil Freiherrn von Grotthuß. Mit 24 Holzschnittporträts und einem Titelbild. Reval, Franz Kluge. 1894. 6 M.

Inhalt und Anlage des Baltischen Dichterbuchs machen eine ausführliche Besprechung unmöglich. Ich stelle deshalb gleich zum voraus und im allgemeinen fest, daß in ihm eine entschieden verdienstliche Leistung vorliegt. Was der Herausgeber bietet, ist nämlich im Grunde eine Geschichte der Deutschen Literatur in den baltischen Landen mit Proben ihrer Dichtung von den ältesten Zeiten bis in die Gegenwart. Der Herausgeber verkennt die Gefahren seiner Auswahl nicht. Besser aber als mit seiner Verwahrung gegen „scharfe Kritik" mag er sich decken mit seinem Buch, wie es vorliegt. Eine eingehende Prüfung alles Gebotenen wird schwierig sein, ja wol unmöglich, da Grotthuß auch Ungedrucktes mittheilt, wie von Rutenberg. Gegen vereinzelte Ausstellungen darf er sein Recht, subjectiv zu sein, einwenden, um so mehr, da sich der Literaturkenner Grotthuß zugleich als formbeherrschenden, gefühlsinnigen Dichter erweist, wie in dem „Sonntagmorgen" und dem „Traum im Allerheiligsten". Für seine Arbeit gebührt ihm aufrichtiger Dank. Und wenn er in ungewolltem Anklang an Goethe's Worte: „Der heitre Wandel mancher schönen Tage, Der stille Raum so mancher tiefen Nächte", sein Werk „eine Frucht vieler einsamer Tage und Nächte, Begleiter durch Jahre voll irdischen Wandels und Wechsels" nennt, so möge ihm den Lohn für solche Hingabe die Erfüllung seines Wunsches bringen, daß sein Buch „Liebe wecke für die treuen baltischen Lande, warme Theilnahme für ihr geistiges Ringen und Schaffen".

Ein kräftige Unterstützung fand des Herausgebers Arbeit in dem Werth und der Bedeutung des Stoffs. Ich meine nicht die Stammesverwandtschaft der Balten mit uns. Politik hat mit Aesthetik nichts gemein. Aber auf nicht wenig stolze Namen darf das Deutschthum im äußersten Osten des alten Reichs hinweisen. Hier dichtete und duldete der Humanist Burchard Waldis, hier schuf P. Fleming außer manch anderm Lied „Die Livländische Schneegräfin", ein baltisches Sittenbild von einer bei diesem Sänger überraschenden Wirklichkeitstreue; nach Reval flüchtete Ph. von Zesen, ungewitzigt durch die Erfahrung auch dort ein Sklave seiner boshaften Zungenfertigkeit; Joach. Rachel studirte in Dorpat, Curator dieser Universität war Klinger; sein Sturm- und Dranggenosse Lenz ist in Livland geboren, wie der Aufklärer Garlieb Merkel, der unfrohe Gegner unserer Classiker, und der wohlmeinende geistliche Dichter Neander; in Riga lauschte Herder dem Magus aus dem Norden, Hamann. Endlich erwähne ich Tiedge's Freundin, die schwärmerische Elisa von der Recke. Mehr derartige Beziehungen zählt die Einleitung des Baltischen Dichterbuchs „Zur Geschichte der deutschen Literatur in den baltischen Provinzen" auf. Diese schwungvolle, doch nirgends maßlose Verherrlichung des Baltenthums stellt im Ueberblick die ganze geistige Entwickelung dieses deutschen Stammes dar. Gründlich und mit liebevoller Sorgfalt geht der Verfasser der Geschichte seiner Heimath und ihres Schriftthums nach. Und eins lehrt fast jede Seite: die treue Anhänglichkeit, in der der Osten allezeit den Zusammenhang mit dem Heimatlande zu wahren gewußt hat. Kein Wunder demnach, wenn die Literaturgeschichte Baltiens fast ein Spiegelbild der reichsdeutschen literarischen Entwickelung ist. Bis in die abgelegenen Unterarten läßt sich dieser Anschluß verfolgen, wird er von Grotthuß belegt. Und als dann im 16. Jahrhundert die drei deutschen Lande vom Reichskörper losgerissen waren, hielt die Dichtung vornehmlich und fast allein das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit aufrecht, sie, die es auch heute allein noch erhält. Ja ihr Werk ist es, wenn das baltische Haus, wie Grotthuß rühmen darf, niemals so verwelscht war, wie Deutschland selbst.

Zu dieser Geschichte des Schriftthums tritt ergänzend in der dritten Abtheilung eine Biographie der mit Proben vertretenen Dichter als willkommene Bereicherung unserer Kenntniß besonders der neuern Literatur.

Die Gedichtsammlung nun selbst hebt an mit zwei Abschnitten aus der livländischen Reimchronik, einem in mehrern Beziehungen interessanten Epos aus dem 13. Jahrhundert. Auch die weitern Proben aus der Zeit bis zum 16. Jahrhundert sind literargeschichtlich sehr beachtenswerth als Spiegelungen des Geschmacks und der Richtungen des Heimatlandes, so die Allegorie: „Mühlenlied", dann eine eigenthümliche Verwendung des „Tagelieds", ein Schachbuch u. a. Sie bestätigen und erläutern insgesammt die vorangehenden Ausführungen des Herausgebers. Gleich glücklich ist die Auslese für das 16. bis 18. Jahrhundert. Auch in diesem Zeitraum macht die Muse Livlands alle Wandlungen der Dichtkunst bei uns mit, mit einer Ausnahme: Klopstock's Name wird im ganzen „Baltischen Dichterbuch" nicht genannt. Auch die aus dieser Zeit mitgetheilten Gedichte zeigen nicht entfernt einen Zug der Verwandtschaft mit dem Sänger des Messias. Wie ist das zu erklären? etwa aus dem Charakter der Balten?

Es ist vielleicht vermessen, auf eine Auswahl aus einer reichen Dichtung eine solche Andeutung zu stützen. Thatsächlich indeß trägt die vorliegende Sammlung bei aller

Mannichfaltigkeit einen mittlern, jedes Ueberschwangs baren Charakter. Nur Rehbinder's ergreifende Verzweiflungslieder kennen in ihrem leidenschaftlichen Schmerz kein Maß. Sonst aber umfaßt die Klaviatur des Gefühlsausdrucks der Octaven nicht allzu viel, dafür ist aber die Empfindung erfreulich gesund und natürlich; farbenreiche Naturbilder zeugen für kräftiges dichterisches Anschauungsvermögen; frommer Glaube und glühende Vaterlands-, auch Heimatsliebe sprechen sich in formvollendeten Gesängen aus, und zu den lustigen Studentenliedern Heimbertson Hinze's, zu Malm's und des prächtigen Seuberlich mundartlichen Scherzen gesellt sich Guido Eckhardt's etwas schwermüthiger Sang und von Rutenberg's schauerlicher „Caracciolo". Einen guten Einfall bringt in gefälligster Form von Sievers im „Jacobus von Compostella". Auch der anerkannte Erzähler Panteuius ist lyrisch, wenn auch nur mit einem Lied, gleich Julius Eckhardt, vertreten. Weihevolle Töne schlägt Minna von Mädler an, wie auch Helene von Engelhardt in den Sturmliedern; an einer Stelle zeigt sie engsten Anschluß an Uhland. Ein Hauch vollkommenster Kunst geht durch die Gedichte des Vaters Stern, Karl von Stern; seines Sohnes, Maurice, menschlich rührende Poesie darf ich als bekannt voraussetzen. Doch muß ich bei aller Anerkennung seiner Tendenzen und seines Künstlerthums das Lied: „Den Physiologen" als eine Verirrung bezeichnen. Zum Schluß erwähne ich V. von Andrejanoff, eine in anderm Zusammenhange wol auch außerhalb Baltiens genannte Persönlichkeit. Was er als Dichter ist, lehre eine Strophe aus seinem trotz mancher Seltsamkeit großartigen Gebet der Welt.

Hetzt, hetzt gegeneinander die Völker! —
Slaven rottet aus die Germanen! —
Biedre Germanen steinigt die Franken! —
Nieder, nieder mit allen,
Die uns im Wege, die uns verhaßt,
Die uns verschuldet.
Schlagt ans Kreuz die Narren,
Welche Euch Wahrheit künden!
Lästert die Euch lieben,
Tödtet, die Euch strafen!
Keinen Fehltritt vergebt!
Also tobt's in lärmender Volksversammlung.
Aber im Dome
Betet jeder
Mit heuchelnder Inbrunst
Beim Klange der Glocken:
Und vergib uns unsre Schuld,
Wie wir vergeben unsern Schuldigern.

4. Die dramatische Kunst in Danzig von 1615—1893. Von Otto Rub, Schauspieler. Danzig, Th. Bertling. 1894. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Lessing hat bekanntlich einer Geschichte des Theaters weittragende Bedeutung beigemessen, begründete und grundlegende Einsichten vom Anbau dieses Gebietes erwartet. Und seit seinen mit Mylius gemachten Anfängen zur Geschichte des Theaters aller Völker hat die Forscherarbeit von dieser Aufgabe nicht wieder ablassen mögen. Welch reiche Frucht für unsere Erkenntniß eigener und fremder Literatur hier noch zu pflücken ist, möge etwaigen Zweiflern ein Aufsatz über Vorhang und Drama von K. Heinemann (Grenzboten, I, 1890) darlegen. Darin ist nämlich unwiderleglich der Zusammenhang zwischen der Aeußerlichkeit der Bühneneinrichtung und dem Wesen des Dichtungswerks nachgewiesen. Solchen tiefer liegenden Wechselwirkungen nachzugehen, hat sich Rub nicht als Ziel gesetzt; er erstrebt eine Zusammenstellung des geschichtlich Ueberlieferten, soweit es erreichbar war. Und diese ist übersichtlich, vollständig und zuverlässig, wenn ich nach Proben an den allgemeiner Kenntniß zugänglichen Dingen, an controlirbaren Angaben urtheilen darf. Ohne des Verfassers Schuld fallen die Mittheilungen von 1650—1756 bedauerlich kurz aus. Um so reichlicher aber bietet er für die Folgezeit das Material zur künftigen wissenschaftlichen Arbeit. Beachtenswerth sind die Nachrichten von Shakespeare's Sieg über die Franzosen, von Kotzebue's Alleinherrschaft auf der Bühne, vom Widerstand der Geistlichkeit, den ja schon früher die Frau Velthen bekämpfen mußte, vom Umschwung, den die öffentliche Meinung 1781 in Bezug auf die Achtung der Schauspieler als Stand durchmacht, über den Brauch, ein empfehlendes Vademecum über Stück und Darsteller dem Theaterzettel beizugeben, über das Aufkommen des Hervorrufs — hier geht der Verfasser auch tiefer auf die Sache ein! — über die reizende Anmerkung zur Anzeige der „Räuber": Herr Plümicke hat — —, da es ihm unerträglich schien, daß ein Sohn so äußerst grausam an seinem Vater handeln könne, den Franz zum Bastard gemacht!

Recht zweckmäßig ist der Abdruck der Theaterzettel, die eine besondere Beachtung verdienten; so fehlt in der Anzeige der „Minna von Barnhelm" der Wirth ganz. — Recht häßlich aufgefallen ist mir das Sprachungeheuer: Nichtsdesto ungeachtet. Ist das Danziger Eigenthümlichkeit?

Richard Friedrich.

## Neue Erzählungen.

1. Schneeballen vom Bodensee. Von Heinrich Hansjacob. Der Schneeballen dritte Reihe. Heidelberg, G. Weiß. 1894. 8. 3 M. 80 Pf.

Dieses Büchlein verdient dasselbe Lob, das seinen beiden directen Vorgängern bereits von anderer Seite in d. Bl. gezollt worden ist. Der Verfasser gibt uns in ihm eine Reihe trefflich gezeichneter Charakterköpfe auf Grund der Beobachtungen, die er in den siebziger Jahren während seines Aufenthaltes zu Hagnau am Bodensee, wo er als Pfarrverweser thätig war, zu machen Gelegenheit gehabt

hat, und zeigt sich auch hier als ein ausgezeichneter Menschenkenner, der namentlich für die Eigenart der kleinen Leute ein ungewöhnliches Verständniß besitzt, und ihre Schwächen und Vorzüge mit seinem psychologischen Blick und vielem Humor darzustellen versteht. So kommt es, daß Gestalten, wie die „zwei Fürsten", der „große Kübele", der als Sacristan dem Pfarrer zur Seite stand, die drei Dorfschneider, der Thomme, der Beck und der Wegis, so wie endlich der „Franzos" wie leibhaftig vor der Phantasie des Lesers aufstehen, und ihm ein Interesse einflößen, als handelte es sich nicht um namenlose Existenzen, sondern um hochbedeutende Persönlichkeiten. Diese Wirkung aber erzielt Hansjacob mit den einfachsten Mitteln, da er ohne alle Kunst schreibt und, wie es beim mündlichen Erzählen zu gehen pflegt, auch vor gelegentlichen Abschweifungen vom eigentlichen Thema nicht zurückschreckt. In seiner Schlichtheit erinnert er uns an die alten deutschen Maler, deren Gemälde uns gerade deshalb heute noch so fesseln, weil sie ohne Voreingenommenheit und Nebenabsichten Menschen und Dinge so schilderten, wie sie waren, nichts beschönigend, höchstens durch Humor das Niedrige und Gemeine mildernd. So sind ihre Gemälde für die Sittengeschichte von höchstem Werth geworden, wie die Schilderungen, die Hansjacob von Land und Leuten gibt, sicher für den künftigen Culturhistoriker Documente von ungewöhnlicher Wichtigkeit bilden werden oder eigentlich es schon jetzt sind, da uns in ihnen Zustände und Menschen vorgeführt werden, die zwar nur eine sehr kurze Vergangenheit besitzen, die uns aber trotzdem bei dem raschen Gang der Ereignisse in unserer Zeit schon vollständig fremd geworden sind. Für den Protestanten aber und Norddeutschen hat auch dieses Buch des badenser Pfarrers und ultramontanen Priesters, wie seine frühern Schriften, noch ein ganz besonderes Interesse, weil er aus ihnen zweierlei ihm weniger geläufige Dinge erkennen kann, einmal, wie nahe oft in dem katholischen Süden der Geistliche seinen Gemeindemitgliedern steht, über deren geistigen Horizont sich der seinige nicht selten nur wenig erhebt, und wie er gerade durch diese Bildungsgleichheit und durch dieselben Gewohnheiten und Bedürfnisse an Einfluß und Ansehen gewinnt, dann aber auch, was dem sittlich strengern Nordländer befremdlich sein wird, wie bequem doch die religiösen Vorschriften des Katholicismus sind, und wie nachsichtig gegen die Volksleidenschaften und Fehler einzelne der Herren Pfarrer sind, wenn sich nur ihre Beichtkinder äußerlich den kirchlichen Gebräuchen willig unterwerfen und im regelmäßigen Kirchenbesuch und in der Betheiligung an den Wallfahrten und sonstigen religiösen Ceremonien ihre Schuldigkeit thun. Für die Darlegung der Unterschiede zwischen protestantischer und katholischer Seelsorge, wie sie thatsächlich heute noch bestehen, werden die Schriften des Pfarrers Hansjacob in Zukunft geradezu den Werth von Quellenschriften ersten Ranges behaupten.

2. Im Berghause. Novelle von Bertha von Suttner. Zweite Auflage. Berlin, A. Goldschmidt. 1894. 8. 3 M.

Wenn man den Wortführern der modernen belletristischen Kritik und den Anpreisungen der Reclame Glauben schenken dürfte, so hätten wir in Bertha von Suttner eines der am meisten versprechenden Talente unter den schriftstellernden Damen unserer Zeit zu begrüßen. Die vorliegende Novelle hat unsern Erwartungen, die wir uns nach den Anpreisungen, mit denen die Werke der Suttner in der Presse überhäuft werden, zu machen berechtigt waren, nicht entsprochen. „Im Berghause" ist eine Geschichte nicht schlechter, wie die Durchschnittsleistungen unserer Erzähler in den gewöhnlichen Familien- und Unterhaltungsblättern, aber keineswegs die Leistung eines Genies. Dazu ist der Gegenstand, die Liebesgeschichte eines Junggesellen bessern Standes mit seiner Wirthschafterin, die sich schließlich als eine Dame, die ihm in Bezug auf Bildung und gesellschaftliche Stellung ebenbürtig ist, entpuppt, zu gewöhnlich, und ebenso geht die Darstellung und die Charakteristik der wenigen in der Novelle auftretenden Personen in keiner Weise über ein immerhin anständiges Mittelmaß hinaus. Es wäre daher kaum nöthig gewesen, daß der Verleger durch ein nachträglich versandtes Rundschreiben noch besonders darauf aufmerksam machte, daß die Novelle, trotzdem daß sie auf dem Titel die Bezeichnung: „2. Auflage" trägt, eine „volle Novität" sei. Die erste Auflage sei bereits vor dem Erscheinen durch Vorausbestellungen vollständig vergriffen gewesen, und es habe sich deshalb die Nothwendigkeit herausgestellt, gleichzeitig mit der ersten auch die zweite Auflage herauszugeben. Das sei ein im heutigen Buchhandel seltenes Ereigniß, das der Verleger ausdrücklich für erwähnenswerth hält. Wie weit er vom Standpunkte des Buchhändlers mit dieser Behauptung recht hat, wollen wir nicht untersuchen. Uns genügt es, hier festgestellt zu haben, daß wir das Erscheinen der Novelle für kein Ereigniß von literarischer Bedeutung halten.

3. Frauenwille. Erzählungen von Max Dreyer. Stuttgart, Fr. Frommann's Verlag. 1894. 8. 4 M. 50 Pf.

Der unter dem hier mitgetheilten Titel erschienene Band umfaßt drei Erzählungen, die wir unsern Lesern gern zur Lektüre empfehlen, weil der Verfasser sich nicht nur in ihnen bemüht hat, durch eine psychologisch eingehende Analyse der Charaktere seiner Helden unser Interesse zu gewinnen, sondern auch seiner Erzählungen Probleme zu Grunde gelegt hat, die vortheilhaft aus dem Kreise des Alltäglichen heraustreten. Dabei hält er sich durchaus im Bereich des Wirklichen und Möglichen, wie denn z. B. gleich die erste Erzählung: „Jochen Jürgens", in der die Liebe und Ehe einer reichen Berlinerin mit einem einfachen, aber mit ungewöhnlicher Klugheit ausgestatteten Göhrener Fischer das Thema bildet, wenn wir nicht irren, auf einen thatsächlichen Vorgang zurückzuführen ist, der vor mehrern Jahren unter den Göhrener Badegästen viel von sich reden machte. Dreyer hat es nun verstanden, das Seltsame dieses Ereignisses psychologisch zu erklären, und in der Person des Fischers Jochen eine überaus an-

ziehende Gestalt geschaffen, deren Schicksale der Leser mit wachsender Theilnahme verfolgt. In der „Geschichte einer Denkerin", der zweiten Nummer der Sammlung, führt er uns in das Thun und Treiben der von socialistischen und freidenkerischen Ideen erfüllten berliner Arbeiterwelt ein, und läßt uns dadurch, daß er uns das kurze Glück eines Mädchens in ihrer freien Ehe mit einem leichtsinnigen jungen Manne ihres Standes und seinen jähen Zusammenbruch vorführt, einen tiefen Blick in die noch ungeklärten gleichwol der Idealität nicht entbehrenden Anschauungen jener Kreise thun. Die dritte Nummer: „Der Hängeboden" ist eine heitere Humoreske aus dem Junggesellenleben, deren guter Ausgang einen versöhnenden Ausgleich zu der herben Tragik der vorausgehenden Arbeiternovelle herbeiführt.

4. Glück. Novellen von Olga Wohlbrück. Berlin, E. Felber. 1893. 8. 4 M.

Was ist Glück? Diese Frage, die ebenso häufig gestellt, als verschiedenartig beantwortet worden ist, erscheint als der Grundgedanke sämmtlicher sieben Novellen der vorliegenden Sammlung. Das Ergebniß aber, das sich aus ihrer Lektüre ergibt, ist nicht befriedigend, denn es scheint, als ob die Verfasserin den Begriff des Glückes als durchaus problematisch betrachte, und der Meinung derjenigen beipflichte, die da glauben, daß uns Menschen wahres Glück nicht beschieden sei. Trotz dieses pessimistischen Grundzuges des Buchs können wir ihm im Hinblick auf seinen literarischen Werth nur Gutes nachrühmen. Was nur wenigen ihrer Colleginnen in Deutschland gegeben ist, die Consequenz in der Charakterzeichnung und dem Festhalten der einmal angeschlagenen Stimmung, darin erweist sich Olga Wohlbrück in dieser Sammlung als Meisterin. Das tritt vielleicht am deutlichsten in der ersten, „Glück" überschriebenen Novelle hervor, die das Schicksal eines armen russischen Bauernbubens behandelt, der allen als ein wahres Glückskind erscheint, der aber eine Enttäuschung nach der andern erlebt, obwol er eine für seine Verhältnisse ungewöhnlich günstige Laufbahn, die eines Priesters, einschlägt und obwol er sich durch seine Güte und Wohlthaten die Liebe aller seiner Pflegbefohlenen gewinnt. Aber der milde Frieden auf seinen Zügen ist nur der Widerschein fremden Glückes, nicht des eigenen. Der Stil und die knappe Kürze dieser Novelle, in der alles nebensächliche Detail weggeblieben ist, erinnert ungemein an die Vorbilder der großen russischen Novellisten, denen in der Wohlbrück eine höchst geschickte Nachahmerin erwachsen ist. In andern Erzählungen schließt sie sich an französische Vorbilder an, z. B. in der Novelle: „Nur nicht sentimental", die sie selbst als ein „Sittenbild aus der Pariser Gesellschaft" bezeichnet. Eine Ehebruchsgeschichte aus der vornehmen Gesellschaft bildet hier das Thema, das die Verfasserin, ohne zu erröthen und mit derselben Gleichgültigkeit behandelt, mit der in Paris dergleichen Dinge aufgenommen zu werden pflegen, die aber für uns in Deutschland glücklicherweise noch immer abstoßend wirkt. Indessen auch in dieser Erzählung erweist sich die Verfasserin als eine tüchtige Kraft, und es ist daher nur berechtigt, wenn wir die Behauptung aufstellen, daß sie sich den Anspruch erworben hat, mit ihren Leistungen von der Kritik ernst genommen zu werden.

5. Bürgerlich. Novelle von C. Treutler. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1893. 8. 2 M.

Daß es gerathen sei, nicht über oder unter seinem Stande zu heirathen, ist eine Lehre, die nachgerade so trivial geworden ist, daß sie kaum noch in eigenen Schriften wiederholt zu werden brauchte, da dem Thema kaum eine neue Seite mehr abgewonnen werden kann. Man braucht sich also nicht zu verwundern, daß auch Treutler in seiner Novelle „Bürgerlich", in der er uns von der Liebe eines Bürgermädchens zu einem jungen Adelichen, von dem Widerstande der Eltern gegen die ungleiche Ehe, dem frühen Tode des Geliebten, der Verzweiflung der jungen Frau und ihrer Heilung durch die Heirath mit einem sie schon längst anbetenden schüchternen Liebhaber aus bürgerlichem Stande erzählt, uns nichts Neues und Ungewöhnliches zu sagen weiß, wobei er obendrein der Gefahr, gelegentlich recht sentimental zu werden, nicht immer entgangen ist. Da er aber höchst anspruchslos auftritt und nicht ungewandt zu schreiben versteht, haben wir keinen Grund, seine Arbeit zu verwerfen, sondern glauben, es verantworten zu können, wenn wir sie Lesern, die nicht gerade hohe Anforderungen an ihre Unterhaltung stellen, als beachtenswerth empfehlen.

H. A. Lier.

## Zur Philosophie.

Ernst Platner und Kant's Kritik der reinen Vernunft mit besonderer Berücksichtigung von Tetens und Aenesidemus. Von Dr. Arthur Wreschner. Leipzig, C. E. M. Pfeffer. 1893. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Diese Schrift ist die Ausarbeitung einer von der philosophischen Facultät der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin preisgekrönten Beantwortung einer 1889 gestellten Preisaufgabe über die wissenschaftliche Stellung Platner's zu Kant. Platner war von 1770 an Professor der Medicin in seiner Vaterstadt Leipzig. Er hielt gleichzeitig philosophische Vorlesungen und ward wegen seiner Verdienste um die Philosophie 1811 auch Professor dieser Wissenschaft; er starb 1818. Er hatte zu seiner Zeit großes Ansehen als Philosoph. Sein Hauptwerk: „Philosophische

Aphorismen", erschien in drei Auflagen, zuerst 1776, zuletzt 1800. Wir stimmen dem Verfasser darin bei, daß Arbeiten wie die seinige großen Werth haben, da gerade durch die Kenntniß der Vorgänger und Zeitgenossen die Bedeutung der hervorragenden Geister erst richtig bemessen werden kann. Deshalb empfehlen wir gern diese Schrift, welche wol ihrer Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit wegen preisgekrönt wurde. Der Einfluß des 1781 zuerst erschienenen Hauptwerks von Kant auf Platner kann natürlich nur durch den Vergleich von Stellen seiner vorher und nachher erschienenen Schriften nachgewiesen werden. Unsere Besprechung aber kann in solche Einzelheiten nicht eingehen. Die Facultät hatte eine Beziehung auf Tetens und Aenesidemus vermißt. Der Verfasser ergänzte seine Schrift in dieser Hinsicht; aber die hervorragende Stellung von Tetens, den wir (vgl. Nr. 34 d. Bl. f. 1893, S. 535) aus Th. Ziegler, „Das Gefühl", kennen lernten als den, welcher das Gefühl dem Verstand und Willen coordinirte, hätten wir noch mehr hervorgehoben gewünscht als es geschehen ist. Die empfehlenswerthe Schrift gliedert sich in die Betrachtung „I. Von Platner's Begriff der Logik"; „II. Das niedere"; „III. Das höhere Erkenntnißvermögen"; „IV. Kritik des Erkenntnißvermögens"; „V. Die Metaphysik".

L. Weis.

# Feuilleton.

Einen Einblick in die Werkstätte der Geschichtsforschung und Geschichtschreibung gewährt das treffliche „Lehrbuch der historischen Methode" von Dr. Ernst Bernheim, dessen zweite, völlig durchgearbeitete und vermehrte Auflage jetzt erschienen ist (Leipzig, Duncker u. Humblot, 1894). Es ist zwar zunächst für die Historiker von Fach bestimmt, wird aber in vielen Beziehungen auch die Geschichtsfreunde interessiren. Der Verfasser will „die Methode der Geschichtswissenschaft von den Grundbegriffen aus bis in die concreten Details der technischen Handgriffe einheitlich darstellen" und so „einerseits eine encyklopädische Orientirung über Art und Hülfsmittel der Geschichtsforschung, andererseits eine Anregung zur Weiterbildung der Methodologie geben". Er gliedert den gewaltigen Stoff in sechs Hauptkapitel mit den Ueberschriften: „Begriff und Wesen der Geschichtswissenschaft"; „Methodologie"; „Quellenkunde" (Heuristik); „Kritik"; „Auffassung"; „Darstellung". In anerkennenswerther Vielseitigkeit verbindet der Verfasser eine ausgezeichnete philosophische Schulung mit eindringender Kenntniß historischer Kleinarbeit. Er definirt die Geschichte als „die Wissenschaft von der Entwickelung der Menschen in ihrer Bethätigung als soziale Wesen" und hat schon damit seinen Standpunkt der naturwissenschaftlichen Richtung gegenüber gewonnen. Den von dieser ausgehenden Uebertreibungen die ideelle Seite der menschlichen Entwickelung entgegenzuhalten, erklärt er für eine besondere Pflicht des Historikers, der damit einzutreten habe in den großen unsere Zeit erfüllenden Kampf zwischen Materialismus und Idealismus. Selbstverständlich gilt das eben nur von den Uebertreibungen der naturwissenschaftlichen Richtung. Der Verfasser erkennt durchaus an, daß die geschichtlichen Anschauungen ihr auch eine ungeheuere Bereicherung und Vertiefung zu verdanken haben: sie habe die physischen Einflüsse der Naturbedingungen auf die Volksentwickelung beachten gelehrt, die allgemeinen Entwickelungsfactoren, die allgemeinen Formen der psychischen und sozialen Processe und Massenvorgänge aufgeklärt u. s. w., aber die Grenze dieser Betrachtungsweise sei gegeben in der qualitativen Differenz der Individualitäten: das dürfe der Historiker nie vergessen. Es ist hier natürlich nicht der Ort, näher auf diese Erörterungen einzugehen, es kam nur darauf an, den Standpunkt des Verfassers zu kennzeichnen, in einer Frage, die auf verwandtem Gebiete in d. Bl. schon öfter besprochen worden ist. Die vom Verfasser gebotene Darstellung der historischen Methode im engern Sinne, der Quellenkritik, der Auffassung u. s. w. läßt keinen wichtigen Punkt unerörtert und ist besonders lehrreich durch die große Zahl trefflich gewählter Beispiele. Wenn diese in einem chronologisch geordneten Verzeichnisse zusammengestellt wären, so würde das auch neben dem vorhandenen alphabetischen Autoren- und Sachregister gewiß vielen willkommen gewesen sein. Hinweisen wollen wir schließlich noch auf die reichhaltigen Literaturangaben am Schlusse der einzelnen Abschnitte. Wir können das Werk allen empfehlen, die sich über das Wesen der Geschichtswissenschaft und ihren Betrieb unterrichten wollen; für das Studium der Geschichte dürfte es kaum zu entbehren sein.

— Im Anschluß an seine größern Werke, besonders an die „Deutsche Volks- und Culturgeschichte von den ältesten Zeiten bis 1871", die „Fünfundzwanzig Jahre deutscher Geschichte 1815—1840" und „Dreißig Jahre deutscher Geschichte 1840—1870", hat Karl Biedermann jetzt eine kurze „Geschichte des deutschen Einheitsgedankens" erscheinen lassen (Wiesbaden, J. F. Bergmann, 1894). Auf 68 Seiten bietet er einen Abriß der deutschen Verfassungsgeschichte von der Urzeit bis zur Errichtung des neuen deutschen Kaiserthums; als wichtigste Thatsache verfolgt er dabei den Kampf der Einheit mit dem Particularismus, des nationalen mit dem Sondergeiste, wie er sich durch die ganze deutsche Geschichte hindurchzieht. Wenn auch im Mittelalter hier und da eine etwas tiefere Begründung möglich gewesen wäre, so ist doch das gut geschriebene und klar gegliederte Werk allen zu empfehlen, die sich diesen Kampf in großen Zügen vergegenwärtigen wollen; gerade solche übersichtliche Darstellungen sind ja besonders lehrreich. Das Schriftchen ist durchweht von warmem Patriotismus, gehörte doch Biedermann zu den Vorkämpfern für die deutsche Einheit schon zu einer Zeit, wo es noch schwerer war, für diese Idee einzutreten als heute. Als Motto hat er die Worte aus einer politischen Flugschrift des Jahres 1815: „Tantae molis erat germanam condere gentem." („Solcher Kämpfe bedurft' es um Deutschlands Einheit zu gründen!") gewählt und den letzten Abschnitt „Endlich am Ziel" schließt er mit der beherzigenswerthen Mahnung: „Mögen denn das jetzt lebende und alle kommenden Geschlechter, denen das von ihren Vorgängern so schmerzlich ersehnte und mit so vielen Opfern so vergeblich erstrebte Gut der Einheit mühelos in den Schos gefallen ist, dasselbe unversehrt und unverkümmert bewahren. Mögen sie darüber wachen, daß nicht ein neuer Particularismus, kaum minder gefährlich als der allmählich geschwundene der einzelnen Stämme, ein Particularismus der materiellen Sonderinteressen und der auf solchen fußenden Parteien, die Einigkeit der Nation störe und das Einheitswerk bedrohe! Mögen sie eingedenk sein der unverjährbaren Dankesschuld des deutschen Volkes gegen die großen Begründer dieses Einheitswerkes, und mögen sie diese Dankesschuld dadurch abzutragen suchen, daß sie, in deren Geiste handelnd, dem nationalen Gedanken, von welchem beseelt jene Männer so Gewaltiges vollbrachten, auch ihrerseits ihre ganze Kraft widmen und jedes Opfer mit Freuden bringen."

— Unter dem Titel: „Der deutsche Reichstag und die Par-

teien, ihre Programme und ihre Führer 1893—1894" (Berlin, J. L. V. Laverrenz) hat Victor Laverrenz ein „Praktisches Handbüchlein zur Informirung für Jedermann" (Preis 50 Pf.) erscheinen lassen. Es soll zum Nachschlagen dienen und enthält unter anderm das Wahlgesetz für den deutschen Reichstag, die auf den Reichstag bezüglichen Verfassungsartikel, die Stimmenzahl der Parteien von 1871 bis 1893, die Programme und Führer der Parteien, ein Verzeichniß der Wahlkreise mit Angabe der 1890 und 1893 gewählten Abgeordneten. Gegen solche Zusammenstellung ist gewiß nichts einzuwenden, um so mehr aber gegen den Stil, in dem der Herausgeber seine eigenen Bemerkungen hinzufügt.

— „Zum 50jährigen Jubiläum des Neuen Tageblatts in Stuttgart" (24. December 1843—1893) hat sein Chefredacteur Professor Adolf Müller-Palm eine Festschrift im Verlage des Tageblatts erscheinen lassen. Das Aufsteigen einer Zeitung, die 1846 eine Auflage von 2500, Ende 1893 eine solche von 32000 Exemplaren hatte, durch funfzig Jahre zu verfolgen, ist an sich schon interessant, die vorliegende Festschrift bietet aber zugleich eine Reihe charakteristischer Beiträge zur Geschichte Stuttgarts, ja zur Culturgeschichte der letzten funfzig Jahre. Als die erste Nummer des „Tageblattes" erschien, hatte Stuttgart 43877 Einwohner und circa 3900 Gebäude (1892/93 zählte es 139817 Einwohner und circa 13092 Gebäude, also mehr als das Dreifache). Der damalige Zustand der Stadt wird wie folgt geschildert: „Nach jahrelangen Bitten ließ die taxische Postverwaltung an drei Stellen der Stadt Briefladen zum Einwurf der unfrankirten Briefe anbringen; zwei Briefträger waren für die Stadt aufgestellt, die durch Mägde die Briefe austragen ließen in Handkörben. Es pressirte damit nicht, denn oft konnte man diese begegnen mit ihrer «Stricket» in der Hand. — Heerden von allerhand nützlichen Hausthieren wurden auf den Straßen getrieben, obschon es «bei 1 Gulden Strafe verboten war, Schweine auf der Straße zu waschen oder zu füttern»." In den Polizeivorschriften aus dem Jahre 1841 heißt es: „Ofenthürlen müssen des Nachts geschlossen werden — der Gebrauch des Posthorns ist nur für die Post bestimmt, allen übrigen Reisenden aber bei Wegnahme desselben und bei Strafe eines Thalers verboten — Tabacksrauchen in den Straßen der Stadt, in den Anlagen u. s. w. ist bei 1 Gulden Strafe verboten — Trauerblasen auf dem Stiftskirchenthum ist wie bisher allein den in der Raugordnung von 1821 aufgeführten Personen gestattet — Das Aushängen der Wäsche zum Trocknen außerhalb der Fenster oder auf der Straße an Seilern ist bei 1 Gulden Strafe verboten u. s. w." Als dann (1844) die Stadt zum Eisenbahnbau 100000 Gulden beisteuerte, machte das „Tageblatt" den Vorschlag, diese Summe dadurch zu decken, daß den Rauchern gegen eine gewisse Gebühr erlaubt würde, auf den Straßen zu rauchen, die Feuersgefahr sei bei Pflastersteinen viel geringer als bei Betten und Böden; aufgehoben wurde indeß das Verbot des Rauchens auf den Straßen erst 1847. In einem Ueberblick über die Entwickelung Stuttgarts wird bemerkt, daß der Häuserwerth von 1851 bis 1862 um die Hälfte gestiegen sei, Bauplätze außerhalb der Stadt eine Preissteigerung von 300 bis 1500 Procent erfahren hätten, 1872 vor dem Krach habe die Werthsteigerung bei Bauplätzen 2000, ja 8000 Procent, bei Häusern bis 300 Procent, bei Feldgütern bis 200 Procent betragen. Beigefügt ist der Festschrift eine genaue Nachbildung der ersten Nummer des „Tageblattes" vom 24. December 1843.

— Bei F. Schöningh in Paderborn ist ein Bändchen pädagogischer Dichtungen von Schulrath Dr. Wilhelm Sommer erschienen unter dem Titel „Aus dem Berufe". Die Befürchtungen, die der seltsame Nebentitel erweckt, bestätigt der Inhalt mit immerhin unerwarteter Grausamkeit. Alltägliche Schulweisheit in süßlicher Form, allerhand Fachfragen und Facherfahrungen nüchternsten Charakters, rührende Ermahnungen an das eigene und an der Berufsgenossen Herz, kindlich-ergebene Entschlüsse und gute Vorsätze kraut red- und reimseliger Mittheilungstrieb unter frommem Augenaufschlag zur Mutter Gottes und dem Heiland aus und zwar in Versen von der Schal- und Trockenheit des folgenden:

Nervös sind vielfach schon die Kinder,
Bevor sie noch zur Schule kommen,
Nervös, eh' sie von Zucht und Lehre
Ein ernstes Wort noch kaum vernommen.

Auf Einzelheiten gehe ich nicht ein; sonst möchte ich fragen, wo gedeiht der Schlag Schwärmer,

Der da glaubt nur Glück und Wonne
In dem Lehrberuf zu finden?

durchaus annehmbar erscheint mir dagegen der Vorsatz:

Darum will ich Selbstzucht üben.

— Eine neue Zeitschrift, die viele unserer Leser interessiren wird, erscheint seit vorigem Jahre in Davos im Verlag von Hugo Richter unter der Redaction von A. Seartazzini. Sie führt den Titel „L'Italia; giornale novellistico per lo studio della lingua Italiana." Sie bringt Novellen, Literarisches, Gespräche über allerlei Gegenstände des täglichen Lebens, neuere Gedichte, Sprichwörter, Humoristisches, Charaden, Uebersetzungen ins Italienische aus dem Deutschen und Französischen. Sämmtliche italienische Lesestücke sind mit Anmerkungen in deutscher und französischer Sprache versehen; für gewissenhafte Auswahl aus den besten neuern Schriftstellern Italiens wird von dem rühmlichst bekannten Herausgeber Sorge getragen. Die uns vorliegenden Probenummern sind sehr reichhaltig und sorgfältig bearbeitet und so praktisch eingerichtet, daß man Anfängern und auch Geübtern nichts Besseres empfehlen kann, zumal auch der ganze Jahrgang nur 5 Francs für das Ausland kostet.

— Seit dem 1. Januar d. J. erscheint im Verlage von C. Reißner in Leipzig eine neue politisch-literarische Halbmonatsschrift: „Westöstliche Rundschau", die den Interessen des Dreibundes dienen will. Die uns vorliegende vierte Nummer des von Karl Siegen in Leipzig redigirten Blattes enthält außer den politischen eine ganze Reihe treffliche literarische Artikel, darunter einen alles Material zusammenfassenden, manches neu beleuchtenden Aufsatz von Heinrich Düntzer über Goethe's Vater.

— Im Verlage von W. Hertz in Berlin wird noch Ende März ein neues Werk von Paul Heyse: „In der Geisterstunde und andere Spukgeschichten" betitelt, erscheinen.

## Bibliographie.

Brun, K., Gottfried Keller als Maler. Berlin, W. Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 4. 3 M.

Ehlers, O. E., An indischen Fürstenhöfen. Zwei Bände. Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur. 8. 6 M.

Forschungen, Theatergeschichtliche. Herausgegeben von B. Litzmann. Heft VIII: I. Adam Gottfried Uhlich. II. Holländische Komödianten in Hamburg. (1740—1741). Von F. Heitmüller. Hamburg, L. Voß. 2 M. 80 Pf.

Fricke, W., Franz von Sickingen. Eine romantisch-geschichtliche Erzählung vom Mittelrhein. Bielefeld, A. Helmich. 8. 50 Pf.

Haffter, E. Dr., Georg Jenatsch. Ein Beitrag zur Geschichte der Bündner Wirren. Davos, H. Richter. Gr. 8. 5 M.

Henzen, W., Suggestion. Schauspiel in 3 Aufzügen. Leipzig, G. Fock. Gr. 8. 1 M.

Heyse, P., Wolfram von Eschenbach. Ein Festspiel. München, Knorr u. Hirth. 75 Pf.

Jokai, M., Das geheime Goldland. Roman. Mannheim, J. Beusheimer. 8. 4 M.

Lemmermeyer, F., Kurzes Repetitorium der deutschen Literaturgeschichte. Wien, M. Breitenstein. 1 M. 10 Pf.

Leusing, Th., Komödie. Roman. 2 Bde. Leipzig, W. Friedrich. 8. 8 M.

Lombroso, C., Der Antisemitismus und die Juden im Lichte der modernen Wissenschaft. Autorisirte deutsche Ausgabe von Dr. H. Kurella. Leipzig, G. Wigand. 8. 2 M.

Ludolff, M., In sturmbewegter Zeit. Roman. Bonn, P. Hauptmann. 8. 3 M.

Niemann, A., Maskenspiel des Lebens. Dresden, E. Pierson. 8 M.

Panizza, O., Der heilige Staatsanwalt. Moralische Komödie. Leipzig, W. Friedrich. 1 M.

Pfohl, F., Die modernen Opfer. Leipzig, C. Reißner. 8. ca. 5 M.

# Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.


Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

## Die Sprichwörtlichen Redensarten

im deutschen Volksmunde

nach Sinn und Ursprung erläutert

von

**Wilhelm Borchardt.**

Zweite, völlig umgearbeitete Auflage

herausgegeben von

**Gustav Wustmann.**

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Als Seitenstück zu Büchmann's „Geflügelten Worten" bringt dieses Werk den reichen Schatz an sprichwörtlichen Redensarten zur Geltung, der, aus Büchmann's Sammlung ausgeschlossen, gerade jene Elemente enthält, welche unserer Sprache ihren eigenartigen Charakter geben und, oft unverstanden oder misdeutet, von Mund zu Mund gehen. Mit der Erklärung der Redensarten sind überraschende Einblicke in die Geschichte deutscher Sprache und Sitte verbunden.

Die zweite Auflage ist von Dr. G. Wustmann, dem berühmten Verfasser von „Allerhand Sprachdummheiten", vollständig umgearbeitet und wesentlich erweitert worden, sodaß gegen 2000 Redensarten ihre Erklärung gefunden haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

## Dizionario completo italiano-tedesco.

## Vollständiges Wörterbuch der italienischen und deutschen Sprache.

Von

**H. Michaelis.**

**Neunte Auflage.**

Erster Theil: Italienisch-Deutsch. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.
Zweiter Theil: Deutsch-Italienisch. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.
Complet in einen Band gebunden 14 M.

**Michaelis'** Italienisch-Deutsches und Deutsch-Italienisches Wörterbuch, das bereits in neunter Auflage vorliegt, ist binnen wenigen Jahren in Deutschland wie in Italien heimisch geworden und als das beste anerkannt, das beide Nationen für den Hand- und Schulgebrauch besitzen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

**Gerstäcker.** **Herrn Mahlhuber's Reiseabenteuer.** 10. Auflage. Mit Illustrationen. 8. Geh. 1 M. Cart. 1 M. 20 Pf.

Diese beliebte, bereits in zehnter Auflage vorliegende Erzählung Gerstäcker's ist eins der gelungensten Erzeugnisse deutschen Humors.

**Deutsche Verlags-Anstalt**
**in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.**

Ein neuer Roman von Ossip Schubin.

Soeben ist erschienen:

## Gebrochene Flügel.

Roman von

**Ossip Schubin.**

Preis geheftet M. 6. —; fein gebunden M. 7. —

Dieser neueste Roman Ossip Schubins ist ein erschütterndes Seelengemälde, das des Lesers innigste Theilnahme in hohem Maße fesselt und von Anfang bis zu Ende in Spannung erhält. Wir wüßten diesem Roman in der Erzählungsliteratur Deutschlands der letzten zwei Jahrzehnte nichts Ebenbürtiges an die Seite zu stellen.

Von Ossip Schubin ist früher in unserem Verlage erschienen:

**Erlachhof.** Roman. Zweite Aufl. 2 Bde. Preis geh. M. 8. —; fein gebdn. M. 9. —

**„O du mein Oesterreich!"** Roman. Zweite Aufl. 3 Bde. Preis geheftet M. 10. —; fein gebunden M. 13. —

**Ein müdes Herz.** Erzählung. Zweite Aufl. Preis geh. M. 2. 50; fein gebdn. M. 3. 50.

**Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.**

Verlag von Leopold Voß in Hamburg.

Soeben erschienen:

## Das deutsche Drama

in den

litterarischen Bewegungen

der Gegenwart.

Vorlesungen, gehalten an der Universität Bonn

von

**Berthold Litzmann,**

Professor der neueren deutschen Litteraturgeschichte.

Preis brosch. M. 4.—; geb. M. 5.—.

## Schiller

in seinem Verhältnis

zur

Freundschaft und Liebe

sowie

in seinem inneren Verhältnis zu

Goethe.

Von

**Gustav Portig.**

Preis brosch. M. 16.—; geb. M. 18.—



Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 15. — 12. April 1894.



Inhalt: Gervinus' Leben. Von Richard Friedrich. — Neue Goethe-Schriften. Von Karl Heinemann. — Zwei siebenbürgisch-sächsische Dichter. Von Joseph W. Filtsch. — Erzählende Literatur. Von Ernst Roeder. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.


## Gervinus' Leben.

> Mein großer Meister lehrt mich, daß erlittener Frevel, der ins Herz dringt, und Wunden, die uns die Bosheit in guter Sache schlägt, den höchsten Sinn in uns herausfordern und unsere besten Kräfte auf die Probe stellen. Ich hoffe diese Probe zu bestehen.

Diese Worte schrieb Gervinus in der Vorrede zur 4. Auflage seiner „Geschichte der deutschen Dichtung" im Jahre 1853, als die tückisch-parteisüchtige Anklage wegen Hochverraths und Aufreizung gegen die Staatsverfassung den in seinem Rechts- und Wahrheitsgefühl fast erschütterten Mann unsicher machte, „ob er, ob die Welt verschoben worden sei." — „Ich hoffe diese Probe zu bestehen." Damit hatte sich seine kernhafte Männlichkeit wiedergefunden aus der Verbitterung durch lähmenden Ekel und aus der Verzweiflung an einem vernunftgemäßen Gang der Dinge hienieden. Vorbild in diesem sittlichen Kampfe war für ihn derselbe Schlosser, den er auf wissenschaftlichem Gebiete seinen „Waffenmeister" nennt. Die Beziehungen, die zwischen dem heidelberger Geschichtsforscher und Gervinus bestanden haben, hat man im allgemeinen zu kennen geglaubt; Gervinus' Art und wiederholtes Bekenntniß ließen an dem geradezu schöpferischen Einflusse Schlosser's im Denken, Fühlen und Wollen keinen Zweifel bestehen. So hatte man die Thatsache einfach anzunehmen, obwol psychologisch unerklärt blieb, daß eine solche — im besten Sinne — starre und in sich gegründete Natur, wie sie in Gervinus zur Erscheinung tritt, sich in diesem Grade zu Abhängigkeit und Nachfolge bequemen konnte. Jetzt gewährt uns die eingehende und geistvolle Würdigung Schlosser's in „Gervinus' Leben"*) allen wünschenswerthen Aufschluß über das Verhältniß des Meisters zum Schüler, der wiederum so vielen ein Meister ward. Gerade ein Sechstel der Lebensbeschreibung, die Anhänge abgerechnet, nimmt das Kapitel: „Friedrich Christoph Schlosser" ein, zu viel in Rücksicht auf den Gesammtumfang. Auch die dankbare Verehrung, aus der diese Beurtheilung erfloß, an sich rechtfertigt nicht zur Genüge solche Ausführlichkeit. So bleibt zu ihrem Verständniß nur die Annahme, der Verfasser wollte an seines Lehrers Bestrebungen, Grundsätzen, Zielen seine eigenen erläutern und begründen. Wie tief übrigens das Gefühl der Dankbarkeit in Gervinus wurzelte, wie unumwunden er sich Schlosser verpflichtet erklärte, möge ein Satz sagen: „Ich habe das Gefühl, daß wenn jemand nichts gethan hätte, als Einem Menschen das zu sein, was Schlosser mir geworden ist, dies allein ausreiche, einem Menschenleben den vollwichtigsten Werth zu verleihen."

Den angedeuteten Charakter einer Darlegung und Vertheidigung von Gervinus' Weltanschauung und wissenschaftlicher Thätigkeit trägt nun seine Darstellung Schlosser's unverkennbar in ihrem positiven wie negativen Theile. Wenn ich somit geneigt bin, aus vielem, was in jenem über den Meister gesagt wird, des Jüngers oratio pro domo herauszuhören, so sehe ich durch zahlreiche Stellen dieses Theils scharf und bestimmt die Punkte bezeichnet, wo Gervinus kraft selbsterrungener Erkenntniß und seiner Eigenständigkeit entsprechend vom Lehrer abweicht oder über ihn hinausgeht. Formlosigkeit, Sorglosigkeit des Stils, Flüchtigkeit der Darstellung muß er als Mängel an Schlosser's Werken zugeben, wiewol er sie verstehen kann aus seiner Erkenntniß ihres tiefinnerlichen Zusammenhangs mit Schlosser's Persönlichkeit; und auf dieser beruht ja doch schließlich „der wahre Werth des Mannes". Wie aber beherzigt Gervinus die Einsicht in jene Unvollkommenheit? Darf man dem Verdict seines Todtenrichters, des inzwischen auch dahingegangenen Karl Hillebrand, trauen, so ist Gervinus „ein Schriftsteller ohne Stil, ein Gelehrter ohne Methode, ein Denker ohne Tiefe, ein Politiker ohne Voraussicht, ein Mensch ohne Zauber oder Macht der Persönlichkeit", von dem kein gebildeter Deutscher werde behaupten wollen, unsere Enkel würden noch im Stande sein,

*) G. G. Gervinus' Leben. Von ihm selbst. 1860. Mit vier Bildnissen in Stahlstich. Leipzig, W. Engelmann. 1893. Gr. 8. 9 M.

eine einzige Zeile von ihm zu lesen. In Bezug auf Originalität nicht ganz verdachtsfrei, — man vergleiche Th. Mommsen über Cicero — ist dieses Urtheil von so maßloser Schärfe, daß nur, wer Hillebrand's Lebensgang und Ideale kennt, es begreifen kann, kaum jemand aber seinen vollen Inhalt unterschreiben wird. Ich kann nur darauf hinweisen, daß hier ein Gegensatz in ausgeprägtester Fassung zum Ausdruck kommt, der auch anderwärts zu abschätziger Beurtheilung von Gervinus geführt hat: Aesthetik gegen Moral, rein künstlerische Betrachtung gegen eine Kritik vom sittlichen und nationalen Standpunkte aus. Zutreffend sagt ein anderer namhafter Forscher: „In seiner ausgesprochen conservativen Richtung sucht Gervinus die Urtheile der „Literaturbriefe", der „Dramaturgie", Goethe's in „Dichtung und Wahrheit" und Schiller's in den ästhetischen Aufsätzen durchweg zu bestätigen; aber es ist kein Urtheil, daß er nicht tiefer begründet und anschaulicher dargestellt hätte. Wir alle, die wir in dem Fach arbeiten, stehen auf dem Boden seiner Forschung." Und damit hat Julian Schmidt Recht und Billigkeit auf seiner Seite. Ueber der glänzenden Entwickelung, die unserer Literaturgeschichtschreibung seit Gervinus beschieden war, vergißt unsere Zeit allzu leicht und allzu gern, nach bekanntem Lauf der Dinge, daß Gervinus unserm Volk ein Nationalwerk von unvergänglicher Bedeutung geschaffen hat. Und nicht allein das! Jede Darstellung unsers Schriftthums weiß werthvolle Arbeiten in Literaturgeschichte vor Gervinus anzuführen. Wenn aber im fernen Alterthum ein Grieche der Vater der Geschichte genannt worden ist, so darf Gervinus den unanfechtbaren Anspruch erheben, der Vater der deutschen Literaturgeschichte zu heißen. Er faßte zum erstenmal die ganze deutsche Dichtung von ihren Anfängen bis zu Goethe's Tod zusammen und zwar in einheitlicher Darstellung, zu einem Gebild aus einem Gusse. Und wie das Werk, so der Mann! Dasselbe starre Festhalten an dem, was er einmal als richtig erkannt und zum Grundsatze gemacht hatte, in Kunst wie in Politik; dieselbe unbestechliche Unnachgiebigkeit gegen überhobene Schwärmerei, gegen entmannende Gefühlsseligkeit in Dichtung wie im Leben; dasselbe unerschütterliche Mannesbewußtsein und uneingeschüchterte Vertrauen auf die gewissenhaft begründete Ueberzeugung als Forscher wie als Bürger. Er war vor allem ein echter Mann, gleich weit entfernt von Selbstüberschätzung wie Selbsterniedrigung, ein abgesagter Feind alles Flitterkrams und Scheinwesens in eigener wie in fremder Sache, ein gewissenhafter und wohlunterrichteter Richter, streng gegen andere, strenger gegen sich selbst. Nicht geblähter Eigendünkel, sondern der Glaube an die selbstgefundene Wahrheit und der unabweisbare Drang, sich zu dieser persönlichen Wahrheit zu bekennen: sie ließen ihn in der anscheinend so stolzen Ich-Form sprechen, durch die er zugleich die Verantwortlichkeit für seine Ausführungen auf sich allein übernahm. So hebt die Einleitung zu seiner „Geschichte der deutschen Dichtung" an: „Ich habe es unternommen u. s. w.", und rückhaltlos fährt er mit zweimaliger Anapher fort: „Ich mußte ihre Anfänge aufsuchen u. s. w." „Ich mußte sie verfolgen." Doctrinarismus hat man ihm vorgeworfen. Aber abgesehen von der auch für ihn geltenden Entschuldigung, ein Kind seiner Zeit zu seiner Zeit zu sein, kann weder eine Geschichtschreibung, die bis zur Fühllosigkeit kalt nur auf reinliche Feststellung der Thatsachen gerichtet, jedem sittlichen Urtheil aus der Tiefe der eigenen Persönlichkeit mit fast heiliger Scheu ausweicht, noch eine Literaturforschung, die blos ästhetischer Betrachtung dienstbar die Kunst und ihre Erzeugnisse loslöst aus dem Zusammenhang des Menschenlebens, sich das Recht zuerkennen, über Gervinus den Stab zu brechen. Mangel an ästhetischem Sinn hat man ihm vorgeworfen. Und doch vermochte Gervinus einen wahrhaft begeisterten Lobgesang auf Shakespeare zu schreiben. Freilich Wahrheit und Schönheit, Inhalt und Form konnte er nur in unlösbarer Einheit anschauen und in unbedenklichem Grimm nannte er das, worin er ein Misverhältniß zwischen jenen beiden wahrnahm, „eine unsäglich geringfügige Production". Seine Methode hat man bemängelt, diese unruhige Darstellung, der über dem Suchen nach Gleichungen aus andern Zeiten und Ländern, über der fort und fortspinnenden Reflexion, der unaufhörlich an neue Beobachtungen anknüpfenden Gedankenverbindung die eigentliche Schilderung ganz abhanden kommt. Nun ja! Ein bequemes, handliches Nachschlagebuch zu liefern, hat Gervinus, scheint mir, nie die Absicht gehabt. Und dann, welche weiten Ausblicke, welche tiefen Einsichten eröffnen die ihm nur so zuströmenden Parallelen, deren er übrigens als Stützen für sein Urtheil gar nicht entrathen konnte. Welchen Schatz von Ideen er darin niedergelegt hat für alle Zeiten, das ist kaum zu ermessen. Den Werth dieser Hinterlassenschaft aber vermag sich jeder selbst recht leicht zu vergegenwärtigen, er setze nur den Fall, die ganze Arbeit von Gervinus sei noch nicht gethan, sondern harre noch der Bewältigung durch einen andern. Endlich hat man bis zum Ueberdruß wiederholt und belächelt die doppelte Selbsttäuschung Gervinus' auf dem Felde der Politik, wie der Literatur. Darauf ließe sich entgegnen, daß er allerdings nie zu den klugen Leuten gehört hat, die lieber keine Meinung haben, als daß sie sich einmal von dem launischen Lauf der Welt Lügen strafen ließen. Er hat überdies für seinen so vermessenen Glauben an Logik in der Geschichte, einen Irrglauben, dem ja auch Hegel verfallen ist, schier tragisch gebüßt.

Aus den Jahren der Reife wird uns Gervinus geschildert als eine stattliche, bedeutende Erscheinung. Das bestätigt der Stich von Felsing nach einer Photographie aus dem Jahre 1860, der als Titelbild recht dankenswerther Weise der Lebensbeschreibung vorangesetzt ist. Er bestätigt aber auch die Nachricht von einer gewissen würdevollen Schwerfälligkeit, ohne die man sich thatsächlich den ernsten Denker gar nicht vorstellen mag und kann. Vergebens versucht man den Eindruck dieses Antlitzes zu verknüpfen

und zu vergleichen mit der etwas schwärmerischen Weichheit des Jugendbildnisses von 1824. Aber eben wie den in sich gekehrten, fast schüchternen Jüngling zum Manne schmiedete die Zeit, das berichtet in meisterhafter Form das „Leben". Diese Hervorhebung des Stils darf nicht überraschen. Hier ist alle sonst wol der Schreibweise des Verfassers anhaftende Schwere beseitigt; in schlichter Vornehmheit gleiten die Sätze dahin; befreit von dem aufregenden Wechsel zwischen geschichtlichen Vergleichen und pfadsuchenden Schlüssen wirkt die ruhige Epik mit dem vollen Zauber der Sprachbeherrschung auf den Leser: nicht als ob der Ausdruck auf bloße Glätte und inhaltlose Leichtflüssigkeit herabgestimmt wäre. Aber was sonst derb und knorrig erschien, ist hier abgeklärt zu charakteristischem Stil; lange Perioden werden ersetzt durch eine Folge kurzer, übersichtlicher Sätze; ein wohlberechnetes Bemühen suchte die Sprache dem Inhalt anzupassen. Zum Beweise hierfür schlage man nach die weihevollen Aeußerungen des Schlußabschnitts „Hausgründung" über Gervinus' Herzensbund und die Kinderlosigkeit seiner Ehe: „Dieser glückliche Ehebund sollte kinderlos bleiben. Das ist ein dunkler Punkt, ich sollte sagen der einzige dunkle Punkt in meinem Leben geblieben. Zu vielen räthselhaften Verschlingungen in diesem Leben habe ich später immer die Lösungen, zu vielen Schäden immer die Entschädigungen, für viele Entbehrungen immer einen Ersatz gefunden; warum mich dieses Schicksal traf, habe ich nie begreifen lernen." Und damit vergleiche man die anschauliche, farbenfrische Schilderung der Knabenzeit in den „Schuljahren". Es lebt darin etwas von der anmuthigen Anschaulichkeit, von der rückblickenden Frische, mit denen Goethe uns seine Knabenzeit vor das geistige Auge gezaubert hat. Und wenn sich Gervinus mit liebevoller Andacht in des Dichterfürsten Lebensbeschreibung versenkt hat und zum Herold ihrer Vorzüge geworden ist, so belohnte sich für ihn das hingebende Bemühen in schöner Vergeltung mit der Vollendung des eigenen Lebensbildes. Nicht zur Nachahmung, aber vielleicht manchem zum Trost führe ich folgende Stelle an: „Die Entfremdung von den Eltern, die Entfernung aus dem geordneten Gange des Familienlebens, das unhäusliche Streifen und Schweifen, der Abscheu vor Zwang und strenger Zucht, die Verwilderung in ausschweifenden Entwürfen eines ganz eigenwilligen Lebens, die Gleichgültigkeit gegen das gewöhnliche Geschäft der Schule, alles das diente nicht, weder die eine noch die andere, die äußere und innere Seite der Sittsamkeit zu entfalten. Die vielerlei verpönten Streiche und Beschäftigungen, denen wir oblagen, machten uns Heimlichkeiten aller Art, Nothlügen und Zwecklügen, Entwendungen, Verleugnungen und Ausflüchte zu einer Nothwendigkeit." In diesen „Tobjahren" gleicht Gervinus den Männern aus Tantalus' Geschlecht, denen jegliche Begier zur Wuth ward. Neben kindische Spielwuth trat Lesewuth, zur Theaterwuth gesellt sich die Schreibwuth und die Lernwuth gipfelt in der Sprachenwuth. Latein, Hebräisch, Italienisch, Holländisch, Englisch sucht die jugendliche Leidenschaft sich anzueignen, oft aus den unzulänglichsten Hülfsmitteln; die Mannesjahre fügten noch Spanisch und Arabisch hinzu. Das Probejahr in der Buchhandlung vermochte freilich der enttäuschte Jüngling nicht ganz zu erstehen. „Ehrenrührig" stieß ihn die Thätigkeit ab. „Ein eisigeres Sturzbad der Prosa und Wirklichkeit ist wol niemals auf die Fieberhitze schwärmerischer Einbildung gefallen", in der er geträumt hatte, Schriftsteller und Verleger in einer Person zu werden. So geht es zurück ins Elternhaus. In der Unschlüssigkeit über die Berufswahl wendet sich seine stille Hoffnung an Joh. Heinr. Voß, er solle Richter sein über Gervinus' Epos, die „Theseide". Die Antwort auf die Bitte war — Schweigen. Jetzt tritt der Funfzehnjährige in eine Schnittwaarenhandlung zu Darmstadt. Fünf Jahre hat Gervinus in dieser „Schule der Menschenkenntniß" gelernt und in gerechter Schätzung singt er mit dankerfüllten Worten das Lob des Kaufmannstandes: man glaubt wiederholt Wilhelm's Freund Werner aus den „Lehrjahren" zu hören. Und dazu die prächtigen Schilderungen z. B. der Kundschaft, dazu eine Fülle eindringender Beobachtungen und lebenswahrer Betrachtungen! „Unverschrobenheit der Denkweise, gesunde Sinne, praktischen Blick" rühmt Gervinus als Früchte dieser Lehrzeit. Und sie thaten dem Schwärmer Noth, der sich jetzt als Mitkämpfer für Griechenlands Befreiung träumte, ein ander mal schon mit einem Fuße auf der Bühne stand. Das Scheitern auch dieses Plans bildet den Abschluß der Irrungen. Gerechtigkeitsgefühl führte den Bruch mit dem Principal herbei und unwiderstehlich erhob sich nunmehr Gervinus' kraftvolle Natur ihrer eigentlichen Bestimmung entgegen. „Keine Dienstage mehr, lauter Freitage!" so jubelt er. Es folgen die Jahre des Studiums in Gießen und Heidelberg, die Lehrthätigkeit in Frankfurt und als Hauslehrer in Heidelberg, wo ihn „der Zwang vor allem quälte", dann der Eintritt in den Lehrkörper der Universität ebenda, die italienische Reise, von der er „als ganzer Deutscher nach Hause kehrte"; der Schluß „Hausgründung" endlich zeichnet das Gefühlsleben des jungen Professors vielfach mit ergreifenden Worten.

Die Anhänge bieten Uebersetzungen aus dem Arabischen, einen Gesang aus der Dichtung „Gudrun" in Hexametern und zwei politische Elegien, in Nr. 3 entwickelt Gervinus die Grundzüge der Historik. Außer den erwähnten Stichen sind beigegeben das Bildniß von Gervinus' Gattin und das des Schauspielers Grüner.

Richard Friedrich.

# Neue Goethe-Schriften.

1. Goethe's religiöse Entwickelung. Ein Beitrag zu seiner innern Lebensgeschichte von Eugen Filtsch. Gotha, F. A. Perthes. 1894. Gr. 8. 5 M.
2. Von Goethe's Sprache und Stil im Alter von Paul Knauth. Leipzig, Fock. 1894. 4. 1 M. 60 Pf.
3. Goethe's Werke. Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. I. Fünfter Band: Gedichte. Erste Abtheilung. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.; Lex.-8. 3 M. 30 Pf. II. Naturwissenschaftliche Schriften. Elfter Band. Zur Naturwissenschaft. Allgemeines Naturleben I. Theil. Gr. 8. 4 M.; Lex.-8. 5 M. III. Tagebücher. Fünfter Band. 1813—16. Gr. 8. 4 M.; Lex.-8. 5 M. IV. Briefe. Dreizehnter und vierzehnter Band (1798 und 1799). Gr. 8. 3 M.; Lex.-8. 3 M. 80 Pf. Weimar, H. Böhlau. 1893.
4. Anhang an Goethe's Werke. Abtheilung für Erläuterungen. Fünfunddreißigster und sechsunddreißigster Band: Erläuterungen zu den Tag- und Jahresheften von Woldemar Freiherrn von Biedermann. Leipzig, F. W. von Biedermann. 1894. Gr. 8. 5 M.

Goethe's religiöse Entwickelung, das Thema, das sich Eugen Filtsch (Nr. 1) zum Gegenstande eines umfangreichen Buches ausgesucht hat, ist in früherer und neuerer Zeit wiederholentlich behandelt worden. Goethe's sogenannte Irreligiosität ist ja eines der Hauptbollwerke, von denen aus die katholischen und auch manche evangelische Orthodoxen ihre Angriffe gegen den großen Dichter schleudern. Meist aus Unkenntniß der thatsächlichen Verhältnisse, seltener in böswilliger Absicht suchen diese Gegner Goethe's den Werth des Menschen Goethe bei dem deutschen Volke herabzudrücken, indem sie auf einem in anderm Sinne von ihm selbst gebrauchten Ausdruck, dem großen „Heiden", herumreiten und sich immer und immer wieder auf einige der Form des Christenthums nicht dem wahren Christenthum selbst geltende Aussprüche des Unmuths berufen.

Um so größer ist die Ueberraschung, die uns Filtsch, ein evangelischer Pfarrer in Bukarest, mit seinem Buche bereitet. Wir stehen nicht an, das Werk für eine der besten unter den Goethe-Schriften der letzten Zeit zu erklären, nicht sowol wegen der neuen Ergebnisse —, denn Th. Vogel's schöne Sammlung „Goethe's Selbstbekenntnisse" enthält, wie Filtsch selber rühmend hervorhebt, das ganze Material, nein hauptsächlich wegen des hohen vorurtheilsfreien Standpunktes des Verfassers; die liberale, menschlich-schöne Gesinnung, der warme begeisterte Ton, der durch das Ganze zieht, machen die Lektüre des Buches für jeden Freund Goethe's zum Genuß. „Mir hat", so lesen wir in dem Vorworte, „der große Dichtergenius eine zerschlagene Welt wieder aufbauen helfen. . . . Es hat mich der Wunsch geleitet, vielverbreitete Vorurtheile zerstreuen und dazu mithelfen zu dürfen, daß das außerordentliche Licht dieses Geistes in alle Verhältnisse und Beziehungen hineinleuchte und auch recht viele andere in dem Bestreben unterstütze, aus den Nebeln des Zweifels auf den Weg des Glaubens und zu der einen Quelle alles Heils, zu dem Heiland und seinem Evangelium zurückzugelangen." Und so erscheint als der eigentliche Zweck des Buchs die Aufgabe, „eine tiefere Würdigung religiösen Lebens bei denen zu bewirken, welche die Religion zum mindesten in ihren positiven Formen für einen überwundenen Standpunkt halten". Den meisten Lesern wird dieser Standpunkt neu und diese Absicht wenig verständlich sein. Ist doch nun einmal die freilich ganz verkehrte Anschauung von der Irreligiosität Goethe's fast unausrottbar. Die Schwierigkeit der Behandlung des Themas liegt hauptsächlich in der sehr oft sich wiederholenden Nothwendigkeit der Entscheidung der Frage, welche unter den zahllosen Aussprüchen Goethe's sind augenblicklicher Stimmung entsprungen, und welche geben seine wahre bleibende Meinung wieder. Das einzig richtige Mittel hierfür hat Filtsch angewandt, indem er das ganze geistige Leben Goethe's mit in den Bereich seiner Betrachtung zog und so seinem Werke nicht den Titel Goethe's religiöse Anschauung, sondern „Goethe's religiöse Entwickelung" gab. Das Werk behandelt den überreichen Stoff auf 366 Seiten in zehn Kapiteln von den ersten Versuchen des Knaben sich Gott auf seine Weise zu nähern bis zu dem hohen Standpunkt „des Weisen von Weimar".

Eine durchaus religiöse Natur, von frühester Jugend an von der Mutter fromm und kirchlich erzogen, suchte der Student Goethe sich der religiösen Skrupel zu entledigen, indem er sich von der kirchlichen Verbindung in Leipzig lossagte. Krankheit und die durch sie verursachte ernstere Stimmung, ferner der Einfluß des Freundes Langer führen ihn zum Glauben zurück. Fräulein Klettenberg weiht ihn in die Mystik der Herrnhuter ein, die ihn für einige Jahre völlig gefangen nimmt. Erst in Straßburg, das den Jüngling künstlerisch, wissenschaftlich und politisch befreit, schwinden die mystischen Nebel vor seinen Augen bei dem Umgange mit Herder und Salzmann und durch die Lektüre Rousseau'scher Schriften. Die Grundlage des Glaubens wird ihm nun die Empfindung, das Gefühl; mit seinem Lehrer Herder predigt Goethe ein Gemüthschristenthum gegenüber dem Christenthum des Verstandes, und wie er mit Hamann eifert gegen den Rationalismus, will er einen Mittelweg finden zwischen der rechten Aufklärung und dem orthodoxen Glauben; der heuchlerischen Toleranz aus Gleichgültigkeit setzt er die wahre Toleranz aus dem Glauben entgegen. Gläubig zu sein, aber nicht Sklave des todten Buchstabens, das war die Lehre seines „Landgeistlichen in Schwaben".

Es ist die Zeit, in der die religiösen Interessen Goethe's so sehr hervortreten, daß man ihn fast einen Theologen nennen kann, wo seine kleinen theologischen Schriften geschrieben wurden und der Freundschaftsbund mit Lavater auf der Höhe stand. Daneben treten schon pantheistische Regungen hervor, und an Stelle der persönlichen Gottheit

tritt manchmal das nach nothwendigen Gesetzen leitende Schicksal. Aber greifbarer, bestimmender Einfluß Spinoza's ist erst in den Jahren unmittelbar vor der italienischen Reise nachweisbar. Die mit Leidenschaft betriebenen Naturstudien führten ihn dazu, Gott „in lapidibus et herbis" zu suchen. Der Grundgedanke Spinoza's, das ἓν καὶ πᾶν, harmonirte so sehr mit Goethe's eigener naturwissenschaftlicher Grundanschauung von der Einheit aller Lebewesen, deren Berechtigung er durch eine große Entdeckung unwiderleglich bewiesen hatte, daß er sich mit Leib und Seele dem gewissermaßen neu entdeckten Philosophen in die Arme warf. Aber auch hier ist es bezeichnend, daß der Theologe Herder der Führer dieser Studien ist, der einen christianisirten Spinoza für sich zurecht gemacht hatte. Im Gegensatz zu dem Glauben Lavater's, der kaum noch vom Aberglauben zu trennen war, nennt Goethe sich einen decidirten Nichtchristen und weist das überlieferte Christenthum zugleich mit dem Wunderglauben ab; aber das Christenthum bleibt ihm eine Offenbarung Gottes, wenn auch nicht die einzige. Ebenso hätte man den Generalsuperintendenten Herder einen Nichtchristen nennen können. Beiden ist die Humanität das sittliche Ideal. Freund Humanus hatte es in seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte" niedergelegt, Goethe in „den Geheimnissen", die ein poetisches Denkmal ihrer beider Stellung zu Christus geben sollten. Filtsch beschließt die Betrachtung dieser Zeit mit den Worten, die ihm Ehre machen:

> Auf den unbefangenen Beobachter macht bei allem Tadel, den man im einzelnen erheben möchte, doch das Gesammtbild dieser Periode einen Sympathie erweckenden, liebenswürdigen Eindruck, den Eindruck eines im Guten, Schönen, Wahren nach allen Seiten fortschreitenden, rüstig thätigen, uneigennützig wirkenden, innig liebenden, groß angelegten Menschengeistes.

Aus der Zeit der italienischen Reise und der noch in ihrem Banne verlebten Jahre stammen die Aussprüche gegen das Christenthum, die Goethe immer wieder zur Last gelegt werden. Aber auch die ärgsten unter ihnen sind Aeußerungen des Mismuths über das Christenthum, wie es ihm in Italien entgegentrat, sie richten sich gegen die Form des Christenthums, nicht gegen die Person Christi und seine Lehre. Das völlige Aufgehen in der Antike läßt die Religion hinter die Kunst, das Religiöse hinter das Aesthetische zurücktreten. Die Freundschaft mit Schiller, der dem positiven Christenthum nicht freundlich gegenüberstand, erhielt Goethe in dieser Gesinnung. In der sogenannten „Epoche der Vollendung" tritt der „Weise von Weimar" religiösen Fragen wieder öfter und mit innerlichem Interesse nahe, auch den Fragen nach der Existenz Gottes und der Unsterblichkeit, deren Beweis er ablehnte, weil es ihm für sein eigenes geistiges Leben nothwendige Axiome waren. Von dem Christenthum der werkthätigen Liebe, das er durch die That sein Leben lang bethätigt hat, legte er nun auch freudiges Bekenntniß ab, wie z. B. in seinem letzten großen Gespräch mit Eckermann: „Mag die geistige Cultur nur immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und in die Tiefe wachsen und der menschliche Geist sich erweitern, wie er will, über die Hoheit und sittliche Cultur des Christenthums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen. . . . Sobald man die reine Lehre und Liebe Christi, wie sie ist, wird begriffen und in sich eingelebt haben, so wird man sich als Mensch groß und frei fühlen."

Es liegt uns fern, mit dem Verfasser wegen mancher Meinungsverschiedenheiten zu rechten, oder der Frage, ob er nicht, voreingenommen für das, was zu erweisen, dem evangelischen Pastor am Herzen lag, hierin zu weit gegangen ist, näherzutreten. Wir drücken dem wackern Manne, der, im weitentfernten Lande wohnend, ein so warmes Herz Deutschlands großem Dichter entgegenbringt, dankbar und freudig die Hand.

Mit einer formalen Seite des Goethe'schen Geistes, die aber mit dem Charakter des Dichters und Menschen in nächster Berührung steht, beschäftigt sich Paul Knauth in seiner Dissertation über „Goethe's Sprache und Stil im Alter" (Nr. 2). Der Verfasser geht von den Angriffen gegen den Stil des greisen Goethe aus, die auch von anderer, gewichtigerer Seite geltend gemacht worden sind. Die geringe Sympathie, die die Schriften des alten Goethe im Publikum genießen, wird oft auf „die Naturlosigkeit und Naturwidrigkeit seines Altersstils", um mit Fr. Th. Vischer zu sprechen, zurückgeführt. Knauth weist mit Recht darauf hin, daß jene Thatsache sich nicht aus dem Stil, sondern aus der größern Schwierigkeit des Verständnisses der Werke Goethe's jener Zeit erklären. Mit Recht fixirt er den Gegensatz zwischen der Sprache des jungen und des alten Goethe in folgender Weise: Der junge Goethe hat überhaupt keinen festen Stil. Jedes Werk erhält den ihm nach Inhalt, Stimmung, Entstehung zukommenden Stil. (Man vergleiche nur die zeitlich wenig getrennten Dramen „Götz" und „Clavigo" oder die ältere Ossian-Uebersetzung mit der in der Genieperiode geschriebenen, um das zu erkennen.) Man könnte vielleicht ergänzend hinzufügen, daß darin das Geheimniß der Wirkung des jungen Goethe liege. Die Werke Goethe's, die seit der Mitte des zweiten Jahrzehnts dieses Jahrhunderts geschrieben sind, haben dagegen einen einheitlichen Stil. Die Entstehung dieses Stils bringt Knauth anschaulich in innerste Verbindung mit Goethe's Leben und Wirken. Nachdem er in mehrern Kapiteln die Wortform, Wortbildung, die Auflösung der Composita, Kürze des Ausdrucks und andere Eigenthümlichkeiten besprochen und nachgewiesen hat, gibt er am Schluß folgende gedrängte Charakteristik des „Altersstils":

> Zuerst und vor allem die epigrammatische Kürze des Ausdrucks, deren Wachsthum parallel läuft mit der Zunahme des Vorstellungsinhaltes; sodann die Richtung auf die Sache — und zwar immer zuerst auf die Hauptsache —, welche die Rücksicht auf die hergebrachte Form verdrängt und die der mittlern Epoche eigene Scheu, von der gewöhnlichen Rede abzuweichen, überwindet; daher drittens eine Vorliebe für das Ungewöhnliche, die aber dem Ausdrucke oft größere Plastik und edlere Form verleiht, wie auch

des Greises einfallende Gesichtszüge plastischer und edler werden; viertens eine ausgedehnte Aufnahme neuer Elemente, vor allem aus der Antike, aber auch aus modernen Sprachen und aus dem frisch quellenden Borne der deutschen Mundarten; fünftens eine eigene sprachschöpferische Thätigkeit, die jedoch — mit geringen Ausnahmen — dem Geiste der deutschen Sprache gemäß ist und auf der Bahn ihrer Entwickelung liegt, indem sie bald eine Station vorwärts, bald eine Station rückwärts greift; endlich sechstens eine im Vergleiche mit den beiden frühern Epochen noch ausgeprägtere Neigung zum Typischen, Symbolischen und Didaktischen.

Die große weimarer Ausgabe der Werke Goethe's (Nr. 3) ist seit unserm letzten Bericht (Nr. 42 d. Bl. f. 1893) um fünf Bände vorgeschritten. Von den Werken im engern Sinne ist nur der erste Theil des fünften Bandes der Gedichte erschienen, dessen Besprechung wir, wie natürlich, bis zum Erscheinen des zweiten Theils verschieben; die Ausgabe der naturwissenschaftlichen Werke hat ebenfalls eine Erweiterung um einen Band erhalten, der eine Anzahl bisher ungedruckter Aufsätze enthält, und zugleich eine sehr lesenswerthe Abhandlung Steiner's, die ein Bild von Goethe's naturphilosophischen Ideen entwirft. Neues und wichtiges Material zur Kunde vom Leben und Dichten Goethe's — über 180 bisher ungedruckte Briefe — bringen die beiden neuen Bände der Briefausgabe, die das Jahr 1798 und 1799 umfassen. Wie in den frühern Jahren so fällt auch hier die Hauptmasse der bisher unbekannten Briefe Christianen zu. Sie sind meist in Jena geschrieben, ihr Inhalt dreht sich um wirthschaftliche Fragen, um das von Goethe gekaufte Gut Roßla und die angeschaffte Equipage, aber nicht weniger auch um seine Dichtungen und Arbeiten, und gibt ein schönes Bild seiner Sorge für Weib und Kind.

So lesen wir in einem Briefe vom 25. Mai 1789:

Mit meiner leiblichen Nahrung geht es nun auch schon besser, die Trabitius bereitet die Spargel sehr gut, so wie auch gelegentlich einen Eierkuchen, Schiller's versorgen mich mit Braten und dein Oel macht mir den Salat wieder schmackhaft, wodurch ich nun für den Mittag völlig geborgen bin. Abends bin ich bey Schiller im Garten, wo wir bisher viel interessantes zusammen gelesen und gesprochen haben, nur wird mir Abends der Rückweg ein wenig sauer, denn ich habe eine völlige Viertelstunde zu gehen.

Einen Einblick in die Leiden und Bekümmerniß, die Christiane aus ihrer schiefen Stellung in Weimar erwuchsen, gibt uns eine in der Anmerkung abgedruckte Stelle aus einem ihrer Briefe, die wir hier in ihrer unglaublichen Orthographie wiedergeben:

Izo gehen bey uns die winder Freuden am nnd ich will mir sie durch nichts lassen verleidern. Die Weimarer dähen es gerne aber ich achte auf nichts ich habe dich lieb und gans allein lieb sorge für mein Pübgen und halte mein haußweßen in ornug und mache mich lustig. Abes sie könn ein gar nicht im Ruhe lassen vor gestern in Commedi komd Meißel und fracht mich onne Umstände ob es wahr währ daß du henerahts du schafftes dir ja schon Kusse und Pehrde am ich wurde dem auchenblick so böße daß ich ihm ein recht Malisieses amword gab und ich bin über zeug der fracht mich nicht wieder weil aber immer daran dencke so habe ich heude nacht da von geträumt daß wahrt ein schlimer traum dem muß ich ich dir wen du komst erzeälen ich habe dabey so geweind und laut geschrien daß mich Ernesdien auf geweck hat und da ward mein ganze Kopfküssen naß ich bin sehr froh daß es nur ein traum wahrt. und dein lieber Brief [3924] macht mich wieder froh und zufrieden.

Goethe tröstet die Arme wiederholt mit freundlichen und liebevollen Worten, so in dem Brief vom 5. August 1798:

Betrübe dich nicht über das was außer dir vorgeht! die Menschen sind nicht anders gegen einander, im Großen wie im Kleinen. Dencke daß ich dich liebe und daß ich keine andre Sorge habe als dir eine unabhängige Existenz zu verschaffen, es wird mir ja das auch wie so manches andre gelingen.

Aus demselben Bande erfahren wir, daß Schlegel die später so intim gewordene Verbindung Goethe's und Zelter's vermittelt hat. Auf Schlegel's Meldung:

Seine Bekanntschaft zu machen hatte für mich etwas eigenthümlich Anziehendes, weil er wirklich zugleich Maurer und Musiker ist. Seine Reden sind handfest wie Mauern, aber seine Gefühle zart und musikalisch ... Zelter behauptet aber die ursprüngliche Verwandtschaft der beyden Künste: und ob er gleich gestehen muß, daß er nicht immer musikalisch bauen darf, so fordert er doch, daß man durchaus architektonisch componire.

antwortet Goethe am 18. Juni 1798:

Wenn ich irgend jemals neugierig auf die Bekanntschaft eines Individuums war, so bin ichs auf Herrn Zelter. Gerade diese Verbindung zweyer Künste ist so wichtig und ich habe manches über beyde im Sinne, das nur durch den Umgang mit einem solchen Manne entwickelt werden könnte. Das originale seiner Compositionen ist, so viel ich beurtheilen kann, niemals ein Einfall, sondern es ist eine radicale Reproduction der poetischen Intentionen. Grüßen Sie ihn gelegentlich aufs beste. Wie sehr wünsche ich daß er endlich einmal sein Versprechen, uns zu besuchen, realisiren möge.

Sehr interessant ist auch der Brief an Maximilian Jacobi, des bekannten Philosophen Sohn, der 1793—1795 in Jena studirt hatte und dann bei Aachen als Arzt lebte. Am 16. August 1799 schickte ihm Goethe einen ausführlichen Bericht über seine damalige dichterische und wissenschaftliche Thätigkeit, dem wir folgendes entnehmen:

Es freut mich daß Sie Euphrosynen auszeichnen. Ich bin sowohl wegen des Stoffs, als wegen den Umständen, welche die Behandlung und Ausführung begleiteten, diesem kleinen Gedicht sehr mit Freundschaft zugethan. Ich erhielt in der Schweiz die Nachricht von dem Tode dieser geliebten Person. Ueberhaupt traf bey diesem Gedicht glücklicherweise zusammen daß das Poetische durchaus auf dem Wirklichen ruht, und dieses doch nichts für sich selbst gilt, sondern erst dadurch etwas wird daß es als Folie durch den poetischen Körper durchscheint.

Für mich habe ich gegenwärtig den großen Vortheil daß ich an Schiller und Meyer zwey Freunde gefunden habe, mit denen mich ein ähnliches, ja ich kann wohl sagen, ein gleiches Interesse verbindet. Jeder von uns mag gern in seinem Fache fortschreiten und bey der Verwandtschaft der Fächer ist der Fortschritt des einen auch Gewinn für den andern.

Aus einem Briefe an den Jugendfreund aus der Lilizeit, d'Orville ist wol folgende Stelle werth angemerkt zu werden:

Glauben Sie mir daß ich, in Erinnerung früherer Zeiten nnd Anghänglichkeit an alte Freunde, Ihnen nicht nachstehe. So wenig man sich wieder Brüder und Schwestern schaffen kann, wenn Vater und Mutter todt sind, so wenig kann man sich Freunde erwerben wie die sind, die ein früheres, völlig verschwnndnes Jugendverhältniß uns verschaffte. Wir haben im Alter noch Ueberzeugung

und Wahl, aber die süße Nothwendigkeit der Jugend erscheint uns nicht wieder.

Auch der Band der „Tagebücher" (1813—1816), auf dessen Erscheinen wir so lange sehnsüchtig gewartet haben, bringt Wichtiges über Christiane. Der schon an anderer Stelle veröffentlichte Bericht über ihren Tod steht hier S. 239 (beim 6. Juni 1816):

Nahes Ende meiner Frau. Letzter fürchterlicher Kampf ihrer Natur. Sie verschied gegen Mittag. Leere und Todtenstille in und außer mir.

Aber sonst erfahren wir wenig über Goethe's Herzensangelegenheiten. Selbst Suleika's wird kaum gedacht; auch von den politischen Ereignissen der Jahre 1813 und 1814 erfahren wir wenig. Der unschätzbare Werth der Tagebücher beruht in den authentischen Nachrichten über das äußere Leben, die Dichtungen und wissenschaftlichen Arbeiten Goethe's.

Ungedrucktes von Goethe brachte ferner der Vortrag des Directors Schuchhardt in Hannover vom 2. Februar 1894, von dem im „Hannöverschen Kurier" ein Auszug erschien: u. a. der Vertrag Goethe's mit Göschen über seine Ausgabe in acht Bänden. Daß daneben auch mehrere bekannte und veröffentlichte Briefe Goethe's als ungedruckt bezeichnet und als solche wiedergegeben wurden, läßt sich wol nur daraus erklären, daß die Kunde von der Existenz der Sophien-Ausgabe der Briefe noch nicht bis Hannover vorgedrungen ist. Daß aber zu einem Brief Goethe's an Christiane die Bemerkung: „Das ist der erste Brief, der von den an seine Frau gerichteten Briefen gedruckt wird" hinzugefügt wird, das ist doch zu stark.

Eine sehr schätzenswerthe und freudig zu begrüßende Zugabe zu der weimarer Ausgabe kündigt der Verlag von F. W. von Biedermann in Leipzig an. Er beabsichtigt nämlich eine Reihe von Erläuterungen zu Goethe's Werken, zunächst im Anschluß an die weimarer Ausgabe herauszugeben; die äußere Anordnung soll so getroffen werden, daß die Erläuterungen auch für jede andere Ausgabe benutzt werden können.

Der rühmlichst bekannte Goethe-Forscher W. von Biedermann hat den ersten soeben erschienenen Band (Nr. 4) herausgegeben. Er behandelt den 35. und 36. Band der weimarer Ausgabe, die Tages- und Jahreshefte, die derselbe Herausgeber schon in der Hempel'schen Ausgabe 1876 bearbeitet hatte. Auf das Verdienstliche solcher, mit größter Sorgfalt geschriebenen Erläuterungen, die auf alle dem Leser bei der Lektüre aufstoßenden Fragen kurze, sichere nie versagende Antworten geben, brauchen wir wol nicht erst hinzuweisen. Das Unternehmen empfiehlt sich selbst durch seine Nothwendigkeit.

An die neueste Goethe-Literatur schließen wir die Besprechung eines schönen und wichtigen Werkes, das sich freilich mit der ganzen deutschen Literatur, dabei aber wie natürlich, auch eingehend mit ihrem ersten und größten Dichter beschäftigt. Das Werk führt den Titel:

Jahresbericht für Neuere Deutsche Literaturgeschichte. Unter ständiger Mitwirkung von J. Bolte, Creizenach u. a. herausgegeben von Julius Elias, Max Hermann und Siegfried Szamatólski. Band II (Jahr 1891). Stuttgart, Göschen. 1894. 8. 7 M. 10 Pf.

Es ist entstanden aus dem Zusammenwirken einer großen Zahl bedeutender Fachgelehrter. Der vorliegende Band verbreitet sich über Literaturgeschichte, Geschichte der deutschen Philologie, Poetik, Schrift und Buchwesen, Culturgeschichte, Unterrichtswesen, Literatur in der Schule, neuhochdeutsche Schriftsprache, Metrik: Die drei speciellen Theile zerfallen in drei Abschnitte: vom 15. bis 17. und vom 17. bis Mitte des 18. Jahrhunderts, und von der Mitte des 18. bis zur Gegenwart. In ihnen werden alle Erscheinungen des Jahres 1891 über die gesammte Literatur von Luther bis auf Grillparzer eingehend gewürdigt.

Schon dieser kurze Ueberblick zeigt, daß es vermessen wäre, über den gesammten Inhalt ein Urtheil abzugeben. Der einzelne kann nur auf einem Gebiete so orientirt sein, um die Arbeit der Referenten nachzuprüfen. Was nun V. Valentin in dem Kapitel „Allgemeines über Goethe", L. Geiger „Ueber Goethe's Leben und Epos", Pniower über seine Lyrik, Witkowski über das Goethe'sche Drama geschrieben haben, ist ganz vortrefflich; vortrefflich, weil ihnen auch das Entlegenste nicht entgangen ist, sodaß die Zusammenstellung als vollständig gelten kann, weil ferner das Urtheil der Referenten gerecht, kurz und treffend ist, und endlich weil sie über tausend Einzelheiten in der ansprechenden Form einer zusammenhängenden Betrachtung berichten. In diesen Vorzügen, einer vollständigen, kurzen und objectiven Kritik, liegt der große, geradezu unschätzbare Werth dieser Jahresberichte. Bisher war man von da an, wo Goedeke versagte, auf eigene Sammlung angewiesen; jetzt wird es jedem, der auf irgendeinem Gebiete der literarischen Forschung arbeiten will, ein leichtes sein, sich über ihren neuesten Stand und die letzten Ergebnisse zu orientiren; um so schwerer wird dann aber auch der Vorwurf, der so vielen Programmen und Aufsätzen nicht erspart werden kann, wiegen, daß man immer und immer wieder, das was längst gesagt und bewiesen worden ist, von neuem sagt und beweist.

Unter den andern Arbeiten sei besonders der erste Essay Szamatólski's über französische, englische und deutsche Kritik hervorgehoben, ferner der über Culturgeschichte von Steinhausen und G. Roethe's ganz vorzüglicher und frisch geschriebener Bericht über „Allgemeines von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart"; dieser gelehrte Kritiker zeigt sich in der neuesten Literatur nicht weniger beschlagen als in der alten. Man wird seinem markig und kräftig ausgesprochenen Urtheile meist zustimmen, wenn er wol auch mit Gottschall und Dahn allzu scharf ins Gericht gegangen ist. Auch Wunderlich hätte sein scharfes Urtheil über Wustmann's „Sprachdummheiten" besser begründen sollen.

Doch wir wollen nicht weiter Kritik über die Kritik üben. Das treffliche, schöne Werk wird jedem ernsthaften Freunde der Literatur bald ebenso unentbehrlich sein, wie Goedeke's „Grundriß".

Karl Heinemann.

# Zwei siebenbürgisch-sächsische Dichter.

1. Gedichte von Michael Albert. Hermannstadt, W. Krafft. 1893. Gr. 8. 3 M. 40 Pf.
2. Ulrich von Hutten. Historisches Drama in fünf Acten von Michael Albert. Hermannstadt, W. Krafft. 1893. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.
3. Georg Hecht. Historischer Roman aus der Vergangenheit der Siebenbürger Sachsen von Traugott Teutsch. Hermannstadt, W. Krafft. 1893. Gr. 8. 6 M. 75 Pf.

Im vorigen Jahre schied einer der beliebtesten und fruchtbarsten siebenbürgisch-sächsischen Dichter aus dem Leben: Michael Albert, Professor am Gymnasium zu Schäßburg. In den achtziger Jahren waren aus seiner Feder das Schauspiel „Die Flandrer am Alt" und das Trauerspiel „Harteneck" sowie ein Band Erzählungen erschienen, welche große Vorzüge aufwiesen und echtes Dichtertalent verriethen. Sie sind in Nr. 34 d. Bl. f. 1886 und Nr. 16 f. 1890 besprochen worden. Aus dem Nachlasse des Dichters sind nun zu Weihnachten vorigen Jahres noch zwei Bände herausgegeben worden, die gesammelten Gedichte und das Drama Ulrich von Hutten.

Die „Gedichte" (Nr. 1) sind eine anmuthige Gabe. Sie wenden sich an das Volk der Siebenbürger Sachsen, aus dessen Mitte sie herausgewachsen sind, dessen Leben und Streben sie auch großentheils zum Gegenstande haben. Bescheiden sagt der Dichter in der Zueignung:

Die Muse tritt mit zagem Schritte,
Geliebtes Volk, in deine Mitte
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
Es (das Lied) wuchs heraus aus deinem Leben,
Aus deiner Seele sproßt' es auf.
— — — — — — — — — —
Und wenn an fremdem Dichterwerke
Du mehr bewunderst Glanz und Stärke,
Das eig'ne doch magst du nicht schelten.
Die fremde Muse, reich und schön,
Sie fragt nicht, was sie dir mag gelten,
Du siehst sie kalt vorübergehn.
Du wirst ein Herz für dein Empfinden
Nur bei den eig'nen Liedern finden.

Trotz dieser Bescheidenheit können sich seine Gedichte schon sehen lassen. Seine Lieder zeigen oft echt poetischen Hauch, so das Frühlingslied:

Wunsch.

Schon wird es täglich bunter
Im grünenden Gartenraum;
Mit jeder neuen Blume
Erblüht mir ein neuer Traum.

Und gold'ne Wundermärchen
Zieh'n leise mir durch die Brust; —
O fänd' ich nur Namen und Worte
Für all' die Frühlingslust!

Freude an der schönen Natur spricht überall aus Albert's Gedichten. Sie richtet ihn wieder auf, wenn Kummer und Sorge ihn drücken. Dieser Gedanke findet originellen und formschönen Ausdruck im prächtigen Gedichte „Geheilt":

Ich ging in den grünen Wald allein,
Im Herzen trug ich die alte Pein;
Einmal recht bitter zu weinen dort,
Drum ging ich leise von Hause fort.

Erst ging ich zu den Blumen und sprach:
„Helft weinen mir!" Die riefen mir nach:
„Es ist zu heiter, zu sonnig heut';
Wir müssen blühen, so lang es noch Zeit."

Zur Quelle kam ich: „O steh' doch still
Und höre, was ich dir klagen will!"
Die sprach: „Ich sing' mir ein Liedchen just,
Mich treibt in die Welt die Wanderlust."

Die Vögel erst im grünen Baum,
Die sangen so fröhlich und störten mich kaum.
„Wir müssen den Frühling begrüßen, du Wicht,
Drum geh' nur hübsch weiter und stör' uns nicht!"

Und als ich all die Stimmen vernahm,
Ein heiterer Sinn mich überkam;
Ich schwenkte den Hut und rief ins Thal:
„Grüß' dich Gott, schöne Welt, viel tausendmal!"

Auch der humoristische Ton gelingt Albert in manchen Gedichten recht wohl, z. B.

Spröde Locken.

Mein Mädchen hat zwei Locken kraus,
Zwei Locken, denen ich zürne;
Sie springen aus dem Hut heraus
Gar trotzig über der Stirne.

Sie wollen sich dem Kamme nicht
Und keinem Streicheln fügen,
Obgleich sich sonst die Haare schlicht
Und weich ans Köpfchen schmiegen.

So ist auch ihr Gemüthe weich
Und ohne spröden Willen;
Doch hat sie, den kleinen Locken gleich,
Verzweifelt krause Grillen.

Der Begeisterung für die Geistesfreiheit widmet der Dichter manch schwungvolles Gedicht. Hier sei nur eine Strophe aus dem Gedichte „Ich hab's gewagt" citirt:

Wer brach mit jenen feur'gen Geisteswaffen,
Die tödten und doch neues Leben schaffen,
Dem Lichte Bahn? Er, der dies Wort gesagt:
Du, Hutten, riefst zuerst: Ich hab's gewagt!

Ergreifend ist eine Reihe von Gedichten, welche Albert unter dem Titel „Todtenkranz" dem Andenken seines in jungen Jahren verstorbenen Sohnes widmete. Die „Gelegenheitsgedichte" beschäftigen sich größtentheils mit sächsischen Festen u. dgl. Aus ihnen spricht eine begeisterte Liebe für sein Volk:

Drum auf, mein Volk! soll nicht in Schutt und Scherben
Dein Haus zerfallen, wenn der Sturmwind weht,
Mußt du den gold'nen Freibrief dir erwerben,
Darauf der Bildung Königssiegel steht;

In dieses magst du, um dir treu zu bleiben,
Dein „Ad coronam retinendam"*) schreiben!

In den „Zeitgedichten" feuert Albert sein Sachsenvolk zum Ausharren im Kampfe um seinen nationalen Bestand an. Er eifert gegen die Halbheit im gleichnamigen Gedichte:

Man ist nicht reich, man ist nicht arm,
Man ist nicht kalt, man ist nicht warm,
Nach oben stößt man nicht gern an,
Nach unten biegt man, wie man kann.
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —

Gieb uns, o Herr, die volle Kraft,
Den Muth zusammt der Leidenschaft,
Daß wir, ein wacker Volk zu sein,
Vorerst uns von uns selbst befrei'n!

Möchte doch jeder Sachse des Dichters Wort beherzigen:

Deiner Sprache, deiner Sitte,
Deinen Todten bleibe treu!
Steh' in deines Volkes Mitte,
Was sein Schicksal immer sei!

Zahlreiche poetische Schönheiten und auch dramatische Vorzüge weist Albert's historisches Drama „Ulrich von Hutten" (Nr. 2) auf, wenn es auch nicht allen Anforderungen des Drama entspricht. Das kann nicht wundernehmen; denn so anziehend für den Dramatiker die Heldengestalt Hutten's ist, so ist es bisjetzt noch keinem einzigen Dramendichter gelungen — und nicht wenige haben es versucht — sein Wirken und Streben in einer den Anforderungen der Dramatik entsprechenden Weise darzustellen. Die Schwierigkeit liegt in der Forderung der historischen Treue bei einem deutschen Helden, dessen Leben und Thaten jedem Deutschen bekannt sind. Tragisch ist wol das Geschick des Helden, aber in seinem Leben und in seinen Thaten ist eine tragische Schuld kaum zu entdecken. Er setzt sich nicht in Widerspruch mit der sittlichen Weltordnung, er ist vielmehr deren Vertheidiger und Held; er setzt sich auch nicht in Gegensatz zum Zeitgeist, er hat ihn vielmehr klar erfaßt und sich zu seinem Vorkämpfer gemacht; er streitet für Recht, Wahrheit und Freiheit gegen Unrecht, Lüge und Knechtung. Wenn er dies nicht nur mit der Feder, sondern auch mit den Waffen thut, so handelt er nur, wie es damals eben Gebrauch war.

Albert's Drama leidet auch an dem Mangel, daß Hutten nicht genügend in den Mittelpunkt der Handlung gestellt ist; er ist nur als einer der zahlreichen Factoren — und nicht als deren mächtigster — hingestellt, welche eine neue Zeit herbeiführen. Das Bestreben, das Zusammenwirken dieser Factoren zu veranschaulichen, führt zu einer Verzettelung der dramatischen Handlung, welche infolge dessen sich in eine Reihe epischer Schilderungen auflöst. Diese allerdings sind einzeln von dramatischer Lebendigkeit und oft von großer poetischer Schönheit. Hätte Albert nicht die Form des Drama, sondern die des historischen Romans gewählt, so hätte eine vollkommene Schöpfung daraus werden können.

Zur Erhärtung des Gesagten sei der Gang der Handlung hier in möglichster Kürze skizzirt: die erste Scene bringt uns in den Kreis der Humanisten, deren Forschungseifer zeigt, daß eine neue Geisteswelt angebrochen ist. Dieser Gelehrtenkreis wird aus seiner Ruhe aufgeschreckt durch die von Hutten gebrachte Schreckensbotschaft, daß Herzog Ulrich von Würtemberg seinen Vetter Hans Hutten gemordet, weil es ihn nach dessen Weib gelüstet, und daß ferner der Gelehrte Reuchlin von der Inquisition als Ketzer verfolgt und mit dem Tode bedroht worden sei. Die anwesenden Ritter ziehen mit Hutten aus, Reuchlin zu befreien und an Herzog Ulrich Rache zu nehmen. Hermann von dem Busche ruft begeistert aus:

Auf, handeln laßt uns, handeln!
Daß, wer ein Weib auf deutscher Erde freit,
Den Schatz nicht hüten muß mit Dolch und Degen,
Daß, wer da wirbt um des Gedankens Freiheit.
Im Qualm der Scheiterhaufen nicht ersticke.

und Hutten:

Des Weltgeists Brausen
Hoch in den Wipfeln hör ich; längst geahnt
Von Vielen ward's. Der Friedhof der Gedanken,
Besetzt mit schwarzen Kreuzen allenthalben,
Der Auferstehung öffnet er die Schlünde;
Die eingesargte Menschheit sprengt die Decke
Der Grabesnacht und grüßt verjüngt den Morgen.

Das Unternehmen gelingt. Herzog Ulrich wird vertrieben und Reuchlin befreit. Hiermit schließt effectvoll der erste Act. Hutten schließt nun Frieden mit seinen Gegnern und lebt, nach häuslichem Glücke sich sehnend, am Hofe des Erzbischofs von Mainz; allein die Luther drohende Gefahr ruft ihn wiederum zu den Waffen. Im dritten Acte finden wir Hutten auf Sickingen's Burg. Die Nachricht von Luther's Aechtung und Verschwinden, nachdem er auf dem Reichstage zu Worms das große Wort gesprochen, veranlaßt Hutten und seine Freunde, den Kampf wieder aufzunehmen. Hutten ist voll froher Zuversicht:

O Zeit,
Wie bist du groß! — 'S ist eine Lust, zu leben!

Der vierte Act bringt Hutten mit Luther in Wittenberg zusammen. Letzterer will von einem Kampfe mit den Waffen nichts wissen:

Von eurer Sache
Muß ich die meine trennen.
— — — — — — — — —
Zu lehren ist mein Amt, und Blutvergießen
Ein Gräuel vor dem Herrn.

Sickingen's Feldzug gegen den Erzbischof von Trier nimmt einen unglücklichen Ausgang, Sickingen selbst fällt. Im fünften Acte finden wir Hutten zu Ufenau in der Schweiz, wo der der Reichsacht verfallene und körperlich gebrochene Held Schutz zu finden gehofft, doch befreit ihn nur der Tod von weitern Kämpfen und Leiden.

*) Inschrift des sächsischen Nationalsiegels.

Während sich das epische Talent Albert's nur in kleinern Erzählungen versuchte, hat sich Traugott Teutsch mit Glück auch dem Romane zugewendet. Sein historischer Roman aus der Vergangenheit der Siebenbürger Sachsen „Georg Hecht" (Nr. 3) bezeichnet den Höhepunkt seiner bisherigen Schöpfungen. Die zähe Ausdauer, mit welcher das kleine Häuflein der Siebenbürger Sachsen sein Deutschthum seit 700 Jahren gegen alle Angriffe und Bedrohungen vertheidigt und gewahrt hat, und heute mehr als je vertheidigen muß, hat auch im deutschen Mutterlande vielfache Theilnahme wachgerufen. Der vorliegende Roman, der eine bedeutungsvolle Episode dieses Kampfes um die nationale Existenz in den Jahren 1466 und 1467 schildert, darf daher um so mehr auf Beachtung auch in Deutschland rechnen, als er auch den Anforderungen an einen guten historischen Roman in vollem Maße entspricht.

Der Gang der Handlung ist kurz folgender: Der hermannstädter Königsrichter und Graf der sächsischen Nation Petrus von Rothberg, ein eitler und herrschsüchtiger Mann, der über seinen egoistischen Zielen das Wohl seines Volkes vergessen hat, hat mit dem siebenbürgischen Wojwoden Grafen Johann von Pösing einen Bund geschlossen, dessen Ziel die Lostrennung Siebenbürgens von der ungarischen Königskrone und die Erhebung Pösing's zum Fürsten von Siebenbürgen unter der Oberhoheit des Sultans, der den Plan mit seiner Kriegsmacht zu unterstützen bereit ist, bezweckt. Der ungarische siebenbürgische Adel ist für die Sache schon gewonnen, und Rothberg soll zum Lohne seiner Unterstützung der oberste Rathgeber des Fürsten, seine schöne Tochter Margarethe aber dessen Ehegattin und somit Landesfürstin werden. Allein dieser Plan würde, selbst wenn er glückte, zum Untergange des sächsischen Volkes führen. Denn es hat sich in seiner Reinheit und Selbständigkeit nur dadurch behaupten können, daß es auf Grund der ihm von den ungarischen Königen verliehenen Privilegien dem ungarischen Adel verwehrt war, in den sächsischen Städten und Dörfern Haus- und Grundbesitz zu erwerben. Pösing soll aber dem Plane zufolge seine Residenz in Hermannstadt aufschlagen und das Rothbergische Haus und somit das Bürgerrecht erhalten und außerdem die zahlreichen Rothbergischen Besitzungen im Sachsenlande erben. Damit wäre dem ungarischen Adel das Eindringen in die sächsischen Städte eröffnet und diese — wie kürzlich bereits Klausenburg — der Magyarisirung preisgegeben. Rothberg hat durch die Künste der Ueberredung den hermannstädter Magistrat bereits für seinen Plan gewonnen. Für die patriotischen und königstreuen Sachsen handelt es sich nun darum, den Bund mit Pösing zu vereiteln und dessen Heirath mit Margarethe zu hintertreiben. Ersteres gelingt, indem die Hundertmannschaft (d. i. die Stadtvertretung) den Bund ablehnt und den König Mathias Corvinus zur Hülfe herbeiruft, das sächsische Volk aber zum Kampfe gegen die heranziehenden Türken zu den Waffen ruft. Letzteres könnte nur dadurch gelingen, daß der Patriziersohn Georg Hecht, den Margarethe liebt, deren Gatte zu werden sich bereit finden läßt. Denn gemäß einer letztwilligen Verordnung eines Ahnherrn Rothberg's darf keine Tochter des Rothbergischen Hauses zur Ehe mit einem ungeliebten Manne gezwungen werden, wenn sie einen andern unbescholtenen und würdigen Mann liebt, und Rothberg's edle Gattin Clara will von dessen verrätherischen Plänen nichts wissen. Hecht aber liebt die Tochter einer Goldschmidswitwe — Gertrud Walpurg. Auf Andringen der Freunde entschließt sich das Liebespaar nach harten Seelenkämpfen zum schweren Opfer. Die Belagerung der Türken wird siegreich abgeschlagen, das von dem inzwischen herbeigeeilten König Mathias hart bedrängte fliehende türkische Heer aber von den Sachsen unter der Führung Georg Hecht's vernichtet. Margarethe ist indessen zur Einsicht gelangt, daß es ihr nicht gelingen werde, Hecht's Liebe zu erringen und sucht deshalb während der Belagerung den Tod durch feindliche Geschosse, den sie auch findet. Rothberg entflieht nach der Türkei. Der Vereinigung Hecht's und Gertrud's steht somit nichts mehr im Wege.

Wie man sieht, hat der Verfasser eine culturhistorisch wichtige Zeit und einen politisch-geschichtlich interessanten Stoff gewählt und eine frei erfundene Liebesgeschichte mit der historisch treuen Episode in glückliche engste Verbindung gebracht. Es könnte allenfalls die Frage entstehen, ob wirklich kein anderes Mittel übrigblieb, die das Sachsenthum bedrohende Heirath des Wojwoden mit Margarethe zu hintertreiben, als daß Hecht und Gertrud ihre Liebe opferten. Allein der Verfasser hat es gut verstanden, uns diese Nothwendigkeit durch seine Darstellung wahrscheinlich zu machen. Und dieser Widerstreit zwischen patriotischer Pflicht und innigster Liebe ist mit großer psychologischer Feinheit dargestellt und erhebt Hecht zum wahren Helden. Der psychologischen Charakterzeichnung gebührt überhaupt großes Lob. Es werden uns die verschiedensten Charaktere vorgeführt: der tiefempfindende und für sein Volk auch zum schwersten Opfer bereite Georg Hecht, ein Vorbild männlicher Tugenden; die hochgesinnte Gertrud, das ideal liebende Weib, dem die ganze Welt in seiner Liebe aufgeht, und das doch Verzicht leistet, weil es einsieht, daß Georg das Opfer bringen muß; vor allem aber der eitle, selbst- und herrschsüchtige Nationsgraf Rothberg, der Meister der Ueberredungskunst und aller diplomatischen Kniffe, ein wahres Cabinetstück feiner Charakteristik; dann dessen edeldenkende energische Ehegattin Clara, die dem Verrathe des Gatten muthvoll entgegenwirkt; die weichherzige Margarethe, welcher die Beimischung eines Rothberg'schen Blutstropfens zum Unheile gereicht; dann der würdige für sein Volk begeisterte Goldschmied Grytten und der geradherzige Haudegen Megaest, dem es gelingt, Gertrud und Hecht zum schweren Opfer zu bewegen, die wackern Bürger aber vor den Bethörungen Rothberg's zu bewahren; der boshafte Schneider Hennepick, der von Gertrud abgewiesen, ihr und Hecht auf jede Art

zu schaden sucht u. s. w. Trefflich sind die episch-breiten, aber doch nie ermüdenden culturhistorischen Schilderungen, welche Zeugniß ablegen von tiefgehenden Studien des Verfassers. Wenn wir schließlich noch hervorheben, daß die Handlung von Anfang bis zu Ende rüstig vorwärtsschreitet, ohne den culturhistorischen Schilderungen allzu großen Raum einzuräumen, so haben wir die Vorzüge und Mängel des Romans gewissenhaft beleuchtet und es ergibt sich, daß derselbe den besten historischen Romanen der Gegenwart beigezählt werden kann. Für die siebenbürger Sachsen aber ist das Buch zugleich von großer politisch-ethischer Bedeutung gerade heute, wo es alle Kräfte anstrengen muß, um die bedrohte nationale Existenz zu behaupten.

Joseph W. Filtsch.

# Erzählende Literatur.

1. Ein Opfer. Erzählung von Karl Emil Franzos. Stuttgart, J. Engelhorn. 1893. 8. 50 Pf.
2. Novellen von Franz Wolff. Leipzig, Mutze. 1894. 8. 2 M.
3. Wartburgnovellen von Franz Lechleitner. Wolfenbüttel, Zwißler. 1893. 8. 1 M. 80 Pf.
4. Die Burgfrau von Ahlden. Eine Geschichte aus Deutschlands Vergangenheit von Hermann Tiemann. Braunschweig, Appelhans u. Pfenningstorff. 1893. 8. 1 M.
5. Atlas. Novelle von Maria Janitschek. Berlin, G. Grote. 1893. 8. 2 M.
6. Sylvesternacht. Romantische Erzählung von Olga Arendt. Berlin, H. Walther. 1893. 8. 2 M.
7. Phantasien über den „Gotha" von Bertha von Suttner. Mit einem Porträt. Dresden, E. Pierson. 1894. 5 M.

Die Erzählung „Ein Opfer" von Karl Emil Franzos (Nr. 1) ist eine sogenannte Criminalgeschichte. Der Höhepunkt solcher Geschichten liegt gewöhnlich darin, daß die Gerichtsverhandlung gegen einen Verbrecher, oder unschuldig Verdächtigten, oder die Verurtheilung eines Angeklagten in letzter Minute durch irgend einen unvorhergesehenen Umstand eine unerwartete Wendung nimmt. Die Schilderung einer solchen Gerichtsscene mit ihren Geständnissen, falschen Anschuldigungen u. s. w. gibt einem phantasiebegabten Autor die denkbar schönste Gelegenheit, im Leser das mit Vorliebe als Spannung bezeichnete Grnseln zu erwecken. Die vorliegende Erzählung von Franzos erhebt sich nicht allzu hoch über den Durchschnittswerth derartiger Criminalgeschichten überhaupt. Was sie für sich hat, die gut getroffene Localfärbung der im ruthenischen Bauernleben spielenden Handlung und einige interessante Charakterzüge der vorkommenden Personen, ist nicht gerade das Wesentliche an der Erzählung. Die Hauptsache ist die Schilderung der Vorgänge in der Seele der Schwester des Mörders, Hanusia, die durch die That des Bruders vor die Entscheidung gestellt wird, entweder die Liebe zum Bruder, oder die Liebe zum Bräutigam zu opfern. Sie wird schließlich ein Opfer der Bruderliebe, indem sie sich selbst fälschlich als die Geliebte des Ermordeten hinstellt. Der Einfall des Verfassers, Hanusia eine solche Zeugenaussage machen zu lassen, nur um die Strafe des Bruders ein wenig zu mildern, ist nicht besonders glücklich zu nennen, denn er ist ungemein wohlfeil, ganz abgesehen, daß er vom rechtlichen wie vom künstlerischen Gesichtspunkt aus bedenklich erscheint. Außerdem wird dadurch der Schwerpunkt in der Geschichte von Hanusia weggenommen und auf die Strafmilderung beim Mörder übertragen. Das ist aber doch eine zu bedeutungslose Sache, um als Vorwurf einer langen Geschichte zu dienen. Auch durch das Verhalten des Mörders vor Gericht hat sich Franzos den Gang seiner Geschichte mehr als leicht gemacht, denn er läßt ihn sophistisch immer nur antworten: „Ich habe den Misko erschlagen." Wie das zugegangen, darüber läßt er ihn beharrlich schweigen, weil sonst das ganze Gerüste einstürzen würde, und die Geschichte einfach unmöglich wäre.

Dem Buche sind noch einige andere Geschichten angehängt, die von noch geringerer literarischer Bedeutung sind. Was Franzos im „Landsmann und Landsmännin" über die Deutschen im Auslande sagt, ist eines deutschen Schriftstellers unwürdig. Daß es heruntergekommene Deutsche in der Fremde gibt, dieses Unglück wird unser Vaterland wol mit andern Ländern theilen, nicht zum letzten mit des Verfassers Heimat, die uns für gewöhnlich auch nicht gerade ihre Edelsten hersendet.

Die drei von Franz Wolff in einem Buche vereinigten Novellen (Nr. 2): „Ein Modell", „Ein Frauenherz" und „Ein Talent", verrathen im Ganzen ansprechende novellistische Eigenschaften des Verfassers, ohne daß sie gerade als hervorragende Kunstwerke bezeichnet werden könnten. Etwas Neues hinsichtlich des Stoffes oder der Behandlung bieten die drei Geschichten nicht; es sprechen aber aus ihnen künstlerische Grundsätze. Die erste Novelle, „Ein Modell", ist nicht die beste, wenn auch ihr Vorwurf der bedeutungsvollste ist. Er behandelt die Liebe eines jungen deutschen Malers zu einem italienischen Bauernmädchen. Als er, und zwar gewissermaßen durch dieses Mädchen, ein berühmter Maler wird, vergißt er seinen Treueschwur und heirathet eine reiche Dame. Da erscheint eines Tages nach Jahren die Italienerin mit einem Kinde bei ihm, um sich als Modell anzubieten. Sie erkennen sich gegenseitig, und sie will ihn zur Verantwortung ziehen, da tritt des Künstlers Gattin versöhnend dazwischen. Ueberwältigt von Gefühlen geht die Verlassene, ihr Kind dem Maler zurücklassend, ins Wasser. Die Geschichte streift tiefere, in der Kürze hier nicht wiederzugebende Motive. In der Darstellung der Handlung ist viel zu viel dem Zufall überlassen, was sich aus der Sache selbst herausentwickeln müßte.

Die zweite Geschichte ist eine stimmungsvolle Novellette,

die die Größe eines Frauenherzens in der Entsagung schildert. Am besten, aber vielleicht etwas zu didaktisch als Novelle ist die letzte Geschichte: „Ein Talent", in der geschildert wird, wie ein talentvoller Knabe durch die Eitelkeit des eigenen Vaters in der Entwickelung gehemmt wird und schließlich elend zu Grunde geht. Die Geschichte hat ein gut Theil Lebenswahrheit für sich.

Ein poesiereiches Buch bietet Franz Lechleitner mit seinen „Wartburg-Novellen" (Nr. 3). Schon die erste Geschichte: „Die blonde Göttin" leitet das Buch stimmungsvoll ein. Es war der Tag der blonden Göttin! In blutigem Kampfe haben die Thüringer die Heruler besiegt. An der Seite des Thüringfürsten kämpfte der Freie Hildomar mit seinem Schildgenossen Ingram, der ihm das Liebste war, was er auf der Welt besaß. Ingram wurde von Sigrit, dem Weibe des Herulerfürsten, erschlagen, und Hildomar hatte sich nach dem Siege zur Rache des Weibes Freiheit bedungen. Prächtig schildert der Verfasser im Verlaufe der Novelle, wie der Haß und der Zorn Hildomar's gegen Sigrit sich in Liebe verwandelt und wie Sigrit die grausamen Mishandlungen erträgt, weil auch in ihr die Liebe erwacht ist.

Eine nicht weniger gute Novelle ist: „Der Mönch vom Methylstein." Willehalm, der Mönch, verbreitet in den Thüringer Landen das Christenthum, und der Fürst kann es nicht hindern, daß seine Tochter Irmgard der Christenlehre folgt, auch nicht, daß sie den Sohn des wahnsinnigen Honigmischers, der auch Christ geworden, liebt. In seiner Hütte traut der Mönch die Liebenden, aber Gift, das für den Mönch bestimmt war, tödtet Beide.

In der dritten Novelle: „Herrn Wolfram's schlimme Tage" bildet Wolfram von Eschenbach die Hauptfigur. Um den durch die falsche Liebe der herzlosen Frau Bride ums Leben gekommenen Freund zu rächen, verläßt er Weib und Kinder und zieht an den Rhein. Was Niemandem bisher gelungen ist, Frau Bridens Herz zu erweichen, gelingt ihm, aber statt nun seinen Schwur zu halten und Rache zu nehmen, unterliegt Wolfram selbst der Liebe. Nach der Heimat zurückgekehrt, sieht er Weib und Kinder an einer Seuche sterben; er erblickt darin die Vergeltung für seine Untreue.

Diese kurze Inhaltsangabe der drei Novellen gibt natürlich nicht im entferntesten den Reiz wieder, den der Verfasser hineinzulegen verstanden hat, zumal da durch die Schreibweise an sich, wenn sie oft auch etwas gesucht erscheinen mag, nicht unwesentlich zur Wirkung des Ganzen beigetragen wird.

Den Schluß des Buches bildet ein Weihnachtssang: „Wartburgfrieden", der die dichterischen Fähigkeiten des Verfassers ebenfalls im hellsten Lichte erscheinen läßt.

Vom süßen Maien soll es selig klingen,
Der Minne Sang, der Lerche Frühruf gleich,
Allüberall im deutschen Land das Singen
Vom deutschen Geiste und von seinem Reich!

Die historische Erzählung: „Die Burgfrau von Ahlden" (Nr. 4), die den 6. Band der vaterländischen Erzählungen von Hermann Tiemann „Aus dem alten Sachsenlande" bildet, besitzt ebenfalls einige Vorzüge, deren wichtigster in der Behandlung geschichtlichen Stoffes liegt. Ist er auch durch allerlei phantastisches Beiwerk romanhaft ausgestattet, z. B. Zigeuner und Wahrsagerinnen, so ist dem Leser doch im allgemeinen ein richtiges Bild historischer Begebenheiten vor Augen geführt, und zwar aus der vaterländischen Specialgeschichte. Die Heldin der Erzählung ist die nach Scheidung ihrer Ehe auf Schloß Ahlden gefangen gehaltene Sophie Dorothea, die Tochter des Herzogs Georg Wilhelm von Lüneburg-Celle, und die Handlung stellt die Geschichte der unglücklichen Ehe mit ihrem Vetter, dem Kurprinzen Georg Ludwig von Hannover dar, dem nachmaligen König Georg I. von England. Der Verfasser will einen Einblick in das Hofleben der damaligen Zeit geben mit seinen Ränken, seiner Leichtlebigkeit und seiner Verdorbenheit. Dieser Zweck ist ihm gelungen, und mehr als das, denn die Lektüre führt auf unterhaltende Weise in die gesammte Geschichte jener Zeit ein. Diese gute Eigenschaft der Erzählung würde noch mehr ins Gewicht fallen, wenn der Verfasser in der Schilderung nicht oft etwas trivial würde und werthlose Nebensächlichkeiten mit nichtssagender Breite ausführte; dies gilt namentlich von geistlosen Dialogen. Jedenfalls aber ist eine derartige Geschichte für die Lektüre des Volkes wesentlich empfehlenswerther als die literarische Nahrung, die für gewöhnlich dem Lesebedürfniß der großen Menge entgegenzukommen bemüht ist.

Unter den Vertreterinnen der modernen Richtung in der Literatur nimmt Maria Janitschek eine der ersten Stellen ein. Auch ihre Geschichte „Atlas" (Nr. 5) weist genau nach, wo sie in die Schule gegangen ist: es ist ein Gemisch von phantastischem Schwulst und realistischer Kleinmalerei, wie das so viele Werke der Jüngsten sind. Solche Werke blenden leicht durch ihren fremdartigen Charakter, eine demonstrative Verachtung des bisher üblich Gewesenen und eine gewisse kraftgeniale Betonung von Abnormem oder geheimnißvoll Scheinendem. Diese Merkmale der neuen Schule treffen alle bei der vorliegenden Novelle zu, doch fehlt es ihr andererseits auch nicht an Geist, und namentlich stoßen wir auf ein stark ausgeprägtes Empfindungsvermögen und tieferes Eindringen in die Menschenseele.

In der Novelle handeln drei Personen: Gabriel Funk, sein Adoptivbruder Mark und ein junges Mädchen Namens Linchen Groß. „Mark war ein Hauptkerl, so scheußlich er war! Er hatte etwas vom Atlas, der die Erde trägt, an sich!" daher der Titel der Geschichte: „Atlas", der im übrigen völlig dunkel bleibt. „Die beiden Brüder hatten sich schrecklich lieb, trotzdem oder vielmehr weil sie keine Brüder waren, denn Blutsbande bedeuten nichts. Raublust ist's, die die eine Seele zur andern treibt. Und deshalb sahen sie sich so lachend in die Augen und stahlen mit leisen Diebsfingern einer dem andern die letzten Em-

pfindungen weg, in göttlicher Unverschämtheit." Gabriel wird Arzt, und er erlangt bald einen Ruf, Mark wird Maler. Beide wohnen immer noch in einem Hause, und Mark konnte ohne Gabriel nicht leben. „Er war die eherne Nabelschnur, die die beiden Freunde verband. Nur ein entsetzliches Feuer konnte dies erzene Band zum Schmelzen bringen. Gab es so ein Feuer auf Erden? Mark verneinte es in sich. Es müßte eine kriegerische Flamme vom Himmel stürzen, ein hungeriges Wunder aus dem Schos der Erde hervorbrechen, das solche Einheit zerschneiden konnte. Nein, nein, ihre Seelen hatten sich so ineinander verschlungen, daß die Vibrationen der einen die andere erschütterten, daß sie tranken mit einem Mund, haßten mit einem Haß und sich krönten mit einem Kranz. Sie waren einander nothwendig wie der Tod dem Leben. Sie glichen einem hoch auflohendem Feuer, in dem die zwei Funken: ich und du, untergegangen waren." Da verlobt sich Gabriel mit Linchen Groß, einem jungen unbedeutenden Mädchen. Mark sieht in ihr das gerade Gegentheil seines Bruders: „seine Ohren lauschten hungernd nach einem Wort von ihr, das auf das Dasein einer Seele schließen ließ". Er beschwört daher den Bruder von der Heirath abzustehen. Er haßt Linchen, weil sie ihm die Liebe des Bruders stiehlt und den Bruder nicht glücklich machen wird. „Er schlich sich nachts aus dem Hause fort, um unter ihrem Fenster die Fäuste zu ballen. Er konnte kein Auge schließen. Sein Verlangen, mit Gabriel wieder in das alte Verhältniß zu treten, wuchs ins Grenzenlose". Er preßte die Fänste an die Schläfe, „man sah, wie seine Augen dachten". Da endlich beschließt er, Linchen ins Atelier zu bestellen, um sie zu bitten, vom Bruder abzulassen. Es kommt zu einer aufgeregten Scene, Gabriel tritt dazu und wird von Mark erschossen, der an der Leiche sich selbst ebenfalls tödtet. Das alles mit dem Titel „Atlas" zu belegen, entspringt der Sucht nach Mystischem, die sich auch im Stile ausprägt, von dem nicht umsonst einige Proben eingeflochten sind.

Die Verfasserin der „Sylvesternacht" (Nr. 6), Olga Arendt, hat schon früher insofern in die Literatur eingegriffen, als sie unter ihrem Mädchennamen Olga Morgenstern — eine Tochter der Lina Morgenstern — sich als eine hervorragende Vortragskünstlerin erwiesen hat, und als solche Werke manches Dichters einem größern Publikum bekannt machte. In ihrer vorliegenden Erzählung greift Olga Arendt in den Stil der Romantiker zurück, und es ist vom praktischen Standpunkt aus eigentlich ein Wagniß, sie dem modernen Publikum anzubieten. Zauberei und Geistererscheinungen und sonst allerlei übernatürliche Geschehnisse spielen darin eine Hauptrolle. Man hält das heute für unwahr, obwol in dem Geist einer allegorischen Darstellung oft mehr Wahrheit stecken kann, als in einem Dutzend angeblich der Natur abgelauschter Geschichten. Die „Sylvesternacht" hätte eigentlich verständlicher „Die Jagd nach dem Glück" bezeichnet werden können. Sie beginnt als schlichte, idyllenartige Novelle. Ein junger Wanderer, Fridolin, kommt Abends müde in ein Dörfchen, und ein alter Mann gewährt ihm Unterkunft. Sie verstehen sich bald, und der Junge bleibt, und er verlobt sich sogar mit des Alten Nichte Katharina. Da erscheint ihm in einer Sylvesternacht der Teufel, der ihn verlockt mitzukommen; er wolle ihm das Glück zeigen. Auch der Vater des jungen Mannes (wie sich später herausstellt, ein Sohn des Alten) ist ausgezogen das Glück zu suchen, aber nicht zurückgekehrt. Der Hauptinhalt der Geschichte ist nun die Erzählung der Abenteuer, die Vater und Sohn, getrennt voneinander, auf der Suche nach dem Glück erleben: ihre Begegnung mit der Ruhmesgöttin, dem Ehrgeiz, der Selbstsucht, dem Neid, der Verführung, der Hartherzigkeit, dem Ueberfluß u. s. w. Nach jahrelangem Umherirren und bittern Erfahrungen aller Art finden beide schließlich da, wo sie ausgegangen sind, das Glück. Und wenn der Vater auch stirbt, er war glücklich angesichts der plötzlich wiedergefundenen Heimat, während Fridolin in den Armen seiner Braut das rechte Glück gefunden hat.

Die märchenhafte Erzählung enthält versteckt manche gute Eigenschaften; es sind praktische sociale Fragen und Wahrheiten neben philosophischen behandelt, und wer ihren Sinn herausfindet, wird die Geschichte nicht ohne Interesse lesen.

Schon Titel und Format und Ausstattung des neuen Buches von Bertha von Suttner (Nr. 7) zeigen, daß sie wiederum etwas Neues, oder sagen wir deutlicher, Apartes an das Licht der Welt gebracht hat. Frau von Suttner liebt die Ueberraschungen und eine solche ist hier gelungen. Das Publikum wird neugierig sein und das Buch kaufen. Das seiner äußern Gestalt nach dem gothaischen gräflichen Taschenbuch nachgebildete Buch enthält zwölf Geschichten, zu denen die Verfasserin durch die Lektüre des genannten gräflichen Taschenbuchs angeregt worden ist. Sie sagt darüber in einer Vorrede: „Romane sind es, Novellen, Dramen und Lustspiele, die sich mir da vorgaukeln — solche, an die mich die Namen von mir bekannten Personen erinnern, und solche, die, durch gewisse Andeutungen angeregt, in der eigenen Phantasie entstehen. Fröhliches, Glänzendes, Düsteres und Tragisches wechselt unter den gewendeten Blättern ab. Die einfache Erwähnung: „k. k. Sternkreuzordens- und Palastdame J. M. der Kaiserin" zeigt mir die große Dame, wie sie — das Diamantendiadem im Haar und das schimmernde Ordenszeichen auf der Schulter — durch die zum Ball erleuchteten Säle der Hofburg schreitet; der Zusatz hinter dem Namen einer achtzehnjährigen Comtesse: „vermählt am so und sovielten auf Schloß X mit dem Erbprinzen N", läßt mich die Festpracht einer in der Schloßkapelle abgehaltenen Trauung sehen, wo der Onkel der Braut — ein Bischof — das glückliche Paar zusammengibt; jene andere Vermählungsnotiz der Gräfin Hildegard Julia Sidonie Alexandra mit Dr. N. führt mir die Conflicte vor, die mit dem Sieg der Liebe über Standesvorurtheile geendet haben" u. s. w. Das klingt ganz hübsch, und die Verfasserin scheint nach Allem

auf diese Anregung zu literarischem Schaffen viel Gewicht zu legen, und doch theilt der „Gothaische" diese guten Eigenschaften mit jedem Adreßbuch. Wenn Frau von Suttner, sagen wir im wiener Adreßbuch blätterte, würde sie sich zu nicht weniger interessanten, ja, durch die Verschiedenheit der Unterschiede in den socialen Stellungen der aufgezählten Einwohner Wiens zu noch interessantern Combinationen begeistern lassen können. Die Beziehungen zum „Gothaischen" sind es also nicht, die uns an dem Werke interessiren, sondern es handelt sich darum, ob die literarischen Leistungen als solche Beachtung verdienen. Die zwölf Geschichten, die zum Theil in Dialogform gehalten sind, entsprechen ganz dem, was die Verfasserin in oben citirter Stelle des Vorworts sagt, nur daß der Schluß der Erzählungen meist in einer sogenannten „Pointe" ausläuft. Da ist z. B. ein Graf, dem bereits drei Frauen verunglückt sind; er erzählt seinem Sohne die Geschichte dieser Frauen zugleich mit der Erklärung, daß er sich zum vierten male verheirathen wolle. Zu gleicher Zeit will der Sohn dem Vater mittheilen, daß er zu heirathen beabsichtige, und dabei stellt sich heraus, daß die im Hause befindliche Erzieherin die Auserwählte von Beiden, Vater und Sohn, ist. Natürlich verzichtet der Alte zu Gunsten des Jungen. Aehnliche ernste oder heitere Geschichten stellen auch die übrigen Phantasien dar. Sie erheben sich in ihrer Harmlosigkeit nicht über die andern Werke der Frau von Suttner, enthalten aber manche stimmungsvolle oder sonst hübsch dargestellte Scene. Ernst Roeder.

# Feuilleton.

Den heutigen Bericht über die neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der englischen Literatur beginnen wir mit den „Speeches and Addresses of William McKinley" (Neuyork, D. Appleton u. Comp.). Von allen Chauvinisten und Demagogen, die gegenwärtig eine Rolle in der amerikanischen Politik spielen, ist der Verfasser dieses dicken und äußerst langweiligen Buches vielleicht der ärgste und durchtriebenste. Als der Hauptvertreter und der wichtigste Verfechter eines hohen Zolltarifsystems in den Vereinigten Staaten hat er dem Lande bereits unermeßlichen Schaden zugefügt und sehr viel dazu beigetragen, die dort herrschende Geschäftsstockung und die damit verbundene Geldkrisis hervorzurufen. Die meisten der im vorliegenden Bande enthaltenen Reden haben den Zweck, den von der republikanischen Partei eingeführten Schutzzoll zu verherrlichen und verrathen auf jeder Seite und fast in jedem Satze einen auffallenden Mangel nicht nur an literarischer Bildung, sondern auch an den einfachsten Elementarkenntnissen der Staatswirthschaft. McKinley scheint jedoch von seiner völligen Unwissenheit bezüglich der Grundsätze und Grundgesetze der Nationalökonomie nicht die leiseste Ahnung zu haben und fährt fort, dem amerikanischen Publikum das albernste und ungereimteste Zeug aufzutischen. Auf die Frage: „Was ist der Tarif?" gibt er in verschiedenen Reden ganz verschiedene und miteinander durchaus unvereinbare Antworten, sodaß man schließlich zu der festen Ueberzeugung kommt, der Tarif sei in McKinley's Augen nur ein vorzügliches Mittel, die Köpfe einfältiger oder selbstsüchtiger Wahlmänner zu verwirren und durch gemeingefährliche Agitation einem ehrgeizen politischen Streber die Präsidentschaft der großen Republik im Jahre 1896 zu verschaffen.

Den möglichst starken Gegensatz zu McKinley's rhetorischem Schwulst bildet das zweibändige Werk „Orations and Addresses of George William Curtis, edited by Charles Eliot Norton" (Neuyork, Harpers). Der Inhalt dieser zwei typographisch schön ausgestatteten Bände gereicht dem für die gesunde politische Entwickelung der Vereinigten Staaten viel zu früh dahingeschiedenen Curtis zur Ehre und gibt von seinen edeln Gesinnungen und echt patriotischen Bestrebungen ein sehr erfreuliches Bild. Hier findet man keine selbstgefällige Verherrlichung des Vaterlandes als des größten und glorreichsten Landes auf Erden und keine hochtrabende Lobpreisung der Republik als der besten Regierung unter der Sonne; derartige grobe und unwürdige Prahlereien überläßt er den auf den eigenen Vortheil bedachten Kannegießern, die dem Volke schmeicheln, um es desto leichter zu gewinnen und sich zu Nutze zu machen. In seinen Reden und Vorträgen sieht er seine Zuhörer nicht als unwissendes und willenloses Stimmmaterial an, sondern er richtet ernste Worte an sie als ehrliche und einsichtsvolle Mitbürger eines großen Gemeinwesens, deren Gedeihen von dem richtigen Verständniß und der gewissenhaften Anwendung der Grundsätze, auf denen es beruht, abhängig ist. Im ersten Bande wird hauptsächlich das wahre Wesen der amerikanischen Staatseinrichtungen erörtert und erklärt und die besondere Pflicht der gebildeten und gelehrten Stände, sich an dem politischen Leben zu betheiligen ausgesprochen und energisch betont; während der zweite Band eine Reihe von officiellen Berichten über „die Civildienstreform" und mehrere öffentliche Vorträge zur Beförderung dieser höchst wichtigen Umgestaltung und Verbesserung des amerikanischen Beamtenthums enthält. Das Werk ist der werthvollste Beitrag zur Kenntniß der sich immer mehr Geltung verschaffenden politischen Reformbewegungen und -Bestrebungen in den Vereinigten Staaten, der bisjetzt erschienen ist. Es ist auch für Curtis ein Ehrendenkmal dauerhafter als ein Standbild von Erz und Stein.

„Gouverneur Morris by Theodore Roosevelt" ist der letzte Band der bekannten, „American Statesmen" betitelten, und im Verlag von Houghton, Mifflin u. Comp. zu Boston regelmäßig erscheinenden biographischen Sammlung, die bereits mehr als zwanzig Bände umfaßt und sich in den Vereinigten Staaten, sowie in England mit Recht einer außerordentlichen Beliebtheit und eines entsprechenden buchhändlerischen Erfolges erfreut. Von diesen gediegenen Büchern, die knapp, aber klar und anziehend geschrieben sind und als populär im besten Sinne des Wortes bezeichnet werden dürfen, sind zwei von Deutschen verfaßt worden, nämlich „John C. Calhoun" von Dr. H. von Holst und eine wirklich meisterhafte zweibändige Lebensbeschreibung des berühmten Politikers und Redners „Henry Clay" von Karl Schurz. In dem uns vorliegenden Bande hat Roosevelt einen sehr bedeutenden und höchst interessanten Mann zum Gegenstand seiner Darstellung gewählt und den ereignißvollen und einflußreichen Lebenslauf desselben mit offenbarer Liebe und in ungemein lebendiger und unterhaltender Weise geschildert. Gouverneur Morris wurde am 31. Januar 1752 zu Neuyork geboren, die damals eine rasch emporblühende Handelsstadt von ungefähr 80000 Einwohnern war, von denen die Nachkommen der ursprünglichen holländischen Ansiedler noch immer den Hauptbestandtheil bildeten. Dazu kamen ziemlich viele französische Hugenotten, Schotten, protestantische Irländer aus Ulster, zahlreiche Deutsche, einige Eingewanderte aus Wales und Skandinavien und 12000 Neger. Im ersten Kapitel wird eine treffliche Beschreibung der bunten Gesellschaftszustände und der verschiedenartigen, sich oft schroff entgegensetzenden politischen Anschauungen und feindlichen Parteiungen, die

aus dieser gemischten Bevölkerung hervorgingen, gegeben. Morris stammte von einem altadeligen Geschlecht ab und genoß einer sorgfältigen Erziehung. Sein Urgroßvater, der bei der Republik unter Cromwell in Kriegsdiensten gestanden, siedelte um die Mitte des 17. Jahrhunderts nach Amerika über, wo er in der Nähe von Neuyork einen großen mit gewissen Manorialrechten ausgestatteten Grundbesitz erwarb, der ihm und seinen Leibeserben wichtigen Antheil an der Colonialpolitik übertrug und besondere darauf bezügliche Pflichten auferlegte. Die Ausübung der gesetzgebenden Macht oder der richterlichen Gewalt wurde also als eine Art Familienvermächtniß angesehen, das in einer bestimmten Successionsordnung forterbte und von dem damit Betrauten nolens volens übernommen und nach Kräften verwaltet werden mußte. Als die Reihe an Gouverneur Morris kam, fand er diese unveräußerliche Würde keine Bürde, da er in hohem Grade befähigt war, den damit verbundenen Pflichten nachzukommen. Obgleich noch nicht fünfundzwanzig Jahre alt, als die amerikanische Revolution zum Ausbruch kam und die Unabhängigkeit der Colonien endgültig erklärt wurde, bot er dem Widerstand seiner aristokratischen Verwandtschaft und dem damaligen Uebergewicht des Torysmus in Neuyork Trotz und ergriff Partei für die Nationalsache, der er standhaft treu blieb und gute Dienste leistete. Er war nicht nur ein edler Patriot und einsichtiger Politiker, sondern auch ein tüchtiger Finanzmann, und bekanntlich ist die Finanzwissenschaft immer die schwache Seite der amerikanischen Gesetzgeber gewesen. Er war der Begründer der ersten Bank in den Vereinigten Staaten und der Urheber des amerikanischen auf Decimaltheilung beruhenden Münzwesens. Vom hohen Interesse sind die Kapitel, die seinen längern Aufenthalt in Europa und namentlich in Paris schildern, wo er am 3. Februar 1789 ankam und zuerst als Geschäftsmann und nachher als Gesandter mehrere Jahre zubrachte und die beste Gelegenheit hatte, die Annäherung und Entwickelung der französischen Revolution zu verfolgen. Er führte ein ausführliches, bisjetzt nur zum Theil veröffentlichtes Tagebuch, in dem er seine scharfen Beobachtungen der politischen Ereignisse, sowie der Vorgänge in den vornehmen Gesellschaftskreisen niederlegte. Er setzte sein Leben aufs Spiel, um den König und die Königin vor dem Tode zu retten, aber der Plan scheiterte an der Unentschlossenheit und Verzagtheit des Monarchen. Wir empfehlen Roosevelt's Buch als einen werthvollen Beitrag zur Geschichte der amerikanischen und französischen Umwälzungen am Schlusse des vorigen Jahrhunderts.

In „William Wordsworth, sein Leben, seine Werke, seine Zeitgenossen" (Halle, Max Niemeyer) hat Marie Gothein die still und ruhig dahinfließende Lebensgeschichte, aber reiche geistige Entwickelung und in der englischen Literatur epochemachende Thätigkeit eines in Deutschland wenig bekannten Dichters mit feinem Verständniß und warmer Sympathie geschildert. Selbst in England hat man Wordsworth jahrelang verkannt und sein eigenartiges und inniges Verhältniß zur Natur, sowie seine einfache volksthümliche Sprache allgemein verspottet. Der schottische Kritiker Francis Jeffrey hielt es für eine arge und elende Geschmacksverirrung, daß Wordsworth in „The Excursion" einen Hausirer zum Hauptsprecher des Gedichts wählte; denn den Anschauungen dieses bissigen Recensenten gemäß hätte der Dichter keine geringere Person als einen Lord zum Wortführer solcher Weisheit machen sollen. Von seinem Standpunkte aus war es „die erbärmlichste, herausforderndste Verkehrtheit" erhabene Gedanken in den Mund eines alten Reffträgers zu legen. Jeffrey war damals ein sehr gefürchteter Kritiker, und die „zermalmende" Art und Weise, wie er mit den Büchern jüngerer oder ihm unbekannter Schriftsteller grundsätzlich zu verfahren pflegte, hat sich leider auf die heutigen handwerkmäßigen Kritikaster, die im Solde der englischen Wochenschriften stehen, einigermaßen vererbt. Sein gehässiger Angriff auf Wordsworth in der „Edinburgh Review" war eine Zeit lang das Haupthinderniß einer richtigen Würdigung dieses Dichters, dessen wirkliche Verehrer sich dadurch so einschüchtern ließen, daß sie nicht mehr den Muth hatten, ihn öffentlich zu loben, sondern nur unter vier Augen wagten, ihre wahren Ansichten auszusprechen. In diesem Zusammenhange bemerken wir, daß die Verfasserin die anmaßenden Worte „This won't do", mit welchen Jeffrey seine abfällige Recension begann, „Das wird's nicht machen" übersetzt; unseres Erachtens würde die Verdeutschung „Das geht nicht an" den Sinn treffender und deutlicher wiedergeben. Den Lebenslauf des Dichters schildert Fräulein Gothein klar und übersichtlich und versteht auch seine hervorragendsten literarischen Zeitgenossen in das Gebiet der Darstellung zu ziehen und durch kurze, aber treffliche Charakteristiken zur lebendigen Anschauung zu bringen. Auf Coleridge's Veranlassung und von ihm begleitet, brachte Wordsworth den Winter von 1798 bis 1799 in Deutschland, und zwar meistens in der kleinen, an geistigem Verkehr sehr armen Stadt Goslar zu. Wie es nicht anders zu erwarten war, hatte er von dem Aufenthalt in einem solchen Orte weder Genuß noch Vortheil. Er besaß auch nicht die nöthige Anpassungsgabe und Empfänglichkeit des Geistes, um sich mit Leichtigkeit in fremdes Denken und in einen fremden Volkscharakter zu versenken, und wich in dieser Beziehung von seinem Freunde Coleridge völlig ab. Daher kam es, daß er dem weltbürgerlichen Crabbe-Robinson durch die abfälligen und abgeschmackten Urtheile, die er über Lessing, Goethe und andere Hauptvertreter der deutschen Literatur zu fällen pflegte, so oft ein Aergerniß gab. Im zweiten Bande hat uns die Verfasserin mit einer sehr glücklichen Auswahl von den bekanntesten und beliebtesten Gedichten Wordsworth's in vorzüglicher deutscher Uebersetzung beschenkt.

— Was ist Religion? Was ist Sittlichkeit? Und wie verhalten sich Religion und Sittlichkeit zueinander? Das sind die Fragen, die in dem auf Veranlassung des Parochialvereins von Heilig-Kreuz zu Berlin gehaltenen Vortrag: „Religion und Sittlichkeit von Kurt Stage" (Berlin, Bibliographisches Bureau, 1893) zur Erörterung kommen. Um sie gründlich zu behandeln, reicht natürlich ein Vortrag nicht aus. Auch kann man nicht sagen, daß im vorliegenden Falle die Lösung völlig genüge, schon deshalb nicht, weil der Vortragende für die Feststellung des Religionsbegriffes sich einseitig auf eine Gruppe liberaler Theologen stützt, die ihn keineswegs erschöpfen. Immerhin erfahren die Fragen, um die es sich handelt, eine geschickte Besprechung, der wir bis zum Schlusse mit steigender Theilnahme folgen.

## Bibliographie.

Aly, Dr. F., Geschichte der römischen Literatur. In 7 Lieferungen. Berlin, R. Gaertner. Gr. 8. 7 M.

Becher, W., R. Virchow. Eine biographische Studie. Berlin, S. Karger. 1 M. 60 Pf.

Fontane, Th. v., Vor und nach der Reise. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. 3 M.

Günther, C., Jahrhundertsende. Novellistische Skizzen. Frankfurt a. M., C. Koenitzer's Verlag. Gr. 8. 1 M.

Hartung, Dr. O., Die deutschen Altertümer des Nibelungenliedes und der Kudrun. Cöthen, C. Schulze. Gr. 8. 9 M.

Hebbel, Fr., Werke. Auswahl. Mit Dr. O. Linke. Halle a. S., O. Hendel. 2 M. 50 Pf.

Horne, A., Geschichte von Frankfurt a. M. in gedrängter Darstellung. Dritte Auflage. Frankfurt a. M. 8. 5 M.

Jähns, Max., Ueber Krieg, Frieden und Kultur. Eine Umschau. Serie XVIII, Bd. 3. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 1893. 8. 6 M.

Kiesewetter, K., Faust in der Geschichte und Tradition. Leipzig, M. Spohr. 1893. 8. 10 M.

Langen, M., Ein Anderer. Roman. Köln, Albert Ahn. 8. 2 M.

Meiche, Alf., Sagenbuch der sächsischen Schweiz. Leipzig, B. Franke. 2 M.

Oliphant, M., Die Herzogstochter. Roman. Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen. (Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek. 10. Jahrg. 15. Bd.) Stuttgart, J. Engelhorn. 8. 50 Pf.

Polko, E., Glück und Leid. Leipzig, Buchhandlung des Evangelischen Bundes von Carl Braun. 3 M.

Presber, R., Poveretto und andere Novellen. Dresden, E. Pierson. 3 M.

# Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von **F. A. Brockhaus** in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.


Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Werke von Ferdinand Gregorovius.

**Wanderjahre in Italien.** Fünf Bände. 8. Jeder Band geh. 5 M. 50 Pf., geb. 6 M. 50 Pf.

I. Figuren, Geschichte, Leben und Scenerie aus Italien. Siebente Auflage. — II. Lateinische Sommer. Sechste Auflage. — III. Siciliana. Wanderungen in Neapel und Sicilien. Sechste Auflage. — IV. Von Ravenna bis Mentana. Fünfte Auflage. — V. Apulische Landschaften. Dritte Auflage.

**Kleine Schriften zur Geschichte und Cultur.** Drei Bände. 8. Jeder Band geh. 5 M. 50 Pf., geb. 6 M. 50 Pf.

I. Inhalt: Sardes. — Hat Alarich die Nationalgötter Griechenlands zerstört? — Mirabilien der Stadt Athen. — Aus der Landschaft Athens. — Die Münzen Alberichs, des Fürsten und Senators der Römer. — Gumppenbergs Bericht vom Sacco di Roma. — Römische Bürgerbriefe seit dem Mittelalter.

II. Inhalt: Eine Weltchronik in Bildern. Mit 1 Tafel. — Die beiden Crivelli, bairische Gesandte in Rom im 17. Jahrhundert. — Neues Leben in Corsica. — Die Brüder von Humboldt. — Fünf Tage vor Metz. — Segesta, Selinunt und der Mons Eryx. — Der Umbau Rom's.

III. Inhalt: Die Villa Malta in Rom und ihre deutschen Erinnerungen. — Der Hegelianer Augusto Vera. — Clemens August Alertz. — Zwei wieder auferstandene antike Figuren von Erz. — Die Villa Ronzano. Ein Musensitz der Gozzadini von Bologna. — Das Urkundenbuch der Stadt Orvieto. — Das Bourbonenschloß Caserta. — Die Abruzzen. Ihre Geschichte und ihre Kunstdenkmäler. — Passionsspiele: I. Das römische Passionsspiel im Mittelalter und in der Renaissance. II. Das deutsche Passionsspiel in Tirol. — Die großen Monarchien oder die Weltreiche in der Geschichte.

**Euphorion.** Eine Dichtung aus Pompeji in vier Gesängen. Sechste Auflage. 8. Geh. 2 M. 40 Pf. Eleg. cart. 3 M.

—— Illustrirte Prachtausgabe mit Original-Compositionen von Theod. Grosse. Zweite Auflage. 8. Eleg. cart. 7 M.

—— Silhouetten zu Gregorovius' Euphorion von Marie Rehsener. Fol. In Mappe 6 M.

**Athenaïs.** Geschichte einer byzantinischen Kaiserin. Dritte durchgearbeitete Auflage. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

**Die Grabdenkmäler der Päpste.** Marksteine der Geschichte des Papsttums. Zweite neu umgearbeitete Auflage. 8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

**Die Insel Capri.** Idylle vom Mittelmeer. Zweite Auflage. 8. Cart. 1 M. 80 Pf.

**Korfu.** Eine ionische Idylle. Zweite Auflage. 8. Cart. 1 M. 80 Pf.

**Gedichte.** Herausgegeben von A. F. Graf von Schack. 8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

**Lieder des Giovanni Meli von Palermo.** Aus dem Sicilianischen von Ferd. Gregorovius. Mit einer geschichtlichen Skizze der poetischen Nationalliteratur Siciliens. Zweite verbesserte Auflage. 8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Briefe an eine Freundin

von

**Wilhelm von Humboldt.**

Mit einem Facsimile, einem Vorwort und Sach- und Namenregister.

Zwölfte Auflage. 8. Geh. 4 M. 50 Pf. Geb. 6 M.

Das berühmte Buch, welches durch die geistvolle Aussprache über die tiefsten, den denkenden Menschen bewegenden Fragen des Lebens und durch die edle ungekünstelte Sprache zu einer bleibenden Zierde der deutschen Nationalliteratur geworden ist, liegt bereits in zwölfter Auflage vor.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Die Reconstruction der kirchlichen Autorität.

Von

**Ernst von Bunsen.**

8. Geh. 2 M.

Früher erschien von demselben Verfasser:

**Die Ueberlieferung.** Ihre Entstehung und Entwickelung. Zwei Bände. 8. Jeder Band geh. 7 M.

**Deutsche Verlags-Anstalt**
**in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.**

Sammlung hervorragender Novitäten

**des Auslandes.**

In dieser Sammlung ist soeben erschienen:

## Die Kunst, einen Gatten zu wählen.

Aus dem Italienischen
von

**Paolo Mantegazza.**

Preis geheftet M. 2. —; eleg. gebunden M. 3. —

Obiges Buch des berühmten italienischen Anthropologen und Psychologen ist ein Pendant seines bekannten Werkes, **„Die Kunst zu heiraten"**, das überall das größte Aufsehen erregt hat und in unserer deutschen Ausgabe binnen Jahresfrist mehrere Auflagen nötig machte. Dies neue Werk steht dem älteren weder an Gedankenreichtum noch Unterhaltungswert nach, übertrifft es aber an Dezenz.

Von Paolo Mantegazza ist bereits in sechster Auflage in unserem Verlage erschienen:

**Die Kunst zu heiraten.**

Preis geheftet M. 2. —; eleg. gebunden M. 3. —

**Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Neue theoretisch-praktische Grammatik

## der italienischen Sprache

für den Schul- und Selbstunterricht.

Von Cav. **Nicolò Claus.**

Vierte verbesserte Auflage.

8. Geh. 2 M.

Vor andern Lehrbüchern der italienischen Sprache zeichnet sich das vorliegende dadurch aus, daß es dem Schüler Anleitung gibt, möglichst rasch und gleichzeitig italienisch lesen, schreiben und sprechen zu lernen. Die seitherigen Erfolge bestätigen die Richtigkeit der vom Verfasser angewandten neuen Methode.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Patriotische Phantasien.

Von **Justus Möser.**

Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von **Reinhard Zöllner.**

Zwei Theile. 8. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 4 M.

Diese wohlfeile Ausgabe ist durch den Herausgeber mit erklärenden Anmerkungen und mit einer ausführlichen Einleitung versehen, welche den Leser über die Lebensumstände des Verfassers wie über den Charakter seiner Schriften nach allen Seiten hin orientirt.



Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 16. — 19. April 1894.



Inhalt: Zwei Kritiker: Ola Hansson. Anton E. Schönbach. Von Moritz Necker. — Alterthum und Gegenwart. Von Richard Opitz. — Zur deutschen Metrik. Von Adolf Brieger. — Aus der Erzählungsliteratur. Von Karl Müller-Rastatt. — Ein neues deutsches Epos. Von Richard Weitbrecht. — Eine neue Geschichte der antiken Philosophie. Von Otto Immisch. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.


## Zwei Kritiker:

### Ola Hansson. Anton E. Schönbach.

Kritische Essays von Ola Hansson liest man immer mit Vergnügen, weil er einer der nicht gar häufigen Recensenten ist, die mit redlichem Ernst ihre Aufgabe nehmen, für die die Lektüre eines Schriftstellers in der That ein Erlebniß ist, das ihre ganze Seele in Bewegung setzt, und die schreiben, um sich von dem Druck des Erlebnisses zu befreien. Hansson kam zur Kritik, nachdem er als recht modischer Novellist, d. h. als Seelenanatom, vielmehr Seelenpathолog begonnen und im Nachfühlen hysterischer Frauenzimmer überhaupt lange genug geschwelgt hatte. Diese Beschäftigung hat er satt bekommen, und sich auf das Nachempfinden und Zergliedern hervorragender Männer der Wissenschaft und Kunst verlegt. Das war jedenfalls ein Fortschritt, eine Gesundung. Das Vergnügen an der Seelenanalyse, am Schwelgen in Gefühlen und in der Beschaulichkeit der Kunstbetrachtung merkt man auch seinen Studien an, und bei seinem Reichthum an innern Erfahrungen, bei seiner virtuos ausgebildeten Kunst, sich zu belauschen, konnte es ihm als Kritiker nicht an feinen und geistreichen Beobachtungen fehlen. Dabei ist er nicht ohne wissenschaftliche Schulung, er hat viel gelesen und viel gelernt und sich einen Ueberblick über die Literaturen Europas erworben, der nicht vielen in gleichem Umfange möglich ist, denn zur Kenntniß der englischen und französischen Sprache tritt noch bei ihm die Kenntniß der jetzt so blühenden nordischen Sprachen. Er bringt also viel zum guten Kritiker mit. Nur ist ihm im kritischen Stil derselbe Mangel, wie in seinem frühern novellistischen geblieben: er schreibt fürs Gefühl, für den innern Sinn, aber nicht für die Augen, mit oft packender Unmittelbarkeit, aber auch mit dem alten Mangel an plastischer Anschaulichkeit. Ein Porträt zu zeichnen (man denke an die Meisterschaft Wilhelm Scherer's in dieser Kunst!), sodaß man die Gestalt des von ihm besprochenen Dichters vor sich sähe, ist seine Sache nicht. Der Inhalt seiner Essays prägt sich darum nicht leicht dem Gedächtnisse ein, soviel Gescheites auch darin stehen mag, und das hängt mit allen seinen Tugenden und derzeitigen Eigenheiten überhaupt zusammen. Derzeitigen, sagen wir, denn wir sind nach Lektüre seines neuen Buches*) überzeugt, daß Hansson jetzt erst eigentlich den Boden der rechten Kunstbetrachtung erreicht hat, als Theoretiker wenigstens, möglicherweise aber auch als schaffender Dichter, und daß er eine ganz neue Entwickelung nehmen wird, was ja die Zukunft wol erweisen wird. In den Essays ist Ola Hansson zunächst nur Psycholog. Mit der größten Unbefangenheit und Empfänglichkeit hat er sich daran gemacht, die specifisch modernen Menschen zu studiren, das ganz besondere Merkmal jener Charaktere zu finden, welche so recht in der Zeit wurzeln, d. h. solcher Menschen und Schriftsteller, die sich dem Ansturm der in der Luft liegenden Ideen nicht erwehren, die es nicht zu voll befriedigenden Schöpfungen bringen konnten, die zu schwach waren, um es zu einer vollen Harmonie ihrer Persönlichkeit zu bringen. Hansson hat eine kleine Reihe von Dichtern der verschiedenen Nationen zu diesem Zwecke ausgewählt und mit sehr viel Geist charakterisirt. Er beginnt mit dem Amerikaner Edgar Poe, darauf folgt der Russe Garschin, dann Max Stirner, der Vorgänger Friedrich Nietzsche's, dann Bourget, den Beschluß macht Böcklin; aber innerhalb dieser, sich auf hoher Höhe der Zeitbetrachtung erhaltenden Einzelbilder werden noch Ibsen, Strindberg, das neue junge Deutschland und viele andere skizzirt, denn es ist der Zweck Ola Hansson's, die der gesammten modernen Literatur eigenthümlichen Eigenschaften

*) Seher und Deuter. Von Ola Hansson. Berlin, Rosenbaum u. Hart. 1893. 8. 3 M.

zu erfassen und schließlich den wahrhaft künstlerischen Standpunkt zu gewinnen, den diese disharmonischen Genies und Talente nicht gewonnen haben. Die führende Idee seiner Studien ist die Erkenntniß, daß die Romantik mit dem Schwelgen in Gefühlen, mit der Erforschung der Nachtseiten des menschlichen Herzens, mit dem Belauschen der unbewußten psychischen Zustände den Anfang machte, und daß sich diese Richtung der Poesie im Laufe des Jahrhunderts immer stärker ausbildete. Die socialen Zustände, die Zermürbung des religiösen Gefühls, das Umsichgreifen eines absoluten Skepticismus, die außerordentliche Bereicherung des historischen Bewußtseins, das jedem System, jeder Weltanschauung die ihr eigenthümliche relative Berechtigung zugestand, hat die eigentlich künstlerisch productive Kraft untergraben, die doch nur in einer vollen Harmonie der Dichter- oder Künstlerseele mit der Welt und sich selbst bestehen kann. Dies ungefähr der leitende Gedanke Ola Hansson's. Auf eine ausführlichere Wiedergabe seiner Gedanken wollen wir nicht eingehen, denn da hätten wir zuviel einfach abzuschreiben. Er hat viele Auslassungen, die wir vollinhaltlich unterschreiben, und zwar deswegen, weil sie schon seit vielleicht einem halben Jahrhundert die leitenden Ideen der wissenschaftlichen Kritik Deutschlands sind. Man denke doch z. B. nur an Schopenhauer's Lehre von der willensfreien Betrachtung im ästhetischen Zustand, an Vischer's Lehre vom Humor u. dgl. m. Doch wollen wir noch eine Bemerkung anknüpfen. Da Hansson nicht von einer festen künstlerischen Ueberzeugung ausgeht, sondern diese gleichsam erst sucht und bei Böcklin gewinnt, so erzeugt er den Schein, als gäbe es außer den auch von ihm anerkannten ältern Dichtern (wie z. B. Gottfried Keller, Paul Heyse) gegenwärtig gar keine Dichter, welche die von ihm gesuchte Harmonie schon besäßen, und zwar nicht etwa so, wie Sonntagskinder ihr Märchenglück oder wie einfältige Menschen, die für das, was in der Welt vorgeht, überhaupt keinen Sinn haben, sondern ganz so besitzen, wie Ola Hansson es fordert: als Erwerb des Lebens, als künstlerische Läuterung, der allerdings in einer wahrhaft dichterischen Veranlagung der rechte Boden zum Gedeihen geboten sein muß. Bei der Lektüre des letzten Kapitels über Böcklin mußten wir immerfort daran denken, daß doch von den jüngern Dichtern keiner jene von Hansson so sehr gepriesene Ruhe und Seelenheiterkeit in dem Maße besitzt, wie Hans Hoffmann, den Hansson gar nicht einmal zu kennen scheint, denn er nennt ihn gar nicht. Wir machen ihm daraus keinen Vorwurf, denn Hansson scheint es bisher für nöthig befunden zu haben, sich mit den Modedichtern der Zeit herumzuschlagen, um zu seinem eigenen Standpunkt zu gelangen; und dieses Herumschlagen ist gewiß weit werthvoller und fruchtbarer gewesen, als etwa die Thätigkeit Hermann Bahr's, der viel flotter, prickelnder, feuilletonistisch glänzender als Hansson schreibt, seinen edeln Ernst und die Tiefe seines Gefühls aber vermissen läßt. Wenn irgendein Buch den Titel „Zur Ueberwindung des Naturalismus" verdiente, so sind es die „Seher und Deuter" Hansson's, der wirklich in den Abgrund steigt und dort den Drachen bekämpft und überwindet. Aber es gibt Leute, die eine solche innere oder äußere Ueberwindung niemals nöthig hatten, weil sie die künstlerischen Ueberzeugungen, welche Hansson erst spät, beim Studium Böcklin's erlangt zu haben scheint, schon längst besaßen, weil sie weniger nervös als er waren und sich nicht vom Modestrome mitreißen ließen, aus dem er sich nun in schwerer, wenn auch höchst achtbarer Arbeit herausreißen muß. Und diese Leute sahen der ganzen Bewegung viel kühler zu, und wenn sie Dichter wie Hans Hoffmann waren, so gingen sie still und einsam ihren Weg in der festen Zuversicht, daß ihre Zeit schon kommen wird. Auf die innere Verwandtschaft Hoffmann's mit Böcklin hat einmal einer seiner Kritiker in der „Deutschen Rundschau" (gelegentlich des Buchs „Von Frühling zu Frühling") hingewiesen. Wir selbst wiesen in den „Grenzboten" (1891, IV, 423 fg.) gelegentlich der Besprechung seiner „Geschichten aus Hinterpommern" auf den wundersamen Frieden und die heitere Ruhe dieser harmonischen Dichterseele hin, und zwar gerade im Contraste zur innern Ruhelosigkeit und Nervosität der Modedichter. Und wie Hoffmann zu dieser Harmonie gelangte, das erzählt er in der kunstvollsten Weise in seinen Gedichten „Vom Lebenswege", die 1893 bei Liebeskind in Leipzig erschienen sind, und die wir Ola Hansson zur aufmerksamen Lektüre bestens empfehlen, denn er wird ein ausgiebiges Object der Nachempfindung darin finden, und die Entdeckung, daß es in unserer nervösen Zeit doch noch gesunde Dichter gibt, wird ihn nachdenklich stimmen. Seine gesammte Aesthetik ist schon längst Gemeingut der Wissenden, aber wir wiederholen, daß damit der Werth seiner Studien nicht verringert wird, denn es kommt in aller Kunst und Kritik immer auf den einzelnen Fall, auf die Anwendung der richtigen Einsicht an. Hansson's meisterliche Studie über Stirner und Nietzsche, die den ersten Nachweis der vermuthlich doch unbewußten Uebereinstimmung beider erbrachte, ist eine Leistung von bleibendem Werthe.

Ein Kritiker ganz anderer Art ist Anton E. Schönbach, dessen Buch „Ueber Lesen und Bildung" nun in vierter, stark vermehrter Auflage vorliegt *). Anfänglich nichts anderes als ein Essay, der durch die vor einigen Jahren Mode gewordenen Listen der besten Bücher angeregt wurde, erweiterte sich Schönbach's Büchlein durch neu hinzutretende literarische Uebersichten und Kritiken einzelner bemerkenswerther Dichter zu dem gegenwärtigen Umfange, von dem nicht ganz ohne Grund gesagt wurde, daß er eine Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts in nuce biete. Die Absicht freilich, eine solche zu bieten, lag dem Verfasser fern. Da er aber stets den Blick auf den großen Zusammenhang der Erscheinungen sowol in der geschichtlichen Folge als in dem Nebeneinander der verschiedenen

*) Ueber Lesen und Bildung. Von Anton E. Schönbach. Vierte, stark vermehrte Auflage. Graz, Leuschner u. Lubensky. 1894. 8. 4 M.

Nationalliteraturen gerichtet hat, so bietet er mehr als blos Einzelstudien, sondern einen geschichtlichen Entwurf.

Schönbach ist nun ein ganz anderer Kritiker als Ola Hansson, obgleich er in der Grundanschauung, daß nämlich die gesammte literarische Entwickelung bis aufs gegenwärtige fin de siècle als „Romantik" zu betrachten sei, mit ihm übereinstimmt. Nicht aber allein in einzelnen Urtheilen, sondern auch in der kritischen Methode weichen beide sehr von einander ab. Schönbach nimmt den Standpunkt der Betrachtung lange nicht so tief innerlich wie Hansson. Er ist mit seiner großen akademischen Bildung und Wissenschaft kein Ideensucher wie Ola Hansson. Er tritt schon mit einer fertigen Bildung an die Dichtungen heran und hat schon den Maßstab, wonach er sie beurtheilen will, und zwar hat er ihn im Studium der Classiker gewonnen, zu denen er hält, unbeschadet seiner offenen Empfänglichkeit für alle nachfolgenden Richtungen, für alle Modernen. Schönbach geht darum als Kritiker vor allem auf Prüfung der Form einer Dichtung aus, ohne deswegen ein Doctrinär zu werden, der nicht auch mit Gerechtigkeit die Talente formloser Dichter, wie z. B. Grabbe, zu schätzen strebte. Aber immerhin: die Forderung künstlerischer Form ist das A und O seiner Kritik und stimmt ihn Dichtern wie z. B. Sudermann, die Ola Hansson wegen Mangels an originaler Weltanschauung nicht hoch schätzt, weitaus wärmer, als man von einem akademischen Manne vermuthen würde, wärmer selbst als einen Georg Brandes, der doch die Neigung Sudermann's zu Incest-Motiven (im „Katzensteg" und in den „Geschwistern") mit Bedenken hervorhob. Schönbach aber, der sich übrigens als ein heftiger Gegner von Brandes bekennt, findet für Sudermann's Drama „Sodoms Ende" sogar Worte wie „genial", bewundert „Iolanthe's Hochzeit" wegen der Virtuosität der Form, ohne die geringe Bedeutung des anekdotischen Motivs zu erwähnen, und geht selten auf eine psychologische Kritik und Darstellung der einzelnen dichtenden Persönlichkeiten ein. Von diesem seinem formalen Standpunkte aus hat Schönbach einige liebevolle und sehr feine Zeichnungen ihm sympathischer Dichter entworfen, die wärmste von Ferdinand von Saar, aber auch von Keller und Anzengruber, am ausführlichsten von Henrik Ibsen. Es sind Charakteristiken weniger der Menschen, als der Künstler, und darum lassen sie nothwendigerweise eine volle Befriedigung vermissen. Denn das was Keller's oder Anzengruber's starke Wirkungen ermöglicht, ist doch nicht blos ihre rein künstlerische Fähigkeit — obgleich ich weit davon entfernt bin, deren Werth zu unterschätzen und noch weniger den Werth des Studiums ihrer Form — sondern auch der Inhalt ihrer Schöpfungen, ihre ganze Individualität, worauf sich aber Schönbach grundsätzlich nur ganz flüchtig einläßt. Er bringt auch eine Charakteristik der Dichterin Marie von Ebner-Eschenbach, die zu dem besten und liebenswürdigsten gehört, was über sie geschrieben worden sein mag; eben darum halten wir es für geboten, einige Irrthümer, die sie enthält, hervorzuheben.

Schönbach hat ganz Recht, wenn er hervorhebt, daß sich Marie Ebner gegen das Princip der Nationalität wende, und die allgemeine Nächstenliebe darüberstelle; aber er betont die Aristokratin in der Dichterin doch mehr als gebührlich und übersieht, daß sie sich schon in den ersten Erzählungen 1875 („Ein Edelmann") gegen die Aristokraten, die mit der modernen Welt und ihren Forderungen nicht gehen wollen, ausgesprochen hatte. Wenn die Dichterin schon von diesem Gesichtspunkt betrachtet werden soll, so muß man im Gegentheil sagen, daß sie gut bürgerlich denkt und fühlt. Ausgehend von der Kritik des Adels und der von ihm überkommenen Lebensanschauung entwickelte sich die Individualität der Dichterin, und in mehr als einer Novelle hat sie dieser Kritik nachdrückliche Worte gegeben (in „Nach dem Tode", „Wieder die Alte", in den „Zwei Comtessen"). Schönbach geht ferner in seinem Suchen nach den unbewußten Elementen in dieser dichterischen Persönlichkeit irre, wenn er auch die Begabung und Lust zum Erzählen mit der aristokratischen Herkunft der Ebner in Zusammenhang bringt. „Höher als anderswo wird in der vornehmen Gesellschaft die Kunst geschätzt, gut zu erzählen, ein Schmuck reizvoller Conversation, und dankbarer als dort sind nirgends die «Gschichtelu», die Züge und kleinen Ereignisse, die mit den freier sich auslebenden Persönlichkeiten im Kreise der Bekannten verknüpft werden. Da mag auch der Genius der Frau von Ebner-Eschenbach eingesetzt haben." Das klingt bestechend geistreich, ist aber nicht zutreffend. Denn bekanntlich hat Marie Ebner viele Jahre ihres Lebens mit den Bemühungen um's Drama verbracht, 1860 schon hat sie eine „Maria Stuart in Schottland" drucken und (in Karlsruhe) aufführen lassen, und Otto Ludwig hat sie kritisirt, und es dauerte bis zum Jahre 1873, wo ihr „Waldfräulein" im Wiener Stadttheater mit nicht befriedigendem Erfolg gespielt wurde, bis Marie Ebner endgültig aufs Drama verzichtete und sich der Erzählung zuwendete, und kein Leser ihres ersten bei Cotta erschienenen Bandes und auch wol kein Kenner ihrer übrigen Novellen wird den Satz Schönbach's unterschreiben: „Die Begabung der Dichterin ging vom Erzählen an sich aus". Vielmehr ging sie immer von Ideen, von moralisirenden oder sonst welchen Tendenzen aus, und arbeitete sich allmählich zur objectiven, realistischen und naiv scheinenden Kunst durch, ohne deswegen die Ideen ganz aufzugeben. Und gerade in dieser stilvollen Vereinigung von Realismus und idealem Gehalt liegt die poetische Größe ihrer Novellen. Es ist ferner ein Irrthum, wenn Schönbach sagt: „Zuweilen wendet die Verfasserin mühsame Studien auf die Sache, und es war sicherlich nichts kleines, sich ins Uhrmacherhandwerk und seine Geschichte so zu vertiefen, wie das für „Lotti" geschehen mußte". Mußte? warum „mußte"? Die Erzählung hätte ohne diese Vertiefung wahrlich nicht viel an Werth verloren! Es muß doch für jeden kundigern Leser leicht zu errathen sein, daß die Studien im Uhrmacherhandwerk nicht eigens zu dem Zwecke gemacht wurden, um „Lotti,

die Uhrmacherin" zu schreiben, sondern daß schon vorhandene, aus Liebhaberei gesammelte Kenntnisse in der Erzählung verwerthet wurden, wie überhaupt eben Kenntnisse von einem Erzähler verwerthet werden. Dadurch, daß Schönbach von besondern Studien spricht, gibt er ein ganz falsches Bild von der Ebner'schen Art zu produciren. Sie ist viel naiver und hat nichts mit der Manier der französischen Realisten von Flaubert bis Zola gemein, die zu jedem Werke besondere Studien machten. Frau Ebner schafft aus dem Vollen ihrer jeweiligen Bildung und Empfindung. Endlich ist nichts irriger, als die Behauptung Schönbach's „George Sand hat sie besonders beeinflußt". Wir können uns da auf die höchste Autorität in dieser Frage berufen: auf Marie Ebner selbst, die uns einmal ausdrücklich die Novellentechnik Iwan Turgenjew's als das Muster bezeichnete, wovon sie am meisten gelernt hatte, was man auch, wenn man z. B. an den „Nebenbuhler", an „Er läßt die Hand küssen" u. dgl. denkt, sofort anerkennen muß. Die Werke von George Sand hat die Dichterin erst spät kennen gelernt, ohne sich von ihnen beeinflussen zu lassen. Wenn endlich Schönbach etwas mehr auf den Stil geachtet hätte, dann hätte er auch unmöglich „Margarethe", die 1876 entstand, und „Unsühnbar", das 1889 geschrieben wurde, in einem Athem genannt.

Kurz, der hochgeehrte Verfasser möge uns diese Polemik nicht verübeln: seine Charakteristik der Dichterin Ebner mußten wir im Interesse der Wahrheit bekämpfen, soviel Anregung wir auch sonst seinem Buche verdanken. Gerade weil es für weite Kreise maßgebend wird, muß man einzelne Irrthümer darin betonen. Moritz Necker.

# Alterthum und Gegenwart.

1. Eine Wallfahrt nach Dodona von Alexander Freiherr von Warsberg. Aus dem Nachlasse herausgegeben von Johannes Frischauf. Mit zwei Karten. Graz, Leuschner u. Lubensky. 1893. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.
2. Leben der Griechen und Römer. Von Guhl und Koner. Sechste vollständig neu bearbeitete Auflage herausgegeben von Richard Engelmann. Mit 1061 in den Text gedruckten Abbildungen. Berlin, Weidmann. 1893. 8. 18 M.
3. Stimmen der Griechen am Grabe. Von J. Geffcken. Hamburg, Voß. 1893. 8. 1 M.
4. Der Antheil der Plastik an der Entstehung der griechischen Götterwelt und die Athene des Phidias. Von Ballhorn. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Virchow und Wattenbach. Neue Folge. 8. Serie. Heft 174.) Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei. 1893. Gr. 8. 1 M.
5. Die Amazonensage, kritisch untersucht und gedeutet von H. L. Krause. Berlin, Heinrich. 1893. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Zu den Männern, die wie Schliemann als Pioniere der Erforschung des classischen Alterthums gelten können, gehört auch Alexander Freiherr von Warsberg, der leider zu früh gestorben ist. Aus seinem literarischen Nachlasse hat vor kurzem Johannes Frischauf ein Werk herausgegeben: „Eine Wallfahrt nach Dodona" (Nr. 1). Der Titel des Buchs bekundet schon, mit welchen Gefühlen der Verfasser seine Reise unternommen hat. Es sind die Gefühle reinster Begeisterung und schwärmerischster Hingabe an das Empfinden und Leben der classischen Völker, insbesondere der Hellenen. Das Vorhandensein solcher Männer ist der beste Beweis für den ewigen Werth der antiken Cultur. A. von Warsberg reiste im Jahre 1883 von der Corfu gegenüberliegenden albanesischen Küste über Sajada, Philiates, größtentheils am Kalamas, dem alten Thyamis, entlang über Zitza nach Janina. Von hier aus besuchte er die Reste des alten Dodona, um dann weiter zu pilgern nach Arta an den herrlichen Golf von Ambrakia. Auch Dodona und das umliegende Land erscheint ihm unter dem Gesichtspunkte der „homerischen Landschaft", deren Erschließung er schon eine Reihe von Werken gewidmet hat. Homer zählt er mit Recht zu den wahrsten aller Dichter und demnach auch zu den Geographen, die am getreulichsten geschrieben haben. A. von Warsberg kennt aber auch alle die andern Autoren, die sich über das Leben ihres Volkes und die Natur ihres Landes geäußert haben, und findet stets von neuem, daß auf classischem Boden die antiken Classiker immer wieder zu Worte kommen, „gleichsam als eine unsterbliche Volkssprache". Das Erfreulichste der Reisen in Griechenland ist ihm, „daß jeder Augenblick nicht nur die schönste Landschaft und das schönste Meer, sondern darin gesammelt zugleich ein Stück der schönsten Dichtung, der interessantesten Geschichte zu schauen gibt". „Il n'y a de bons commentaires que les voyages" ist auch sein Wahlspruch. Und wie er aus der Landschaft die Geschichte herausliest und in der Geschichte die Landschaft erkennt, so findet er auch die antike Bevölkerung überall wieder. Denn er ist überzeugt: „Wie die Früchte bringt auch dieselbe Erde dieselben Menschen wieder hervor, kann gar nicht anders produciren und der Mensch darauf mit allem Cultiviren und Aufpfropfen den angeborenen Kern nur etwas oberflächlich veredeln, nicht aber den wahren Typus bleibend umschaffen." Ja er nimmt sogar an, „daß die Thaten der Menschen sich auch gleichsam wie mit Samen fortzusetzen scheinen". Anlaß zu dieser Annahme gibt ihm die Thatsache, daß nach den Berichten alter Schriftsteller an derselben Stelle wie später Ali Pascha von Janina schon einmal ein Mensch ganz ähnlich gehaust hat. Zweifellos haften Geräthschaften und Gebräuche an der Scholle. Bald ist es das Halsband seines Pferdes, was unser Reisender sich besinnt ganz ähnlich auf einem antiken Sarkophag gesehen zu haben, bald sind es die Hüte der Bäuerinnen, in denen er aufs deutlichste den Schattenhut

der alexandrinischen Zeit, die Tholia (nicht Dotia!), wiedererkennt. Seine Begleiter reiten wie die Jünglinge am Parthenonfriese, und neben ihm läuft ein Gensdarm so unermüdlich wie ein antiker Kurier. Das Auge des Forschers haftet aber nicht blos an Aeußerlichkeiten, sondern es erkennt den Anlaß zu uralten Mythen in Erscheinungen der Natur. Alle Bäume und Sträucher sind ihm wohlbekannt. Schon diese naturwissenschaftlichen Kenntnisse bewahren ihn vor allgemeinen Redensarten über die landschaftlichen Bilder. Seine Schilderungen sind aber um so glaubhafter, als sie an Ort und Stelle niedergeschrieben sind. „Argwöhnt man dabei", so schreibt er selbst, „dennoch Uebertreibung und Fälschung, so ist es keine andere, als sie ein besonders glücklicher Augenblick manchmal dem Maler in seine Naturskizze legt." Dabei weiß der Weitgereiste dem Leser durch häufige Vergleiche mit bekanntern Stätten Europas die Natur der geschilderten Gegend zu verdeutlichen.

A. von Warsberg ist auch sonst nicht einseitig. So verfolgt er mit regem Interesse die Schicksale der von ihm bereisten Länder durch das Mittelalter hindurch. Die Schöpfungen der Normannen, der Byzantiner und der Venetianer erwecken gleicherweise sein Interesse. Für die heutige türkische Verwaltung kann er sich indeß nicht erwärmen, sondern ist mit ganzer Seele auch hier Philhellene, darin Byron gleichend, den er hoch verehrt und dessen Verse er mit derselben Begeisterung citirt wie die Homer's.

In unserer Sympathie für den Verfasser und sein Buch kann uns auch die Wahrnehmung gewisser äußerer Mängel nicht irre machen. Der Herausgeber hat an dem Grundsatze festgehalten, „stilistische Aenderungen nur da anzubringen, wo sie unbedingt nöthig schienen". Nun ist A. von Warsberg's Stil, der sich nicht selten zu edler Schönheit erhebt, mitunter etwas sorglos. Offenbar hat die letzte Feile gefehlt. Wir billigen es gleichwol, daß der Herausgeber hier nicht nachgeholfen hat, aber es finden sich auch einige kleinere grammatische Versehen, die um so mehr zu verbessern waren, als das Manuscript ein Dictat gewesen zu sein scheint. Auch sonst finden sich außer den vom Herausgeber selbst verbesserten, noch eine ganze Reihe Druckfehler und anderer kleinerer Unrichtigkeiten, namentlich in Eigennamen. Trotzdem sind wir dem Herausgeber aufrichtig dankbar dafür, daß er die Herausgabe der Schrift befürwortet hat, wie auch für seine Zuthaten, zwei Karten und praktische Bemerkungen zu einer Reise für solche, die dem dahingeschiedenen Forscher auf seiner Wallfahrt nachfolgen wollen.

Die Erwähnung Dodonas, über dessen Entdeckungsgeschichte A. von Warsberg von der gewöhnlichen Annahme abweichende Mittheilungen macht, ruft uns ein Werk in die Erinnerung, das sich zur Aufgabe gesetzt hat, die gesammte Cultur des classischen Alterthums in gemeinverständlicher Weise darzustellen. Wir meinen „Leben der Griechen und Römer" von Guhl und Koner (Nr. 2). Wir haben über die Vorzüge der sechsten Auflage schon nach dem Erscheinen der ersten Lieferungen gesprochen und können, nachdem nun das ganze Werk abgeschlossen vorliegt, das zum Lobe der Neubearbeitung Gesagte nur wiederholen. Ueberall nimmt man die Hand des sachkundigen Herausgebers wahr. Die neuere Forschung kommt z. B. bei der Schilderung des Hippodroms in Olympia, der Tracht, der Rudereinrichtung auf den griechischen Schiffen und der Umgestaltung des römischen Forums zur Geltung. Ganz neu ist eine die ältesten Ansiedelungen in der Poebene betreffende Einleitung zum römischen Theile und ein zusammenfassender Artikel über Pompeji. Was die Abbildungen anlangt, so scheint uns besonders erfreulich der starke Zuwachs an solchen, die Theater, Tempel und andere Bauten in ihrem gegenwärtigen Zustande zeigen. Trotz des Strebens, den Stoff möglichst um locale oder geistige Mittelpunkte zu gruppiren, ist, wie der Herausgeber Richard Engelmann selbst hervorhebt, noch Zersplitterung genug geblieben. Wir billigen es vollkommen, daß er nicht gleich die bisherige Anordnung über den Haufen geworfen hat. Wenn wir aber bedenken, daß die seitherige Spaltung ihren Ursprung zum Theil wenigstens der Doppelnatur der ursprünglichen Verfasser verdankt, so möchten wir dem Herausgeber wenigstens zur Erwägung anheimgeben, ob nicht doch für künftige Bearbeitungen ein noch weitergehendes Zusammenlegen, vielleicht gar der römischen mit den griechischen Abschnitten, sich ermöglichen ließe.

Daß, abgesehen von der Erforschung der antiken Stätten, auch aus der gründlichen Sammlung und scharfsinnigen Ausnutzung der Literatur noch ungemein viel für die Erkenntniß des antiken Lebens zu gewinnen ist, hat neuerdings wieder einmal Rohde in seinem Buche „Psyche" gezeigt, das über den Todtencult der Alten und über ihre Anschauungen vom Jenseits handelt. Das sind recht wichtige Kapitel, die den Geist eines Volkes oft besser wiedergeben, als die Aeußerlichkeiten seines Lebens. Auch sonst hat sich die Forschung der letzten Jahre viel auf diesem Gebiete bewegt. Die herrlichen attischen Grabreliefs, die uns allein schon tiefe Einblicke in das Seelenleben der Alten verstatten, sind in die Oeffentlichkeit getreten. Man hat sich kritisch mit den Grabgedichten der griechischen Anthologie und mit den Trostschriften der Alten beschäftigt. Es lag nahe, die Ergebnisse dieser Studien dem gebildeten Publikum zugänglich zu machen. Das hat mit viel Geschick besorgt J. Geffcken in der kleinen Schrift: „Stimmen der Griechen am Grabe" (Nr. 3). Nach einleitenden Bemerkungen über die vermuthliche Wildheit der ältesten griechischen Cultur und den besondern Standpunkt, den über Tod und Jenseits die Homerischen Gedichte einnehmen, nach einigen Andeutungen ferner über Heroencult und Mysterienglauben und über die Symbolik der Grabreliefs kommt er eingehend auf die griechischen Grabschriften zu sprechen. Er verfolgt die wechselnden Stimmungen, die sich hier äußern und bringt sie in Zusammenhang mit dem Wandel der politischen Geschicke und mit

den durch die großen Dichter, insbesondere die Tragiker, angebahnten Lebensanschauungen. Ebenso stellt er die einzelnen Motive zusammen. Aus den in gelungenen Uebersetzungen beigegebenen Beispielen heben wir eine Probe aus, ein Lied des Kallimachos, das an die Klage unseres Walther um Reinmar erinnert:

Ein trüber Laut schlägt mir ans Ohr,
Ein Name klingt entschwund'ner Zeit,
Er mahnt an unvergeßlich Leid,
Wie, Herakleit, ich dich verlor!

Du kamst, Halikarnassos' Sohn,
Zu uns und plaudernd brachtest du
So manchen Tag mit mir zur Ruh;
Nun bist du lange Asche schon!

Doch eines bleibt, das hebt mich wieder:
Es leben, vor des Hades Krallen
Geborgen, deine Nachtigallen,
Die Nachtigallen deiner Lieder!

Den Schluß bilden die verschiedenen Versuche, namentlich der Philosophen, die Schrecken des Todes zu überwinden. Für den gelehrtern Leser ist ein „philologischer Anhang" beigegeben, der es ermöglicht, die verwertheten Stellen im Originale zu vergleichen. Wir können unsern Lesern nur rathen, diesen Gang über die Gräber einmal zu thun. Denn Geffcken hat recht: „Wer durch die Grabsteine wandert und ihre Sprüche liest, der sieht hinein in das goldene griechische Herz."

Ein recht gefälliges Schriftchen ist auch das Ballhorn's: „Der Antheil der Plastik an der Entstehung der griechischen Götterwelt und die Athene des Phidias" (Nr. 4). Ausgehend von der Hoheit, die die griechische Götterwelt in den Meisterwerken der Kunst offenbart, bestimmt er das gegenseitige und besonders enge Verhältniß, das in Griechenland zwischen Religion und Kunst besteht, und zeigt an einem glücklich gewählten Beispiele die Vertiefung und Befruchtung, die die mythendichtende Volksseele durch den Künstler erhalten hat. Seine weitausholenden Betrachtungen sind nicht ermüdend, wenn er uns zeigt, wie durch die Natur des attischen Landes der Charakter der Athener und durch diesen wieder das Wesen der griechischen Religion bestimmt wird. Um einen Begriff zu geben von dem Wesen der Göttin, des reinsten Ideals unter den menschlich-göttlichen Charaktertypen, bespricht Ballhorn die an sie anknüpfenden Mythen. Hübsch zeigt er, wie die Mythe die in der ewigen Jungfräulichkeit liegende Gefahr der Vernüchterung zu vermeiden wußte. Diesen dankbaren Gegenstand nun ergriff der Meister, „der zu allen Zeiten am besten verstanden hat, aus der menschlichen Gestalt das Wesen der Gottheit hervorleuchten zu lassen". Ballhorn hat uns schon a priori das Bild erschlossen, wie es unter dem Meißel des Phidias hervorgehen mußte. Zur weitern Ergänzung zieht er dann die nachphidianischen Darstellungen der Göttin herbei, und zwar ohne Unterschied, wie die Büste aus der Villa Albani, die Pallasherme aus Herculanum, die Athene von Velletri, die Athene Giustiniani. Denn er ist der Ansicht, daß „alle spätern Athenegestalten, so viele auch geschaffen wurden, von dem Vorbilde des Phidias abhängig waren". Er behauptet das nicht von den Einzelheiten der äußern Darstellung, sondern von den allgemeinern Charakterzügen. Trotzdem muß diese Methode an sich ernste Bedenken erregen. Ueber die äußere Erscheinung der Athene des Phidias gibt Ballhorn nur das Hauptsächlichste. Auf eine kritische Behandlung, wie sie unter andern Th. Schreiber in den Abhandlungen der sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften 1883 unternommen hat, läßt er sich nicht ein. Der Schwerpunkt seines Schriftchens liegt überhaupt nicht in der archäologischen Forschung, sondern in der sinnigen Verknüpfung und Deutung des hauptsächlich in Frage kommenden. Auch er schlägt wie A. von Warsberg die Brücke vom Alterthum zur Gegenwart, wenn er sagt: „In der ganzen Geschichte der Transformation antiker Cultusbegriffe und Heiligthümer in christliche gibt es kein Beispiel einer so leichten und vollkommenen Vertauschung als die der Pallas Athene mit der Jungfrau Maria. Wie Heiden in Arabien, Syrien und Mesopotamien dadurch bekehrt wurden, daß sie in der Gottesgebärerin Maria die Göttermutter Cybele wieder zu erkennen glaubten, so brauchte das Volk der Athener nicht einmal den Namen seiner jungfräulichen Schutzgöttin aufzugeben; denn auch als christliche Gottheit blieb sie die jungfräuliche, die Parthenos."

Der Schild der Athene Parthenos war mit Darstellungen der Amazonenkämpfe geschmückt. Denn die Amazonen hatten für Athen besondere Bedeutung. Aber zu keiner Zeit haben sie ihr Interesse eingebüßt. Nun behauptet H. L. Krause in der Schrift „Die Amazonensage" (Nr. 5), daß die Berechtigung zur Annahme eines Weibervolkes bisher von niemandem durch eine einigermaßen erschöpfende Untersuchung nachgewiesen worden sei. Einen positiven Beweis zu geben, dürfte hier auch unmöglich sein. Aber mit Gründen der Wahrscheinlichkeit hat warm dafür sich ausgesprochen der Verfasser einer noch zu nennenden Abhandlung. Krause scheint uns überhaupt nicht den richtigen Standpunkt zur Frage einzunehmen. Er meint, wenn er nur alles, was über die pontischen Amazonen überliefert sei, als unhaltbar nachweise, so würde dies infolge des noch nachweisbaren Verwandtschaftsverhältnisses der drei Amazonensagen (zu den pontischen kommen nämlich noch die libyschen und die skythischen Amazonen) gleichbedeutend damit sein, daß es überhaupt nie ein Weibervolk gegeben habe. Das Vage mancher Angaben beweist höchstens, daß die Griechen über die betreffenden Oertlichkeiten nicht genau unterrichtet waren. Andererseits kommen bestimmte Mittheilungen, wie die des berühmten Arztes Hippokrates über die Bräuche der Sauromaten bei Krause zu schlecht weg. Er hat sich die Entstehung der Amazonensage recht hübsch zurechtgelegt, geht aber da, wo ihn Gründe im Stiche lassen, zu dictatorisch vor. Er nennt es z. B. eine „Verlegen-

heitsauskunft", wenn Schriftsteller von dem Umgange der Amazonen mit Männern der Nachbarstämme erzählten. Ja, eine Verlegenheitsauskunft war es wol, aber nicht der berichtenden Schriftsteller, sondern der Amazonen selbst, die ihr Geschlecht nicht aussterben lassen wollten. Alt ist der Streit über die Etymologie des Namens. Die gewöhnlichste Erklärung nimmt an, daß diesen Frauen die rechte Brust ausgebrannt gewesen sei, um nicht beim Bogenschießen zu hindern. Krause nennt diese Erklärung irrig und geht mit einem Citate darüber hinweg, „da es schon von vielen eingesehen worden ist". Auffällig bleibt aber doch, daß der treffliche Hippokrates bei den Mädchen der Sauromaten genau dieselbe Operation erwähnt. Nach Krause sind die Amazonen ursprünglich solche, die „kein Gerstenbrot (Maza) aßen, d. h. das Bacchusfest nicht feierten", und zwar ein Volk von Männern und Frauen, die Minyer. Daß nun die Fahrten der Minyer bei der Verbreitung der Sage eine Rolle gespielt haben, soll nicht geleugnet werden. Hierüber hat Krause manche gute Bemerkung gemacht. Er trägt aber auch ganz Andersartiges hinein, wie den Männermord der von Eifersucht gereizten lemnischen Frauen. Mit demselben Rechte könnte man die Danaiden zu den Amazonen rechnen. Wir sind auch nicht davon überzeugt worden, daß die Sage sich auf griechischem Boden selbst, in Böotien entwickelt habe. Was hätte die Griechen veranlassen sollen, die Amazonen später von sich abzulehnen, sie, die die jungfränliche kriegerische Pallas und Artemis mit ihren waffenkundigen Nymphen so hoch verehrten? Aber aus dem Norden und aus dem Oriente mochten wiederholt Nachrichten über das Erscheinen streitbarer Weiber dringen. Diesen Standpunkt vertritt auch die oben berührte Schrift Mordtmann's über die Amazonen (1862). Hier heißt es am Schlusse: „Von den Gebirgen Kurdistans herbeieilend erschien in Konstantinopel (1854) Kara Fatme Hanum an der Spitze einer Reiterschar und eilte sofort weiter nach der Donau, um die Feinde ihres Vaterlandes zu bekämpfen; es war keine hehre, imponirende Gestalt, wie uns Antiope und Penthesilea geschildert werden, im Gegentheil, es war eine bejahrte, kleine, fast zusammengeschrumpfte Alte, aber in ihren Augen blitzte ein kühnes Feuer."

Richard Opitz.

# Zur deutschen Metrik.

Neuhochdeutsche Metrik. Ein Handbuch von Dr. J. Minor. Straßburg, K. J. Trübner. 1893. 10 M.

Minor hat in seiner „Neuhochdeutschen Metrik" den Versuch gemacht, die „noch in ihren ersten Anfängen stehende Wissenschaft der deutschen Metrik" auf eine etwas höhere Stufe zu heben. Ob ihm das gelungen ist, das kann an dieser Stelle unmöglich mit ausreichender Begründung erörtert werden. Nur soviel will ich hier sagen, wie der Leser allenfalls in der folgenden Besprechung andeutend begründet finden kann: es fehlt dem Verfasser der neuesten „Neuhochdeutschen Metrik" zwar nicht an Fleiß und nicht an mannichfaltiger Belesenheit, wol aber an Sorgfalt: er hat weit über hundert Druckfehler stehen lassen, und führt — sechs Errata an, und falsch citirte Stellen sind bei ihm durchaus nicht selten. Es fehlt ihm ferner an ordnenden Gedanken, an Consequenz, an Klarheit und an Schärfe des Urtheils.

Den Gegenstand der deutschen Metrik bildet der sinngemäß gesprochene Vers. So lehrt Minor mit Recht. Schade nur, daß er nicht consequent dabei bleibt. Er unterscheidet, „vom musikalisch-rhythmischen Standpunkte aus" zwei Arten von Versen: solche, die auf dem regelmäßigen Wechsel von Hebung und Senkung beruhten, und solche, in denen Versfüße von verschiedener Silbenzahl vereinigt seien. Bei der ersten Klasse komme die Taktdauer nicht weiter in Betracht, wol aber bei der zweiten. Hier sei sie genau innezuhalten. Hierher sollen alle Versmaße gehören, in denen Senkungen fehlen und die vorhandenen Senkungen bald eine, bald mehrere Silben enthalten können. Das meint Minor, wenn er auch, verkehrt genug, von einer „Auflösung von Senkungen" spricht. Das finde statt in den sogenannten Knittelversen, in den freien Rhythmen und in den (meisten) antiken Versmaßen, wie sie bei uns gebraucht werden. In allen diesen Versmaßen komme die Taktdauer ebenso sehr in Betracht wie der Accent. Das soll wol heißen, es müssen, auch bei ungleicher Silbenzahl, die Versfüße so gesprochen werden können, daß sie an Zeitdauer gleich sind. Das ist nun bei freien Rhythmen oft einleuchtend unmöglich: „Nicht in den — Oce—an der — Welten—alle". Hier ist der erste Takt ohrenfällig länger als der zweite u. s. f. Und ebenso unmöglich ist es vielfach bei Knittelversen. Minor selbst läßt den bekannten Schiller'schen Vers so drucken: „frist den] Óchsen lieber als den Óxenstirn". Es ist kein Gedanke daran, daß der zweite und der vierte Takt mit dem ersten und dem dritten gleiche Zeitdauer hätten. Eher wäre das bei daktylischen und anapästischen Versen denkbar, wenn auch nur bis zu einem gewissen Grade. Damit wird auch die Unterscheidung hinfällig, die Minor zwischen diesen Versarten als quantitirenden und den andern als accentuirenden macht. Er hält diese Unterscheidung für fruchtbar. Nun, dann müßte er die Versmaße nach diesem Princip eintheilen, was er aber nicht thut.

Und nun Minor gegen Minor! Wenige Seiten weiter ruft er denen gegenüber, die einen Fuß wie „Sturmfluth zer(reißt)" im Hexameter nicht gelten lassen wollen, weil dieser ein quantitirender Vers sei, aus „Als ob man verschiedene Ohren hätte, um die accentuirenden und die

quantitirenden Versmaße aufzunehmen!" Hier hat Minor recht: Für quantitirende deutsche Verse gibt es kein Ohr, d. h. es gibt keine quantitirenden deutschen Verse.

Wie verhält sich nun also der deutsche Vers zum antiken, der unzweifelhaft quantitirend und durchaus musikalisch ist? „In der antiken Verskunst", sagt Minor, „ist der rhythmische Accent von dem Prosaaccent unabhängig, im deutschen Verse müßten beide zusammenfallen". Das letztere ist richtig, das erstere im günstigsten Falle verkehrt ausgedrückt. Aber dieser günstigere Fall liegt nicht vor, wie das folgende zeigt. Minor will die Sache durch das Beispiel eines griechischen und eines lateinischen Verses erläutern. Der letztere lautet: Principio coelum (doch wol caelum!) ac terras camposque liquentes. Dieser Vers würde „in der Prosa" (Minor meint: als Prosa gelesen) so betont werden: princípio coélum ac térras campósque liquéntes. „Im Verse (als Vers) aber lautet er mit durchaus versetztem Accent: príncipi|ó coelum | ác ter|rás cam | pósque li|quéntes". Gewiß, die Schüler sprechen in der Prosa princīpio, wie sie hōmo oder hommo sprechen. Richtiger bringen sie im Verse den Werth der Silben zum Ausdruck, indem sie princip**i**o, hom**o**, homōst u. s. w. sagen. Jetzt fehlt nur, daß die Tonsilben, ci u. s. w. um einen Ton höher gesprochen werden, als die nicht betonten Silben, und wir haben die Silbenwerthung der Alten. Das konnte der Verfasser in den von ihm im Bücherverzeichniß angeführten Metriken, vor allem in denen von H. Schmidt und W. von Christ finden. Es gehört zu den ganz elementaren Dingen. Längst hat man ganz richtig erkannt, daß der antike Vers auf der Quantität beruht, der deutsche auf dem Wortaccent. Minor läßt sich verleiten, aus einem völlig unzureichenden Grunde diese Unterscheidung aufzugeben.

Später erklärt er den natürlichen Accent der Deutschen als eine Verstärkung des Athmungsdruckes. Gut. Aber gleich hier müßte doch gesagt werden, und zwar als etwas durchaus wesentliches, daß dieser Accent in der unendlichen Mehrzahl der Fälle der an der Stammsilbe haftende logische Accent ist. Minor würdigt die Wichtigkeit dieser Thatsache so wenig, daß er da, wo er vom Nebenaccent spricht, ohne weiteres Beispiele anführt wie „Höffnungèn (— Wiedersehn", einer der vielen abscheulichen Reime in Schiller's Jugendgedichten). Er durfte solche Beispiele nicht eher anführen, als er darauf hingewiesen hatte, daß es im Deutschen neben dem logischen Accent einen rein rhythmischen gibt. Dieser entsteht, wenn im Verse eine tonlose Silbe zwischen zwei Tonlosen, oder nach einer Tonlosen am Ende des Verses steht. Ich will nicht sagen, daß Minor diese Thatsache geradezu verkannt habe, aber er spricht das Gesetz nicht aus, wo er es aussprechen mußte, und ist sich der Bedeutung der Sache durchaus nicht bewußt. Dasselbe gilt vom Accent der Emphase. Er nennt ihn einigemal beiläufig, hat ihn auch in der Recitation der Wolter gehört, aber er verfolgt diese Sache nicht weiter, die doch für den Vortrag des Verses so wesentlich ist. Wo er vom Verston handelt, mischt er, wie fast überall, Richtiges und Falsches durcheinander. Richtiges sagt er über den fallenden Anfang iambischer Verse, ganz verkehrter Weise aber sucht er die Tonverschiebung in trochäischen Versen zu entschuldigen oder gar zu rechtfertigen. Wir nehmen an Lenau's „Wo ausweinen kann verborgen eine unglückliche Liebe" nicht deshalb keinen Anstoß, weil es kein metrischer Fehler wäre, sondern weil uns die Bewegung unseres Gemüths den Fehler vergessen läßt. Die „schwebende Betonung" ist ein Unding. Schiller's „Das kann nicht sein, kann nicht sein, kann nicht sein" beweist nur, daß Schiller nicht hat declamiren können. Man denke an die berühmte Fiescovorlesung.

Ueber die Verwendung gewisser Wortschemata im Verse lehrt Minor neben Richtigem auch Falsches. So vertheidigt er einen der ärgsten Vossianismen, wenn er „Anbrandend steigt Meerfluth im Orkan" rechtfertigen will. Die Behauptung, daß zwischen zwei Accenten der mittlere verschwinden müsse, ist eine der vielen in ihrer Verallgemeinerung falschen Sätze, die Minor mit völlig unzureichender Begründung hingestellt hat.

Im vierten Kapitel handelt er „vom Versfuß oder vom Takt". Richtig ist, daß die Senkung auch durch eine Pause vertreten werden kann, wenn er aber fortfährt „oder auch ganz fehlen", so widerspricht er sich selbst. Denn er hat soeben gesagt, der Takt bestehe aus dem guten und dem schlechten Takttheil.

Mit Recht widerspricht Minor denen, die im deutschen keinen aufsteigenden Rhythmus gelten lassen wollen. Auch über den Hiatus äußert er ganz verständige Ansichten. Hier ist Goethe das ewige Muster. Wer dagegen schreiben kann „liebe ich", „habe ich", dem fehlt jedes Gefühl für die poetische deutsche Sprache.

In dem Abschnitt über den Vers spricht Minor auch, nach dem Vorgange von Sievers, der allerdings noch etwas weiter geht als er, von Dipodien. Ob es wirklich ein Gewinn ist, wenn man die durch einen stärkern Ictus bewirkte Zusammenfassung zweier Füße in einer accentuirenden Sprache mit dem Namen einer entfernt analogen Erscheinung aus der musikalischen Metrik der Griechen bezeichnet? Ich glaube, es genügt, wenn man darauf hinweist, daß diese Zusammenfassung, wie sie zuerst von Sievers vor allem in Faust's Monologen und Gesprächen so schön nachgewiesen ist, dem Rhythmus einen elegischen Charakter gibt. Hier waren übrigens auch Jordan's Vierhebungsverse zu behandeln, und nicht blos in dem Abschnitt über die Alliteration. Ueber das Enjambement war mehr zu sagen. Der Verfasser hätte sich Beispiele, wie („ein Jagdspieß. —) an dem er über breite Waldströme kühn sich schwang", nicht entgehen lassen sollen.

Ueber den „fünffüßigen Jambus" (richtiger wäre „iambischer Fünffüßler") lesen wir manches Interessante. Im Abschnitt über den Trimeter kommen mehrfache Unrichtigkeiten vor. Komisch ist folgendes: Montgomery

wünscht sich weit vom Schlachtfelde fort, er möchte sein „Daheim noch an der Savern blühendem Gestad". Hier ist Schiller gestranchelt, denn der Fluß heißt Severn (Séwern). Minor aber stranchelt noch schlimmer: er hält Savern für einen französischen Namen, betont demgemäß Savérn, und entschuldigt die vermeintliche abweichende Betonung in völlig verkehrter Weise. Warum hat Schiller auch aus der Gräfin von Zabern eine Gräfin von Savern gemacht!

Der Hexameter wird eingehend behandelt, freilich ohne daß man hier viel Neues fände. Die Besprechung der freien Rhythmen ist unzureichend. Eine Analyse der Klopstock'schen „Frühlingsfeier", dieses Wunders rhythmisch-musikalischer Kunst, hätte eine Fülle von Stoff gegeben. Ueber den vorzugsweise sogenannten Hans-Sachsischen Vers scheint Minor mir richtig zu urtheilen, wenn er zu der alten Anschauung zurückkehrt, daß der Dichter nur die Silben zähle.

Das sechste Kapitel behandelt die Alliteration, wofür Minor einmal aus Versehen Assonanz schreibt. Die Alliteration ist übrigens keineswegs blos in Klopstock's „Messias", sondern auch in den „Oden" oft sehr wirksam angewendet. In den Erörterungen über den Reim, sowie in denen über die verschiedenen Strophenarten habe ich nichts wesentlich Neues gefunden. Man erwartet es hier auch nicht.

Adolf Brieger.

# Aus der Erzählungsliteratur.

1. Der Sohn der Sterne. Roman von O. Elster. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt. 1893. 8. 4 M.
2. Idealismus. Eine Familiengeschichte von Emma Linck. Berlin, O. Janke. 1893. 5 M.
3. Der General. Eine erlebte Geschichte von Franz von Schönthan. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt. 1893. 8. 2 M.
4. Der Kastl vom Hollerbräu. Roman aus der münchener Brauwelt von R. von Seydlitz. München, Dr. F. Albert und Comp. 1893. 8. 4 M.
5. Liebesheirathen. Roman von Rudolf Lindau. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1893. 3 M.
6. Dubrowsky. Novelle von A. von Puschkin. Uebersetzt von Natalie von Bessel. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt. 1893. 8. 2 M.
7. Knut Hamsun. Mysterien. Roman. Einzige autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen von M. von Borch. Köln, A. Langen. 1893. 8. 5 M.
8. Stille Märtyrer. Moderne Erzählungen von Georg Keben. Zürich, Verlags-Magazin. 1893. 8. 3 M.

O. Elster's „Sohn der Sterne" (Nr. 1) und Emma Linck's „Idealismus" (Nr. 2) gehören in die Kategorie jener Bücher, die keine Existenzberechtigung haben. Es ist Schablonenarbeit von der ersten bis zur letzten Seite; längstbekannte Figuren, längstverbrauchte Motive, längst veralteter Stil, kurz der echte, schlechte Familienblattroman, dessen Helden zum Schluß nach allen möglichen Gefahren und Leiden glücklich und zufrieden werden. Nur die Titel wechseln, der Inhalt bleibt immer derselbe an Fadheit und geistigem Minderwerth, würdiges Lesefutter für jenes Damenpublikum, das ein Buch nur dann in die Hand nimmt, wenn es gilt, ein paar müßige Stunden mit Anstand todtzuschlagen.

Bedeutend höher steht Schönthan's „General" (Nr. 3), eine fein erzählte Geschichte, deren Eindruck nur durch etwas zu viel Sentimentalität am Schlusse geschädigt wird. Es sind Menschen von Fleisch und Blut, die uns vorgeführt werden, Charaktere, die uns interessiren, die uns beweisen, daß der Verfasser etwas von Psychologie versteht. Vor allem ist der Lieutenant Schödl, der im Mittelpunkt des Ganzen steht, eine moderne Figur, die unsere Theilnahme erweckt, durch den Zwiespalt zwischen Familientradition und geistiger Anlage. „Der Lieutenant Schödl wollte leben und sterben wie seine Väter und Vorväter — wie ein Held! Er glaubte sicherlich ganz ehrlich an seinen Heldenberuf, und wenn ihn einer gefragt hätte, ob er sich jetzt, gleich auf der Stelle, für seinen Kaiser und seine Fahne in Stücke hauen lassen wolle — er hätte aus seiner redlichen Seele heraus Ja und Amen gesagt. Donnerwetter ja! Wenn man mit einem so glänzenden Soldatennamen in die Armee kommt, das macht einen doch innerlich stolz und stark. . . . Aeußerlich glich er freilich mehr der Mutter und war klein und schwächlich geblieben, das ist wahr, und ein weichmüthiges Herz hat er auch, das muß er selber zugeben. Er kann kein Huhn schlachten sehen und wenn die Thür scharf in's Schloß fällt, fährt er schreckhaft zusammen — aber das sind doch schließlich nur die Nerven! Das hindert einen doch nicht, ein tapferer Kerl zu sein. Und er wünschte sichs gar nicht besser, als daß einmal ein Tag käme, wo ers beweisen könnte." Und als der Tag dann wirklich kommt, erweist er sich als zu schwach und geräth ins Elend, bis er dann schließlich doch sein Ende findet als „General", wenigstens in der Uniform eines Generals, wie die Mutter es geträumt. Das ist sehr fein ausgeführt und auch die Nebenfiguren weisen manches gute auf; besonders gelungen sind die Schilderungen aus dem frühern österreichischen Offiziersleben. Der „General" ist kein epochemachendes Werk, aber er gehört zu den bessern Erscheinungen auf dem Gebiete der modernen Erzählungsliteratur.

Das gleiche gilt vom „Kastl vom Hollerbräu" von R. von Seydlitz (Nr. 4). Der Roman liefert in schönster Weise einen Beleg dafür, daß auch ein schon oft verwendeter Grundgedanke fesselnd wirken kann, wenn man ihn neu einzukleiden versteht. Wenn wir den Inhalt

kurz dahin zusammenfassen, daß ein armer Bursch vom Lande in die Großstadt kommt, dort in mannichfaltigen Wandlungen geprüft und gefestigt wird, um schließlich als ganzer Mann mit dem Weibe seiner Jugendliebe vereinigt zu werden, so wird niemand bestreiten, daß dies Motiv schon einer ganzen Reihe von Romanen zu Grunde gelegen hat. Das kommt aber dem Leser kaum zum Bewußtsein, weil Seydlitz diese Geschehnisse in einem Rahmen vor sich gehen läßt, dessen sich vor ihm noch niemand bedient hat. Einen Roman aus der münchener Brauwelt nennt er sein Werk, und in der That gibt er in demselben ein überaus anziehendes Bild des Lebens und Treibens in den münchener Brauereien. Indem er den Kastl als „Haberfelder" in die unterste Klasse brautechnischer Hierarchie einreihen, Fässer waschen und Kühlschiffe ausbürsten, und dann allmählich zum Braumeister und Brauereidirector aufrücken läßt, entrollt er uns in der Folge der Kapitel eine fesselnde, nie in Trockenheit und Langeweile verfallende Schilderung der Thätigkeit der münchener Brauer, gibt er uns ein echtes, wahres Stück des Lebens in der bairischen Hauptstadt, und mit Interesse verfolgt der Leser den Werdegang des Titelhelden, dessen eigenartigen Charakter Seydlitz mit besonderer Liebe bis in die feinsten Seelenregungen verfolgt.

Zu den interessantesten Erscheinungen unter unsern modernen Erzählern gehört Rudolf Lindau. Weit herumgekommen in der Welt, mit der besten Gesellschaft vertraut, wie wenig andere, ist er auch in seiner Schreibart ganz der vornehme Mann, der so viel gesehen, daß er über nichts mehr erstaunt, und der seine Worte sorgfältig abtrennt und selbst bei der Darstellung heftigster Leidenschaft gedämpfte Töne anwendet. Er versteht das Maßhalten in ausgezeichneter Weise und erzielt trotzdem — oder vielleicht gerade deswegen — so große, nachhaltige Wirkungen, wie es denen, die sich in der Häufung krasser Ausdrücke, in der Weitschweifigkeit der Schilderung nicht genug thun können, kaum je vergönnt ist. Mit feiner Berechnung schreibt er so knapp als möglich, wählt aber seine Worte so, daß sie auf den denkenden Leser den beabsichtigten Eindruck machen müssen. Er ist kein großer Dichter, aber ein geistvoller Schriftsteller, ein scharfer Beobachter des high life. Als solcher bewährt er sich auch wieder in seinem neuesten Roman „Liebesheirathen" (Nr. 5). Der Held dieser Ich-Erzählung glaubt ein Fräulein von Wehrenberg zu lieben, verlobt sich mit ihr und verschreibt ihr auf Andrängen ihrer berechnenden Mutter mehr als zwei Drittel seines Vermögens zum Eigenthum. Aber noch während des Brautstandes entdeckt er, daß er sich in seinen Gefühlen getäuscht hat, daß er vielmehr die Braut seines Bruders, Natalie Ellrichs, liebt. Als Mann von Ehre aber hält er sein Wort und führt Johanna zum Altar, um in der Ehe nur zu bald einzusehen, daß sie ihn nicht aus Liebe, sondern nur der Mutter gehorchend, zum Manne genommen. Wie ihm nun an der Seite dieses kleinherzigen, kalten Geschöpfs das Leben zur Hölle wird, wie er endlich von der drückenden Kette befreit, doch in stummem Sehnen nach Natalie hinsiecht, bis endlich das thatkräftige Eingreifen seiner Schwester ihm die Geliebte zuführt, die die Verlobung mit seinem Bruder gelöst, das ist mit bewundernswerthem Geschick und mit einer psychologischen Folgerichtigkeit dargestellt, die rückhaltlose Anerkennung verdient.

A. von Puschkin ist in Deutschland hauptsächlich durch seine lyrischen Gedichte und seinen Versroman „Eugen Onägin" bekannt. Von seinen Novellen kennt man meistens nur „Den Mohren Peter des Großen", der einen unserer modernen Bühnendichter zu einem Drama angeregt hat, und die schwächliche fatalistische Novelle „Pique-Dame". Nun hat die Enkelin des Dichters, Natalie von Bessel, eine historische Novelle „Dubrowsky" (Nr. 6) ins Deutsche übertragen. Man muß Alexander von Reinholdt unbedingt recht geben, wenn er von ihr in seiner Geschichte der russischen Literatur behauptet, daß sie „meisterhafte Schilderungen des Lebens der Landedelleute und der provinziellen Sitten im 18. Jahrhundert" enthalte. Und für den Forscher ist es unleugbar von Interesse, zu sehen, wie das Haupt der russischen Romantiker zugleich Vorläufer des entschiedensten Realismus ist, indem er in „Dubrowsky" das wirkliche Leben blank und bar abschreibt. Im übrigen aber zeigt die Novelle doch nur, daß die spätern russischen Schriftsteller Puschkin in der Technik weit überholt haben und dem Lorbeerkranz, den Alexander Sergejewitsch mit Recht trägt, fügt sie kein neues Blatt ein.

Ein Buch wie nur wenige heutzutage auf den Markt kommen, ist Hamsun's Roman „Mysterien" (Nr. 7). Je nach dem literarischen Parteistandpunkte der Leser wird der eine das Buch in die tiefste Hölle verdammen, der andere bis in den höchsten Himmel erheben. Die objective Kritik aber wird festzustellen haben, daß hier ein nicht gewöhnlicher Geist gehört zu werden verlangt, einer, der seine eigenen Wege wandelt und seine eigenen Gedanken denkt. Nicht aus krankhafter Sucht, originell zu sein um jeden Preis, sondern weil er nicht anders kann. Da ist keine Pose, keine affectirte Gespreiztheit; aus jeder Seite liest man heraus: der Mann gibt sich, wie er ist, und schreibt, wie er fühlt. Das ist schon an sich eine Erfrischung in einer Zeit, wo die bewußte Mache sich so breit macht, das ist es doppelt, wenn der Autor zu den berufenen gehört. Und das ist bei Hamsun ohne Frage der Fall; man kann sich von ihm abgestoßen fühlen, in vielen Dingen geradezu entgegengesetzter Meinung sein, aber man kann ihm nicht abstreiten, daß er ein Schriftsteller ersten Ranges ist, ein Seelenkenner und ein Beobachter, um den wir die Norweger beneiden können. Wie er uns die kleine Küstenstadt schildert mit ihren Männern und Frauen und dem so unvermuthet hineingeschneiten Nagel-Simonson, wie er uns die kleinsten Fasern des Seelenlebens dieses räthselhaften Menschen bloßlegt, uns das Wachsen seiner Liebesleidenschaft zu Dagny Kielland, der blonden Pfarrerstochter malt, das ihn in den

Tod führt, das ist in kurzen Worten nicht wiederzugeben. Lebfrisch ist alles, plastisch springen die Figuren heraus und das Ganze athmet Wahrheit, unbedingte Wahrheit, ohne daß die Schönheit darüber zu kurz käme. Wer Knut Hamsun's Erstlingswerk mit den Mysterien vergleicht, der wird nicht verkennen, daß der Dichter an sich mit Eifer gearbeitet, daß er sich in einer Weise vervollkommnet hat, die uns mit hoher Achtung vor seinem künstlerischen Ernst erfüllen und die besten Hoffnungen für sein ferneres Aufblühen erwecken muß.

Welch ein Unterschied zwischen dem Norweger und dem Autor der „Stillen Märtyrer" (Nr. 8). Georg Keben ist ohne Zweifel ein sehr geistreicher Mensch und talentvoller Schriftsteller. Aber bei der Lektüre seiner Novellen, in denen aller Jammer der Welt angehäuft ist, wird man nie das Gefühl los: das ist nicht echt, ist nicht von innen herausgequollen, sondern von außen absichtsvoll herbeigezogen, ist nicht naturnothwendig geworden, sondern das Product grübelnder Mache. Du lieber Gott, die Welt ist kein Rosenthal, das erfahren wir alle täglich. Aber wenn sie wirklich jemandem so dunkel, so ohne jeglichen Sonnenstrahl erschiene, wie sie Keben erscheinen müßte, wenn es ihm heiliger Ernst um seine „Stillen Märtyrer" wäre, er würde wahnsinnig oder machte seinem Leben schleunigst durch Selbstmord ein Ende. Nein, so ausschließlich aus Bosheit, Gemeinheit und Dummheit zusammengesetzt ist das Menschengeschlecht denn doch nicht, wie Keben uns glauben machen will. Im übrigen sei anerkannt, daß er ein scharfes Auge für das Packende hat und manche glückliche psychologische Bemerkung macht, was sich noch mehr geltend machen würde, wenn er seine Umgebung nicht immer nur durch schwarze Gläser betrachten wollte. Ein überaus zeitgemäßes Thema greift er in der umfangreichsten Erzählung „Dem Tode geweiht" auf. Der Antisemitismus mit seinen Ausschreitungen ist es wol werth, den Stoff für einen modernen Roman abzugeben. Aber, so wie Keben sie angegriffen hat, läßt sich die Aufgabe nicht lösen. Der Dichter soll über seinem Stoffe stehen, Objectivität muß seine Losung sein. Wenn man so entschieden Partei nimmt, wie Keben, kann man vortreffliche Broschüren schreiben, aber nie und nimmer ein Kunstwerk schaffen. Und so steht die Sache denn doch auch wirklich nicht, daß alle Christen rüde, sittenlose Gesellen wären, wie es nach der Keben'schen Novelle scheint. Indem der Autor sich so thöricht übernimmt, schadet er der Sache, die er fördern will, und stößt jeden besonnen Denkenden vor den Kopf.

Karl Müller-Rastatt.

# Ein neues deutsches Epos.

Vestigia Leonis. Die Mär von Bardowiek von Richard Nordhausen. Leipzig, C. Jacobsen. 8. 4 M. 20 Pf.

Es gehört zu den seltenen Augenblicken im Leben des Kritikers, wenn ihm unter der Fülle von Mittelgutem einmal etwas Ausgezeichnetes in die Hand fällt, eine Dichtung, bei welcher er nicht blos sozusagen eine Privatfreude als Kritiker und Mensch empfindet, sondern bei der er sich für die ganze Dichtung der Gegenwart freuen kann. Eine solche Freude hat uns Nordhausen's Epos gemacht und wir sind versucht, ihn den einzigen Ependichter der Gegenwart, wenigstens unter dem jüngern Geschlecht, zu nennen. Man thut ihm einfach unrecht, wenn man viele Worte daran verschwendet, um zu beweisen, daß sein Epos thurmhoch über den Salonepen unserer berühmten Ependichter Julius Wolff u. a. steht. Einen Vergleich halten jene in zahllosen Auflagen erschienenen Epen mit diesem gar nicht aus; man kann sie auch nicht vergleichen, schon deshalb nicht, weil R. Nordhausen eine gewaltige dichterische Kraft ist, die keine Schranken kennt, als die ästhetischen, auch in Darstellung der Sinnlichkeit nicht, während jene, ganz ihrem Talent entsprechend, hübsch backfischrein, minniglich, folglich salonfähig, folglich verkaufsfähig dichten. Bei R. Nordhausen ist alles Glut und Begeisterung, alles Schwung und Kraft, vielfach noch ungebändigte Kraft, aber von echt dichterischem Talent so im Zaume gehalten, daß die unsern jungen poetischen Krafthelden eigenen Ungeheuerlichkeiten und Geschmacklosigkeiten vermieden werden. Hier und da freilich hat er sein dahinstürmendes Roß hart an der Grenze gezügelt, wie er auch in Darstellung sinnlicher Seenen, die indessen nicht überflüssiges Beiwerk, sondern unzertrennbare Theile der ganzen Anlage sind, etwas weniger modern dicke Farben hätte auftragen dürfen. Uebrigens entspricht das von ihm gezeichnete Bild der Sinnlichkeit im 12. Jahrhundert viel eher der Wirklichkeit als alle die üblichen minneseligen Tiraden in den modernen mittelalterlichen Epen.

Damit ist freilich nicht gesagt, daß auch sonst alles der Zeit (1189) entspreche: der ganze sociale Gedankenkreis, in dem die Helden sich bewegen, die ganze Art, wie Nordhausen sie fühlen und sprechen läßt, ist nicht mittelalterlich, sondern modern. Allein zu einem wirklichen, uns Heutige packenden Epos konnte der Dichter seinen Stoff gar nicht gestalten, wenn er streng historisch bleiben wollte. Was war sein Stoff? Die bedeutendste und reichste Handelsstadt Norddeutschlands, Bardowiek, das Hamburg des Mittelalters, in sich selbst uneins und durch Kämpfe der Geschlechter und der Zünfte geschwächt, hält zu den Feinden Heinrich's des Löwen und wird von demselben am 28. October 1189 erobert und bis auf den Grund zerstört — heute ist es ein Dorf von 1800 Einwohnern, und nur eine Inschrift an den noch erhaltenen Resten des

alten Domes: „Vestigia Leonis" zeugt von der Vergangenheit.

Dieses Schicksal ist an und für sich nicht tragisch, sondern nur bedauernswerth, und ohne daß ein tragischer Zug in eine Mär hineinkommt, ergreift sie uns nicht. Der Dichter mußte also das Tragische in seine Helden legen, er mußte von einer rein historischen Nacherzählung absehen, er durfte nicht einbalsamirte Leichname in einer wohlconservirten versunkenen Stadt wandeln und handeln lassen sondern Menschen von Fleisch und Blut. Diese Menschen kann aber ein Dichter nicht anders schaffen als aus seinem eigenen Innern heraus. Und so müssen sie bis zu einem gewissen Grade moderne Menschen werden. Die Kunst hierbei ist nur, den Leser keinen Widerspruch zwischen der Zeit der Handlung und zwischen den Handelnden empfinden zu lassen, und das ist nur einer großen, hinreißenden dichterischen Kraft möglich, wie sie R. Nordhausen besitzt.

Ich glaube, daß es kaum ein Epos gibt, das den Leser so in seinen Bannkreis zwingt wie dieses. Es enthält auch nicht eine Stelle in seinen neun- bis zehntausend Versen, die mühsam gemacht wäre, nirgends ein Versanden, ein Heruntersinken aus der dichterischen Höhe, nirgends eine banale Phrase oder nichtssagende Füllworte und -Verse. Nur das Wörtlein „so" für „ganz" oder „sehr" misbraucht der Dichter öfters; z. B.: „So weltvergessen starrt ins Abendroth Jung Harald u. s. w." In den lyrisch-epischen Partien, insbesondere in dem Gesang „Liebeszauber", schweift der Dichter hier und da hinaus; es scheint, daß er dort lyrische Gedichte, die einer andern Veranlassung ihre Entstehung verdanken, eingefügt hat. Sie passen zwar stets in das Metrum, aber nicht immer ganz in den Mund seines Helden.

Von einem Epos erwartet man vor allem plastisch hervortretende Gestalten, Charaktere, die uns in ihrem Thun und Lassen interessiren. Nordhausen ist dieser Forderung in vollem Maße gerecht geworden, auch in den Nebenfiguren. Welch eine Gestalt ist nur der Maler und Musiker Heini Hoyer mit seinem Hund Zinnober! Dieser letztere ist freilich ein Nachkomme Hidigeigeis, wenn diese Verwandtschaftsbezeichnung zoologisch zulässig ist, aber trotzdem so original wie sein Herr. Auch das andere, was wir von einem Ependichter fordern, daß er Massen in Bewegung setzen könne, versteht Nordhausen, wenn auch nicht in dem Maße, wie die Charakterisirung einzelner Gestalten. Am wenigsten gelingt es ihm vielleicht im ersten Gesang, in welchem er, wie auch sonst manchmal, zu viele Worte über Personen und Sachen macht, statt diese selbst scharf umrissen vor unser geistiges Auge hinzustellen; am besten im letzten. Wir geben aus diesem einige Verse als Probe seiner hinreißenden Sprache, die zugleich zeigen mag, wie Nordhausen die Natur in die Menschenschicksale zu verweben weiß. Herzog Heinrich hat die Stadt erobert und heischt von ihr seinen Sohn Harald; dieser aber ist an seiner eigenen Natur und an dem Stumpfsinn der Menge, die er befreien wollte, zu Grunde gegangen und wird todt herbeigetragen:

Wie betend sinkt er an der Bahre nieder.
Doch nicht zum Himmel schweben die Gedanken,
Und seine Augen bohren sich gespenstisch
Ins lichte Spiel der Flocken, in die Ferne.
Ein Wink nun seiner Hand — und Ritter tragen
Gesenkten Haupts die Bahre in den Dom
Und setzen sie am Hochaltare nieder.
Der Welf sieht ihnen finster, schweigend nach,
Starrt in der Flocken flimmerndes Gestöber
Von neuem dann, minutenlang — schon deckt
Ein weises Leichentuch die arme Stadt . . .
Grausvolles Lächeln irrt um Heinrich's Lippen,
Wie an der Bürger todesbange Schar
Er diese hohngebeizte Rede richtet:
„Ein Stern trat unter euch, ein Sonnenstern,
Und eine Fackel hat sich euch entfacht,
Die Ewigkeiten zu erhellen träumte.
Der Löwe kam zur schmuz'gen Krämerstadt.
Der adlige, großmüthige. Sein Herz
War Mitleid, Liebe seine große Seele.
Ihr aber locktet ihn in grobe Schlingen
Und schlugt den Träumer, den ihr nicht verstandet.
Des Himmelsstürmers Spur verweht im Sand,
Doch unauslöschbar soll durch Ewigkeiten
Des Rächers Löwenspur, ihr Mörder, leuchten,
Und eine andre Fackel denn mein Sohn
Trag' ich in königlicher Faust — da seht!"
Mit jähem Griff reißt aus der Feuerlohe,
Die Harald's bleiches Angesicht bestrahlt,
Der Herzog einen mächt'gen Brand und schleudert
Ihn krachend auf des Domes Hochaltar.
Die Flammen züngeln gierig, singen, springen
Frohlockend am Getäfel hoch empor,
Und wie von hämischen Dämonenfäusten
Geschürt, sprühn Feuergarben auf zur Wölbung
Und schlagen glühende Brücken; von den Pfeilern
Trieft Glut herab, und Flammenschleier hüllen
Den Chor in buntes Licht. Versteinert steht,
Entsetzt und athemlos die bange Menge —
Dann aber steigt ein krieg'risch Heulen auf,
Des Herzogs That berauscht die wilden Herzen;
Dann brüllt vernichtend in der Bürger Schrei
Die Mordsucht und habsücht'ge Gier nach Plünderung.
Der Knechte Reihen lösen sich; es sprengt
Die Bestie tobend aller Ordnung Fesseln,
Und in die Gassen rings verstreut sich jauchzend
Der Diebsgesellen und Mordbrenner Schar.
Grauhaftes Tosen rings und Wehgeschrei,
Erbarmungsloses Würgen, wirres Wüthen,
Glut fällt vom Himmel, Feuer von den Dächern,
Und Bardowiek, das ewige, umwallt
Bunt flackernd der Vernichtung heißer Odem.

— — — — — — — — — — —

Es schneit noch immer fort. Gleich Sternen blitzt,
Millionen Sternen, im Geleucht der Schnee.
Phantastisch ist die weiße Winternacht
Von schwarzem Rauch, tiefbrannem Qualm umrändert,
Von goldenrothen Flammen überglüht.
Ins Schneegestöber prasselt Feuerwerk,
Und rothe Schlangen tanzen auf den Giebeln;
Viel hunderttausend Flammen summen, summen
Furchtbaren Psalm dem Rachegott da droben,

Der hinter blutigrothen Wolken thront.
Der Feuerschein erhellt die weißen Gassen
Wie Frühroth, wie Gewitterwolken ziehn
Rauchtromben rasend schnell vorbei, der Schnee
Verdampft und fällt als warmer Regen nieder.
Weltuntergang — es starb ein stolzer Stern,
Und schlafen ging ein ewiger Gedanke . . .
Den todten König hat die Sieg'rin Nacht
Wie's Fürsten ziemt, im Fenergrab bestattet . . .

Wir beglückwünschen die deutsche Dichtung zu diesem Epos. Dem jungen sechsundzwanzigjährigen Dichter aber wünschen wir, daß er sein großes Talent nicht allzu hastig ausgebe, wie das die Art der Modernen ist, sondern daß er es reifen und sich vertiefen lasse. Dann wird er vollends auf alle modernen Mätzchen verzichten und uns noch Größeres schenken, und er wird dann beweisen, daß das Epos der Gegenwart *nicht* der Prosaroman ist. Unwillkürlich ist uns der Gedanke gekommen, wie sich unter Nordhausen's Händen ein packender *patriotischer* Stoff gestalten und welche Wirkung ein solcher auf unsere Zeit haben müßte. Den dröhnenden dichterischen Posaunenton, der die dicksten Schläfer aufrütteln kann, besitzt Nordhausen in vollem Maße, und es müßte eine Lust sein, ihn in die Schlachttrompete stoßen zu hören.

„Vestigia Leonis", Löwenspuren kann man dieses Epos des begnadeten Dichters nennen: mögen sich diese Spuren weder im Sande der Alltagsdichterei noch im Schlamme der „Moderne" verlieren!

Richard Weitbrecht.

# Eine neue Geschichte der antiken Philosophie.

Griechische Denker. Eine Geschichte der antiken Philosophie von *Theodor Gomperz*. Erste Lieferung. Leipzig, Veit u. Comp. 1893. 2 M.

Es ist uns eine ganz besondere Freude, gelegentlich dieser ersten Lieferung auf das mit ihr begonnene große Werk des trefflichen wiener Gelehrten die Leser d. Bl. aufmerksam zu machen. Theodor Gomperz ist auf dem Gebiete der antiken Philosophie und ihrer Geschichte ein Name vom allerbesten Klange: er will uns mit dieser Gabe sein Bestes, „die Summe seiner Lebensarbeit" bieten, die reife Frucht jahrzehntelanger, eindringender Studien. Auf drei nicht allzu umfangreiche Bände ist das Ganze veranschlagt, und die für die Darstellung gewählte Form ist darauf berechnet und dafür geeignet, dem Buche eine Wirksamkeit über den Kreis der Fachgelehrten hinaus zu sichern. Es soll und wird Eingang finden überall da, wo eine höhere Bildung den Sinn für ein historisches Verständniß des Gewesenen aufgeschlossen hat. Man kann die Art des Gomperz'schen Buches kurz damit bezeichnen, daß man es eben ein *Buch* nennt, ein Buch zum *Lesen*, kein Repertorium oder mühsam zu handhabendes Instrument exclusiver Specialforschung. Daß es dabei für den Fachgelehrten nicht entbehrlich ist, daß es den eigentlichen Tagesfragen der Gelehrtenliteratur überall Rechnung trägt, versteht sich bei Theodor Gomperz von selbst: der Unterrichtete findet die Spuren davon überall. Nicht selten wird er, ohne daß der klare und durchsichtige Fluß der Darstellung dadurch irgendwie gehemmt worden wäre, beobachten können, wie der Verfasser in die actuellsten Controversen mit neuen und höchst beachtenswerthen Argumenten eingreift, so z. B. bei den Erörterungen über die morgenländischen Beeinflussungen der orphischen Mystik (S. 77 fg.). Der nicht zünftige Leser möge hieraus entnehmen, daß es die denkbar kundigste Hand ist, die sich ihm zur Führung in das Wunderland griechischer Weisheit bietet. Es handelt sich hier um ein Werk, wie gerade die deutsche Literatur nur wenige aufzuweisen hat: vornehm in der Haltung, künstlerisch durchgebildet in Sprache und Anordnung, getragen von der gründlichsten Beherrschung des Stoffes. Das Gomperz'sche Buch reiht sich etwa der köstlichen Geschichte der römischen Dichtung von Otto Ribbeck an, und wir möchten fast vermuthen, daß dieses treffliche Muster dem wiener Gelehrten bei der Ausgestaltung seines schriftstellerischen Planes vorgeschwebt hat. Deutlicher freilich als dieser scheint mir ein anderer Einfluß der Gomperz'schen Darstellungskunst zugute gekommen zu sein. Wir begegnen hier derselben feinen Kunst des Aufbaus und derselben saubern Eleganz des Stiles, in der der verstorbene Jakob Bernays glänzte, der es ja auch in so hohem Maße liebte und verstand „seine Edelsteine zu schleifen und zu fassen". Neben dem nirgends ruhenden Bestreben, den Ausdruck so deutlich und accurat wie möglich zu gestalten, hat es der Verfasser mit Recht nicht verschmäht, von den Schmuckmitteln der Rede einen reichlichen Gebrauch zu machen: die Arbeit des Verstandes versüßt er dem Leser gleichsam durch das Vergnügen, das er seinem ästhetischen Bedürfniß bereitet. Zierliche Wort- und Gedankenspiele sind überall verstreut und reizen dazu an, den wohlpointirten Sinn im Gedächtniß festzuhalten, so S. 28 das hübsche Wort vom „genialen Lichtsinn oder genialen Leichtsinn des ionischen Stammes", so die sinnvolle Charakteristik Hesiod's: „gleichsam ein Römer unter Griechen" (S. 31). Nur selten vergißt sich diese Stilkunst, sodaß sie ausgleitet, ins Barocke. Nur, weil wir die gewiß nicht ausbleibende Wiederholung des schönen Buchs auch von diesen wenigen Schwächen befreit sehen möchten, seien als Beispiele notirt: „Der ganzen Tonleiter menschlicher Empfindungen die reichste Nahrung gewähren" (S. 67) und „ein den Kern der Religion benagender und aushöhlender Strom" (S. 68). Doch wie gesagt, dergleichen Anstöße sind sehr selten.

Liegt die Berechtigung des Werkes somit schon in

seiner Form, die den schönen Gegenstand weitern Kreisen erst recht zugänglich macht, so ist ein zweiter Vorzug seine echt historische Objectivität. Die Geschichte der Philosophie ist ja bisher überwiegend, wie das in der Natur der Sache liegt, von Philosophen geschrieben worden. Es versteht sich von selber, daß dabei das philosophische Bekenntniß der Verfasser nicht ohne Einfluß bleiben konnte. Auch Zeller's monumentales Werk über die Philosophie der Griechen ist nicht völlig unberührt von dieser so natürlichen Subjectivität. Gomperz ist von Fach Philologe: für ihn handelt es sich auch bei der Geschichte der griechischen Speculation in erster Linie um ein „Wiedererkennen des Erkannten". Seine Richtung ist eine explicative, keine normative. Er beurtheilt die geistigen Phänomene weniger nach ihrem absoluten, als vielmehr nach ihrem relativen Werth: mit andern Worten er mißt nicht mit modernem, d. h. mit fremdem Maßstab. Gleichwol liegt es ihm besonders am Herzen, aus dem reichen Schatzhaus des antiken Denkens hervorzuheben, was auf den Typus der modernen Speculation und Bildung von bedeutendem Einflusse gewesen ist.

Eine selbständig erworbene und tiefgegründete Vertrautheit mit der Philosophie als Fachwissenschaft, darf freilich auch bei solch objectiver Behandlung des Gegenstandes nicht fehlen. Gomperz verfügt darüber in reichstem Maße; das versteht sich bei dem Kenner und Förderer der Stuart Mill'schen Philosophie von selbst, und wir haben es nicht nöthig zu bemerken, daß neben dem historischen ein unabhängiges philosophisches Urtheil auf allen Seiten redet. Nur, daß das zweite das erste nicht gefangen hält; nur, daß es weit davon entfernt ist, die Haltung des Ganzen als Ganzes zu fixiren!

Noch ein Wort über den Inhalt des ersten Heftes. Es beginnt mit einer Orientirung über den Boden und die Grundbedingungen, in denen der stolze Baum der Erkenntniß, den wir die hellenische Wissenschaft nennen, seine Wurzeln geschlagen hat. An eine Betrachtung der geographischen und historischen Voraussetzungen schließt sich eine Darstellung der Rudimente wissenschaftlichen Denkens, die Religion und Mythus umschließen. Die Besprechung dieser primitiven Thätigkeit des griechischen Geistes wird abgeschlossen durch die Beurtheilung der hesiodischen Theogonie, die das Streben nach Sichtung und Ordnung der mythisch-religiösen Ideen schon eine Stufe höher erscheinen läßt. Der ganze Abschnitt berührt uns wohlthuend durch den freien Standpunkt, auf dem der Verfasser Umschau zu halten vermag: er hat gelernt und lehrt, die dunkeln Fragen uralter religiöser Denkweise in anthropologischem Zusammenhange aufzufassen. Es versteht sich von selbst, daß dabei namentlich Erwin Rohde's tiefschöpfende Forschungen über die griechischen Vorstellungen vom Leben und Wesen der Menschenseele vollste Berücksichtigung erfahren haben. Hin und wieder hat es mir scheinen wollen, als ob manche Partien gerade dieses Abschnittes etwas zu abstract gehalten seien, ein Eindruck, der namentlich beim Vorlesen entstand. Doch waren hier, wie nicht zu verkennen ist, auch ganz besondere Schwierigkeiten zu überwinden. Das erste Kapitel behandelt sodann die altionische Naturphilosophie, einschließlich Heraklit's, dessen tiefsinnige Lehre besonders wirkungsvoll behandelt ist. Meiner Empfindung nach ist die dem großen Ephesier gewidmete Betrachtung das Glanzstück dieses ersten Heftes. Das zweite Kapitel gilt jenen speculativ ausgestalteten mystischen Lehren, die unter dem mythischen Sängernamen Orpheus zusammengefaßt werden. Nach dem Siege, den der norddeutsche Rationalismus der Voß und Lobeck über all das romantische Werben um die Schlüssel dieser Geheimnisse davongetragen hatte, herrschte lange Zeit eine skeptische Zurückhaltung in solchen Fragen. Die neueste Forschung, auch hier durch die Erschließung des classischen Bodens mit urkundlichem Material bereichert, hat diese Probleme von ganz neuen Gesichtspunkten aus zu behandeln gelernt. Sie bilden heute ein heißumstrittenes Gebiet: Gomperz führt uns in sorgsam erwogener Auswahl die wichtigsten Punkte vor Augen, und seine Darstellung erweitert sich, ohne daß der persönlich nicht betheiligte Leser weiter davon behelligt wird, zu einer höchst kunstvoll durchgeführten und überaus fördernden Kritik der jetzigen Anschauungen. Ob freilich seine Neigung, semitische Einflüsse in diesen schillernden Phantasmagorien aufzudecken, Beifall verdient, scheint auch mir zweifelhaft. Ich habe aber kein eigenes Urtheil in dieser Frage. „Bittrer Hohn", den zu erwarten Gomperz Grund zu haben meint, wäre seinen leidenschaftslosen und vorsichtigen Erwägungen gegenüber auf jeden Fall zu misbilligen. Mit Pythagoras und der Fortbildung der pythagoreischen Lehren beschäftigen sich die beiden folgenden Kapitel. Das vierte bricht leider mitten im Text ab, was ja in der buchhändlerischen Einrichtung des Lieferungswerkes bedingt ist. Wir haben die Offenheit, diese Einrichtung lebhaft zu bedauern. Ein Werk, bei dessen Lektüre die Schönheit der Composition einen so besondern Reiz ausübt, sollte man nicht in dieser Weise zerstückelt darbieten.

Doch das ist ja nebensächlich. Freuen wir uns vielmehr der schönen Gabe, und hoffen wir, daß das so schön Begonnene rüstig fortschreitet. Wir werden mit Vergnügen die Leser von diesen Fortschritten unterrichten und wünschen aufrichtig, unsere Ausführungen möchten dazu beitragen, dem Gomperz'schen Buche so viele Freunde zu gewinnen, wie es vor hundert andern verdient. Otto Immisch.

# Feuilleton.

Der allgemeinsten Beachtung empfehlen wir Professor Dr. Erb's Schrift: „Ueber die wachsende Nervosität unserer Zeit" (Heidelberg, Koester). Der Verfasser stellt zunächst den Begriff Nervosität fest und scheidet sie als Neurasthenie im engern Sinne von Hysterie und Hypochondrie. Darauf behandelt er die geschichtliche Ueberlieferung, erweist die größere Häufigkeit dieser Krankheit in unsern Tagen und verfolgt endlich in einer geistvollen Gesammtbetrachtung der Gegenwart die Gründe dieser Zunahme, um aus ihnen zum Theil ermuthigenden Trost für unseres Geschlechtes Zukunft und vor allem die Möglichkeit einer Verhütung weitern Wachsthums abzuleiten. Der Eindruck dieser Abschnitte ist überaus ernst. So weit sich der Verfasser von unerfüllbaren Forderungen hält, so sehr er in gerechter Würdigung und hochachtender Erkenntniß der Culturfortschritte nur das Mögliche, das Erreichbare betont: so eindringlich-hoheitsvoll erklingt seine Stimme wie die eines Sehers, eines Propheten. Möge ihm zum Heil unseres Volks das Los eines solchen erspart bleiben! Ich wünschte dieser Rede geradezu eine Massenverbreitung. Denn es ist keine Ueberschwenglichkeit, wenn ich jener eine größere Eindrucksfähigkeit zuspreche, als sonstiger Belehrung, Zusprache, Vorstellung. Das Vorstehende können einige Bemerkungen, die ich anknüpfe, in keiner Weise abschwächen. Bei diesem Thema kann der Arzt nicht umhin, die Schule in den Kreis seiner Besprechung zu ziehen. Er darf auch Bedenken gegen den Betrieb dieser Anstalt geltend machen. Geschieht das in der vorsichtig-maßvollen Form wie bei Erb, so kann sich die Angegriffene beruhigen mit dem Satze, daß nichts auf Erden vollkommen, also untadelig ist. Andererseits muß den Betheiligten auch eine Berichtigung vergönnt sein, so die, daß von fünf Stunden Unterricht nacheinander auf der Mittelschule billigerweise nicht mehr die Rede sein kann. Thatsächlich wird der genaueste Rechner nicht mehr als vier Stunden herausbringen. Worauf stützt sich ferner die Gleichung: Reform = Entbürdung? Maßgebende Kenner bestreiten ihre Gültigkeit durchaus. Auch muß ausgesprochen werden, daß alle Urtheile über die nervös machende Schule solange nur den Werth von Vermuthungen haben, als die ärztliche Wissenschaft nicht ein zuverlässiges Verfahren ermittelt hat, um unsere Jugend gleich zu Beginn der Schulzeit auf das, was Erb „neuropathische Belastung" nennt, zu prüfen. Solche Untersuchung gebietet nachgerade die Gerechtigkeit. Und ihr Ergebniß — wirkt vielleicht gleich klärend und reinigend wie das der Augenuntersuchung.

— Wenn Ibsen nur solche Pfeile abzuwehren hat, wie sie das Büchlein „Der Ibsen-Bund" von Arthur Zapp (Berlin, C. Georgi) gegen ihn wirft, so kann er ruhig seines Weges gehen; sie werden nicht verwunden. Die Schilderung der Charaktere ist seicht und oberflächlich, die Lösung der verschiedenen Knoten ist meist mit Haaren herbeigezogen, nach feiner Ironie über die nordischen Dichter sucht man vergebens, und wenn uns Ibsen's „Nora" auch nicht besonders anspricht, so erregt sie doch das Interesse ungleich mehr als Zapp's Gegenstück „Mila Steinbach". Dazu ist auch die Sprache nicht besonders anziehend; manchmal widert sie sogar den Leser an, wie bei der Schilderung der Martha Gründler. Bei alledem hat der Verfasser Ibsen gar nicht verstanden; er hätte recht viel von ihm lernen können. Der Inhalt ist kurz folgender: Martha Gründler, die Frau des Directors einer chemischen Fabrik, schwärmt für Ibsen's „Nora", ihre Freundin Else Willbrand, die Verlobte eines Assessors, für Björnson's Svava. Aus der Residenz wird ein Ibsen-Vorleser, Oswald Kramer, ein ausgehungerter und verschuldeter Literat, nach der kleinen Provinzialstadt gerufen. Für die Vorlesungen im Hause der Frau Steinbach, um die sich die Honoratioren der Stadt als Ibsen-Bund sammeln, erwärmt sich eigentlich außer den beiden Schwärmerinnen nur noch Martha Gründler, die Stütze der Hausfrau, aber mehr aus Dienstbeflissenheit. Die Schwärmerei erhält ihren Höhepunkt, als Lilly Adolfi aus Berlin in der Stadt erscheint, um die Titelrollen Ibsen'scher Stücke zu spielen, sie, die einstige Flamme des verlobten Assessors, von dem sie ein Tagebuch über seine Liebschaften besitzt. Jetzt soll der Lehre der nordischen Dichter die Praxis folgen: Mila Steinbach erzwingt von ihrem Gemahl, an seinen chemischen Arbeiten theilnehmen zu dürfen. Else Willbrand verlangt von ihrem Bräutigam, daß er nie ein Mädchen vor ihr angesehen oder gar geliebt und geküßt habe. Natürlich bald darauf die glückliche Lösung. Mila wird durch den Wahn geheilt, daß ihr Mann mit der Lilly Adolfi, die ihn allerdings jetzt mehr anzieht als seine Frau in den schmuzigen Arbeitssachen, ein näheres Verhältniß habe, Else durch die Lektüre jenes Tagebuches, das durch Zufall ihr in die Hände kommt und aus dem sie erkennt, wie gefeiert und angebetet einst ihr Bräutigam gewesen ist. Beide sind wie mit einem Schlage ganz andere geworden und der Ibsen-Bund löst sich infolge dessen in Wohlgefallen auf. Damit aber die in ihren Herrn verliebte Martha Gründler, die alte Jungfer von dreißig Jahren „mit ihrer plumpen Nase und ihren dicken und wulstigen Lippen" auch etwas bekomme, macht sie gerade an dem Tage, wo Steinbach hinter ihre Verliebtheit kommt und sie infolge dessen das Haus meiden soll, eine große Erbschaft und wird nun natürlich die glückliche Braut des verhungerten Ibsen-Vorlesers Kramer, den die Noth zwingt, in diesen sauern Apfel zu beißen.

— Die in dem Buche von Maurice Reinhold von Stern: „Stimmen der Stille. Gedanken über Gott, Natur und Leben" (Zürich, Stern's literarisches Bulletin der Schweiz, 1894), mitgetheilten Gedanken, die hin und wieder zu längern literarischen Erörterungen ausgesponnen werden, sind nicht gleichwerthig. Neben viel Hübschem, Sinnigem und Geistvollem findet sich manches Unreife, Platte und selbst Anstandswidrige, letzteres z. B. S. 7, Z. 6 fg. Der Verfasser ist von seiner Schwärmerei für die socialdemokratischen Volksbeglücker zurückgekommen, seitdem er ihre nähere Bekanntschaft gemacht hat. Aber für die Geringen und Enterbten schlägt sein Herz nach wie vor voll und warm, und das wollen wir ihm zur Ehre anrechnen, wie denn überhaupt seine Gedankenwelt von einem frischen, kräftigen Hauche des Idealismus wohlthuend durchweht wird.

---

## Bibliographie.

Müller, Dr. phil. Josef., Jean Paul und seine Bedeutung für die Gegenwart. München, Dr. H. Lüneburg. 8. 9 M.

Richter, O., David Hume's Kausalitätstheorie und ihre Bedeutung für die Begründung der Theorie der Induktion. Halle a. S., M. Niemeyer. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Rohde, E., Psyche. Seelencult und Unsterblichkeitsglaube der Griechen. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr. Gr. 8. 18 M.

Scartazzini, Prof. A., L'Italia. II. Davos, H. Richter. 4 M.

Schriften, Ausgewählte, weiland Seiner Kaiserl. Hoheit des Erzherzogs Carl von Oesterreich. Herausgegeben im Auftrage seiner Söhne der Herren Erzherzöge Albrecht und Wilhelm. 4. Band. Wien, W. Braumüller. Gr. 8. 12 M.

Spättgen, D. Freiin v., Von Bruderhand. Roman. 2 Bde. Leipzig, C. Reißner. 8. 6 M.

Stern, M. R. v., Erster Frühling. Dresden, E. Pierson. 1 M.

Strindberg, A., Die Vergangenheit eines Thoren. Roman. 3 Bde. Berlin, Bibliographisches Bureau. 9 M.

Suttner, B. v., Phantasien über den Gotha. Dresden, E. Pierson. 5 M.

— — Vor dem Gewitter. Ein Roman. Wien, M. Breitenstein. 4 M. 20 Pf.

Weber, A., Albrecht Dürer. Sein Leben, Wirken und Glauben, kurz dargestellt. Regensburg, F. Pustet. Gr. 8. 1 M.

Weber, C. v., Ehre ist Zwang genug. Ein Roman aus der Neuzeit. Dresden, E. Pierson. 8. 6 M.

Woermann, K., Was uns die Kunstgeschichte lehrt. Dresden, L. Ehlermann. 8. 3 M.

# Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.


Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

## Die Sprichwörtlichen Redensarten

im deutschen Volksmunde

nach Sinn und Ursprung erläutert

von

**Wilhelm Borchardt.**

Zweite, völlig umgearbeitete Auflage

herausgegeben von

**Gustav Wustmann.**

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Als Seitenstück zu Büchmann's „Geflügelten Worten" bringt dieses Werk den reichen Schatz an sprichwörtlichen Redensarten zur Geltung, der, aus Büchmann's Sammlung ausgeschlossen, gerade jene Elemente enthält, welche unserer Sprache ihren eigenartigen Charakter geben und, oft unverstanden oder misdeutet, von Mund zu Mund gehen. Mit der Erklärung der Redensarten sind überraschende Einblicke in die Geschichte deutscher Sprache und Sitte verbunden.

Die zweite Auflage ist von Dr. G. Wustmann, dem berühmten Verfasser von „Allerhand Sprachdummheiten", vollständig umgearbeitet und wesentlich erweitert worden, sodaß gegen 2000 Redensarten ihre Erklärung gefunden haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Die wichtigsten periodischen Erscheinungen

**der Meteorologie und Kosmologie.**

Von

**Hermann Fritz.**

Mit 10 Abbildungen und 1 Tafel. 8. Geh. 7 M. Geb. 8 M.

*(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 68. Band.)*

Dieses Werk führt die verschiedenartigen Erscheinungen vor, welche durch den Wechsel in der Sonnenthätigkeit beeinflusst werden. Durch den weiten Kreis dieser Erscheinungen, welcher die Perioden der Wein- und Getreideerträge und der Witterung, wie die vulkanischen Ausbrüche, die Erdbeben und Polarlichter umfasst, gewährt das Werk des auf diesem Gebiete bahnbrechenden Verfassers hervorragendes Interesse. Erhöhten Werth hat das Werk, seitdem für Europa die Fortdauer periodischer tiefgreifender Klimaschwankungen auch für die Gegenwart nachgewiesen ist.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Ein Jahr meines Lebens. 1848—1849.

Von

**Alexander Grafen von Hübner.**

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.

Dieses Werk des berühmten österreichischen Diplomaten und geistreichen Schriftstellers, sein Tagebuch aus ereignißvoller Zeit, hat durch die eingehende Schilderung des Aufstandes in Oberitalien, sowie der wiener Revolution von 1848 und der Thronbesteigung Kaiser Franz Joseph's allgemeine Aufmerksamkeit erregt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Cours abrégé

de la

## Littérature française

depuis son origine jusqu'à nos jours.

Ouvrage rédigé d'après

Bougeault, Paris, Albert, Demogeot

par **M. Asmus.**

Cinquième édition.

8. Geh. 1 M. 80 Pf.

Diese kurzgefasste Geschichte der französischen Literatur hat sich in zahlreichen Schulen und Privatinstituten rasch eingebürgert, sodass binnen wenigen Jahren die fünfte Auflage erscheinen konnte.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Hypatia,

oder

Neue Feinde mit altem Gesicht.

Von

**Charles Kingsley.**

Ins Deutsche übertragen von Sophie von Gissa.

Mit einem Vorwort von

Christian Karl Josias Bunsen.

Sechste Auflage.

Zwei Theile. 8. Geh. 6 M. Geb. 8 M.

In Kingsley's berühmtem Roman „Hypatia", einem meisterhaften Lebens- und Sittengemälde aus dem 5. Jahrhundert unserer Zeitrechnung, ist das letzte harte Ringen des Heidenthums mit dem mächtig vordringenden Christenthum im Rahmen der Lebensschicksale der schönen hellenischen Philosophin Hypatia geschildert. Der von Bunsen bei der deutschen Lesewelt eingeführte Roman erfreut sich allgemeiner Beliebtheit.

Die vorliegende sechste Auflage wurde im Preise wesentlich ermäßigt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## 1812.

Ein historischer Roman

von

**Ludwig Rellstab.**

Sechste Auflage. Vier Theile.

8. Geh. 6 M. Geb. in 2 Bänden 8 M.

Dieser historische Roman, in dem die großen Ereignisse des Jahres 1812, namentlich der russische Feldzug und der Brand von Moskau, den Hintergrund einer äußerst spannenden Handlung bilden, gehört zu den besten deutschen Werken seiner Art.



Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter

für

# literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 17. — 26. April 1894.



Inhalt: Die moderne Kunst und die Kunstgeschichte. Von H. A. Lier. — Zur Literaturgeschichte. Von Richard Friedrich. — Aus der internationalen Romanliteratur. Von Adalbert Schroeter. — Aus Moltke's Liebesleben. Von J. Wychgram. — Meister der schweizerischen Dichtung des 19. Jahrhunderts. Von Eduard Haug. — Goedeke's „Grundriß". Von Anton Schlossar. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.


## Die moderne Kunst und die Kunstgeschichte.

Der Einfluß, den die Werke unserer gelehrten Kunsthistoriker und überhaupt die ganze Kunstschreiberei auf die Entwickelung der Kunst ausgeübt haben, ist, bei Lichte besehen, zu keiner Zeit groß gewesen. Denn gerade die besten und tüchtigsten Künstler kümmern sich am allerwenigsten um das, was die Kunstgelehrten oder Kritiker als ihre Meinung auftischen, da sie dem Glauben huldigen, daß bei dem Reden oder Schreiben über die Kunst nichts herauskomme, einem Glauben, den einer der klügsten Maler unserer Zeit, der Franzose Degas, in das geistreiche Paradoxon gekleidet hat: „Alle Schriftsteller entfernen sich von der Kunst, wenn sie über Kunst schreiben." Allerdings gibt es einzelne glänzende Ausnahmen, aber diese bestätigen selbst nur wieder die Regel. Eine solche bildete z. B. der englische Kunstschriftsteller John Ruskin, der durch seine begeisterten und Begeisterung weckenden Schriften der literarische Vorkämpfer und Bahnbrecher der englischen Präraphaeliten geworden ist. Indessen wird niemand behaupten wollen, daß Gründlichkeit und solides historisches Wissen Ruskin zu seinen Erfolgen verholfen hat. Diese beiden Eigenschaften machen gewiß nicht seine Stärke aus; vielmehr beruht sein Ansehen in England auf seiner liebenswürdigen Persönlichkeit und einer Reihe echt englischer Eigenschaften, die ihn befähigten, nicht nur als Kunstschriftsteller auf seine Zeitgenossen einzuwirken, sondern überhaupt auf allen Gebieten des Lebens, namentlich auch auf dem socialen, eine führende Stellung zu erreichen. In Deutschland hat es kein Schriftsteller zu einem ähnlichen Einfluß auf die Künstler gebracht, wie Ruskin in England, obwol bei uns an kenntnißreichen und streng historisch geschulten Männern kein Mangel gewesen ist. Jakob Burckhardt, dessen „Cicerone" für die deutschen Italienfahrer allerdings eine Zeit lang eine Art von kanonischer Geltung besessen hat, hat auf die mitlebenden Künstler niemals bestimmend eingewirkt, allerdings dazu auch keinen Versuch gemacht, ebenso wenig wie Justi, der dazu vielleicht das meiste Zeug gehabt hätte; Springer endlich, der wenigstens in frühern Jahren es nicht verschmähte, auch als Kritiker aufzutreten, sich aber in seinen Anfängen viel zu sehr von politischen und nationalen Gesichtspunkten leiten ließ, war in seinem Urtheil über die Kunstbewegung unserer Zeit zu schwankend, um einen tiefergehenden Einfluß ausüben zu können. So sind gerade die Meister der Kunstgeschichte trotz ihres umfassenden Wissens nicht im Stande gewesen, irgendwie ihre Kenntnisse in größerm Umfange für die gegenwärtige Kunstbewegung zu verwerthen, und man könnte daher leicht auf den Gedanken kommen, daß das Studium der Kunstgeschichte für die Fragen über den Werth oder Unwerth unserer heutigen Kunst keinen größern Belang habe.

Diese Meinung, die von vielen Kunstfreunden, namentlich aber von den Künstlern getheilt wird, beruht jedoch auf einem Irrthum, der mindestens ebenso verkehrt ist, als wenn jemand behaupten wollte, daß die Kenntniß der politischen Geschichte für den Politiker werthlos sei. Denn wie nur derjenige, welcher ein klares Bild über die Entwickelung der Vergangenheit besitzt, zu einem zutreffenden Urtheil über die Wirren der Gegenwart gelangen wird, so vermag auch der Kunstfreund nur dann einen sichern Standpunkt in dem Streit über die Bedeutung der modernen Kunst zu gewinnen, der sich nicht von bloßen persönlichen Neigungen oder Abneigungen bestimmen läßt, sondern dem die Lehren der Kunstgeschichte als sicherer Leitfaden für sein Verhalten dienen. Für die Künstler freilich, denen wenigstens, so lange sie im Schaffen begriffen sind, nichts ferner liegt, als nach einem objectiven Maßstab zu suchen, wird eine solche weit ausholende historische Betrachtungsweise wenig Verlockendes haben; aber dem Kunstfreunde, der sich doch darüber klar sein muß, daß gerade in der Kunst viele Wege nach Rom führen,

und daß nichts verkehrter sein kann, als einer einzigen Richtung zu huldigen, sollte es wichtig genug erscheinen, sich einmal darüber klar zu werden, warum er unbedenklich die Größe eines Raphael und Michelangelo anerkennen, sich für Rembrandt und Watteau erwärmen und ebenso begeistert für die Meister der Schule von Fontainebleau eintreten oder gar sich gleichzeitig über Liebermann und Klinger freuen darf.

Jedem nun, der in dieser Weise Halt in dem heutigen Widerstreit der Meinungen zu erringen sucht, bietet sich das vor wenigen Wochen erschienene Büchlein von Karl Woermann, dem Director der dresdener Gemäldegalerie, das den Titel „Was uns die Kunstgeschichte lehrt" *) trägt, als zuverlässiger Führer an.

Woermann's Schrift kommt gerade zu richtiger Zeit und wird hoffentlich dazu beitragen, den wüsten Lärm, der sich seit dem Auftreten der münchener Secessionisten auf der vorjährigen berliner Kunstausstellung erhoben hat, einigermaßen zu dämpfen und den Kampf der verschiedenen Ansichten, der zum Theil schon ins Persönliche und Gemeine ausgeartet ist, in ruhigere Bahnen zu lenken. Sie ist dazu um so mehr geeignet, als Woermann eine vermittelnde Stellung einnimmt, indem es bei aller Anerkennung für die Größe der alten Meister doch den Bestrebungen der Gegenwart ihr volles Recht zutheil werden läßt, ohne sich von den mehr oder minder zufälligen Parteigruppirungen und Spaltungen in unserer heutigen Künstlerwelt im mindesten beirren zu lassen. Sein Bestreben geht offenbar dahin, einen Standpunkt über den streitenden Parteien zu gewinnen. Wir können diesen Versuch nur gutheißen, obwol wir wissen, wie schwer es ist, in Dingen, bei denen wie bei der Kunst der kühl abwägende Verstand doch erst in zweiter Linie in Betracht kommt, durch Parteilosigkeit einen praktischen Erfolg zu erzielen.

Woermann nimmt die leitenden Gedanken seiner Schrift nicht aus einer Betrachtung der gesammten kunstgeschichtlichen Entwickelung; er begnügt sich vielmehr mit einer Untersuchung der Geschichte der Malerei, die ihm als Leiter einer Gemäldegalerie und als Fortsetzer und Vollender des Woltmann'schen Werkes über die Geschichte der Malerei selbstverständlich am nächsten lag. Indessen kann er außer diesen äußern, persönlichen Gründen auch innere anführen, die ihn rechtfertigen, wenn er für seinen Zweck die Geschichte der Malerei bevorzugt; „denn unter den bildenden Künsten spiegelt die Malerei, schon weil ihr Darstellungsgebiet das weiteste ist, und weil ihre Darstellungsmittel die mannichfaltigsten sind, die leisesten geschichtlichen Wandlungen am deutlichsten wieder; und daß sie in besonderm Maße als die Kunst der Gegenwart angesehen werden muß, auf die wir doch hinaus wollen, lehrt jede Wanderung durch unsere Kunstausstellungen oder unsere Sammlungssäle".

*) Was uns die Kunstgeschichte lehrt. Einige Bemerkungen über alte, neue und neueste Malerei von Karl Woermann. Dresden, L. Ehlermann. 1894. 8. 3 M.

Es liegt auf der Hand, daß die meisten Sätze, die Woermann aufstellt, für den Kundigen nicht neu sein können. Gilt doch hier das Wort Goethe's: „Alles Gescheite ist schon gedacht worden, man muß es nur versuchen, es noch einmal zu denken", in ganz besonderm Maße. Neu ist dagegen der Versuch, alle die einzelnen, mehr oder minder bekannten Lehren der Kunstgeschichte in knapper Form herauszuschälen, sie an wenigen, aber treffend gewählten Beispielen zu erläutern und sie auf die uns heute bewegenden Kunstfragen anzuwenden.

Die fundamentalen Grundsätze, die ein jeder bei der Beurtheilung eines Kunstwerks anwenden muß, werden von Woermann als die „offenkundigen Lehren der Kunstgeschichte" bezeichnet und deshalb auch nur kurz behandelt; Woermann rechnet dazu den selbstverständlichen Satz, daß in der Kunstgeschichte für Stümper kein Platz ist. „Wer nichts kann, ist kein Künstler. Die Vorbedingung jedes Künstlerthums ist eine gewisse Meisterschaft in der Beherrschung der Technik nach Maßgabe der Errungenschaften jeder Zeit auf diesem Gebiete, zugleich aber auch eine gewisse Vollendung in der Auffassung und Verarbeitung des Stoffes, den Natur und Geist an die Hand geben."

Nicht minder wichtig als die Erfüllung dieser Bedingung erscheint die Forderung, daß die Technik eines Kunstwerkes solid sei. Denn wenn das nicht der Fall ist, so droht Gefahr, daß solche Schöpfungen vorzeitig zu Grunde gehen oder sich doch so verändern, daß es unmöglich wird, in spätern Jahrhunderten ihren ursprünglichen Werth noch richtig zu schätzen. Die Künstler dürfen daher die handwerksmäßige Grundlage ihrer Kunst nicht vernachlässigen; lehrt uns doch die Kunstgeschichte, welche Anstrengungen nöthig sind, um solche verloren gegangene Kenntnisse wiederzugewinnen. Um so bedeutungsvoller dürfte daher das Bestreben unserer Tage sein, wieder zu einem „rationellen Malverfahren" zu gelangen, nachdem die Ueberlieferungen der guten alten Zeit auf diesem Gebiete so gut wie in Vergessenheit gerathen waren.

Eine unbestreitbare Lehre der Kunstgeschichte ist endlich auch die, „daß ein Werthunterschied zwischen den verschiedenen Künsten untereinander und unter den verschiedenen Zweigen derselben Kunst nicht besteht". Die Künstler sind über diesen Punkt längst einig, aber die Kunstgelehrten und Kritiker können sich auch heute noch, wenigstens bei uns in Deutschland, nicht darein finden, einer guten Landschaft denselben Rang zuzuerkennen, wie einem Historienbilde. Und doch „richtet sich die Werthabstufung von Kunstwerken nicht nach ihrem Gegenstande, sondern nach der künstlerischen Kraft ihrer Urheber".

Ein sicheres Urtheil über die Bedeutung eines Kunstwerkes ist nur möglich, wenn eine längere Zeit seit seiner Entstehung vergangen ist. Die einzig wahre Richterin ist die Nachwelt, die nach Ablauf von etwa hundert Jahren zu einem übereinstimmenden, von allen kunstübenden Nationen gleichmäßig anerkannten Urtheil gelangt, obwol vorübergehend auch für die Schätzung älterer Kunstwerke Mode-

strömungen eintreten können, wie sie uns in Winckelmann's und Lessing's einseitiger Bevorzugung der griechischen Kunst und vielleicht auch in der heutigen Geringschätzung der Antike bei einigen Vorkämpfern der Moderne entgegentreten. Am ungerechtesten verhält sich immer die lebende Generation gegen ihre directen Vorgänger, durch deren Bekämpfung sie sich erst den Weg zum eigenen Fortkommen ebnen muß. Daher ist der „Kampf der Jungen und Jüngsten mit den Alten und Aeltesten" eine natürliche Erscheinung, ohne die „Stillstand und Versumpfung das Los der Künste wäre".

Die von der Nachwelt anerkannten Kunstwerke pflegen wir als „classische" zu bezeichnen und solche können heute gerade so gut entstehen wie einst, da uns die Kunstgeschichte lehrt, nur solche Kunstwerke als classisch anzusehen, „die zu ihrer Zeit neue, eigenartige Anschauungen verkörpert haben".

Was aber sind die innern Eigenschaften ewiggültiger Kunst? Es ist klar, daß die Antwort auf diese Frage den Kernpunkt der Untersuchung bildet, und daß von ihrer Richtigkeit auch ihre Brauchbarkeit für die Kämpfe unserer Zeit abhängt. Woermann stellt als die erste Eigenschaft eines ewiggültigen Kunstwerkes die Forderung auf, daß es den engsten Zusammenhang mit dem Wesen desjenigen Volksthums zeigen müsse, aus dem es hervorgegangen sei.

Mit dieser Forderung berührt er eins der schwierigsten Probleme ästhetischer Betrachtung, dessen Lösung unseres Erachtens in erschöpfender Weise noch keinem Denker gelungen ist. Muß ein bedeutendes Kunstwerk, gleichviel welcher Art, nothwendig nationalen Gehalt haben? wie groß muß dieser sein, und bestehen heute, wo trotz der nationalen Gegensätze in der Politik die allgemeine Culturströmung auf einen Ausgleich der nationalen Besonderheiten hinausläuft, noch dieselben Gesichtspunkte zurecht, wie auf frühern Entwickelungsstufen? Woermann stellt die Behauptung auf, „daß alle großen Meister durch und durch Söhne ihres eigenen Volkes gewesen seien", und sucht sie dadurch zu stützen, daß er der Reihe nach das Volksthum in der italienischen, vlämischen, holländischen, spanischen, französischen, englischen und in der ältern deutschen Kunst betrachtet. Für alle diese Gruppen kann es ihm nicht schwer fallen, an zahlreichen Beispielen die Richtigkeit seines Satzes zu erweisen, da es keinem Zweifel unterliegt, daß bis zum Anfang unseres Jahrhunderts und zum Theil darüber hinaus, in allen außerdeutschen Ländern diejenigen Maler allein dauernden Ruhm errungen haben, die „dem Boden ihres eigenen Vaterlandes entsprossen, mit dem Herzblut ihres eigenen Volkes genährt und von dem Sonnenschein ihres nationalen Himmels durchgeistigt waren".

Anders aber wird die Antwort ausfallen, wenn wir die Geschichte der neuern deutschen Kunst ins Auge fassen und überhaupt uns an die künstlerische Entwickelung unseres Jahrhunderts erinnern. Schon ein Blick auf die Leistungen unserer großen deutschen Dichter, deren Werken allerdings bis zu einem gewissen Grade ein eigener deutscher Gehalt nicht abgestritten werden soll, muß zu einer Einschränkung jenes Satzes, daß die Erkennbarkeit des Volksthums das wichtigste Moment bilde, führen, da wir sonst zuviel von ihren Schöpfungen preisgeben müßten. Und wie es mit der Dichtung bestellt ist, so auch mit der Malerei. Woermann sieht sich daher genöthigt, Milderungen des Nationalitätsprincipes anzuerkennen und festzustellen, daß eine einseitige Betonung seines Lehrsatzes der kunstgeschichtlichen Erfahrung widersprechen würde. Die Kunstgeschichte weist genug Fälle nach, in denen ein Volk bei einem andern in die Lehre gegangen ist. Denn „jedes Volk kann von dem andern lernen; es kommt in der Kunst wie im Staatsleben nur darauf an, nichts aufzunehmen, was dem eigenen Volksgeist so widerspricht, daß es nicht in ihm aufgehen und mit ihm verschmolzen werden kann". Am leichtesten lassen sich die Einflüsse realistischer Nachbarströmungen und gewisse technische Errungenschaften verarbeiten, die von jeher rasch zum Gemeingut der Völker geworden sind, wie z. B. die Italiener die Kenntniß der Oelmalerei von den Niederländern und die Technik des Kupferstiches und des Holzschnittes von den Deutschen erlernt haben. So sind in unserm Jahrhundert die Franzosen die Lehrmeister in der Malerei für alle Völker des Continents, namentlich für uns Deutsche geworden, da die Ueberlieferungen der alten Schulen bei ihnen fortbestanden, während Carstens und die Nazaräner leichtsinnig genug waren, im Kampf gegen den Zopf der Akademien auch die Bekanntschaft mit den nothwendigen Handgriffen der Oelmalerei über Bord zu werfen. Die Franzosen sind es auch gewesen, die „die Darstellung der Dinge in dem sie wirklich umgebenden Lichte zum Grundsatz erhoben und zur Vervollkommnung gebracht haben". Diese Thatsache kann aber kein Grund für die Künstler anderer Völker sein, die Errungenschaft des Freilichts zu verwerfen. Zeigt uns doch das Beispiel Fritz von Uhde's, wie viel man dem Beispiel der Franzosen in technischer Hinsicht verdanken kann, ohne dem deutschen Volksgeist im geringsten etwas zu vergeben.

Von gleicher Bedeutung wie die Forderung nach nationalem Gehalt für ein Kunstwerk ist aber auch die, daß es gleichsam aus dem Geist der Zeit, in der es entstanden ist, herausgeboren sei. Alle großen Meister, von denen die Kunstgeschichte berichtet, sind „im vollsten Sinne des Wortes Söhne ihrer Zeit und Söhne einer jedesmal neuen Zeit gewesen", während alle die Künstler, die das Heil der Kunst in der Nachahmung vergangener Perioden sehen, über kurz oder lang der Vergessenheit anheimfallen, denn sie waren niemals modern. „Jeder unsterbliche Künstler aber ist einmal modern gewesen" und „ewig jung kann selbstverständlich nur eine Kunst sein, die überhaupt einmal jung gewesen ist". Aus diesem Grunde haben nur verhältnißmäßig wenig deutsche Künstler unseres Jahrhunderts Aussicht, einmal als alte Meister anerkannt zu werden, da der vorwiegend auf die Ergründung der Vergangenheit gerichtete Sinn unseres Jahrhunderts dem Hervortreten eigenartiger und selbständiger Kunstleistungen

wenig förderlich gewesen ist. Die Selbständigkeit der künstlerischen Persönlichkeit immer und immer wieder zu betonen, bleibt aber das Wichtigste, was uns die Kunstgeschichte lehren kann. Weder die Richtung, der ein Kunstwerk angehört, noch sein Inhalt können auf die Dauer ein allgemeines Interesse beanspruchen; nur wo uns in ihnen eine wirkliche Persönlichkeit entgegentritt, fühlen wir uns wahrhaft gefesselt. Darum kann ein Schulbild, auch wenn es noch so kunstgerecht durchgeführt ist, niemals den Werth einer aus der Hand eines Meisters hervorgegangenen Schöpfung erreichen, darum stehen aber auch oft die Anfangswerke der Künstler, bei denen sie die Welt noch mit frischen Augen ansahen, viel höher da, als die Arbeiten ihrer spätern Jahre, wo sie, von ihren Zeitgenossen angestaunt, in bequemer Routine ihre eigenen Copisten wurden. In der That ist die Zahl derer, die sich auch nur längere Zeit auf der gleichen Höhe gehalten haben, viel kleiner als man meinen sollte, und Rembrandt, der sich nie wiederholte und in jedem neuen Werk neue Seiten darbot, steht schon aus diesem Grunde fast einzig in der Kunstgeschichte da.

Der Gefahr, in eine bestimmte Manier zu verfallen, kann der Künstler nur dann entgehen, wenn er sich fortwährend eng an die Natur anschließt, die in jeder Hinsicht die beste Lehrmeisterin der Künstler bleibt. Die Nothwendigkeit, in beständiger Fühlung mit der Natur zu bleiben, erkennen wir nicht nur aus den Werken aller großen Künstler, sondern wir besitzen dafür auch zahlreiche Zeugnisse aus ihrem Munde, deren wichtigste Woermann anführt. Aber es genügt nicht, daß wir aus jedem Kunstwerk die Natur hindurchschimmern sehen, sondern wir verlangen außerdem noch, „daß ein ebenso unmittelbares wie persönliches Verhältniß des Schöpfers zur Natur aus ihm hervorleuchte". Ein Kunstwerk soll eben, wie Zola sich ebenso klar wie treffend ausgedrückt hat, „ein Stück Natur sein, gesehen durch ein Temperament", und der Reiz der Beschäftigung mit Kunstwerken beruht zum größten Theil darauf, daß jeder bedeutende Künstler sein nur ihm eigenes Temperament, seine besondere Persönlichkeit besitzt, die immer interessant bleibt, gleichviel ob der Künstler zu einer mehr idealistischen oder zu einer mehr realistischen Naturauffassung hinneigt.

Es ist höchst erfreulich, daß Woermann dieselbe Objectivität und Schätzung, die ihn in seinen Urtheilen über die ältere Kunst auszeichnet, auch den neuern und neuesten Erscheinungen zutheil werden läßt. An der Hand der aus seinen kunstgeschichtlichen Studien gewonnenen Ueberzeugungen durchmustert er die verschiedenen Richtungen unserer modernen deutschen Kunst, nicht um zu verdammen und zu richten, sondern um den Beweis zu führen, daß auch in unsern Tagen immer noch zahlreiche Gemälde entstehen, die vor den Lehren der Kunstgeschichte standhalten.

Woermann erhebt sich durch diese optimistische Auffassung der gegenwärtigen Lage nicht nur über einen immer noch beträchtlichen Theil seiner Fachgenossen, die auch heute noch gern „von den vorgefaßten Meinungen der abstracten Aesthetik" auszugehen pflegen, sondern überhaupt über den Durchschnitt unserer deutschen Gelehrtenwelt, die ihre Unfähigkeit, in Sachen der Kunst mit unbefangenen Augen zu sehen, aufs neue wieder durch ihre Anerkennung der beiden kläglichen Machwerke bewiesen hat, mit denen sich der berliner Anatom, Professor Gustav Fritsch *) ganz unberufen in den Streit über die moderne Kunst eingemischt hat. Ob es aber Woermann gelingen wird, in den Kreisen, denen seine Lehren die besten Dienste leisten könnten, Gehör zu finden, wagen wir nicht im voraus zu bestimmen, so sehr wir es wünschen. Die Künstler werden nach wie vor ihren eigenen Weg gehen, da sie erfahrungsgemäß fast nur Anregungen von ihresgleichen annehmen; das kunstliebende Publikum aber wird erst dann auf dem von Woermann vertretenen Standpunkte anlangen, wenn es sich entschließen kann, auf seinen Bildungsdünkel zu verzichten und, statt sofort zu urtheilen, zuerst die Kunstwerke in ruhiger Sammlung auf sich einwirken zu lassen.

H. A. Lier.

*) Unsere Körperform im Lichte der modernen Kunst. Berlin, C. Habel. 1893. 80 Pf. und: Ne sutor supra crepidam. Ebenda 1894. 8. 80 Pf.

## Zur Literaturgeschichte.

Eine ganze Reihe werthvoller Schriften gibt Zeugniß von dem regen Eifer, der erfreulicherweise auf dem weiten Gebiete deutscher Literaturforschung sich bethätigt. Ich zähle zunächst diese Bücher auf:

1. Albrecht von Haller's Staatsroman und Haller's Bedeutung als politischer Schriftsteller. Eine literargeschichtliche Studie von Dr. Max Widmann. Biel, E. Kuhn. 1894. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.
2. Ludwig Tieck und die Volksbücher. Ein Beitrag zur Geschichte der ältern romantischen Schule von Dr. Bernhard Steiner. Berlin, C. Vogt. 1893. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.
3. Neue Briefe Chr. Mart. Wieland's vornehmlich an Sophie von La Roche. Herausgegeben von Prof. Dr. Robert Hassencamp. Stuttgart, J. G. Cotta's Buchh. Nachf. 1894. Gr. 8. 6 M.
4. Gottsched und Flottwell, die Begründer der Deutschen Gesellschaft in Königsberg. Festschrift u. s. w. Von Dr. Gottlieb Krause. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1893. 8. 6 M.
5. Friedrich Hölderlin. Sein Leben und sein Dichten. Von Dr. Karl Müller-Rastatt. Bremen, C. Hampe. 1894. 8. 3 M.
6. Novalis (Friedrich von Hardenberg). Eine biographische Charakteristik von Just Bing. Hamburg, L. Voß. 1893. 8. 4 M.
7. August Gottlieb Meißner. Eine Darstellung seines Lebens und

seiner Schriften mit Quellenuntersuchungen von Dr. Rudolf Fürst. Stuttgart, G. J. Göschen. 1894. 8. 5 M.

Max Widmann (Nr. 1) unternimmt eine Forschungsreise in ein ganz abseits liegendes Eckchen im Reich unseres Schriftthums, in die lehrhafte Prosadichtung A. von Haller's. Nur zu wahr sagt er selbst: „Haller's Dichtungen, besonders die Alpen, sind auch heute noch in weiten Kreisen wohlbekannt, seine drei Staatsromane dagegen oft nicht einmal dem Namen nach." Wie vielen oder wenigen unter all den Lesern des „Götz" mag das Motto mit der Unterschrift: Usong, Anlaß geworden sein, diesem Romane nachzuspüren. Ja, wer weiß überhaupt noch, daß Usong die portugiesische Aussprache ist für Usum, den Usumcassanus in Haller's Quelle, Pedro Pizarro. Auch die Berichtigung Widmann's habe ich anzuführen, daß Haller schrieb: Das Uebel ist geschehen. Der Verfasser will nun die drei Romane, „Usong", „Alfred", „Fabius und Cato", im Zusammenhang mit der politisch-philosophischen Literatur des 18. Jahrhunderts betrachten und eine Charakteristik Haller's als Politikers geben. In der vorangehenden Einleitung erörtert er Begriff und Geschichte des Staatsromans. Vertrautheit mit dem Stoff und scharfe Erfassung des Wesentlichen in Gleichheit und Unterschied machen diesen Abschnitt werthvoll und lehrreich. Nun hat wol Widmann Vorgänger, u. a. Robert von Mohl und Kleinwächter; aber seine Betrachtungsweise — es ist die des Literaturgeschichtschreibers — verlangt eigene, neue Pfade und bringt ihn mitunter in geraden Gegensatz zu frühern Forschern. Eine Vorstellung von der Art, den Schwierigkeiten und dem Gange seiner Untersuchung gibt folgender Satz: „Es gibt keine eigene, in sich geschlossene Geschichte des Staatsromans; er hat kein eigenes Flußbett, sondern taucht nur von Zeit zu Zeit und an weit voneinander gelegenen Punkten des großen Stroms des Romans auf. Bald sehen wir ihn dem historischen Roman sich nähern, bald lehnt er sich an den Abenteuer- oder Reiseroman." Die drei Haller'schen Romane werden nun eingehend besprochen nach dem Schema: Inhalt, Entstehung, Quellen, Ausgaben, Uebersetzungen. Besondere Beachtung verdient das Kapitel: „Die romanhaften Episoden in Usong", darunter wiederum die Geschichte des Oel-fu. In dieser erfundenen Mandarinengestalt spiegelt nämlich Haller sich selbst. Was ihm in seiner Vaterstadt Bern zu wiederholten malen angethan worden, seine kritische Thätigkeit in den „Göttinger Gelehrten Anzeigen", seine Fehde mit Gottsched, seinen Kampf gegen die Hofphilosophen Friedrich's II. und diesen selbst, den „Zongtu, der sich soweit erniedrigte, daß er in harten Ausdrücken gegen ihn schrieb"; alles dies schreibt er mit den nothwendigen Veränderungen und Einkleidungen seinem Helden Usong zu. Gleich wichtig in persönlicher, wie zeitgeschichtlicher Hinsicht ist das vierte Buch des Fabius und Cato, wo Haller-Cato sich mit Rousseau-Carneades und der französischen Modephilosophie überhaupt auseinandersetzt. Auch die gedankenreiche, weitausgreifende Darstellung Haller's als politischen Schriftstellers kann ich nur mit dankbarer Anerkennung erwähnen. Eigentlich enthält sie einen Abriß der ganzen Geistesgeschichte jener Zeit. Trefflich ergänzt ihn der Abschnitt: „Aufnahme der Romane durch die Zeitgenossen." Endlich sei leichtfertiger Aburtheilung über Haller's Prosadichtung nachdrücklich zu besserm Unterricht empfohlen der Schluß: Bedeutung der Romane.

Auch in Bernhard Steiner's Abhandlung über Tieck (Nr. 2) erringen gediegene Kenntniß und besonnenes Urtheil ein gesichertes Ergebniß, das darum nicht an Werth und Interesse verliert, weil es theilweise früherer Forscher Sätze und Behauptungen beweiskräftig bestätigt.

Die Aufgabe des Verfassers besteht in einer Untersuchung des Verfahrens, nach dem Tieck die alten Volksbücher: „Schildbürgerchronik", „Haimonskinder", „Schöne Magelone und Melusina", prosaisch bearbeitet hat. Was den Verfasser des „Lovell", den Soldschreiber im Dienst des Aufklärungspropheten Nicolai, auf diese schlichten, gefühlsinnigen Stoffe hingelenkt hat, setzt Steiner nach Haym und nach eigener Beobachtung gut auseinander. Auffällig bleibt aber doch dabei, wie Tieck's Brotherrn von seinem Abfall so gar nichts bemerkten; „echte Schildbürger" nennt sie Steiner darum. Mit Recht nimmt er indeß Tieck gegen den Vorwurf der Heuchelei in Schutz: im Grund seiner Seele habe der Dichter trotz aller Straußfederngeschichten niemals nicolaisirt. Wie dem nun sei, der Feldzug gegen die philiströse Aufklärung war mit dem Husarenritt ins Land der Schildbürger eröffnet: das sind ja für Tieck die „aufgeklärten, nüchternen, superklugen Zeitgenossen".

Die vielseitigen Ausführungen, der gedankenreiche Inhalt mit seiner Fülle von Ausblicken, Vergleichungen, Erörterungen lassen sich in unserm Bericht nur andeuten. Schritt für Schritt geht der Verfasser dem Umdichter der Volksromane nach, stellt Abweichungen fest, um sie auf Werth oder Unwerth zu prüfen, faßt die Composition scharf ins Auge, deckt Tieck's Flüchtigkeiten auf und gelangt von einer Beurtheilung der willkürlichen lyrischen Einlagen und Erweiterungen zu einer Charakterisirung des romantischen Stils, die thatsächlich ein kleines Kunstwerk ist. Hervorzuheben habe ich noch die Herausschälung der satirischen Bezüge in den Schildbürgern, die das Verständniß dieser Erzählung geradezu vollenden. Es wäre nicht wunderbar, wenn so eindringende Beschäftigung eine Vorliebe für ihren Gegenstand erzeugt hätte. Aber Steiner's wissenschaftliches Urtheil bleibt unbeirrt, ja gelegentlich geht es dem armen Tieck recht schlimm, leider nach Verdienst!

Steiner ist offenbar bestrebt, das häßliche Bindungs-s möglichst zu beseitigen. Darum aber erscheint der Geschichteschreiber doch noch nicht gerechtfertigt. Auch unveraltbar ist kaum statthaft.

Ein „glücklicher Zufall" ließ Robert Hassencamp (Nr. 3) ein Pack Briefe finden, deren Handschrift Wieland

als ihren Schreiber auswies. In der Hauptsache sind sie an Frau von La Roche gerichtet, je zwei an ihren Gatten, den Hofrath von La Roche in Frankfurt, und an Fritz Jacobi, andere an den durch Goethe bekannten Dechanten Dumeiz, Grafen Görtz u. a. Vorgelegen hat, wie Hassencamp nachweist, die Sammlung schon Horn, der aber aus allzu ängstlicher Rücksicht aufs äußerste bei seinen Mittheilungen daraus gekargt hat. Hassencamp druckt 100 Briefe ab; dabei hat er schon veröffentlichte ausgeschieden; von 24 andern begnügt er sich dem Vorwort eine gedrängte Inhaltsangabe einzufügen. Ebenda legt er die Grundsätze dar, die ihn bei der Auswahl bestimmt haben: Einwände dagegen hat er nicht zu befürchten. Weiter gibt dies Vorwort einen Abriß von Wieland's Leben in den Jahren 1750—89, also dem Zeitraum, den der Briefwechsel umfaßt. Hier werden an der Hand der Briefe des Dichters Beziehungen, Verhältnisse, Bekanntschaften erörtert und so das Verständniß der Briefe angebahnt und recht eigentlich erst ermöglicht. Dies Verständniß und eine wahre Ausbeute fördern auch die zahlreichen und bei größter Knappheit recht ausgiebigen Anmerkungen, die des Herausgebers vollste Kenntniß der Zeit erweisen. Den Beschluß macht dankenswertherweise ein Register. So ist, kurz gesagt, alles geschehen, um ein Muster für derartige Veröffentlichungen aufzustellen.

Der vornehmste Reiz der Briefe liegt darin, daß Wieland sich hier gibt, wie er wirklich ist, und uns so einen untrüglichen Einblick in sein merkwürdiges, doch bei aller Protensnatur und trotz starker Widersprüche so anziehendes Wesen gestattet. Ist es doch die ehemalige Verlobte, spätere Herzensfreundin, der er Freud und Leid, Hoffnungen und Kümmernisse unverhohlen ausspricht, so sehr er auch seinen Grundsatz: j'aime mieux de me taire que de m'exprimer mal zu wahren weiß. Und wie die Form der zum überwiegenden Theil französisch geschriebenen Briefe, so der Inhalt. Selten eine Derbheit wie über Gmelin, dem er gar zu gern „50 coups de bâton" möchte geben lassen wegen seines cœur de Pantoffelholz. Freilich schlechthin Sauberes hat er nicht immer zu berichten. Garstig ist z. B. der Handel mit Christine Hagel. Aus der Zeit der Verlobung mit Sophie stammen die zwei ersten Briefe. Aber eine geradezu unglaubliche Naivetät und zugleich wunderbares Selbstvertrauen verräth sein Gesuch an sie, ihm die neunjährige Maxe, spätere Brentano zu verloben. Dann treffen wir Wieland als Rathsherrn in Biberach, bald in endlosem Streit mit dem katholischen Bürgermeister und dem Grödtschreiber, d. h. Verwalter des Kornhauses, ferner im Hause des La Roche und beim Grafen Stadion, von dem ihn wiederum ärgerliche Mishelligkeiten verscheuchten. Wir begleiten ihn nach Erfurt, wo der Aufenthalt durch Verketzereien und Verhetzereien der alten katholischen Professoren schier unerträglich wird, bis ihn der Ruf nach Weimar erlöst. Dorther datirt der letzte Brief an die Freundin mit der scherzhaften Ablehnung einer gemeinsamen Schweizerreise. In schönem Licht zeigt den Dichter das Bild, das er dankbaren Herzens von seiner Gattin entwirft. Begreiflicherweise bringt die Sammlung viel Einzelheiten über Wieland's literarische Thätigkeit und seine Lektüre; in eleganter Kürze sind eine Reihe Urtheile über deutsche und ausländische Schriftsteller und Schriftstellerinnen eingestreut. Unbekannt war bisher, daß sich Wieland mit einem „Brief an Frobenius" trug. Leider sagt der Brief vom 28. August 1764 über den Inhalt nichts.

An Werth und Bedeutung gleicht dieser Veröffentlichung die Festschrift Gottlieb Krause's (Nr. 4) zur Erinnerung an das 150jährige Bestehen der königlichen Deutschen Gesellschaft zu Königsberg. Auch die Anlage ist ungefähr dieselbe. Der erste „Darstellende Theil" behandelt in neun Abschnitten mit ziemlicher Ausführlichkeit alles, was zu Flottwell irgend Beziehung hat. Der zweite Theil: „Aus dem Briefwechsel zwischen Gottsched und Flottwell", bringt den Text der Briefe mit einleitenden und verbindenden Bemerkungen. Daran schließen sich sehr willkommene, reichhaltige Anmerkungen und nach dem Register macht das Facsimile eines Gottsched'schen Briefes in glücklicher Weise den würdigen Schluß.

Wer ist nun dieser Correspondent des leipziger Dictators? Coelestin Christian Flottwell wurde am 5. April 1711 in Königsberg als Sohn eines ostpreußischen Geistlichen geboren, studirte in seiner Vaterstadt und in Jena, wo er sich der Wolfischen Philosophie zuwandte. Vertrieb ihn nun auch dieser Anschluß aus Jena, so verschaffte er ihm andererseits die Verbindung mit Gottsched, dem er von da ab mit unveränderlicher Treue anhing. Seine Bewerbung um einen akademischen Lehrstuhl rief den ganzen Pietismus Königsbergs unter die Waffen. Trotzdem wird er nach widerlichen Zetteleien 1743 ordentlicher Professor, zwei Jahre nachdem er die Deutsche Gesellschaft mit Gottsched's Beihülfe nach dem Vorbild der leipziger Deutschen Gesellschaft mitbegründet hatte. Seine weitere Lehr- und Dichterthätigkeit behandelt Kapitel 4 unseres Buches, Kapitel 3 seine Lebensverhältnisse, seinen Charakter und seine Abhängigkeit von Gottsched. Diesem ist fast die ganze andere Hälfte gewidmet. Wir erfahren von seinen politischen Ansichten, seiner Stellung zu den zeitgeschichtlichen Vorgängen, seinem Nationalbewußtsein gegenüber den Franzosen — ein sehr beachtenswerther Abschnitt! — aber auch von seinen herzlichen Seiten. Ueber seine Familienangehörigen bringen die Anmerkungen einiges bei. Den dritten Hauptgegenstand der Einleitung bildet die Deutsche Gesellschaft.

Ueber die drei Biographien kann ich mich nur im allgemeinen und in der Form eines Berichts äußern. Fesselnd und anziehend ist zunächst Karl Müller-Rastatt's „Friedrich Hölderlin" (Nr. 5) geschrieben, ohne daß diese Eigenschaft des Buchs um den Preis der Gründlichkeit und Vollständigkeit erkauft wäre. Es geht eine gewisse weihevolle Stimmung durch die ganze Darstellung und unwiderstehlich wird der Leser in den Zauber der Be-

geisterung und den Bann der Liebe gezogen, die den Verfasser offenbar für seinen Helden beseelen und für die seine Sprache in ihrer vornehmen Form den entsprechenden Ausdruck gefunden hat. Die wohldurchdachte und sehr geschickte Anlage des Werks legt ein vollgültiges Zeugniß für die Beherrschung des Stoffs ab. Wenn „Kindheit und Knabenzeit" und „Auf der Universität" naturgemäße Abschnitte ergaben, so thut der Verfasser mit der sinnreichen Bezeichnung des dritten Theils: „Der erste Flug ins Freie", einen glücklichen Griff. Das nächste Kapitel ist der Diotima geweiht, wie recht und billig. Vorbedeutend heißt das folgende: „Zweiter Versuch der Selbständigkeit", woran sich in tragischer Folge reihen: „Niedergang", „Im Banne des Wahnsinns" und der Schluß. Ein Anhang bringt aus Hölderlin's handschriftlichem Nachlaß, der sich jetzt in der königlichen Bibliothek zu Stuttgart befindet, dreizehn Gedichte, einige darunter von wahrhaft ergreifendem Schmerz.

Darf ich nun neben den erwähnten Vorzügen des Buchs noch die Klarheit und Geschlossenheit der Ausführungen rühmen, so wird es begreiflich erscheinen, wenn ich dieses Lebens- und Charakterbild der allgemeinsten Beachtung empfehle.

Just Bing's (Nr. 6) Worte in der Vorrede: „Eine Schilderung Novalis' soll mein Buch geben. Der Titel nennt es eine biographische Charakteristik. Die Biographie habe ich nur als Grundlage für die Charakteristik betrachtet, die Darstellung Hardenberg's als Grundlage für die Darstellung Novalis'", geben deutlichen Aufschluß über sein Ziel. Was die Gliederung des Stoffs anlangt, so mußte Bing in gewissen Dingen mit Müller-Rastatt übereinkommen, so in „Elternhaus und Kindheit", „Der Student"; ja schließlich steht „Sophie" gleich „Diotima". Die literarischen Einwirkungen als selbständigen Theil zu behandeln, dazu lag die Nöthigung in der Entstehungsgeschichte der romantischen Schule und in dem verschlungenen Durcheinander der Einflüsse Schiller's, Hemsterhuys', Zinsendorff's, Fichte's und vor allem des Wilhelm Meister. Weiter folgen „Der Lehrling zu Freiberg" und „Die Lehrlinge in Saïs", dann zwei grundlegende Abschnitte: „Die Fragmente" und „Glaube und Liebe", ferner unter der etwas gesuchten Bezeichnung: Galvanismus des Dichtergeistes, die Verbindung mit Tieck, die Bildung des Glaubensbegriffs und die geistlichen Lieder, an die Bing ganz neue, zum guten Theil überraschende Betrachtungen knüpft. So sagt er von dem Marienlied Nr. 14: „Ich glaube, daß Novalis selbst keine derartigen Visionen gehabt hat; wohl aber glaube ich, daß er von einer analogen, kindlich-religiösen Stimmung beseelt gewesen. Das Lied ist dem Inhalt nach wahr, nur insofern es erdichtet ist." In den „Hymnen an die Nacht" wird zunächst die Frage nach der Entstehungszeit dieser Dichtungen aufgeworfen und erörtert. Denn ihre Lösung „hat Bedeutung für die Gestaltung der ganzen Novalis-Biographie". Ich hebe diese Einzelheit heraus, weil sie mir als lehrreichstes Beispiel für das kritische Verfahren und für die selbständige Forschung Bing's hat erscheinen wollen. Und gerade dies beides verleiht seinem Werke ein gewissermaßen individuelles Gepräge. Ihren Höhepunkt erreicht des Verfassers darstellende Kunst in der außerordentlich feinen, mit anschmiegendstem Verständniß ausgeführten Erläuterung Heinrich's von Ofterdingen. Am Ende des Buchs bringt der Abschnitt: „Novalis" ein geistvoll erschautes, zusammenfassendes Seelengemälde. Anmerkungen und Personenregister machen den Schluß. Auch hier möge die Kürze der Anzeige ihre Entschuldigung finden in der Aufrichtigkeit, die uns das Urtheil aussprechen läßt: zu einer wirklichen Erfassung von Novalis' Eigenart und Dichtung muß Bing's Buch als unentbehrlich bezeichnet werden.

Rudolf Fürst (Nr. 7) erneuert das Andenken eines wackern und in seinen Erdentagen nicht unbedeutenden Mannes. Fast ist der Ausdruck: erneuern zu schwach. Fürst begründet eigentlich erst Meißner's Andenken in unserer Zeit. Zwar hat kein Geringerer als Fürst Bismarck dereinst das „Deutsche Theater in Venedig" angeführt, worin dem spöttischen Uebermuthe hochnäsiger Italiener ein Begriff von der Bedeutung und den Errungenschaften deutscher Cultur und Erfindungsgabe an der Taschenuhr, dem Bücherdruck und dem Schießpulver beigebracht wird. Aber den Mann, in dessen Fassung diese Erzählung Gemeingut geworden ist, ihn kennt kaum noch der und jener. Und doch hat er im Vordergrunde seiner Zeit gestanden. Schon in Dresden hat August Gottlieb Meißner, der Großvater Alfred Meißner's, in Brühl's Hause eine Rolle gespielt, hat sich dann auf seinem prager Lehrstuhl lange Jahre gegen Jesuiten und Dunkelmänner und später in Fulda als Gymnasialrector gegen den Neid seiner Berufsgenossen und den stumpfen Haß des Philisterthums zu behaupten gewußt. Doch nicht darauf gründet sich sein Anspruch auf Fortdauer seines Namens in der literar-geschichtlichen Ueberlieferung. Er hat vielmehr das Recht darauf erworben durch eine fast unglaubliche Rührigkeit als Schriftsteller, durch die ausgebreitetste Thätigkeit im Anbau aller möglichen literarischen Gattungen, Arten und Artlein. Rechnet man also zu dieser Fülle des zu bewältigenden Stoffs noch die Thatsache, daß Fürst überall Ausgaben und Drucke der Einzel- und Sammelwerke, ihre Entstehungsgeschichte und Quellen, ihre Aufnahme durch das Publikum, ihre Nachwirkungen, sowie etwaige Uebersetzungen berücksichtigt, außerdem noch eine selbständige, sachverständige Kritik an ihnen übt, so wird man ungefähr diese große Leistung deutschen Forscherfleißes zu würdigen vermögen.

Nun einige Angaben über Meißner's Leben. Er war 1753 in Bautzen als Sohn eines Regimentsquartiermeisters und Rathsherrn geboren. Früh des Vaters beraubt, hing er der Mutter mit um so größerer Zärtlichkeit an. Nach dem Studium in Wittenberg und Leipzig findet er in Dresden eine Anstellung als Kanzlist beim Geheimen Consilium. Hier legt er den Grund zu seinem

schriftstellerischen Ruf, hier faßte er eine unerwiderte Liebe zu Körner's Tante, Dora Stock, hier auch gewann er Fühlung mit dem allgewaltigen Brühl und den Kreisen der Aristokratie. Doch blieb davon unbeeinflußt seine allezeit unabhängige Denkweise und seine freisinnige, wol auch freigeistige Lebensanschauung. Anlaß und unerwünscht viel Gelegenheit sie zu bewähren bot ihm seine Berufung als Professor der Aesthetik an der prager Universität, die im Zusammenhang mit van Swieten's Reformen erfolgte. Auch als Rector des Lyceums zu Fulda galt es für ihn, jeder Zeit streitbar und wehrhaft auf dem Plane zu sein. Als nach dem Zusammenbruch der preußischen Macht bei Jena 1806 die Franzosen auch in Fulda eingerückt waren, mit ihnen der Typhus, da raffte der Tod erst Meißner's dreizehnjährige Tochter, bald ihn selbst hin 1807.

Nur soviel über die Schicksale eines ungewöhnlichen Mannes, der in Zu- und Abneigung, in Ergreifen und Fallenlassen, als Mensch und als Bürger, als Denker und Dichter ein gutes Spiegelbild seiner Zeit gibt und darum verdient mehr gekannt zu sein als bisher. Fürst's Buch ist derart, daß es das Interesse für Meißner zu wecken vermag. Möge seiner Kraft auch der Erfolg nicht fehlen.

Richard Friedrich.

---

# Aus der internationalen Romanliteratur.

1. Von Einem zum Andern. Gesammelte Erzählungen von Johannes Trojan. Berlin, Freund u. Jeckel. 1893. 8. 3 M.

Der vortreffliche Leiter und Hauptsänger unsers geistreichsten satirischen Wochenblattes überreicht uns hier eine umfängliche Samulung mehr oder weniger gründlich ausgeführter Skizzen und Bilder aus seinem Leben. Dasselbe ist einförmig, ohne einschneidende Wandlungen und wesenvollere Häutungen verlaufen, und diese Erinnerungen sind ohne viel Stil und Wahl zusammengestellt. So wirkt manches nur halb, und auch die volle Wirkung hat enge Grenzen; dort lag es an der Ausführung, hier am Stoff. Ganz nichtssagend ist z. B. „Der Circus im Dorf". Anderes erfreut durch gemüthvolle Abstimmung. Hier und dort blitzt siegreicher Humor. Manches wirft freundliche Schlaglichter in diesen und jenen Winkel des frühern Berlin. Ausgezeichnet ist die Schilderung eines Ausflugs in die Schorfheide, nicht minder trefflich die lustige Jagdgeschichte: „Zwölf Treiber und doch nichts". Im übrigen ist die Erzählung nicht das Gebiet, auf welchem Johannes Trojan die bessern Erfolge seiner literarischen Thätigkeit erblühen. Die ihm vorgeschriebenen Ziele sind anderer Natur, und nur überschüssige Kräfte wurden hier „Von Einem zum Andern" eingesetzt.

2. Tante U. Ein Lebensbild von A. von S. I. Gotha, F. A. Perthes. 1894. 8. 4 M.

Eine emphatisch mit religiösen Weihen ausstaffirte, in dem Hochton edeln Enkelstolzes vorgetragene Frauengeschichte. Wohl dem, der seiner Mutter gern gedenkt. Die Schicksale verlaufen sich auf dem Hintergrunde bewegter Zeit. Die Freiheitskriege färben sie mit ihren Schatten und ihren Lichtern. Die Darstellungsweise an sich hat Fluß, der freilich eine durch nichts als verwandtschaftliche Pietät begründete Breite sich anmaßt.

3. Der Roman eines Ehemannes. Roman von Salvatore Farina. Aus dem Italienischen. Autorisirte Ausgabe. Berlin, O. Janke. 1894. 8. 2 M.

Salvatore Farina entfaltet aufs neue seine ausgezeichnete Kunst detaillirter Seelenmalerei. Er ist der beste italienische „Moderne". Aber sein „Verismus" ist echt dichterisch abgetönt. Die Form der Erzählung ist die des „Ich-Romans". Der Held erzählt selbst, in lichter, nie zu greller Anschaulichkeit und ohne empfindliche Aufdringlichkeit und Schönfärberei, seine und seines Weibes Schicksale und sein Straucheln in den Netzen der Sirene. Die Begebenheiten vollziehen sich in bewegter Folge. Der Dialog ist weise abgemessen und abgewogen nach Maßgabe der behandelten Themen und der diesen beherrschenden Gemüthsstimmungen. Dieser gemäßigte, wohl temperirte Realismus meidet taktfest jede auch nur scheinbare Unmöglichkeit.

4. Geopfert. Roman von George Simmy. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen von Auguste Scheibe. Stuttgart, J. Engelhorn. 1894. 8. 50 Pf.

George Simmy ist geistig eng verwandt mit Loti. Beide verfügen über die gleiche ausgedehnte Kenntniß fremder Welttheile und ihrer Meere. Die Accuratesse der Manier ist bei beiden gleich groß. Die Erfindung selbst ist bei beiden in gleicher Weise höchst einfach. Sie meiden alles Complicirte. In vorliegendem Roman versagt ein Geldfürst einem jungen Aristokraten die Tochter; erst als der famose Offizier ruhmgekrönt aus Tonkin zurückkehrt, empfindet der alte Herr schwiegerväterliche Anwandlungen — zu spät! Das ferne Land, sein mörderisches Klima und die Kämpfe mit seinen Piraten haben die Lebenskraft des heldenmüthigen Grafen gebrochen, so daß er in den Armen der ihm wiedergegebenen Braut todt zusammensinkt.

5. Die Möwe. Roman in zwei Bänden von Zacharias Nielsen. Autorisirte Uebersetzung aus dem Dänischen von Mathilde Mann. Stuttgart, J. Engelhorn. 1894. 8. 1 M.

Ein Glanzstück des nordischen Naturalismus: haarscharfe, verwundend wahre Charakteristik, peinliches Geizen mit den Mitteln der Darstellung; dort ein Zuviel, hier

ein Zuwenig, und alles verschweißt mit dem zähen Kitt einer unbarmherigen Moral.

6. Novellen von Beer-Hofmann. Berlin, Freund u. Jeckel. 1893. 8. 1 M. 50 Pf.

Heinz Tovote hat in Beer-Hofmann seinen wiener Doppelgänger gefunden. Das berliner Vivenr- und Cocottenthum darf sich nun nicht mehr des literarischen Vorzugs freuen, einen dichterischen Anwalt nach dem Muster des Verfassers der Cameliendame zu besitzen: die Kaiserstadt an der Donau kann nun gleichfalls die ausgehaltene Dirne und den willenlosen Lebemann im novellistischen Schaufenster bewundern. Vielleicht findet Beer-Hofmann für seine Typen gelegentlich erfreuliche moralische Unterschriften. Vorläufig ist er, übrigens höchst stimmungsvoller, Copist der nackten Thatsache. Selbst das messingene Strumpfband hört man beim Abstreifen klirren. Ich empfehle dem Verfasser einige Lectionen bei Baldnin Groller. Es wäre jammerschade, wenn sich sein schönes Talent, wie das Tovote's, wenn auch auf noch so blumigen Pfaden in dichterischen Indifferentismus verlöre, der da den Kehrreim der Macbeth'schen Hexen als Wahlspruch führt: „Fair is foul, and foul is fair."

7. Land voraus! und andere Geschichten von Lili du Bois-Reymond. Berlin, W. Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1894. 8. 4 M.

Lili du Bois-Reymond hat einen schriftstellerischen Weg eingeschlagen, der sie schnell auf die Höhe führen wird. Der Ernst ihrer Arbeit, die Sorgfalt der Beobachtung und die Gründlichkeit ihrer Kenntniß der behandelten Stoffe und deren geistige Durchdringung sprechen aus jeder Zeile. Sittlich lassen sich ihre Themen in kaum höherm Grade vertiefen, wol aber schöner und glanzvoller poetisch gestalten. Indessen, die Zeichnung bleibt doch zunächst die Hauptsache; und wenn auch der Zeichner nicht immer zum Farbenkünstler reift, so gilt uns die correcte Linie doch zunächst mehr, als das Farbenconcert, welches die Disharmonie des Grundrisses zu überschreien sucht. Besonders lobe ich die scharfe Abgrenzung der Motive. Lili du Bois hält streng ihre Grenzen. Jeder Verführung zu irgendwelcher Verquickung heterogener Elemente weicht sie aus mit einer Kraft der Selbstbestimmung, die unsern Schriftstellerinnen leider so oft gebricht. Der Blick der Dichterin ist freilich noch vorwiegend auf das Nahe gerichtet, noch versagt sie sich, weitere Kreise der Gesellschaft in ihren Rahmen zu spannen. Aber auch hier sei gelobt: in der Beschränkung gerade bewährt sich vor allem die Meisterin, da ihr als Weib nach so vielen Seiten solche Selbstbegrenzung gebührt: Louise von François z. B. ist mir nie absurder erschienen, denn als Fabrikantin theologischer Leichenreden. Wie kläglich ging die Manier Ossip Schubin's in die Brüche, wo die Oesterreicherin Art und Wesen, Anschauung und Formen darzustellen unternahm, welche ein preußisches Offizierscorps beherrschen. So scheiden wir von Lili du Bois mit den besten Erwartungen. Wir wünschen, daß sich ihr Gesichtskreis maßvoll immer schöner erweitere und ihre Vorwürfe aus dem Engern immer schöner ins Große streben. Uebrigens ist „Land voraus", die Erzählung, welche dem Buche den führenden Titel gibt, nicht die wirkungsvollste und beste dieser Geschichten, deren am feinsten gearbeitete den bescheidenen Titel: „Ein Fidibus" führt.

8. Heimkunft. Roman von Wilhelm Jensen. Zwei Bände. Leipzig, C. Reißner. 1894. 8. 8 M.

Diese Dichtung bedeutet ein Musterstück der deutschen Romanliteratur der Gegenwart. Mitten hinein in das wüste Treiben der Modernen strahlt sie wie ein Leuchtthurm über die ungeberdige See. Im Stil der Taciteischen Germania contrastirt der Dichter das Leben der friesischen Halligen und das verlogene Treiben der städtischen Gesellschaft oder anders gewendet: mit Rousseau'scher Machtstimme predigt er Rückkehr aus dem Dunstkreis einer angefaulten gleißenden Uebercultur zur Herzenseinfalt unverfälschter Natur. Aufs neue erweist sich Wilhelm Jensen's große Kunst einer prachtvollen Symbolik, die Kunst, jede Einzelheit seiner blendenden Schilderungen und wortkargen Umrisse als charakteristische Elemente in den Dienst seiner tiefen Idee zu stellen. Im übrigen heißt es auch bei Jensen: On revient toujours à ses premiers amours. Seine nordische Heimat stellt ihm immer wieder die Coulissen. Aus dem Boden seiner Heimat schöpft er immer wieder seine Stoffe als dem Urquell seines künstlerischen und moralischen Seins. Seine herbe Zeichenkunst erhärtet sich immer wieder an den scharfkantigen Modellen niedersächsischen Volksthums. Die niederdeutsche Art seiner Menschen weiß kein Schliff und keine Politur zu maskiren, und es erfordert die ganze Weisheit des Dichters, aus dem spröden Menschenmaterial den poetischen Funken zu schlagen, in dessen Lichte sich das Ganze zu einem höhern schönern Sein erhebt, denn der Roman wurzelt mit jeder seiner Fasern in der friesischen Scholle. Jeder Ton ist Naturlaut, jedes Landschaftsbild trägt die sprechenden Züge der Vedute. Wo die Autopsie gebricht, gewinnt die Darstellung eine ärmere Gestalt. Was er von Neuholland weiß, ist bemessen, weil dem Dichter die persönliche Anschauung mangelt, aus welcher z. B. Pierre Loti den glänzenden Reichthum seiner exotischen Decorationen schöpft. In um so vielseitigerer Beleuchtung taucht vor uns die friesische Inselwelt empor. Oft verschwindet dann wol die karge Staffage mehr als es gut ist. Die Landschaftsschilderung an sich wird dann zu ausgesprochen Selbstzweck, um den Gang der Erzählung nicht empfindlich zu lähmen. Man wird dann dem Dichter den Gefallen erweisen müssen, in ihm den Landschaftsmaler zu bewundern und den Erzähler zu vergessen. Offenbar schwebt ihm dann als Kunstgesetz die Aufgabe vor, Art und Wesen der Menschen durch ihren

mütterlichen Untergrund zu motiviren, die Atmosphäre der Natur als die Hauptbedingung ihres festumzirkten Seins wirken zu lassen. So entsteht denn allerdings ein in allen Gliedern sich zusammenschließendes Gesammtbild, dessen höhere Treue um so mächtiger packt, je hingebender der Dichter der niedern huldigt, sodaß der Leser denn in der That den Salzhauch der See in jedem Nerv verspürt und seine Einbildungskraft in unentrinnbarem Bann gehalten wird. Nur der Künstler, der selbst das Wattenmeer im rollenden Wandel der Jahreszeiten durchkreuzt und die Gastfreundschaft der Halligen erfahren hat, vermag mit derartig zwingender Gewalt die Wandlungen der in stetem Anderssein beharrenden Wasseröde und die stille Tiefe der nordischen Menschenseele darzustellen. Fast scheint hier dem Dichter ein persönliches, wenn auch unbewußtes weltflüchtiges Heimweh die Stimmung zu verleihen, aus welcher er diese einsamen Wasserwelten so ergreifend vor uns hinzaubert, sodaß uns selbst ein schwermüthiges Sehnen befällt, auf ihren ruhevollen Dünen Einkehr zu halten, um in meerumrauschter Weltverlorenheit auf unserm Wanderpfade Rast zu machen und im Schoße einer großen stillen Natur in der würzigen Luft der See Kraft zu weiterer Wanderung zu gewinnen. So idyllisch sind die Reize, welche Jensen um seine geliebten friesischen Inseln auszugießen weiß. Indessen die ganze Kraft seiner Poesie bietet er auf, wenn es gilt, die Halligen zum Spielball der losgelassenen Gewalt der Elemente, zum Opfer der vereinten Wuth der Wasser und des Sturms werden zu lassen in Nächten, in denen der Tod mit gespenstisch von weißem Mondlicht verzerrtem Antlitz, in einer Knochenhand den Sturm als Sense schwingend, mit der andern die tobende Flut vor sich herschleudernd, auf schnaubender Wellenmähre von Westen daherjagt und die See ihre Pantherkrallen in die armseligen Eilande schlägt, die als letzte Reste einer weiten schönen Welt verblieben, die hier versank. Der Stamm der Friesen hat in Jensen seinen besten Dichter gefunden. Friesisches Land und friesische Leute sind hier poetisch gefeiert worden, wie nirgends zuvor. Die hehre Meereseinsamkeit der Inseln und ihr schlichter, idyllischer Zauber hat nie einen glänzendern Ausdruck in unserer Dichtung erhalten, und die Dämonen, die sich immer aufs neue zu nächtiger Tücke verbünden, um auch jene letzten armen Trümmer einer untergegangenen blühenden Zone ins feuchte Grab zu reißen, hat nur Spielhagen in ähnlicher Weise poetisch zu entfesseln verstanden. Kern und Wesen der friesischen Volksseele indessen hat in Wilhelm Jensen den ersten wahrhaften Dichter gefunden, welcher ihrer ehernen Sonderart das Meisterlied sang.

Adalbert Schroeter.

# Aus Moltke's Liebesleben.

Helmuth von Moltke's Briefe an seine Braut und Frau und an andere Anverwandte. Zwei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1894. Gr. 8. 10 M.

Nichts hat mehr dazu beigetragen, Schiller's Gestalt der großen Menge menschlich nahezubringen als die Veröffentlichung seines Briefwechsels mit Lotte. Der große feierliche gedankenschwere Dichter neigte hier freundlich sein Haupt und um seine Lippen spielte leichtes, oft gar schelmisches Lächeln. Das deutsche Volk sah mit Freude, wie die Liebe ihn beglückte und wie all die mannichfaltigen Gefühle, die jeden Sterblichen in den sonnigen Tagen erfüllter Liebeshoffnungen beseelen, auch ihn gefangen hielten. Der Anblick der Braut und der Ausblick auf eine beglückende Häuslichkeit gaben seinem Wesen und damit seinen Briefen einen Schwung und eine Wärme, die jeden hinreißen und erfüllen, der sich in sie vertieft.

Solche „Vermenschlichung" hat ein großer Feldherr noch nöthiger als ein großer Dichter, wenn ihm die feinere und tiefere Volksthümlichkeit zutheil werden soll, die nicht aus bloßen Waffenthaten entspringt. Nicht alle aber sind solcher Vermenschlichung fähig, und nur wenigen hat ein freundliches Geschick zu der Strahlenkrone des Ruhmes den immergrünen Kranz der Liebe gereicht. Wol können manche den soldatischen Vergleich des alten Horaz in dem Sinne, wie er ihn gemeint hat, auf sich anwenden: „et militavi non sine gloria"; zahlreich wie seine Kriegs-, waren Napoleon's Liebescampagnen; aber eine Liebe, die ihres Lebens Mittelpunkt war, die ihres Herzens tiefsten Grund bedeckte, haben nur wenige empfunden.

Zu diesen Wenigen gehört der Generalfeldmarschall Moltke. Die Briefsammlung, die wir hier ankündigen, gewährt uns einen tiefen Einblick in das Herzensleben des großen Mannes. Sie umfaßt alle Briefe, die er an seine Braut und Frau, Mary von Burt, geschrieben hat; sie ist also vollständiger als die Zusammenstellung in „Ueber Land und Meer" und in den „Gesammelten Schriften". Und um das Aeußerliche gleich abzuthun, bemerke ich noch, daß sie auch einzelne Briefe an andere Personen enthält, daß Joseph Kürschner die Ausgabe besorgt und mit einer sprachlich und inhaltlich sehr gelungenen Einleitung versehen hat, daß die nothwendigsten Anmerkungen von Herrn von Burt stammen, und endlich, daß das Buch durch die Bilder der Braut und Frau geziert ist.

Niemand wird behaupten, daß Moltke's Grundstimmung lyrisch gewesen sei. Wol aber ist er durch lyrische Stimmungen hindurchgegangen, wie das jedem bedeutenden Menschen zutheil wird. In dem Wendepunkte des Lebens, da sich der Einzelne an das Ganze bindet, da die Liebe ihn in den ewigen Reigen der Dinge reiht und Ahnungen in ihm aufsteigen, die über ihn selbst hinausdeuten, ist auch der stille verschlossene Mann der lyrischen Empfindung

zugänglich gewesen. „Süße Marie, wenn Du abends nach 9 Uhr gegen Süden blickst, so wirst Du einen prachtvollen Stern am Horizont aufsteigen sehen. Es ist derselbe, den meine selige Mutter so oft bewunderte. Ich sah ihn nie, ohne an sie dabei zu denken, und habe den Glauben, daß es mein guter Stern ist. Denke dann an mich." Und die Stimmung Goethe's überkommt ihn, wenn der Mond über sein Gefild sich breitet. Dicht neben dem Monde steht wieder der große Stern: „Oft wenn ich in fernen asiatischen Steppen den langen, heißen Tag geritten, und die Nacht herabsank, ehe die müden Pferde ihr Nachtquartier erreicht; oder wenn ich auf dem flachen Dache der Wohnung meine Teppiche zum Lager breiten ließ, trat er mit südlicher Klarheit aus dem Abendroth hervor und leuchtete so milde, als wollte er sagen: Reite nur getrost und vergiß alle Sorgen, du wirst doch noch ein Herz finden, welches dich liebt. Und so habe ich Dich gefunden, theure Marie; aber des Schicksals Sterne wohnen in der Menschen eigenem Busen und jeder ist so glücklich, als er es verdient. Würde ich es nicht mit Dir, so wäre es nur, weil ich nicht so rein und gut bin und nicht mehr werden kann wie Du." Vergebens suchen wir nach einem Worte, das uns Leidenschaft verriethe; überall das stille schöne Maß im Ausdruck und Gefühl; nirgends die Liebe, die da lodert und fordert, überall die Liebe, die verklärt und gibt. Eine milde, ruhige, innige Stimmung weht durch diese Briefe. Sie läßt auch Platz dem stillen, sonnigen Humor; launige Worte und Vergleiche, Schilderungen voll leiser harmloser Ironie oder gemüthliche Scherze begegnen uns häufig. „Die fürchterliche Hitze hat aufgehört und wir haben heute mehrere Regenschauer gehabt. Hier nun machte sich Mr. Mackintosh sehr angenehm und erwies sich erkenntlich dafür, daß ich ihn acht Tage lang in der Sonne wie ein Kind auf dem Arme herumgetragen habe." Dem aufmerksamen Beobachter treten auch in den Briefen des liebenden Bräutigams Züge entgegen, die auf den Einfluß seiner täglichen Beschäftigung und seiner militärischen Anlagen deuten. Wie der leitende Offizier die Bewegung ferner Truppen berechnet so liebt der Bräutigam es, mit der Uhr in der Hand zu vermuthen, was die Geliebte und die Ihrigen in jedem Augenblicke treiben. Solche Stellen sind sehr häufig. Am 23. August 1841 schreibt er, an dem Tage, da die Braut von Helgoland heimkehrte: „Als Ihr Euch einschifftet, erblickte ich den Herenles auf der Wilhelmshöhe, um die Zeit, wo Ihr in Glückstadt landetet, war ich schon hier (in Göttingen), und jetzt, wo ich an Dich schreibe und denke, mögt Ihr wol schon beim Thee in Itzehoe sitzen, denn es ist 8 Uhr." Mehr der freundlichen Phantasie, als der strategischen Berechnung entspringt ein anderes Bildchen: „Gern möchte ich einen Augenblick in Euren Saal hineinschauen. Wann du nicht etwa in der Küche bist, sitzest du gewiß im Lehnstuhl am Fenster und nähst. Jeannette, glaub' ich, musicirt, Mama strickt rothe Strümpfe, Papa liest im Byron. Ich hoffe, daß Ernestine schläft, der Junge sitzt wol in einer Bettecke und kreischt vor Vergnügen."

Der Ton der Briefe ändert sich nicht nach der Vermählung. Unmerklich führen sie vom Brautstand in den Ehestand über. Aber die Gegenstände werden allmählich mannichfaltiger. Gemeinsame Interessen, Wohnung, Einrichtung, Gesundheit, Geselligkeit nehmen etwas breitern Platz ein. An allem, was ihn betrifft und was ihn bewegt, läßt er die geliebte Frau theilhaben. Immer bunter wird die Welt, in die ihn seine Dienstreisen führen; immer größer und verantwortlicher die Geschäfte, zu denen ihn seine Vorgesetzten heranziehen und seine Talente berufen. Die Briefe gewinnen jetzt ein außerordentliches sachliches Interesse, hinter dem das persönliche oft lange Seiten hindurch zurücktritt. Wir finden ihn in Italien, in Spanien, in Frankreich, in England und anderwärts, und besonders in London erweitern sich seine Briefe zu einem förmlichen Reisejournal. Mit feinem Sinn mischt er in die Schilderung dessen, was allgemein merkwürdig ist, Bemerkungen über das, was die Frauen besonders interessiren wird; Schmuck und Toilette der Damen sogar beobachtet der ernste Offizier, um die einsame Gattin davon zu unterhalten. Besonders fällt der feinfühlige Naturssinn auf, in dem sich beide Gatten begegneten und der in wahrhaft glänzenden Schilderungen sich ausdrückt. Es ist verlockend, von all diesen Dingen, die in epischer Fülle und Behaglichkeit erzählt werden, zu berichten und die Bemerkungen wiederzugeben, die für den Leser über Moltke's Darstellungsart daraus entspringen. Aber es ist hier nicht der Ort dazu. Auch würde man Gefahr laufen, den Maßstab für die Bedeutung dieser Briefe zu verschieben. Denn so fesselnd auch die Berichte aus Friedens- und Kriegserlebnissen sein mögen, das entscheidende Interesse an der ganzen Sammlung muß in der Persönlichkeit des Schreibers und der Empfängerin liegen. Das Verhältniß des gewaltigen Mannes zu der Genossin seines Lebens, die rein menschlichen Gefühle, die zwischen ihm und einer ausgezeichneten Frau ein Band knüpften, das beiden erst den eigentlichen Werth des Lebens schuf, das Vertrauen und die Liebe, die aus jeder Seite sprechen, das ist es, was jedem Deutschen für jetzt und alle Zeiten dieses Buch werthvoll machen muß und machen wird.

Der eiserne, verschlossene, kalte Feldherr, zu dem die Masse unseres Volkes wol dankbar, aber doch mit einer gewissen Scheu aufzuschauen pflegte, erhält durch diese Briefe eine andere, wünschenswerthe Beleuchtung. Daß auch in ihm der warme Herzschlag deutscher Liebe pulste, daß auch seine Kraft sich erneuerte in dem ewigen Quell deutscher Familie und deutscher Frauenliebe, das lehren diese Briefe und dadurch bringen sie einen großen Mann dem Herzen seines Volkes näher. Das hervorzuheben ist der besondere Zweck dieser Zeilen.

T. Wychgram.

# Meister der schweizerischen Dichtung des 19. Jahrhunderts.

Bächtold's „Geschichte der Deutschen Literatur in der Schweiz" hat zum Bewußtsein gebracht, welch bedeutender Antheil an der Entwickelung unserer Literatur der Schweiz zukommt. Mit dem 18. Jahrhundert aber hat Bächtold vorläufig sein Werk abgeschlossen, trotzdem gerade in unserm Jahrhundert glänzende Gestalten zur Darstellung locken. Hoffentlich wird er, der eben erst als berufenen Keller-Biographen sich erwiesen hat, die schöne Aufgabe, auch die neuere Literatur seiner Heimat in organischem Zusammenhange darzustellen, sich nicht entgehen lassen. Vorerst aber muß es als willkommener Ersatz betrachtet werden, wenn wenigstens die Spitzen dieses Literaturgebietes einer scharfen Beleuchtung und Betrachtung unterzogen werden. Jeremias Gotthelf, G. Keller, K. F. Meyer, Leuthold sind schon mehrfach zum Gegenstand monographischer Darstellung gemacht worden. Nun hat dies neuerdings, und zwar vom kritisch-ästhetischen Standpunkt aus, R. Saitschik gethan in seinem überaus gründlichen und feinfühligen Buche: „Meister der schweizerischen Dichtung des 19. Jahrhunderts".*)

Es ist ein durchaus eigenartiges Buch, das uns hier geboten wird. Ein Russe, der über deutsch-schweizerische Literatur schreibt, mit einem Verständniß, als ob dies die Literatur seiner Heimat, und mit einer stilistischen Gewandtheit, als ob das Deutsche seine Muttersprache wäre — das ist gewiß schon eine außerordentliche Erscheinung. Aber auch in anderer Hinsicht verläßt das Buch die Bahn des Gewöhnlichen. Hier ist nicht nach der üblichen Schablone literarischer Darstellung gearbeitet. Wie ein Anatom den Körper, so macht Saitschik die Werke seiner Dichter zum Gegenstand genauester Durchforschung; er vollzieht eine förmliche Section, präparirt jeden einzelnen Theil, legt die verschiedenen Bestandtheile auseinander und setzt aus dem so gewonnenen Material das Wesen der einzelnen Dichter zusammen. Und er hat einen sichern Blick und ein scharfes Messer; kein Nervenstrang entgeht ihm, kein Muskel bleibt unbeachtet, mit fester Hand schneidet er, bis das Knochengerüste bloßgelegt ist. So bekommen wir keine trockenen biographischen Notizen, keine bloßen Inhaltsangaben, sondern scharfe Analysen der Werke und darauf beruhende psychologische und ästhetische Porträts der Dichter: Ihre poetische Anlage, ihre dichterische Art, ihre Art, Charaktere zu zeichnen, zu erzählen, Gefühle und Gedanken zum Ausdruck zu bringen, zu schildern, Natur und Landschaft zu malen, ihre Weltanschauung, ihre Sprache — alles das wird so festgestellt. Bedeutsame Fragen allgemein ästhetischer Natur kommen gelegentlich zur Erörterung, z. B. das Verhältniß von Form und Inhalt in der Kunst, das Verhältniß des Dichters zur Natur u. s. w. Es geschieht dies alles in einer durchaus geistvollen und geistbelebenden Weise. Auch wenn man mit dem Verfasser nicht einverstanden ist, — und das ist oft der Fall — fühlt man sich doch immer angeregt. Erstaunlich ist die Belesenheit, die Saitschik offenbart. Keine Literatur, kein hervorragender Dichter eines Volkes ist ihm fremd. Er kennt die deutsche Literatur in ihren alten und neuen Erscheinungen so gut wie George Sand, Balzac und Alfred de Musset, Matteo Bandello, Carducci und Leopardi, Montalvan, Mendoza und Quevedo, Dickens, Percy und Oliver Goldsmith, Oehlenschläger, Tegnér und Björnson, Gogol, Grigorowitsch und Turgénjew, Mickiewicz und Odyniec, Arany und Jaroslav Vrchlicky. Sie alle und noch viele andere werden — manche allerdings auch nur äußerlich — zur Vergleichung herbeigezogen und so der große geistige Zusammenhang der Weltliteratur festgehalten.

Saitschik's Buch ist keine bloße Unterhaltungslektüre; es nimmt den ganzen geistigen Menschen in Anspruch. In gemessenen Portionen will es genossen sein, soll es nicht übersättigen, in nicht allzu entfernten Stationen durchmessen werden, soll es nicht ermüden. Es stürmt förmlich auf uns ein mit Gedanken. Häufig philosophirt Saitschik zu viel und macht seine Reflexionen drei- bis vierfach, nur in andern Worten und an verschiedenen Arten. Auch zerfasert er öfters zu viel; das Ganze kommt dem Leser über all den feinen Fäserchen, denen ihn der Verfasser zu folgen zwingt, aus den Augen. Die Darstellung hat im allgemeinen etwas Sprunghaftes und Abgerissenes und stark persönliches Gepräge, was dem Buche zwar Frische und Reiz, aber oft auch etwas Unruhiges, Nervöses und logisch Widerwärtiges gibt. Selten stört die Fremdsprache dem Verfasser die volle Deutlichkeit dessen, was er vielleicht ganz klar gedacht hat; öfter thut dies ein Misbrauch von Bildern.

Die einzelnen Gestalten sind wenig untereinander in Zusammenhang gebracht. Freilich wäre da auch nur zu zeigen gewesen, wie wenig diese schweizerischen Meister aufeinander gewirkt haben, wie vielmehr ihre Vorläufer und ihre Schüler auf allgemein deutschem, ja internationalem Boden zu suchen sind.

Es sind total verschiedene Dichternaturen, über die Saitschik sich ausläßt. Allen versucht er gerecht zu werden: dem gewaltigen Phantasiemenschen, genialen Beobachter, tendenziösen Volksschriftsteller und Verächter alles künstlerischen Maßes Jeremias Gotthelf ebenso wie dem geistesaristokratischen, alles künstlerisch erfassenden und gestaltenden C. F. Meyer; dem Formvirtuosen und musikalischen Dichtergenie Leuthold, wie dem gedankenschweren, aber formenarmen Draumor; allen diesen subjectiven, theilweise schmerzvoll zerrissenen Naturen ebenso wie der festgeschlossenen kernigen Natur G. Keller's mit ihrem nach un-

*) Meister der schweizerischen Dichtung des 19. Jahrhunderts (Jeremias Gotthelf. Gottfried Keller. Konrad Ferdinand Meyer. Heinrich Leuthold. Draumor). Von R. Saitschik. Frauenfeld, J. Huber. 1894. 5 Frs. 60 Cent.

wandelbaren Gesetzen mit bewunderungswürdigem Gleichmuth vor sich gehenden, dem Wirken der Natur zu vergleichenden Schaffen.

Indem ich mich auf Einzelheiten nicht einlasse, da bei dem stark persönlichen Charakter des Buches dabei kein Ende zu finden wäre, beurtheile ich nur die Aufsätze im großen und ganzen. Wohlgelungen ist derjenige über Jeremias Gotthelf. Nur scheint mir Saitschik die kleinen Erzählungen dieses Meisters gegenüber seinen großen Schilderungen aus dem Bauernleben etwas vernachlässigt zu haben. Gerade in jenen zeigt sich der Dichter Gotthelf am vortheilhaftesten, wie G. Keller schon festgestellt hat. Auch Gotthelf's Humor ist nicht genug hervorgehoben; gerade hierzu hätten die kleinern Erzählungen Anlaß genug geboten.

Am schwächsten sind die Arbeiten über Leuthold und Draumor. Hier fußt Saitschik zu wenig auf dem festen Boden der Erfahrung, hier philosophirt er sich oft Dinge zusammen, denen alle reale Grundlage fehlt.

Einen widerspruchsvollen Eindruck macht, was er über C. F. Meyer sagt. Hier finden sich die feinsten, aber auch wieder die fragwürdigsten Bemerkungen.

Am tiefsten hat sich Saitschik in G. Keller's Natur versenkt; seine Werke hat er am besten gelesen. Nach der Seite der ästhetischen Analyse und Würdigung bildet dieser Aufsatz eine werthvolle Ergänzung dessen, was in der letzten Zeit von berufener Seite über Keller gesagt wurde. Saitschik's Charakterisirung der Keller'schen Lyrik diene denn auch als Probe aus dem Buch:

„Die Lyrik Keller's kennt keine sprachlichen Blumen und kein schöngeistiges Liebäugeln mit der Reflexion; es liegt ihr eine Ursprünglichkeit des Empfindens zu Grunde, welche der Natur und dem Leben eine seltene Mannichfaltigkeit von Bezügen ablauscht und sie lyrisch verarbeitet, ohne pathetische oder überschwengliche Stimmungen verspüren zu lassen. Was die Lyrik Keller's besonders kennzeichnet, ist die biedere Aufrichtigkeit des Gefühls. Sein lyrisches Empfinden ist mannichfaltig, er zeigt uns seine Seele in ruhigem, aber stetem Flusse, in den wechselwirkenden Beziehungen des Innern zum Aeußern. Er verliert sich dabei weder in den innern Tiefen, noch in den äußern Höhen, er hält die gesunde Mitte ein, auf welcher man ihn ohne Fernglas und Steigerung der Phantasie sehen und hören kann. Seine Lyrik kennt keine kunstvoll angespannten Saiten, die von selbst in melodischen Tönen vibriren, aber auch keine gesprungenen, welche von Zerrissenheit und unheilbarem Schmerz klagen. In der Mannichfaltigkeit der aufeinanderfolgenden Gegensätze, die sich in seiner Seele spiegeln, muß er auch freilich das, was kämpft und sich aufhebt, gewahr werden; auch ihm ist das Leiden in manchen Accorden zugänglich; wenn er zu tief in das Wesen der Natur blickt, so kann er nicht umhin zu sagen:

Sie ist eine alte Sibylle
Und kennt sich selber kaum;
Sie und der Tod und wir alle
Sind Träume von einem Traum.

Aber er hält diese Tiefe für einen unfruchtbaren Standpunkt und liebt es sonst, sich in der bejahenden Frische der Naturerscheinungen zu ergehen. Dann flattert sein «leichter Liederflug aufwärts in die frischen Lüfte», dann erkennt er in der Natur eine lebensvolle und erquickende Erzeugerin des Schönen, einen hellen Quell, aus welchem dem Menschen volle Stillung seines Durstes entgegensprudelt. Die Natur führt in den Gedichten Keller's keine feindlichen Absichten gegen den Menschen im Schilde; sie ist vielmehr mit ihm aus einem einheitlichen Gewebe gewirkt, die Realität ihrer Erscheinungen durchdringt und umklammert das menschliche Seelenleben, wir schöpfen aus der Außenwelt keinen scheinbaren, sondern wesentlichen Gehalt, der mit unserm Empfinden unzertrennlich zusammenschmilzt."

Niemand möchte ich rathen, sich an Saitschik's Aufsätze zu wagen, ehe er mit den schweizerischen Meistern selbst sich genau vertraut gemacht hat. Wer diese aber bereits kennt und liebt, der wird Saitschik's Buch mit hohem Genuß lesen, theils beipflichtend, theils widersprechend; immer wird es ihm sein, als ob er mit einem geistvollen, originellen Freunde über seine Lieblinge Zwiesprache hielte. Und ein Buch, das solches leistet, ist nicht umsonst geschrieben.

Eduard Hang.

---

## Goedeke's „Grundriß".

Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen von Karl Goedeke. Zweite ganz neu bearbeitete Auflage. Nach dem Tode des Verfassers in Verbindung mit Dr. Jacobi, Karl Justi, Max Koch u. a., fortgeführt von Edmund Goetze. Fünfter Band: Vom Siebenjährigen bis zum Weltkriege. Zweite Abtheilung. Dresden, L. Ehlermann. 1893. Gr. 8. 12 M. 75 Pf.

Dem vierten Bande der zweiten Auflage von Goedeke's bedeutendem Werke ist in der verhältnißmäßig kurzen Zeit von zwei Jahren der fünfte gefolgt. Wie in dem zuvor erschienenen Bande hauptsächlich das Leben Goethe's und dessen Bedeutung eingehende Behandlung erfuhren, so tritt in dem vollendeten fünften Schiller in den Vordergrund, und es wurde die Neubearbeitung der Schiller-Paragraphen von Max Koch besorgt. Der Bearbeiter ist dabei, insbesondere was Goedeke's biographisch-literarhistorische Darstellung betrifft, mit großer Achtung dem ursprünglichen Texte des Verfassers gegenüber vorgegangen, er hat sogar das herbe Urtheil über die Gedichte der Anthologie und deren Dichter (S. 22) stehen gelassen, obwol er doch in dieser Beziehung, wie er im Vorworte

erklärt, mit Goedeke durchaus nicht einer Meinung ist. Der Text der Schiller-Biographie ist daher, kleine stilistische Aenderungen und einige Ergänzungen abgerechnet, derselbe geblieben. Dafür hat der literarisch-bibliographische Theil eine ganz andere Eintheilung erfahren und wurde bis in die kleinsten Einzelheiten mit der größten Genauigkeit durchgeführt. Man ist überrascht von der reichen Schiller-Literatur, welche seit dem Abschlusse des zweiten Bandes der ersten Auflage (1862) angewachsen ist und deren Anführung nunmehr 140 eng gedruckte Seiten füllt gegen 29 Seiten derselben Abtheilung von Goedeke's erster Arbeit. Wir finden, was bemerkenswerth erscheint, nicht selten auch Aufsätze über Schiller und dessen Werke aus hervorragenden Tageszeitschriften angeführt, wodurch manche werthvolle Arbeit der Vergessenheit entrissen und dem Forscher zugänglich gemacht ist. Gerade diese Gattung von Quellen darf bei der heute täglich wachsenden Bedeutung der Tagespresse nicht übergangen werden, da ja nicht selten wichtiges Material in den Feuilletons und andern Aufsätzen der Tagesblätter steckt. Selbstverständlich sind die literargeschichtlichen und wissenschaftlichen Zeitschriften ebenfalls bis auf die jüngste Zeit bei der Abfassung der bibliographischen Uebersicht benutzt worden. Auch die Uebersetzungsliteratur der Werke Schiller's erscheint mit der größten Sorgfalt behandelt.

Die Neubearbeitung des Paragraphen, welcher die Philosophen der Zeit Goethe's und Schiller's bespricht, wurde von Karl Vörlander durchgeführt und erweitert. Alexander von Weilen hat in der vollständigen Umarbeitung des Abschnitts über die Bühnendichter in Oesterreich eine außerordentlich werthvolle und verdienstliche Leistung geboten. Wenn man die sechs Seiten der ersten Auflage, welche diesem Paragraphen gewidmet sind, den 55 Seiten der neuen Auflage entgegenhält, so muß man wol diesen Theil des Werkes als einen fast ganz neuen bezeichnen und dem Bearbeiter hohe Anerkennung zollen, welcher die Schätze der österreichischen Bibliotheken, wol hauptsächlich jene der kaiserlichen Hofbibliothek in Wien, so zweckmäßig zu verwerthen wußte. Die Einleitung zu diesem Paragraphen, welche das wiener Theater der letzten dreißig Jahre des vorigen Jahrhunderts behandelt und ebenfalls ganz neu abgefaßt ist, bietet eine beachtenswerthe Charakterisirung, die darauffolgende Aufzählung der Bühnendichter selbst führt deren nicht weniger als 261 vor, wogegen die 51 der ersten Auflage allerdings verschwinden. In ähnlicher Weise hat auch Karl Müller-Fraureuth den Paragraphen (279) über die Ritter- und Räuberromane, mit Ausnahme der kurzen einleitenden allgemeinen Uebersicht, welche nach dem Wortlaute Goedeke's wiedergegeben wurde, in seinem biographisch-literarischen Theile ganz umgestaltet, den 11 Namen der ersten Auflage gegenüber finden sich in des Neubearbeiters Aufzählung nicht weniger als 100. Welche Veränderung auch die Besprechung früher Aufgenommener erfahren hat und wie genau Müller-Fraureuth über sie orientirt ist, erweisen beispielsweise die Nummern 9, 10 und 11 am besten, welche die berühmten und berüchtigten „Dichter" Spieß, Cramer und Vulpius behandeln. Daß sich für eine so ausführliche Arbeit ganz besondere Schwierigkeiten darboten, zeigt die Bemerkung in der ersten Auflage anläßlich der Anführung einer einfachen Namensliste am Schlusse des Paragraphen: „Die meisten Namen sind angenommen, da sich die Verfasser zum Theil ihres Handwerks schämen." Der Neubearbeiter hat mit großem Fleiße und mit nicht geringer Mühe die wahren Namen ausgeforscht und die Werke vieler Verfasser als solche hier überhaupt zum ersten male zur Kenntniß gebracht.

Wenn auch die übrigen Abtheilungen des Bandes nicht eine so vollständige Neubearbeitung erfahren haben, so sind sie doch reich vermehrt und viele Versehen der ersten Auflage gebessert worden. Der Herausgeber der neuen Auflage hat sich seine Aufgabe ebenfalls nicht leicht gemacht, füllt doch die 565 Seiten des Bandes derselbe Stoff, welchen Goedeke in einem Drittel des zweiten Bandes der ersten Auflage behandelt hat. Daß Herrn Goetze dabei bewährte tüchtige Kräfte, wie K. Redlich, A. Dauer und andere zur Seite gestanden haben, und daß er noch von der Hand Goedeke's herrührende Aufzeichnungen und Andeutungen aus dessen Nachlaß benützen konnte, ist für das Werk natürlich von besonderer Wichtigkeit und von hohem Nutzen gewesen. So müssen wir denn auch diesen weitern Theil der nun schon über die classische Zeit hinaus vorgeschrittenen Neubearbeitung von Goedeke's großartigem Werke als eine Zierde unserer literargeschichtlichen Literatur und als eins der verläßlichsten Nachschlagebücher überhaupt bezeichnen.

Anton Schlossar.

# Feuilleton.

Berlin ist nun einmal Weltstadt geworden und nicht nur der außerhalb der schwarz-weißen Grenzpfähle wohnende Deutsche, sondern auch die Nachbarn des Reiches, freundliche und feindliche, können sich der Thatsache nicht mehr verschließen. Das politische, sociale und auch menschliche Interesse an der Hauptstadt des Deutschen Reiches wächst allenthalben. Die Zustände und Verhältnisse, die dem Beschauer entgegentreten, sind durchaus eigenartig. Berlin hat eine ganz andere Entwickelung genommen als alle andern europäischen Hauptstädte, und auch sein augenblickliches Bild weicht weit ab von dem der andern. Wir besitzen von Paris, London, Wien zusammenhängende, alle ins Auge fallenden Eigenheiten des öffentlichen Lebens behandelnde Schilderungen. Wir werden binnen kurzem auch „Berlin in Wort und Bild" besitzen. Unter diesem Titel erscheint jetzt (in Lieferungen) bei Ferdinand Dümmler in Berlin eine solche Darstellung. Der Verfasser, Paul Lindenberg, ist den Lesern unserer Zeitschriften und Zeitungen längst bekannt; in regelmäßigen Berichten über das berliner Leben hat er gezeigt, daß er sowol eindringender Sach-

kenntniß als auch einer Darstellungsgabe sich erfreut, die seinem Gegenstande das Interesse der Leser rasch erwirbt und lange erhält. Sein kürzlich erschienenes Buch: „Am Kaiserhofe zu Berlin" (Berlin, Karl Siegismund), das wir bei dieser Gelegenheit gleich mit anzeigen, ist eine neue Probe seiner lebendigen Auffassung und geschickten Darstellung. Von dem Werke über Berlin liegen uns die ersten beiden Lieferungen vor, illustrirt von anerkannten Zeichnern, darunter z. B. Knötel, Schlittgen, Lüders. Nach diesen Lieferungen — das ganze Buch soll 25 enthalten — dürfen wir ein höchst interessantes Werk erwarten. Wir begnügen uns hier zunächst mit einer allgemeinen Empfehlung und werden bei weiterm Fortschritt des Unternehmens darauf ausführlicher zurückkommen.

— Im Verlage der Allgemeinen Kunstchronik (P. Albert) in München hat Hans Hohenfeld eine kleine Broschüre veröffentlicht unter dem Titel: „Körner's Ideale, Deutsche Frauengestalten aus des Dichters Leben und Liedern." Das Büchlein, von gutgemeintem Enthusiasmus für Körner durchweht, enthält zunächst ein ebenso gutgemeintes kurzes Einführungswort von Hermann Lingg, nach dem es ein „würdiges und willkommenes Weihnachtsgeschenk" sein wird, dann eine lange Widmung an den verdienten Begründer und Director des dresdener Körner-Museums, dann einige Gedichte von Theodor Körner und endlich auf etwa zwei Bogen die Behandlung des Gegenstandes, der Frauen, die auf Körner's Leben und Dichten von Einfluß gewesen sind. Bei solcher Kürze kann das Buch natürlich keinen Anspruch darauf machen, in dem begeisternden Sinne, den der Verfasser erhofft, auf das deutsche Volk zu wirken. Sechs Bilder sind dem Texte eingefügt; wir bedauern, daß sie nicht etwas besser hergestellt sind. Das herrliche Bild der Minna Körner, von Dora Stock gemalt, würde im Holzschnitt ganz anders zur Geltung gekommen sein.

— Von den „Neudrucken pädagogischer Schriften", die Albert Richter bei Richard Richter in Leipzig herausgibt, liegen uns wieder zwei recht verdienstliche und merkwürdige Heftchen vor: „Vorstellung an Menschenfreunde" von Basedow, herausgegeben von Dr. H. Lorenz. Es ist die Schrift, mit der in der Geschichte der Pädagogik die große Bewegung des „Philanthropinismus" eingeleitet worden ist; sie stammt aus dem Jahre 1768 und gibt die Gedanken Basedow's, die nachher in seinem „Methodenbuche" und dem „Elementarwerke" weiter ausgestaltet worden sind, in ihrer einfachsten und ursprünglichen Form wieder. — Das andere Heft enthält das Büchlein des münsterländischen Pädagogen Bernard Overberg: „Von der Schulzucht", herausgegeben von Albert Richter. Es ist das so überschriebene Kapitel aus Overberg's 1793 erschienener sehr verdienstlicher „Anweisung zum zweckmäßigen Schulunterrichte". Das andere bedeutsame Kapitel dieser Anweisung, das Kapitel „Vom Belohnen und Strafen" soll demnächst auch in den Neudrucken erscheinen.

— Auf eine recht hübsche, anmuthende Lektüre machen wir unsere Leser hier aufmerksam: „Harmlose Humoresken von Gustav Falke" (München, Dr. E. Albert u. Comp.). Die kurzen Erzählungen verdienen ihren Namen, sie sind harmlos ohne langweilig zu sein, und wirklicher Humor spricht aus ihnen. Besonderes Vergnügen hat uns die kleine Geschichte „Meine Frau" bereitet; sie ist wirklich allerliebst und wird Männern und Frauen gleichermaßen gefallen.

— Ein recht bedeutendes und trotz des tiefern Gedankengehaltes recht anmuthiges Buch liegt uns vor in: „Si j'étais roi" von Margarethe Sommer (Straßburg i. E., G. L. Kattentidt). Parabeln und Skizzen nennt die Verfasserin (deren Bildniß dem Titel vorgedruckt ist, was wir nicht für erforderlich halten) ihre kleinen Erzählungen. Es birgt sich in den Parabeln ein tiefer Sinn, der allerdings nur für den denkenden Leser herausspringt; wer blos Unterhaltung sucht, findet auch diese und kann sich an dem thatsächlichen Inhalt genügen lassen. Denn nirgends drängt sich die „Moral" der Geschichte vor; ja bei einigen wie bei „Fin de siècle" klingt sie nur so leise an, daß es scharfer Aufmerksamkeit bedarf, um sie zu entdecken. Viel Geist und viel Geschmack muß man der Verfasserin nachrühmen. Wir hoffen, ihr noch wiederzubegegnen; sie würde auch einem größern Vorwurfe gewachsen sein.

— Ein in Julius Baedeker's Verlag in Leipzig erschienenes Buch von Karl A. Kreiger: „Drei Kaiserinnen" bezweckt wol nichts anderes denn als schlichtes Volksbüchlein in den weitesten Kreisen die nöthigsten Kenntnisse über den Lebensgang und den Charakter der drei deutschen Kaiserinnen: Augusta, Victoria und Auguste Victoria, zu verbreiten. Auf irgendwelche tiefere Charakteristik der Fürstinnen verzichtet der Verfasser von vornherein, ebenso auf eine Schilderung ihrer Stellung zu dem politischen Leben; statt dessen bietet er eine Fülle von kleinen Anekdoten, die alle drei Heldinnen in liebenswürdigem Lichte erscheinen lassen. Insbesondere dürfte sich das Buch nach Ton und Inhalt auch als Jugendschrift empfehlen.

— Mit Benutzung geschichtlicher und sagenhafter Ueberlieferungen schildert C. Theod. Zingeler in der Erzählung: „Kaiser Karl's erste Liebe" (Gotha, F. A. Perthes) die Geschichte der ersten Begegnung Karl's des Großen mit der Alemannin Hildegard, mit der er sich etwa 771 vermählte und die, wie erzählt wird, die einzige der Frauen war, der er Liebe und Treue bis an ihr allerdings frühzeitiges Ende bewahrte (783). Der Verfasser versteht klar, anschaulich und lebendig zu erzählen und den Ton der Zeit zu treffen, so weit sich dieses mit seinen vorwiegend auf das Liebliche und Anmuthige gerichteten poetischen Absichten vereinigen ließ. Ohne nach irgendeiner Seite hervorzuragen, liest sich die Erzählung vor allem infolge der sachlichen Schlichtheit des Tones angenehm und unterhaltend.

## Bibliographie.

Aristoteles, Die Politik. Eine Neubearbeitung der Uebersetzung Graves. Herausgegeben und mit einer Einleitung und erläuternden Anmerkungen versehen von M. Brasch. Leipzig, C. E. M. Pfeffer. 1893. 8. 1 M. 20 Pf.

Brunner, H., Forschungen zur Geschichte des deutschen und französischen Rechtes. Gesammelte Aufsätze. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. Gr. 8. 18 M.

Darwin, Ch., Die Reise eines Naturforschers. (Bibl. der Gesamtlitteratur Nr. 714—722.) Halle, O. Hendel. 1893. 8. 2 M. 25 Pf.

Fischer, M. R., Die Aufrichtigen. Stuttgart, A. Bonz u. Comp. 8. 3 M. 60 Pf.

Grelling, R., Quousque tandem. Dresden, E. Pierson. 50 Pf.

Haek, D., Demokrit der Jüngere. Aus den Papieren eines lachenden Philosopheu. (In 2 Bildern.) 1. Bd. Leipzig, A. Vischer's Verlag. 8. 4 M.

Handbücher der alten Geschichte. II. Serie. 1. Abtlg. 1. Tl. I. 1. Geschichte der griechischen und makedonischen Staaten seit der Schlacht bei Chaeronea von B. Niese. 1. Tl.: Geschichte Alexanders des Großen und seiner Nachfolger und der Westhellenen bis zum Jahre 281 v. Chr. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 10 M.

Heldensagen des Firdusi. (In 3 Bänden.) In deutscher Nachbildung nebst einer Einleitung von A. F. Graf von Schack. (Bibliothek der Welt-Litteratur. Band 226.) Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. 1893. 1 M.

Kunstgewerbezeichner, Deutsche. Ein Adreßbuch deutscher Künstler, die sich mit Entwerfen kunstgewerblicher Gegenstände befassen, nebst beigegebenen Probe-Entwürfen. Erste Reihe: Hundert Adressen und Entwürfe. Leipzig, A. Seemann. 4 M.

Litten, J., Tulpenthal. Eine Heiraths-Humoreske. Berlin, J. L. V. Laverrenz. 1 M. 50 Pf.

Müller, J., Die Seelenlehre Jean Paul's. München, Dr. H. Lüneburg's Verlag. Gr. 8. 1 M.

Paulsen, Fr., System der Ethik. Berlin, W. Hertz (Besser'sche Buchhandlung). Gr. 8. ca. 11 M.

Ridder, L. de, Die Tochter der Hexe. Historischer Roman aus Deutschlands dunkelster Vergangenheit. Bonn, P. Hauptmann. 8. 3 M.

Schumann, Dr. G., Hans Sachs. Neuwied, Heuser's Verlag. 1 M. 50 Pf.

Stinde, J., Ut'n Knick. Plattdeutsches. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 3 M.

Strindberg, A., Die Hemsöer. Roman. Berlin, J. A. Schorer, A.-G. 8. 3 M.

Wichert, E., Der Sohn seines Vaters. Novelle. Berlin, A. Goldschmidt. 3 M.

Wilbrandt, A., Der Dornenweg. Roman. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. 8. 3 M. 50 Pf.

Ziegler, E., Spinngewebe. Roman. Berlin, Bibliographisches Bureau. 5 M.

# Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.


Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Timbuktu.

Reise durch Marokko, die Sahara und den Sudan

ausgeführt im Auftrage der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland in den Jahren 1879 und 1880

von

**Oskar Lenz.**

Zweite unveränderte Auflage.

Zwei Bände. Mit 57 Abbildungen und 9 Karten. 8. Geh. 8 M. Geb. 11 M.

Nachdem Timbuktu, die altberühmte Handelsmetropole des Sudan, von den Franzosen besetzt worden ist, werden die Handelsbeziehungen Europas zu dem Theil Afrikas, der in Timbuktu sein Centrum hat, regere werden und ist genaue Kenntniss des Gebietes von hohem Werth. Die in vorliegendem Werke gebotene Schilderung der grossen Expedition des bekannten Afrikareisenden Dr. Oskar Lenz in jene Gegenden Nordwestafrikas wird daher von neuem auf besondere Theilnahme rechnen können, zumal diese zweite Auflage durch wesentlich billigern Preis (die erste Auflage kostete 24 M.) viel weitern Kreisen zugänglich gemacht wird.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Kunstkritische Studien über italienische Malerei.

Von

**Ivan Lermolieff.**

Drei Bände mit 170 Abbildungen.

8. Jeder Band geh. 10 M., geb. 11 M. 50 Pf.

I. **Die Galerien Borghese und Doria Panfili in Rom.** Mit 62 Abbildungen.
II. **Die Galerien zu München und Dresden.** Mit 41 Abbildungen.
III. **Die Galerie zu Berlin.** Nebst einem Lebensbilde Giovanni Morelli's herausgegeben von Dr. Gustav Frizzoni. Mit Porträt und 66 Abbildungen.

Der als Kunstkritiker unter dem Pseudonym Ivan Lermolieff bekannte italienische Senator Giovanni Morelli entwickelt in seinen „Kunstkritischen Studien über italienische Malerei“ in lebendiger Weise seine kunstkritische Methode an der Hand der in den obengenannten berühmten Galerien enthaltenen Bilderschätze, wobei er durch zahlreiche vorzügliche Reproductionen wichtiger Gemälde u. s. w. unterstützt wird. Die in den drei Bänden niedergelegten Resultate haben schon sehr vielfach veranlasst, dass Gemälde im Gegensatz zu der bisher herrschenden Ansicht den von Morelli angegebenen Meistern zugeschrieben worden sind.

Dem dritten Band hat der Freund und Schüler Morelli's, Dr. Frizzoni, als Kunsthistoriker ebenfalls wohlbekannt, ein warm geschriebenes Lebensbild des in jeder Hinsicht bedeutenden edeln Mannes, eines Freundes des Kaisers Friedrich III., beigegeben, welches von einem treuen Porträt nach Lenbach begleitet ist.

Die „Kunstkritischen Studien über italienische Malerei“ sind nicht allein für jeden Kunsthistoriker unentbehrlich, sondern auch für jeden Kunstfreund und Besucher der Galerien in Rom, Dresden, München und Berlin von fesselndem Reize.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

**Volz.** **Unsere Kolonien:** Land und Leute. Mit 71 Abbildungen und 2 Karten. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Gedichte

von

**Ferdinand Gregorovius.**

Herausgegeben von A. F. Graf von Schack.

8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Diese von Gregorovius vor seinem Tode noch vorbereitete Sammlung seiner Gedichte ist von seinem langjährigen Freunde, dem Dichter und Literarhistoriker Grafen von Schack, herausgegeben und mit einer biographischen Skizze eingeleitet. Die Sammlung gehört mit zu dem geistigen Vermächtnisse des großen Todten und wird dem weiten Kreise der Verehrer seiner Reiseschilderungen und historischen Werke, wie allen Freunden tiefempfundener Poesie willkommen sein.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Euphorion.

Eine Dichtung aus Pompeji

in vier Gesängen von

**Ferdinand Gregorovius.**

Sechste Auflage.

8. Geh. 2 M. 40 Pf. Cart. 3 M.

Diese anmuthige Dichtung, ein im altrömischen Geiste geschaffenes idyllisches Epos, hat allgemeine Würdigung und weite Verbreitung erlangt, sodaß bereits die sechste Auflage ausgegeben wurde.

„Euphorion“ liegt außerdem in einer auch schon in zweiter Auflage erschienenen illustrirten Prachtausgabe, mit Original-Compositionen von Theodor Grosse, vor (Preis 7 M.), deren künstlerische Ausführung dem gewähltesten Büchertisch zur Zierde gereicht.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Sakuntala.

Indisches Schauspiel von **Kalidasa.**

Deutsch metrisch bearbeitet von

Edmund Lobedanz.

Achte Auflage. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

Diese deutsche Uebertragung des indischen Schauspiels „Sakuntala“, das sich den größten Dichtungen aller Zeiten anreiht, hat wegen ihrer poetischen Wiedergabe allgemeine Beliebtheit erlangt.



Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 18. — 3. Mai 1894.



Inhalt: Pro domo. Von Richard Opitz. — Zur neuern Geschichte. Von Georg Winter. — Aegypten und Marokko. Von Otto Speyer. — Aus der Memoirenliteratur. Von Robert Waldmüller. — Neue lyrische Gedichte. Von H. A. Lier. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.


## Pro domo.

Nachdem im Streite um die Schule etwas Ruhe eingetreten war, nachdem man begonnen hatte, auf der neuen Grundlage mühsam wieder den Unterricht aufzubauen, ist jetzt eine Schrift erschienen, die zwar schwerlich bestimmend auf die Entschließungen der maßgebenden Männer einwirken wird, aber doch geeignet erscheint, wieder Verwirrung in den Kreisen der Nichtfachleute zu stiften. Sie ist betitelt „Das Dogma vom classischen Alterthum in seiner geschichtlichen Entwickelung" von Dr. P. Nerrlich *) und trägt als Wahlspruch an der Spitze das Wort von D. Fr. Strauß: „Die wahre Kritik des Dogma ist seine Geschichte." Der Verfasser hebt an von den Kirchenvätern, obwol in ihrer Zeit das „Dogma" noch gar nicht geherrscht hat, und redet ihnen alle die Aeußerungen nach, die jetzt nur noch ein Lächeln hervorrufen können. Wozu das? Jedenfalls verwahren wir uns dagegen, daß aus solchen Aeußerungen für die Gegenwart verbindliche Schlüsse gezogen werden. Wir wollen ja auch das Alterthum nicht schon deshalb verehren, weil es frühern Generationen etwas gewesen ist. Man darf jedoch behaupten, daß erst wir, namentlich durch die Schriften unserer großen Dichter und Denker geleitet und durch die Forschungen der Philologie belehrt, den wahren Werth der antiken Bildung recht haben schätzen und verwenden lernen. Sie ist wie ein edler Stein, der sich vielfach fassen läßt. Von Flecken gereinigt, strahlt er uns heller denn je zuvor. Wir können dem Verfasser aber auch nicht das Zeugniß ausstellen, daß er den obersten Grundsatz der Geschichtschreibung, sine ira et studio zu schreiben, befolgt hat. Er verzeichnet ja auch die Stimmen der Begeisterung für das Alterthum, die sich mehren, je mehr das Verständniß dafür wächst, aber er verzeichnet sie nur widerwillig. Er führt sie ein mit Ausrufen der Ueberraschung und des Staunens. Sein Eifer macht ihn völlig blind. Er kann nicht leugnen, daß das sogenannte Dogma nicht von den Philologen, sondern von unsern größten Dichtern geschaffen worden ist. „Aber nie vielleicht", klagt er, „haben Männer, welche unsere Nation zu den edelsten und zuverlässigsten Führern im Reiche des Wahren, Guten und Schönen zählt, unserm Volk zugleich derartige Irrwege gewiesen." Lessing, „der Meister der theologischen Kritik, offenbart sich da, wo er sich ins Alterthum wagt (!), nur zu oft aller echten Kritik bar und in die Fesseln des Dogmas geschlagen".

Auch „Schiller eröffnet uns ... dankenswerthe, aber bedauerliche Einblicke in die Irrgänge eines Genies". Diese Aeußerungen erhalten ihre volle Beleuchtung erst, wenn wir uns die Autoritäten ansehen, die der Verfasser den genannten Männern entgegenstellt. Es macht ihm nichts aus, daß Perrault die französische Tragödie überschätzt, sein eigenes Zeitalter in der Malerei selbst über das Raphael's erhebt und „die Alten auch dort angreift, wo sie auf unerreichter Höhe thronen". Trotz alledem schrumpfen ihm „diesem Riesen der Kritik gegenüber Männer wie Scaliger zu Pygmäen zusammen". „In Pestalozzi" — hören wir weiter — „begegnen wir zwar nicht dem Ideale eines Pädagogen" (und — fügen wir hinzu — noch viel weniger dem eines Philologen), gleichwol aber soll er entscheiden, „daß nicht der Philologie, sondern allein der Pädagogik in Sachen der Erziehung und des Unterrichts das erste und letzte Wort gebühre". Recht charakteristisch für die Befangenheit des Verfassers ist auch folgende Bemerkung: „Im Anschlusse an diesen Kampf Herbart's wider die Gymnasien und Philologen sei schließlich noch der Aeußerung eines Mannes gedacht, vor dessen Ueberschätzung im übrigen (!) nicht genug gewarnt werden kann."

P. Nerrlich scheidet ferner nicht streng genug Sache und Personen. Um die Sache zu discreditiren, greift er das Privatleben der Personen an. Dies trifft besonders die Humanisten, auch Hutten, Bentley u. a. Diese Partien

*) Das Dogma vom classischen Alterthum in seiner geschichtlichen Entwickelung von Dr. P. Nerrlich. Leipzig, Hirschfeld. 1894. 7 M. 50 Pf.

gehören zu den bedenklichsten des ganzen Buchs. Von Baco und von Rousseau, den Philosophen, weiß er nichts Ungünstiges zu melden, wol aber hält er wieder Schopenhauer sein Sündenregister vor, weil dieser ein Verehrer der Alten ist und Hegel, den Schützling Nerrlich's, misachtet. Zu dieser kritischen Methode stimmt sehr gut die kleinliche Art, mit der Nerrlich an den Aeußerungen bedeutender Männer herumcorrigirt. Wir können nicht auf alle die halbwahren oder ganz falschen Aeußerungen eingehen, wenn er z. B. den innern Zusammenhang verkennt zwischen der Hoheit der griechischen bildenden Kunst und der sittlichen Reife, die das griechische Volk in seinen größten Geistern erreichte. Wir wenden uns vielmehr zu dem Hauptwiderspruch, dem er verfällt. Während er doch zugeben muß, daß bei den sogenannten Decemberconferenzen die allgemeine Stimme gegen eine grundsätzliche Aenderung in der Auffassung des Alterthums gewesen ist, constatirt er jetzt die Vernichtung des Dogmas. Er beruft sich dabei erstens auf das ungünstige Urtheil, das Mommsen, übrigens schon vor vierzig Jahren und nicht ohne Widerspruch zu erfahren, in gewisser Hinsicht über die römische Geschichte gefällt hat, er beruft sich darauf, obwol er zugestehen muß, daß Mommsen selbst wol kaum geneigt sein dürfte, solche Consequenzen zu ziehen. Außerdem ist es ihm gelungen, neben den vielen ausgezeichneten Darstellungen der griechischen Geschichte auch eine zu finden, die zunächst für Athen, „damit aber für Griechenland überhaupt" das Geschäft der Vernichtung besorgt. Natürlich gehört auch sie zu den „monumentalen unsers Jahrhunderts, zu den Großthaten, auf die wir stolz sein dürfen". P. Nerrlich trägt kein Bedenken, dem Verfasser, Schvarcz, nachzuschreiben: „Wie Demosthenes steht auch der schulgerecht schöne, inbrünstig harmonisch-mäßige Sophokles bei verschiedenen Schwärmern noch heutzutage im Geruche der Heiligkeit, und doch wiehert er von unnatürlicher Liebe." Er schreibt ja die Geschichte des Dogmas. Zugleich aber nimmt er dann diesen Widersinn als bewiesene Thatsache an. Mit solcher Methode läßt sich eben alles beweisen, läßt sich auch von Deutschland und seinen großen Dichtern ein abschreckendes Bild entwerfen. Gibt es doch schon Bücher, die fast alles, was Schiller und Goethe und die andern Heroen geleistet haben, uns zu verekeln unternehmen.

Wir würden uns nach dem Gelesenen durchaus nicht wundern, wenn Nerrlich in den Schulen mit den Alten radikal aufräumte. Aber welches Staunen ergreift uns, wenn wir nun hören, was er selbst vorschlägt. Derselbe Mann, der die tollsten Schmähungen über die Dichter Griechenlands ohne ein Wort der Entrüstung wiedergibt, redet doch auch wieder von einem „bei weitem höhern Werth der griechischen Literatur" und empfiehlt, auch die Werke der Griechen und Römer zu lesen, allerdings mit sorgfältiger Auswahl nur des Nothwendigsten. Aber diese Beschränkung haben wir ja jetzt schon, und wenn Nerrlich sich dabei zum Theil mit Uebersetzungen begnügen will, so rühmt er doch auch andererseits die Bedeutung, die insbesondere die alten Sprachen für die logische Schulung besitzen, und verlangt streng grammatischen Unterricht darin. Ob aber nach der Zurücksetzung, die diese Unterrichtsfächer bei ihm erfahren, noch etwas erreicht werden kann, das kümmert ihn, der soviel Werth auf Pädagogik legt, zunächst nicht. Wir aber fragen kopfschüttelnd: „Wozu der ganze Lärm, wenn doch die «Giftpflanze», die «Giftblüte», die «unselige Blüte» weiter wuchern soll?" Aber auch in andern Fächern räumt Nerrlich auf. Bei dem überaus geringen Werthe, welchen die französische Literatur in pädagogischer Hinsicht besitze, empfiehlt er, den Unterricht in dieser Sprache möglichst spät zu beginnen und die Stundenzahl „auf das unerläßliche Minimum" einzuschränken; „wie schnell überdies das Wichtigste, die Beherrschung der Sprache für den mündlichen Gebrauch, anderweitig erreicht werden kann, zeigt ein Blick auf die Portiers der großen Gasthöfe und die Oberkellner". Raum sucht Nerrlich vor allem deshalb zu gewinnen, um die Religion auf breiter Basis in den Mittelpunkt des Unterrichts zu setzen. Wir haben es aber hier nicht mit dem so oft schon aufgezeigten Irrthum zu thun, der vermeint, durch vermehrte Religionsstunden die Frömmigkeit steigern zu können, nein, der Verfasser hat etwas ganz Neues im Sinne. Um nicht fehl zu gehen, müssen wir wieder seine eigenen Worte anführen: „So gewiß wie, um Hegel's Ausspruch zu wiederholen, die Religion der Ort ist, wo ein Volk sich die Definition dessen gibt, was es für das Wahre hält, so gewiß muß auch der Religionsunterricht derjenige sein, von dem alle übrigen Lehrgegenstände ausgehen und dem sie alle zustreben. Daß die bisherige Religion dieser Ort nicht sein kann, hat der Lauf der Geschichte erwiesen und hat vor allem auch Fichte erklärt; es bleibt also nichts übrig, als sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß das nächste Jahrhundert vollendet, was das jetzige begonnen hat, und daß etwas Neues an Stelle des Alten tritt." Auf die Frage, wie er dieses Neue sich denke, antwortet Nerrlich folgendermaßen: „Die mit Kant beginnende und mit dem durch seine Nachfolger interpretirten Hegel abschließende Philosophie muß in eine Form gebracht werden, welche sie von ihrer Exclusivität befreit und auch dem Nichtphilosophen, dem Gebildeten, den Frauen, dem Volke, den Kindern zugänglich macht." Er redet ferner von „Umwandelung des Hegelianismus in Religion" und verlangt weiter in dem Religionsunterrichte vor allem auch Ethik, die wieder ohne metaphysische Grundlage nicht bestehen könne. Wir enthalten uns hier des Urtheils, da wir noch weniger als der Verfasser selbst ermessen können, worauf das alles hinausläuft. Der Gedanke aber kam uns beim Lesen: „Grau, Freund, ist alle Theorie, und grün des Lebens goldner Baum!" Halten wir fest an der Pflege kindlicher Frömmigkeit und Gottesfurcht in den Schulen! Denn es ist einfach nicht wahr, daß diese nicht neben der Begeisterung für das Alterthum bestehen könnten.

Daß diese Vereinigung möglich ist, darin bestärken uns auch die Ausführungen eines Mannes, der unser wärmstes Interesse, ja unsere Bewunderung verdient, Oscar Jäger's. Vielleicht wird mancher ihm schon das verübeln, daß er sein vor kurzem erschienenes Buch „Pro domo" betitelt *), und wird über philologische Zopfigkeit spötteln; wer es liest, wird in dem Titel vielleicht einen Ausdruck der Entschiedenheit finden, mit der der Verfasser das einmal für wahr Erkannte zu vertheidigen entschlossen ist. „Das Haus", sagt er selbst, „in dessen Vertretung und Vertheidigung die hier gesammelten Reden und Aufsätze entstanden sind, ist das humanistische Gymnasium, dem ich seit 40 Jahren diene. Es hat sich für mich gefügt, daß ich bei den Anfechtungen, welche dieses gute alte vaterländische Haus in diesen letzten Jahrzehnten erfahren hat, auch einige male zur Waffe habe greifen müssen, und da ich dabei den Gegnern, sowie denen, welche stets bereit sind, Compromisse zu schließen, um wieder auf einige Jahre Ruhe zu haben, zuweilen unbequem geworden bin, so war es, um die Widerlegung zu vereinfachen, das nächstliegende, mich und meinesgleichen als Stockphilologen zu bezeichnen, welche ihre Zeit oder den Zeitgeist oder wie man das Irrlicht sonst bezeichnen mag, nicht verstehen." Für die große Zahl derer, die diesen Mann seit langen Jahren als Menschen und als Gelehrten schätzen, hätte es der Vorlegung dieser Actenstücke nicht bedurft. Sie alle wissen, daß er nicht einseitig, nicht engherzig seinen Standpunkt vertreten hat, daß er thatsächlich das „philologische Lehramt und die gymnasiale Erziehung stets in ihrem Zusammenhang mit den Aufgaben unserer Nation in diesem unserm 19. Jahrhundert aufgefaßt" hat. Gleichwol freuen wir uns, die zum Theil noch ungedruckten Schriften hier beisammen zu haben. Sie zerfallen in drei Gruppen: Schule und und Vaterland, Abhandlungen und Vorträge und endlich pädagogische Gelegenheitsreden.

Der Geist der Wahrheit und der Aufrichtigkeit weht uns erfrischend aus allen diesen Schriften entgegen. Mit packender Redegewalt hält der Verfasser der Jugend die rechte Pietät gegen ihre großen Männer vor Augen. Alle die Lieblinge unseres Volkes, Luther, Schiller, Uhland, Bismarck, Kaiser Wilhelm, Kaiser Friedrich, treten vor uns, im Kerne ihres Wesens erfaßt und mit kräftigen Strichen gezeichnet. Jäger schildert uns den echten Patriotismus, er preist sich glücklich, daß er mit ungetheiltem Gefühle dem deutschen Vaterlande dienen dürfe, indem er dem preußischen Staate und seinem Könige diene. Die Gelegenheitsreden lassen ihn nie in die Schablone verfallen. Sein Grundsatz ist: der Sprecher „darf weder zum Schmeichler noch zum leeren Schönredner werden, und darum ist es wohlgethan, wenn bei solchen Gelegenheiten ein würdiger Gegenstand des menschlichen Wissens . . . in Beziehung gesetzt wird, zu der erhabenen Person des Herrschers". . . . „Dergleichen Gedenktage müssen . . . selbst wieder zu Momenten für die sittliche Entwickelung des Volkslebens, die Erziehung des Volkes werden." Jäger ist zu der schwierigen Aufgabe berufen, eine confessionell gemischte Anstalt zu leiten und den Frieden zwischen beiden Theilen zu erhalten. Sein erfolgreiches Bemühen hierin hindert ihn jedoch nicht, frei und ehrlich seine Meinung zu bekennen: „Mag es laut und lauter in unserer Zeit, wo die höfliche Anbequemung, die gesellschaftliche Halblüge, die feige oder listige Rücksichtnahme an der Tagesordnung ist, hinausgerufen werden, daß damals auf deutscher Erde ein Mann stand, der das Wort des Widerrufs, den man von ihm verlangte — wenig sollte es scheinen — nicht sprach, weil er es nicht konnte".

In der ganzen Auffassung der Geschichte verräth Jäger den weitesten Blick. Er verlangt von dem, der alte Geschichte schreibt, daß er sich daneben recht viel in neuerer Geschichte bewege, wie man umgekehrt von dem, der neuere Geschichte schreibt, verlangen müsse, daß er vor allem in der des Alterthums zu Hause sei. Demgemäß liebt er es auch, den Vorgängen alter Zeit Parallelen aus der neuern zur Seite zu stellen, während er andererseits die in der Gegenwart beliebte Modernes und Antikes verquickende Ausdrucksweise verwirft. In dieses Mannes gesunder Seele spiegelt sich allerdings die alte Geschichte anders wieder als in der Seele der Gewährsmänner Nerrlich's. Ihm ist Solon ein Mann, der unter den Wohlthätern seines Volkes nicht allein, sondern unter den Wohlthätern der Menschheit einen der ehrenvollsten Plätze einnimmt. Er zeigt auch, daß Alexander alles andere eher war, als der Säufer und Wütherich, als den gewisse Geschichtsforscher ihn kennen. Es ist hier nicht der Ort, auf des Verfassers gelehrte Untersuchungen, namentlich über Homer und Horaz, einzugehen. Auf erstere kommen wir demnächst zurück. Sie zeichnen sich alle durch Scharfsinn und durch gesundes Urtheil aus. Je mehr wir Jäger aber auch hier als einen durchaus unabhängigen Denker kennen lernen, um so mehr sind wir berechtigt, auf seine Beurtheilung der alten Cultur Werth zu legen. Er hat es bei seinen Forschungen empfunden, wie „auf dem befreiten Boden Griechenlands in den tieferregten, hochbegeisterten Gemüthern die Saat eines Culturlebens aufsproßte, von dessen unermeßlichem Reichthum auf allen Gebieten wir uns daraus eine Vorstellung bilden können, daß seine trümmerhaften Reste für alle Geschlechter der Menschen, die seither auf der Bühne der Geschichte aufgetreten sind, die hohe Schule der mannichfaltigsten Bildung gewesen sind". So ermahnt er denn auch die Jugend, sich in die Geschichte der Zeiten zu versenken und an den großen Helden des Alterthums zu lernen, was Vaterlandsliebe ist, und welche Wunder sie zu schaffen vermochte, noch ehe das Licht christlicher Wahrheit ihr leuchtete. Er weist für die heranwachsende Jugend, sofern sie dereinst in die leitenden Klassen der

*) Pro domo. Reden und Aufsätze von Dr. Oscar Jäger. Berlin, Seehagen. 1894. 6 M.

Nation eintreten solle, jede Bildung ab, die sich im vulgären Sinne praktisch nenne. Goldene Worte richtet er aber auch an die Lehrer. Er predigt den Geist schlichter Männlichkeit, der ohne pädagogische und didaktische Künstelei mit einfachem Wort und kräftiger That den Menschen und den Dingen gegenübertritt. „Wir müssen", erklärt er, „brechen mit dem, was man die alte Methode genannt hat. . . . Mit voller Klarheit müssen wir das erfassen, daß wir die alten Sprachen lernen und lehren, um das Geistesleben längst vergangener Zeiten kennen zu lernen, und an diesem Geistesleben, das sich in jedem Worte ausspricht, Geistesleben überhaupt und das unseres deutschen Volkes im 19. Jahrhundert insbesondere verstehen zu lernen." Er warnt aber andererseits vor dem Uebermaß pädagogischen Schreibens und Redens. „Ein guter Geschichtslehrer" — meint er — „ist in erster Linie der, welcher Geschichte von Grund aus kennt, nicht der, welcher die vielen Folianten über die beste Methode des Geschichtsunterrichts gelesen hat".

So steht dieser Recke treu auf seinem Posten. Es kann wehmüthig stimmen, wenn er spricht: „Diese letzte Position müssen wir bis aufs äußerste vertheidigen, dürfen uns keinen Schritt weiter zurückdrängen lassen: hier sterben wir." „Tröstet euch", rufen wir dem muthigen Streiter zu, „es ist ein Kampf nicht pro domo nur, sondern pro patria".

Richard Opitz.

## Zur neuern Geschichte.

In meinem letzten Aufsatz (in Nr. 12 f. 1894) habe ich versucht, den Lesern dieser Zeitschrift einen Ueberblick über die zahlreichen, in jüngster Zeit unternommenen Versuche einer zusammenfassenden Darstellung der Geschichte des Alterthums und des Mittelalters zu geben. In derselben Richtung bewegt sich eine noch größere Reihe von Arbeiten, welche sich mit der Geschichte der neuern Zeit seit dem Beginn der Kirchenreformation beschäftigen. Es möge mir gestattet sein, auch hier die hervorragendsten herauszugreifen und dem Interesse und Verständniß des Lesers näher zu rücken.

An erster Stelle möchte ich eine von einem Nichtdeutschen verfaßte Arbeit erwähnen, welche soeben durch eine verständnißvolle Uebersetzung auch dem deutschen Volke zugänglich gemacht worden ist:

1. Hundert Jahre aus der Geschichte der Reformation in den Niederlanden. 1518—1619. Von C. P. Hofstede de Groot. Aus dem Holländischen von O. Greeven. Mit Vorwort von Dr. Fr. Nippold. Gütersloh, Bertelsmann. 1893. Gr. 8. 6 M.

Dem Werke kommt eine ganz hervorragende Bedeutung für die allgemeine Geschichte der neuern Zeit, insbesondere der Kirchenreformation, zu, obwol es sich zunächst auf die Geschichte eines einzelnen Volkes beschränkt. Wir haben es in demselben mit einem jener grundlegenden kirchenhistorischen Werke der Groninger Schule zu thun, durch welche unsere Kenntniß über die Gestaltung und Fortentwickelung des evangelischen Kirchenthums eine so große Bereicherung erfahren hat, daß eine größere Verbreitung ihrer Ergebnisse auch in Deutschland nur dringend gewünscht werden kann. Von diesem Gesichtspunkte aus begrüßen wir diese Uebersetzung mit Professor Nippold, der ihr ein orientirendes literarisches Vorwort vorausgeschickt hat, mit aufrichtiger und großer Freude. Denn es kann keinem Zweifel unterliegen, daß auf dem Gebiete der Geschichte der Kirchenreformation die neuern holländischen Arbeiten eine geradezu bahnbrechende Wirkung auch für die kirchenhistorische Forschung in Deutschland gehabt haben. Die großen, auf den tiefsten und umfassendsten archivalischen Studien beruhenden Werke eines Mott, de Hoop-Scheffer, Rauwenhoff, Sepp und der beiden de Groot haben zum ersten mal ein wirklich zutreffendes und erschöpfendes Bild von der großen Leidensgeschichte der verschiedenen evangelischen Richtungen in den Niederlanden unter den Verfolgungen und Bedrückungen Karl's V. und Philipp's II. gegeben. Aber nicht nur für diese speciell niederländischen Ereignisse sind die Ergebnisse ihrer Forschungen von großer Bedeutung; indem sie diese zugleich auf die Entstehungsgeschichte der reformatorischen Ideen überhaupt erstreckten, für die gerade niederländische Theologen, wie namentlich Johann Wessel, Hervorragendes geleistet haben, führen sie uns zugleich in die Vorgeschichte der Reformation im allgemeinen in ebenso gründlicher wie scharfsinniger Weise ein. Man kann sagen, daß Ullmann's großes Werk über die Reformatoren vor der Reformation unter dem bestimmenden Einfluß der Groninger Schule geschrieben worden ist. Seitdem haben sich holländische und deutsche Forschung wechselseitig unaufhörlich gefördert, allein diese Wirkung hat sich in erster Linie auf die theologische Literatur beider stammverwandten Völker, auf die Kirchengeschichte im engern Sinne erstreckt, während die deutsche politische Geschichtschreibung aus den grundlegenden Arbeiten der Holländer bei weitem noch nicht den vollen Gewinn geschöpft hat, der aus ihnen für die historische Auffassung jener Periode zu schöpfen wäre. Noch weniger sind deren auch für den deutschen Protestantismus hochinteressante Ergebnisse bisher in unser deutsches gebildetes Publikum eingedrungen, in erster Linie wol, weil nur verhältnißmäßig wenige die holländische Sprache in ausreichender Weise beherrschen. Man kann daher dem Uebersetzer des vorliegenden Buches nur aufrichtig dankbar sein, daß er eines der hervorragendsten Werke dieser holländischen Schule auch weitern Kreisen in Deutschland zugänglich gemacht hat.

In die der Kirchenreformation folgende Periode der Gegenreformation und der Religionskriege führt uns der vor kurzem erschienene sechste Band der Spamer'schen Illustrirten Weltgeschichte ein; der sich vom Augsburger Religionsfrieden von 1555 bis zum Zeitalter Ludwig's XIV. erstreckt:

2. Spamer's Illustrirte Weltgeschichte, mit besonderer Berücksichtigung der Culturgeschichte unter Mitwirkung anderer bewährter Fachmänner neubearbeitet und bis zur Gegenwart fortgeführt von Professor Dr. Otto Kaemmel und Dr. Konrad Sturmhoefel. Dritte völlig neugestaltete Auflage. Sechster Band: Geschichte der neuern Zeit. II. Vom Dreißigjährigen Kriege bis zur Machthöhe Ludwig's XIV. Bearbeitet von Professor Dr. Otto Kaemmel. Leipzig, O. Spamer. 1894. Gr. 8. 10 M.

Ueber Art, Anlage und Bedeutung dieses ebenso gediegenen als prächtigen Werkes sind unsere Leser schon durch die Besprechungen früher erschienener Bände im großen und ganzen unterrichtet worden. Der vorliegende sechste Band zeigt dieselben Vorzüge nach Inhalt und Form. Kaemmel hat auch hier die nicht gerade häufige Vereinigung der beiden Fähigkeiten, zugleich universal und plastisch gegenständlich und anschaulich zu schildern, von neuem glänzend bewährt. Mit gleichem Verständniß ist er den universalen Zusammenhängen der Menschheitsgeschichte, dem, was die Geschichte der einzelnen Völker zu einer allgemeinen Geschichte verbindet, nachgegangen, wie den einzelnen Aeußerungen der menschlichen Culturthätigkeit bis ins kleinste hinein. Und überall, wo wir auf Grund eigener verwandter Studien nachzuprüfen vermochten, zeigte sich eine Vertrautheit mit dem Stoffe und den neuesten Ergebnissen der Forschung, die das Werk als durchaus auf der Höhe der Wissenschaft stehend erscheinen läßt. Rechnet man hierzu die reiche und anschauliche Förderung, welche das Verständniß des Textes und der allgemeine historische Sinn überhaupt durch den ungemein reichhaltigen bildlichen Apparat des Werkes erhält, der an Bedeutung und erschöpfender Vollständigkeit nur von dem der soeben vollendeten Oncken'schen allgemeinen Geschichte in Einzeldarstellungen übertroffen wird, so kann man diese auf die Bedürfnisse der weitesten Kreise des gebildeten Publikums berechnete, im besten Sinne populäre illustrirte Weltgeschichte nur zu den erfreulichsten Erscheinungen des Büchermarktes rechnen.

Speciell für die Geschichte des Dreißigjährigen Krieges erfährt unsere historische Kunde eine neue, höchst dankenswerthe Bereicherung durch ein posthumes Werk des böhmischen Forschers, der für die Geschichte des großen Krieges so sehr Hervorragendes geleistet hat, des Professors Anton Gindely:

3. Geschichte der Gegenreformation in Böhmen von Professor Dr. Anton Gindely. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben vom Landesschulinspector Dr. Theodor Tupetz. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1894. Gr. 8. 12 M.

Anton Gindely hat die ganze Kraft eines arbeitsfrohen Lebens zu umfassenden archivalischen Studien in seinen heimischen und den meisten europäischen Archiven über den Dreißigjährigen Krieg benutzt, den in seiner ganzen Ausdehnung auf Grund eigener Forschungen darzustellen er sich zur Lebensaufgabe gestellt hatte. Alle seine Arbeiten dienten diesem Zwecke, gingen von ihm aus und strebten ihm als Centralpunkt zu. Und da er richtig erkannte, daß die Entstehung des Dreißigjährigen Krieges nur aus seiner Vorgeschichte, aus den ständisch-religiösen Verwickelungen unter Rudolf II. zu verstehen sei, so nahm er zeitlich von diesem Kaiser seinen Ausgangspunkt. Eine zweibändige Geschichte desselben war die früheste größere Arbeit, die er vollendete. Zu einer abschließenden Darstellung des ganzen Dreißigjährigen Krieges auf Grund eigener Forschungen ist er indeß nicht gekommen; nur eine populäre, seine eigenen und die Forschungen anderer Gelehrten verwerthende Geschichte Rudolf's II. in der Sammlung: „Das Wissen der Gegenwart" hat er vollendet. Seine eigenen Forschungen sind nur bis zum Kurfürstentage von Regensburg (1630) und bis zur Absetzung Wallenstein's gediehen. Sie erstrecken sich namentlich auf zwei wichtige Gegenstände: einmal auf die religiös-kirchlichen Zustände in den kaiserlichen Erblanden, die Braunau-Klostergraber Kirchenfrage und die damit zusammenhängenden Bewegungen, welche zum prager Fenstersturz und damit zum Ausbruche des Dreißigjährigen Krieges führten, dann aber auf die Geschichte Wallenstein's während seines ersten Generalats. In beiden Beziehungen hat er namentlich aus den böhmischen Archiven, die er mit Umsicht, Sorgfalt und unvergleichlicher Ausdauer immer wieder aufs neue durchforschte, eine reiche Fülle neuen Materials zu Tage gefördert, welches namentlich für die Auffassung der ersten, böhmisch-pfälzischen Periode des Krieges von so hervorragender Bedeutung geworden ist, daß die von ihm begründete Auffassung der Dinge die völlig maßgebende und herrschende geworden ist. In geringerm Maße gilt dies trotz aller Bereicherung, welche der Stoff durch ihn erfahren hat, von seiner Auffassung Wallenstein's während seines ersten Generalats, die nicht frei von starker Einseitigkeit ist und in dem Streben, die „Schuld" Wallenstein's schon aus dem Verhalten in jener ersten, glänzendsten Periode von 1625 bis 1630 nachzuweisen, ohne Zweifel weit über das Ziel hinausgeschossen hat.

Die erste der genannten Arbeiten, die über den böhmisch-pfälzischen Krieg, hat nun aus dem reichen literarischen Nachlaß des verstorbenen Gelehrten durch das vorliegende Werk eine sehr wesentliche und erwünschte Ergänzung erhalten. Wol war schon in dem frühern Werke eine ausreichende und auf reichstem Beobachtungsmaterial beruhende Schilderung der religiösen Reaction und Bedrückung, welche Ferdinand II. nach der Schlacht am weißen Berge über das unglückliche Böhmerland verhängte, enthalten gewesen, aber ein großer Theil des vom Verfasser gesammelten und auch später unausgesetzt vermehrten Materials hatte in jener, in einen größern Rahmen

hineingezeichneten Arbeit keine Verwendung finden können. Er hatte sie daher zunächst beiseitegelegt und dann zu einer besondern Darstellung verarbeitet, die in der Hauptsache abgeschlossen vorlag und jetzt aus seinem Nachlasse im wesentlichen in der Gestalt, die er ihr gegeben hatte, veröffentlicht werden konnte. Man wird dem Herausgeber gewiß Dank wissen, daß er sich dieser immerhin sehr mühsamen und aufopferungsvollen Aufgabe unterzogen hat, denn unsere Kunde von dem unendlich harten, ja grausamen Verfahren, welches der Kaiser den Besiegten gegenüber zur Anwendung brachte und dessen Nachwirkungen bis in die Gegenwart hereinreichen, erfährt dadurch eine neue, wesentliche und authentische Bereicherung. Man findet hier aus den Prozeßacten selbst geschöpfte Darlegungen über die Hochverrathsprozesse gegen die Führer des ständisch-protestantischen Aufstandes, genaue zahlenmäßige Angaben über die massenhaften Güterconfiscationen, welche einen völligen Umsturz der Grundeigenthumsverhältnisse in Böhmen in sich schlossen, und eine eingehende und sorgfältige Darstellung der allmählichen, aber um so gründlichern, Schritt für Schritt systematisch vorgehenden religiös-kirchlichen Reaction, wie sie in nur annähernd gleicher erschöpfender Vollständigkeit bisher nicht vorhanden war. Man wird es nach der Lektüre dieser neuen Schöpfung des Gindely'schen Gelehrtenfleißes nur aufs neue schmerzlich bedauern müssen, daß es ihm, vielleicht gerade infolge seiner fast allzu großen Gründlichkeit, nicht vergönnt gewesen ist, seine Lebensaufgabe, die Geschichte des ganzen Dreißigjährigen Krieges, zum Abschluß zu bringen. Es ist das um so mehr zu bedauern, als gerade die Gindely'schen Forschungen deutlich erkennen lassen, wie sehr auch die heutigen politischen und nationalen Nöthe Oesterreichs zu einem großen Theile ihren Ursprung eben in den Ereignissen und Zuständen des Dreißigjährigen Krieges haben.

In wie hohem Maße dies der Fall ist, hat neuerdings eine in erster Linie politische, aber mit feinem historischen Verständniß geschriebene Broschüre über die heutige Lage des Deutschthums in Oesterreich gezeigt, welche infolge dessen an dieser Stelle kurz erwähnt und der warmen Theilnahme aller derer, die sich für die gegenwärtigen Schicksale des Deutschthums in Oesterreich und deren historische Begründung interessiren, dringend empfohlen werden mag. Sie ist dieser Theilnahme um so mehr würdig, als sie von einem jener deutschen Reichsrathsabgeordneten herstammt, die ihre beste geistige und sittliche Kraft für die Erhaltung des schwerbedrängten Deutschthums in Oesterreich einsetzen und daher als politisch wie historisch besonders wohlinformirt gelten können:

4. Südostdeutsche Betrachtungen. Eine nationale Denkschrift von A. Freiherrn von Dumreicher. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1893. Gr. 8. 3 M.

Wenden wir uns nun von der neuern zur neuesten Geschichte, d. h. zu der unseres Jahrhunderts, so erwähnen wir billig zuerst eine Schrift, die aus dem Nachlasse keines Geringern als des großen Philosophen Hegel stammt und als besonders charakteristisch für die politisch nationale Auffassung, die unter den führenden Geistern in Deutschland vor dem endgültigen Zusammenbruch des Deutschen Reiches durch Napoleon vorherrschte, gelten kann:

5. Kritik der Verfassung Deutschlands. Von Georg Wilhelm Friedrich Hegel. Aus dem handschriftlichen Nachlasse des Verfassers herausgegeben von Dr. Georg Mollet. Nebst einer Beilage. Kassel, Th. G. Fisher u. Comp. 1893. Gr. 8. 4 M.

Man weiß und hat sich oft nicht wenig darüber gewundert, daß der große Philosoph Hegel zu denen gehörte, die, scheinbar jedem Nationalitätsgefühl entsagend, eine Zeit lang gleich dem alten Goethe in staunender Bewunderung zu dem corsischen Eroberer aufblickten und in ihm den Weltheros und Weltbefreier erblicken zu sollen glaubten, in derselben Zeit, in welcher dieser Weltheros das unglückliche Vaterland mit brutaler Rücksichtslosigkeit mit Füßen trat und für alle Zeiten zertreten zu haben schien. Wie Goethe seinem Volke in dem Augenblicke, da es sich aufraffte, die Fesseln des fremden Eroberers abzuwerfen, das harte Wort zurief: „Rüttelt nur an Euren Ketten, der Mann ist Euch zu groß", so ließ sich auch Hegel von der scheinbar übermenschlichen Größe Napoleon's blenden und zeitweise zu blinder Bewunderung hinreißen. Für die Entstehung der politischen Gesinnung und Betrachtungsweise, aus welcher dem Philosophen diese Anschauung erwachsen ist, bietet nun die vorliegende, bisher unbekannt gebliebene Denkschrift, welche im Jahre 1801 oder 1802 entstanden ist, die Möglichkeit einer psychologischen Erklärung. Man ersieht aus ihr, wie sich Hegel gleich vielen andern tiefer denkenden Zeitgenossen den Kopf zermarterte, um einen Weg zu finden, auf welchem die monströse Gestalt des damaligen heiligen römischen Reiches deutscher Nation zu einem wirklichen Staate umgeschaffen werden könne. Daß es dieser Verfassung nahezu an allen Grundlagen fehlte, die sie zu einer lebensfähigen hätten machen können, wie ihr vor allen Dingen alle staatsrechtlichen Voraussetzungen und Bedingungen einer solchen fehlten, das hat Niemand klarer erkannt und schärfer formulirt als unser Philosoph. Die Kritik dieser Verfassung vom politischen wie historischen Standpunkte aus ist völlig zutreffend und schneidend klar, aber einen Ausweg aus diesem Chaos heraus hat er ebenso wenig zu finden vermocht als andere Politiker der Zeit, Stein nicht ausgenommen. Die Theorie des Bundesstaats, deren Verwirklichung uns das neue Reich gebracht hat, war eben damals noch nicht bekannt, und deswegen blieben selbst führende Geister zumeist bei der rein negativen Seite der Kritik stehen und sind in ihren Vorschlägen zu einem positiven Neubau so unklar und wenig zielbewußt, wie das auch bei Hegel in dieser Denkschrift hervortritt, die infolge dessen nicht allein für die Charakteristik des Philosophen, sondern auch für die der herrschenden politischen Grundanschauungen jener Periode, in der sie entstanden ist,

außerordentlich bezeichnend ist. Schon deshalb kann man sich aufrichtig darüber freuen, daß sie noch so lange nach des Verfassers Tode verspätet aus dessen Nachlasse das Licht der Oeffentlichkeit erblickt hat.

Die populär-wissenschaftliche Literatur über unsere nationale Geschichte im 19. Jahrhundert hat durch Ludwig Salomon, den Verfasser einer Geschichte der deutschen Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts, eine neue Bereicherung in einer frisch und anregend geschriebenen zusammenfassenden Darstellung erhalten.

6. Deutschlands Leben und Streben im neunzehnten Jahrhundert. Von Ludwig Salomon. Stuttgart, Levy u. Müller. 1893. 8. 4 M. 50 Pf.

Niemand wird von einem Octavbändchen von mäßigem Umfange, welches die gesammte deutsche Geschichte des 19. Jahrhunderts umfaßt, neue quellenmäßige Aufschlüsse und eine wirkliche Vermehrung unserer Kunde über die historischen Vorgänge erwarten; das Verdienst derartiger, auf weiteste Kreise berechneter und den Anspruch auf erschöpfende Behandlung des großen Stoffes gar nicht erhebender Arbeiten kann vielmehr nur darin bestehen, das Bekannte in einheitlicher und verständiger Beleuchtung vor dem Auge des Lesers vorüberziehen zu lassen, und dieser Zweck ist in dem vorliegenden Werkchen, welches sich im großen und ganzen etwa der Sybel'schen Auffassung anschließt, erreicht.

Dagegen erhalten wir in der That mannichfachen neuen Aufschluß über die Geschichte des zweitgrößten deutschen Territorialstaates und über die Rolle, die derselbe bei der Begründung des Deutschen Reiches gespielt hat, durch ein in anspruchsloser Form persönlicher Erinnerungen und familiärer Denkwürdigkeiten auftretendes, aber hohes Interesse erregendes Werkchen einer Dame, die als Gattin des Cabinetsrathes König Ludwig's II. Gelegenheit und auch die Fähigkeit besaß, die intimern Vorgänge am bairischen Königshofe aus nächster Nähe zu beobachten:

7. Unter den vier ersten Königen Baierns. Nach Briefen und eigenen Erinnerungen von Luise von Kobell. Zwei Bände. München, C. H. Beck. 1894. Gr. 8. 10 M.

Die Verfasserin, welche als fruchtbare und gewandte Schriftstellerin ihren Mädchennamen beibehalten hat, auch nachdem sie die Gemahlin des Staatsraths August von Eisenhart geworden war, entstammt einer bekannten bairischen Künstler- und Gelehrtenfamilie, die in mannichfachen engen Beziehungen zum Königshause gestanden hat; in ihr lebt eine pietätvoll festgehaltene Familientradition verschiedensten Ursprungs bis auf den heutigen Tag fort, die zum Theil in einem ausgedehnten Briefwechsel, zum Theil in tagebuchartigen Aufzeichnungen niedergelegt ist, welche in ziemlich großem Umfange namentlich von dem Urgroßvater der Verfasserin, dem Maler und Kupferstecher Ferdinand von Kobell, herrühren. Aus diesen sehr verschiedenartigen und verschiedenwerthigen Familienpapieren ist das vorliegende Buch entstanden, welches infolge des nahen Verkehrs, in dem die Familie Kobell zu dem großen Kreise von Künstlern und Gelehrten am bairischen Königshofe gestanden hat, namentlich über das wissenschaftliche, künstlerische und gesellschaftliche Leben Münchens seit dem Beginne unseres Jahrhunderts eine reiche Fülle höchst interessanter und anschaulicher Schilderungen enthält; diese machen die Lektüre außerordentlich interessant, anregend und genußreich. Daneben finden sich in diese persönlich gefärbten Mittheilungen auch zahlreiche historische, namentlich culturhistorische Bemerkungen eingestreut, die den Reiz des Buches nicht unwesentlich erhöhen. Freilich wird man dem Urtheil, welches die für ihr engeres Vaterland mit wohlthuender Begeisterung eintretende geistvolle Verfasserin über die einzelnen historischen Ereignisse und Persönlichkeiten fällt, nicht immer zustimmen können, wird es vielmehr oft, z. B. namentlich bei der Beurtheilung des bairischen Ministers Montgelas, an der Hand umfassenderer und in die geschichtliche Seite der Sache tiefer eindringender Geschichtswerke oft einer eingehenden Controle unterwerfen, es an andern Stellen doch als gar zu allgemein und fast trivial gehalten bezeichnen müssen, allein im großen und ganzen zeugt das Buch von aufrichtigem Streben nach Unbefangenheit, von einer feinen Beobachtungsgabe und von vornehmem, gesellschaftlichem Takt, sodaß durch diese Eigenschaften namentlich die culturellen und socialen Partien des Buches einen hohen Reiz gewinnen. Die Schilderungen, welche die Verfasserin namentlich von dem geselligen Verkehr in den geistig führenden Schichten Münchens und aus dem Kreise der „Berufenen", d. h. der von dem kunstsinnigen Könige Maximilian II. nach München herangezogenen auswärtigen Künstler und Gelehrten, entwirft, sind von einer Feinheit und Sicherheit des Urtheils, die sie als wahre Perlen gesellschaftsgeschichtlicher Kleinmalerei erscheinen lassen. Weniger gelungen sind, wie gesagt, die Mittheilungen und Urtheile über die Ereignisse der sogenannten großen Politik, bei denen doch hier und da die mangelnde historische Schulung der Verfasserin nur zu deutlich hervortritt; doch gibt es auch hier Stellen in dem Buche, die der allgemeinen Theilnahme und Beachtung durchaus werth sind, wie namentlich die anschauliche und packend lebendige Darstellung von dem Zustandekommen des entscheidenden Beschlusses König Ludwig's II., der durch den Mobilmachungsbefehl den Anschluß Baierns an die deutsche Sache in der Nacht vom 15. zum 16. Juli 1870 herbeiführte. Hier konnte die Verfasserin sich auf die eigene Erzählung ihres Mannes, die sie sich sofort unter dem Eindruck des Ereignisses aufzeichnete, stützen, und diese ist von um so entscheidenderer Bedeutung, als ihr Gemahl Eisenhart selbst es war, der den entscheidenden Befehl des im Bett liegenden Königs erhielt und sofort ausfertigte. Durch die Schilderung, die wir hier von dem Vorgange erhalten, wird die in dem Tagebuche Kaiser Friedrich's enthaltene und seitdem herrschend ge-

wordene Angabe, König Ludwig habe ohne Bray's Wissen die ihm von dem Kriegsminister Pranckh vorgelegte Mobilmachungsordre gezeichnet, nicht unerheblich modificirt und über allen Zweifel klargestellt, daß „der entscheidende Befehl zur Mobilmachung, womit nach Lage der Dinge und weit über die Bedeutung der militärischen Anordnung hinaus, auch die politische Haltung Baierns festgelegt war, des Königs eigenster, am Morgen des 16. Juli 1870 erfolgter Entschließung verdankt wird". Dieser überraschende und ohne Zweifel authentische Aufschluß über einen der entscheidenden Vorgänge in dem großen Kriegsjahre hat daher nicht verfehlt, allenthalben das größte Aufsehen zu machen; er würde allein genügen, um dem Buche trotz sonstiger mannichfacher Irrthümer in Sachen der hohen politischen Geschichte auch historisch einen großen Werth zu verleihen. Und ebenso wird man die Angaben über die Absendung der entscheidenden Briefe an Wilhelm I. und Bismarck in der deutschen Kaiserfrage mit hohem Interesse lesen, obwol sie nicht erschöpfend und ausführlich genug sind, als daß sie die durch das Tagebuch Kaiser Friedrich's und die gegen dasselbe gerichteten Erklärungen Bismarck's entstandene Streitfrage endgültig lösen könnten. Immerhin scheint das deutsche und bairische Volk doch auch hier der Initiative des Königs weit mehr zu verdanken, als man bisher anzunehmen geneigt war.

Die vorstehenden kurzen Andeutungen werden genügen, um dem Leser einen ungefähren Begriff von der Reichhaltigkeit und Bedeutung des Stoffes zu geben, der ihm in diesem hochinteressanten Buche trotz der anspruchslosen Form, in welcher die Erzählung zumeist auftritt, geboten wird. Das Werkchen der geistvollen Verfasserin ist in hohem Maße geeignet, ein liebes und vertrautes Familienbuch für alle die zu werden, die den kunstsinnigen bairischen Königen und dem von ihnen erweckten geistigen Leben in München ein mehr als vorübergehendes Interesse entgegenbringen.

Georg Winter.

---

# Aegypten und Marokko.

1. Das moderne Aegypten. Mit besonderer Rücksicht auf Handel und Volkswirthschaft. Von Theodor Neumann. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1893. Gr. 8. 8 M.
2. Marokko. Materialien zur Kenntniß und Beurtheilung des Scherifenreiches und der Marokkofrage. Von Gustav Diercks. Berlin, S. Cronbach. 1894. 8. 3 M.

Durch die wiederholten Kundgebungen antienglischer Gesinnung des Khedive Abbas Pascha und die dadurch entstandenen Zerwürfnisse zwischen ihm und dem auswärtigen Amte in London wie dessen Vertreter in Kairo, Lord Cromer, die sich sogar bis zu einer Drohung mit Absetzung des Vicekönigs gesteigert haben sollen, einerseits, wie durch die Angriffe der Rif-Kabylen gegen die spanische Besatzung von Melilla, die dadurch veranlaßte Landung bedeutender spanischer Truppencorps unter Martinez Campos an der marokkanischen Küste und die Unterhandlungen mit dem Sultan von Marokko wegen einer Entschädigung und einer Garantie gegen die Wiederholung ähnlicher Ueberfälle andererseits, sind die ägyptische und marokkanische Frage einmal wieder, wie das immer von Zeit zu Zeit vorkommt, aus dem chronischen gewissermaßen in einen akuten Zustand eingetreten.

Da erscheinen eben zur rechten Zeit zwei Bücher, um uns das erforderliche Material zu einem selbständigen Urtheile über diese jetzt und jedenfalls in der nächsten Zukunft für ganz Europa höchst wichtigen Fragen zu liefern. Beide verfolgen im wesentlichen dasselbe Ziel; nur daß das weit umfangreichere Werk: „Das moderne Aegypten" von Theodor Neumann (Nr. 1) offenbar lange und sorgfältig vorbereitet ist, das Buch „Marokko" von Gustav Diercks (Nr. 2) dagegen mehr als eine nach des Verfassers eigener Angabe durch die Melilla-Verwickelung hervorgerufene Gelegenheitsschrift erscheint. Beide aber schildern zunächst das Land, dann seine Bewohner und ihre Zustände in der Gegenwart und zum Theil auch in der Vergangenheit, die politischen, kirchlichen, socialen und wirthschaftlichen Verhältnisse und bringen schließlich noch den Text einiger besonders wichtigen, zwischen ihnen und einigen europäischen Staaten, zumal Deutschland geschlossenen Verträge.

Aegypten, das älteste Culturland, welches das Interesse der Archäologen des Occidents in neuester Zeit mit Recht nicht minder, wenn nicht in höherm Grade in Anspruch nimmt, als selbst Griechenland und Italien, ist in gewisser Hinsicht auch das modernste von allen, und zugleich das erste moslemitische Reich, welches — freilich nicht ganz freiwillig — den Weg zur europäischen Cultur zu beschreiten unternommen hat. Schon unter Mehemed Ali zu Anfang des Jahrhunderts begann nach gewissen Richtungen hin die Europäisirung des Landes, die aber nachher wieder ins Stocken gerieth, bis seit den fünfziger Jahren und zumal seit der Vollendung des Suezkanals Aegypten wieder zu einer Hauptetappe für den Welthandel wurde und dadurch das allgemeine Interesse in höherm Grade als je zuvor auf sich zog. Bekanntlich hat England, zu seines französischen Mitbewerbers Verdruß und nicht ohne dessen Schuld, nach der Unterdrückung des national-antieuropäischen Aufstandes Arabi Pascha's im Jahre 1882 durch seine Flotte und seine Truppen nicht nur einen herrschenden Einfluß in Aegypten, sondern ein wirkliches Protektorat über das Land errungen, welches neben der nominellen des Sultans eine thatsächliche Oberlehnsherrschaft darstellt.

Unter den zahlreichen Schriften, meist archäologischen

oder touristischen Gepräges, über Aegypten gibt es nur sehr wenige, die sich, wie Alfred von Kremer's „Aegypten, Land und Leute" (1863) und Stephan's „Das heutige Aegypten" (1873) ernstlich mit den politischen und wirthschaftlichen Zuständen der Gegenwart beschäftigen. Beide aber, vor den großen politischen und socialen Veränderungen geschrieben, welche seit 1880 durch die Errichtung der europäischen Finanzcontrole und die Occupation des Landes durch die Engländer mit allen ihren die jetzige Lage bestimmenden Folgen zu Tage getreten sind, sind in vieler Hinsicht bereits veraltet und können schon deshalb keine genügende Belehrung über die jetzigen Verhältnisse mehr bieten.

Unser Verfasser hat acht Jahre in Aegypten gelebt und zwar in einer Stellung — als österreichischer Consul —, die ihm Veranlassung und Gelegenheit bot, sich mit den politischen, socialen und wirthschaftlichen Zuständen gründlich bekannt zu machen und seine statistischen Angaben sämmtlich aus amtlichen Quellen zu schöpfen. Da nun zugleich Inhalt und Form seiner Arbeit bekunden, daß er wie wenige durch Begabung und Studium dazu ausgerüstet war, seine Aufgabe zu lösen, so dürfen wir sein Buch nicht nur als eine werthvolle Vermehrung unserer Literatur über Aegypten, sondern als unentbehrlich für jeden bezeichnen, der sich eine genauere Kenntniß von den gegenwärtigen Zuständen des Landes verschaffen will.

Von dem reichen Inhalt können wir hier natürlich nur eine gedrängte Uebersicht geben. Das erste Buch behandelt das Land, seine Bodengestaltung, seine geognostischen und klimatischen Verhältnisse, das zweite die Bevölkerung, ihre Abstammung, ihre Lebensweise, die bürgerliche Gesellschaft, den Nationalcharakter und die Sprache. Betreffs der in Aegypten gesprochenen fremden Idiome constatirt der Verfasser, daß hier wie im ganzen Orient die Kenntniß des Deutschen sich immer mehr verbreite:

> Es gibt kaum eine bessere Familie, in der die Erziehung der Kinder nicht deutschen Lehrern und Lehrerinnen anvertraut wäre. Diese große Verbreitung deutscher Cultur ist um so merkwürdiger, als sie sich durchaus spontan, ohne irgendeinen Druck von außen vollzieht.... Die verschiedenen Nationen im Orient haben aufgehört, Paris als das Centrum der Civilisation zu betrachten. Sie richten ihre Blicke auf Wien und Berlin, um sich die Errungenschaften der modernen Cultur anzueignen.

Das dritte Buch behandelt die Bodenproduction, die agrarischen Zustände, endlich die Flora und Fauna. Die mineralischen werthvollen Producte des Landes werden fast ganz mit Stillschweigen übergangen. Ueberhaupt kommt es in diesem Kapitel zu Tage, daß dem Verfasser naturwissenschaftliche Kenntnisse fehlen. Der Satz: „Von Vögeln gibt es besonders Adler, Geier und Sperber" ist in dieser Beziehung charakteristisch. Wenn er sagt, daß sich in Aegypten nur 1030 wildwachsende Pflanzenarten fänden, so bezieht sich diese Zahl sicher nur auf die Phanerogamen, deren es freilich in unserm Vaterlande allein schon über 3500 Arten gibt.

Bei weitem bedeutender sind die folgenden Abschnitte. Das vierte Buch beschäftigt sich mit dem Staatswesen, der Regierung und Verwaltung, das fünfte bespricht Cultus, Unterricht und geistiges Leben, das sechste behandelt die Finanzen und Staatsschulden, das siebente Handel und Gewerbe, das achte das Verkehrswesen, das neunte endlich bringt als Anhang eine Charakteristik des Sudans, hebt seine große Bedeutung als Hinterland Aegyptens hervor und erzählt die Geschichte seiner Eroberung durch die Heere Mehemed Ali's bis zum Aufgeben derselben durch das von der englischen Regierung (Gladstone) dazu genöthigte Aegypten, der Einnahme Khartums durch den Mahdi und der Ermordung Gordon Paschas. Neumann ist fest überzeugt, daß die baldige Wiedervereinigung des Sudans mit Aegypten für dies Land eine unabweisbare Nothwendigkeit, eine Lebens- und Existenzfrage sei.

An einen Ausspruch Sir Drummond Wolff's: „Egypt, as the country of transit, is to a certain extent the common property of the world. It may be described as an international thouroughfare, indispensable to the commerce of all nations. In the freedom of Egypt the whole world is concerned" anknüpfend, sagt der Verfasser am Schlusse: „So wenig wie Konstantinopel darf das den Eingang zu drei Welttheilen beherrschende Aegypten in den ausschließlichen Besitz einer einzigen Macht gelangen. Das würde nicht nur den Weltfrieden, sondern auch den Wohlstand Europas in hohem Grade gefährden."

Das ist ohne Zweifel richtig, und die angeführten Worte einer in ägyptischen Angelegenheiten so maßgebenden Persönlichkeit, wie der des High-Commissioner, des Generalbevollmächtigten bei den Verhandlungen Englands mit der Pforte über Aegypten, beweisen, daß man sich auch englischerseits dieser Erkenntniß nicht verschließt. So lange aber England als Schutzmacht nicht nur seine, sondern damit zugleich die Interessen ganz Europas am Nil vertritt, und so lange ein unabhängiger Culturstaat Aegypten noch nicht im Bereiche der Möglichkeit liegt, erscheint dieser Zustand jedenfalls für die Welt und die Interessen Deutschlands insbesondere jedenfalls heilsamer, als wenn die Leine, an der der Khedive geführt wird, von der Seine oder der Newa aus dirigirt würde.

Wie die orientalische, speciell die ägyptische Frage, dem großen Publikum weit vertrauter ist und sein Interesse in ungleich höherm Maße erweckt als die marokkanische: so sind auch das Nilland und seine Bewohner viel allgemeiner und gründlicher bekannt, als das Maghreb und seine Bevölkerung. Die Erklärung dafür liegt nahe. Während Aegypten an der Grenzscheide dreier Welttheile, neben Mesopotamien der Sitz der ältesten Cultur, schon früh eine hervorragende Stelle in der Entwickelungsgeschichte der mediterraneischen Völker spielen, im Mittelalter wie abermals in der neuesten Zeit als der natürliche Handelsweg nach Indien die Augen aller seefahrenden Nationen Europas auf sich ziehen mußte und sich so auch dem Einflusse derselben und der europäischen Cultur je

länger je weniger entziehen konnte: so mochte dagegen das am äußersten Westwinkel des großen Binnenmeeres, ja zum größern Theile schon jenseit der Säulen des Hercules am Atlantischen Ocean gelegene Marokko lange Zeit dem Blicke und dem Einflusse der von Osten herandringenden Culturvölker entzogenbleiben. Wenn auch Phönizier und Römer in und um Mauretanien Kriege führten, Ansiedelungen gründeten und einzelne Theile des Landes unter ihre Botmäßigkeit brachten; wenn die Vandalen hier eine Zeit lang festen Fuß faßten, wenn wir nach ihrer Vernichtung unter Justinian das Land als tingitanische Provinz des Oströmischen Reiches wiederfinden, wenn endlich die Araber auf ihrem unaufhaltsamen Eroberungszuge sich seiner bemächtigten und von hier aus Spanien eroberten: so kann doch nach unseres Autors Ansicht von einer marokkanischen Frage erst seit der Mitte des 15. Jahrhunderts die Rede sein, wo Heinrich der Seefahrer sich vergeblich des Landes zu bemächtigen suchte. Seitdem haben, auch nachdem Portugal aus der Reihe der tonangebenden Staaten geschieden und die Blüte und Macht Spaniens tief gesunken war, die Reibungen zwischen den Bewohnern der einander gegenüberliegenden Küstenländer beider Welttheile nicht aufgehört. Die Spanier haben bekanntlich eine Anzahl fester Plätze (Presidios) an der Nordküste Marokkos besetzt und behauptet, dadurch aber zu immer sich wiederholenden Conflicten mit den tapfern, Unabhängigkeit liebenden Berbern, die zugleich fanatische Christenfeinde sind, Anlaß gegeben. Seit Frankreich sich in Algerien festgesetzt hat, läßt es seine begehrlichen Blicke nach den marokkanischen Grenzprovinzen schweifen und träumt wol gar schon von einem großen Colonialreiche von Tunis bis zum Senegal, während England, von dem nahen Gibraltar aus und Italien mit eifersüchtiger Sorge die ihrem Einflusse und ihrem Handel gefährlichen Bestrebungen der beiden genannten Mächte überwachen. Nicht mit Unrecht äußerte Lord Salisbury im Jahre 1891, daß die marokkanische Frage den Großmächten eines Tages größere Schwierigkeiten schaffen würde als die orientalische. Ihre argwöhnische Eifersucht kommt der Unabhängigkeit des politisch schwachen Scherifenreiches zu gute. Obwol mit seinen 810000 Quadratkilometern um die Hälfte größer als das Deutsche Reich, ist Marokko doch nur zum vierten Theile culturfähig und umfaßt zugleich mehrere fast unabhängige Vasallenstaaten. Dieser Umstand und die höchst mangelhafte politische und militärische Verfassung des Reiches lähmen die Macht der Centralregierung. Andererseits würde gerade die Beschaffenheit des Landes und der starke Unabhängigkeitssinn seiner Bewohner, die gleichsam ererbte abergläubische Angst der marokkanischen Bergstämme vor der fremden Cultur, gegen welche sie eine unüberwindliche Abneigung empfinden, zusammen mit dem von ihren Herrschern seit Jahrhunderten befolgten Staatsprincip der Abschließung gegen das Ausland, zufolge dessen auch die Vertreter der Mächte nur in der Hafenstadt Tanger, wie in den Hauptstädten Fez und Marokko (Marokesch) residiren dürfen, würden eine Eroberung des Landes, auch abgesehen von der Eifersucht der Großmächte untereinander, außerordentlich erschweren.

Vor einer gewaltsamen Lösung der Marokkofrage sind deshalb die Mächte bisjetzt mit Recht zurückgeschreckt:

> Da aber alle darin übereinstimmen, daß der Fortbestand der in Marokko herrschenden Zustände nicht möglich ist, so würden die Regierungen der Culturvölker in gemeinsamem Handeln von der des Maghreb unter Zusicherung der staatlichen Unabhängigkeit des Reiches einen Vertrag zu erzielen haben, auf Grund dessen Zustände geschaffen würden, die den Forderungen der heutigen Zeit annähernd entsprächen. Reform des Regierungs- und Verwaltungssystems, Eröffnung des Landes in allen seinen Theilen für den allgemeinen Verkehr, Reform des Zollwesens, Schutz der Ausländer, Bewilligung von Freiheiten und Rechten, die der Förderung der Cultur dienen, Schaffung von Verkehrswegen und Verkehrsmitteln, die den heutigen Anforderungen entsprechen, Einsetzung von zuverlässigen gemischten Gerichtshöfen würden die wichtigsten Bedingungen sein, welche zu stellen wären und über deren Erfüllung nöthigenfalls die auswärtigen Vertreter zu wachen hätten.

Das ist nun freilich Zukunftsmusik. Vorläufig ist wenig Aussicht vorhanden, daß sich die nebenbuhlerischen Mächte zu solch gemeinsamem Handeln im Interesse der gesammten Culturmenschheit zusammenthun werden. Und wenn es wirklich geschähe, würde es nicht ohne kriegerische Action, wenn nicht gegen den Sultan, doch gegen die mehr oder weniger unabhängigen Kabylenstämme, vor allem die Rifioten, die auch jetzt wieder den Spaniern so viel zu schaffen gemacht haben, vielleicht nicht ohne eine dauernde Besetzung des Landes abgehen. Wie dem aber auch sein mag: lange wird sich Marokko der von allen Seiten herandringenden und es umspannenden Cultur nicht mehr entziehen können. Jetzt schon durchforschen kühne Reisende trotz aller Hindernisse und Gefahren das Innere des Reiches und bald wird selbst das Gebiet der Rifpiraten der spanischen Küste gegenüber keine weißen Flecke auf unsern Karten mehr bilden.

Inzwischen haben wir allen Grund, unserm Verfasser für seine aus den besten und zuverlässigsten Quellen geschöpfte lichtvolle Darstellung des Landes und seiner Zustände, so viele Lücken sie unter den gegebenen Umständen auch noch lassen muß, sehr dankbar zu sein. Der Gedankengang seiner Schrift ist im ganzen derselbe wie bei Neumann, nur verweilt Diercks länger bei der Geschichte des Landes von der mythischen Reise des phönizischen Hercules-Melkart und dem erdgeborenen Riesen Antäus bis zu der Gegenwart des Scherifenreiches, faßt dagegen die politischen, socialen und wirthschaftlichen Zustände kürzer zusammen und entrollt uns schließlich noch die Marokko-Frage und ihre Bedeutung an der Hand der Geschichte. Die Darstellung ist überall klar, objectiv und überzeugend; kein Leser wird das Buch ohne wesentliche Bereicherung seiner Kenntnisse aus der Hand legen.

Otto Speyer.

# Aus der Memoirenliteratur.

Unter dem russischen Scepter. Aus den Erinnerungen eines deutschen Publicisten von Friedrich Meyer von Waldeck. Heidelberg, C. Winter. 1894. Gr. 8. 6 M.

Der Verfasser, seit geraumer Zeit außerordentlicher Professor der deutschen Literatur an der heidelberger Universität, kam 1845 als junger Doctor der Philosophie nach Rußland, wo er zunächst in Kurland eine Stelle als Erzieher bekleidete, übernahm sieben Jahre darauf die Oberleitung der deutschen St.-Petersburger Zeitung, die damals die einzige deutsche Zeitung der Hauptstadt war, und wußte dieses bis dahin unbedeutende Blatt, eine Schöpfung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften aus der Zeit Peter's des Großen, trotz zahlreicher Schwierigkeiten im Laufe der Zeit zu einem angesehenen und vielgelesenen, vor allem für die deutsch-russische Bevölkerung des großen Slawenreichs hochwichtigen Organ zu erheben. Nach zweiundzwanzig Jahren verdienstvollen, wenn auch viel angefeindeten Wirkens hat er dann dieser aufreibend anstrengenden Thätigkeit entsagt und sich am schönen Neckarufer niedergelassen, noch immer — im vorigen December wurde er 70 Jahre — in voller Kraft und Frische das Seine dazu beitragend, um ein gutes freundnachbarliches Verhältniß zwischen Deutschland und Rußland zu fördern, eine Aufgabe, die am besten gelöst wird, wenn der drüben an maßgebender Stelle nachweisbare gute Wille ehrlich anerkannt wird, daneben aber die Rückständigkeit der ganzen Zustände, und wie sie den guten Willen beengen und behindern, zu offener Darlegung gelangt. Weder die englische noch die französische Presse versäumt eine Gelegenheit, um uns mit dem Zarenreiche zu verfeinden, wenn auch auf ganz verschiedenen Wegen, beide aus sehr naheliegenden Gründen. Um so verdienstlicher sind Stimmen, welche nichts beschönigen, aber auch nichts übertreiben und uns immer vor Augen halten, wie vieles denn doch in Rußland besser geworden ist.

Um dies zu können, sind Rückblicke auf frühere Perioden unerläßlich. So beginnt der Verfasser denn seine „Erinnerungen" mit dem schmerzlichen Rückblick auf das erste Jahrzehnt seiner Redactionsthätigkeit. „Russische Censur" (1852—61) heißt dieser Abschnitt.

„Kein erbarmungswürdigeres Bild als der Zustand der russischen Presse unter der Regierung Kaiser Nikolai I., namentlich in der zweiten Hälfte derselben", dies der Eingang zu der wunderlichen Schilderung. „So wurde", heißt es an einer andern Stelle, „im Anfang der fünfziger Jahre eines schönen Tags den Chefredacteuren aller St.-Petersburger Blätter der directe Befehl des Kaisers kundgegeben, in Zukunft über Parlamente und ähnliche Körperschaften kein Wort mehr zu veröffentlichen und somit die constitutionelle europäische Welt vollständig zu ignoriren. Es wäre überflüssig, darauf hinzuweisen, daß dieser Befehl — er war vom Kaiser nicht schriftlich gegeben, also kein Ukas — den politischen Theil aller St.-Petersburger Zeitungen der Vernichtung preisgab. Es ging denn auch mit ihm, wie mit so mancher andern russischen Verordnung damaliger und jetziger Zeit."

Freilich, mit unsern heutigen Preßzuständen verglichen, etwas Unerhörtes.

Ueber die Censoren heißt es an einer andern Stelle: die Haupttriebfeder bei der Ausübung ihrer Function sei die Furcht gewesen. Sie wurden sofort abgesetzt, wenn oben etwas misfiel. Nun waren ihre Stellen aber gut bezahlt und mit Rang und Orden trefflich dotirt. So habe denn die Angst vor dem Verlust des einträglichen Postens „den Besen regiert, der die armen neugeborenen Kinder des russischen Geistes erbarmungslos aus der Presse in die Rumpelkammer der Vergessenheit fegte".

Aus seinen eigensten Erfahrungen theilt der Verfasser verschiedene drollige Proben mit. So beanstandete Herr von Peucker die Ueberschrift und die Einleitung zu einer Humoreske des Schriftstellers Libelt (gestorben 1875), weil diese Einleitung folgendermaßen begann: „Es gibt Dinge, die — wie ein paar ungehobelte Holzklötze — nicht aufeinander passen wollen, man mag sie legen, wie man will. Zu diesen Dingen gehören die Worte: «Frau» und «Gelehrsamkeit»."

Es stellte sich heraus, daß Herr von Peucker glaubte, die Kaiserin Katharina II., da sie eine Frau und zwar eine Gelehrte gewesen, werde dadurch noch im Grabe beleidigt.

Ein anderes mal strich Herr von Peucker aus der Beschreibung der Art, wie die Lappländer beim Einfangen von Renthieren verfahren, die Worte angusta, angustiora und angustissima, indem er daneben schrieb: „Der Censor ist nicht verpflichtet, schwedisch zu verstehen."

Wieder fand das Wort „Norden" keine Gnade vor dem Rothstift des gestrengen Censors, er verbesserte es in „Süden". Und doch handelte es sich diesmal um die Mittheilung aus Finland, dort sei ein sogenanntes Storchgericht gehalten worden und seien die Störche, nachdem sie den verurtheilten Kameraden todtgebissen, nach Norden geflogen. Der Verfasser meint, der Censor habe „in der verfehmten Weltgegend (Norden) eine Anspielung auf Rußland gewittert".

Daß geschickte Anspielungen dieser Art als Nothbehelf im Schwunge gewesen sein mögen, ist freilich denkbar genug, und so wird Herr von Peucker wol für richtig gehalten haben, sich bei allem Vieldeutigen durch Streichen gegen Vorwürfe zu sichern.

Glücklicherweise war die Censur für alles, was das Auswärtige Amt anging, in den Händen junger gebildeter Männer, unter ihnen befand sich der jetzige Gesandte Herr von Mohrenheim in Paris. „Noch heute", sagt der Verfasser, „erinnere ich mich mit lebhafter Genugthuung der Augenblicke persönlichen Verkehrs mit diesen Herren."

Ein anderer Abschnitt der „Erinnerungen" handelt von dem Tode des Kaisers Nikolaus. Er hatte niemals

gestattet, daß bei Krankheiten der Kaiserlichen Familie Bulletins veröffentlicht würden. Am 17. Februar 1855 erhielt Professor Meyer einen schriftlichen „officiellen, von drei Aerzten unterschriebenen Bericht zum Zwecke der Veröffentlichung, — das erste Zeichen, daß der Kaiser aufgegeben sei, denn er disponirte nicht mehr".

Bis zum nächsten Morgen erschienen dann noch drei weitere Bulletins; in dem letzten wurde berichtet, der Kaiser habe um $3^1/_2$ Uhr morgens „bei voller Klarheit des Geistes" gebeichtet und das heilige Abendmahl genommen. Die Gefahr dauere fort.

Während des ganzen Tags keine weitere Kundgebung, „man hatte bei Hof den Kopf verloren und vergaß das Nothwendigste". War der Kaiser todt? Durften die Zeitungen mit schwarzem Rand erscheinen? Die Redacteure waren in der größten Verlegenheit. Endlich hatte der Redacteur der russischen St.-Petersburger Zeitung den guten Einfall, man müsse sich durch Opfer von zehn Rubeln das voraussichtlich bereits in der Druckerei des Senats druckfertige Thronbesteigungsmanifest des Thronfolgers verschaffen. In der That wurde um 3 Uhr nachts ein Exemplar des Manifest's glücklich erlangt und so konnte wenigstens ein Theil der St.-Petersburger Presse das traurige Ereigniß in schicklicher Weise veröffentlichen.

Von den übrigen vierzehn Abschnitten des interessanten Buches seien hier noch erwähnt: „Die Unruhen der Studenten" (1861); „Der Haß gegen die Deutschen" (1863—68); „Polen und Miljûtin" (1864); „Glückliche Zeiten der russischen Presse" (1861—67); „Die St.-Petersburger Postfinsterniß" (1869); „Zur neuern Geschichte der Ostseeprovinzen" (1869); „Die Nihilisten" (1879); „St.-Petersburger Reflexe des Deutsch-Französischen Kriegs" (1873).

In diesem letztern Abschnitt wird ausführliches über den dem befreundeten russischen Herrscher abgestatteten Besuch des Feldmarschalls Friedrich Karl im Jahre 1871 berichtet wie über den Besuch Kaiser Wilhelm's I. im April 1873. Hier nur die Schlußworte:

„Wer zugegen war, als die beiden Monarchen sich (zum Abschiede) zärtlich umarmten, als der aufrichtigste Trennungsschmerz beide überwältigte, Kaiser Wilhelm sich endlich losriß und schnell in den Salonwagen eilte, Kaiser Alexander ihm nachschaute, beständig die Worte: «Auf Wiedersehen!» rief und ihm dabei die hellen Thränen über die Wangen rollten, wer gesehen, wie der unmittelbar neben dem Kaiser stehende damalige Thronfolger, der jetzt regierende Kaiser Alexander III., von dem Anblick tief erschüttert, von gleicher Rührung ergriffen war, der konnte über das feindselige Gekläff officiöser und nichtofficiöser Blätter lächeln; der wußte: so lange diese Kaiser lebten, hatte es keine Noth mit einem Bruch zwischen Deutschland und Rußland. Und das", schließt der Abschnitt, „wünschen wir auch für alle Zukunft beiden Reichen, wie der trefflichen deutschen Colonie an der Newa!"

Endlich sei noch des Abschnitts Erwähnung gethan, welcher „Ein Stündchen beim Kanzler des Norddeutschen Bundes" (1867) überschrieben ist und in jedenfalls unverzüglich nach dem Besuch gemachter Niederschrift Eingehendes über Fürst (anno 1867 noch Graf) Bismarck's damaliges Verhältniß zu der sogenannten russischen Frage enthält; nur weniges dürfte die seitdem zwischen den beiden Kaiserreichen eingetretene Spannung daran geändert haben. In Betreff des schon zu jener Zeit in vielen russischen Zeitungen geschürten Deutschenhasses sagte er, „der Russe wird den Deutschen nie entbehren können. Der Russe ist ein liebenswürdiger Mensch; er hat Geist, Phantasie, ein angenehmes Benehmen, gesellige Talente, — aber täglich auch nur acht Stunden arbeiten, und das sechsmal in der Woche und funfzig Wochen im Jahr, — das wird in Ewigkeit kein Russe erlernen. Ich erinnere mich der treffenden Worte, die ein russischer Militär in meiner Gegenwart äußerte. Die Unterhaltung berührte den Umstand, daß so viele Offiziere deutscher Abstammung in der russischen Armee bis zum General avanciren. „Wie sollte ein Deutscher nicht General werden!" sagte jener Militär, „er trinkt nicht, er stiehlt nicht, er ist nicht liederlich, er reitet sein Pferd selbst — da muß er es schon bis zum General bringen."

Ueber Fürst Gortschakow sagte Graf Bismarck, unter Betonung der bedeutenden Begabung Gortschakow's, derselbe habe die Zurücksetzung, die er erfahren, dem deutschen Einflusse zugeschrieben; und als er ans Ruder gekommen sei, habe er, wo es irgend zulässig, alle Deutschen aus dem Geschäftsgebiet seines Ministeriums entfernt. „Sehen wir uns nun nach dem Resultat um", fuhr er fort, „die wichtigsten Gesandtschaften: London, Paris, Wien u. s. w. sind mit Deutschen besetzt, die talentvollsten Redacteure des Ministeriums sind Deutsche, ja Fürst Gortschakow selbst würde nicht die Arbeitskraft haben, die er besitzt, wenn seine Mutter nicht eine Deutsche gewesen wäre; ich habe ihm das selbst gesagt."

Als der Verfasser die Vergeblichkeit seiner Bemühungen erwähnte, den Deutschenhassern zu beweisen, Preußen könne nicht nach dem Besitz der russischen Ostseeprovinzen trachten, sie würden es nur schwächen, sagte Graf Bismarck beistimmend, „was sollte uns auch dieser lange vorgeschobene Streifen zwischen dem Meere und Polen, ohne Hinterland — ein Nichts, für das wir die ewige Feindschaft Rußlands eintauschen würden. Nein, es ist besser so. Die Deutschen in den Ostseeprovinzen müssen auch in Zukunft der Guano sein, der jene große russische Steppe düngt. Den Bewohnern jenes Landstriches wäre auch gar nicht damit gedient, wenn sie preußisch würden. Unsere preußische Verfassung mit lettischen und estnischen Urwählern wäre für die kurischen und livländischen Barone, wie ich sie kenne, ein sehr zweifelhaftes Vergnügen".

Robert Waldmüller.

# Neue lyrische Gedichte.

1. Blüthenstrauß vom Lebenswege. Gesammelte Gedichte von Willibald Beyschlag. Halle a. d. S., E. Strien. 1893. 12. 3 M.

Ist ein lyrisches Gedicht im vollen Sinne das, was es sein soll, der Niederschlag einer durchlebten Stimmung oder der Erguß einer mächtigen Empfindung, so wird es dem feiner fühlenden Dichter immer schwer fallen, seine Schöpfung der Oeffentlichkeit preiszugeben und das, was er im innersten Herzen erlebt, der kühlen Beurtheilung fremder Menschen zu überantworten. So hat Goethe verhältnißmäßig lange gezögert, bis er seine auf die sesenheimer Erlebnisse bezüglichen Lieder oder seine an Lili gerichteten Gedichte durch den Druck bekannt machte, und wie er, so haben zahlreiche andere gehandelt, die wir heute zu unsern besten lyrischen Sängern rechnen. Wir können es deshalb wohl begreifen, daß Wilhelm Beyschlag die Sammlung seiner Gedichte, die er schon einmal im Beginn der funfziger Jahre gemeinsam mit denen seines Bruders zu veröffentlichen gedachte, so lange zurückgehalten hat, bis ihn die Feier seines siebzigsten Geburtstages dazu veranlaßte, seinen Freunden für die vielen Beweise der Liebe und Theilnahme diesen Blütenstrauß aus seiner Jugend als Gegengabe darzubringen. Er wird kaum in die Lage kommen, diesen Entschluß zu bereuen, denn jeder, der mit nur einigem Verständniß für Poesie begabt ist, wird sofort erkennen, wie recht er hat, wenn er in der Vorrede bemerkt, daß man es „diesen bescheidenen Blumen" anmerken müsse, daß sie „nicht gemachte, sondern gewachsene" seien. Aber auch darin stimmen wir ihm gern zu, wenn er die Hoffnung ausspricht, „daß sie an ihrem Dufte nichts verloren haben möchten durch die Länge der Zeit, in der sie im Verborgenen gehalten seien". Sie muthen uns auch heute noch an als die Gaben eines poetisch fein empfindenden Geistes, der, im Vollbesitz der höchsten Bildung, nicht nur mit Leichtigkeit die Herrschaft über die Sprache ausübt und sich in den schwierigen Formen der antiken Ode ebenso zu Hause fühlt wie bei der Handhabung des einfachen Liedes, sondern der auch den echten Herzenston der Lyrik und die sinnige Sprache des Märchens wohl zu treffen versteht. Nur eins fehlt diesen Gedichten, die Kraft der Leidenschaft und die erschütternde elementare Gewalt, die bei Dichtern ersten Ranges auch in ihren reifsten Werken immer wieder zum Durchbruch kommt und die Herzen der Leser erschüttert. Für diesen Mangel aber entschädigt uns die Reinheit der Empfindung und das innige Gottvertrauen, das namentlich aus denjenigen Gedichten zu uns spricht, in denen der Verfasser von schweren Verlusten durch den Tod seiner Lieben Kunde gibt. Wie gesagt, enthält die Sammlung nur Erinnerungen an „innigste und heimlichste Lebensmomente", wie sie sich dem Verfasser während seiner Studentenzeit bei fröhlichen Wanderungen mit trauten Freunden den Rhein stromauf und ab ergaben, oder später, als sich die Liebe seiner bemächtigte, und endlich in ältern Jahren beim Tode seines Bruders oder zweier Töchter seine Seele erfüllten. Aus allen diesen Gedichten aber spricht eine durchaus ideale Lebensanschauung zu uns, eine köstliche Gabe, die unter den harten Kämpfen der Gegenwart nur wenig begnadete Dichter zu bewahren im Stande gewesen sind.

2. Meine Frau und Ich. Lieder eines glücklichen Ehemanns von Heinrich Meinhard. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1893. 12. 2 M.

Das Glück der Liebe vor der Ehe und die nachher eintretende Enttäuschung haben so viele Dichter besungen, daß es nicht ohne pikanten Reiz sein dürfte, nun auch einmal einen Sänger kennen zu lernen, der von der Ehe nur Gutes und Schönes zu berichten weiß. Als solcher stellt sich H. Meinhard mit seiner oben angezeigten Sammlung einem verehrlichen Publikum zu staunender Betrachtung vor, sicher in der Meinung, daß sein Fall als von ganz besonderer Art zur Nachahmung entschieden zu empfehlen sei. Wir wollen ihn in diesem Glauben nicht stören und gönnen ihm sein Glück von Herzen. Wenn er aber meint, genügende dichterische Befähigung zu besitzen, um ein Recht zu haben, mit seiner Liebesempfindung außer seiner Frau und etwa noch seinen Freunden jedermann aufwarten zu dürfen, so können wir ihm nur die Versicherung geben, daß er sich in dieser Voraussetzung irrt. So wie er, haben tausend andere auch ihre Liebste besungen, ohne das Bedürfniß zu fühlen, mit ihren Reimen die öffentliche Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen. Schön, wenn das Frauchen sich freut und zufrieden ist; andere Leute aber geht dergleichen Süßholzgehaspele wenig an. Haben wir es doch hier zum größten Theil mit nichtssagenden Reimereien zu thun, wofür wir nur ein Beispiel, das „Bebeline" überschriebene Gedicht, anführen wollen:

Liebchen hält mir hin die Hand.
Gleich soll ich sie küssen.
Und ich thu's auch unverwandt.
Ach, wir Männer müssen.

Denn, wenn ich mich andrenfalls
Gleich devot nicht bückte,
Schriebe sie's an Bebel als
Eine — Unterdrückte.

3. Ex undis! Neue Gedichte von Max Zerbst. Leipzig, C. G. Naumann. 1894. 8. 2 M.

Die „Neuen Gedichte" von Max Zerbst erweisen sich als Schöpfungen eines namentlich nach der formellen Seite hin nicht unbegabten Dichters, dem es aber noch zu sehr an Persönlichkeit und Eigenart fehlt, um uns tiefer für sein Schaffen interessiren zu können. Er hat uns noch zu wenig Eigenes zu sagen und ist noch zu sehr im Banne fremder Vorbilder befangen, unter denen sich namentlich

das von Conradi's „Liedern eines Sünders" bemerklich macht, mit dessen frivolem Ton Zerbst in einigen seiner Lieder, z. B. im „Traum" und im „Geldbriefträger" zu wetteifern scheint, ohne seine Kraft der Leidenschaft und Kühnheit der Sprache zu erreichen. Doch fehlt es neben den Liedern, in denen der Dichter den sinnlichen Genuß mit cynischer Offenheit feiert, nicht ganz an solchen, in denen ein tieferes Gefühl bei ihm zum Vorschein kommt, z. B. in dem Gedicht: „Nach dem Brande meines Vaterhauses", in dem der viermal wiederkehrende Refrain: „Nun hast du keine Heimat, keine Heimat mehr" ergreifend wirkt. Der Grundton der Sammlung ist natürlich, wie bei allen modernen Dichtern, die in das Leben hineinstürmen und jeden Genuß, der sich ihnen bietet, bis zur Hefe auskosten zu müssen meinen, pessimistisch. Immerhin scheint der Dichter noch nicht ganz fertig mit der Freude am Leben zu sein. Das beweisen uns die Schlußnummern seiner Sammlung, in denen er auf seine Hoffnungen, im blühenden Süden wieder zu genesen und innerlich frei zu werden, hinweist. Möchten sie in Erfüllung gehen! Vielleicht begegnet er uns gereifter und männlicher geworden später noch einmal.

4. Neue Gedichte. Von Hermann Hango. Wien, A. Hartleben. 1894. 12. 3 M.

Die erste unerläßliche Bedingung, die ein Dichter erfüllen muß, wenn er es wagt, mit den Erzeugnissen seiner Muse an die Oeffentlichkeit zu treten, ist die, daß er wenigstens einigermaßen seine Muttersprache beherrscht. Dies ist aber bei Hango nur sehr unvollkommen der Fall. Der Reim und überhaupt die gebundene Form bereitet ihm offenbar viel Schwierigkeiten, sodaß er sich genöthigt sieht, um nur eine Strophe fertig zu bringen, Worte zu bilden, die unsere Sprache noch gar nicht kennt und wol auch niemals aufnehmen wird. Er spricht wiederholt von „Geschwele", von einem „gähen Wetterschein", von einem „hartverlor'nen Kranz", von einem „Augenküglein", das er auf „Flüglein" reimt, nennt den Falter mit Rücksicht auf den Reim „schwarzgespreit" und leistet sich Wendungen wie „innerst eingedacht", „dies' der Leitha", „emporerstarken" u. s. w. Aehnlich schlimm wie um die Wahl der Worte ist es bei ihm auch um die der Bilder bestellt. Sie erscheinen nicht selten höchst gesucht, und es fällt schwer bei den angestellten Vergleichen darüber Klarheit zu erlangen, worin eigentlich der Vergleichspunkt zu finden ist. So kommt es, daß man ganze Seiten der Sammlung durchlesen kann, ohne zu wissen, was der Verfasser mit seinen Versen sagen will. Trotzdem möchten wir ihm die Fähigkeit zu poetischen Schöpfungen nicht absprechen. Namentlich der „Letzte Liebe" betitelte Theil seines Buches enthält einige warm empfundene und auch formell befriedigende Gedichte, denen man zwar eine entschiedener hervortretende Eigenartigkeit nicht nachrühmen kann, die aber doch ihre Wirkung nicht verfehlen, weil in ihnen der Dichter von selbst erlebten Erfahrungen berichtet und auf Glück und Liebe verzichtet. Wir können ihm daher nur rathen, seine Sammlung noch einmal einer kritischen Sichtung zu unterziehen und vor allem die Form streng zu prüfen. Sie wird dann allerdings weit weniger umfangreich ausfallen, aber an innerm Werth nur gewinnen. H. A. Lier.

# Feuilleton.

Das Doppelheft 180—181 der Virchow-Holtzendorff'schen „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge" bringt unter dem Titel: „Potosi. Bilder und Geschichten aus der Vergangenheit einer südamerikanischen Minenstadt von Leopold Conzen" (Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G., 1893) ein fesselndes Culturbild aus der Geschichte der spanischen Herrschaft in Peru. Es ist bekannt, daß ein Eingeborener, der an den Abhängen des Cerro de Potosi im jetzigen Bolivia die Lamaherden seiner Herren weidete, durch einen Zufall die reichen Silberschätze des Berges entdeckte. Wenige Monate später, im September 1545, wurde am Fuße des Bergkegels, in einer Höhe, die fast genau der des Schreckhorngipfels im berner Oberlande entspricht (4080 Meter), die Stadt Potosi gegründet. Das fieberische Drängen und Treiben, das sich hier alsbald entwickelte, gemahnt lebhaft an die Vorgänge auf den Goldfeldern Californiens drei Jahrhunderte später, nur daß es sich hier nicht um freie Arbeit, sondern nur den unerträglich harten Frondienst der von den unmenschlichen spanischen Eroberern geknechteten Eingeborenen handelt. . . . Neun Millionen Menschen, will man berechnen, seien in den Minen des Cerro de Potosi zu Grunde gegangen. Ungeheuere Reichthümer wurden in kürzester Zeit gewonnen. Alexander von Humboldt berechnet zu Anfang unseres Jahrhunderts den bisherigen Ertrag auf mehr als eine Milliarde Pesos, d. h. bedeutend über 4000 Millionen Mark. Binnen einem Jahrhundert wurde Potosi, von Karl V. zur Villa imperial, zur Kaiserstadt erhoben, trotz seiner trostlosen Lage mitten zwischen nacktem, ödem Trümmergestein oberhalb der Baumgrenze, mit einer Temperatur, die täglich zwischen Frost und Gluthitze schwankte, eine der glänzendsten Städte des spanischen Amerika, deren Straßen, voller prächtiger Kirchen, Klöster und Paläste, von 160000 Menschen bevölkert waren. Und doch war hier nicht gut wohnen. Die ganze Geschichte der Stadt im 16. und 17. Jahrhundert ist eine Reihenfolge wilder Kämpfe zwischen Einzelnen und Parteien, eine Greuel- und Blutthat folgt der andern, die Behörden sind machtlos oder selbst in die Parteikämpfe verwickelt. Der Reichthum ist wie gewonnen so zerronnen. Der Spielteufel fordert massenhafte Opfer. Schon sieben Jahre nach der Gründung zählte man 36, meist von „Damen" geleitete, mit dem höchsten Luxus ausgestattete Spielhöllen. Betrug und Schmuggel, fast offen betrieben, mußten die übermäßigen Abgaben an die Regierung des Mutterlandes und die hohen Geldsummen, welche die unerläßliche Bestechung der Beamten erforderte, wieder einbringen. Daß unter solchen Verhältnissen die wunderbarsten Schicksale und Abenteuer, die einem Europäer der Jetztzeit völlig märchenhaft erscheinen, an der Tagesordnung waren, ist kaum zu verwundern. Conzen berichtet uns eine ganze Reihe derselben als verbürgte Thatsachen, die eine romantischer und unglaublicher als die andere. Der Bergbau selbst war ein wahrer Raubbau der unverständigsten Art, der Proceß der Aus-

scheidung des Metalls aus den Erzen, den uns der Verfasser genau beschreibt, ein höchst roher und unzweckmäßiger. Jetzt gilt der obere und reichste Theil des Cerro als abgebaut. Die durch die Befreiungskriege emancipirten indianischen Eingeborenen weigern sich der schweren aufreibenden Minenarbeit, die Creolen wollen noch weniger davon wissen. Nur verkommenes Gesindel, Säufer und Spieler geben sich dazu her. Dazu kommt, daß die Erze in den tiefern Lagen ärmer sind und bei den stets sinkenden Silberpreisen die Arbeit kaum noch lohnen. So ist die Bevölkerung Potosis bereits von 160000 auf etwa 20000 herabgesunken. Der Verfasser geht in seinen Geschichten, die doch zusammen eine Art von Geschichte bilden, nicht über das 17. Jahrhundert hinaus. Allerdings ist damit nicht nur die Blütezeit, sondern auch die interessanteste Epoche für Potosi vorüber. Immerhin macht der kurz abgebrochene Schluß den Eindruck, als seien äußere Umstände dafür maßgebend gewesen.

— Sebastian Franck, einer der bedeutendsten unter jenen hervorragenden Schriftstellern, die so zahlreich in unserm Vaterlande aus der gärenden Geistesglut des Reformationszeitalters emportauchten, war jahrhundertelang fast in vollständige Vergessenheit versunken. Erst seit etwa einem Menschenalter haben gelehrte Forscher wie Hagen, Bischof, Erbkam, Gesche und Latendorf ihn aufs neue als Theologen, Historiker, Geographen und Sammler deutscher Sprichwörter ans Licht gezogen und seine hohe Bedeutung für die Geschichte des deutschen Schriftthums wie die der Wissenschaft seiner Zeit hervorgehoben. Das große gebildete Publikum aber steht ihm noch fremd und indifferent gegenüber. Deshalb ist es ein wirkliches Verdienst J. Löwenberg's in Berlin, uns in populärer Form mit dem Manne und seinem Hauptwerke: „Weltbuch, spiegel und bildtnus des gantzen Erdbodens .... wie vormals dergleichen nie in Teutsch aussgangen" bekannt gemacht zu haben in dem Heft 177 der neuen Serie der Virchow-Holtzendorff'schen Sammlung: „Das Weltbuch Sebastian Franck's, die erste allgemeine Geographie in deutscher Sprache" (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, 1893). Von Franck's äußerm Leben ist wenig bekannt. Sicher ist, daß er, 1501 in Donauwörth geboren, erst ein eifriger Anhänger Luther's, dann mit diesem wie mit der neuen Kirche gleich der alten zerfallen, als radicaler Schwärmer von dem schmalkaldener Kirchentage geächtet, als Flüchtling in verschiedenen Städten Süddeutschlands, zumal in Nürnberg gelebt hat. Seine Spur verliert sich gegen das Jahr 1545 in Basel. Er erscheint in seinen Schriften als ein Mann von scharfem, kritischem Verstande, ein entschiedener Feind alles Buchstaben- und Wunderglaubens, der der Bibel selbst als Menschenwerk keine unbedingte Autorität zugesteht; dabei aber zugleich als communistischer Schwärmer, der die Gütergemeinschaft der ersten Christengemeinden für den vollkommensten Zustand der Gesellschaft erklärt, wenn er gleich im Gegensatze zu den Wiedertäufern keinen gewaltsamen Bruch mit den bestehenden Verhältnissen will. Das „Weltbuch" ist thatsächlich eine Beschreibung der Erde nach dem damaligen Stande der Wissenschaft und den allerdings nicht durchaus maßgebenden Kenntnissen seines Verfassers. Von logischer Ordnung ist darin wenig die Rede. Die Länder Europas folgen einander im buntesten Durcheinander. Am längsten verweilt er natürlich bei Deutschland. Die Eigenart der verschiedenen deutschen Stämme charakterisirt er mit lakonischer Kürze nicht ohne einseitige Schärfe, während doch neben der rücksichtslosen Aufrichtigkeit seines Urtheils die zu Grunde liegende humane Gesinnung überall hindurchleuchtet, welche ihn alle Menschen, auch die Schwarzen Afrikas, als gleichberechtigte Kinder des einen Vaters betrachten läßt. Der letztgenannte Welttheil ist natürlich, mit Ausnahme Aegyptens, sehr stiefmütterlich behandelt; die Beschreibung der Neuen Welt wimmelt von Irrthümern, während wir von Asien ein wenigstens in seinen Umrissen im wesentlichen richtiges Bild erhalten. Löwenberg gibt uns den Inhalt des „Weltbuches" in kurzem Auszuge mit zahlreichen wohlgewählten Citaten. Am Schlusse vergleicht er das Buch mit der zehn Jahre später (1544), beiläufig in einem einen Viertelcentner schweren Bande, erschienenen „Kosmographie" Sebastian Münster's. Die letztgenannte Schrift ist das fleißige Sammelwerk eines Stubengelehrten, das Franck'sche ein Werk der Erkenntniß und Wissenschaft. Münster ist vorsichtig, farblos, conservativ; Franck kühn, rücksichtslos und so scharf in seinen Urtheilen, daß Luther von ihm sagte, er nähre sich mehr von Lästern und Schänden als von Essen und Trinken. Das Buch Münster's, zu seiner Zeit allgemein verbreitet, ist jetzt nur noch ein culturhistorisches Curiosum; Franck's „Weltbuch" fängt erst jetzt an, nach seinem wahren Werthe geschätzt zu werden.

— Sammlungen volksthümlicher Geistesproducte sind jederzeit willkommen; sie geben uns immer den besten Einblick in den Volksgeist und das Volksleben. Hierher gehört auch das Sprichwort, das uns in seiner kurzen, zuweilen drastischen Art und Weise oft einen viel tiefern Einblick in die Volksseele gewährt als die eingehendsten geographischen Schilderungen, denn hinter ihm steckt Ideenwelt und Sitte zugleich. Wir haben deshalb das Buch „Niederdeutsche Sprichwörter und volksthümliche Redensarten. Gesammelt und herausgegeben von R. Eckart" (Braunschweig, Appelhans u. Pfenningstorff, 1893) mit Freude begrüßt und haben um so mehr Grund dazu, als die Sammlung die ausführlichste ist, die wir bisjetzt besitzen. Gerade das niederdeutsche Sprichwort hat in seiner derben Form etwas Packendes, Urwüchsiges. Daraus erklärt es sich, daß z. B. Eichwald's „Niederdeutsche Sprichwörter und Redensarten" fünf (resp. vier) Auflagen erlebt haben, was für eine solche Sammlung geradezu ein großartiger Erfolg genannt werden muß. Auch nur seiner Beliebtheit verdankt es das niederdeutsche Sprichwort, daß es durch W. Schröder in der Reelam'schen „Universal-Bibliothek" Aufnahme gefunden hat. Das niederdeutsche Sprichwort ist der niederdeutsche Bauer wie er leibt und lebt. Was liegt z. B. für ein Ernst und bitterer Hohn in dem kurzen Wort: „Da danzt Bornholm hen." Oder wie drastisch sagt man von dem, der sich einen Korb geholt hat: „Ei, de Klêder sitten en um dem Lise, as oft se mit Schüsseln (Schaufeln) darum geschlagen." Ein ganzes Stück Sitte enthält das Wort: „To Winachten backt jedermann, to Ostre, wer da kann, to Pingste sölle (selten) man." Es verlohnte sich, einmal an der Hand solcher Sammlungen wie der vorliegenden den Volkscharakter zu schildern. Denn um ihn kennen zu lernen, beschäftigen wir uns ja in erster Linie mit der Volkskunde. — Ist etwas an dem vorliegenden Buche auszusetzen, so ist es der Umstand, daß die provinziellen Eigenthümlichkeiten weder inhaltlich noch formell geschieden sind. Doch hindert dies nicht, das Buch jedem warm zu empfehlen, der sich mit Volkskunde, besonders mit der niederdeutschen, und dem deutschen Sprichworte beschäftigt.

---

## Bibliographie.

Arnold, Fr., Eine neue Messiade. Berlin, Bibliographisches Bureau. 4 M.

Bleibtreu, K., Der russische Feldzug. 1812. Studie. Leipzig, W. Friedrich. 1893. 8. 3 M.

Heyer, F. Dr., Kurfürst Friedrich II. mit eisernem Zahn und die märkischen Städte. Mit 6 Vollbildern von Kunstmaler F. Schmidt. Leipzig, Geibel u. Brockhaus. 4 M. 50 Pf.

Rohdewald, W., Die Abtretung des Elsaß an Frankreich. Ein Beitrag zur Geschichte des westfälischen Friedens. Halle a/S., M. Niemeyer. Gr. 8. 2 M.

Rüttenauer, B., Unmoderne Geschichten. Heidelberg, G. Weiß. 3 M. 20 Pf.

Schleiden, R., Schleswig-Holstein im zweiten Kriegsjahr 1850—1851. (Erinnerungen eines Schleswig-Holsteiners, vierter Band.) Wiesbaden, J. F. Bergmann. 1893. ca. 8 M.

Schubin, O., Gebrochene Flügel. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 6 M.

Suttner, A. G. von, Der böse Geist. Roman. 2 Bde. Mannheim, J. Bensheimer. 8. 6 M.

Weithase, H., Geschichte des Weltpostvereines. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. 1893. 8. 2 M. 50 Pf.

Worte, Einige, über Raum und Zeit. Aus den Tagebüchern des Grafen Alexander Keyserling. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. 80 Pf.

# Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von **F. A. Brockhaus** in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.


Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Timbuktu.

Reise durch Marokko, die Sahara und den Sudan

ausgeführt im Auftrage der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland in den Jahren 1879 und 1880

von

**Oskar Lenz.**

Zweite unveränderte Auflage.

Zwei Bände. Mit 57 Abbildungen und 9 Karten. 8. Geh. 8 M. Geb. 11 M.

Nachdem Timbuktu, die altberühmte Handelsmetropole des Sudan, von den Franzosen besetzt worden ist, werden die Handelsbeziehungen Europas zu dem Theil Afrikas, der in Timbuktu sein Centrum hat, regere werden und ist genaue Kenntniss des Gebietes von hohem Werth. Die in vorliegendem Werke gebotene Schilderung der grossen Expedition des bekannten Afrikareisenden Dr. Oskar Lenz in jene Gegenden Nordwestafrikas wird daher von neuem auf besondere Theilnahme rechnen können, zumal diese zweite Auflage durch wesentlich billigern Preis (die erste Auflage kostete 24 M.) viel weitern Kreisen zugänglich gemacht wird.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Ueber den Polarkreis.

Von

**Th. von Bayer*.**

Mit 5 Abbildungen und 1 Karte.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.

Dieses Werk der den allerhöchsten Kreisen angehörenden Verfasserin schildert eine Reise nach dem nördlichen Norwegen und verbindet damit eine auf sorgfältigen Beobachtungen und Forschungen beruhende Darstellung von Land und Leuten.

Petermann's „Geographische Mittheilungen" schreiben darüber: „Wir kennen kein Buch, das Norwegen und besonders den Norden dieses Staates mit gleichem Geschick behandelt."

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Dante-Handbuch.

Einführung in das Studium des Lebens und der Schriften

Dante Alighieri's.

Von

**Dr. G. A. Scartazzini.**

8. Geh. 9 M. Geb. 10 M.

Der erste Danteforscher der Gegenwart bietet in diesem Werke eine für das grössere Publikum berechnete ausführliche und authentische Darstellung des Lebensganges und der Persönlichkeit Dante's, an welche er eine eingehende geistvolle Würdigung der Werke des Dichters, insbesondere der „Göttlichen Komödie", anschliesst. Die Fülle des beigebrachten neuen Materials macht das „Dante-Handbuch" allen Dantekennern unentbehrlich, die populäre Darstellung gestaltet es aber auch zugleich zu einem sichern Führer für alle diejenigen, welche sich über den Dichter und seine Werke näher unterrichten wollen.

Das Werk ist bereits ins Englische übersetzt worden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Aegypten.

Forschungen über Land und Volk während eines zehnjährigen Aufenthalts.

Von

**Alfred von Kremer.**

Nebst einer Karte von Aegypten.

Erster Theil. Physische Geographie. Ethnographie. Agricultur.
Zweiter Theil. Staatswesen. Handel. Oeffentliche Arbeiten. Volksbildung.

8. Geh. 10 M. Geb. 12 M.

Der als gründlicher Kenner des Orients bekannte gelehrte Verfasser gibt in dem obigen Werke eine klare, vorurtheilsfreie, sachkundige Darstellung von Land und Volk Aegyptens mit Berücksichtigung seiner vieltausendjährigen geschichtlichen Entwickelung und seiner reichen natürlichen Hilfsmittel.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Das Ureigenthum.

Von

**Emile de Laveleye.**

Autorisirte deutsche Ausgabe,
herausgegeben und vervollständigt
von

**Dr. Karl Bücher.**

8. Geh. 10 M.

Das epochemachende Laveleye'sche Werk „De la propriété et de ses formes primitives" ist in dieser deutschen Ausgabe von dem Bearbeiter derselben unter Mitwirkung des Verfassers zu einer umfassenden Geschichte der primitiven Grundeigenthumsformen erweitert worden. Namentlich hat Dr. Bücher mehrere für Deutschland wichtige Abschnitte, wie den über die Allmenden, ganz neu hinzugefügt. Für die Beurtheilung unserer heutigen agrarischen, wirthschaftlichen und socialpolitischen Fragen sind dadurch eine Menge neuer Gesichtspunkte gewonnen, welche dem Werke ein weit über die unmittelbaren Fachkreise hinausreichendes Interesse verleihen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Deutsche Liebe.

Aus den Papieren eines Fremdlings.

Herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet
von

**Max Müller.**

Neunte Auflage.

8. Geh. 3 M. Geb. m. G. 4 M.



Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 19. — 10. Mai 1894.



Inhalt: Der Einzug der modernen Kunst. Von Ernst Lehmann. — Neues über Jean Paul. Von Paul Nerrlich. — Zur deutschen Geistesgeschichte. Von Adalbert Schroeter. — Geschichtliche Romane. Von Edmund Lange. — Aus Hamerling's Nachlaß. Von Anton Schlossar. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.


## Der Einzug der modernen Kunst.

Leicht ist's, Freund, die Fehler zu seh'n in der Schale des Kunstwerks;
Schwierig, die Schönheit des Kerns dankbar genießend empfahn.
Jenes erfordert ein Bischen Verstand, und das ist nicht selten;
Dieses gebildeten Geist, ach, und wo findest du den?

Arthur Fitger.

Schöpferische Geister wirken auf die Menge wie elementare Naturgewalten: einzelne aufeinanderfolgende Impulse und Ideen durchdringen allmählich Schicht um Schicht und gewöhnen die Gemüther beinahe unbewußt an die neue Wandlung; überraschen sie aber in Menge vereint, so wirken sie wie ein Blitz aus heiterm Himmel und erzeugen Sturm und brausende Gährung. Jene stille Arbeit vollzieht sich naturgemäß in denen, die, Blatt um Blatt genießend, in beständiger Fühlung mit der Kunst geblieben sind, während unter dem plötzlichen Hereinbrechen des Neuen die große Menge zu leiden hat, die weder Beruf noch Neigung dazu treibt, sich näher mit der Kunst zu befreunden. Da aber die Kunst für Alle da ist und sich Niemand des guten Rechtes mitzureden entäußern will, so sind die gewaltsamen Folgen unabwendbar, wenn ein bahnbrechender Künstler, der ganz auf eigenen Füßen steht, mit einem male sein ganzes künstlerisches Können und Fühlen der Menge offenbart.

Wir verzichten hier darauf, die verschiedenen seelischen Vorgänge zu zergliedern, die sich unter dem Eindrucke des Neuen in Wort und Mienen abspielen, von der völligen Verblüfftheit bis zum Durchbruch des ersten Verständnißfunkens. Wir brauchen auch nicht auf die bekannte Gruppe in Rafael's Schule von Athen hinzuweisen, um verstanden zu werden: haben wir doch alle selbst den Befreiungskampf der modernen Kunst mit erlebt, den Einzug des Naturalismus und Impressionismus. Wie zu allen Zeiten, in denen neue Ideen geboren wurden, die sich anfangs nur in kindlichem Lallen verständlich machen konnten, fehlte es nicht an Verständnißlosen und Verstockten, die die neuen Naturlaute nicht zu deuten wußten oder sie mit Hohn und Spott begrüßten. Wer erinnert sich nicht des Aufruhrs, den die Ausstellung „realistischer" Kunstwerke oder gar der Erzeugnisse des Pleinairs in den meisten Gemüthern hervorrief? Es war wieder das alte Märchen vom häßlichen Entlein.

Am höchsten aber gingen die Wogen, als Max Klinger, der gedankentiefste unserer Neuidealisten, seine Werke vor den Augen der Welt ausbreitete. Noch hören wir das Stimmengewirr in den sonst so stillen Ausstellungsräumen, sehen die heftigen Geberden, die sich vor jedem Bilde wiederholten, und vernehmen den Schrei der Entrüstung, — oft das erste Zeichen des beginnenden innern „Häutungsprocesses". Gar mancher erneuert den Besuch, und die Wandlung vollzieht sich in ihm geräuschlos und ungesehen, er fängt an zu genießen: die scheinbar schrillen Dissonanzen haben sich in mächtige Harmonien aufgelöst.

So schmerzlos und selbstthätig geht die Krisis indeß nur bei wenigen vorüber. Das Verständniß für Vorläufer wachzurufen, die in neue Bahnen lenken, ist nie eine leichte Aufgabe gewesen, und wenn man erwidert, daß es ja in der modernen Kunst meist unser eigenes Schauen, Fühlen und Denken ist, was uns im Bilde entgegentritt, so vergißt man, daß uns allen — die Antike noch in den Gliedern steckt. Seit sich Goethe von Winckelmann in Fesseln schlagen ließ, seit sich der Ausspruch des größten deutschen Dichters „Es sind's die Griechen" in die Gemüther eingrub, hat sich der vielgestaltige Schönheitsbegriff zu einem medusenhaft unbeweglichen versteinert, aus dessen Banne sich der Freund der Alten nicht loszureißen vermag. Aufgerüttelt durch die Stöße der draußen in der Welt der modernen Kunst vor sich gehenden Umwälzung fragt er verwundert: Sind sie nicht längst festgestellt die einzigen und ewigen Gesetze der Schönheit? — und wendet sich wieder den alten Göttern zu.

Unterdessen hat sich aber auf dem Gebiete der Kunst in allen cultivirten Ländern, auch den fernsten Osten — die Japaner — nicht ausgenommen, und zwar in jeder

Nation selbständig für sich, jene Wandlung vollzogen, deren Entwickelungsstufen sich klar voneinander sondern lassen, und als deren letzte sich der „Neuidealismus" entpuppte. Und diesem jüngsten Ausläufer war es vorbehalten, den meisten der Schauenden zum Bewußtsein zu bringen: Hier schlummert Großes und Gewaltiges, wenn auch in verborgenen, hier und da noch nicht abgeklärten Tiefen. Und die Ehrlichen unter denen, die sich mehr abgestoßen als hingezogen fühlten, gestanden wenigstens, daß die Eindrücke so mächtig und nachhaltig seien, daß sie sie nur schwer zu bannen vermöchten.

Die Ausstellung der Klinger'schen Schöpfungen wirkte auf die Geister wie ein heilkräftiges Bad, dem auch glücklicherweise die den Erfolg sichernde Nachcur nicht fehlte. Kurz vor Thorschluß erschien die letzte Lieferung von Richard Muther's „Geschichte der Malerei im 19. Jahrhundert". *) Sie endigte mit Klinger und Greiner, mit Klinger, dem Künstler, Dichter und Denker zugleich, dem sich höchstens ein Félicien Rops an die Seite stellen darf, und mit Greiner, der als erster in Deutschland die Lithographie als wirksames Ausdrucksmittel der Phantasie zu handhaben versteht. Wohl war in vereinzelten Aufsätzen und Vorträgen auf die Bedeutung der neuen Strömung hingewiesen worden, aber die Worte übten nur in kleinem Kreise weniger Kunstsinniger ihre Wirkung. Der Fernerstehende begehrt meist eingehende Erklärung und packende Schilderung, fordert sichtbare Zeichen für das neue Wunder. Für ihn war das Erscheinen des Muther'schen Werkes eine wahre Erlösung aus Zweifels Qualen, die in ihm durch die Unsicherheit selbst des fachmännischen Urtheils noch erhöht worden waren. Auf das Einzelne kam es hierbei weniger an: wird hier und da der Ton der Begeisterung für das Neue etwas zu hoch genommen, läuft auch einmal eine schiefe Deutung mit unter — was bei dem erstmaligen Erscheinen eines dickleibigen Werkes unvermeidlich erscheint —, ist dem Verfasser auch das Gesetzmäßige in der Entwickelung der Kunst — wie merkwürdigerweise manchem Physiker im Walten der Naturkräfte — noch nicht in voller Klarheit aufgegangen: wenn nur der Gang der Bewegung im Großen, die Entwickelung der Kunst in ihrem ganzen Verlaufe deutlich hervortritt und die Einzelerscheinungen ungezwungen in sich aufnimmt.

Die alte Forderung übersichtlicher Ordnung und Begründung ist bei Muther so glücklich innegehalten, daß der kunstliebende Laie, der sich durch die Betrachtung von Kunstwerken und deren Nachbildungen fast mühelos die nöthigsten Eindrücke mitsammt den wichtigsten Künstlernamen erworben hat, gar bald erkennt, daß auch die Kunst des 19. Jahrhunderts wie die jeder frühern Periode ihr eigenes Gewand hat, „wenn sie auch bei officiellen Gelegenheiten gern die Prunktoilette früherer Jahrhunderte hervorholte". Noch heute wird manchen ein solcher Ausspruch wie eine kunstgeschichtliche Fälschung anmuthen, wenn er sich der „bestehenden Stillosigkeit" und der „tollen Erzeugnisse" erinnert, „die sich für Herolde einer neuen Kunstära ausgaben".

Muther hat die Quellen aufgedeckt, die die Verbindungen der einzelnen Strömungen untereinander herstellen; er hat aber auch die Spreu vom Weizen gesondert und jedem den ihm zukommenden Platz angewiesen; manche Größe von eingebildetem Werthe ist von ihrem Sockel herabgestiegen, und große schöpferische Eigennaturen von oft unbekannten Namen, sind an ihre Stelle getreten. Neue Aussichten öffnen sich dem geistigen Auge des Lesers; er erkennt den Zusammenhang des scheinbar Regellosen und die wechselseitige Berührung der verschiedenen Völker in ihren künstlerischen Bestrebungen. Die einfache eigenartige Gliederung des gewaltigen Stoffes sichert ein schnelles Eindringen in das Verständniß des vielseitigen Werkes. Besonders klar treten Plan und Ziel der Arbeit in dem ersten der zur Uebersicht dienenden Aufsätze (Tradition und Freiheit) hervor.

Unser Jahrhundert hat eine doppelte Aufgabe: die Kunst überhaupt zurückzuerobern und neue Kunst zu schaffen. Eine eingehende Durchforschung des vom 18. Jahrhundert überkommenen Vermächtnisses führt zu dem Ergebnisse, daß an die Stelle des vom Cinquecento Ueberlieferten in ganz Europa jene schlichte Kunst getreten ist, auf die schon Dürer, die Kleinmeister und die Holländer hingewiesen hatten. Der Einfluß der Antike am Ende des 18. Jahrhunderts erzeugte eine unnatürliche Rückwärtsbewegung, die in Deutschland, Frankreich, Holland und Italien zu gleicher Zeit begann. Der Einfluß der Aesthetik und der Gemäldegalerien, sowie die romantische Stimmung des Zeitalters treiben Nazarener und Romantiker zur Flucht in die Vergangenheit. Hendrik Leys, Ernest Meissonier und Adolf Menzel werden die Vermittler zwischen Vergangenheit und modernem Leben, zwischen der edeln Kunst der ersten Hälfte und der intimen Kunst der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Der erste Band schließt bezeichnend mit Menzel's Vignette: „Wann wird der Genius erwachen?"

Die Eroberung des Modernen wird von den Zeichnern begonnen, die zuerst das Leben ihrer Zeit in den Bereich der Kunst hereinziehen. Die Genremaler folgen, wenn sie sich auch unter dem Einflusse der herrschenden Geschichtsmalerei anfangs darauf beschränken, Geschichten zu erzählen (die Dorfnovellen Defregger's, die Fabrikgeschichten Bokelmann's). Unter dem Zutritt der Landschaftsmaler (Paysage intime) wird die Anekdotenmalerei zur Malerei (Millet, Madox Brown, Lenbach).

Nur in der Farbenanschauung befreien die Naturalisten die Kunst noch nicht vom Banne der Vergangenheit. Diese That vollbrachte Edouard Manet, der Vater des Impressionismus. Der geschichtlich denkwürdige Moment, in dem Manet das Kellerlicht mit dem Tageslicht vertauschte, „als er die Sonne und das feine Fluidum der Atmosphäre

*) Geschichte der Malerei des 19. Jahrhunderts von Richard Muther. Drei Bände. Mit 1177 Abbildungen. München, Hirth. Gr. 8. 40 M.

entdeckte", fällt in die Zeit vor der Kriegserklärung 1870. Er befand sich bei seinem Freunde de Nittis auf dem Lande in der Umgegend von Paris und arbeitete dort wie zu Haus, aber sein Atelier war hier der Park. Eines Tages setzte er sich ins volle Sonnenlicht, stellte seine Modelle zwischen die Blumen des Rasens und fing an zu malen. Das Ergebniß war das Bild „Der Garten", das sich noch heute im Besitze der Frau de Nittis befindet. Die junge Gattin des italienischen Malers ruht in einem Fauteuil zwischen ihrem Mann, der auf dem Rasen liegt und ihrem in der Wiege schlafenden Kinde. Jede Blume steht frisch und grell auf der duftigen Wiese. Das Grün der Rasenflächen leuchtet, alle Dinge sind in weicher, heller Atmosphäre gebadet; auf den gelben Kiesweg werfen die Blätter der Bäume ihre blauen Schatten: Das Pleinair hielt seinen Einzug in die Malerei. „Fiat lux!" lautet die Ueberschrift des letzten Aufsatzes im zweiten Bande.

Der dritte Band endlich hält Heerschau über die Maler des Lebens bei allen Nationen. Man erkennt, die Weiterentwickelung der modernen Kunst vollzieht sich mehr auf germanischem als auf französischem Boden. Die pariser Weltausstellung von 1878 gibt den Anstoß zu den letzten Umwandlungen in der Handhabung des Pleinairs. Den Schluß des Ganzen bildet die Gruppe der Neuidealisten. Nachdem der Naturalismus gelehrt, die Eindrücke der äußern Wirklichkeit selbständig zu verarbeiten, gehen einige dazu über, auch den Eindrücken des eigenen Innern in freischöpferischer und von den alten Meistern unabhängiger Weise Gestalt zu geben. Unter jenen fesseln namentlich Rossetti und Watts, neben denen sich Tadema und Leighton wie brave Handwerker ausnehmen; unter diesen beschäftigen uns am ernstesten Whistler und die Schotten, Besnard, „unter den Anbetern des Lichts wol der raffinirteste Poet, ein Luminist, dem keine Töne zu hoch sind, um mit ihnen auf den Fasern der Seele zu spielen", und bei uns selbstverständlich Arnold Böcklin, Fritz von Uhde und Max Klinger, dessen Widmungsblatt „Menzel" die letzte Seite des Werkes schmückt, — zur Warnung, daß die Phantasie in ihrer überirdischen Wolkenhöhe nicht den Boden unter den Füßen verliere.

In Muther ist der modernen Kunst ein Verfechter erstanden, wie wir ihn nicht besser wünschen können: wir finden in ihm feines Verständniß mit vollständiger Herrschaft über den Stoff vereinigt, die wiederum nur durch gediegene Gelehrsamkeit und außergewöhnliche Belesenheit erreichbar ist. Nicht zu unterschätzen ist die oft geradezu entzückende Darstellung, die ihn bei der fesselnden Schilderung der einzelnen Kunstwerke begleitet, und die ihn meist auch da nicht verläßt, wenn er die Entwickelung der modernen Malerei darlegt und das Verständniß für das Werden einer Künstlerseele zu erschließen sucht.

So sehr Muther von Fachgenossen im einzelnen angegriffen werden wird, — die strittigen Punkte sind für weitere Kreise wol nur von untergeordneter Bedeutung, und in den meisten Fällen wird er muthmaßlich recht behalten, — er ist und bleibt der Erste, der die große Bewegung auf dem Gebiete der Kunst in unserm Jahrhundert mit dem Auge des modernen Menschen betrachtet und alles, was, wie Cultur und Literatur, die Entwickelung der Kunst beeinflußt, mit dem Blicke des Historikers heranzieht und seine Folgerungen auf feste Stützen hebt. Auch die nicht durchaus gleichmäßige Behandlung der einzelnen Abschnitte dürfen dem Verfasser eines rasch vom Herzen heruntergeschriebenen Werkes nicht zu hoch angerechnet werden; der aufmerksame Leser fühlt heraus: Muther selbst wächst mit seinem Werke. Das Buch ist ein „Kunstwerk", das, wie er selbst sagt, im Urtheil über das Einzelne nicht immer objective Gültigkeit in Anspruch nimmt. Wie es das Kunstwerk mit Zola als „ein Stück Natur, gesehen durch ein Temperament" faßt, so will es auch vorläufig nicht mehr geben als ein Stück Kunstgeschichte, gesehen durch ein Temperament.

Noch eins darf nicht verschwiegen werden: Muther ist auch ein Hutten auf seinem Gebiete, der das, was viele in der Stille fühlen und denken, vor aller Welt laut und offenkundig werden läßt: er räumt gründlich auf mit alten Vorurtheilen und festgewurzelten Meinungen und verhilft dem Verdienste zu Recht und Krone: „Oft adelt er, was uns gemein erschien, und das Geschätzte wird vor ihm zu nichts."

Ernst Lehmann.

---

# Neues über Jean Paul.

Ueber „Jean Paul und seine Bedeutung für die Gegenwart" zu schreiben, gehört zu den schwierigsten Aufgaben: sie kann nur nach gründlichem, vielseitigem Studium und nur von einem Schriftsteller befriedigend gelöst werden, der mit der Begeisterung für seinen Helden vor allem gereiftes, abgeklärtes Urtheil vereinigt. Wenn uns nun Dr. Josef Müller unmittelbar nach Erscheinen seiner Doctordissertation in einem umfangreichen Buche*) den Versuch einer Lösung dieser Aufgabe bietet, so fehlt ihm zunächst nicht die von uns gewünschte Vielseitigkeit, denn er citirt nicht nur Pindar, Euripides, Aristoteles und Augustin nach dem Urtexte, sondern ist auch in den Schriften von Dühring, Hartmann, Lindau, Ibsen, Dostojewsky, Hellenbach, und wie sie alle heißen, bewandert. Auf correcten Druck zwar und guten Stil legt er nicht besonderes Gewicht. So gewahren wir neben andern falsch geschriebenen Namen „Franke und Gedike", „Winkelmann" sogar zweimal; ob freilich auch das ebenfalls

*) Jean Paul und seine Bedeutung für die Gegenwart. Von Dr. Josef Müller. München, Dr. H. Lüneburg. 1894. 9 M.

zweimal sich findende „der Markgraf des Kometen" statt „Nikolaus Marggraf" auf Rechnung des Druckers zu setzen ist, darüber ließe sich streiten; als Stilproben endlich mögen dienen das wiederholt erscheinende „diesbezüglich", „vergessen auf" oder Wendungen wie: „niemand konnte ihm imponiren als moralisch"; „er nahm dieselbe Rolle ein, wie etwa Justizrath (!) Koerner gegen Schiller". Doch für diese nicht allzu schwer ins Gewicht fallenden Mängel sucht uns der Verfasser zuvörderst durch die Originalität, mit welcher er über einzelne der Geschichte angehörende Männer sein Votum abgibt, zu entschädigen. Macchiavelli wird in einem Athem mit — Danton und Richard III. genannt und erhält die Censur, er habe gleich diesen „doch Charakter, wenn auch einen schlechten"; Spinoza wird uns als „der Amsterdamer Jude" vorgestellt, dessen Lehre, „die elendeste Form religiösen Empfindens, heutzutage immer noch in verschwommenen Köpfen spukt", Schleiermacher als „Oberhofprediger von Berlin und Verehrer von Jüdinnen". David Strauß bietet uns dem Herrn Doctor zufolge „den herzlosesten, von tiefster Menschenverachtung zeugenden Epikureismus, bar jedes ethischen Motivs"; Gervinus „der Typus der kritischen Aasgeier", ist „ein negativer Kopf, der für die tiefempfundenen Schöpfungen des Mittelalters nur Hohn und Spott hat"; Darwin endlich erscheint neben Zola, Strousberg und Herz als Repräsentant unserer Zeit. Von Jean Paul's Zeitgenossen hat Hamann Verwandtes mit Nietzsche, gleichwie er gehört auch Herder „einem absterbenden Ideenkreise" an; Goethe wird bedauert, daß sich bei ihm das Humane vom Christlichen losgerissen habe, und daß „seiner Stimmung zu sehr der Ernst des Gewissens fehle, um die tiefere versöhnende Seelenruhe zu finden". Hinsichtlich Schiller's erscheint es Herrn Dr. Müller zweifelhaft, „ob wir das poetische oder das philosophische Fach als seine Hauptdomäne ansehen sollen"; Pestalozzi war „bekanntlich" von der „ausschweifenden Idee" besessen, „die Erziehung mechanisiren zu wollen"; Heine endlich gehört neben Lenz und Bürger zu den „passiven Genies", welche „mit mehr empfangender als schaffender Phantasie" ausgerüstet sind.

Begeben wir uns nun aus dem Vorhofe ins Allerheiligste, so stoßen wir zunächst auf eine biographische Skizze, von der beim besten Willen nichts weiter zu melden ist, als daß der Jugendzeit Jean Paul's, bis zum ersten Romane hin, vier mit Allbekanntem angefüllte Seiten gewidmet sind, dem ganzen übrigen, reichhaltigen und zum Theil bewegten Leben dagegen eine einzige Seite. Den eigentlichen Kern des Buches bildet eine nach bestimmten Gesichtspunkten geordnete Aneinanderreihung von Auszügen und Citaten aus Jean Paul's Schriften und Briefen, untermischt mit Betrachtungen und Ausfällen im Stile der oben angeführten. Herr Dr. Müller findet es für gut, Jean Paul dem Philosophen noch Jean Paul den Moralphilosophen und Jean Paul den Kunstphilosophen zu coordiniren; seine Bedeutung als Dichter wird erst ganz zuletzt und auf wenigen Seiten erörtert. Unter der Ueberschrift „Der Cynismus Jean Paul's" wird nicht nur von seinem Stil gehandelt, sondern auch von seiner Mutter, seinem Familienleben und seiner Vorliebe für einzelne Thiere; indem der Verfasser ebenda drei Perioden seines Humors unterscheidet, ignorirt er nicht nur Vischer's abschließende Untersuchungen, sondern gerade die wichtigsten humoristischen Romane und Charaktere Jean Paul's. Sein Versuch, die lieblosen Briefe des Dichters an die Mutter zu rechtfertigen, ist ebenso verfehlt wie die Bemerkungen über die bereits von Herder charakterisirte Wortbrüchigkeit Karolinen von Feuchtersleben gegenüber; völlig confus endlich sind die weitschweifigen Erörterungen über Jean Paul's Art zu lieben überhaupt.

Diesen und andern Leistungen gegenüber kommen Thatsachen, wie die, daß der Verfasser Emilie von Berlepsch mit Jean Paul verlobt gewesen sein läßt, weniger in Betracht; ebenhierher gehört, daß er den Spitzius Hofmann der Hundspostage in einen Hund verwandelt, welchen der Dichter wirklich besessen habe und uns sogar die Geschichte jenes Namens erzählt, daß er berichtet, Goethe's Werther sei dem Dichter „durchaus zuwider" gewesen, daß er endlich als „bekannt" ausgibt, Jean Paul sei „vor lauter Gewissenhaftigkeit, Zeit zu vergeuden, zeitlebens nicht zu der immer (!) in Aussicht genommenen Reise nach Italien" gekommen. Ausschlaggebend jedoch für den Werth des Buches sind die der Philosophie und Religion Jean Paul's gewidmeten Abschnitte, sowie die zusammenfassende Schlußbetrachtung, denn hier belehrt der Verfasser die Gegenwart über das, was ihr noththut, und inwiefern sie zu Jean Paul als ihrem Leitstern emporzublicken habe.

Wenn Vischer nach dem Vorgange unserer classischen Dichter und Denker erklärt, das Christenthum habe die Welt in zwei getrennte Hälften getheilt, und wenn er hieraus den Doppelcharakter Jean Paul's ableitet, so sieht Müller hierin nichts weiter als den Beweis, daß „Kenntniß der christlichen Religion längst aufgehört hat, zu den Erfordernissen eines Gebildeten zu gehören". Schon der Jude Lassalle, fährt er fort, habe „einen Denker" wie Julian Schmidt belehrt, daß „der Katholicismus zu seinem Princip die Einheit des ideellen Moments und der Wirklichkeit" habe; einige Seiten später beruft er sich zum Beweise dessen, daß das Christenthum „seinem innersten Kern nach Religion der „Freude" sei, auf das Wort „Evangelium", welches ja „Freudenbotschaft" bezeichne, sowie auf Drummond's Ausspruch: „Ein Christ hat sich zu entschuldigen, wenn er trübsinnig ist", endlich auf Walther von der Vogelweide, welcher ja gesagt habe, „niemand taugt ohne Freude". Nun berichtet zwar Müller selbst, daß Jean Paul sich nach einer neuen Religion gesehnt habe, für welche die bisherigen nur Vorstufen seien, und er sieht in dieser Sehnsucht ein heroisches Ringen, allein dies hindert ihn nicht, am Ende des Buches eben dieses Suchen für „abgeschmackt" zu erklären. „Nur Gott", heißt es weiter, „bringt Religion . .; den Menschen die Kraft

geben, Religion zu schaffen, heißt den Begriff Gottes zerstören". „Religionen werden nicht geschaffen, sondern geoffenbart." Und so wird denn von dieser hohen Warte aus auch der Bannstrahl gegen die erhabenste Schöpfung des deutschen Geistes, gegen die idealistische Philosophie geschleudert. Wol gewahrt Herr Müller „etwas Imponirendes in diesem gigantischen Ideengang", immerhin aber war es „ein eigentlich wahnwitziger Gedanke", der die Geister ein halbes Jahrhundert lang gefangen hielt. Zwar sah dieser Idealismus, so versichert der Kundige, das Concret-Wirkliche nur als Abfall von der Idee an, doch die innere Verwandtschaft mit dem entgegengesetzten Extrem, dem Naturalismus, welcher nur „handfeste sinnliche Wirklichkeit" kennt, liegt ihm auf der Hand. „Keine selbständige Geistigkeit!" ruft er aus, „ist beiderseits die Parole. Nur scheinbar ist der Idealismus ein Triumph des Geistes. In der Auflösung des seelischen Organismus wie der organischen Gesammtmächte (Staat, Kirche, Corporationen) in schemenhaften Begriffsformen ... sind beide Richtungen völlig gleichbedeutend und gleich radical. Beiderseits Leugnung der Freiheit des Geistes ... beiderseits Haß gegen alle Transscendenz, besonders gegen die religiöse Idee." Seinen eigenen Standpunkt fixirt schließlich der Verfasser mit den Worten: „Nach der gänzlichen Ohnmacht, dem völligen Fiasco des Monismus in beiderlei Gestalten ist es Zeit, zur dualistischen Betrachtungsweise zurückzukehren." Nun hatte er zwar, wie wir vorher erwähnten, sich gerade deswegen gegen Vischer erhoben, weil dieser im Christenthum, über das ja nicht hinauszugehen sei, Dualismus gesehen hatte, doch diese Polemik findet sich im Anfange des Buches, der Dualismus dagegen wird in der Schlußbetrachtung gepriesen, man könnte also immerhin sagen: „Die Entwickelungsfähigkeit des jugendlichen Verfassers ist so gewaltig, daß er sogar während der Abfassung seines Buches den Standpunkt geändert hat." Leider wird uns jedoch auch diese Erklärungsweise geraubt, denn wenige Seiten nur, nachdem die dualistische Betrachtungsweise als die einzig mögliche gefeiert worden ist, lesen wir: „Religion ist vor allem Einheit.... Es muß vor allem mit dem Wahn gebrochen werden, als wenn im Menschen zwei getrennte Welten ruhig nebeneinander lägen."

Ich muß es mir versagen, was ich sonst noch gegen das Buch vorzubringen hätte, hier anzuführen; ebenso verzichte ich darauf, auch nur ein Wort auf die Polemik, mit welcher der Autor mich selbst beehrt hat, und insbesondere auf die Art, in welcher er meines Buches „Jean Paul und seine Zeitgenossen" gedenkt, zu erwidern. Das Bisherige dürfte ja auch zur Orientirung genügen, und wir würden auch hierbei nicht so ausführlich gewesen sein, wenn sich Herr Müller nicht auf einige immerhin eines gewissen Einflusses sich erfreuende Hintermänner stützte. Vorläufig freilich werden selbst diese Gott bitten, er möge sie vor derartigen Freunden bewahren, doch es scheint uns nicht ausgeschlossen, daß Herr Müller ihnen dereinst, wenn sein gegenwärtiges Wissen und Können durch anderweitige Studien und Erfahrungen ergänzt und berichtigt sein wird, so mancherlei Dienste erweisen dürfte. Paul Nerrlich.

# Zur deutschen Geistesgeschichte.

1. Marie Nathusius. Ein Lebensbild. In neuer Darstellung von E. G. Mit einem Vorwort von Professor M. von Nathusius. Mit Porträt. Gotha, F. A. Perthes. 1894. 8. 4 M.

Es ist die Geschichte eines seltenen Frauenlebens, die hier, von geschickter Feder entworfen, eine Lücke der deutschen Biographie füllt. Die Tage freilich, in denen es blühte, sind dahin, und das Trostwort: ihre Werke folgen ihnen nach, hat hier gemessene Kraft. Denn die Wirkung der Schriftstellerin Marie Nathusius blieb an eine ganz bestimmte Strömung unseres Geisteslebens gebunden und verlor um so mehr an Geltung, je mehr jene sich verlief. Heute ist der Name kaum mehr als eine verklungene Größe, und selbst die Stillen im Lande, denen er einst leuchtete, träumen und wirken heute unter andersartigen Sternen. Dadurch verliert indessen die Biographie an sich nicht an Gehalt und ausstrahlendem Lichte. Denn es ist überhaupt in geringerm Grade die Schriftstellerin, deren Wesen und Schaffen hier eine eingehende erschöpfende Darstellung fände, als vielmehr das Leben und Walten eines außerordentlichen Weibes, das in mildem Glanze an uns vorüberzieht. So bildet die Biographie mehr einen erfreulichen Beitrag zur Geschichte des deutschen Hausfrauenthums als zum Entwickelungsgange unserer weiblichen Schriftstellerei. Der Boden, in dem dieses Leben wurzelt, ist das niederdeutsche Flachland, im engern die Landschaft Magdeburg; die Atmosphäre, in der es sich entfaltet, ist jener platte Pietismus, der unter der Gemahlin Friedrich Wilhelm's IV., der Königin Elisabeth, die preußische Landeskirche oberflächlich und sehr vorübergehend künstlich erwärmte. Und ein Theil der Gemeinde der Schriftstellerin Marie Nathusius bildete sich aus Elementen, die sich an diesem Lichte sonnten, ohne es zum höhern Heile des deutschen Lebens in sich zu verdichten und fortzupflanzen. Die Lektüre war Ton geworden und zum modischen Laienbrevier der pünktlichen Kirchgängerin. Die Schuld trug nicht die Schriftstellerin, denn sie meinte es ehrlich, und was sie gab, war Sein von ihrem Sein. Die Schuld traf die Clique, wenn der Name der Dichterin einen Beischmack von deren schalem Wasserfuppenthum erhielt. Die geringe Lebensfähigkeit

freilich, welche die Dichtungen der vortrefflichen Frau so früher Vergessenheit übergab, wird zugleich für ihre schriftstellerische Raugart charakteristisch; ihr Gesichtskreis blieb zu eng begrenzt durch Zeit und Scholle, um sich zu höherer Unbedingtheit zu erweitern, und das Zeichen, unter dem die Dichterin wirkte, ließ ihr Menschheit und Menschenthum in der Ausschließlichkeit erscheinen, mit welcher sich die oben erwähnte kirchliche Richtung gegen alles Transscendente abzirkte, um mit gemachtem Marienblick sich um so intensiver in das officielle Gesangbuch zu vertiefen. An den Rockschößen Marie Nathusius' hingen sie und weinten Freudenthränen über die Gottseligkeit ihrer dichterischen Geschöpfe. Alle correcte weibliche Pastoralität lachte und weinte im Herrn mit der Pastorentochter von Calbe. Doch, wie gesagt, nicht die Schriftstellerin ist es, die in vorliegendem Buche gewürdigt wird, — die Biographin hätte dazu auch kaum die erforderliche Schule — sondern es ist das deutsche Weib, welches in seinem hochbegnadeten Mutterthum und all seiner seltenen Hausfrauenherrlichkeit aus dem Rahmen der Geschichte ihres Lebens Achtung, ja Verehrung gebietend vor uns tritt. Das Buch bedeutet einen neuen Ehrenkranz im Museum der Geschichte des deutschen Pfarrhauses. Das Pfund, das Marie Scheele im Aelternhause anvertraut wurde, Marie Nathusius hat in echt christlichem Geiste damit geschaltet und es gemehrt als echte wahre Haushälterin. Die Schöpfungen, die ihres Mannes Namen in die Welt trugen, bis ihn der Adelsbrief krönte, sind undenkbar ohne ihr hausfrauliches Mitwirken. „Althaldensleben und Neinstädt" verkünden ihren Namen fernen Geschlechtern, die von „Langenstein und Boblingen", über welche fromme Pensionärinnen einst herfielen wie die Tauben über die Erbsen, nichts mehr wissen werden. Aus dem lustigen Pfarrhaus an der Saale an die Seite eines ernsten Mannes verpflanzt, dessen reiche Habe seine philanthropen Pläne wol äußerlich begünstigte, ist sie ihm eine aufopfernde Gefährtin und Gehülfin bei der Ausführung seiner hohen Entwürfe geworden und geblieben, und das leichtblütige Pastorenkind hat über ihrer weitausgreifenden Aufgabe wol nie die echte Herzensfreudigkeit verloren, aber doch die Schwere ihres Berufes mit hoher Kraft erfaßt und mit aller Aufopferung und Selbstverleugnung der Christin die Kämpfe, die er im Gefolge hatte, auf sich genommen und bestanden. Ihr Walten in der Mutterstube vor allem soll für alle Zeit als leuchtendes Beispiel für deutsche Frauen gelten, die vor das schwere Amt gestellt werden, über das Haus hinaus zu wirken durch eine ungewöhnliche Doppelnatur. Marie Nathusius, das ist ihr schönster Ruhm, ist dieser ihrer reichen Doppelnatur herrlich gerecht geworden: was ihr die Dichterin gewann, hat die Hausfrau nicht verloren; sie war keine von den femmes savantes, die über dem gefährlichen Dilemma Schiffbruch in ihrem eigensten Selbst leiden und um ein paar kahler wesenloser Lorberblätter willen die weibliche Krone der Mutter und Hausfrau verschachern.

2. Das Kernerhaus und seine Gäste. Von Theobald Kerner. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1894. 8. 4 M.

Dieses Werk zählt zu den köstlichsten Schätzen unserer Literaturgeschichte. Es ist ein immerblühender Gedächtnißkranz, den aus den lachenden Erinnerungen seiner Jugendzeit Theobald Kerner seinem unvergeßlichen Vater Justinus windet. „Das Kernerhaus und seine Gäste" — möge das geliebte Buch zum Besitzthum jeder Familie werden, die Sinn und Herz für deutsche Literatur hat. Aber das Werk bedeutet culturhistorisch nicht weniger als es literarhistorischen Werth besitzt. Es bedeutet ein liebliches Denkmal deutscher Gastfreiheit, deutscher Gastfreundschaft. Wir sehen es vor uns emporwachsen, das stattliche Haus des menschenfreundlichen Arztes und herzenerobernden Dichters, im lieblichen Weinberg überragt von der liedumklungenen Weibertreu. Wir sehen den Epheu um den Geisterthurm grünen und hören die blanken Zinnteller unaufhörlich im Speisezimmer klappern, wo unaufhörlichen Gästen nie versiegender Wein strömt. Denn ihm selbst mundete er zu trefflich, dem alten Geisterbanner, nie hätte er seine Gäste dürsten lassen, die ihm das Mahl mit ihrer oft so erlauchten Gegenwart würzten. „Das geringste, was mein Vater täglich trank, waren zweiundeinhalbes Liter", berichtet Theobald und berechnet (im November 1861) in einer Nacht, in welcher der Vater nicht schlafen konnte, neben ihm im Bett liegend, „zur Unterhaltung" den Wein, den derselbe aus einem ihm im Jahre 1834 von Lenau geschenkten Krystallglas getrunken, auf siebzig Eimer oder 21000 Liter!!! So sehen wir sie kommen und gehen, Berühmte und Unberühmte, Dichter und Philosophen, Gläubige und Ungläubige, Alte und Junge, Polen und Engländer, Studenten und Schullehrer: „unzählige fröhliche Leute" — und was da gescherzt und gesprochen wird, bewahrt uns der immer gegenwärtige Theobald auf, in warm aus dem Gedächtniß und theilnehmendem Herzen stilisirten Erinnerungsblättern. Wo man nun blättert, fällt der Blick auf fesselnde Namen, auf fesselnde Geschichten. Spielend gewinnen diese und jene in unserm Innern vermeintlich längst abgeschlossenen Bilder neue Farben, neue Schatten. So fallen grelle abstoßende Lichter in die Ehescheidung David Straußens. Unmittelbar daran schließt sich unter der ein klein wenig boshaften Aufschrift: „Auch Einer" ein gedunsenes, talentlos Lord Byron's berühmtem „Fare the well, and if for ever" nachgelalltes Gedicht, worin der Auch Einer-Vischer seiner Braut eine unsäglich herzlose Verabschiedung zustellt. Die beiden biedern Schwaben finden sich hier höchlich unerwartet auf einem höchst tragikomischen Podium zusammen. Kurzum — mosaikartig zusammenschießend — ergibt sich eine Reihe von Bildern und Porträts, die in anmuthigstem Plauderstil zum Theil sehr ernste Form gewinnen. So begegnet man hier einem Conterfei Lenau's, das in seiner erschütternden Gesammtheit trotz der kunstlosen Schraffirung die Wirkung mancher zunftmäßigen Biographie weit überbietet. Anderes bleibt anekdotenhaft.

Das Ganze gibt sich überhaupt ohne alle schriftstellerischen Ansprüche. Der Verfasser hat ein Album geschaffen, das auf wechselnden, mehr oder minder farbig ausgeführten Blättern ein Stück seines Lebens verklärt, wie es das Andenken seines vortrefflichen Vaters verherrlicht und sein Aelternhaus in lichter Gestalt in den Bereich unserer Vorstellung rückt. Manches entfällt wol ganz aus dem Bezirke der Literaturgeschichte und bleibt rein persönlicher Natur, aber auch diese Vorfälle und wesenlosern Ereignisse im Leben Justinus Kerner's erscheinen zum Theil in so humorvollen Beziehungen und Folgen, daß man in reiner Freude an dem Rein-Menschlichen vergißt, daß es der berühmte Name ist, der dem Buche sein Dasein und seine Weihe gibt. Theobald Kerner hat sich somit ein doppeltes Verdienst erworben; er hat die Literaturgeschichte durch eine Fülle interessanter Einzelheiten bereichert, die theilweise allein in seiner Erinnerung fortlebten, und er hat zum andern ein Unterhaltungsbuch geschaffen, welches eine große Volksthümlichkeit auszeichnet, so daß es aller zunftmäßigen Zirkel spottet und dem Dichter, dessen Andenken es feiert, ein ungleich wirkungsvolleres Denkmal errichtet, als es eine Biographie vermöchte. Denn dieser würde der traute liche Herzenston mangeln, der durch diese natürlichen, frischen, herzgewinnenden Erinnerungen weht.

3. Friedrich Ludwig Schröder. Ein Beitrag zur deutschen Literatur- und Theatergeschichte von Berthold Litzmann. Zweiter Theil. Hamburg, L. Voß. 1894. 10 M.

Schon im Jahre 1823 veröffentlichte der Professor F. L. W. Meyer in Bramstedt eine zweibändige Biographie Friedrich Ludwig Schröder's, die mit voller Beherrschung des für die Zeit erreichbaren oder für die Zeit erschlossenen Materials und vor allem aus lebendiger Erinnerung dem vor kurzem dahingeschiedenen vortrefflichsten Leiter, welcher dem hamburger Theater im vorigen Jahrhundert beschieden war, ein würdiges Denkmal stiftete. Das Werk war aus weiter Anlage zu einer Schatzkammer von allerlei Denkwürdigkeiten der deutschen Theatergeschichte erwachsen und der Gedanke erschien als ein fruchtbarer und dankenswerther, in bemessener Form dem Publikum eine Lebensgeschichte des berühmtesten deutschen Schauspielers und Schauspielunternehmers des 18. Jahrhunderts vorzulegen, die von warmem Localpatriotismus eingegeben, für wissenschaftliche Ansprüche jedoch ungenügend blieb.*) Da bemächtigte sich, ausgerüstet mit allen Mitteln und Principien der Scherer'schen Aera, bereits in den achtziger Jahren unseres Jahrhunderts ein neuer Forscher des inzwischen durch manche Einzelforschung und literarhistorische Ausgrabung vielseitig bereicherten Stoffes, um nach fleißiger Durchdringung und Prüfung desselben im Jahre 1890 den ersten umfänglichen Band einer neuen, nunmehr auf die Höhe der Wissenschaft gehobenen Biographie Friedrich Ludwig Schröder's den Annalen unserer Theatergeschichte einzureihen und im laufenden Jahre durch einen zweiten, mit vortrefflichen Heliogravüren geschmückten Band sein langwieriges Werk einem nahen rühmlichen Abschluß entgegenzuführen, nachdem er die Resultate seiner Forschung bereits in dem bezüglichen Theile der „Allgemeinen deutschen Biographie" (32. Band. 1891) auf das Dankenswertheste skizzirt hatte. So liegt nun das allseitig aufgehellte Leben und Lebenswerk Schröder's bis zu seinem Abschiede von Hamburg (1781) in zwei stattlichen Bänden vor uns, den Antheilnehmenden und sonstige Beflissene zu immer neuer Einkehr theils einladend, theils wohlthätig nöthigend. Offenbar steht die Geschichtschreibung unserer literarischen Größen zur Zeit in reicher Blüte. Entsagungsvoll wird der Boden durch die Mühen des Monographen bearbeitet und der Biograph vereint das Zerstreute zu erhöhter Potenz. Und so dringt immer schöneres und reineres Licht in die Wellenthäler unserer Geistesgeschichte, und mit dem Helden oder der Heldin lebt ihr Historiker fort. Besonders werthvoll und dankenswerth sind die beigefügten Porträts, die leider dem ersten Theile gebrachen. Berthold Litzmann bietet uns ein Porträt seines Helden nach einem Aquarell auf der hamburger Stadtbibliothek, das freilich eine charaktervollere Schraffirung der Züge vermissen läßt, sodann ein ungleich „sprechenderes" Bild seiner Gattin Christine geborenen Hart nach einem ebenfalls auf der hamburger Stadtbibliothek befindlichen Aquarell und endlich zwei prächtige Porträts von Charlotte und Dorothea Ackermann nach in Privatbesitz befindlichen Gemälden. Zum Schlusse sei laut betont, daß man dem Litzmann'schen Buche Unrecht thun würde, wenn man annähme, daß sein Werth damit erschöpft sei, daß es den gehobenen Ansprüchen, welche wir an eine wissenschaftliche Biographie stellen, allseitig Genüge thut. Seine Bedeutung ist eine höhere. Das Buch erhebt sich zu einem Unterhaltungsbuche besten Stils. Das ganze wechselvolle Leben mit seinen bunten Comödiantenfahrten und beweglichen Figuren zieht an uns vorbei wie ein spannender Roman, und in der That würde der Romanschreiber, der diese Lebensgeschichte etwa zum Vorwurf seiner Dichtung wählen wollte, kaum Farben seiner Phantasie bedürfen, um sie in Wirklichkeit zu schönerm Scheine zu erhöhen: so vollkommen hat hier das Leben selbst gedichtet und so vollkommen versteht hier der Biograph Ton und Schreibart zu finden, die sich vereinen mußten, sollte der romantische Hauch, der über den geschilderten Thatsachen schwebt, nicht verloren gehen. Möge dieser Ruhm, der den bisher vorliegenden zwei Bänden eignet, die Lust und Schaffenskraft des Verfassers beflügeln, sein von so weiten Kreisen willkommen geheißenes Werk zu schöner Vollendung hinauszuführen.

*) Friedrich Ludwig Schröder. Ein Künstler- und Lebensbild. Von Ludwig Brunier. Leipzig, Weber. 1864. 6 M.

4. Theatergeschichtliche Forschungen. Herausgegeben von Berthold Litzmann. VIII. Ferd. Heitmüller: I. Adam Gottfried Uhlich. II. Holländische Komödianten. Hamburg, L. Voß. 1894. 8. 2 M. 80 Pf.

Diese Sammlung bereichert sich immer wieder durch werthvolle Stücke. Hier gewinnt sie das Bild eines

Theaterdichters aus der vor-Schröder'schen Zeit, zwar eines Theaterdichters, der zugleich das Prototyp eines der bessern vagirenden Comödianten seiner Epoche bildet. Adam Gottfried Uhlich hat die sorgfältige, mit tiefgehendem Fleiße ausholende Monographie seines Schriftsteller- und Schauspielerthums verdient. Er lebte schon längst in der Forschung wieder auf; jetzt ist nach Heitmüller's Werk in Litzmann's Theatergeschichtlichem Archiv sein Andenken geläutert und gefestet. Uhlich war ein studirter Mann, einer von denen, welchen der oft so trugvolle Glanz der weltbedeutenden Bretter so blendend und sinnberauschend in die Augen schlägt, daß sie den sichern Hafen des Berufs aus Sicht verlieren und nun halb willenlos auf des Lebens bewegter See von Nothbank zu Nothbank geschleudert werden, während viel mäßiger begabte Köpfe, die nur nüchterner die milchende Kuh erstrebten, auf der Ofenbank gemüthlich ergrauen. Uhlich's Dichtertalent ist nicht zur Reife gediehen; das unstete Leben der Vaganten ließ ihm keine Zeit zu sorgfältiger Grundlegung der bewegenden Ideen. Seine Begabung zerrann im Dienste des Tages; mit den Bühnenlampen erloschen die geschickten Verse seiner Gelegenheitspoesien. Nur ein Stück, freilich aus dem bittersten Schmerz seines Lebens gewachsen und mit den herben Zähren ohnmächtigen Grimmes begossen, wird weiter leben als eines der traurigsten Documente für die sinn- und herzlose Verirrung des orthodoxen Protestantismus. Die Geistlichkeit zu Frankfurt am Main versagt dem beichtbedürftigen Schauspieler das Abendmahl. Der fahrende Comödiant stand den verrannten Dunkelmännern wol unter dem Juden. Da findet denn der Dichter Uhlich so schneidende Worte für die Empörung des derart von der Kirche mit Füßen getretenen Acteurs Uhlich und so herzergreifende Laute für den Schmerz seines in seinen heiligsten Empfindungen und Ueberzeugungen tödtlich verwundeten Christenthums, daß wir an die Verzweiflungsschreie Christian Günther's erinnert werden und mit Abscheu uns von diesem theatergeschichtlichen Schandfleck der evangelischen Kirche wenden. Uhlich starb früh; unbekannt, wo. Die Heitmüller'sche Schrift ist höchst lesens- und dankenswerth. Sie schließt mit der Beigabe einer geschichtlichen Abhandlung über zwei holländische Wandertruppen, die in den Jahren 1740 und 1741 in Hamburg Vorstellungen gaben, wie denn bereits seit 1590 holländische Schauspieler Hamburg aufsuchten und später in größern oder kleinern Zwischenräumen hier und in Altona ihre Bühne aufschlugen. Uebrigens hielten sie an ihrer Landessprache fest, ganz wie es die ersten englischen Comödianten gethan hatten, die in Deutschland ihre Stücke aufführten. Das Repertoire der beiden Truppen wird uns vorgeführt. Es besteht aus Harlekinaden, holländischen und französischen Comödien u. s. w., vor allem aber florirt das Ausstattungsstück mit Balleteinlagen und aufregenden Maschinerien. Das Programm ist buntscheckig, und die schauspielerischen Leistungen sind bedeutend. Die Zeitgenossen rühmen vor allem die Schönheit der Actricen. Im sonstigen faßt sich das Resultat des wiederum hochinteressanten Aufsatzes dahin zusammen, daß diese holländischen Truppen, die in Hamburg ihre Nomadenzelte aufschlugen, die Gottsched-Neuberische Reform wol aufgehalten, sich aber gleichwol das Verdienst erworben haben, daß sie in einer Zeit der Verwahrlosung der hamburger Bühne (die Neuber war schon nach Rußland gegangen und Schönemann in Lüneburg noch mit der Bildung seiner eigenen Gesellschaft beschäftigt) das Publikum nicht dem Theaterbesuch entfremdeten, sondern die Theilnahme für die Bühne und die Schaulust und Neigung der Menge für die Welt des schönen Scheins der Breter erfreulich wach erhielten. Wenn Heitmüller indessen aus dem Umstand, daß die beiden holländischen Truppen in ihrer Muttersprache spielten, ein Verdienst um die Verbreitung der spätern durchschlagenden Wirkung des plattdeutsch gegebenen „Bookesbeutels" ableitet, so überschätzt er ihr Verdienst: dem Hamburger brauchte die niederdeutsche Mundart nicht erst durch das holländische Idiom mundgerecht gemacht zu werden; hier konnte es allein auf das Stück selbst und seinen Stoff ankommen, um der plattdeutschen Localsprache die Localbühne zu erobern. Genug, daß die holländischen Truppen durch den erhöhten Aufwand des scenischen Apparats und den verstärkten Glanz des äußern Erscheinens den Ansprüchen der Sinne eine wohlthuende Genüge bereiteten und Ansprüche an eine verfeinerte Technik weckten; sie schufen eine vornehmere und reichere Form des Sinnfälligen; sie verfeinerten den Stil der Aufführung an sich, der höhere Gehalt aber sollte aus nationalem Geiste fließen.

5. Zacharias Werner. Mystik und Romantik in den „Söhnen des Thals". Von Felix Poppenberg. Berlin, Vogt's Verlag. 1893. 8. 1 M. 80 Pf.

Hoffentlich begrüßen wir bereits im Theil das künftige Ganze. Denn es wäre zu beklagen, wenn diesen tiefbohrenden Einzeluntersuchungen nicht in runder Insichabgeschlossenheit eine Biographie Zacharias Werner's folgte. Der erste Blick überzeugt sich, daß der Verfasser die Methode seiner Wissenschaft mit großer Reife meistert und daß er seinen wenn auch ungenannten Vorbildern und Lehrmeistern mit schöner Selbstherrlichkeit bereits sehr nahe rückt; ich meine, den Matadoren unserer modernen Literaturgeschichte, die ein kürzlich erschienener Aufsatz von Anton Schönbach „aus seinem Merkbuche" unter dem Titel „Was wir lesen" einer freundlichen Betrachtung unterzieht. Hier bei Poggenberg freilich geht die Untersuchung an sich noch nicht in einem Allgemeinern auf; der Natur des Vorwurfs angemessen lenkt die Untersuchung aus dem eng und scharf begrenzten Pfade nicht in ein breiteres, in ein größeres Publikum führendes Gleise ein. Hier bleibt die streng wissenschaftliche Forschung auf der feingeistigen kühlen Höhe der gelehrten Literaturgeschichte, in deren abgeschlossenen Atmosphäre Emil Ebering in seinen „Berliner Beiträgen zur germanischen und romanischen

Philologie" einen Stapelplatz für erlesenes Strandgut geschaffen hat, welches ein schönerer Stern aus der Hochflut der zünftlerischen Production zu einem wenigstens fürs Erste gesicherten buchhändlerischen Dasein rettet. Möge die Poggenberg'sche Schrift ihrer immer würdige Kameraden finden. Was wir an ihr zumeist erheben, ist die knappe Art der Fassung und der sichere ästhetische Sinn, die nie versagende Treffsicherheit des stets aus der Sache selbst hervorspringenden Wortes, vor allem aber die scharfe psychologische Kritik und die Gewandtheit in der technischen Analyse. Die Zukunft des Werkes indessen wird sein Ausreifen sein. Wie es da vorliegt, vermag es den Charakter des Keimartigen nicht zu verleugnen, und so wird es einst sich in sich selbst verlieren oder in einem Fremden, d. h. in sich selbst aufgehen oder zum Baustein in fremden Händen werden. Da Felix Poppenberg dem schönen Stoffe, der eine Biographie Zacharias Werner's bietet, in vorliegender Schrift bereits an seinen innersten Nerv gedrungen ist, so würde vorläufig die Aufgabe keinen berufenern Meister finden.

6. Ernst Moritz Arndt. Sein Leben und Arbeiten für Deutschlands Freiheit, Ehre, Einheit und Größe. Dargestellt von Rudolf Thiele. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1894. 8. 2 M. 40 Pf.

Rudolf Thiele schreibt sein Buch aus der Erkenntniß, daß Ernst Moritz Arndt den meisten Deutschen unserer Zeit wol als Sänger herrlicher Freiheits-, Kriegs- und Vaterlandslieder bekannt, jedoch nur noch der Minderzahl der Zeitgenossen bewußt sei, daß er ein halbes Jahrhundert hindurch seine ganze geistige und sittliche Persönlichkeit für sein Vaterland eingesetzt habe, daß er durch seine Thätigkeit als Geschichtsforscher, als akademischer Lehrer, als politischer Schriftsteller, als Dichter ebenso sehr wie durch seine Gesinnung als Deutscher und als Christ für sein Vaterland gewirkt, gekämpft und gelitten habe. Ob der Verfasser seine „Zeitgenossen" damit nicht ein wenig unterschätzt, lasse ich dahingestellt, genug, daß er die Literatur über Arndt durch ein ansprechendes Werk bereichert, das aus directen Quellen schöpft. Die vortreffliche Lebensskizze Arndt's, mit welcher kein geringerer als Gustav Freytag der „Allgemeinen deutschen Biographie" ein Schmuckstück einfügte, das um so heller glänzt, als es in der Kette der dortigen Miniaturporträts so einsam blieb, scheint nicht benutzt worden zu sein, sonst hätten dortige Irrthümer hier erwähnt werden müssen. So wurde Arndt nicht, wie Gustav Freytag am angeführten Orte angibt, am 10. Februar, sondern erst am 10. November 1820 suspendirt, und erst im September 1817, nicht bereits im Herbst 1816, wie Gustav Freytag mittheilt, zog Arndt an den Rhein, nachdem er im Januar Putbus verlassen und über Stettin nach Berlin gegangen war, woselbst am 18. September die Hochzeit war; die Verlobung mit Nanna Schleiermacher war im Mai erfolgt. Auch ist es irrig, wenn die „Allgemeine deutsche Biographie" berichtet, daß Arndt im Herbst 1814 „über Wien nach Berlin" gewandert sei, vielmehr ging die Reise im October von Frankfurt aus zu Fuß durch Hessen und Westfalen, dann über Hannover, Braunschweig und Magdeburg. Im November erreichte Arndt Berlin, wo er in Reimer's Hause, längst erwartet, die alte Gastfreundschaft fand. Das alles wird anmuthig von Thiele dargestellt. Die Jugendzeit, das akademische Docententhum in Greifswald, das unstete Wanderleben bis zum Beginne der Befreiungskriege ziehen an uns in farbigem Wechsel vorüber, und die entscheidungsvollen Jahre 1813, 1814 und 1815 rollen an uns vorbei in bewegtem Zuge. Dann folgt die Vorbereitung des Dichters für sein neues Lehramt, und dieses selbst mit seiner langen Unterbrechung wird anschaulich vorgeführt, bis das inhaltsreiche Leben wiederum im Getriebe des öffentlichen Wirkens mündet. Die Biographie befleißigt sich erfreulicher Selbstbeschränkung, meidet nutzlose Excurse und bewahrt von Anfang bis Ende einen schlichten, durch seine Wärme wohlthuenden Ton; eine Darstellung des Arndt'schen Lebens in großem, historischem Stile wird uns die Zukunft nicht vorenthalten.

Adalbert Schroeter.

## Geschichtliche Romane.

1. Ein Kreuzzug an der Ostsee. Historische Erzählung aus dem 12. Jahrhundert von Ernst Gollnow. Zwei Bände. Stettin, J. Burmeister. 1893. 8. 6 M.
2. Pribislaw. Historischer Roman aus der Zeit der letzten Freiheitskämpfe der Mecklenburgischen Wenden von C. Beyer. Zweite Auflage. Leipzig, E. Ungleich. 1893. 8. 3 M. 75 Pfg.
3. Regina Coeli. Eine Geschichte aus dem Abfall der Niederlande. Roman in zwei Bänden von Joseph Lauff. Köln, A. Ahn. 1894. 8. 8 M.
4. Das Kräuterweible von Wimpfen. Eine Geschichte aus dem Ende des Dreißigjährigen Krieges von Konrad Fron. Dritte Auflage. Leipzig, E. Ungleich. 1893. 8. 1 M. 75 Pf.
5. Der Rosenwirth von Wimpfen. Eine alte Geschichte aus einer alten Stadt von Konrad Fron. Leipzig, E. Ungleich. 1893. 8. 1 M. 75 Pf.
6. Steppenbilder und Steppenleute. Erzählungen von Ernst Schrill (Pastor S. Keller). Leipzig, E. Ungleich. 1893. 8. 3 M. 50 Pf.

Ein recht verschiedenes Gesicht zeigen die Bücher, die ich heute zu besprechen habe; aber das geschichtliche oder culturgeschichtliche Element tritt doch bei allen bedeutsam in den Vordergrund und keins ist darunter, das man schlecht oder auch nur völlig unbedeutend nennen müßte. Daß die beiden zuerst genannten Romane inhaltlich zusammengehören, zeigt schon ihr Titel. Sie spielen fast in derselben Zeit; beide behandeln den großen Kampf zwischen Heidenthum und Christenthum, zwischen Slawen und Deutschen; sie zeigen aber auch im einzelnen viele Be-

rührungspunkte, und doch sind sie wieder viel zu verschieden, als daß Grund vorläge, anzunehmen, der eine sei durch den andern veranlaßt. Ernst Gollnow's „Historische Erzählung" (Nr. 1) ragt entschieden aus der Masse der verwandten Literatur hervor. Der offenbar pseudonyme Verfasser gehört durch Geburt und längern Aufenthalt der Provinz Pommern an und hat sich außerdem sichtlich eingehend mit ihrer Vergangenheit beschäftigt. Daraus erwuchs ihm ein umfassendes Culturbild aus dem ersten Drittel des 12. Jahrhunderts; alle Seiten des damaligen Lebens in dem noch slawischen, aber schon vielfach von deutscher Cultur berührten Pommern jener Zeit treten uns anschaulich entgegen: Das kriegerische Leben und Treiben in seinen verschiedensten Gestalten, Volksanschauungen und Volkssitte, zumal die religiösen Zustände, daneben Liebe, Werbung und Ehe und vieles andere. Aus zahlreichen Einzelbildern gestaltet sich uns allmählich eine Gesammtanschauung von Art und Wesen des Landes und seiner Bewohner. Auch ist das culturgeschichtliche Element meist geschickt mit der Handlung verknüpft. Das war aber kein leichtes Unternehmen, zumal da sich der Verfasser seine Aufgabe noch erschwert hat durch die auch für einen Roman sehr bedeutende Zahl von Personen, die er vor uns auftreten läßt, und von denen nur wenige episodisch bleiben. Die reiche Handlung kann ich nur flüchtig andeuten. Wir werden zunächst an den Hof des gewaltigen Polenherzogs Boleslaw geführt. Aus der düstern Schwermuth, in die er aus Reue über die grausame Blendung eines ungetreuen Bruders versunken ist, reißt ihn sein Freund der deutsche Held Irmfried: er soll seine Schuld durch Unterwerfung und Bekehrung der noch heidnischen Pommern sühnen; Irmfried hofft in ihrem Lande zugleich eine verlorene Jugendgeliebte wiederzufinden. Der Kriegszug gelingt; die Pommern müssen sich auch verpflichten, die Predigt des Christenthums zuzulassen. Aber Erfolg ist seinen Verkündern zunächst nicht beschieden. Da zieht Irmfried zu dem großen Bischof Otto von Bamberg und gewinnt ihn für das Bekehrungswerk. Dem Nahen dieses Mannes sieht man im Pommernland mit Spannung und Sorge entgegen, und in der That, sobald er — auch Irmfried ist in Mönchskleidung unter seinen Begleitern — von Polen herkommend, nach Durchschreitung des furchtbaren Grenzwalls unter dem Schutze polnischer Krieger in Pyritz erscheint, erringt er durch die Hoheit seines Wesens wunderbare Erfolge. Auch alle Schwierigkeiten, die sich ihm später entgegenthürmen, weiß er zu überwinden, ja der Pommernherzog Wratislaw — der allerdings dem Namen nach schon vorher Christ gewesen war — entsagt nach leidenschaftlichem Widerstand sogar der Vielweiberei; er will nun allein seiner Hauptgemahlin, der edeln Sächsin Heila, gehören. In dieser hat Irmfried die gesuchte Jugendgeliebte wiedererkannt; aber sie wankt keinen Augenblick in ihrer Pflichttreue gegen den Gemahl, dem zu zürnen sie doch soviel Grund gehabt hätte; Irmfried muß ihr entsagen; an Heila's und Otto's Beispiel hat er Selbstüberwindung gelernt. Dieser selbst kann aus dem Pommernlande mit der frohen Ueberzeugung scheiden, daß seinem Bekehrungswerke ein dauernder Erfolg gesichert sei. Die Hauptcharaktere fesseln fast alle unser Interesse. Da ist Bischof Otto mit seiner milden und hoheitsvollen Festigkeit und mit seiner wunderbaren Gewalt über die Gemüther, da sind weiter die Herzöge Boleslaw und Wratislaw, sehr verschieden voneinander, aber doch beide charakterisirt durch die echt menschliche Verbindung guter und schlimmer, großer und kleinlicher Eigenschaften, dann Pribislawa, „ein Gemisch von Frommheit, Gefallsucht und kriegerischem Sinn", wie Gollnow selbst einmal sagt, der edelsten Regungen fähig, aber furchtbar in ihrer Eifersucht, und als ihr Gegensatz Heila mit der echt christlichen und echt weiblichen Kraft des Duldens und der Selbstüberwindung, der wilde freiheitstrotzige Heide Borko und seine ihm an Leidenschaftlichkeit ebenbürtige Tochter Wanda, der deutsche Held Irmfried, eine gute Verkörperung des edeln Ritterthums in seiner Verbindung von Glaubensbegeisterung und treuer Minne, der heldenhafte Witsach, der trotz seines mehrfachen Schwankens zwischen Christenthum und Heidenthum doch keineswegs als Schwächling erscheint, und viele andere. „Ein Kreuzzug an der Ostsee" ist noch kein völlig ausgereiftes Werk, aber jedenfalls eine tüchtige und ernst zu nehmende Leistung. Aus einzelnen Partien, wie aus dem Schluß des zweiten und dem Anfang des dritten Buches oder aus dem Kapitel „Otto's Wagemuth" (II, 204—12) spricht unleugbar eine wirkliche dichterische Kraft.

Auch C. Beyer's Roman „Pribislaw" (Nr. 2) ist mehr als Mittelgut; vielleicht wird er sogar den meisten Lesern sympathischer sein, als Gollnow's Erzählung. Die Composition zeichnet sich durch größere Durchsichtigkeit aus, die freilich bei der geringen Zahl wirklicher Hauptfiguren auch leichter zu erreichen war; die Sprache ist weit fließender und gefälliger, und wer nicht gewöhnt ist, auf Einheitlichkeit des Stils bedeutenden Werth zu legen, den stören höchstens mancherlei Flüchtigkeiten und Provinzialismen, die leider in Romanen fast nirgends fehlen, Wendungen wie „sein ganzer Körper schütterte", „sausend fuhr der Speer des Grafen von Ratzeburg heran, aber eine verächtliche Gegenbewegung (!) der Waffe des Pribislaw ließ ihn seitwärts ins Rohr fallen", „nachdem man gedankenschnell das Wild herabgeworfen", das mehrfach vorkommende „sich freuen zu" u. dgl. m. Aber die Medaille hat auch ihre Kehrseite. Beyer gibt bei weitem kein so umfassendes Culturbild; die Art, wie er uns in Volksglauben und Volkssage der Wenden einführt, ist nicht immer künstlerisch durchdacht; die Charakteristik der Personen weist neben großen Vorzügen bedenkliche Schwächen auf, bedenklichere nach meiner Empfindung als bei Gollnow; die Sprache der Personen ist gewiß vielfach charakteristisch, aber oft wird sie viel zu blühend und unnatürlich schön. Das tritt nicht nur bei der Fürstin Woislawa und bei der sanften Hildemut hervor, sondern

auch bei dem grimmen alten Recken Gestimul. „Zu schön" werden feinempfindende Leser auch die Schilderung des Urwalds finden, ganz abgesehen von den Einwendungen, die Naturforscher dagegen zu machen haben dürften. — Weiter scheint mir Licht und Schatten weniger unparteiisch vertheilt als im „Kreuzzug". Allerdings werden auch die selbstsüchtigen Motive auf christlicher Seite nicht verschwiegen, bei Heinrich dem Löwen, den Beyer übrigens mit richtigem Gefühl nicht zu sehr in den Vordergrund gerückt hat, treten sie sogar recht stark hervor; aber in der Schilderung der Wirkung, die die Bekehrung auf die hervorragenden Personen des Romans hat, werden vielfach zu helle Farben angewandt; überhaupt sind einige seiner Gestalten allzu engelhaft, vor allem die junge Sächsin Hildemut. Das Buch wird viele dankbare Leser finden; es gehört unter den historischen Romanen, die auf den Spuren Freytag's wandeln, jedenfalls zu den bessern; aber die eigentliche künstlerische Reife fehlt ihm doch noch zu sehr; unbedingt geeignet ist es dagegen für die reifere Jugend.

Auch „Regina Coeli" von Joseph Lauff (Nr. 3) schildert einen Kampf für die angestammte politische und religiöse Freiheit. Den geschichtlichen Mittelpunkt der Erzählung bildet die berühmte Belagerung und Eroberung Antwerpens durch Alexander Farnese. Dieser, durch den hartnäckigen Widerstand der Stadt aufs äußerste gereizt, macht schließlich die Gewährung milder Bedingungen davon abhängig, daß ein ehrsames Weib oder eine züchtige Jungfrau bei hellsehender Sonne sonder Gewandung und nackt die besten Straßen der Stadt durchreite. Der Bürgermeister Marnix von Sanct-Aldegonde hat eine einzige Tochter, die herrliche Godiva. Nur nach langem Widerstreben hat der stolze Geschlechter in ihre Verlobung mit dem großen Glockengießer Gerhard de Wau — nach seiner herrlichsten Glocke, die mit ihrem Klingen alle Geschicke ihres Schöpfers und der Stadt begleitet, ist die Erzählung benannt — gewilligt; denn er ist trotz aller seiner Künstlerschaft doch nur ein Gewerkler; erst Gerhard's herrliche Tapferkeit bei der Vertheidigung der Vaterstadt hat ihn umgestimmt. Sie entschließt sich nach furchtbarem Seelenkampfe aus reinster Vaterlandsliebe zu dem entsetzlichen Ritt. Der Rath befiehlt bei Todesstrafe, während desselben alle Fenster dicht zu verhängen, alle Läden zu schließen. Trotzdem wird die Jungfrau belauscht, ja sie muß glauben, daß ihr Verlobter selbst der Frevler gewesen sei. Nur ihrem Vater erzählt sie das Furchtbare, bewegt ihn aber gegen de Wau, mit dem sie natürlich völlig bricht, nicht selbst als Aufkläger aufzutreten. Doch der wirklich Schuldige, der junge Geschlechter Arndt von Brederode, dessen Werbung Godiva zurückgewiesen hatte, stiftet den schuftigen Klas Kistemaker „den Bas" an, das Gerücht von de Wau's angeblicher Frevelthat zu verbreiten. Gar bald wird dieser verhaftet; „der Bas" tritt als Kläger auf; seine Aussage scheint überzeugend; doch die Geschworenen schwanken noch: Godiva's Ausspruch soll entscheiden. Einen Meineid kann sie natürlich nicht schwören; Gerhard de Wau wird zum Tode verurtheilt. Ihre Verzweiflung ist furchtbar; im letzten Moment vor der Hinrichtung entreißt sie ihn diesem Schicksal, indem sie verlangt, ihm angetraut zu werden. Das bedeutet für ihn nach flamändischem Gesetz Begnadigung zu fünfjähriger Galeerenstrafe und ewiger Verbannung. Nach einiger Zeit kommt seine Unschuld an den Tag; er wird ehrenvoll zurückgerufen und findet nun mit Godiva endlich sein Lebensglück. — Diese Handlung, die ich nur in den Hauptzügen wiedergeben konnte, ist entschieden interessant; sie hält unsere Theilnahme von Anfang bis zu Ende wach; die ungewöhnliche Darstellungsgabe des Verfassers — er weiß sehr gut mit seinen Aufschlüssen zurückzuhalten — trägt dazu ein gut Theil bei. Aber zunächst schadet er sich durch übertriebene und zu häufige Anwendung an sich erlaubter Kunstmittel. Vor allem überschreitet die Art, wie die Glocke immer und immer wieder fast gleich einem lebenden Wesen behandelt wird, das rechte Maß; das gleiche gilt von der Art, wie die Dohlen und Raben vor einer Hinrichtung symbolisch verwandt werden und von manchen ähnlichen Dingen. Die Darstellung ist oft schön und ergreifend; aber auch in dieser Beziehung wird der Bogen nicht selten überspannt. Vieles wirkt unwahr; es ist, wie wenn sich die Personen am Klang ihrer Worte berauschten, und wo der höchste Zauber der Keuschheit und Reinheit geschildert werden soll, da grenzt die Darstellung wiederholt ans Lüsterne. „Schmeichelnd überdeckte die Haarfluth die wonnige Schau", heißt es in der Schilderung Godiva's, als sie ihren Ritt beginnen will, „und nur die rosigen Zierden der magdlichen Wölbung durchbrachen, wie in kindlicher Einfalt das goldige Webwerk". Die Stelle zeigt zugleich, daß auch Lauff der Gefahr nicht entgangen ist, gesucht zu schreiben, wo er alterthümlich wirken will. Fast stärker noch sind meine Bedenken gegen die Art, wie er mit der geschichtlichen Wahrheit umgesprungen ist. Wer eine wirkliche historische Erzählung schreiben will, darf im einzelnen sehr viel ändern; er darf auch gewisse Personen erfinden und andere durch die Geschichte gegebene weglassen, aber den Geist der Zeit und der Hauptpersonen soll er uns treu wiedergeben. Nun aber ist die ganze Geschichte mit Godiva's Ritt aus einer englischen Sage herübergenommen; Gerhard de Wau war allerdings ein berühmter Glockengießer, aber er lebte etwa hundert Jahre früher. Dies wäre noch zu vertheidigen; indeß um Godiva und ihre That einflechten zu können, hat Lauff dem Charakter Farnese's einen Zug lüsterner Grausamkeit gegeben, der ihm in Wirklichkeit fremd war: kein Wunder, daß seiner Gestalt die rechte Einheitlichkeit fehlt. — Aber auch einige andere Charaktere des Romans geben zu ästhetischen Bedenken Anlaß. Die edeln zwar mag man im allgemeinen gelten lassen, wenn auch ihr Edelmuth manchmal über menschliches Maß hinausgeht; aber die Schurken werden zum Theil zur Carieatur, am allermeisten der „Bas". „Regina Coeli" ist offenbar das

Werk eines wirklichen Talents; aber an die Höhe eines wahren Kunstwerks reicht es noch nicht heran.

Diesen Ruhm können die beiden Erzählungen Konrad Fron's (Nr. 4 und 5) mit viel größerm Rechte beanspruchen, obgleich sie mit viel geringern Ansprüchen auftreten. Sie sind echte Volksbücher im besten Sinn: wer auf der Höhe der Bildung steht, kann daran gerade so gut seine Freude haben, wie der einfache Mann, der nur nach seinem gesunden Gefühl zu urtheilen vermag. Möchten uns doch öfter solche „Nebenfrüchte archivalischer Studien" beschert werden! Fron schreibt aus voller Kenntniß der Zeiten und Dinge, die er uns schildern will, und wie frisch und lebensvoll erscheint dabei alles, was er erzählt! Hohes Lob verdient insbesondere noch das Geschick, mit der er namentlich im „Kräuterweible" (Nr. 4) auch die schlimmsten Seiten des Kriegslebens — ohne je unwahr zu werden — so zu schildern weiß, daß jugendliche Leser die entsetzliche Wahrheit nur ahnen, gereifte aber sie voll erfassen. Er hat die Geschichte dem Friedel, dem Sohn des Kräuterweibles, in den Mund gelegt. Die beiden sind während des Krieges nach Wimpfen geflüchtet; die Alte ernährt sich und den Sohn durch Kräutersuchen; sie steht in dem Ruf, allerhand geheimes Wissen zu haben. Als halbwüchsiger Bursche kommt Friedel durch das halb tückische, halb feige Schweigen des wirklich Schuldigen in den Verdacht, einen Kameraden, der doch sein Freund war, erstochen zu haben. Das Leben wird ihm zwar endlich geschenkt, aber er wird aus der Stadt verbannt und muß schwören, sich nie an ihr zu rächen. Bairische Reiter greifen ihn auf; bald wird er — obgleich evangelisch — ihr Fähnrich. Nach zehn Jahren kommt er unerkannt als Unterhändler in die Stadt; er vermag ihr mehrfach große Dienste zu leisten. Schweres Leid kommt noch über ihn, das schwerste durch einen angenommenen Sohn seiner Mutter; im Kampfe mit einer Streifbande schlägt er deren Anführer nieder; es ist derselbe, der ihn einst als Knabe ins Unglück gebracht hat; im Gefühl seines nahen Todes bekennt er die Wahrheit, und Friedel wird feierlich wieder ehrlich gesprochen. Ein neuer Kampf bringt ihm schwere Verwundung; doch unter der treuen Pflege der lieblichstillen Elisabeth, der Tochter des alten Bürgermeisters, die gleich bei seiner ersten Rückkehr in die Heimatstadt sein Herz gewonnen hat, genest er bald und findet in der Ehe mit ihr das Glück seines Lebens. — Es ist äußerlich eine ganz einfache Geschichte; aber wie tritt uns die entsetzliche Noth und Unsicherheit jener Zeiten darin vor Augen! Welche Blicke thun wir in den Kleinmuth, ja in die Verkommenheit gewöhnlicher Menschen, aber auch in die Aufopferungsfähigkeit edler Herzen! Die herrlichste Gestalt ist das Kräuterweible selbst, eine rührende Verkörperung schönster Mutterliebe. Wie packend ist die Stelle, wo sie dem Sohn in höchster Todesgefahr Rettung bringt. „Da plötzlich ein Stoßen, Zerren und Reißen unter den Feinden. Ich hörte einen herzzerreißenden Schrei. War das nicht die Stimme eines Weibes? Alle sahen zurück. Mein Feind ruhte; auch ich ließ den müden Arm sinken. Was war denn das über den Köpfen meiner Feinde? War das nicht ein schmales spitzes Häcklein an langem Stiel? Großer Gott, das Häcklein kannt' ich ja so genau von Kindesbeinen an. Wer schlug sich dort durch die Männer? «Mutter, Mutter!» schrie ich voll Entsetzen und jauchzender Freude. «Friedel mein Sohn! mein Kind!» schrie es herüber mir entgegen, und der Ruf drang mir durch Leib und Seele, durch Mark und Bein. So muß die Posaune klingen den Erlösten des Herrn an seinem großen Tage."

Die zweite Erzählung Fron's „Der Rosenwirth von Wimpfen (Nr. 5) trägt deutlich die Spuren desselben Geistes. Der Stoff ist hier freilich etwas spröder; es ist die Geschichte eines Bürgeraufruhrs in Jahre 1783, hervorgerufen durch die Beschränkung des herkömmlichen Holznutzungsrechts. Aber wie leibhaftig treten wieder Personen und Verhältnisse jener Zeit vor unsere Augen! Wie lebenswahr ist vor allem der Charakter und das Schicksal des Rosenwirths! Wie begreiflich wird es uns, daß er, obwol der edelste Mann des Städtchens, doch schließlich gerade von denen, die ihn vorher am höchsten schätzten, wie ein Abtrünniger betrachtet wird! Wie deutlich empfinden wir einen solchen Zustand von Reichsfreiheit ohne jegliche Macht, wie er in dem damaligen Wimpfen herrschte, als unhaltbar! Gerade das mit echtem Humor geschriebene sechzehnte Kapitel „Die Subdelegationscommission" wirkt nach dieser Richtung sehr überzeugend. Wie ergreifend endlich und zugleich im schönsten Sinne versöhnend berührt uns der Opfertod des Rosenwirths bei dem großen Eisgang des Februar 1784! Nun ist sein Sehnen erfüllt, nun steht sein Bild wieder so vor seinen Mitbürgern, wie er wirklich war; nnn wissen sie, wie sehr sie ihn zuletzt verkannt haben.

Wenn Fron's Erzählungen einen unbedingt wohlthuenden Eindruck auf mich gemacht haben, so habe ich dagegen Ernst Schrill's „Steppenbilder und Steppenleute" (Nr. 6) mit gemischten Empfindungen aus der Hand gelegt. Vieles in diesen drei Erzählungen zeugt von scharfem Blick für Dinge und Menschen, insbesondere von genauer Kenntniß von Land und Leuten im südlichen Rußland. Für die Art und das Leben der Nationalrussen ist namentlich die erste Erzählung „Hegor und seine Pferde" charakteristisch. Der Miethskutscher Hegor ist ein echter Typus des ungebildeten Russen, und mehr oder weniger typisch sind auch die vier Herren, denen er früher gedient hat — jetzt hat er seine Pferde nach ihnen benannt und behandelt sie seinen Gefühlen für die Herren entsprechend — und von denen er nun seinem Fahrgast, dem Verfasser, erzählt. In der Geschichte von dem vierten Herrn wirkt manches geradezu widerlich; aber daß es unwahr wäre, wage ich nicht zu behaupten. Die entsetzliche Macht des Schnapses über den Gewohnheitstrinker wird mit offenbarer Lebenswahrheit geschildert. — Bei den beiden andern Erzählungen, die uns nach deutschen Bauerndörfern

in Südrußland führen, verdirbt sich der Verfasser die beste Wirkung durch die Aufdringlichkeit, mit der er seinen Standpunkt des „erweckten" Christen in den Vordergrund schiebt. Es war sein gutes Recht, Leute von dieser Lebensanschauung zu schildern; aber leider raubt ihm seine Eingenommenheit dafür nicht selten den klaren Blick für das künstlerisch Richtige oder überhaupt nur Mögliche. Die Sprache zeigt im ganzen Buche zahlreiche Flüchtigkeiten; auch geradezu falsche Wendungen. Im ganzen habe ich den Eindruck, daß der Verfasser Besseres leisten könnte, als er hier geboten hat, und wenn er sich größere Toleranz in seinen Anschauungen aneignete, so würde das der künstlerischen Wirkung seiner Bücher nur zu Gute kommen.

Edmund Lange.

---

# Aus Hamerling's Nachlaß.

1. Letzte Grüße aus Stiftinghaus. Lyrischer Nachlaß von Robert Hamerling, herausgegeben von Oscar Linke. Hamburg, Verlags-Anstalt und Druckerei, A.-G. 1894. 8. 4 M.
2. Was man sich in Venedig erzählt. Nach italienischen Quellen von Robert Hamerling. Hamburg, Verlags-Anstalt und Druckerei, A.-G. 1894. 8. 2 M.

Wehmüthig gedachte der Verfasser vorliegender Zeilen beim Durchlesen dieser Gedichte und Novellen des 15. Juli im Jahre 1889, an welchem Tage er bei dem offenen Grabe Hamerling's auf dem St.-Leonhard-Friedhofe in Graz stand und noch eine Scholle Erde auf den Sarg des Dichters warf, dessen Sterbliches sie zur ewigen Ruhe hinabsenkten. Unsterblich aber werden wol die großen Dichtungen bleiben, die jener geniale für classische Schönheit begeisterte Dichter hinterlassen, jene zahlreichen herrlichen Lieder, die er geschaffen hat. Seit dem Tode des leidenden edeln Mannes, der stets die Ruhe ersehnte, welche ihm endlich zutheil geworden war, erhob sich großer Streit über Werth und Unwerth dessen, was er geboten, und manches gereizte Wort flog hinüber und herüber, den im spätern Leben stets trüb Gesinnten würde es wol ganz besonders traurig berühren, könnte ihm Kunde zukommen von diesem Streite über seinem Grabe, denn er hat sein Edelstes und Bestes aus einer stolzen Dichterbrust geboten und unsere deutsche Poesie mit herrlichen Werken bereichert. Daß nicht alle seine Werke groß und bedeutend waren, wußte er selbst am besten, aber wenn man diese auch abzieht von den übrigen Schöpfungen des Dichters, die ihren Schöpfer für immer überleben werden, so bleibt doch noch ein so werthvoller Rest, daß sich nicht allzu viele Dichtungen unserer letzten Jahrzehnte mit diesem messen können; an edler Sprache, an Schwung und Begeisterung, an prächtiger Form und Correctheit kann sich kaum ein Poet unserer Zeit mit vollem Rechte dem Dichter Hamerling gleichstellen.

Und aus diesem Grunde hat auch der Nachlaß des Dichters, der hier vorgelegt wird, ganz besondere Bedeutung, er bleibt uns eine schöne werthvolle Erinnerung und enthält manches Goldkorn der Poesie, wenn es auch in der Natur der Nachlaßstücke liegt, daß den „Letzten Grüßen" die eine oder die andere Gelegenheitsdichtung mit eingefügt wurde, welche nur aus dem Grunde für uns wichtig erscheint, weil sie eben Hamerling zum Verfasser hat. Ein selbst feinsinniger Poet: Oscar Linke, der Verfasser der „Milesischen Märchen", des Idylls: „Das Veilchen vom Kephissosthal" und anderer Werke, welche einen Geistesverwandten Hamerling's erkennen lassen, hat die Herausgabe des lyrischen Nachlasses übernommen, auch wol die Auswahl getroffen und die Einordnung durchgeführt. Nach dieser finden wir zunächst „politische Gedichte", sodann „Liebesblätter" und „Vermischte Gedichte", ferner „Gelegenheitsgedichte" und „Uebersetzungen" (italienischer Dichter), endlich ältere „Jugendgedichte" in Gruppen zusammengefaßt. Schon die Stücke der ersten Gruppe bieten schöne Gedichte, voll tief empfundener Gesinnung und glühender Begeisterung für das engere und für das weitere deutsche Vaterland. Eins der schönsten „Des Babenberger's Erwachen" feiert in rauschenden Accorden und edeln Versen den babenberger Fürsten und sein geliebtes Wien, neben dieses wären als besonders hervorragend die Gedichte: „Des Ungarkönigs Krönung", das von höchster Begeisterung getragene: „Ein Schiller-Bild am Donaustrande" und das von tiefem Heimatsgefühl zeugende: „Heimatland, trautes Land", auch wol das den deutschen Geist verherrlichende Lied „Deutschland und Italien" zu setzen. Die „Liebesblätter" sind auch keine gewöhnlichen Liebesgedichte, wie deren heute so zahlreiche geboten werden, alle beinahe tragen den Stempel des vornehmen Geistes an der Stirn, neckische heitere Stücke wechseln ab mit ernsten, gedankentiefen. Neben dem klangvollen „Aus der Jugendzeit" sind die zierlichen Liebesgedichte: „Die Primeln", „Spaziergang", „O glückliche Zeit" und mehrere hübsche Poesien früherer Zeit hervorzuheben. Manches Erzählende mit echt epischem Charakter findet sich unter den vermischten Gedichten, manches kleine poetische Bild wirkt rührend und spricht tief zu Herzen. „Der kleine Leo", „Das Galgenholz", die Apostrophe „An B.*" (Bertha) gehören zu dem Ergreifendsten der Sammlung. Auch der eine oder andere Scherz läuft wol mit unter, wie ja gerade Hamerling's Muse hier und da unter Thränen lächelt; die Freude am Schönen und dessen Preis, sowie das Ringen nach hohen Idealen sprechen sich in vielen der Verse aus, welche die Eigenart des Dichters am besten bezeichnen. Es braucht wol nicht bemerkt zu werden, daß auch in den „Gelegenheitsgedichten" vornehme Gedanken und tadellose Form vielfach vereinigt

erscheinen. Die „Uebersetzungen" aus dem Italienischen des Giusti, Carducci, Stecchetti, de Amicis, Emilio Praga erweisen den Meister in der Beherrschung der beiden Sprachen. Noch sei des Anhanges erwähnt, welcher zierliche Jugendgedichte bietet, die insbesondere den Vergleich zwischen der frühern und spätern poetischen Thätigkeit Hamerling's interessant und belehrend gestatten.

Der zweite Band von Hamerling's Nachlaßschriften enthält eine Zahl von Novellen und Erzählungen, deren Stoffe der Dichter wohl dem Volksmunde in Venedig selbst entnommen hat. Nähere Angaben über die „italienischen Quellen", welche auf dem Titel des Buches: „Was man sich in Venedig erzählt" angedeutet sind, finden sich nirgends und so ist es wohl glaublich, daß Hamerling, der selbst öfter in Venedig weilte und dort sowie in Triest Gelegenheit hatte, den italienischen Volkscharakter, die Dialekte und sagenhaften Erzählungen jener Gebiete eingehender kennen zu lernen, sagenhafte Stoffe aus dem Volke unmittelbar aufgezeichnet und in novellistischer Form bearbeitet hat. Die meisten dieser Geschichten knüpfen unmittelbar an Oertlichkeiten und Personen Venedigs aus vergangener Zeit an. Es finden sich grauenhafte Stoffe darunter, wie etwa in der Erzählung von der „Riva de Biasio" oder in jener von der „weißen Frau im Schlosse von Collalto", welch letztere der Dichter selbst als der Sage entnommen bezeichnet. Manche dieser kurzen Geschichten wirft ein Streiflicht auf die frühern Verhältnisse und das Culturleben der Lagunenstadt. Die umfangreichste Erzählung: „Ein Frauenschicksal", erzählt das Geschick eines unglücklichen Liebespaares und erinnert in ihrer Anlage und Darstellung an die Form der alten italienischen Novellisten, deren Ton und Färbung überhaupt in allen diesen Novellen mehr oder weniger zu Tage tritt und von der Beschäftigung Hamerling's mit deren Werken deutliches Zeugniß ablegt.

Anton Schlossar.

# Feuilleton.

Der Verfasser der Schrift: „Ueber die Ewigkeit der Ursachen aller Bewegung, einschließlich der menschlichen Gedanken und Handlungen" von Dr. Karl August Gerhardi (Bielefeld, A. Helmich), behauptet am Ende seiner kleinen Schrift, bewiesen zu haben, „daß jede Bewegung jedes Stoffatoms, jeder Gedanke, jede Handlung von Ewigkeit her bis in alle Ewigkeit hin mit eherner Festigkeit bestimmt ist, daß es daher keine Willensfreiheit, keine Schuld, kein Verdienst gibt", und fügt hinzu: „Eine einzige Bewegung eines einzigen Stoffatoms als Bestätigung dieses ungeheuern Gesetzes ist tausendmal großartiger und bewunderungswürdiger als dieser ganze Kartoffelbrei von Menschen, von nervösen Frauen und den eines Halts bedürftigen schwachen Frömmlingen; ein einziger Kraftgedanke eines Genies ist millionenmal werthvoller als die Gefühle, Gedanken, Handlungen dieses elenden Quallengezüchtes zusammengenommen." Trotzdem erscheint es uns heldenhafter, wenn jemand im Gefühl seiner Verdienstlosigkeit, da selbst das Beste, was er thut, unter seinem Wollen bleibt, die Folgen seines Thuns still erwartet, als wenn er leichthin sich damit brüstet zu sagen: Es gibt keine Folgen. Neues hat der Verfasser in der Begründung dieser alten Lehre nicht gebracht. Er schämt sich sogar nicht, alte alberne Märchen zu wiederholen, so S. 31 zu behaupten, nachdem die großen Hellenen die Unrichtigkeit der Anschauung eingesehen hatten, daß die Sternenmillionen sich um die Erde drehten, habe durch das Christenthum diese Anschauung noch funfzehn Jahrhunderte geherrscht. Als ob nicht gerade die größten Hellenen, die Autoritäten dieser Jahrhunderte, Plato im „Timäus" und Aristoteles in den Schriften „Ueber den Himmel", „Ueber Entstehen und Vergehen" und andern bewiesen hätten, daß der Umschwung des Fixsternhimmels nothwendig sei, um den am Mittelpunkt der Weltachse befindlichen todten irdischen Stoff in der für das Entstehen und Vergehen der Dinge nothwendigen Bewegung zu erhalten; als ob sie nicht sogar die Gestirne als Götter gepriesen hätten! Der Verfasser rühmt den sogenannten negativen Weg der Erkenntniß, das Gesetz „der ausschließenden logischen Nothwendigkeit", das ihn die Unendlichkeit des Raumes beweisen ließ durch den Gedanken: es ist unmöglich, daß der Raum nach irgendeiner Richtung begrenzt ist. Aber mit demselben Gesetz behauptete Aristoteles, dem die Gestirne Götter waren: Es ist unmöglich, daß die irdische Materie in Klumpen, in Atome getrennt ist. Trotzdem zeigte später Newton, den Schöpfer bewundernd, der mit einfachstem Mittel Größtes erreicht, daß alle Materie in Klumpen oder Atome getrennt ist, welche mit einer der irdischen Schwere gleichen Kraft zusammenhalten. Die Thatsache dieser Weltmassen neben dem Weltäther macht es unklar, wie der Verfasser von einer vollkommen dichten Ausfüllung des unendlichen Raumes reden kann. Alt ist seine Behauptung, Kraft und Stoff bildeten ein thätiges Ganzes, aber was er aus dieser Einheit und ihrer ewigen Bewegung für das Strafrecht zu folgern sich rühmt, das folgerte gerade aus der Zweiheit von Kraft und Stoff und der Bewegungslosigkeit des Stoffs bereits Plato in seinem „Timäus", wenn er sagt: „Niemand ist freiwillig schlecht und es ist ungerecht, einen Schlechten anders als einen Kranken zu behandeln." Wir glauben daher nicht, daß die Kraftgedanken des Verfassers viel Aufsehen erregen werden, zumal er selbst sagt „dem Menschen würden, selbst wenn er zur Vernunfterkenntniß gelangt sei, Handlungen und Gedanken auch fernerhin als Ausfluß seiner selbst erscheinen". Er gesteht damit selbst zu, daß der Glauben an eine Willensfreiheit etwas anderes ist als „universale Menschheitsoberflächlichkeit".

— Die Schrift „Geeinte Gegensätze. Von Dr. Ferdinand Maack. Motto: Die Wahrheit liegt in der Mitte. I. Eine Welten-Betrachtung" (Leipzig, Baemeister, 1894) ist dem vorgedruckten Prospect zufolge das erste zwangslos erscheinender, für sich verständlicher und abgeschlossener Hefte, welche zusammen ein philosophisches System darstellen sollen, das in seinen Grundzügen an die alte Weisheit der indischen Vedanta-Philosophie anlehnt. Der Verfasser gibt zu, daß bereits andere mit Gegensätzen in ihren Systemen operirt hätten; er aber habe das Grundprincip des Polarismus durchgeführt. Er selbst spricht seine Lösung des Menschen- und Welträthsels so aus: „Der Gegensatz ist das Grundgesetz der Erscheinungswelt. Sein Indifferenzpunkt ist die übersinnliche Grundlage der Welt überhaupt. Die phänomenale Welt ist polarisirt. Das Apolare liegt in der transscendentalen Welt, wo es individuale Existenz hat. Zweck der Individualitäten ist, sich zu vervollkommnen, zu vollenden, um sich schließlich in der transseendenten Welt mit Gott zu vereinen. Mittel, dies Ziel zu erreichen, ist die durch periodische Incorporationen der Individualität in phänomenale, d. h. polare Formen, Körper und Geist,

— und +, ermöglichte Entwickelung. Hierbei bleibt als «rother Faden» durch das phänomenale und transseendentale Dasein hindurch die final-causale Continuitätsreihe der Individualiät (+) bestehen.“ Das vorliegende Heft läßt uns noch nicht erkennen, daß die Annahme der Seelenwanderung das Räthsel der Welt löst. Erfreulich ist, daß der Verfasser die Seele, das Gemüth, zum Indifferenzpunkt macht, denn dabei wird er weder einseitig den Geist, noch den Körper auf Kosten des Andern erheben oder verachten. Im übrigen leugnen wir überhaupt die Polarität von Körper und Geist oder die Polarisation der Seele in Körper und Geist.

— In der Schrift: „Einige Worte über Raum und Zeit. Aus den Tagebuchblättern des Grafen Alexander von Keyserling, geb. 15. August 1815, gest. 8. Juni 1891“ (Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf., 1894) sind Gedanken und Fragen über Zeit, zu verschiedenen Jahren und Tagen von dem als Naturforscher bekannten Grafen niedergeschrieben, von der sorgsamen Tochter zu einem anregenden Schriftchen vereinigt. Solche Fragen selbst sind alt wie die Philosophie. Was wir Stoff nennen, nannte Plato das Räumliche; die Ewigkeit war ihm das immer Seiende; die Zeit aber besteht nach ihm aus Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Ihm gegenüber unterschied Aristoteles das Raumerfüllende als Stoff vom Raum und vom Ort im Raum. Die Ewigkeit war ihm die anfangslose Zeit selbst mit ihren Geschehnissen. Kant nannte Raum und Zeit Formen der Anschauung. Unser Verfasser durch seine Verehrung zu Kant angeregt, auch über diese Fragen nachzudenken, steht nicht auf dem Boden derer, welche aus Kant folgern, man könne nicht wissen, ob Raum und Zeit wirklich seien; er schreibt mit Recht die Raumzeitlichkeit den Dingen selbst zu. Er findet aber das Verhältniß der Grenzen in Raum und Zeit nicht scharf genug bestimmt. Mit Unrecht nenne Kant eine Fläche, eine Linie einen Raum; denn, sagt er wie auch Aristoteles, mit Flächen und Linien vermehre oder vermindere man keinen Raum. Das ist richtig, sobald man Flächen und Linien als mathematische Dinge von den psychischen Körpern getrennt denkt. Aber insofern unter Flächen, Linien und Punkten sprachliche Bezeichnungen für die Endigungen des Raumerfüllenden verstanden werden, so ist es das Raumerfüllende selbst, welches endet und insofern gehört die Grenze zu dem Raumerfüllenden und ist als Fläche räumlich nach Länge und Breite ausgedehnt. Wir können daher auch mit Rücksicht auf die Grenzen eines Menschen, eines Thieres, der Erde, der Sonne u. s. w. nicht zugeben, daß die Grenzen nur Abstracta seien. Der Verfasser sagt, zwischen Zukunft und Vergangenheit liegt ein Moment, die Gegenwart und es ist ein folgenschwerer Irrthum der Philosophie, die Gegenwart als eine Zeit anzusehen, denn sie ist eine Zeitgrenze. Er erklärt daher auch die Willensfreiheit damit, daß der Entschluß nicht in die Zeit falle, sondern nur in die Gegenwart als Zeitgrenze. Wir aber machen die Freiheit des Willens nicht von der Zeit abhängig, sondern vom Gefühl und dem Willen, selbst verantwortlich zu sein, und leugnen nicht, daß wir mit Plato die Gegenwart als Dauerndes betrachten; denn unsere Gegenwart dauert so lange, als wir Geschehnisse miterleben und wir Vergangenes und zukünftig zu Erwartendes in unserm Denken, Fühlen und Wollen festzuhalten vermögen. Immerhin zeigt das Angeführte, daß diese kleine Schrift viel Beachtung verdient und viel Anregung weckt.

— Während die früher hier (vgl. Nr. 24 d. Bl. f. 1892) besprochenen Briefe von E. Kühn über Elsaß-Lothringen sich über alle politischen wie socialen und wirthschaftlichen Verhältnisse der Reichslande verbreiten, haben wir es in den „Erinnerungen eines höhern Reichsbeamten aus Elsaß-Lothringen, von K. H. Rittner“ (Saarbrücken, Klingebeil) zum bei weitem größten Theile nur mit solchen zu thun, die sich auf das Gefängnißwesen im Unterelsaß beziehen. Die übrigen hier und da eingestreuten persönlichen Erlebnisse des Verfassers und einzelne ziemlich gewaltsam eingefügte Excurse, wie das Loblied auf Sachsen und seine Verwaltung, sind von mäßigem Interesse. Rittner, zu Anfang 1871 Oberinspector im Zuchthause zu Waldheim bei Dresden, trat auf Anregung des sächsischen Ministeriums in den Reichsdienst über. Er wurde zunächst mit der Inspection der Departemental- und Cantonalgefängnisse des Unterelsaß betraut und bald nachher zugleich Director des Centralgefängnisses für Frauen in Hagenau. Zwei Jahre später ließ er sich trotz der Warnung des Oberpräsidenten von Möller durch den wesentlich höhern Gehalt verleiten, den Reichsdienst zu quittiren, um in Hamburg Director des dortigen Gefängnißwesens zu werden, fand aber die Verhältnisse seiner neuen Stellung so unleidlich, daß er sich schon nach 1½ Jahren veranlaßt sah, seinen Abschied zu nehmen. „Ich verfluche noch heute die unselige Stunde, welche mich nach Hamburg geführt hat; mit ihr begann der Horizont meines Lebens sich zu verdüstern.“ Wir haben keine Veranlassung, uns hier auf Rittner's weitere Schicksale und seine übrigen Veröffentlichungen wie die „Randbemerkungen“ zu Mittelstädt's Schrift „Gegen die Freiheitsstrafen“ und die „Pathologie des modernen Strafvollzuges“ einzulassen. Auch seine Excurse über die Anwendung der Prügelstrafen in den Gefängnissen und den Werth der Einzelhaft in der vorliegenden Schrift sind zu kurz und oberflächlich, um ein näheres Eingehen darauf zu motiviren. Von wirklichem Interesse ist dagegen, was er uns von dem Gefängnißwesen im Elsaß aus eigener Anschauung mittheilt. Er fand es noch fast ganz in dem Zustande, wie es unter der französischen Verwaltung gewesen war. Die Gefängnisse waren in Generalentreprise gegeben. Der Unternehmer hatte zwar genau bestimmte Vorschriften zu befolgen und stand unter der Controle der Behörden; aber diese Controle war in der Regel nur auf dem Papiere vorhanden. Der Entrepreneur betrachtete das Gefängniß als eine milchende Kuh, und Rittner entwirft uns ein schreckenerregendes Gemälde von der Unordnung der Zuchtlosigkeit und vor allem der entsetzlichen Unreinlichkeit, die in den Strafanstalten herrschte. Eine derselben vergleicht er geradezu mit Dante's Hölle. Da Rittner, wie es scheint, ebenso energisch wie verständig eingriff, und in seinen Bemühungen von den höhern Behörden, zumal den damaligen Chefs der Verwaltung, von Kühlwetter und von Möller, unterstützt wurde, gelang es ihm, in kurzer Zeit eine vollständige Revolution im besten Sinne durchzuführen. Wir haben dafür ja allerdings außer der unzweifelhaften Billigung seiner Vorgesetzten nur sein eigenes Zeugniß. Aber die ganze Darstellungsweise seiner Schrift gibt uns die Ueberzeugung, daß wir es hier nicht mit Prahlereien und Schönfärbereien im eigenen Interesse, sondern mit unverfälschten Thatsachen zu thun haben. Im ganzen bietet der Inhalt des übrigens gut und fließend geschriebenen Buches für das größere Publikum um so weniger ein lebhaftes Interesse, als die darin geschilderten Zustände sich in den letzten zwanzig Jahren von Grund aus verändert haben.

## Bibliographie.

Brandl, A., Shakespere. VI.: Führende Geister. Dresden, L. Ehlermann. 8. 3 M.

Droysen, G., Geschichte der Gegenreformation. Mit Porträts, Illustrationen und Karten. (Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen, herausgegeben von W. Oncken. 3. Hauptabteilung. 3. Teil. 1. Hälfte.) Berlin, Grote. 1893. 8. Subskr.-Preis 11 M. 50 Pf.

Höcker, O., Das Ahnenschloß. Kulturgeschichtliche Erzählungen für die reifere Jugend. 3. Bd.: Zwei Riesen von der Garde. 3. Auflage. Leipzig, F. Hirt u. Sohn. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Hoenig, F., Der Volkskrieg an der Loire im Herbst 1870. Nach amtlichen Quellen und handschriftlichen Aufzeichnungen von Mitkämpfern dargestellt. 2 Bde. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. Lex.-8. 8 M. 50 Pf.

Tille, A., Die Geschichte der Deutschen Weihnacht. Leipzig, E. Keil's Nachfolger. 4 M.

Uhl, G., Emin Pascha und die deutschen Besitzungen in Ostafrika. Leipzig, G. Uhl. Gr. 8. 50 Pf.

Wasserrab, K., Die Nationalökonomie nach ihrer Stellung, Methode und ihrem neuern Entwickelungsgang. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 80 Pf.

# Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von **F. A. Brockhaus** in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.


Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Der Neue Plutarch.

Biographien hervorragender Charaktere
der
**Geschichte, Literatur und Kunst.**

Herausgegeben von **Rudolf von Gottschall.**

Zwölf Theile. Jeder Theil geh. 6 M., geb. 7 M.

Der „Neue Plutarch" bietet eine Porträtgalerie ausgezeichneter Persönlichkeiten der Geschichte, Literatur und Kunst aus der neuern Zeit, von der Reformation bis zur Gegenwart.

Inhalt:

I.

**Martin Luther.** Von Heinrich Rückert.
**Oliver Cromwell.** Von Reinhold Pauli.
**Heinrich IV. von Frankreich.** Von M. Philippson.
**Voltaire.** Von Karl Rosenkranz.

II.

**Maximilian Robespierre.** Von Rudolf Gottschall.
**Maria Theresia.** Von Adolf Beer.
**Camillo Graf von Cavour.** Von Otto Speyer.

III.

**Philipp II. von Spanien.** Von M. Philippson.
**Charles James Fox.** Von Friedrich Althaus.
**Friedrich von Schiller.** Von Rudolf Gottschall.

IV.

**Ulrich von Hutten.** Von Hans Prutz.
**Konrad Ekhof.** Von Hermann Uhde.
**Lord Byron.** Von Rudolf Gottschall.

V.

**Prinz Eugen von Savoyen.** Von Walter Rogge.
**Jean Jacques Rousseau.** Von F. Brockerhoff.
**Fürst Clemens Metternich.** Von Adolf Beer.

VI.

**Der Große Kurfürst.** Von B. Erdmannsdörffer.
**Herzog von Wellington.** Von Reinhold Pauli.
**Joh. Gottfr. v. Herder.** Von F. v. Baerenbach.
**Graf John Russell.** Von Friedrich Althaus.

VII.

**Napoleon I.** Von Arthur Kleinschmidt.
**Peter Cornelius.** Von Moriz Carriere.

VIII.

**Franz von Sickingen.** Von Hans Prutz.
**Admiral Nelson.** Von F. Althaus.
**Wolfg. Amadeus Mozart.** Von A. Reißmann.

IX.

**Moritz von Sachsen.** Von Hans Prutz.
**Joseph II.** Von Adolf Beer.
**Benjamin D'Israeli, Lord Beaconsfield.** Von Friedrich Althaus.

X.

**Wallenstein.** Von Bernhard Kugler.
**Torquato Tasso.** Von Otto Speyer.
**Napoleon III.** Von Rudolf von Gottschall.

XI.

**Friedrich II., König von Preußen.** Von Martin Philippson.
**Gotthold Ephraim Lessing.** Von Julian Schmidt.

XII.

**Maria Stuart.** Von Walter Friedensburg.
**Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen.** Von Theodor Flathe.
**Johann Wolfgang von Goethe.** Von Adolf Stern.

Jeder Theil ist auch einzeln zu haben.

## Protektion.

Junger talentirter dramat. Autor bittet distinguirte Damen oder Herren um gütige Protektion. Manuscripte zu Diensten. Off. erb. sub **V. O. 769 „Invalidendank" Leipzig.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Sakuntala.

Indisches Schauspiel von **Kalidasa.**
Deutsch metrisch bearbeitet von
Edmund Lobedanz.

Achte Auflage. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

Diese deutsche Uebertragung des indischen Schauspiels „Sakuntala", das sich den größten Dichtungen aller Zeiten anreiht, hat wegen ihrer poetischen Wiedergabe allgemeine Beliebtheit erlangt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Dr. Katzenberger's Badereise.

Von
**Jean Paul.**
Mit Einleitung und Anmerkungen
herausgegeben von
**Otto Sievers.**
(Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts.)

8. Geh. 1 M. 20 Pf. Geb. 2 M.

Zu den unvergänglichen Schöpfungen des Jean Paul'schen Humors gehört „Dr. Katzenberger's Badereise". Obige Ausgabe ist mit einer eingehenden literarhistorischen Würdigung und einem Lebensabriß Jean Paul's, sowie mit ausführlichen erklärenden Anmerkungen versehen und hat daher besonders viele Freunde gefunden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Der Shakespeare-Mythus.

William Shakespeare und die Autorschaft der Shakespeare-Dramen.

Von
**Appleton Morgan.**
Autorisirte deutsche Bearbeitung von
**Karl Müller-Mylius.**

8. Geh. 6 M.

Die Frage, ob William Shakespeare die unter seinem Namen bekannten Dichtungen und Dramen verfaßt habe, welche in England und Amerika bereits eine ganze Literatur hervorrief, beginnt wieder gründlich erörtert zu werden, und dazu bietet das vorliegende Werk außerordentliches Material. Wegen der Fülle mitgetheilter Thatsachen, Aufzeichnungen, Hinweise und Citate ist dasselbe als ein höchst willkommener Beitrag zur Shakespeare-Kunde und Shakespeare-Literatur bezeichnet worden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Briefe an Johanna Motherby

von
**W. von Humboldt und E. M. Arndt.**
Mit einer Biographie Johanna Motherby's und Erläuterungen herausgegeben von
**Heinrich Meisner.**
Nebst einem Porträt.

8. Geh. 3 M. 50 Pf. Geb. 4 M. 50 Pf.

Diese zum ersten male veröffentlichten Briefe bieten einen wichtigen Beitrag zur Charakteristik W. von Humboldt's und Arndt's, insbesondere des letztern, dessen Thätigkeit während der Befreiungskriege, Familien- und Seelenleben sie vorführen. Die vertraute Freundin beider, Johanna Motherby, deren Biographie nebst einem Porträt gegeben wird, tritt hiermit in den Kreis der berühmten Frauen zu Anfang dieses Jahrhunderts.



Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 20. — 17. Mai 1894.



Inhalt: Die sogenannte materialistische Geschichtsphilosophie. Von Paul Barth. — Culturbilder aus dem classischen Alterthum. Von Otto Immisch. — Militärschriften. Von Victor Kurs. — Neue Romane und Novellen. Von M. Rachel. — Neue Lyrik. Von Adolf Brieger. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.


## Die sogenannte materialistische Geschichtsphilosophie.

Die Frage nach dem Woher und dem Wohin des ganzen Menschengeschlechtes kann in zwiefacher Weise gestellt werden: einmal im weitern Sinne, kosmologisch — so könnte man etwa sagen —, indem man das Woher und Wohin im ganzen Weltall sucht, und zweitens im engern Sinne historisch, indem man nur nach dem ersten und letzten irdischen Zustande des Menschengeschlechts fragt. Sowol in dem einen wie in dem andern Sinne hat sie schon die Denker des Alterthums bewegt: Die kosmologische Seite der Frage aber verschmilzt mit der allgemeinen Naturphilosophie, das Schicksal des Menschen wird ein Theil des Schicksals der organischen Welt. Die historische Seite dagegen bildet eine speciell menschliche Wissenschaft, die Geschichtsphilosophie.

Mannichfaltig sind die Antworten der Denker auf diese historische Seite der Frage. Bis auf Aristoteles herrscht bei den Griechen die Vorstellung von dem goldenen Zeitalter; die Geschichte ist keine Vorwärts-, sondern eine Rückwärtsbewegung, ein fortschreitender Verfall; erst Aristoteles, noch mehr die Epikureer machen diesem holden Traume ein Ende, sie sind die modernsten unter den griechischen Philosophenschulen, sie setzen an den Anfang der Geschichte nicht paradiesisches Glück, nicht sittliche Vollkommenheit des Menschen, sondern eine thierähnliche Wildheit, aus der der Mensch erst allmählich durch das gesellige Leben und die daraus erwachsene Sprache sich herausgearbeitet habe. Die Idee des Fortschritts blieb nun ein fester Bestandtheil der Weltanschauung. Die Stoiker nahmen sie auf, mit jüdischen Ideen von der Leitung der Geschichte durch den Willen Gottes vereinigte sie sich im Christenthume und wurde in eigenthümlicher Weise dargestellt von dem großen Urheber und Meister der christlich-mittelalterlichen Weltanschauung, vom heiligen Augustinus. Nach ihm ist zwar der Urzustand auch das Paradies der Bibel, aber der Sündenfall macht ihm ein Ende. Seit dem Sündenfall wiederum findet in sieben Weltepochen, die den sieben Schöpfungstagen entsprechen, eine Rückkehr statt zu Gott und dem Reiche Gottes, zur Herrschaft des Christenthums über die ganze Erde, dem darauffolgenden Weltuntergange, der gleichzeitigen Auferstehung der Guten zu einem neuen Leben in einem neuen verklärten Weltbau.

Diese Geschichtsbetrachtung, für welche die Geschichte der Religion die eigentliche Weltgeschichte ist, blieb wesentlich herrschend bis ins 18. Jahrhundert. Eine durchaus neue Auffassung der Weltgeschichte gibt erst Auguste Comte im Anfang unseres Jahrhunderts. Für ihn werden nicht die religiösen Ideen allein, sondern die Ideen überhaupt, die wissenschaftlichen und philosophischen eingeschlossen, zu dem wesentlichen Inhalt der Geschichte, zu dem alles Uebrige, die jeweilige politische und ökonomische Ordnung und der Inhalt der Kunst einer jeden Epoche, sich nur als Folgeerscheinungen verhalten. Nicht wesentlich verschieden ist auch die Hegel'sche Philosophie der Geschichte, die so lange in Deutschland die Geister beherrscht hat. Auch sie sieht das treibende Motiv aller Veränderungen in dem Fortschritte der Ideen. Die Menschen sind zuerst unfrei der Natur gegenüber, darum auch unfrei im Staate, darum unterworfen dem Despotismus, unfrei in der Religion, darum Anbeter der Naturkräfte; allmählich erst kommen sie zur Freiheit des Geistes, zur Religion des Geistes, zur Freiheit im Staate und in der Kunst.

Die Hegel'sche Philosophie des Geistes als des Siegers über die Natur schlägt in Feuerbach um in die Philosophie des Naturalismus, der Herrschaft der Natur über den Geist. Dieser Umschlag führte auch einen Umschlag der Hegel'schen Geschichtsphilosophie herbei in einem der linken Hegelianer, in dem bekannten Kritiker des Kapitalismus, Karl Marx. Nur setzt Marx an Stelle der Natur den Daseinskampf des Menschen mit der Natur, d. h. seine ökonomische Thätigkeit, und, da diese Thätigkeit

immer eine collective ist, die ökonomische Thätigkeit der Gesellschaft. Nach Hegel ist die Idee der Seelenführer der Geschichte und die freie, nur der Idee gehorchende Seele schafft alles andere. Nach Marx ist die Seele eine Function des Körpers, dieser wieder abhängig von seinen ökonomischen Verhältnissen und die Verhältnisse des Einzelnen abhängig von denen der Gesellschaft. Es wäre also richtig gewesen, wenn Marx anstatt des vieldeutigen Beiworts „materialistisch" das bestimmtere „ökonomisch" gewählt hätte. Denn materialistisch ist auch gar manche andere Ansicht von der Geschichte, z. B. die eines Naturforschers, der die einzigen historischen Ereignisse in den Entdeckungen seiner Wissenschaft und den Erfindungen der Technik sieht, ohne sich um wirthschaftliche Ordnung oder Unordnung im geringsten zu kümmern.

Die erste und einzige Formulirung seiner Ansichten von der Geschichte hat Marx gegeben in seiner Schrift: „Zur Kritik der politischen Oekonomie" (Berlin 1859, Vorwort S. 5): „Die Gesammtheit der Productionsverhältnisse (die einer bestimmten Entwickelungsstufe der Productivkräfte entsprechen) bildet die ökonomische Structur der Gesellschaft, die reale Basis, worauf sich ein juristischer und politischer Ueberbau erhebt und welcher bestimmte gesellschaftliche Bewußtseinsformen entsprechen. Die Productionsweise des materiellen Lebens bedingt den socialen, politischen und geistigen Lebensproceß überhaupt. Es ist nicht das Bewußtsein der Menschen, das ihr Sein, sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewußtsein bestimmt." Diese Sätze, mit denen er die sociale Ordnung bezeichnet, werden ergänzt durch einige andere, die am angeführten Orte darauf folgen, mit denen er den socialen Fortschritt kennzeichnen will: „Auf einer gewissen Stufe ihrer Entwickelung gerathen die materiellen Productivkräfte der Gesellschaft in Widerspruch mit den vorhandenen Productionsverhältnissen, oder, was nur ein juristischer Ausdruck dafür ist, mit den Eigenthumsverhältnissen, innerhalb deren sie sich bisher bewegt hatten. Aus Entwickelungsformen der Productivkräfte schlagen diese Verhältnisse in Fesseln derselben um. Es tritt dann eine Epoche socialer Revolution ein. Mit der Veränderung der ökonomischen Grundlage wälzt sich der ganze ungeheuere Ueberbau langsamer oder rascher um. In der Betrachtung solcher Umwälzungen muß man stets unterscheiden zwischen der materiellen, naturwissenschaftlich treu zu constatirenden Umwälzung in den ökonomischen Productionsbedingungen und den juristischen, politischen, religiösen, künstlerischen oder philosophischen, kurz ideologischen Formen, worin sich die Menschen dieses Conflikts bewußt werden und ihn ausfechten."

Der wichtigste dieser leider wenig präcisen und statt Begriffen Gleichnisse gebenden Sätze ist der folgende: „Die Productionsweise des materiellen Lebens (oder, wie es an einer andern Stelle heißt, die Reproduction des unmittelbaren Lebens) bedingt den socialen, politischen und geistigen Lebensproceß überhaupt." Dieser Satz sagt zunächst nicht, was Marx meint, denn es ist nicht seine Ansicht, daß die Art und Weise der Wirthschaft alle übrigen socialen Processe bedinge, sondern vielmehr, daß sie diese verursache. Nirgends erkennt er andere Factoren als Nebenbedingungen an, sondern die wirthschaftlichen allein sind die Summe aller Bedingungen, die zureichende Ursache. Er geht darin sogar so weit, daß er selbst die Gottesvorstellung der verschiedenen religiösen Epochen als eine Wirkung der Wirthschaftsweise betrachtet. So lange die Völker Gebrauchswerthe erzeugen, sind ihre Götter concret, wie diese Gebrauchswerthe selbst. Sobald aber ihre Erzeugnisse für den Markt bestimmt sind und die abstracte Form der Waare annehmen, wird der Gott selbst abstract, — ein Satz, der schon durch einen Blick auf die Geschichte des Islam widerlegt wird: Denn der abstracte Gott der handeltreibenden Araber wird auch der Gott der nomadischen Beduinen.

Der große Fehler dieser Theorie besteht darin, daß sie übersieht, daß das Leben der Gesellschaft wie des Einzelnen nicht immer das „unmittelbare" bleibt, sondern daß über diesem ein politisches und religiöses, kurz ideologisches Leben sich erhebt, das den Menschen in gleicher Weise wie die Sorge für das unmittelbare Leben in Anspruch nimmt und zu seinen Gunsten ihm Opfer auferlegt, ihn schließlich nöthigt, nicht nach den unmittelbaren ökonomischen Motiven, sondern gegen sie zu handeln. Die Geschichte eines Volkes ist ein beständiges Opfer an ökonomischen Gütern für die ideologischen Güter seiner politischen Selbständigkeit und der religiösen Ueberzeugung, für die entweder das ganze Volk oder ein Theil gegen den andern kämpft. Bei den orientalischen Völkern wird ein großer Theil der ökonomischen Güter den Zwecken des Cultus geopfert, sie verwenden diesen Theil als directes Opfer für die Götter oder zur Unterhaltung eines starken, auf religiöse Thätigkeit beschränkten Priesterstandes. Im christlichen Mittelalter hatte die Kirche — nach einer Schätzung von Taine, die durch die Quellen bestätigt wird, — ein Drittel des Grundbesitzes, die Hälfte des Einkommens und zwei Drittel des Vermögens von ganz Europa in ihren Händen. Dies alles bedeutet nicht einen Einfluß der Oekonomie auf die Religion, sondern umgekehrt der Religion auf die Oekonomie.

Wenn man ferner das politische Leben der Völker ins Auge faßt, so findet man ebenfalls eine starke Selbständigkeit der politischen Motive gegenüber den ökonomischen und oft ein Uebergewicht der erstern über die letztern. Oekonomische Motive waren es nicht, die die Griechen zum Kampf gegen die Perser antrieben, sondern die durchaus politische Liebe zur Unabhängigkeit von einer fremden Macht. Sie handelten dabei sicher gegen ihre materiellen Interessen, der Anschluß an das große Perserreich hätte, wie den unterworfenen Aegyptern, auch ihnen ein neues großes Handelsgebiet eröffnet. Und so findet man durch die ganze Geschichte hindurch sehr oft eine Unterordnung der wirthschaftlichen Rücksichten unter die politischen. Bis-

weilen werden die Völker für diese höhern Gesichtspunkte belohnt, für ihr Fehlen aber oder eine trotz ihnen erlittene Niederlage immer bestraft. Denn nicht bestimmt lediglich die Wirthschaft den politischen Zustand, sondern auch umgekehrt der politische Zustand die Wirthschaft. Indem die Iren von England unterjocht wurden, ist auch ihr wirthschaftliches Leben gebrochen worden, sie sind das wirthschaftlich unglücklichste Volk in Europa geworden, so unglücklich, daß sie die Lebensfähigkeit als Nation verloren haben. In den letzten fünf Jahrzehnten hat die Bevölkerung von Irland beständig abgenommen, ja sich fast auf die Hälfte vermindert.

Es gibt aber noch einen andern Beweis gegen diese sogenannte materialistische Theorie. Die Gesellschaft ist ein Organismus wie der thierische, einfach deshalb, weil der thierische Organismus eine Gesellschaft ist, nämlich eine Gesellschaft von Zellen. Beide, der thierische Organismus wie die Gesellschaft, gehören unter den Begriff des organischen Ganzen. Für diesen Begriff aber ist wesentlich nicht blos das Zusammenwirken der Bestandtheile, sondern auch ihre Wechselwirkung aufeinander und ihre gegenseitige Abhängigkeit. Wenn also in einer Gesellschaft sich verschiedene Systeme mit verschiedenen Thätigkeiten ausgebildet haben, ein ökonomisches (Industrie, Ackerbau, Handel), ein politisches (Regierung), ein religiöses (organisirter Cultus), so wird jede tiefere Veränderung in dem einen Systeme auch eine Veränderung in den andern Systemen herbeiführen, nicht einseitig das ökonomische System über die andern herrschen, gerade so wie in einem physischen Organismus eine Störung im Nervensystem eine Störung der Ernährung zur Folge hat, nicht minder aber das Umgekehrte der Fall ist. Das Bild von Basis und Ueberbau, in dem das gegenseitige Ineinandergreifen der Theile nicht zum Ausdruck kommt, ist also falsch, es müßte ersetzt werden durch ein Bild aus dem organischen Leben.

Die materialistische Geschichtstheorie hat für die Gegenwart eine specielle, weitgreifende Bedeutung. Sie gehört zu den Glaubenssätzen der socialdemokratischen Partei, der sie agitatorische und methodische Dienste leistet. Der dünnste, aber dafür verbreitetste Niederschlag davon ist der in allen Parteiblättern immer und immer wiederkehrende trostlose Refrain: Der Mensch ist das Product der ökonomischen Verhältnisse, unter dem die andere Hälfte der Wahrheit, daß die ökonomischen Verhältnisse das Product der Menschen sind, völlig verschwindet. Agitatorisch wird die Theorie verwerthet, indem die ganze Vergangenheit dargestellt wird als ein Kampf ökonomischer Interessen, als ein Ringen der Habgier mit der Habgier oder eine Nothwehr der Armuth gegen die Habgier. Alle Ideen der Vergangenheit, Patriotismus, Religion, selbst die Kunst sind nur die Schale des Kerns, den die ökonomischen Zustände bilden: Die ökonomischen Fragen werden so die einzigen, die Werth haben, auf sie allein wird die Aufmerksamkeit der Anhänger der Partei concentrirt. Methodisch wird sie verwerthet zu einer ungeheueren Vereinfachung der Weltanschauung, der Entscheidung über die Fragen des Lebens. Ja, es gibt sogar keine Fragen des Lebens außer den ökonomischen. Was den Arbeiter im Klassenkampfe fördert, ist gut, was ihn darin beeinträchtigt, ist schlecht. Persönliche Tugenden gibt es nicht oder sie sind werthlos, jedenfalls bilden für die socialdemokratische Presse, die durchweg „auf dem Boden der materialistischen Geschichtsauffassung steht", keinen Gegenstand ihres Interesses, nur Klassentugenden werden als solche anerkannt.

Wo es daher über ökonomische Fragen hinausgeht, ist die socialdemokratische Presse nicht minder öde, als die Organe des flachsten Liberalismus. Auch ist sie nicht geeignet, auf jugendliche Leser, die doch vor allem zu persönlicher Tüchtigkeit herangebildet werden müssen und deren einzige geistige Nahrung meist diese Presse ist, einen erziehenden Einfluß auszuüben. Denn die Wirkung der Beschäftigung mit einer Idee auf Lebensansicht und Lebensführung ist nur sehr indirect, vor allem auch erst dann möglich, wenn diese Idee durch jahrelanges Festhalten zu Fleisch und Blut geworden ist. Die jugendlichen Leser, die noch nicht im Stande sind, aus der bloßen Idee der socialistischen Wirthschaft für ihr Privatleben Grundsätze abzuleiten, bedürften nicht einer fortwährenden Herabsetzung der Wichtigkeit der moralischen Factoren für die Gesammtheit, sondern vielmehr eines beständigen Hinweises auf ihren Werth für den Einzelnen, woran es aber die socialdemokratische Presse leider fehlen läßt — zum großen Schaden unseres Volkes.

So stark nun der Gebrauch dieser hier dargestellten Theorie der Geschichte ist, so schwach ist ihre Begründung. Marx selbst hat nur gelegentlich in seinen Schriften einige Begründungen und Erläuterungen gegeben. Friedrich Engels hat in verschiedenen Broschüren, am besten in der Schrift: „Herrn Eugen Dühring's Umwälzung der Wissenschaft" einige Illustrationen der Theorie gegeben. Beider Beweisführung ist aber keineswegs methodisch und bündig, sondern sehr aphoristisch. Der Unterzeichnete hat in einer Schrift vom Jahre 1890*) zu prüfen versucht, wie weit die Marx'sche Anschauung Recht, wie weit Unrecht habe. Im vorigen Jahre hat ein socialdemokratischer Schriftsteller, Dr. Franz Mehring, in einem Anhange zu seiner (auch in Nr. 40 d. Bl. f. 1893 besprochenen) „Lessing-Legende" auf diesen kritischen Versuch weniger sachlich erwidernd als dialektisch ausweichend und höhnisch verdrehend geantwortet. Diese Polemik wird wahrscheinlich fortgesetzt werden.

Paul Barth.

---

*) Die Geschichtsphilosophie Hegel's und der Hegelianer bis auf Marx und Hartmann. Ein kritischer Versuch. Von P. Barth. Leipzig, O. R. Reisland. Gr. 8. 3 M.

# Culturbilder aus dem classischen Alterthum.

Die historischen Wissenschaften haben im Laufe dieses Jahrhunderts ihre Betrachtungsweise sehr bedeutsam verändert. Dreierlei dürfte dabei vor allem richtunggebend gewesen sein. Voran der immer mehr erstarkte entwickelungsgeschichtliche Sinn, der darauf dringt, jedes Gewordene als ein Werdendes aufzufassen, es mithin zu begreifen aus seinen Wurzeln und Lebensbedingungen heraus. Damit fiel jene, das einzelne unorganisch isolirende, mit willkürlichen und absoluten Maßstäben urtheilende und verurtheilende Darstellungsart, die unserer Generation als eine noch nicht völlig überwundene bekannt genug ist. Wie ganz anders verlangen wir heute z. B. ein Dichtwerk der Vergangenheit erläutert zu sehen, als dies ehedem geschah. Wir wünschen nicht mehr, daß es eingezwängt wird in das Prokrustesbett eines entweder traditionell überkommenen oder philosophisch deducirten abstracten Regelwerks — genannt Poetik —, sondern wir fragen vor allem nach der Persönlichkeit seines Schöpfers und derer, auf die er wirken wollte: einsehen, wie und warum es gerade so geworden ist, heißt uns das Werk verstehen. Aus den ursprünglichen Lebensbedingungen der Dichtung, die wieder zu vergegenwärtigen die Aufgabe des Erklärers ist, suchen wir das Werk nicht sowol zu beurtheilen, als vielmehr zu begreifen. Statt des absoluten Maßstabs des Aesthetikers wünschen wir den relativen des Culturhistorikers angewendet zu sehen.

Zweitens ist auf die neuere Richtung der historischen Interessen von Einfluß gewesen — wir dürfen uns nicht scheuen, das Ding beim Namen zu nennen — die materielle Gesinnung der Gegenwart. Die überall auf uns anstürmenden socialen Fragen drängen ja auch den Widerwilligen in diese Sphäre: Wer nicht das Verständniß für die eigene Zeit verlieren will, der muß sich darin einrichten, so gut er's eben vermag. Wie sollte die Wissenschaft dem allgemeinen Drange widerstehen? In der That finden wir, daß die neuere Historie den Blick viel lieber auf den materiellen Bedingungen vergangener Lebensepochen ruhen läßt, als auf den großen abstracten Ideen, die in jenen Zeiten lebendig waren. „Wirthschaftsgeschichte" ist eins der beliebtesten Schlagwörter gegenwärtig. Sogar die griechische Geschichte, die wir so gern wie ein heroisches Frescobild im Idealstile zu betrachten liebten, hat kürzlich (durch Julius Beloch in Rom) eine Darstellung gefunden, deren Hauptvorzug in der sorgfältigen Behandlung der volkswirthschaftlichen Verhältnisse zu erblicken ist. Auch in der Auffassung antiker Dichtung und Kunst mußte sich naturgemäß derselbe Trieb nach dem Greifbar-Realen durchsetzen. Wir wollen durchaus wissen, wie diese Künstler und Dichter, wie die von ihnen geschilderte Gesellschaft leibhaftig aussah, wollen die Bedingungen ihres täglichen Lebens, wollen ihre Bedürfnisse, Wohnung, Kleidung, Speise, Trank, und so fort kennen lernen, kurzum, wir streben, statt der blassen Idealtypen der classicistischen Romantik die Alten selbst, in all der derben Realität ihres wirklichen Lebens uns zur Anschauung zu bringen. Es fehlt freilich auch heute nicht an Gegnern dieser Richtung, und der einseitige Betrieb der realistischen Forschung hat hin und wieder Wunderlichkeiten zu Tage gefördert, die den Spott herausfordern mußten. Es mag allerdings Alterthumsforscher geben, die in den Toilettegeheimnissen der platonischen Zeit besser Bescheid wissen, als in den platonischen Schriften; aber in solchen Misständen zeigt sich eben nur der Pferdefuß, den jeder Fortschritt auch der der Studien zu führen pflegt. Und ein Fortschritt ist die realistische Betrachtungsweise des Alterthums zweifellos. Seine wärmsten Bewunderer können nichts lebhafter wünschen, als daß es aus dem lange gehegten Helldunkel idealisirender Schwärmerei in das Freilicht des Realismus hinaustrete. Hier erst kann und muß es seine Macht wahrhaft beweisen; und es wird sie beweisen, dafür haben die großen Alten selbst gesorgt — daran wird auch Paul Nerrlich mit seinem vor kurzem erschienenen Buche über, d. h. gegen das classische Dogma nicht das mindeste ändern.

Den dritten Punkt endlich, den wir zu erwähnen haben, können wir kurz abthun. Wir meinen den Reichthum neuer Quellen historischer Erkenntniß, mit dem der gesteigerte Verkehr unserer Tage durch wissenschaftliche Reisen und Ausgrabungen den vorgenannten beiden Interesserichtungen entgegengekommen ist. Dem classischen Alterthum ist diese Förderung bekanntlich in ganz besonderm Maße zugute gekommen, und noch fast täglich werden neue unmittelbare Monumente und Zeugnisse antiken Lebens dem Anschauungsbedürfniß zur Verfügung gestellt.

Die soeben kurz angedeutete Interesseverschiebung in der Wissenschaft hatte naturgemäß auch eine analoge Veränderung in der Theilnahme des gebildeten Publikums zur Folge. Symptomatisch dafür war der noch unlängst so blühende archäologische Roman. War, — denn daß er gegenwärtig mindestens anfängt, seine frühere Bedeutung zu verlieren, kann nicht geleugnet werden. Der Grund davon ist doch wol neben dem so oft vergeblichen Bemühen, Poesie und Belehrung harmonisch zu verschmelzen, die selbst von einem Meister wie Kingsley nicht vermiedene Gefahr, die Unvollständigkeit oder Fremdartigkeit der Ueberlieferung durch modernen Farbenauftrag zu restauriren. So trug die Gattung den Keim der Krankheit von Anfang an in sich: Kein Wunder, daß das Leiden immer fühlbarer wurde, je mehr sie sich auswuchs. Das beste wäre nun freilich gewesen, das Reizmittel der dichterischen Phantasie ganz beiseite zu lassen: gute Culturgeschichten, wirkliche Bücher freilich, zum Lesen, keine bloßen Repertorien, das war's, was wir brauchten. Allerdings solchem Mangel ist so leicht nicht abzuhelfen: Bücher wie Jakob

Burkhardt's köstliches Werk „Cultur der italienischen Renaissance" sind und bleiben erlesene Seltenheiten. Die Culturgeschichte gar des classischen Alterthums gleicht noch einem dem Nichtfachmanne unzugänglichen Bauplatze, auf dem der Bau eben begonnen hat und noch ganz in den Gerüsten steckt, während die Werkstücke zum größten Theil wohlregistrirt und wohlverschlossen in weitläufigen Magazinen aufgestapelt sind, deren einzelne Abtheilungen gelehrte Namen tragen, wie: Cultusalterthümer, Kriegsalterthümer, Privatalterthümer u. s. w.

Unter solchen Umständen schien es ein Bedürfniß, weitere Kreise, wenn auch noch nicht mit dem vollausgeführten Gebäude, so doch mit dessen Grund- und Hauptlinien vertraut zu machen. Es war mithin ein glückliches Unternehmen des Arthur Seemann'schen Verlages in Leipzig, mit einem auf acht bis zehn Bändchen berechneten Unternehmen von durchaus anspruchsloser Gesammthaltung hervorzutreten, das in abgerundeten Einzeldarstellungen „Culturbilder aus dem classischen Alterthum" *) bringt. Seit 1886 sind sechs solcher Bändchen erschienen, mit dem die Sammlung vorläufig abgeschlossen ist.

Ein Werk großen Stils lag wie gesagt nach der angedeuteten Sachlage gar nicht in der Absicht der Verfasser, die denn auch ihre Individualität hinter der schlichten Sachlichkeit der Schilderung fast ganz zurücktreten lassen. Daß als Leser offenbar ganz besonders die Zöglinge der obersten Gymnasialklassen gedacht sind, ist dem ganzen nur zugute gekommen. Denn einen Führer mit ungefähr diesen und keinen höhern Voraussetzungen wünschen sich sowol diejenigen, die nach humanistischer Jugendbildung auch in einem ihren Schulstudien fremden Berufe das altvertraute Bild sich neu vergegenwärtigen wollen, wie auch nicht minder die andern, in denen nach ganz andern Bildungs- und Lebenswegen das Interesse für das Alterthum wach geworden ist. Mit Recht wird darum auch vom Ballast gelehrter Verweisungen und Quellenangaben abgesehen und das Eingehen in noch schwebende wissenschaftliche Streitfragen thunlichst vermieden. Ein ganz besonderer Vorzug aber dieser Bändchen ist ihre reiche Illustration durch Darstellungen antiker Bildwerke, Bauten, Instrumente, sodaß gleichsam das Alterthum selbst seine Cultur uns veranschaulicht. Selbstverständlich ist dabei in erster Linie der für genugsam bekannte anderweitige Unternehmungen des Seemann'schen Verlags beschaffte Bildervorrath wieder verwendet, nicht immer ganz zum Vortheil der Sache, wie z. B. wenn den Max- und Moritzartigen Rangen, den wir aus des Herodas „Schulmeister" unlängst kennen gelernt haben, die bekannte Bronce des — Dornausziehers illustriren helfen soll: indeß darf anerkannt werden, daß man auch dem Bedürfniß der Verfasser nach speciell für ihren Text ausgewählten und neu herzustellenden Bildern sich nicht verschlossen hat. Was die Qualität der Bilder anlangt, so bieten sie alles, was ein billigdenkender Beurtheiler verlangen wird. Um einen künstlerischen Genuß kann es sich ja in diesem Falle überhaupt nicht handeln, sondern um eine in den Hauptsachen zuverlässige Anschauung, die fast immer erreicht ist.

Eröffnet ward die Reihe 1886 mit einer Darstellung von Handel und Verkehr der wichtigsten Völker des Mittelmeers im Alterthum, von W. Richter. Der Verkehr hat zweckmäßigerweise die erste Stelle erhalten: Zieht er doch gleichsam die starken Hauptfäden, zu denen alle andern Culturbestrebungen den Einschlag liefern. Das wesentlichste aus der phönizischen, griechischen, karthagischen und römischen Verkehrs-, Handels- und Colonisationsgeschichte (einschließlich eines Abschnittes über die römische Post) wird uns in geschickter Auswahl vorgeführt: Gerade dieser Auswahl hat es der Verfasser zu danken, daß trotz der seither fast täglich zugeströmten Fülle neuen Materials sein Büchlein noch immer seinen Zweck erfüllen kann. Von demselben Verfasser folgte 1887 eine Darstellung der Spiele der Griechen und Römer, eine ebenfalls das Lob der geschickten Uebersicht verdienende Schilderung des Zeitvertreibs der Kinder und der Erwachsenen, besonders aber der großen, für die antike Cultur so bedeutsamen öffentlichen Spiele. Gar nicht befreunden kann ich mich dagegen mit dem dritten Bändchen, worin O. Seemann von den gottesdienstlichen Gebräuchen handelt (1888). Die Forschung ist heute weder auf dem Gebiete der griechischen noch auf dem der römischen Religion und ihrer äußern Geschichte schon in der Lage, eine populäre Darstellung selbst bei bescheidenen Ansprüchen zuzulassen. Seitdem die isolirende Betrachtungsweise der „classischen" Völker aufgehört hat und die Anwendung allgemeiner anthropologischer Gesichtspunkte eine dringende und schon mit großem Erfolg hier und da erfüllte Forderung geworden ist, befindet sich dies ganze Studiengebiet in einer gärenden Metamorphose, die eine auf gesicherten Thatbestand hinzielende Schilderung ohne besondere Motivirungen noch nicht verträgt. Dazu kommt, daß Seemann doch gar zu flach aus den bequemsten Hülfsmitteln zweiter Hand geschöpft hat, z. B. die Abschnitte über Mantik und Mysterien erheben sich nirgends über eine Compilation der allergeläufigsten Notizen. Die alles, auch die barste Prosa der Lebensbedürfnisse verschönende Innigkeit des religiösen Lebens in Griechenland ist in dem dürftigen Blatte über die Genossenschaftskulte völlig verkannt, einzelner arger Flüchtigkeiten zu geschweigen (wie wenn z. B. Protagoras Freund des Perikles und des Plato gewesen sein soll). Das gleichfalls 1888 erschienene Bändchen über das „Kriegswesen der Alten", von Fickelscherer, macht einen weit günstigern Eindruck. Der Gegenstand liegt freilich meinen Studien zu fern, als daß ich mir ein Urtheil erlauben dürfte. Ich persönlich verdanke der Lektüre manche klarere Anschauung und höre auch von kundigern Fachgenossen, daß das Büchlein seinem Zwecke sehr wohl entspricht. Das fünfte und sechste Bändchen endlich sind 1889

*) Culturbilder aus dem classischen Alterthum. Leipzig, Arthur Seemann. 1886—1894. Sechs Bände zu je 3 M.

und 1894 erschienen und beide von Richard Opitz. Sie behandeln das Theaterwesen und das häusliche Leben des Alterthums. Beide Arbeiten sind ausgezeichnet durch die überall fühlbare Solidität und Gründlichkeit eines eigenen Quellenstudiums, das der Schilderung zu Grunde liegt. So geht Opitz im Abschnitt über den Theaterbau mit wohlüberlegter Reserve auch ausnahmsweise einmal auf die jetzt so brennend gewordene Streitfrage näher ein, ob das altgriechische Theater eine Bühne besaß oder nicht. Seine Darstellung der sogenannten Privatalterthümer aber stehen wir nicht an, soweit uns ein Urtheil zukommt, die bedeutendste und originellste Leistung unter dem bisher Gebotenen zu nennen. Mit Recht spricht der Verfasser das Bewußtsein aus, überall aus dem Vollen geschöpft zu haben. Das gilt von den monumentalen Quellen ebenso wie von den literarischen. Besonders die aus den Vasenbildern und der Kleinkunst gegebene Auswahl, die viel bisher in weitern Kreisen wenig Bekanntes bringt, ist äußerst instructiv. Die Fühlung mit der neuesten Forschung ist überall merkbar, nicht selten auch ist eine Zurückhaltung ihr gegenüber zu erkennen und wohl berechtigt. Eine sinnige Neuerung ist die Uebertragung des Princips, nach dem die monumentalen Quellen benutzt sind, auch auf die schriftstellerischen Zeugnisse. Wo es irgend angeht, erhalten die Alten selbst das Wort zur Schilderung, und es ist eine zum Theil sehr erlesene Lektüre, deren Früchte der Verfasser überreich vor uns ausschüttet. Oft verbirgt sie sich anspruchslos hinter harmlosen kurzen Sätzchen, und man möchte nur wünschen, die Angabe des Fundortes wäre öfter beigefügt. Natürlich hat das neue Verfahren auch seine Uebelstände. Die Ungleichheit und Unebenheit des Stiles zwar, die sie mit sich bringt, wird man gern in Kauf nehmen. Die Hauptsache ist, daß der Verfasser nicht selten auf Textstellen angewiesen gewesen ist, die in bloßer Uebersetzung und ohne ausführlichen Commentar auch den achtsamen Leser nicht recht fördern können, wie denn z. B. wol niemand durch den Dialog über den Kottabos (S. 262) ein deutliches Bild von der Art dieses Spieles gewinnen wird. Doch, wie schon angedeutet, die Vorzüge dieser tüchtigen und soliden Arbeit überwiegen durchaus, und wir freuen uns, gerade mit ihr unsere Empfehlung des gesammten Unternehmens beschließen zu können.

Otto Immisch.

# Militärschriften.

1. Geschichte der Nord-Armee im Jahre 1813. Von Bernhard von Quistorp. Erster Band: Bis nach der Schlacht bei Dennewitz. Zweiter Band: Bis nach der Schlacht bei Leipzig; Feldzug in Mecklenburg und Holstein. Dritter Band: Beilagen, Skizzen und Pläne. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. 1894. Gr. 8. 30 M.

Eine abschließende (das soll in diesem Falle aber nur heißen: die Erzählung der Ereignisse zu Ende führende) kriegsgeschichtliche Darstellung des Feldzugs der Nordarmee im Jahre 1813 lag bisher noch nicht vor. Der Generalstab hat zwar schon vor längern Jahren die bis zur Schlacht von Dennewitz reichende Periode des Feldzugs bearbeitet, der Anfang davon ist auch im Militärwochenblatt veröffentlicht worden; seitdem aber hatte die Bearbeitung geruht. Der Vorrede zufolge ist die Arbeit nunmehr im Februar 1893 abgeschlossen worden, leider vor dem Erscheinen des Buches von Dr. Ernst Wiehr: „Napoleon und Bernadotte im Herbstfeldzuge 1813“ (vgl. die Besprechung in Nr. 45 d. Bl. f. 1893). Wäre dem jetzigen Vollender der Arbeit, Generallieutenant von Quistorp, der Inhalt dieses Buches schon bekannt gewesen, so hätte die, vom frühern Oberstlieutenant Ollech herrührende historisch-politische Einleitung völlig umgearbeitet werden müssen, und auch im eigentlichen Text wären Zusätze, Abschwächungen der Urtheile, hier und da vielleicht polemische Einschaltungen nothwendig geworden.

Durch das ganze Werk nämlich macht sich eine sehr harte Beurtheilung Bernadotte's, des Kronprinzen von Schweden, geltend, während Wiehr wenigstens für die erste Periode des Feldzugs nachgewiesen hat, daß dessen Maßnahmen im ganzen durchaus zweckentsprechend waren und daß die gegen ihn gerichteten, aus der Zeit der Memoirenschreiber und Ich-Erzähler herrührenden Beschuldigungen zu einem Theile erfunden, zum andern Theile beweislos sind. Da das jetzt vorliegende Werk diese Beschuldigungen wiederholt, wird ohne Zweifel ein Nachtrag erscheinen müssen, in dem der Verfasser sich mit der Arbeit des Dr. Wiehr auseinandersetzt.

Daß das nicht schon geschehen ist, daß vielmehr die Drucklegung des Werkes etwa ein Jahr in Anspruch genommen hat, ist eine Folge seiner Vorzüge, nämlich seiner außerordentlichen Vollständigkeit und — im besten Sinne des Wortes — reichen Ausstattung. Der Band, der die gedruckten Beilagen, Truppeneintheilungen, Armeebefehle, Correspondenzen, sowie die Verzeichnisse der Quellen und Belegstellen enthält, ist über zwanzig Bogen stark. Das Verzeichniß der Quellen — handschriftliche, Zeitungen, Zeitschriften, Tagebücher und Erinnerungen, Biographien, Schriften politischen, strategischen, taktischen, organisatorischen Inhalts, Truppengeschichten, „Oertliche Nachrichten von Laien“ — umfaßt 25 Seiten. Die zu dem obenbezeichneten Bande gehörigen Anlagen enthalten 22 sorgfältig gezeichnete und sauber ausgeführte Gefechtspläne und 6 Skizzen, welche die Stellung der Nordarmee und ihrer Gegner während der Zeit vom 8. bis 13. October 1813 in sehr instructiver Weise verdeutlichen.

Auch der Text selbst enthält eine Fülle von werthvollen Urkunden. Daß Theile von solchen an einigen Stellen zum zweiten male citirt werden, daß dasselbe mit Napoleon's Urtheil über Bernadotte (Pour celui là, il ne fera que piaffer) geschieht, ist kein schwerwiegender Fehler. Unter jenen Urkunden befinden sich Correspondenzen zwischen Kaiser Alexander I. und Bernadotte mit eigenhändigen Zusätzen Beider, Schreiben Gneisenau's, Köckritz', Tauentzien's, Davout's, Bülow's, Hirschfeld's und anderer. Der in der Armee des Königs und Kaisers Wilhelm I. Erzogene liest freilich einen Theil jener, von gegenseitigen Anschuldigungen durchsetzten und unerbetenen Rath enthaltenden Schreiben mit Befremden und Misbehagen. Interessant, wennschon natürlich nicht vom Standpunkte des Kriegsgeschichtschreibers, ist in einigen jener Briefe die Ausdrucksweise und die Rechtschreibung, die sich von der des grundgescheiten, aber wenig gebildeten alten Blücher's nicht allzu sehr unterscheiden, obgleich die Briefschreiber gewiß auf der Höhe der Bildung ihrer Zeit standen. — Als dankenswerth sei erwähnt, daß den der heutigen Welt nicht mehr geläufigen Fürstentiteln der französischen Marschälle deren Eigennamen beigesetzt sind, denn nur diese haben europäischen Klang.

Die Gefechtsschilderungen sind namentlich im zweiten Theile der Arbeit vortrefflich. Geradezu dramatisch lebendig werden die Kämpfe bei der Erstürmung von Leipzig und die in Holstein vorgeführt. Ueberhaupt ist der zweite Theil der Arbeit dem ersten vorzuziehen. Das scharfe Urtheil über Bernadotte ist weit besser motivirt als im ersten Theile und wird an manchen Stellen schwer widerlegt werden können, so namentlich das wegen Bernadotte's hinterhaltigen Verfahrens gegen den General Wallmoden. Das Widerspruchsvolle in dem Verhalten Napoleon's vor und seine Passivität nach der Schlacht bei Leipzig wird treffend gekennzeichnet. Auch liest sich der zweite Theil — trotz einiger stilistischen Flüchtigkeiten und angreifbaren Ausdrücke, wie: Negativleistungen — besser als der erste. In diesem findet sich mehrfach jene, sich übrigens von stilistischen Incorrectheiten, wie falschen Appositionsconstructionen, durchaus nicht freihaltende Glätte und jene „conventionell schwungvolle" Ausdrucksweise, wie sie in den ersten Decennien unseres Jahrhunderts bei denen üblich war, deren erste Bildung noch nicht unter dem Einflusse unserer großen deutschen Klassiker, sondern unter dem der Franzosen gestanden hatte. Bernadotte wird z. B. wie folgt geschildert:

> Sein kohlschwarzes Haar, die stark hervortretende Nase, das Auge voll Feuer und Leben mit dichten breiten Brauen darüber gaben seiner Physiognomie etwas ungemein Ausdrucksvolles, ein hoher Grad von Wohlwollen im Ton seiner Unterhaltung viel Einnehmendes.

Von Bülow heißt es:

> Nicht an Ueberfluß gewöhnt, vielmehr zur Zeit des großen nationalen Unglücks mit Mangel und Entbehrung bekannt, war auch in seinem Hauptquartier von Luxus nicht die Rede.

Noch mehr an mislungene Uebersetzung erinnert die nachstehende Charakteristik Davout's:

> 1813 im Lebensalter von 43 Jahren und von ungewöhnlicher Ausdauer, war Davout ein offener, unabhängiger Charakter mit allen hervorragenden soldatischen Eigenschaften: einer Hingebung an die Sache, welche dem Fanatismus naheliegt, hart gegen sich selbst, aber ebenso anfordernd an Untergebene und Gleichgestellte, bei seinem Thätigkeitstrieb und rücksichtsloser Neigung zu Uebergriffen von ihnen gefürchtet, oft angefeindet und mannichfach verleumdet. Verehrer Napoleon's, weil er der Revolution ein Ende gemacht, Bewunderer — nahezu Anbeter — von dessen Genie, dankbar für die ihm zugebilligten Belohnungen und dem Kaiser, trotzdem er auch von dessen niedrigen Charaktereigenschaften zu leiden hatte, blind ergeben, indem er ihn mit dem Vaterlande identifizirte, stellte er seine ganze gewaltige Energie dem Dienste mit einer Selbstlosigkeit zur Verfügung, welche — in diesem Maße überhaupt ungewöhnlich — besonders selten in den französischen Charakteren damaliger Zeit anzutreffen war.

Wenn in Vorstehendem hervorgehoben werden mußte, daß das ganze Werk mit einigermaßen kritischem Auge gelesen werden muß, und daß es einem Theil seines Inhaltes nach für den Patrioten nicht gerade erquicklich, in formeller Beziehung aber stellenweise für jeden Leser unerquicklich ist, so bleibt dem Werk doch noch eine Summe von Verdiensten. Besonders darf kein Historiker daran vorübergehen, der sich mit der Zeit Napoleon's, namentlich aber mit den bis dahin wenig bekannten und in den historischen Schriften meist vernachlässigten Vorgängen an der untern Elbe im Jahre 1813 beschäftigt.

2. Die Ursachen der Siege und Niederlagen im Kriege 1870. Versuch einer kritischen Darstellung des Deutsch-Französischen Krieges bis zur Schlacht bei Sedan von Woide, Generallieutenant im russischen Generalstabe. Aus dem Russischen übersetzt von Klingender, Hauptmann und Batteriechef im Feldartillerieregiment von Scharnhorst (1. Hannover'sches) Nr. 10. Erster Band. Mit sieben Skizzen in Steindruck und einer Uebersichtskarte. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. 1894. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Vorbehalte wie die obigen sind bei der Empfehlung dieses Buches nicht zu machen. Seine Lektüre gewährt vielmehr eine durch nichts getrübte Anregung und Freude.

An Schriften, die in taktischer Beziehung die Schlachten und Gefechte des letzten großen Krieges beleuchten, hat es bisher nicht gefehlt, und unter ihnen sind viele, die im Tadel sehr viel stärker sind, als im Anerkennen. Der Schriften, die das strategische Element, die Heeresleitung, betrachten, sind wenige, und diese wenigen, theilweise kurz nach dem Kriege geschrieben, lassen nur zu häufig die nöthige Offenheit und gleichzeitig die nöthige Objectivität vermissen. Das gilt von den Werken deutscher und mehr wol noch von denen französischer Autoren.

Eine so einsichtige, maßvolle und dennoch freimüthige Kritik, wie sie General Woide in dem obengenannten Buche liefert, ist bisjetzt nicht geboten worden, und man muß dem Uebersetzer, dessen Arbeit als solche sich übrigens, von ganz wenigen Flüchtigkeitsfehlern abgesehen, vortrefflich liest, wahrhaft dankbar sein.

Vorweg seien einige kleine Irrthümer des russischen

Herrn Verfassers berichtigt. Die Ereignisse von 1866 haben den Bestand des frühern Zollvereins mit Ausnahme der einen Thatsache, daß Lübeck dem nunmehrigen Zollverbande beitrat, nur dem Namen, nicht der Sache nach geändert. — Ein Franzosenhaß war in manchen Theilen des westlichen und südlichen Deutschlands durchaus nicht vorhanden. — Für die Truppen des norddeutschen Bundes standen nicht sieben, sondern nur sechs Hauptbahnlinien zur Verfügung, von denen überdies sich einige in Köln, Düsseldorf, Cassel, Hannover und Leipzig gewissermaßen kreuzten.

General Woide verfolgt in dem jetzt in Uebersetzung vorliegenden ersten Bande seines Werkes die Mobilmachung, den Aufmarsch, die Operationen und Gefechte der beiderseitigen Heere bis einschließlich der Schlacht von Vionville-Mars la Tour am 16. August und betrachtet in methodischem Vorgehen die jeweiligen Gesammtlagen, die aus ihnen erwachsenen oder in ihnen gefaßten Entschlüsse und deren Durchführung, beide Heere mit derselben ruhigen Unparteilichkeit behandelnd. Das über die Franzosen gefällte Urtheil lautet zusammengefaßt etwa: Die Ursachen der Niederlagen waren die Gewissenlosigkeit, die den Krieg ohne genügende Vorbereitung begann, die Zerfahrenheit, die ihn eröffnete, und der während seines Verlaufes zu Tage tretende, durch Organisation und Tradition genährte Mangel an Initiative bei den Unterführern, unter welchen je nachdem der Armeecorpscommandeur gegenüber dem Armeeführer, der Divisionär gegenüber dem Armeecorpscommandeur u. s. w. zu verstehen sind. Die Inferiorität der Franzosen in dieser Beziehung ist es, die ihnen auch in den für die Deutschen nachtheiligsten Lagen den Sieg hat verloren gehen lassen.

Interessanter noch und deshalb eine ausführlichere Wiedergabe verdienend sind die Urtheile über die Deutschen. Das Große Hauptquartier, die drei Armee-Obercommando's, die Commandeure der Armeecorps, Divisionen und Brigaden, sie alle werden einer, bei aller Milde in der Form, in der Sache scharfen Kritik unterzogen. Warum hat das Große Hauptquartier die französischen Cavallerie-Abtheilungen im Juli sehr wohl mögliche Zerstörung von deutschen Eisenbahnen nicht von vornherein als möglich angenommen, warum also die Ausschiffungspunkte der Truppen zuerst soweit nach vorn gelegt, um sie später zurückzuverlegen? Ist der damalige deutsche Grundsatz, die Truppen erst in Ruhe ihre Mobilmachung vollenden zu lassen und die daraus erwachsenden Nachtheile als vorübergehend anzusehen, nicht doch den Franzosen sehr zugute gekommen, indem er ihr eigenes Land geschützt hat? Würden nicht beispielsweise russische Reiterabtheilungen in einem Kriege gegen das Deutsche Reich in Deutschland einbrechen und wichtige Bahnverbindungen zerstören, Requisitionen ausführen u. s. w.? War es richtig, den General von Steinmetz, Befehlshaber der Ersten Armee, im Anfang des Feldzugs ohne Kenntniß von den beabsichtigten Operationen zu lassen und die Rayons der vormarschirenden Ersten und Zweiten Armee nicht von vornherein zu trennen? War es richtig, die Cavallerie-Recognoscirungen, die der Schlacht vom 16. August vorausgingen, so wenig energisch betreiben zu lassen?

Alle diese Fragen beantwortet das Werk in einem dem wirklich Geschehenen entgegengesetzten Sinne. — Die Ablösung des Generals von Steinmetz, der im Anfang des Feldzugs sich der Zweiten Armee geradezu „vor die Nase" gesetzt und am Abend des 14. August nicht zu erkennen vermocht habe, daß der Entschluß seiner Unterführer, dem weichenden Feinde den Rückzug zu erschweren, richtig war, wird gebilligt. Dem Obercommando der Dritten Armee wird vorgehalten, daß es den ersten Angriff auf die Franzosen verzögert und nach Weißenburg nicht genügend durch seine Cavallerie erkundet habe, so daß wegen der dadurch entstandenen Unsicherheit die Schlacht von Wörth zu einer völlig unvorbereiteten, weil ungewollten, geworden sei. Auch sei die Befehlsgebung unvollständig gewesen. Der Cavalleriedivision der Dritten Armee wird zum Vorwurf gemacht, daß sie nach Wörth ungenügend erkundet habe. Daß das Obercommando der Zweiten Armee die Stärke und Stellung der Franzosen am 16. August nicht genügend gewürdigt habe, gereiche diesem Obercommando zum Vorwurf. Ungerechtfertigt sei auch das Verhalten eines Unterführers des neunten Armeecorps, der das Verbot des Generals von Manstein, weiter vorzurücken, auch dann noch befolgte, als es von seinem Urheber sicherlich nicht mehr aufrechterhalten worden wäre.

Das Vorstehende wird ausreichen, um zu zeigen, wie ernst die Kritik des Generals Woide zu nehmen ist. In welcher würdigen Weise sie geübt wird, dafür möge die Stelle, in der der abendliche letzte Vorstoß des 16. August besprochen wird, einen Beleg geben.

> Dieser letzte deutsche Angriff blieb erfolglos, und der kalte Verstand vermag vielleicht ein Unternehmen nicht zu billigen, zu dessen Ausführung die Mittel nicht ausreichten; ein echtes Soldatenherz muß ihm aber zustimmen. Es war ein leuchtender Blitzstrahl männlichen Willens und männlicher Thatkraft, wenn auch der Schlag dieses Blitzes nicht traf. Sein Strahl beleuchtet sozusagen die innern Vorgänge in dem heißen Ringen vom 16. August und zeigt klar die wahren Ursachen für den mindestens im strategischen Sinne erfochtenen Sieg der deutschen Minderzahl über französische Uebermacht. Hier bei Mars la Tour maß sich der matte Eifer der Kampfgenossen des Marschalls Bazaine mit der muthigen und verständnißvollen Ausdauer der deutschen Unterführer; hier traf der halbe Wille des französischen Marschalls auf die eiserne Energie des Prinzen Friedrich Karl.

Diese „muthige und verständnißvolle Ausdauer der deutschen Unterführer", ihr kameradschaftliches Helfen in der dem Nachbarführer drohenden Gefahr, ihre vor Verantwortung nicht zurückschreckende Initiative, sie haben nach General Woide's zutreffender Ansicht den Sieg an die deutschen Fahnen gefesselt, und das gilt vom Unterführer im Range eines commandirenden Generals wie in der Schlacht bei Wörth, ebenso wie von dem eine Schützengruppe führenden Unteroffizier in dem Treffen bei Spicheren.

Victor Kurs.

# Neue Romane und Novellen.

1. Verurtheilt. Roman von Josephine Gräfin Schwerin. Berlin, O. Janke. 1894. 4 M.
2. Die Macht des Kleinen. Roman von A. von der Elbe. Zwei Theile in einem Bande. Berlin, O. Janke. 1894. 6 M.
3. Schlechte Rasse. Novelle von Paul von Schönthan. Leipzig, C. Reißner. 1894. 2 M.
4. Die Flüchtlinge. Eine Geschichte von der Landstraße von Wilhelm Speck. Leipzig, F. W. Grunow. 1894. 2 M.
5. In valle lacrimarum. Acht Novellen von Ludwig Stave. Berlin, P. Ackermann (vorm. C. F. Conrad's Buchhandlung). 1894. 8. 1 M. 50 Pf.
6. Neun Erzählungen von Maurus Jokai. Ausschließlich ermächtigte deutsche Bearbeitung von Ludwig Wechsler. Stuttgart, Dr. Foerster u. Comp. 1893. 8. 3 M.
7. Um der Liebe willen. Roman von Reinhold Ortmann. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1894. 8. 4 M.

Die ersten drei der hier genannten Bücher haben das Gemeinschaftliche, daß sie einen bestimmten Grundgedanken darlegen wollen. Unter ihnen ist der Roman der Gräfin Josephine Schwerin „Verurtheilt" (Nr. 1) unbedingt das bedeutendste Werk. Es handelt sich darin um die wichtige Frage des Duells, die ins Licht gestellt wird durch den Gegensatz zwischen einem Manne, der als junger Mensch den, der seine Mutter verführt und seinen Vater bestohlen und zum Wahnsinn gebracht hat, in der Wuth der Verzweiflung niederschießt und dafür mit Zuchthaus bestraft wird, und einem andern, der einen Menschen, den er von Jugend auf nicht leiden konnte, ohne daß dieser ihm etwas zu Leide gethan hat, bei erster bester Gelegenheit zugleich im Ausfluß übler Laune absichtlich beleidigt und, von ihm gefordert, kaltblütig niederknallt. Der Gegensatz ist wirkungsvoll ersonnen; er wird noch gehoben durch den Parallelismus der beiden Scenen, die zu den verhängnißvollen Katastrophen führen. Mit besonderer Schärfe und Feinheit wird die oberflächliche conventionelle Beurtheilung dargestellt, die beide Thaten in den maßgebenden Kreisen finden. Dieser Gegensatz führt zu scharfem Conflicte dadurch, daß die Schwester des Duellmörders von dem Mörder aus Leidenschaft geliebt wird und ihn wieder liebt; aber in die Wahl gestellt zwischen Bruder und Geliebten wendet sie sich von diesem hinweg, nicht um der That selbst willen, sondern weil er dafür im Zuchthaus gesessen hat, und ergreift die Hand des Duellmörders. Mit dem Siege der conventionellen Anschauung auf der ganzen Linie schließt die Sache ab; nicht einer von deren Vertretern wird bekehrt. Die unglückliche Mutter des ihr von Frevlerhand geraubten Sohnes begleitet zum zweiten male den durch seine im Sturme der Leidenschaft begangene That auf ewig gebrandmarkten Mann an das Schiff, das ihn in das vorurtheilsfreiere Amerika tragen soll. Die Kunst der Erzählerin verdient alles Lob; sowol die Charakteristik der Personen, wie der feine und ungezwungene Parallelismus der Situationen ist sehr wirkungsvoll. Gegen den einzigen Vorwurf, den man erheben könnte, daß das Beispiel mit dem Duell ein wenig craß gewählt sei (sollte sich unter den Freunden des Helmuth keiner finden, der ihn auf die Pflicht der Versöhnung nach einer ganz muthwilligen Beleidigung hinwiese?), wird die Verfasserin einwenden, daß sie ein solches wählen mußte, um die Widersinnigkeit der ganzen Einrichtung zu zeigen. Aber wer weiß, ob ihr Ziel so allgemein war, ob sie nicht nur einen besondern Fall darstellen wollte. Daß sie auf große Wirkung auf die Anschauungen der „Gesellschaft" nicht hofft, geht wol daraus hervor, daß die Gestalt, die die Stimme der gesunden Vernunft ohne Rücksicht auf das herrschende Vorurtheil zu Gehör bringt, Tante Ulrike, schließlich auch bei der Heldin selbst auf keine Wirkung ihrer Worte mehr rechnet und sich mit dem Bekenntniß zurückzieht: „Ich habe umsonst gesprochen." Ein feiner Zug ist es auch, daß diese Tante Ulrike, in der guten Absicht, den zögernden Helden zur Bewerbung um ihre Nichte anzustacheln, ihn unbewußt zurückschreckt, indem sie eine Charakteristik ihrer Nichte gibt, die diesen abhalten muß, sich um das „correct denkende" Mädchen zu bewerben. Und als ein Zufall ihn doch seine Gefühle hat aussprechen lassen und er Gegenliebe gefunden hat, da stellt sich schließlich heraus, daß Tante Ulrike mit der unbewußten Kritik ihrer Nichte Recht gehabt hat, die Heldin kommt über die Thatsache nicht hinaus, daß der Geliebte im Zuchthaus gesessen hat; sie wendet sich von ihm und heirathet schließlich einen guten Freund ihres Bruders, ohne ihn zu lieben, einen derer, die an dem rücksichtslosen Raufhändler keinen Anstoß genommen haben; denn, wie der alte General sagt, „es ist alles in aller Ordnung vor sich gegangen". Alles in Allem ein Buch, das fesselt und viel zu denken gibt, freilich wenig Erfreuliches.

Für weiche Gemüther befriedigender schließt das nächstzubesprechende Buch: „Die Macht des Kleinen" von A. von der Elbe (Nr. 2). Der Gedanke, daß kleine Begebenheiten, kleine Umstände auf den Gang unseres Lebens, auf unsere Schicksalsführung oft entscheidenden Einfluß haben, ist ja durchaus wahr und ließe sich wol auch als Grundgedanke eines Romans oder einer Anzahl Novellen verwenden. Indessen ist er doch im ganzen zu banal, zu alltäglich, als daß sich das wirklich lohnte. Im vorliegenden Romane ist denn auch dieser Grundgedanke nur ziemlich flüchtig hervorgehoben; nur im Anfang des Romans rührt die Wendung, die das Schicksal eines der Hauptheiden nimmt (es gibt nämlich drei Helden), von kleinen Anlässen her. Und an der einen Stelle, wo der Grundgedanke stärker hervorgehoben wird, da will es eigentlich nicht recht stimmen. Denn wenn auch von den drei Buchstaben, die, vor einem Namen stehend, einen so großen Unterschied begründen sollen, als von einer Kleinigkeit geredet wird, da es nur drei Buchstaben seien.

so ist das doch nur ein Spiel mit Worten. Denn das Verhältniß selbst, dessen äußere Bezeichnung das Wörtchen „von" ist, ist doch thatsächlich (in gewisser Beziehung) von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit. — Aber der Grundgedanke ist auch gar nicht die Hauptsache bei dem Buche. Das Buch ist ein gut geschriebener Unterhaltungsroman für Familien- und Frauenkreise, dem ein ganz hübsch gedachter Plan zu Grunde liegt. Drei Grundstücke, die vor der Stadt nebeneinanderliegen, die Villa eines reichen Emporkömmlings, die auf einem halbverwilderten Grundstück angelegte Handelsgärtnerei und endlich das stille Häuschen einer alten Dame bilden den Schauplatz für den ersten Theil des Romans, und die Schicksale der hier aufwachsenden Jugend geben einen reichen, sich mannichfach verwickelnden Stoff ab, der uns dann auf weitere Schauplätze führt, bis der Schluß wieder zurücklenkt zu der Stätte, von der die Erzählung ausgegangen ist und die Kinder, die dort aufgewachsen sind, als glückliche Herren und Besitzer da walten, wo sie in wechselseitigen Freundschaften und Feindschaften ihre Jugend zugebracht haben. In dem dazwischenliegenden Zeitraum geht mancherlei und vielerlei vor, was in einen richtigen Roman hineingehört, sodaß für die nöthige Spannung und Unterhaltung gesorgt ist; die Erzählung ist gut und gewandt und demnach das Buch als eine gute Familien- und Frauenlektüre zu empfehlen. Die gute, bürgerlich gesunde Anschauung, die durch das ganze Buch hindurchgeht, wird nicht verfehlen, auch die Mehrzahl der Leser angenehm anzumuthen.

Einen Gegensatz gegen die eben besprochenen Bücher bildet die Novelle „Schlechte Rasse" von Paul von Schönthan (Nr. 3). Es bildet weder wie das zweite eine Familienlektüre, noch stellt es, wie das erste, ein tieferes Problem in das rechte Licht. Es versetzt uns in die schwüle Atmosphäre der Halbwelt und schildert den Versuch einer diesen Kreisen angehörenden Frau, sich mit ihrer heranwachsenden Tochter, die sie fern von sich hat erziehen lassen, in ein bürgerliches Leben hinüberzuretten, dessen materielle Grundlage freilich das übelverdiente Geld bilden soll. Indessen die Tochter hat schon in der Pension selbst Liebesabenteuer gehabt, kehrt vorzeitig zur Mutter zurück und entdeckt deren Geheimnisse, wie auch sie sich ihr entdecken muß. Unter dem Eindruck des Zusammenbruches aller ihrer Hoffnungen nimmt sich die Mutter das Leben, während die Tochter in die Arme ihres Liebhabers zurückkehrt. Der Titel, den Schönthan dem Buche gegeben, scheint anzudeuten, daß nach seiner Annahme die Tochter so habe werden müssen; es sei schlechte Rasse. Aber hier läßt der Verfasser eine ganze Reihe von Fragen unbeantwortet: Wie ist die Mutter so geworden? Sie hat in unglücklicher Ehe gelebt, ist von ihrem Manne mitten in der Nacht auf die Straße geworfen worden und dann auf den Weg der Schande gerathen. Ist sie schlechte Rasse? Und die Tochter, die doch dem Einfluß der Mutter entrückt gewesen ist, wird so wie diese. Offenbar soll hier die erbliche Anlage entscheiden. Die Tochter wird so, weil die Mutter so ist. Einer Begründung bedarf es nicht. — Das ist sowol als Lebensphilosophie wie als Poesie außerordentlich bequem. Wer nach dieser Philosophie lebt, braucht sich keine moralischen, wer darnach dichtet, keine poetischen Scrupel zu machen. Wie man sonst wohl angesehenen Novellisten bis zum Ueberdruß zurufl, wenn sie sich auf die Bühne wagen, sie seien eben keine Dramatiker, so möchte man hier umgekehrt sagen: ein guter oder sagen wir lieber ein gewandter Lustspieldichter ist deswegen noch kein guter Novellist. Eine Reihe gut gemachter einzelner Bilder und Scenen, anschauliche stimmungsvolle Schilderungen, kräftig wirkende Gegensätze, das sind die Vorzüge der Schönthan'schen Darstellung. Aber dem aufgestellten Problem gegenüber verzichtet Schönthan auf jede tiefere Lösung und begnügt sich mit der nackten Thatsache, sodaß das Buch alles in allem eine mäßig erfreuliche Lektüre bildet.

In eine ganz andere Sphäre kommen wir durch das nächste Buch: „Eine Geschichte von der Landstraße", so nennt Wilhelm Speck seine Erzählung „Die Flüchtlinge" (Nr. 4). Er führt uns damit auf ein Gebiet, das in der letzten Zeit wiederholt Gegenstand socialwissenschaftlicher Erforschung und auch dichterischer Darstellung geworden ist, in die Reihen jener, die aus der seßhaften Bevölkerung ausgestoßen „auf der Walze leben" und eine für sich bestehende Welt bilden, die mit der andern bürgerlichen Welt in ewigem Kriege liegt, die aber diejenigen, die aus dieser andern Welt heraus ihr zur Beute gefallen sind, gleich Gefangenen festhält und nicht wieder herausgibt. Einen solchen Fall erzählt Wilhelm Speck. Ein junger Mann, der als Soldat dient, geräth mit dem vom Vater der Geliebten begünstigten Nebenbuhler in Streit und schlägt ihn nieder; in der Meinung, ihn getödtet zu haben, entflieht er in Begleitung der Geliebten, um seine väterliche Heimat zu erreichen und von dort aus nach Amerika zu entweichen. Auf ihrer Wanderung gerathen die beiden in ihrem Bestreben, belebte Orte zu meiden, und durch ihre Furcht vor obrigkeitlicher Verfolgung in die Gesellschaft jener Ausgestoßenen, in der sie bei ihrer Mittel- und Rathlosigkeit durch einen alten Landstreicher festgehalten werden, der das Paar als willkommenen Beute- und Erpressungsgegenstand behandelt. Das Mädchen treibt endlich in der Verzweiflung den Alten in einen Steinbruch und setzt mit dem Geliebten, nun auch mit einer vermeintlichen Blutschuld beladen, die Flucht fort. Bei der Mutter des Mannes angekommen erfahren sie zwar, daß die erste Schuld keine war; aber durch die zweite und ihre ganze Vergangenheit gezwungen, fliehen sie weiter und suchen die Grenze zu erreichen; da werden sie von den Gensdarmen, die von dem doch noch geretteten alten Vagabunden auf ihre Spur gebracht worden sind, umstellt; bei der verzweifelten Flucht den Berg hinab stürzt das Mädchen und stirbt, der junge Mann gibt sich gefangen, um seine Strafe als Deserteur zu leiden. Den

Alten trifft die reichlich verdiente Strafe dadurch, daß sein Sohn, der als fahrender Musikant sein ganzes Treiben und seine Schlechtigkeit beobachtet hat, den Vater herbe von sich stößt. Es liegt ein eigenthümlich schwermüthiger Zug über dem Ganzen; man empfindet tiefes Mitleiden mit den jungen Menschenkindern, die durch eigenthümliche Verkettung der Umstände und eigenen Unbedacht so tief ins Unglück gerathen; das eigenthümlich Romanhafte, daß in so wohlgeordneten Zeiten Menschen aus wohlgeordneten Zuständen so schnell und unlöslich in jene Welt der Ausgestoßenen verflochten werden können, ist mit Geschick wahrscheinlich gemacht; nur die ersten Tage der Flucht, da die Flüchtigen tagelang unter Vermeidung aller Ortschaften durch die Wälder davonschleichen, muthen etwas märchenhaft an. Ein besonderes Lob verdient die Sprache des Erzählers; er schreibt ein schlichtes, klares, musterhaftes Deutsch, ohne alles Gesuchte, scheinbar fast ohne eigene Zuthat des Erzählers zu den geschilderten Vorgängen fließt die Erzählung dahin; eine jetzt seltene und darum doppelt wohlthuende Erscheinung.

Die auf die Sprache verwendete Sorgfalt hätte sich Ludwig Stave manchmal zum Muster nehmen können, der übrigens in seiner Novellensammlung (Nr. 5) ein sehr beachtenswerthes Talent zeigt. Der Name „In valle lacrimarum" zeigt schon an, daß es lauter Geschichten mit traurigem Inhalt oder Ausgang sind, die uns geboten werden. Und doch kann man nicht sagen, daß das Buch einen trüben oder verstimmenden Eindruck mache; meist vermögen die Helden der einzelnen Erzählungen die Tücke des Schicksals oder die Bosheit der Menschen zwar nicht äußerlich, aber doch innerlich zu überwinden. Der Dichter behandelt ganz außerordentlich verschiedene Probleme: nur ein Motiv kehrt mehrmals, und sogar in einer Novelle zweimal wieder, die verhängnißvollen Folgen einer einzigen Nacht. Aber auch das geschieht in so verschiedener Art und unter so verschiedenen Verhältnissen, daß die Wiederholung nicht auffällig ist. Eine ernste und tiefe Lebensauffassung spricht aus dem Ganzen, wenn auch vielleicht nicht alle Anschauungen, die ausgesprochen werden, der landläufigen Moral entsprechen mögen. Jedenfalls steckt viel Lebenserfahrung und gute Beobachtung in dem Buche. Auch die Sprache verdient im allgemeinen Lob; sie paßt sich den verschiedenen Charakteren gut an. Nur ist die Nachahmung der alltäglichen burschikosen Redeweise da nicht am Platze, wo der Erzähler selbst spricht. Wendungen wie die: „er stieg endlich endgültig in die Klappe" für: „er legte sich endlich ins Bett" wollen wir doch aus der guten Sprache möglichst lange fernhalten.

Am wenigsten befriedigt die Sprache der Uebersetzung der „Neun Erzählungen" von Maurus Jokai (Nr. 6). Die Erzählungen selbst tragen meist einen launigen Charakter und bilden eine leicht unterhaltende Lektüre, ihr Genuß wird aber wesentlich getrübt durch die wirklich recht mäßige Uebersetzung. Das Buch gibt einen neuen Beweis dafür, wie oberflächlich oft die Uebersetzungsarbeit geleistet wird. Daß der Uebersetzer allerlei berechtigte und unberechtigte Austriacismen anwendet, mag ihm noch nicht so schlimm angerechnet werden; obwol die lieben Landsleute aus Oesterreich damit allmählich auch unsere reichsländische Sprache verderben helfen. Aber Verstöße gegen Form- und Satzlehre, wie sie zahlreich vorkommen, verdienen den schärfsten Tadel. S. 81 steht als Conjunctiv des Präteritums von sterben stirbe, S. 73 er erschrickt uns (statt erschreckt); in abhängigen Sätzen steht wiederholt das Präsens statt des Präteritums: er sagte, sie mögen sich erinnern (statt möchten). Wendungen wie: Das Fräulein zählte mit wenigstens sechs Jahre mehr als er (S. 261); er war mit einem Kopfe größer (S. 71), er bekannte sich für einen Anhänger Mohammed's (S. 145), das mehrfach wiederkehrende „sich befindlich" zeigen, daß der Uebersetzer nicht richtig deutsch kann. Fremdländische Namen werden im deutschen Texte in der ungarischen Form gegeben (Akhitophel für Ahitophel); Fremdworte wie Valetaille und Lift einfach herübergenommen; sogar der geschmackvolle Ausdruck „mit Bracchialgewalt" kommt vor. Dabei sind noch eine ganze Anzahl sonderbarer Druckfehler nicht mit in Betracht gezogen: homixem für hominem, Yause für Jause (oder ist hier die ungarische Schreibweise beibehalten?), Puegatorium für Purgatorium — kurz, der Wunsch ist wol erklärlich, daß eine etwaige neue Auflage des Buches nicht blos — wie der Titel besagt — die einzig berechtigte, sondern auch eine mehrfach berichtigte Uebersetzung der sonst recht ansprechenden Erzählungen bieten möge.

Zum Schluß sei noch kurz ein Roman besprochen, der hauptsächlich auf die Neigungen und Bedürfnisse des großen Lesepublikums berechnet ist. „Um der Liebe willen" (Nr. 7) hat Reinhold Ortmann sein Buch überschrieben, wol um zu zeigen, wie verschieden die Menschen um der Liebe willen handeln. Der eine bringt unter Verzicht auf eigenes Glück für die Geliebte oder den Geliebten alle, auch die schwersten Opfer; der andere sucht sich mit allen Mitteln der Bosheit und Hinterlist in den Besitz der Geliebten zu setzen. Die Personen sind die in Romanen schon oft dagewesenen Typen, die in nicht immer neue Beziehungen zueinander gesetzt werden. Ein überschuldeter grand seigneur, der durch verschleierten Selbstmord seinen Erben eine große Versicherungssumme zuwenden will; ein verschwenderischer Sohn, eine adelsstolze Tochter, eine gefühlvollere Nichte; ein junger Ingenieur, der sehr edle Held des Buches, ein sehr reicher und sehr schlechter Emporkömmling, dessen Ränke durch seinen noch schlechtern Helfershelfer entlarvt werden, sodaß schließlich alles noch eine versöhnende Wendung nimmt — das sind die Figuren des Romans, der wol eine müßige Stunde vertreiben helfen mag, ohne gerade höhern Anforderungen zu genügen.

M. Rachel.

# Neue Lyrik.

1. Neue Gedichte von Franz Wolff. Leipzig, O. Mutze. 1893. 8. 1 M.
2. Gedichte von Carl Wilhelm Heer. Dresden, E. Pierson. 1894. 8. 2 M. 40 Pf.
3. Gedichte von Camilla Leonhard. Dresden, E. Pierson. 1893. 12. 2 M.
4. Gedichte von Carl Federn. Stuttgart, Paul Neff. 1893. 12. 2 M.
5. Im Sansara. Neue Lieder und Dichtungen von Karl Ernst Altena (Ernst Reesacz). Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei, A.-G. 1893. 8. 2 M.

Wer einen Stoß von Liederbüchern vor sich liegen hat und, manchmal nach langem Zögern, sich daran macht, sie zu lesen und zu besprechen, der läßt meistens alle Hoffnung schwinden. Es ist ihm, als ob er in ein Inferno hinabsteigen solle, ein Inferno der Mittelmäßigkeit, in dem es oft nichts Tröstliches gibt, als die Unterbrechung durch das ganz Schlechte, ganz Sinnlose, über das man doch wenigstens lachen kann. Aber manchmal erlebt der pflichtgezwungene Leser doch eine angenehme Enttäuschung: auch aus künstlerisch Unbedeutendem klingt ihm zuweilen, in einem in glücklicher Stunde entstandenen Liede, ein echter voller Herzenston entgegen, und hier und da labt er sich sogar an einem Buche, in dem das Gute das Schlechte überwiegt.

Unter den fünf Büchern, die ich hier bespreche, findet sich keins, das ganz schlecht wäre, und sogar einige, die sich über die anständige Mittelmäßigkeit erheben.

Franz Wolff hat seine „Neuen Gedichte" (Nr. 1) seiner Mutter zugeeignet. Das mag ein günstiges Vorurtheil erwecken. Man erwartet eine reine, eine von Herzenswärme erfüllte Poesie und man täuscht sich darin auch nicht. Aber genügt Reinheit und Herzenswärme, um den echten Lyriker zu machen? Wolff hat ein Gedicht, „Eigne Art" überschrieben, das in keiner Weise eigenartig ist, und so ist es auch die übrige Poesie nicht. Wenn ein kleines Gedicht beginnt:

O traue nicht der Außenseite,
Die immer ruhig dir erscheint,

so ist das wol ungewöhnlich, aber doch nur ungewöhnlich platt. Uebrigens sind einige kleine Gedichte aus der „Lieder" überschriebenen Abtheilung wirklich anmuthig:

Weißt du, warum so gerne
Ich dir ins Auge schau?
Ich suche darin meine Seele,
Du allerschönste Frau.

Doch lacht aus deinen Augen
Dein Herz mir wieder zu,
Will ich dir die Seele lassen;
Dein Herz, dein Herz gib du!

„Mönch Dietbert" hat manch artiges Gedicht, aber freilich „nach bekannter Melodie". Auch „Landsknechtslied" spricht an durch einen frischen Ton, aber echte Landsknechtspoesie ist doch ganz anders. Daß das schöne Wien des Dichters Heimat ist, merkt man weder im Guten noch im Bösen.

Der Schweizer Karl Wilhelm Heer zeigt in seinen „Gedichten" (Nr. 2) eine ebenso ehrenwerthe Gesinnung und ebenso viel Gemüth wie Wolff und hat etwas mehr Formsinn als dieser. Hier und da verletzt ein Reim wie „Märchen — Lerchen" das Ohr oder auch ein Ausdruck wie: „Du bist's, auf deren Angesicht der Anmuth Züge ruhn", aber manche Lieder sind in Rhythmus und Sprache und Aufbau wohlgeglückt, so „Frühlingszauber", bis auf das ebenso übellautende wie überflüssige s in der Ueberschrift. Die drei letzten Strophen lauten:

Und horch! da regt es sich in mir,
Ein Ringen und ein Klingen,
Und fort durchs weite Waldrevier
Stürm' ich mit lautem Singen.

Ich kenn' mein eig'nes Lied nicht mehr,
Weiß nicht, ob's fremde Klänge;
Mir tönen rings von ferne her
Froh-liebliche Gesänge! —

O Lieder-, schöne Liederlust,
Wie bist du doch unbändig!
Ob noch so todesbang die Brust, —
Du machst sie neu lebendig.

Für „ich kenn' mein" wäre freilich „ich kenne mein" wohllautender gewesen, und auch das „Lieder-, schöne Liederlust" ist nicht schön. Wohlgeglückt ist die Ballade „Die Verlorne". Die schöne Sünderin will im See „vom Laster frei sich waschen", aber der See verschlingt sie. Das Gedicht ist in der Stimmung außerordentlich fein. Ein sehr anmuthiges kleines Idyll mit einer schönen ernsten Wendung ist „Am See". Es stört nur das mehr als prosaische „seliges Versunkensein". Durch die „Sonettenflur" bin ich ohne Genuß gewandelt. Es fehlt die Verbindung von bedeutendem Inhalt und Formvollendung, die das Sonett nun einmal fordert.

Die „Gedichte" von Camilla Leonhard (Nr. 3) beginnen sehr gut mit „drei Fragen". Die „weise Tochter des Brahmanen", die zu Stein erstarrte Büßerin, die Pythia und die Wala beantworten die drei Fragen: Was ist leben? Was ist lieben? Was ist leiden?

Weise Wala, erdentstiegen,
Meines Wollens Mächtigkeit
Laß den Zauberschlaf besiegen,
Wache eine Athemzeit,
Was ist leben?
„Kommen und Scheiden."
Was ist lieben?
„Leiden."
Was ist sterben?
„Ewigkeit erben."

Aber ist das letzte für eine Wala nicht zu christlich und der Gedanke, daß lieben leiden sei, für eine Erdentstiegene zu modern-sentimental?

Aus einer großen Anzahl guter Gedichte hebe ich noch hervor: „Der Adler"; ferner: „Ist die Historie nicht heiter?" „Ich hab' es satt, das ew'ge Fragen" beginnt das letztere Gedicht, und in den folgenden Strophen heißt es: „Ich hab' es satt, das ew'ge Träumen von Glück" — wofür leider das üble Wort „Glücklichkeit" gebraucht ist — und „Ich hab' es satt, die ew'gen Lieder zu singen, wie sie jeder singt" u. s. w.:

Und dennoch plag' ich, frag' ich,
Bäum' ich, träum' ich,
Schweig' ich, sing' ich.
Wie jeder andre mich durchs Leben weiter —
Ist die Historie nicht heiter?

In dem kleinen Gedichte „An die Philosophie" ist der Gedankengang richtig, aber es berührt doch etwas sonderbar, wenn ein Dichter von seinem „naiven Dichterblick" spricht:

O trübe nicht, Philosophie,
Mir den naiven Dichterblick,
Verschweige, wenn mein Held erliegt,
Mir deine Ansicht vom Geschick,
Und bleib, wenn meine Heldin liebt,
Mit deiner Wissenschaft mir fern!
Es geht die Schönheit Hand in Hand
Mit der verhüllten Wahrheit gern.

Als einsam und unverstanden und gelegentlich auch mit der Geberde eines grimmen Weltrichters stellt sich Karl Federn in seinen „Gedichten" (Nr. 4) dar. Wenn er in der Zueignung sagt:

Ist mir doch, als ob ich allein besäße
Die wahre Kunst des Leidens und der Lust,

so ist das nicht gerade bescheiden, aber solche Einbildungen nimmt man einem Dichter nicht übel. Peinlicher wirkt die eben erwähnte Richterpose:

Soll' ich mich blinde (!) stellen,
Da Gott mich sehend schuf?
Den mir verliehenen verkümmern,
Den richterlichen Beruf?

Schließlich droht er — in einem spätern Gedichte —, man solle ihn ja nicht reizen:

Ihr wähnt, ich rede irre und im Fieber —
Entsinnt euch, wie Kambyses trunken trifft!
Ich sage euch, reizt ihr den Teufel lieber
Als mich und meiner Seele tiefes Gift.

Statt mit Kambyses sollte sich der gute Mann lieber mit Caligula vergleichen, der bekanntlich gewünscht haben soll, die ganze Menschheit hätte einen einzigen Hals, damit er sie mit einem Hiebe köpfen könnte, denn es schließt das Gedicht:

Nehmt euch in Acht! es gärt in meinem Hirne!
Den Griffel nehm' ich mit empörter Hand,
Brandmarkend schreibe ich auf eure Stirne —
Die Spitze zischt — das Mal ist eingebrannt.

Ein bischen Großsprecherei verzeiht man dem Dichter, wenn sie aus der Stärke und Heftigkeit echten Gefühls entspringt, aber diese Großsprecherei überschreitet so alles Maß und zeugt von einer so ungeheuerlichen Selbstüberschätzung, daß sie halb peinlich, halb komisch wirkt.

Der Dichter glaubt, im Besitze der Wahrheit zu sein Lessing's Warnung ist ja überhaupt für unsere neumodischen Adepten verloren. Man sucht nun in den Gedichten nach Offenbarungen, findet sie aber nicht, und das — hat seinen guten Grund.

Doch werden wir dem Dichter als solchem gerecht! Viele Gedichte sind ansprechend, einige von klarer und reiner Schönheit. So „Entfernung". Es beginnt:

Wie muß die Stadt ich hassen,
Die mir mein Lieb entführt,
Wie muß die Stadt ich lieben,
Die nur ihr Fuß berührt'.

Und nun sieht er die Geliebte im Geist am Kamine und liebkost sie in Gedanken und fragt, ob ihr wirklich sein Bild heraufsteige. Dann folgt ein Gedicht, in dem er berichtet, er habe ihr „der Wahrheit Feuerangesicht" unverhüllt zeigen wollen, aber, wie der Refrain lautet, „Das Weib erträgt den Himmel nicht", und dann kommt eine Art Palinodie: Ein solches Weib, wie dieses, meint er, ertrüge doch den Himmel. Auch sonst hat er Lieder, in denen ein menschlich versöhnender Ton klingt. Wie schön ist jenes:

Leiser Regen träufelt nieder,
Und ich gehe, emsig dichtend —
Was ich dichte, weiß ich selbst kaum,
Bilder gleiten um mich her.
Und ich dichte deine Haare,
Deine weichen schwarzen Haare, — —
Und ich dichte deine Augen — —
Und ich dichte deine Seele,
Und ich dichte, was sie fühlet,
Und ich dichte, ach, die Worte:
„Süßer Freund, ich liebe dich!"

Die Oden — richtiger hießen sie, in ihrer rhythmisch freien Form, Hymnen — zeugen von feinem rhythmischen Gefühl und sind in einer reinen und edeln Sprache geschrieben. Vor allen möchte ich dem Hymnus an die Hoffnung den Preis ertheilen. Hier folgt ein nur kurzes Bruchstück:

Ach, warum hast du mich so verrathen,
Schöne Lügnerin, Hoffnung?
Und warum nahst du mir plötzlich wieder
Und neigst mir dein zärtliches Antlitz?
Daß ich dir wiederum traue,
Schöne Lügnerin, Hoffnung?
Wenn du wieder
Flammensehnsucht in meiner Brust entzündest
Und in Träumen wieder
Mir Paradiese versprichst?!
Es ist Nacht, und du flüsterst und flüsterst,
Küssest die Wunden, die du mir schlugst —
Glaub' ich dir? Glaub' ich dir nicht?

Ganz entgeht übrigens dieser die Form hier trefflich handhabende Dichter doch dem Fluch einer Zeit nicht, in der das Gefühl für die Gesetze des sprachlichen Wohl-

klanges, Gesetze, die ein Goethe noch unbewußt befolgte, zu erlöschen droht:

Ich lag nach aufgeregtem Tag im Bett,
Und wollte schlafen und verlöscht' das Licht,

hätte nicht nur Goethe, wenigstens in ernster Poesie, nicht geschrieben, nein auch nicht einmal ein mittelmäßiger Dichter unserer classischen Zeit.

Karl Ernst Altena (Ernst Reesacz), ein Deutschböhme, nennt seine „neuen Lieder und Dichtungen" „Im Sansara" (Nr. 5). Man denkt unwillkürlich an den hochbegabten Julius Hart, der seine ersten Gedichte unter dem Titel „Sansara" veröffentlichte. Auch Altena beherrscht die Form mit großer Sicherheit — eine Bildung wie „Lebensstritt" (für Lebensstreit) mag wol ein Provinzialismus sein; schön ist sie jedenfalls ebenso wenig, wie „kampflich". „Kopold" ist wol ein, freilich recht übler, Druckfehler, wie auch „recitif" für „recidiv", wenn man das als Adjectiv brauchen kann. Unter den ernsten Gedichten sind manche von anmuthigem Reize, so „Die Spielkameradin". Der heimgekehrte Mann begegnet einem erblühten Weibe, das einst sein Gespiel war. Sie will ihm entgegenfliegen, dann stockt ihr Fuß, und nun spricht er davon, wie alles anders geworden sei; sie will es aber nicht gelten lassen, und nun flieht sie wieder schnell, um sich wie einst haschen und küssen zu lassen. Die Balladen verdienen gleichfalls Anerkennung, wenn man auch hier und da die Darstellung plastischer oder farbiger wünschte. Den Balladen verwandt sind die beiden Dichtungen, die den Schluß bilden: „Der Schiffbrüchige" — eine Dichtung in Sonetten, einem Versmaß, dessen Wahl nur als ein Misgriff erscheint, und „Frevelnde Flammen". Eine Bühnenkünstlerin, die viel umworben, ihre Hand endlich einem ungeliebten Grafen gegeben hat, schmachtet in heißer Sehnsucht nach dem verrathenen Geliebten, während ihr scheinbar so kühler Gatte ihr mit einer schönen braunen Waldfrau die Treue bricht. Als sie der Sünderin und ihrem Kinde begegnet, da ruft die innere Stimme: „Vergib nun der Sünderin, Sünderin!" — Das Kind der Waldfrau, das verunglückt ist, stirbt auf ihrem Schoße. (Wo bleibt die Mutter?) Die Gräfin scheidet versöhnt von ihrem Gatten.

Adolf Brieger.

# Feuilleton.

Das wichtigste kunsthistorische Organ, das „Repertorium für Kunstwissenschaft", war mit dem Tode seines langjährigen Leiters, Professor H. Janitschek in Leipzig, an einem bedeutsamen Wendepunkt seiner Geschichte angelangt. Das letzte von Janitschek herausgegebene Heft des sechzehnten Jahrgangs brachte eine Reihe werthvoller kleinerer Beiträge zur deutschen und niederländischen Kunstgeschichte, wie Max Jordan's Bemerkungen zu Rembrandt's Radirungen, die Zuschreibung des bekannten Hals-Porträts in München an den Vlaamen Cornelis Vos (von Hofstede de Groot), Wilhelm Schmidt's Untersuchung über die Thätigkeit Schäufelein's als Holzschneider und den — hoffentlich letzten — Scheffel Notizen von Lehrs über den deutschen und niederländischen Kupferstich des 15. Jahrhunderts, die trotz ihres wichtigen Einzelinhalts wegen ihrer diffusen Form dem Leser des „Repertoriums" sieben Jahre hindurch Qual bereiteten. Die Aufnahme derartiger vorbereitender Notizensammlungen in eine Zeitschrift muß als ein Misgriff der Redaction bezeichnet werden, zumal jeder Fachmann weiß, daß er das gesammte Material in systematischer Ordnung in einem Buch des Verfassers demnächst zur Hand haben wird; sie steht auch in Widerspruch zum Namen „Repertorium", da sie in der That das Finden des Brauchbaren erschwert, statt es zu erleichtern. Ein Repertorium des Repertoriums, also ein Index, war die ersehnte Gabe, mit der die Verlagsbuchhandlung die Wissenschaft in den beiden Schlußheften des sechzehnten Jahrgangs überraschte. Dieses Register, von Dr. von Terey und Dr. Kötschau, zwei Schülern des verstorbenen Redacteurs, verfaßt, sollte noch ein scurriles Nachspiel haben. Der erste der genannten Registratoren bestritt seinem Mitarbeiter in einer Zuschrift an die „Zeitschrift für bildende Kunst" das Recht, das Vorwort zum Index allein zu unterzeichnen. Man mag über die Ehre, ein Vorwort zu einem Register zu schreiben oder zu unterzeichnen, verschieden denken, jedenfalls würden beide Verfasser mehr Ehre eingelegt haben, wenn sie ihren Eifer statt dem Vorwort dem Inhaltsverzeichniß selbst zugewendet hätten. Dieses ist nach Anlage und Ausführung durchaus unglücklich. Nicht nur, daß man den ganzen Stoff in drei Theile zerlegt hat, sodaß drei Register statt eines nachzuschlagen sind, nämlich 1) für Band I—VII, 2) für Band VIII—XIV und 3) für Band XV und XVI, auch innerhalb dieser Abtheilungen sind die unzweckmäßigsten systematischen Gliederungen vorgenommen, sodaß der Wunsch eines wirklichen Registers für diesen Index keineswegs paradox erscheint. Was soll man auch dazu sagen, wenn unter den Autoren, die für das Repertorium geschrieben haben, Albrecht Dürer, Holbein und Rafael aufgeführt werden, dem verdienten Bertolotti zugemuthet wird, über „einige unbekannte Familiennamen unbekannter Künstler" geschrieben zu haben, Rubens um das Schluß-s seines Namens, Dernjae ebenso um das n des seinen gebracht wird, Amberger im Index als Christian wiedererwacht, während er im Leben und im Repertorium stets mit seinem Taufnamen Christoph zufrieden war? Die Abbreviatur eines Autornamens, ein Σ, unter E einzureihen, dürfte ebenfalls vor dem Forum philologischer Kritik nicht ganz zu vertheidigen sein. Doch genug dieser Stichproben. Ist die Arbeit eines Verzeichnisses einer Zeitschrift an sich schon nicht beneidenswerth, so sollte man jedenfalls um die Ehre, ein solches Verzeichniß hergestellt zu haben, nicht gar so heftig streiten. Doch das „Repertorium" hat begreiflicherweise mit dieser Leistung nicht vom Schauplatz abtreten wollen, und so wird denn demnächst eine neue Folge unter der Redaction der Herren von Tschudi und H. Thode beginnen. Wir beglückwünschen die neuen Schriftleiter mit der Mahnung, eine möglichst tiefgehende Reorganisation der Zeitschrift nicht unterlassen zu wollen. Die Lebensfähigkeit eines fachwissenschaftlichen Organs ist mit zarten Fäden an die verschiedensten Vorbedingungen geknüpft. Es gilt, wo der Kreis von Fachgenossen ohnehin klein ist, die Interessen zu centralisiren und dabei nach Möglichkeit Allen gerecht zu werden. Nach dem, was bisher an die Oeffentlichkeit gedrungen ist, soll der literarischen Berichterstattung erhöhte Aufmerksamkeit zugewendet werden, was mit Freuden zu begrüßen ist, wenn es sich auf eine wirklich annähernd vollständige Berücksichtigung der kunstliterarischen Erscheinungen

bezieht. Ob die Berichte über Kunstversteigerungen einen großen Platz in der neuen Zeitschrift mit Recht beanspruchen, nicht lieber einer Sonderpublication für Sammler und Museumsbeamte überlassen bleiben sollten, sei dahingestellt.

— „Ueber die Gewißheit des Allgemeinen. Vortrag gehalten in der Philosophischen Gesellschaft zu Berlin von Dr. A. von Heydebreck. Zugleich das 24. Heft der neuen Folge der Philosophischen Vorträge dieser Gesellschaft" (Leipzig, C. E. M. Pfeffer, 1893). Erste Bedingung der Möglichkeit des Erkennens ist dem Verfasser die Möglichkeit einer absoluten Selbstgewißheit des Gedankens, die jedes Anders-Denken schlechthin unmöglich macht. Vorzugsweise interessirt dabei die Gewißheit, welche unmittelbar mit dem betreffenden Vorstellen verbunden ist. Die Existenz solcher Gewißheit beweist der Verfasser an dem Satze $2 \times 2 = 4$. Wir nun betrachten mit Th. Lipp's „Grundzügen der Logik" (vgl. Nr. 41 d. Bl. f. 1893) als einziges Denkgesetz dies, daß unter gleichen Voraussetzungen stets das Gleiche gedacht werden muß. So lange daher $2 = 1 + 1 =$ zwei Einheiten, $4 = 1 + 1 + 1 + 1 =$ vier Einheiten ist, so lange gilt auch $2 \times 2 = 4$. Wir waren daher erstaunt, eine 35 Seiten lange Betrachtung an den Satz $2 \times 2 = 4$ geknüpft zu sehen; und unwillkürlich fragen wir, ob ein Satz, der soviel bestritten werden kann, wie der Verfasser angibt, ein unmittelbar gewisser sein kann. Wir wollen indeß die Berechtigung solcher Betrachtungen nicht bestreiten; wir wollen nur unser Bedenken äußern gegen andere Behauptungen des Verfassers. Er sagt S. 5: „Die Bündigkeit des logischen Denkens wird in Frage gestellt, wenn unmittelbare Erkenntniß des Allgemeinen nur durch Induction gewonnen sein soll." S. 6: „Strenge Nothwendigkeit und Allgemeinheit bilden das untrügliche Kennzeichen eines nicht empirischen Ursprungs und was in unserm Denken diesen Charakter trägt, kann nicht aus der Erfahrung stammen." S. 7: „Sind wir bei Feststellung unbedingt bindender Gesetze auf die bloße Induction angewiesen, so gibt es keine wahrhafte Erkenntniß des Allgemeinen im Geiste und also auch nicht in der Natur, und all unser Wissen bleibt zuletzt empirisch und unsicher." S. 34: „Ich gründe die Gewißheit des Allgemeinen auf die Gewißheit des Selbstbewußtseins im Einzelacte des Denkens und nicht auf Erfahrung als etwas dem Denken jedenfalls Aeußerliches und Fremdartiges, dem es sich von seiner Seite nur anbequemen und auf dem Wege der Beobachtung und des Experimentes mit hypothetischen Formeln und Regeln nachgehen kann; ich gründe sie auf die unmittelbare Selbstwahrnehmung des beobachtenden und regelbildenden Vermögens selbst." Wir verstehen solche Verachtung und Verkennung der Erfahrung und Induction nicht. Weder die griechische, noch die neuere und neueste Philosophie haben mit solcher Verachtung etwas Wissenschaftliches erreicht, sie blieben mit ihren Selbstwahrnehmungen im Unsichern und ohne wahrhafte Erkenntniß. Erst seit Erfahrung festgestellt wurde, erst seit Galilei erkannte, daß die Erde einen Körper, z. B. einen Stein in einer Sekunde etwa zehn Meter tief fallen macht, erst seit Newton feststellte, daß die Erde den Mond wie einen Stein, der in Mondferne ist, anzieht, erst seit man mit der Freithätigkeit des Denkens das dem Geist Aeußerliche und Fremdartige beobachtete und experimentell erforschte, erst seit diesen Zeiten ward eine praktische Wissenschaft gewonnen, weiß man von strenger Nothwendigkeit und Allgemeinheit, kennt man, wenigstens in der Natur, unbedingt bindende Gesetze; Gesetze, die weder aus der Selbstgewißheit des Gedankens, noch aus Selbstwahrnehmung gewonnen werden.

— Das mit Recht hochgeschätzte, für gebildete Bibelleser bestimmte Werk Eduard C. Aug. Riehm's: „Handwörterbuch des biblischen Alterthums", das unter Mitwirkung zahlreicher Gelehrten in zweiter Auflage von Fr. Baethgen besorgt wird (Bielefeld, Velhagen und Klasing) und heftweise erscheint, nimmt einen so erfreulich raschen Fortgang, daß binnen Jahresfrist bereits die erste Hälfte der in Aussicht genommenen 24 Lieferungen ausgegeben ist und nach Lauf eines weitern Jahres auf Fertigstellung des Ganzen sicher gerechnet werden darf. Wir haben dann wieder ein Werk, auf das die theologische Wissenschaft stolz sein kann. Denn es wird uns hier durch das einmüthige Zusammenwirken der in ihrem Fache hervorragendsten Theologen ein auf den Ergebnissen umfassender Forschung ruhendes Gesammtbild aller der Personen, Ereignisse und Zustände entrollt, deren Kenntniß für ein eindringendes Verständniß der Heiligen Schrift Alten und Neuen Testamentes von Belang ist. Und ist schon in allem übrigen die Ausstattung durchaus würdig und vornehm, so gereichen die nach vielen Hunderten zählenden trefflichen Abbildungen, Karten und Pläne dem Werke noch zu einem ganz besondern Schmuck. Die letzterschienenen Lieferungen, 7—12, umfassen in alphabetischer Ordnung die Artikel Gaza—Malloter. Als Vollbilder (Einschaltbilder) werden die Pangrotte zu Banias, Jericho mit dem Berg Quarantania, Ruinen des Jupitertempels zu Djerash (Gerasa) und ein Plan von Jerusalem geboten. Von den verschiedenen Mitarbeitern begegnen wir, um nur einige zu nennen, G. Baur (in den Artikeln: Hiob, Kinder u. a.); Beyschlag (Gütergemeinschaft, Jesus Christus, Johannes der Täufer, Johannes der Apostel, Judas Ischarioth, Judas Jakobi, Kreuzigung, Lukas u. s. w.); Delitzsch (Gebet, Hebopfer, Levi, Leviten); Ebers (Gosen, Hophra); Hertzberg (Korinth, Laodicea, Lydien, Lykaonien); Kamphausen (Geschenke, Geselliger Verkehr, Glas, Gräber, Gurt, Haus, Herbergen, Hirten, Jagd, Jonathan, Kelter, Kleider, Krankheiten, Kuß, Leder, Mahlzeit); Kautzsch (Hagar, Hethiter, Libyen, Lud, Ma'acha); Kleinert (Gespenster, Hiskia, Hosea, Jehu, Jeremia, Jerobeam, Jesaja, Joahas, Joel, Jojachin, Jojada, Jojakim, Joram, Josaphat, Josia, Josua); Mühlau (Gibea, Gideon, Gilboa, Gilead, Golgatha, Jerusalem, Jordan, Judäa, Kidron); Schlottmann (Götzendienst, Gottesdienst, Herkules); Schrader (Geld, Gewichte, Magier); Schürer (Gorgias, Herodes d. Gr., Herodes Antipas, Herodes Agrippa I. und II., Herodianer, Herodias, Kaiphas, Landpfleger, Lysanias, Lysias, Makkabäer). Es sind also, wie leicht ersichtlich, die einschlagenden Stoffe immer solchen Gelehrten zugetheilt, die auf den verschiedenen Gebieten sich durch ihre Einzelforschung ausgezeichnet haben, während doch andererseits sich eine gewisse Einheitlichkeit der Auffassung und Behandlung wohlthuend geltend macht. Aufgefallen ist uns, daß S. 829 eine altassyrische Darstellung (nach Layard): Verfolgung eines Kamelreiters, und S. 937 eine assyrische Jagdscene (Relief aus Ninive): Asurbanipal auf der Löwenjagd, die sich schon S. 140 und 128 finden, noch einmal zur Darstellung kommen. Schon die bei einem solchen Unternehmen durchaus nöthige Rücksicht auf Raumersparniß hätte hier einen einfachen Hinweis auf die schon früher gegebene Illustration geboten.

## Bibliographie.

Arnefeldt, F., Vermißt. Roman. Berlin, A. Goldschmidt. 1 M.

Einigung Deutschlands, Die. Von einem Mecklenburger. Dresden, H. Minden. 1893. 8. 2 M.

Elden, S., Fünf Erzählungen. Wyck, J. B. Ehlers. 1893. 8. 1 M. 20 Pf.

Frensdorff, F., Briefe König Friedrich Wilhelms I. von Preußen. (Aus Band 39 der Abhandlungen der königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen.) Göttingen, Dieterich. 4. 3 M. 60 Pf.

Gedanken zur Schulreform. Im Anschluß an die Schrift von F. Paulsen: „Ueber die gegenwärtige Lage des höheren Schulwesens in Preußen." Grünberg i. Schl. 1 M.

Hildebrand, R., Ueber das Problem einer allgemeinen Entwickelungsgeschichte des Rechts und der Sitte. Inaugurations-Rede. Graz, Leuschner u. Lubensky. Lex.-8. 1 M.

Kartenstein, Anna, Die goldne Karla. Roman. Berlin, J. H. Schorer. 8. 4 M.

Scherer, F., Der arme Mujo. Wien, Genossenschaft „Schriftstellerhaus". 12. 1 M.

Schmarsow, A., Das Wesen der architektonischen Schöpfung. Antrittsvorlesung. Leipzig, K. W. Hiersemann. Gr. 8. 1 M.

Wolters, W., Sterbliche Götter. Roman. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong u. Comp. 8. 6 M.

# Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von **F. A. Brockhaus** in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.


Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Wesen und Zweck der Politik.

Als Theil der Sociologie
und Grundlage der Staatswissenschaften.

Von
**Gustav Ratzenhofer.**

Drei Bände. Mit 1 lithographirten Tafel. 8. Geh. 20 M.

Diese Untersuchungen über Wesen und Zweck der Politik, eingeleitet und abgeschlossen durch ausführliche Erörterungen aus dem Gebiete der Sociologie, sind auf ganz neuem Wege angestellt, und das System, das der Verfasser entwickelt, trägt durchaus den Charakter der Selbständigkeit. Die weitblickenden, scharfsinnigen Darlegungen behandeln die schwierige Materie in erschöpfender Weise. Staats-, Volkswirthschafts- und Rechtslehrer sowie Politiker im weitesten Sinne werden sich für das zeitgemäße Werk in hohem Maße interessiren.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben wurde in der Lieferungsausgabe vollständig:

## Die Französische Revolution.

Von
**Thomas Carlyle.**

Aus dem Englischen von **P. Feddersen**, umgearbeitet von **E. Erman.**

Dritte Auflage.

Drei Theile. 8. Geh. 7 M. 20 Pf. Geb. 9 M.

Auch in 12 Lieferungen zu 60 Pf. zu beziehen.

Dieses Meisterwerk der englischen Literatur, in welchem der geniale Verfasser ein lebendiges Bild jener großen Zeit entrollt, hat sich rasch in der Gunst der deutschen Leser befestigt, sodaß der zweiten in kurzer Zeit die vorliegende dritte Auflage folgen mußte.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Bruchstücke
aus der
## Theorie der bildenden Künste.

Von
**Ernst Brücke.**

Mit 39 Abbildungen in Holzschnitt. 8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

*(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 28. Band.)*

In den belehrenden Winken, welche der berühmte Verfasser, Professor der Physiologie an der Universität zu Wien, hier über Perspective, Schattenconstruction, Beleuchtung u. s. w. gibt, war er überall darauf bedacht, eine engere Verbindung zwischen der Wissenschaft und dem künstlerischen Wissen herzustellen. Das Buch ist vorzugsweise für angehende Künstler und Laien bestimmt, wird aber selbst für den Meister nicht ohne Nutzen sein.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Religiöse Reden und Betrachtungen

für das deutsche Volk von einem deutschen Philosophen.

Von
**Moriz Carriere.**

Dritte mit kritischen Beigaben vermehrte Auflage.

8. Geh. 7 M. Geb. 8 M. 50 Pf.

Das vorliegende Werk ist bei seinem ersten Erscheinen auf eine Stufe mit Schleiermacher's „Reden über die Religion" und Fichte's „Reden an die deutsche Nation" gestellt worden, und wie diese seine Vorgänger hat es einen heilsamen, tiefgehenden Einfluß auf die Gebildeten Deutschlands geäußert. Auch die neue, dritte Auflage wird jenen, die das Werk noch nicht kennen, eine Erhebung sein, ist aber infolge der Anfügung einer Reihe von Zusätzen auch für Besitzer früherer Auflagen von Werth.

Die dritte Auflage der „Religiösen Reden und Betrachtungen" bildet zugleich den 14. Band von Carriere's „Gesammelten Werken".

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Jenny Lind.

Ihre Laufbahn als Künstlerin.

**1820 bis 1851.**

Nach Briefen, Tagebüchern und andern von Otto Goldschmidt gesammelten Schriftstücken.

Von
**H. S. Holland und W. S. Rockstro.**

Autorisirte deutsche Uebersetzung von
**Hedwig F. Schoell.**

Mit 6 Heliogravüren, 8 Abbildungen und Musikbeilagen.

Zwei Bände.

8. Geh. 18 M. Geb. 20 M.

Eine treffliche Biographie Jenny Lind's, der als „schwedische Nachtigall" hochgefeierten Sängerin: allen, welche sie selbst noch gehört, gewiß besonders willkommen, aber von hervorragendem Interesse auch für jeden Freund der Musik und des Theaters. Die deutsche Ausgabe wird durch ein Vorwort von Otto Goldschmidt, dem Gemahl der Künstlerin, in Deutschland, ihrer „künstlerischen Heimat", eingeführt. Die englische Ausgabe ist bereits in dritter Auflage erschienen.



Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 21. — 24. Mai 1894.



Inhalt: Ueber den neuesten Stand der homerischen Frage. Von Richard Opitz. — Zur Völkerkunde. Von Th. Achelis. — Zur Geschichte des deutschen Buchhandels. Von Walther Schultze. — Romane und Erzählungen. Von Karl Müller-Rastatt und Karl Schrattenthal. — Neue Lyrik. Von Adolf Brieger. — Friedrich Schlögl. Von Anton Schlossar. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.


## Ueber den neuesten Stand der homerischen Frage.

Man muß des Webens der Penelope gedenken und der Mühen des Sisyphos, wenn man die Anstrengungen unserer Gelehrten sieht, das Räthsel der homerischen Gedichte zu lösen, und auf keinen schöpferischen Geist läßt sich das Dichterwort, daß die Kärrner zu thun haben, wenn die Könige bauen, mit mehr Recht anwenden als auf Homer. Das Jahrhundert seit dem Erscheinen von Wolf's „Prolegomena ad Homerum" (1795) hat auch nicht zu Ende gehen sollen, ohne daß noch einmal ein herzhafter Anlauf in der Sache genommen worden wäre. Da der Verfasser des neuesten, sehr umfangreichen Buches über Homer*), Louis Erhardt, die Frage im Principe endgültig gelöst zu haben hofft, so wird es gerechtfertigt erscheinen, wenn wir etwas länger dabei verweilen.

Das Odium, die homerischen Gedichte „zerrissen" zu haben, ruht, namentlich infolge der Schiller'schen Epigramme, auf F. A. Wolf, und doch ist dieser noch sehr zurückhaltend zu nennen gegenüber der gewaltsamen Kritik Lachmann's. Die Behauptung Erhardt's, daß auf dessen Standpunkt die Philologie im wesentlichen noch heute verharre, möchten wir nicht unterschreiben. Wol aber stimmen wir ihm aus ganzer Seele bei in der Ueberzeugung, daß dieser Standpunkt, die sogenannte Kleinliedertheorie, unhaltbar ist. Ist aber denn der ganze Streit somit fruchtlos gewesen? Gewiß nicht. Man hat den Stein der Weisen zwar nicht gefunden, aber allerhand nützliche Beobachtungen gemacht. Wer sich in dem Wirrwarr der bisherigen Untersuchungen orientiren will, dem können wir ein Buch empfehlen, das, schon lange als tüchtig anerkannt, jetzt durch eine gute Uebersetzung ins Deutsche noch mehr zugänglich geworden ist und das Interesse für die etwas in Miscredit gekommene homerische Frage wieder anregen wird, wir meinen: „Homer, eine Einführung in die Ilias und Odyssee" von R. C. Jebb. *) In vier Kapiteln gibt es erstens eine allgemeine literarische Charakteristik der Gedichte und handelt dann über die homerische Welt, über Homer im Alterthum und über die homerische Frage. Durch die stärkere Heranziehung der englischen Forschung wird der Werth des Schriftchens erhöht. Die Frage des homerischen Hauses ist durch die Bemerkungen im Anhange nicht genügend geklärt. Erwähnt sei noch, daß Jebb trotz der Ergebnisse der Schliemann'schen Ausgrabungen in Hissarlik, die bekanntlich in vielversprechender Weise jetzt fortgeführt werden, an Bunarbaschi als der Stätte des alten Troja festhält. Indem wir im übrigen den Leser auf das sehr übersichtlich und anschaulich geschriebene Buch verweisen, beschränken wir uns hier auf die den Stand der homerischen Frage betreffenden Partien. Die große Aufgabe der neuern Kritik war nach Jebb, das conservative Element in Wolf's Theorie aufzudecken, indem man es der Auffassung Nitzsch's anpaßte, nämlich daß die ursprüngliche Ilias schon ein episches Gedicht war und nicht nur der Gesang eines primitiven Sängers. „Alles", meint er selbst, „weist darauf hin, daß der Plan der Ilias von einem großen Dichter entworfen wurde, welcher auch die wesentlichsten Theile (in der Hauptsache zunächst nämlich die Bücher I, XI und XVI bis einschließlich XXII) ausführte." Wir dürfen dieses Zugeständniß, ohne uns für die Fortsetzung zu verpflichten, einstweilen hinnehmen, wollen aber auch hier schon darauf hinweisen, daß aller Wahrscheinlichkeit nach die Pause zwischen Streit und Versöhnung schon von jenem ursprünglichen Dichter mit mannichfachem Inhalte erfüllt worden ist.

Es ist keineswegs blos das kritische Bedürfniß, das die Gelehrten immer wieder zur Beschäftigung mit der

*) Die Entstehung der homerischen Gedichte von Louis Erhardt. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1894. Gr. 8. 12 M.

*) Homer, eine Einführung in die Ilias und Odyssee von R. C. Jebb. Autorisirte Uebersetzung von Emma Schlesinger. Berlin, Calvary u. Comp. 1893. 8. 4 M.

homerischen Frage antreibt. Erhardt ist z. B. durch eine Untersuchung über die ältesten griechischen Verfassungsverhältnisse zu eingehenderm Studium der homerischen Gedichte veranlaßt worden. Man hat in der That heutzutage bei geschichtlichen Fragen jeder Art nur die Wahl, sich von diesem Gebiete fernzuhalten oder Stellung zu den kritischen Fragen zu nehmen. Die Darlegungen des Verfassers zerfallen in zwei Theile, in eine orientirende und den eingenommenen Standpunkt begründende Einleitung und in eine eingehende Analyse aller Gesänge der Ilias. Erhardt will damit die Hypothese von dem sogenannten Volksepos begründen, wofür ihm namentlich Jakob Grimm die leitenden Gesichtspunkte gegeben hat. Da diese Ansicht etwas in Verruf gekommen ist, so sucht er durch umsichtige Betrachtungen erst Boden für sie zu gewinnen. Er warnt auch vor lächerlichen Misverständnissen, zu denen der Begriff Volksgesang Anlaß geben könnte. Wir sind den durchaus klaren Auseinandersetzungen des Verfassers mit großem Interesse gefolgt, können uns aber nicht als überzeugt bekennen. Er erörtert namentlich, welchen Antheil das Volk an der Entwickelung der Sprache habe, und geht dann über auf das Gebiet der Poesie. „Daß die Sprache «dichtet und denkt», hat kein geringerer als Schiller bezeugt." Ganz recht. Sieht aber Erhardt nicht, daß der Inhalt des betreffenden Distichons vielmehr gegen ihn spricht wie auch das Beispiel Goethe's, auf das er sich beruft? „Man spricht immer von Originalität", äußert dieser sich einmal, „allein, was will das sagen! Sowie wir geboren werden, fängt die Welt an, auf uns zu wirken, und das geht so fort bis ans Ende. Und überall, was können wir denn unser Eigenes nennen, als die Energie, die Kraft, das Wollen! Wenn ich sagen könnte, was ich alles großen Vorgängern und Mitlebenden schuldig geworden bin, so bliebe nicht viel übrig." Ja, aber der Faust wäre doch nimmermehr zu Stande gekommen ohne den einen, der alle diese Lichtstrahlen in einem Brennpunkte vereinigte. Demnach bleiben auch die das entscheidende Moment enthaltenden Worte Erhardt's eine unbewiesene Behauptung, daß zu manchen Zeiten die Gesammtheit selbst, das Volk, unter bestimmten günstigen Vorbedingungen dichterische Werke hervorbringe, die eben durch die gemeinsame Schöpfung vieler eine eigenthümliche Größe und Schönheit erlangten, wie sie kein einzelner, auch das größte Genie, je erreichen könnte. Bleibt es ferner schon fraglich, ob die von Erhardt anerkannte — nach ihm ursprünglich nur ideell vorhandene — Einheit der Handlung bei gemeinsamer Arbeit vieler denkbar wäre, so verstärken sich unsere Zweifel bei der Einheit der Charaktere. Auch Jäger erklärt in den homerischen Aphorismen seines kürzlich besprochenen Buches „Pro domo", und zwar schon vor dem Erscheinen von Erhardt's Untersuchungen: „Man mache sich doch einmal deutlich, was dazu gehörte, einen Hektor zu schaffen: wie kann man da noch von Sagen, Volksdichtung und Kleinlied sprechen?" und ferner: „die erste Rede Nestor's ... allein schon zeigt den überlegenen Dichter-Künstler und die Gedankenlosigkeit des Geredes von «Volksdichtern». ... Man kann die These aufstellen: alle Reden Nestor's in der Ilias können nur von einem und demselben Dichter herrühren. Warum? weil ein Nachahmer oder Fortsetzer oder «weit schwächerer» Dichter unmöglich in diesen Reden hätte die feine Grenze innehalten können, wo man über die Eigenart und Rednerei eines Greisen heimlich lächelt, aber nicht lacht, und bei der Länge der Rede nur eben erst anfängt, sich zu langweilen." Geradezu wunderlich aber müssen wir folgende Aeußerung Erhardt's nennen: „Welcher einzelne Dichter hätte wol auf die Idee kommen sollen, einen Abschnitt, wie die Handlung der Ilias ihn bietet, aus dem Sagencyclus herauszugreifen?" Gerade in dieser Beschränkung zeigt sich ja der Meister, wie auch Horaz andeutet. Ein falscher Schluß ist ferner der Versuch, durch einen Vergleich der Ilias mit den cyklischen Epen zu beweisen, daß die Einheit der Handlung nicht nothwendig nur einen Dichter voraussetze. Daß „also gerade das, was im «Volksepos» das Werk eines individuellen Genies sein soll, in den individuellen Schöpfungen der spätern Dichter wieder gar nicht oder in höchst mangelhafter Weise vorhanden war", dies beweist eben nur, daß die genannten Epen von geringern Dichtern herrührten, die sich von Homer unterschieden etwa wie die Annalisten von einem pragmatischen Geschichtsschreiber. Unter anderm bespricht Erhardt genauer die Berührungspunkte des deutschen mit dem griechischen Epos und zieht auch fremde Epen wie Kalewala zum Vergleiche herbei.

Wenn wir endlich auf das Stück seiner Arbeit kommen, das er selbst als die Hauptsache ansieht, so müssen wir bedauern, daß wir an dieser Stelle nicht genauer darauf eingehen können. Diese Analyse ist ein wahres Muster von Fleiß und Gewissenhaftigkeit. Besonders brauchbar ist auch die Verwerthung der antiken Kritik, wie sie in den Scholien uns vorliegt. Auf kleine Widersprüche, die auf bloßen Gedächtnißfehlern beruhen, legt Erhardt kein entscheidendes Gewicht. Sie finden sich auch bei andern Dichtern, namentlich bei Shakespeare, wofür Jäger zahlreiche interessante Beispiele zusammengestellt hat. Wenn Erhardt andererseits meint, daß sie bei Homer durch die Massenhaftigkeit ihres Vorkommens merkwürdig würden, so darf eben auch der Unterschied der Zeiten und der Verhältnisse nicht verkannt werden. Hauptsächlich geht des Verfassers Streben dahin, die erheblichern Anstöße aufzudecken, ohne daß er geneigt wäre, sie durch gewaltsame Mittel beseitigen zu wollen. Auch die deutlich erkennbaren Erweiterungen und Zusätze dürfen nach ihm nicht ausgemerzt werden, da auch sie im Munde der Sänger selbst, während der letzten epischen Periode, entstanden seien. Es will uns aber scheinen, als ob Erhardt doch bei all seinen löblichen Vorsätzen, gerade in dem Bewußtsein, daß er seinen Bedenken keine gewaltthätigen Folgen gäbe, sich habe verleiten lassen, manchmal hyper-

kritisch zu verfahren. In anerkennenswerther Weise zieht er fleißig das sogenannte Motiv ad hoc zur Erklärung herbei. Wenn der Dichter etwas braucht, so ist es eben da oder wird geschaffen, und wir sind nicht berechtigt, eine besondere Vorbereitung zu erwarten. Ob dieses Motiv nicht aber auch in vielen andern Fällen, wo Erhardt es nicht benutzt, Anwendung finden könnte, z. B. auch bei den sich widersprechenden Angaben über den Wohnort des Patroklos? In Bezug auf die Frage, wie es komme, daß Priamos erst im zehnten Kriegsjahre nach den griechischen Helden sich erkundige, sollte er einfach darauf hinweisen, daß eben die Handlung der Ilias erst in dieses Jahr fällt, eine solche Musterung aber dem Dichter sehr willkommen sein mußte. Die Analyse Erhardt's ist ohne Zweifel sehr scharfsinnig und wird in Zukunft allen, auch den Gegnern, als willkommene Grundlage weiterer Forschungen dienen, auch zeigt er sich im Prineipe geneigt, der dichterischen Freiheit manches Zugeständniß zu machen, aber er hätte gut gethan, auch systematisch festzustellen, was man wol dem einen Dichter alles zutrauen könne. Dieser ist ausgezeichnet durch die Gabe Menschen darzustellen und durch ein feines Verständniß für die allgemeinen Gesetze seiner Kunst. Um kleine Dinge macht er sich keine Scrupel. Wir können freilich in unserm papiernen Zeitalter und in unserm „tintenkleckſenden Säculum" auch gar nicht ermessen, wie sehr die Sorgfalt in solchen Nebendingen in seiner Zeit erschwert war. Jedenfalls muß man ein Wort Haupt's, an das Jäger erinnert, sich stets gegenwärtig halten: „Tausend halbe Gründe machen noch keinen ganzen!" Der Dichter rechnet eben nicht darauf, daß er controlirt wird. Er hat sein Werk nicht in einem Zuge geschaffen, konnte aber auch nicht annehmen, daß es jemand in einem Zuge lesen werde. Was muthet nicht auch die bildende Kunst in archaischen Zeiten dem Betrachter für Zugeständnisse zu! Und wenn selbst das kunstvoll ausgebildete griechische Drama sich hinsichtlich der Zeit große Freiheiten gestattet, wer dürfte da einen Epiker mit der Uhr und mit dem Kalender in der Hand kritisiren? Für die hier berührten Fragen kommen namentlich die trefflichen Beobachtungen Jäger's in Betracht, die sehr zu weitern Untersuchungen anregen. Derselbe Gelehrte gibt auch hübsche Zusammenstellungen darüber, in welchen Gedanken-, Vorstellungs- und Anschauungskreisen der Dichter gelebt haben mag, ehe er den kühnen Gedanken eines großen erzählenden Gedichtes faßte. Wir erinnern uns dabei an die oben citirte Aeußerung Goethe's. Selbst wenn Homer, wie es wahrscheinlich ist, alte Lieder von Troja schon vorfand, so erleidet doch sein Verdienst keine Einbuße, so wenig als Schiller's Ruhm dadurch beeinträchtigt wird, daß er für seinen Tell Tschudi's Chronik benutzte. Er war es jedenfalls, der dem Stoffe die Seele einhauchte. Schon durch diese Verwendung alten Sprach- und Geschichtengutes aber mag sich mancher Widerspruch erklären. Man sah auch an antiken Mauern bisweilen die Unebenheiten noch, die durch die Verwendung von Säulenresten und Statuen entstanden waren.

Erhardt erkennt in der Ilias gewisse „Kernstücke", die einmal eine selbständige Bedeutung gehabt hätten. Sie sind aber nach ihm — wie gesagt, durch das Zusammenwirken vieler, bei innerer (ideeller) Einheit — allmählich zu hoher Vollendung gebracht worden und fallen nicht mit den Lachmann'schen Liedern zusammen, in denen vielmehr theils alte Kernstücke auseinandergerissen, theils ganz secundäre Verbindungen bewahrt werden. „Sobald es dann in der letzten Periode des Epos, namentlich an großen Festen, Sitte wurde, daß die Sänger die zu einer *οἴμη* gehörigen Lieder . . . in der durch ihren innern Zusammenhang gebotenen Folge vortrugen, so mußte das ganz von selbst allmählich zur Herausbildung eines zusammenhängenden Corpus führen." Das Hauptaugenmerk Erhardt's ist nun darauf gerichtet, Spuren des Schichtungsprozesses im Epos nachzuweisen. Solche Schichtungen sind in der That vorhanden, und insbesondere liegt der Annahme von Paralleldarstellungen etwas Wahres zu Grunde. Ist es aber richtig, daß diese Verschiebungen nur durch die, wie wir sahen, an sich nicht wahrscheinliche Theorie einer Volksdichtung erklärt werden können? Gewiß nicht. Ein äußerst wichtiges Glied in der Geschichte der homerischen Gedichte ist die Ueberlieferung, daß zur Zeit des Pisistratus die bis dahin getrennten Rhapsodien vereinigt worden seien. An dieser Ueberlieferung, die angezweifelt worden ist, halten wir mit Erhardt aus vollster Ueberzeugung fest. Die damals vereinigten Rhapsodien, die durch die viel spätere Eintheilung in 24 Bücher zum Theil durchschnitten werden, hat Erhardt, wie mir scheint, glücklich herausgeschält, hätte aber nicht ohne weiteres sagen dürfen, daß wir den Homer kennten, wie er durch die erste Niederschrift gewonnen worden sei. In der Periode der Vereinzelung nun müssen, namentlich in einer Zeit, wo das poetische Handwerk, eine Art Meistersang, blühte, mancherlei Varianten und Versionen entstanden sein. Mit dieser Wahrscheinlichkeit läßt sich auch die Beobachtung erklären, daß manche Theile des Epos in der Sprache besonders gefärbt oder auch modernisirt erscheinen. Dem gegenüber steht die Einheit des Stils, die wir nicht als so belanglos betrachten wie Jebb und auch nicht bedingungsweise auf die verlorenen Gedichte des epischen Cyclus ausdehnen möchten. Denn innerhalb der allgemeinen epischen Einheit verräth unser Dichter durchgehends dieselbe dichterische Individualität, worüber wir namentlich auf Jäger's feine Beobachtungen verweisen. So sind wir also auf dem besten Wege, zum Glauben an den einen Homer zurückzukehren! Wir brauchen uns dessen nicht zu schämen. Sehen wir doch, daß nicht blos Dichter und Schwärmer, sondern auch praktisch denkende Männer, die eine vierzigjährige intensive Beschäftigung mit dem Dichter hinter sich haben, an der Einheit der Ilias festzuhalten geneigt sind. Jedenfalls sind wir überzeugt, daß die Homer-Kritik

in Zukunft noch conservativer — und zwar nicht blos aus Verlegenheit, wie bei Erhardt — werden muß. Vielleicht gelingt es, auch das alte Troja in den verschiedenen Schichten von Hissarlik sicher nachzuweisen, deutlicher leuchtet der alte Dichter hervor durch die Schichten, die Jahrhunderte über sein Werk gebreitet haben. Richard Opitz.

## Zur Völkerkunde.

1. Controversen in der Ethnologie. I. Die Geographischen Provinzen in ihren culturgeschichtlichen Berührungspunkten von A. Bastian. Berlin, Weidmann. 1894. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Das uralte Problem der Cultur, das schon in manchen mythologischen Ideen gestreift wird, kann erst auf dem Boden der modernen Ethnologie seine volle Lösung finden, da es sich hier ja nicht um das spärliche Segment einer sogenannten Weltgeschichte, sondern um die sociale Entwickelung der Menschheit überhaupt handelt. Aber wie sich in dieser allumfassenden Perspective große leitende Elementargesetze ergeben, die weit über den ethnographischen und vollends den chronologischen Zusammenhang des Völkerlebens hinausgreifen, so stehen doch auf der andern Seite die ganz specifischen Formen und Erscheinungen bestimmter ethnischer Typen, die sich eben so charakteristisch anderwärts nicht wiederfinden. Hier berührt sich die Ethnologie als Wissenschaft vom Menschen überhaupt mit der culturgeschichtlichen Untersuchung, der es um die Beobachtung und Klarstellung bestimmter Entwickelungszüge in jenem großen Weltbilde zu thun ist, und dieser Punkt ist um so wichtiger, weil gerade hier sich die Möglichkeit eines friedlichen und ersprießlichen Zusammenarbeitens von Völkerkunde und Geschichte anbahnt, die bisher immer noch verkannt wird. Dieser kritischen Frage ist die erste der hier zu besprechenden Schriften Bastian's gewidmet, der ja nicht ruht und rastet, um die schiefen Auffassungen und Irrthümer, welche die Entwickelung seiner Wissenschaft bedrohen, hinwegzuräumen. Ein naheliegendes Beispiel möge uns zu Hülfe kommen: bekanntlich ist es der vergleichenden Rechtswissenschaft auf ethnologischer Basis gelungen, eine auf den ersten Blick überraschende Gleichförmigkeit in den rechtlichen Anschauungen und Institutionen der Menschheit, was gewisse Urtypen anlangt, festzustellen. Diesem Grundstock des socialen Lebens entspricht nun auf der andern Seite die ganze fast unübersehbare Fülle der Abweichungen, wie sie bei den verschiedenen Völkern je nach dem Stande ihrer Entwickelung vorkommen, die den Inhalt der speciellen Rechtsgeschichte bilden. In derselben Weise stellt die geographische Provinz die Variation des Völkergedankens dar (um im Ausdruck unseres Gewährsmannes zu bleiben), so daß die Untersuchung bei meteorologischen, botanischen und zoologischen Fragen zu beginnen hätte, ehe man das eigentlich anthropologische Gebiet beträte. Der Mensch erscheint hier nach sociologischer Auffassung als Product einer Wechselwirkung psychischer Kräfte mit äußern physischen Factoren, mit der Umgebungswelt, dem Milieu, das ihn ebenso trägt und schützt, wie die äußere Atmosphäre seinen Körper.

Der Völkergedanke (so bemerkt Bastian mit Recht) wurzelt in den geographischen Provinzen, unter topischen Wandlungen der psychisch begründeten Elementargedanken für geschichtliche Entfaltung auf gesellschaftlicher Sphäre, und insofern besteht in der Ethnologie neben der Ethnographie oder Anthropogeographie kein Gegensatz zwischen psychologischer Richtung zu geographischer, da diese vielmehr jener als Vorbedingung gilt (S. 53).

Es versteht sich freilich von selbst, daß in jedem einzelnen Fall mit minutiöser Genauigkeit zwischen beiden Kriterien die Auswahl zu treffen ist, z. B. wenn es sich um die Erklärung irgendeines culturgeschichtlich bedeutsamen Gedankens oder Brauches handelt, so, wenn es gilt, zu entscheiden, ob eine Maske auf dem australischen Archipelagus entlehnt oder ursprünglich erfunden ist, oder irgendeine mythologische Vorstellung sich aus einer Uebertragung ableiten läßt oder auf das Conto des Völkergedankens gesetzt werden muß. Derartige Streitfälle können zweifelsohne nicht an und für sich, sondern je nach Lage der Sache, das heißt nach dem Maßstab unserer wissenschaftlichen Kritik entschieden werden, und gerade auf diesem Grenzgebiete werden sich, je mehr das Detail genauer verarbeitet wird, Völkerkunde und Culturgeschichte immer mehr berühren.

2. Sociale Unterlagen für rechtliche Institutionen von A. Bastian. Berlin, Weidmann. 1894. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Die socialpsychologische Auffassung, wie sie das Charakteristikum der modernen Sociologie im Gegensatz zu allen frühern individualpsychologischen Ansichten ist, findet ihren eigentlichen Rückhalt in der maßgebenden Thatsache, daß wir den Menschen allüberall nur als sociales Wesen auf Erden finden, während der sprach- und vernunftlose singulare Urmensch lediglich ein Phantasiegebilde der Speculation ist. Die primitive Horde bildet die organische Urzelle, aus der sich die ganze spätere Fülle der socialen Erscheinungen bis zum Staate hin entwickelt hat; auf diesen Ansatzpunkt müssen wir daher zurückgehen, wenn wir z. B. die Entstehung ethnologisch so wichtiger Institute, wie die der Ehe richtig verstehen wollen. Welches Bild entrollt sich nun, wenn wir solche wenig gegliederte „wilde" Stämme betrachten? Auf der einen Seite ist es der Gegensatz der Geschlechter und auf der andern der der Altersclassen, der durch die Natur selbst hervorgebracht wird. Daher die Vereinigungen der Männer sowol wie

der Frauen (die Clöbbergöll z. B. in Australien), die sich scharf von einander absondern und sorgfältig ihre gegenseitigen Befugnisse abgrenzen. Jeder Fremde ist dieser isolirten Organisation gegenüber Feind, er kann straflos erschlagen werden (die Geschichte des lateinischen Wortes hospes ist dafür lehrreich), nur die Blutsverwandtschaft des Stammes verleiht die erforderliche Legitimation. Danach gliedert sich auch die eheliche Entwickelung; denn da die herrschenden Männer die Frauen in souveräner Willkür für sich in Anspruch nehmen, so würden die Jünglinge völlig leer ausgehen, falls sie sich nicht durch Raubzüge nach andern Stämmen schadlos hielten. Aus diesem wilden und wüsten Kampf erwächst dann im Laufe der Zeit durch Abschluß eines regelrechten Connubium und Commercium eine friedliche Beziehung zwischen den vordem so feindlichen Stämmen, das Morgenroth einer höhern Gesittung. Auf den Zustand der ursprünglichen Endogamie folgt die Exogamie (vgl. den Raub der Sabinerinnen). Und während früher ebenso brutal die körperlich Degenerirten erschlagen und die altersschwachen Greise von der Brücke herabgestürzt wurden, erwuchs allmählich die Werthschätzung der in langjährigen Erfahrungen aufgespeicherten geistigen Kraft. Daher die überall auf verhältnißmäßig schon höherer Culturstufe vorhandenen Versammlungen der Alten (z. B. der kirgisischen Weißbärte, der afrikanischen Gnekbade, der spartanischen Geronten u. s. w.), während im übrigen eine complicirtere Differenzirung, eine Sonderung nach Ständen und Berufsclassen gegenüber dem ziemlich einfachen und häufig recht beschränkten Häuptlingthum sich noch nicht findet. Das ja für die weitern Entwickelungsstufen so verhängnißvolle Priesterkönigthum kann für die Anfänge socialer Structur noch nicht in Frage kommen, wo eben ein sehr bezeichnender communistischer Zug sich zu erkennen gibt (allerdings nicht in der Weise, daß man auch, wie man lange Zeit glaubte, eine völlig geschlechtliche Gemeinschaft anzunehmen hätte). Ganz allgemein faßt unser Gewährsmann seine Anschauungen so zusammen:

In der monoton indifferenten Gleichartigkeit der primär schwankenden Horde sehen wir Differenzirungen nach zwei Richtungen einsetzen, einmal nach Theilung der Geschlechter und dann infolge der Altersclassen. Das sind die naturgemäß nothwendigen Bedingnisse unter dem Zusammenfließen alles Gleichartigen. Zwei Geschlechter stehen sich gegenüber, drei oder mehr Altersstufen folgen nacheinander in den klimaterischen Jahren, und indem diese nun von gleicher Mutterlauge zusammengehaltenen Elemente aufeinander wirken, müssen die einwohnenden Qualitäten nach der Spannung ihrer wahlverwandtschaftlichen Affinitäten in deutlich umschriebenen Krystallisationen hervortreten infolge naturgesetzlicher Wirkungsweisen, unter welchen, wie immer in der Natur, das Recht des Stärkern als Stärkstes hervorsteht. (S. 12.)

3. Ueber Fetische und Zugehöriges von A. Bastian. Berlin, Weidmann. 1894. Gr. 8. 2 M.

Auch in dieser Untersuchung faßt der Altmeister der Ethnologie in einer knappen Uebersicht (obschon unter Beifügung werthvollen Materials) den Stand der Frage kurz zusammen. Es kommt auch hier vor allen Dingen darauf an, daß man sich, um die Structur der religiösen Ideen psychologisch zu verstehen, klar macht, daß der Fetischismus nicht, wie man öfters gemeint hat, ein singuläres afrikanisches Product ist, sondern sich überall als der Ausgangspunkt mythologischer Vorstellungen erweist. Das ist um so wichtiger, als gerade auf religiösem Gebiete nur allzu oft ein rein dogmatischer, subjectiver Standpunkt vorherrscht, der jede freiere Perspective von vornherein ausschließt. Der Grundgedanke jener Anschauung ist nun der, daß alle sinnlich wahrnehmbaren Gegenstände durch Geister in Besitz genommen sind, deren Gunst es zu erkaufen gilt, ehe von irgendwelcher praktischen Verwendung die Rede sein kann. Deshalb also die Fasten, Kasteiungen und Bußen, die sich der Naturmensch auferlegt, ehe er einen solchen Eingriff wagt, deshalb die alles überragende Macht des Zauberers und Medicinmannes, der den Verkehr mit den Dämonen vermittelt, deshalb aber auch die Absetzung des Gottes, wenn sich seine Macht und Hülfe als unwirksam oder unzulänglich erwiesen hat. Damit verträgt es sich vollkommen, wenn trotzdem eine centrale Gottheit anerkannt wird; aber diese (wie Niankupong bei den Odschi oder wie Taaroa bei den Polynesiern) ist zu erhaben, um sich in die Angelegenheiten des alltäglichen Lebens zu mischen. Hierfür bedarf es vielmehr einer unmittelbaren Fühlung, einer unausgesetzten Wechselwirkung, die für beide Theile geradezu die Form eines förmlichen Vertrages annimmt (natürlich unter dem ganzen Nimbus einer sacralen Handlung). Der stärkste Zauber entfaltet sich daher in Krankheits- und Todesfällen, wo es den Kampf gegen einen feindseligen Dämon gilt, obschon auch z. B. das Eintreten des Regens für tropische und subtropische Landschaften ein sehr maßgebendes Interesse besitzen kann. In allererster Linie bedarf es gleichfalls hier einer genauen Materialsammlung, um auf diesem inductiven Wege der eigentlichen Lösung der Aufgabe näher zu kommen. Soll die Geschichte der Menschheit nicht ein bloßes Fragment bleiben, so müssen wir mit der Beobachtung der Naturvölker beginnen, mit dem „Studium der Wildstämme", um von dieser gesicherten Grundlage aus die psychologische Analyse unserer eigenen Cultur zu beginnen. So sind die Worte Bastian's zu verstehen, mit denen wir diese Skizze schließen wollen:

Für die psychischen Wachsthumsproceſſe der Elementargedanken wird sich dem Studium der Wildstämme eine schwieriger complicirte Aufgabe anzuschließen haben, das der Culturvölker nämlich, in deren geschichtlichen Verlauf die eigentlich hier gestellten Probleme ihrer Lösung entgegenzuführen wären, nachdem die in Ansammlung begriffenen Materialien als für vorläufigen Beginn ausreichend zu betrachten sein dürften. In solcher Hinsicht findet sich die Ethnologie auf bedachtsamste Vorsicht hingewiesen, damit keine der gebotenen Cautelen vernachlässigt werde, um brauchbare Bausteine zu liefern für die geschichtlicher Behandlung angehörigen Einzelfälle, die bei den betreffenden Fachwissenschaften unter sachkundiger Hut gestellt sind. (S. 61.)

Th. Achelis.

# Zur Geschichte des deutschen Buchhandels.

Archiv für Geschichte des Deutschen Buchhandels. Herausgegeben von der Historischen Commission des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler. XVII. A. u. d. T.: Publicationen des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler. Neue Folge. Leipzig, Verlag des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler. 1894. 8. 6 M.

Den Schwerpunkt des neuen Bandes des für die Geschichte von Buchdruck und Buchhandel so werthvollen Archivs bildet eine umfangreiche Abhandlung W. Stieda's über die Entwickelung von Buchdruck und Buchhandel in Mecklenburg bis ins 18. Jahrhundert hinein. Natürlich, daß die Anfänge sich hier an die Universitätsstadt, an Rostock, anschließen. Schon 1475 errichten dort die Brüder vom gemeinsamen Leben eine Druckerei; aus ihr geht 1476 der erste mecklenburgische Druck hervor. In noch engere Verbindung mit der Universität tritt die neue Kunst im 16. Jahrhundert; 1514 legt einer der Professoren selbst, Thurins, eine Buchdruckerei an; nachher bestellt die Universität Universitätsbuchdrucker, ja veranlaßt auch ein Verlagsgeschäft. Letzteres freilich hört bald wieder auf; diesen Geschäftszweig überläßt fortan die Universität der privaten Initiative, sie begnügt sich mit dem Buchdruck. Die Zänkereien zwischen Hochschule und Stadtbehörden führen dahin, daß sich im 17. Jahrhundert auch die Stadt eine Rathsdruckerei begründet; daneben entstehen dann noch private Druckereien. Der Buchhandel wird anfangs von den Buchbindern betrieben, doch entwickeln sich im 17. Jahrhundert auch wirkliche berufsmäßige Buchhandlungen. Recht bedeutend ist das Geschäft Hallervord's; er verlegt in dreiunddreißig Jahren nicht weniger wie 973 Werke. Auch der Bücherconsum war keineswegs gering; liefert doch Hallervord in acht Jahren an die Universität für 2000 Gulden Bücher, bezieht doch der Herzog Adolf Friedrich I. in einem Jahre von ihm für 356 Gulden Bücher: wol der beste Beweis, daß im 17. Jahrhundert vor dem unglücklichen Kriege selbst in den vom Centrum der Bildung abgelegenen Ländern wie Mecklenburg die führenden Kreise unserer Nation doch in der regsten Weise der geistigen Cultur Interesse und Theilnahme entgegenbrachten. Schon gegen Ausgang des 16. Jahrhunderts entstanden auch an andern Orten Druckereien; ein wirklicher Buchhandel freilich entwickelt sich außerhalb Rostocks vor dem 18. Jahrhundert nicht, war vielmehr in den übrigen Städten Sache der Buchbinder. Das 18. Jahrhundert ist dann die Zeit des Kampfes der Buchhändler gegen die Buchbinder; schon beginnen auch die Auctionen, mit ihnen der Antiquariatsbuchhandel. Wenn auch naturgemäß die Vergangenheit des Buchdrucks und Buchhandels in einem Lande, das doch von den Mittelpunkten des ideellen Lebens der Nation beträchtlich entfernt lag, nicht in derselben Weise die Geschichte der deutschen Cultur wiederspiegelt, wie dies etwa bei dem Buchhandel Sachsens der Fall sein würde, so ist sie doch ein neuer Beweis, in welch enger Verbindung fortwährend geistige Bildung und die Mittel ihres äußerlichen Ausdrucks stehen. Gewiß daß die streng wissenschaftlich gehaltenen Darlegungen Stieda's für den nichtberufsmäßigen Leser vielfach allzu sehr ins Detail eingehen, aber trotzdem sind sie auch für weitere Kreise nicht ohne Interesse, und selbst ein so engbegrenzter Ausschnitt aus dem großen Bilde des Buchhandels liefert doch aufs neue den Beweis, daß dieser Buchhandel mehr ist als blos ein Gewerbe, daß er mit anderm Maßstab gemessen sein will als die sonstigen Handwerke, Industrien und Handelsgeschäfte.

Ueber die übrigen Aufsätze kann ich mich kürzer fassen, da sie mehr für den Fachmann bestimmt und geeignet sind. Das meiste stammt aus Albrecht Kirchhoff's fleißiger und gründlicher Feder. Ein Inventar des Sortimentslagers von Christoph Ziehenaus in Leipzig 1563 zeigt unter anderm, wie der deutsche Buchhandel bereits ausländische Verlagswerke vertreibt. Die vorhandenen Schriftvorräthe der Vögelin'schen Druckerei werden 1576 auf 5073 Gulden abgeschätzt. Das zur leipziger Messe von 1600 gesandte Sortimentslager des Andreas Hoffmann von Wittenberg hat einen ungemein mannichfaltigen Inhalt; wir finden wissenschaftliche, populäre, Unterhaltungsliteratur; im ganzen freilich überwiegen die theologischen und juristischen Bücher. Interessant ist es, wie zu einer Zeit, wo bereits das Verlagsrecht anerkannt ist, doch noch Fibeln und Katechismen als Allgemeingut gelten, sodaß auf sie keine Privilegien ertheilt werden; erst nach dem großen Dreißigjährigen Krieg tritt hier eine Wendung ein, werden auch diese Schriften Gegenstand der Privilegirung, was dann natürlich zu allerhand Streitigkeiten und Processen Anlaß gibt. Archivalische Mittheilungen über die Thätigkeit der leipziger Buchhandlungsdeputirten sind ein ganz interessanter Beitrag zur Franzosenzeit; vor allem thun sie dar, wie ungemein durch die Einverleibung der Nordseeküste in Frankreich der Verkehr aus Deutschland nach den abgetrennten Gebieten erschwert wurde. Außer Kirchhoff hat nur noch F. W. E. Roth einen etwas größern Aufsatz beigesteuert, der die im 16. Jahrhundert in Straßburg, Bern und Basel thätige Buchdruckerfamilie Apiarius behandelt.

Mit diesen wenigen Notizen aus den acht Aufsätzen des Archivs muß ich mich an dieser Stelle begnügen; der Forscher wird in ihnen sowol für die Geschichte der Literatur wie des Privatrechts wie der wirthschaftlichen Zustände und Strebungen werthvolles und noch wenig ausgebeutetes Material finden. Es sei gestattet, mit der Mittheilung eines Curiosums diese kurzen Darlegungen zu schließen: in einem und demselben Schreiben aus dem Jahre 1576 wird der Buchhändler Mathias Harnisch in Neustadt a. d. Hardt ersucht, einige Exemplare einer Schrift des Theologen Major und ein Faß guten alten Wein zu schicken; Buchhandel und Weinhandel lagen also damals friedlich in einer Hand.

Jeder, der gewohnt war, aus dem Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels mannichfache Belehrung zu schöpfen, wird nicht ohne großes Bedauern lesen, daß der Börsenverein beschlossen hat, für das Jahr 1894 keinen Band der verdienten nun seit siebzehn Jahren bestehenden Zeitschrift erscheinen zu lassen; es sei deshalb hiermit dem Wunsch Ausdruck verliehen, daß man sie baldmöglichst wieder erscheinen lasse, damit sie auch fernerhin ebenso wie bisher durch eigenes periodisches Organ thatkräftig die so interessante Geschichte von Buchdruck und Buchhandel fördere.

Walther Schultze.

---

# Romane und Erzählungen.

1. Satan auf Reisen. Erzählung von O. Mysing (Otto Mora). Berlin, O. Janke. 1894. 8. 1 M.
2. Ein Kampf um Liebe. Erzählung von O. Mysing (Otto Mora). Berlin, O. Janke. 1894. 8. 1 M.
3. Thea. Erzählung von Hans Wachenhusen. Berlin, O. Janke. 8. 1 M.
4. Die Pflicht gegen sich selbst. Roman in zwei Bänden von Fedor von Zobeltitz. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong u. Comp. 8. 10 M.
5. Menschenschicksal. Der Novellen neue Folge von Edward Stilgebauer. München, Dr. E. Albert u. Co. Separatkonto. 8. 2 M.
6. Meister Motta. Roman von G. Verga. Berlin, O. Janke. 8. 2 M.

Was ein Kunstwerk werden soll, muß Zeit haben, um auszureifen. Nach diesem Satz richteten sich die Dichter und Schriftsteller in früherer Zeit. Heute vernachlässigen sie ihn nur zu sehr. Wie Kinder, die nicht abwarten können, bis die Rosenknospe sich von selbst erschließt, sondern mit ungeschickter Hand daran herumtasten, sodaß sie welkt, ohne zur vollen Blüte gelangt zu sein — gerade so geht der große Theil unserer jungen Autoren mit seinen besten Ideen um. Neun Jahre zu warten, wie Horaz? Nicht einmal so viel Monate haben sie Geduld, kaum ist das Sujet vor ihrem geistigen Auge aufgetaucht, haben sie auch schon ein Buch daraus gemacht. Mit welchem Erfolge, ist klar: solcher überhasteter Productionsweise ist das größte Talent nicht gewachsen und die schönsten Ansätze verkümmern auf traurige Weise. Auch O. Mysing leidet an diesem Fehler. Eine Novellettensammlung aus seiner Feder „Moderne Liebe" erweckte die besten Hoffnungen, aber die vorliegenden zwei Erzählungen „Satan auf Reisen" (Nr. 1) und „Ein Kampf um Liebe" (Nr. 2) erfüllen sie keineswegs. Die Stoffe sind nicht übel gewählt, mit geschicktem Griff aus dem Leben unserer Tage herausgeholt, — aus den Kreisen der hamburger Geldaristokratie in „Ein Kampf um Liebe", aus der nihilistischen Bewegung in „Satan auf Reisen" — die Charaktere sind geschickt und glücklich skizzirt, die Anfänge vielversprechend. Aber dann kommt die unglückselige nervöse Hast über den Autor, er drängt dem Ende fieberhaft entgegen und verfällt, statt die psychologische Entwickelung durchzuführen, in die ödeste Sensationshascherei. Damit erringt man keine Lorberkränze.

Es war eine Zeit, da stand der Hofrath Wachenhusen in der Reihe unserer gelesensten Erzähler. Er war kein tiefer Denker, aber er besaß eine reiche Erfindungsgabe und die abwechselungsreichen Fabeln wußte er geschickt vorzutragen. Die Zeit ist längst vorüber: der Quell seiner Erfindung ist versiegt und nur mühsam bringt er mit der Druckpumpe ab und zu ein paar Tropfen daraus hervor. Die flotte Art des Vortrags aber ist reizlose, äußerliche Mache geworden. Ueber Erzählungen, wie „Thea" (Nr. 3) eine ist, sind wir längst zur Tagesordnung übergegangen: die Personen Marionetten, die Situationen abgebraucht, zum hundertsten mal dagewesen, das Resultat des Ganzen gähnende Langeweile. Wenn man sich glücklich bis zum Ende durchgearbeitet hat, so verläßt man die üblichen drei glücklichen Paare mit dem Gefühl aufrichtigen Dankes dafür, nicht länger in ihrer Gesellschaft verweilen zu müssen. Auch in der Literatur gibt es eine Gerechtigkeit: wer der Mode huldigt und sein Talent in ihren Dienst stellt, der kann wol momentane Erfolge erringen, aber sein Sturz ist jäh und die Vergessenheit ihm sicher; von Bestand ist nur das, was im Aufblick zu den ewigen Sternen geschaffen wird.

Ein erfreuliches Buch ist Fedor von Zobeltitz' „Die Pflicht gegen sich selbst" (Nr. 4), ein Stück ehrlicher, künstlerischer Arbeit, dem der Erfolg nicht fehlen konnte. Wie in den ersten Kapiteln seines „Telamone" führt der Autor uns in diesem Werke in die ihm aus der Jugendzeit her wohlvertraute Neumark, deren bescheidene landschaftliche Reize er mit liebendem Auge gesehen hat und mit feinem poetischen Duft umwoben wiedergibt. Auch die Menschen, die auf diesem Boden leben, kennt er gut und weiß sie frisch und echt zu schildern. Die verschiedenen Species der adelichen Rittergutsbesitzer, die seit Jahrhunderten auf ihrer Scholle hausen, die bürgerlichen Eindringlinge, die sich zwischen ihnen frisch angekauft haben und demgemäß wie Parvenus über die Achsel angesehen werden, die Bauern, die trotz ihres ewigen Jammers über ihr schlechtes Los doch zäh und fest am alten Hergebrachten halten, die neu ins Land gekommene, mit socialistischen Ideen getränkte Arbeiterschaft, sie alle weiß er uns mit scharfen Strichen lebenswahr vorzuführen. Und indem er ihr Thun und Treiben schildert, gibt er uns ein getreues Bild davon, wie man heute in jenem stillen Winkel lebt, wie die neue und die alte Weltanschauung miteinander ringen im bürgerlichen, wie im politischen Leben. Vielfältige Handlungen sind geschickt

miteinander verwoben. Wir werden in die Familien des Lehnschulzen und des Cantors von Alt-Döbbernitz eingeführt, wir verfolgen das Schicksal der schönen Anna Theerbusch, die den Cantorssohn verschmäht und in die Arme des Socialismus treibt, um an der Seite des egoistischen Herrn von Dörffel, dem es nur um ihr Geld zu thun ist, selbst unglücklich zu werden, wir begleiten die stolze Comtesse Flora Bentinck und den echt bürgerlich gesinnten Doctor Mannsberg auf ihrem Lebens- und Liebeswege, wir lernen den Rittmeister von Kosinski kennen, dessen Feuergeist, nachdem er durch eigene Schuld sein Glück verscherzt, an der Seite einer unbedeutenden Frau verkommt, wir machen die Bekanntschaft einer ganzen Reihe von Nebenpersonen. Aber im Mittelpunkt der Handlung steht der Baron von Wising, ein kecker, märkischer Junker, und seine Gattin Agnes, eine edle, vornehme Frauennatur, deren Zeichnung Zobeltitz vortrefflich gelungen ist. Wie der Baron über tausenderlei Geschäften seine und seiner Familie Existenz gefährdet, bis ihm seine Frau „das Leitseil zeigt, dem er im Leben folgen und das Ideal, das seine Arbeit adeln soll, «die Pflicht gegen sich selbst»", das ist die Haupthandlung des Romans, die geradenwegs auf das Ziel durchgeführt ist, während sich die andern wie lose Arabesken darum schlingen. Hier und da sind etwas langathmige Betrachtungen eingeflochten, davon abgesehen aber ist das Buch die Arbeit eines schönen, achtungswerthen Talentes.

Der Verfasser des Buches „Menschenschicksal" (Nr. 5) ist eine merkwürdige Erscheinung, an der man nicht recht froh werden kann. Ein Dichter ist Edward Stilgebauer ohne Zweifel; man lese nur seine Schilderung des Frühlingserwachens, mit der die Novelle „Tödte das Fleisch" anhebt:

Ostern ist vorbei. Heuer ist es spät gefallen. Ende April. Immer länger weilt die Sonne am Himmel, immer milder und lauer säuselt die klare Luft. Ihren mächtigsten Boten, den Frühling, hat die Sonne auf die Erde gesandt, und der kann gar nicht müde werden. In glühender Liebe umfängt er das harte Land in jugendkräftigen Armen, preßt es an sein stürmisch pochendes Herz und küßt mit nimmermüden, heißen Lippen Leben in die Erde. Und wie er merkt, daß es sich regt da drinnen, daß es wieder anfängt, leise zu pochen, das wintererstarrte Herz, da erfaßt ihn leidenschaftliche Glut, da drückt er die Erde fester und fester, und Liebessehnsucht zittert durch das endlich erwachte Herz. — Da schwingt er sich jubelnd auf in die Lüfte und lockt die sehnende Erde zu sich empor. Und er kehrt zurück zu seinem Sonnensitze und schickt glühende Blicke der Liebe herab auf die Erde. Und da regt sichs wie Feuer in ihrem schwarzen Schoße, und alles, was sie in sich trägt, ringt sich vom mütterlichen Boden los, der Sonne, dem Frühling entgegen. Glücklich lächelnd verharrt er auf seinem Sonnensitze und haucht göttlichen Athem über das Land. Und da zittern schon die kleinen, grünen Spitzen im Lichte, das ist junges frisches Gras, und da zerbricht's mit zartem Finger die saftig braunglänzende Knospenhülle und lugt so blaßgrün an den Bäumen bescheiden hinauf in die Sonne. Und da murmelt's so leise im jungen Wiesenthale und hüpft so kichernd, krystallhell über die Kieselsteine und küßt im Vorbeifliehen die junge Pflanze am Ufer. Und mit blauem Auge blickt's aus dem Grase empor zur Sonne und duftet so lieblich, als wollte sie es grüßen: „Siehe, auch ich bin da!" und neben ihm wiegt sichs auf schwankem Stengel mit großem, weißem Strahlenkranz und goldgelbem Herzen, als gälte es, durch feierliches Nicken den Frühling zu empfangen.... Und in den Aesten glitzert's weiß, wie frischgefallener Schnee, und wenn der Baum sich schüttelt, fällt's langsam in duftenden Blüten hinab auf die Erde.... Und droben in den Zweigen, da ist ein Summen und Geigen, ein Zwitschern und Piepsen, das hebt an mit dem ersten Sonnenstrahl und kann gar nicht müde werden. Und von da schwingt sichs zwitschernd hinein in den blauen Aether und jubelt und ruft: Endlich, endlich! komm mit, komm mit! ... Und aus dem Saatfeld steigt's kerzengerade in die blaue Höhe und trillert aus der vollen Brust, als sei's der ganzen Welt zu verkünden: Der Lenz ist da!

Aber dieselbe Geschichte, die mit dieser prachtvollen, farbenglühenden Naturschilderung eingeleitet ist, aus der der feinste Geschmack spricht, schließt mit einer Geschmacklosigkeit ohnegleichen, mit den Schilderungen, wie Krebse im Fluß nagen und nagen am Fleische der Ertrunkenen und die Leute im Dorfe wundern sich, was in diesem Sommer die Krebse so gut gerathen sind und wie groß ihre Scheeren und ihre Schwänze gedeihen, sie haben noch einmal so viel Fleisch wie sonst u. s. f.

Wer das Zeug hat, jene Schilderung zu schreiben, der sollte auch so viel Achtung vor seinem Talent haben, daß er nicht auf die billigen Effecte des Ekelhaften speculirt, die noch dazu in diesem Falle ganz überflüssig sind. Ein blühendes junges Weib, betrogen um alles, im innersten Kern getroffen, keinen andern Ausweg aus ihrem Elend sehend, als den Sturz in den Fluß — kann es etwas Ergreifenderes geben? Braucht es da, um auf den Leser zu wirken, noch die Ausmalung widriger Details? Aber das ist eben der Fluch, wenn man sich auf eine Schule einschwört, mit der man nichts oder doch nur sehr wenig gemein hat. Im tiefsten Grunde seiner Seele ist Stilgebauer Idealist, aber weil der Naturalismus an der Mode ist, muß er naturalistisch schreiben und da er es im Wesen nicht kann, müssen Aeußerlichkeiten herhalten: In den fünf Novellen, die da auf 175 Seiten erzählt werden, werden uns neun Todesfälle vorgeführt, einer durch Ersäufen, einer durch Erstechen, einer durch Erschießen, fünf durch Schwindsucht und einer aus unbekannten Ursachen und das Ganze heißt dann „Menschenschicksal". So schablonenmäßig, wie sich Held und Heldin in der frühern Belletristik „kriegten", so schablonenmäßig werden sie von der Modernen umgebracht. Die Kunst aber ist keine Schablonenarbeit, sie ist Wahrheit!

Wenn Stilgebauer sehen will, wie echter Naturalismus aussieht, mag er G. Verga's „Meister Motta" (Nr. 6) zur Hand nehmen und den Wegen dieses Autors nachspüren. Der schreibt naturalistisch, weil er muß; er könnte gar nicht anders schreiben, weil er das Leben nicht anders sieht. An allem, was ihm in den Weg kommt, fallen ihm zuerst die Schattenseiten in die Augen und beschäftigen ihn so sehr, daß ihm die Lichtseiten darüber ganz verschwinden. Er wirkt bedrückend und beengend und doch zwingt er den Leser in seinen Bann und zieht ihn mit eiserner Faust mit sich, wohin er will. Es ist ein trauriges Stück italienischen Lebens, das er uns entrollt, voll Ar-

muth und Noth und Krankheit und Elend; es sind merkwürdige Menschen, deren Gesichtskreis kaum über die Wände ihres Zimmers hinausreicht und doch, wir fühlen, es sind wirkliche Menschen von Fleisch und Blut und das macht, daß wir an ihren Schicksalen innigen Antheil nehmen. Nur ein wahrer Dichter konnte diesen „Meister Motta" zeichnen, dies armselige Menschenkind, das, in Dürftigkeit geboren, sich mühsam hinauf arbeitet, ein adeliches Mädchen heirathet, und im Schweiße seines Angesichts Schätze auf Schätze häuft, die es doch nicht genießen kann. Wenn wir an seinem Todtenbett stehen, auf dem er einsam liegt im stolzen Schlosse des Herzogs, seines Schwiegersohns, da kommen uns die Worte in den Sinn: „Unser Leben währet siebzig Jahre und, wenn es hochkommt, achtzig Jahre, und wenn es viel gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen." Nirgend drängt sich bei dem Roman uns das Gefühl auf: „das ist künstlich arrangirt, ist gesucht!" alles verläuft schlicht und natürlich und doch, welch vollendete Kunst im ganzen! Das echte Genie macht sich eben immer geltend; ob nach der alten oder nach der neuen Schule das ist Nebensache.

Karl Müller-Rastatt.

---

Die wenigen Werke, die ich besprechen will, sind so recht eigentliche Geisteskinder unserer Zeit, das heißt ihre Verfasser greifen in das Gewoge und Getriebe derselben und finden des Interessanten genug, was sich dichterisch gestalten läßt. Daß dieser Umstand oder diese Thatsache den Werken eine besondere Anziehungskraft verleiht, soll nicht geleugnet werden, obwol ich sonst dem Grillparzer'schen Ausspruche huldige: „Habe Talent und schreibe, was du willst." Aber es brodelt, gärt, wallt und wirbelt nun einmal in dem Hexenkessel unserer Zeit und nichts ist begreiflicher, als daß sich der Schriftsteller und Dichter seinen Stoff dort wählt, wo er ihm so recht behaglich nahe liegt. Leider wird zumeist nur das geschildert, was eben vorgeht, aber von einem Mittel zur Beruhigung, zur Ausgleichung ist selten die Rede und es wird uns kein hoffnungsfreudiger Blick in die Zukunft gegönnt.

Die nun leider schon verstorbene Dichterin Frau Gräfin Wilhelmine Wickenburg-Almásy hat diesem allgemeinen Gärungsprocesse eine Lichtseite abgewonnen und dies dichterisch in den Versen niedergelegt:

Wollt ihr um ferne gold'ne Zeiten weinen,
Wo sich die Tage folgten still und gleich?
Ich möcht' in keiner leben als der meinen,
Denn keine war so lebensvoll und reich!
Das ist ein Gären, Trennen und Verneinen,
Da tönt das Lied bald wild, bald mild und weich,
Die Zeit bringt viel, ob sie auch viel vernichte,
Und jeder fühlt: wir leben jetzt Geschichte!

So sang sie allerdings im Jahre 1870. Ob ihr das heutige Getriebe in der großen menschlichen Gesellschaft ähnliche Gesänge entlockt hätte, das bleibe dahingestellt. Wir leben nicht Geschichte, sondern wir leben einen Kampf um's Besserhaben und der kann nicht durch Schlachten entschieden werden. Hier will der Arbeiter ein besseres Los erringen, dort tritt die Frau aus dem Kreise der Familie und ruft: so kann, so darf's nicht länger bleiben — und so wächst die große sociale Frage zum Ungeheuer heran, dem wir alle neue Nahrung geben und es immer größer füttern, trotzdem wir sehen, daß wir ihm auf diese Weise selbst zum Opfer fallen müssen.

In solche Verhältnisse führt uns das Buch:

7. Freie Bahn. Roman von E. Werner. Leipzig, Ernst Keil's Nachfolger. 5 M.

Wer die beiden Romane „Glück auf" und „Am Altare" von E. Werner gelesen und sich später auch ihre weitern Werke zu Gemüthe geführt, der wird als unbefangener Kritiker zu dem Ergebniß gelangt sein, daß die begabte Verfasserin nie wieder jene Kraft der Darstellung erreicht hat, über die sie in den obengenannten Werken verfügte. Sie bedeuten den Höhepunkt ihrer dichterischen Leistungsfähigkeit. Ein Flug über diese Höhe gelang ihr nicht. Aber deshalb erlahmte ihre poetische Kraft mit nichten. Allerdings geht sie auf gleichem Wege nach der gleichen Höhe und bietet uns keinen neuen Aussichtspunkt. Wir machen den Gang unter ihrer Führung gerne, denn sie spricht schön und schildert mit Anmuth und Grazie; ihr belebendes Wort belebt die uns umgebende Natur und uns selbst. Wir finden auf der poetischen Wanderung alte Bekannte wieder, doch man drückt ihnen herzlich die Hand, weil sie sich nicht zu ihrem Nachtheile geändert haben, obwol sie uns kaum ein neues Interesse abgewinnen. Wer „Glück auf" gelesen und sich nun in „Freie Bahn" vertieft, der sagt sich wol, daß nur der schnell vorwärts schreitenden Zeit Rechnung getragen wurde. Dort wurde uns ein großes Kohlenwerk geschildert, hier ist's ein Eisenwerk; dort war der Held ein verweichlichter Reicher, der erst durch die Macht der auf ihn eindringenden Verhältnisse zum Bewußtsein der ihm innewohnenden Kraft gelangt, hier ist es ein fertiger Mann, der erst durch die Verhältnisse geklärt wird und einsieht, daß er seine Kraft überschätzte. Was dort Strike gewöhnlicher Sorte war, wird hier zur socialistischen Bewegung. Die Charaktere sind durchwegs gut gezeichnet; das ist E. Werner's Kraft. Der Director des Eisenwerkes, Herr Dernburg, ist eine prächtige Gestalt, der junge Egbert nicht minder; Maja eine liebreizende Mädchenknospe, Baron Wildenrod, der Doctor, die Gouvernante, alle, auch die vielen Nebenfiguren, sind gelungen; oft sind sie nach einer Schablone gezeichnet, aber die Schablone an sich ist gut. Daß die Handlung bis zum Schlusse spannend ist, braucht ebensowenig erwähnt zu werden, wie die Glätte des netten Stils. Mit einem Wort: kein neuer Poetenflug, aber ein gelungener Abstecher in's romantische Land.

8. Wie Frauen werden. Werde, die du bist. Novellen von Hedwig Dohm. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt. 1894. 3 M.

Frau Hedwig Dohm hätte ihr Buch ganz gut psychologische Studien nennen können, denn solche sind es und

zwar anziehende Studien, die allerdings der Dutzendleser kaum verstehen und beiseite legen wird. In beiden ist die Abhängigkeitsstellung des Weibes jene Hauptachse, um die sich das Erzählungsgewebe spinnt. Es ist zugleich ein Aufschrei des weiblichen Herzens, aber durchaus nicht das sentimentale Gewimmer einer Frau, die da in Thränen und in die Klage ausbricht: „Was könnten wir sein!" Da ist alles markig und kernig dargethan; der Gesellschaft wird der Fehdehandschuh hingeworfen und kühn ausgerufen: „So habt Ihr's gewollt; nun grollt nicht, wenn wir so sind." Besonders in der ersten Erzählung kommt dies zum Ausdrucke; aber trotzdem die beiden Frauengestalten, aus deren Thun und Lassen wir uns die Tendenz der Verfasserin herauslesen, mit Geschick geschildert sind, trotzdem ein tüchtiger Kern Wahrheit in der Geschichte steckt, streift manches an die Caricatur, und die Objectivität ist der Verfasserin bei Schilderung der Männer — um in ihrem Stile zu reden — pleite gegangen. Die Wandlung im Herzen der Heldin, ihr ganzes Gebaren nach der bittern Einsicht und Ueberzeugung von der Kleinlichkeit der Herren der Schöpfung ist wol fin-de-siècle-Stimmung; man legt die Novelle mit Anerkennung für den Verfasser und mit einem Gefühle namenloser Oede aus der Hand. Der Sklavensinn des Weibes herrscht nicht mehr vor, daher wird die Heldin haltlos und wird eine von den vielen, ein weiblicher Abel, den der Kain — die Welt — tödtet. Ohne uns weiter in die Analyse dieser unverstandenen Frauenseele einzulassen, können wir zum Schluß doch nur sagen: sie war von Haus aus nicht viel werth und die geistvolle Verfasserin hat eine anerkennenswerthe Arbeit an ein nicht eben würdiges Object verschwendet. Die langweilige Heldin hätte den faden Kerl von Gatten ganz einfach stehen lassen sollen — aber es ist freilich bequemer in dem glänzenden und lüsternen Sumpf der Gesellschaft zu versinken — es scheint sogar nicht unangenehm zu sein. Die zweite Studie ist interessant und eigenartig. Die Aufgabe, ein Weib zu schildern, das den gewöhnlichen Trottgang des Lebens an der Seite eines gewöhnlichen Gatten mitgemacht, ihm Kinder geboren und erzogen, sich geplagt und gequält hat, um dann in der Einsamkeit des Witwendaseins erst zu erfahren, wie viel es versäumt hat — diese Aufgabe ist anziehend. Die Verfasserin hat auch hier gezeigt, daß sie ein kühner Anwalt ihrer Mitschwestern ist. Die arme Heldin träumt sich als Wittwe in eine Märchenwelt zurück, die längst verschwunden ist; sie sieht zu spät ein, wie schön die Welt ist und in ihrer Verlassenheit verliert sie den Verstand. Auch hier finden wir manch herbe Wahrheit und wenn solche Studien von begabten Frauen gerade in unserer Zeit geschrieben werden, so ist dies nur sehr natürlich. Es regt sich eben allenthalben, und denkende Frauen können mit dem Zustande nicht zufrieden sein, in den ihre Geschlechtsgenossinnen gebannt sind. Das, was wir hier lesen, ist ein Stückchen von der Peripherie jenes Kreises, der die Welt der Frauenfrage umfaßt. Es gärt und wogt, und sehr begreiflich ist es auch, wenn derartige Fragen nicht nur allein in wissenschaftlichen Broschüren behandelt werden. Diese bleiben dem großen Publikum doch unbekannt, in künstlerischer Form erreichen sie vielleicht eher ihren Zweck.

9. Märchen des 19. Jahrhunderts von H. Steinitzer. Dresden, E. Pierson. 1894. 2 M.

Was nun das letzte Buch anbelangt, so habe ich aus einzelnen der darinnen enthaltenen Erzählungsblüten eine Begabung erkannt, die mit der Zeit Tüchtiges zu leisten verspricht, wenn sie uns in geordneter dichterischer Toilette entgegentreten wird. So wollte mir, insonderheit nach der Lektüre, der Titelaufputz „Märchen des 19. Jahrhunderts" nicht gefallen. Die heimliche naive Form des Märchens, seinen romantischen Hauch müßte man, glaube ich, doch fühlen, wenn auch die Geschichten aus der Gegenwart stammen. Der Verfasser — wol ein Oesterreicher, da er „gewunken" sagt — zeigt hier und da auch Humor in der Beleuchtung moderner Verhältnisse, wird manchmal in der Schilderung etwas zu behaglich breit, kann aber auch in knapper Form ergreifend schön erzählen, wie in „Allein". Man wird wol noch zuwarten müssen, bis man ein bestimmtes Urtheil aussprechen kann.

Karl Schrattenthal.

---

# Neue Lyrik.

1. Welt und Leben von Peter Philipp. Dresden, E. Pierson. 1894. 8. 1 M. 50 Pf.
2. Gedichte von Clara Dorn. Dresden, E. Pierson. 1894. 8. 2 M. 50 Pf.
3. Schwarz-Roth-Gold. Ein lyrisches Tagebuch von Geelka. Straßburg i. E., H. Friedemann Nachf. 1894. Gr. 16. 1 M.
4. Still und bewegt. Ein Liederbuch von E. P. Conrad. Straßburg i. E., H. Friedemann Nachf. 1892. 16. 1 M.
5. Lieder aus dem Hagedorn von H. G. S. Leipzig, G. Fock. 1893. Gr. 16. 1 M. 50 Pf.
6. Irrflammen. Stimmungs-Nervosismen. Sensationen und Tagebuchblätter von Wilhelm Arent. München, Münchner Handelsdruckerei und Verlagsanstalt, M. Poeßl. 1893. 8. 2 M.
7. Neurotica von Felix Dörmann. Zweite Auflage. Leipzig, Literarische Anstalt, A. Schulze. 1893. 8. 3 M.

Peter Philipp hat, spät erst, seine Gedichte herausgegeben in einem Büchlein, das „Welt und Leben" (Nr. 1) heißt. Er hat sonderbarerweise die Gedichte so geordnet, daß er mit denen der spätern Jahre beginnt. Von diesen sind die ersten Ghaselen, leider! Hätte man doch diese uns so fremde und für unsere Sprache so ungeeignete Form nie bei uns eingeführt. Von Ghaselen sind nur kürzere dann und wann wirkliche Gedichte, die längern sind fast ausnahmslos nichts als Spielereien, Eiertänze oder mit

welchen „Artistenleistungen" man sie sonst vergleichen will. In Wahrheit hat der Reim die Führung, und so ist es nicht anders, wie in jenem Gesellschaftsspiel, in dem man zu gegebenen Reimen Verse macht, nur daß hier der Leser überdies, mit höchst prosaischer Neugier, fragt: Wieviel Reime wird wol der Ghaselenmacher noch anbringen können? Und wie absurd oder doch geschmacklos verbinden sich oft durch Schuld des Reims die Bilder und Gedanken! In dem Philipp'schen Gedicht „Der Tod" schreitet der Tod erst auf des Herbstes Nebelwogen durch die Flur und im dritten Verspaar reitet er zwischen den Gräbern und denen, die auf ihnen „jubeln wahnbethört", mit der Stundenuhr. Da ginge er doch besser zu Fuße! Dieser Dichter merkt übrigens manchmal ebenso wenig wie Platen, daß seine Reime nur beim Scandiren Reime sind, beim sinngemäßen Sprechen kaum, so „ohne Spur: Stundenuhr". Deutsch und natürlich sind die „Fiedlerlieder", von denen vor allem das „Lied der deutschen Bauern von 1525" von großer Kraft ist. Dasselbe darf ich vom Kampfliede der Deutschen Oesterreichs rühmen. Im „Weltbild" versucht der Dichter die schwere Frage zu beantworten, ob es einen Fortschritt in der Geschichte der Menschheit gibt. Nach jeder Aufraffung der Völker, nach jedem Erstehen eines Riesen, der die Menschheit bewegt und fortreißt, folgt ein Rückschlag, ein Ermatten, ein Versinken:

So rollt es fort, das schwere Rad der Zeiten,
Zermalmet alles, und nur manches mal
Stößt es auf Kies, da knarrt's und blitzt es auf,
Stürzt hastig dann zu neuem Opfermahl.

Beiläufig: Wie kann man ein Bild so verhunzen!

Laßt ab, ihr hundertarmigen Titanen,
Vom Kampfe mit den Götzen dieser Welt!
Sie schmieden euch an Felsen und an Kreuze.
Was sich der Strömung widersetzt, zerschellt.

Wol wird es anders, aber besser kaum.
Es strebt der Kreis dem Ausgangspunkte zu.
Wir starren rathlos aufwärts zu den Sternen:
Sie ziehn dahin in schweigend stolzer Ruh'.

Ergreift des Lebens Kelch und tanzt auf Gräbern!
Und trotz'ger Muth, hat man euch ihn vergällt!
Dann glücklich, wer mit einem Fuß im Grabe
Noch froh empor des Lebens Becher hält!

Das ist ja nun freilich nicht „der Weisheit letzter Schluß", aber es erhebt auch nicht den Anspruch, es zu sein. Den Dichter erfaßt „Grau'n und Lebensekel" bei der „dummkalten" Lehre, daß der Genuß des Lebens Zweck sei. Er sehnt sich nach einem großen Kampf, einem Kampf um ein großes Ziel:

Wenn einst das Recht die Macht zum Kampfe fordert,
Des Krieges Brand das Erdenrund umlodert,
Dann soll es sein, dann lächle meiner Noth
Mit blut'gem Schein das letzte Morgenroth.

Das ist nun freilich traurig, wenn es für den Einzelnen, der sich unglücklich fühlt, keinen andern Ausweg gibt, als den, den ihm ein ungeheueres allgemeines Unglück erschließt. Indessen der Dichter ist kein Philosoph: er ist in seinem Rechte, wenn er so fühlt und spricht, wie ihm die Seele im Drange der Stunde gebietet; dies ist seine Wahrheit und solche Wahrheit finden wir bei Philipp.

Clara Dorn (Nr. 2) ist eine Dichterin, wie es viele gibt. Im Wesen des Weibes liegt ja von vornherein schon Poesie, wenn es nur ein echtes Weib ist, innig und zart, wie das Clara Dorn ohne Zweifel ist. Kommt nun dazu noch das Geschick, sich die „klingende Gewohnheit des Reimens" zu erwerben, so entsteht manch hübsches Gedicht, vielleicht hier und da auch ein schönes, welches ja das Zeichen einer über das alltägliche hinausgehenden, wenn auch vielleicht nur in einzelnen Stunden aufleuchtenden Begabung ist. Ein solches Lied von mildem und reinem Klang und Ausklang ist „Seele meiner Seele", ferner: „Ich bin so müd' und krank", „Ich möcht' in der Dämm'rung schleichen", wo man freilich nicht weiß, ob „zottlich" für „zottig" („des Hauses zottlicher Hüter") ein Druckfehler oder ein grober Sprachfehler ist, „Mit diesem Kuß empfängst du meine Seele", „O wär' ich schön wie Sonnenlicht" und andere. Manchmal freilich ist auch die Sprache oder die Bilder oder beides gesucht oder unklar oder geschmacklos. So, wenn sich die Dichterin, die „ein Feuerstrom innerlich verzehrt", in folgender schrecklicher Strophe mit — Mucius Scävola vergleicht:

So legt der Stolz die braune Rechte
Dem edeln Römer in den Brand,
Ob auch untauglich zum Gefechte
Er rückkehrt in das Vaterland.

Auch in den Balladen findet sich Unklarheit und zwar keineswegs jene, die den schottischen Balladen zum Theil einen so eigenthümlichen Reiz gibt, jenes Helldunkel, indem die Seele doch alles ahnend schaut, sondern ganz gewöhnliche Undeutlichkeit und Unverständlichkeit, wie gleich in der ersten: „Graf Douglas". Wirksam ist das realistische Gedicht „Dem Strom entrissen".

„Schwarz-Roth-Gold" von Geelka (Nr. 3) und „Still und bewegt" von E. P. Conrad (Nr. 4) sind gleich schlecht gedruckt und ausgestattet, was ja freilich bei dem niedrigen Preise begreiflich und verzeihlich ist: beide Bücher sind aber an Werth sehr ungleich. Geelka ist doch wol nur ein Dilettant. Er verfällt manchmal in einen Bänkelsängerton, den man beim besten Willen nicht humoristisch finden kann. Auch „Auf Abwegen" und manche andere Gedichte enthalten neben poetischen Anläufen große Plattheiten. Zu dem besten gehört ein Tagesbild voll Wahrheit: „An der Limmatbrücke". Der Dichter erzählt, wie er von einer armen Frau, die ein Bettelkind beschenkt, und von diesem Bettelkinde selbst, das mit einem Theil des geschenkten Brotes die Möven füttert, beschämt wird. In den politischen Gedichten spricht sich eine lobenswerthe Vaterlands- und Freiheitsgesinnung aus, aber zum Theil freilich in einem Tone, der bedenklich an schlechte Leitartikel erinnert.

Auf einer ganz andern Stufe steht E. P. Conrad.

Selten hat ein so schlichtes und kleines Buch so viel Sinniges, Zartes und Schönes vereinigt:

Da draußen in der Sonnenhitze
Wie zittert schwül die Sommerluft!
Die Läden schloß ich; durch die Ritze
Nun zucken schmale goldne Blitze
Und haucht ein leiser Blumenduft.

Das war dem Knaben schon die Stunde,
Die Märchenstunde wundersam,
Wo aus der Seele tiefstem Grunde,
Wie ferner Tage schöner Kunde
Ein räthselhaftes Sehnen kam.

Nun werden wieder in den Tiefen
Die dunklen Stimmen wach, die lang
Verklungen und vergessen schliefen;
Als ob mir Heimatglocken riefen
Und holder Mutterstimme Klang.

An unsere besten Lyriker erinnert ein Gedicht wie dies, von dem ich einige Strophen hersetzen will:

Mit dem märchenholden
Dämmerlichte bricht
Durch die Zweige golden
Süßes Mondenlicht.

Doch der Wald wie trauernd
Ringsum schweigend steht;
Ab und zu es schauernd
Durch die Wipfel geht.

Leise dann hernieder
Raschelt Blätterfall;
Und nun Schweigen wieder,
Trauer überall.

Herz, o Herz, so schwinden,
Ob du klagst und weinst,
Flatternd in den Winden
Deine Freuden einst.

Nur ein süß Gedenken
Wird der kühlen Nacht,
Licht und Trost noch schenken
Mild wie Mondespracht.

An musikalischem Reize reicht keiner der bisher besprochenen Dichter auch nur entfernt an Conrad heran.

In ganz besonderm Grade fehlt es am Sinne für Wohlklang und Wohllaut der Verfasserin der „Lieder aus dem Hagedorn" (Nr. 5). Die Dame nennt sich H. G. S. Ich glaube nicht, daß eine wirkliche Dichterin es über ihr Herz bringen wird, wenn sie kein Pseudonym wählt, ihren Vornamen zu verschweigen. Die Verfasserin ist eine gute Gattin, eine gute Mutter, von Herzen fromm, zartfühlend und verständig, aber die eigentliche poetische Begabung fehlt ihr, wenn man sie nicht jedem zuschreiben will, welchem „ein Lied gelingt in einer gebildeten Sprache, die für ihn dichtet und denkt". Denn gelungen sind der Ungenannten allerdings einige Gedichte, freilich meistens solche, die der der deutschen Lyrik kundige Leser alsbald als Nachklänge von Liedern erkennt, mit denen sie in Ton und Stimmung alles, im Wortlaute vielleicht nichts gemein haben. So scheint mir in dem Gedichte „Himmelssehnsucht" die Anregung und bestimmende Einwirkung von Spitta's schönstem Liede unverkennbar:

Ein stilles Sehnen ahnet
Wol jedes Menschen Herz,
Es klopfet an und mahnet
Und führet himmelwärts.

Es ziehet lind und leise
Durch jedes Menschen Brust
Die ungekannte Weise
Von schöner Himmelslust.

Hat sich bisher dein Herze
Ihm noch nicht aufgethan —
Es pocht das bange Sehnen
Gewiß noch einmal an;

In heilig stiller Stunde,
Da zieht die ewige Treu'
Uns hin zum heil'gen Bunde
Und knüpfet ihn aufs neu!

Und so geht es fort, in unzweifelhaft echter Empfindung und in wohllautenden Versen. Nur das kann man nicht sagen, daß sich in diesem oder ähnlichen Liedern eine Eigenart ausspräche. Was endlich den gerügten Mangel an — nun sagen wir, an Feinhörigkeit betrifft, so mögen ihn Stellen wie folgende bezeugen. „Ich will so Leid („Leid'", ganz sinnlos, doch daran mag die Verfasserin unschuldig sein) als Freud' dir sagen." „In Lebens Stürmen", wie anderswo „rastlos stumme" und ähnliche Uebelklänge. Ebenso geschmacklos im Ausdruck wie hart im Klang ist es, wenn wir lesen: „Und sollt' zum Edlen mein Herz sich wenden" und ähnliches mehr.

Wilhelm Arent, der Unerschöpfliche, der es unter zwei Büchern pro anno nicht leicht thut, hat im vorigen Jahre „Irrflammen" (Nr. 6) erscheinen lassen, 96 Seiten Lyrik, in größerm Format, mit einem überflüssigen Anhange: „Drei Urgenies", in dem der Deutsche Lenz, der Amerikaner Poë und der Schwede Bellmann als Eideshelfer aufgerufen werden, denn darum handelt es sich doch unzweifelhaft. Das ist aber höchst überflüssig. Soweit Dichter nervenkrank und geistig mehr oder minder unfrei sind, erscheinen sie als Gegenstand eines Bedauerns, wie es der Mensch dem leidenden Menschen schuldet, und soweit sie in dichterischer Halbbewußtheit aus einem freien Geiste heraus, als bei aller Leidenschaft und Erregung doch zurechnungsfähige Wesen dichten, sind sie Gegenstand der Kritik, oder vielmehr, ihre Werke sind es. Wilhelm Arent ist einer der begabtesten unter den Lyrikern und er wäre einer der besten, ja vielleicht der beste, wenn ihm nicht jene Fähigkeit, objectiv zu sein, in bedauerlichem Maße fehlte, ohne die kein Künstler bestehen kann. Ihm ist alles, was er schreibt, so scheint es, gleichwerthig: die stimmungsvollsten lyrischen Gedichtchen, bloße Ansätze zu Gedichten und Plattheiten und Bänkelsängereien: alle sind ja der Stimmung einer Stunde entsprungen und der Ausdruck dessen, was der Dichter in dieser Stunde empfand. Diese subjective Wahrheit genügt dem Dichter, um all das an Werth so unendlich Verschiedene,

das Gute und den Schund, drucken und, so viel es auf das Gedrucktsein ankommt, auf die Nachwelt gelangen zu lassen. Daß er dabei schon frühzeitig in eine Manier verfallen ist, kann niemand wundernehmen; und zwar ist diese Manier höchst kokett, es ist die der ewigen Gedankenstriche und Punkte, die besagen: Die Sprache ist zu arm, um meine Empfindungs- und Gedankenfülle auszudrücken. Lies sie zwischen den Zeilen, geehrter Leser, und staune! Wie bewußt W. Arent sich von aller Schlichtheit und Natürlichkeit fernhält, zeigt der Nebentitel: „Stimmungs-Nervosismen, lyrische Sensationen und Tagebuchblätter." Er wird freilich sagen, sein Verhängniß halte ihn fern. — Nun, in diesem Buche sind herrliche Stimmungsbilder, geistvolle lyrische Aufsätze, höchst originelle lyrische Satiren; es blitzt und leuchtet überall von Eigenartigem, Geistvollem, Ueberraschendem, aber wenn man geschlossene, vollgerundete, plastisch ausgestaltete Gedichte nachweisen soll, so geräth man in Verlegenheit.

Ich gebe einige charakteristische Proben:

Auf dem schwarzen Schloßparkteiche
Flirrt das Mondenlicht, das bleiche,
Unken rufen, Frösche quaken,
Seltsam surren dort die Schnaken . . .
Licht blitzt noch im Herrenhause;
Zofe träumt in ihrer Klause. —
Wo die Böhm'schen Wälder grenzen,
Mild die ew'gen Sterne glänzen. . . .

---

So feierlich die Glocken läuten —
Im Nebel träumt Gebirg und See —
Die hehren Klänge, die verstreuten,
Wecken im Herzen tiefes Weh;
Weinend gedenkt es alter Zeiten . . .
So weltfern, einsam ruht der Ort.
So manchen Traum zu Grab wir läuten . . .
Das Leben spült ihn grausam fort.

---

Spitzt die Lippe sich zum Kusse:
Klopft das Herz in schnellern Schlägen,
Schwelgt die Seele im Genusse
Allen Wonnen kühn entgegen;
Und der Seelen Kräfte regen
Zärtlich sich im tiefsten Grunde:
Liebe schenkt den schönen Segen,
Daß das kranke Herz gesunde. . . .

Man sieht übrigens hier, wie völlig zwecklos diese abbrechende Verwendung mehrfacher Punkte ist.

Im Jahre 1890 erschien Hermann Bahr's „Die gute Schule", ein mit Neronischer Phantasie geschriebenes Buch, so widerwärtig, wie wol in Deutschland noch keins erschienen war. Natürlich hat auch diese böse That fortzeugend Böses geboren: Felix Dörmann's „Neurotica" (Nr. 7), ein Buch, das, „sensationell" und „pikant" im höchsten Grade, neulich in zweiter Auflage erschienen ist. Dörmann hat das Zeug zu einem echten Dichter. Das erste Drittel des Buches enthält viel Schönes, Tiefempfundenes, aber die beiden andern Drittel, die „Extasen" u. s. w., reihen sich in ihrer Abscheulichkeit würdig an jene Bahr'schen Orgien der Wollust und Grausamkeit an. Der Dichter spricht von seinem „sündenbesudelten Dasein", das „schnell zu enden vielleicht das beste wäre", und er malt die Bilder rasender, bis zur Blutgier rasender Wollust mit großer Kunst aus. Es sind nur zwei Möglichkeiten: entweder schildert er Wahrheit. Nun, wer verlangt seine Beichte? Wer verlangt es von ihm, daß er sich mit allen Gebrechen seiner Seele dem Publikum nackt darstellt? Ist die Schamlosigkeit eine Tugend? Oder er kokettirt mit seiner angeblichen Verkommenheit und speculirt damit auf die sensationelle Wirkung. Und letzteres ist unzweifelhaft der Fall. Man lese nur die Vorrede zur zweiten Auflage! „Zur zweiten Auflage!" ist die Ueberschrift. Das Ausrufungszeichen ist Reclame; Reclame ist die Reihe von Gedankenstrichen, die folgt; Reclame auch die von Eitelkeit überquellenden, natürlich durch zahlreiche Gedankenstriche unterbrochenen Sätze der Vorrede. Man höre nur die folgende Stelle: „Ach diese Neurotica! Wenn ich im Frack bin — da verdamme ich sie immer! Aber heimlich in den Abendstunden, wenn die Seele leise zu weinen beginnt, da gleiten mir die Verse meines großen Bruders über die Lippen:

Le livre (nein: ce livre) est toute ma jeunesse;
Je l'ai fait sans presque y songer.
Il y paraît, je le confesse,
Et j'aurais pu le corriger!

Also auch noch Größenwahn! Jedenfalls hätte der edle und vornehme Alfred de Musset die Brüderschaft des Verfassers eines Buches abgelehnt, in dem sogar mit dem Lustmorde kokettirt wird (S. 76). Adolf Brieger.

---

# Friedrich Schlögl.

Friedrich Schlögl's gesammelte Schriften. Drei Bände. Wien, A. Hartleben. 1893. Geb. 9 M.

Es war ein schöner Act der Pietät, dem am 7. October 1892 verstorbenen ausgezeichneten wiener Local-Culturhistoriker und Dialektkenner F. Schlögl gegenüber, daß der unternehmende Verlag von A. Hartleben die vorliegende schöne und, wie gleich mit gesagt sein soll, auch billige Ausgabe der besten und hervorragendsten Werke Schlögl's über Wien dem größern Publikum wieder zugänglich machte und durch diesen Neudruck so vielen Gelegenheit bot, die vortrefflichen Schilderungen dieses Volksschriftstellers, welche man schon zu vergessen anfing, kennen zu lernen. Und zu den besten der wiener Volksschriftsteller gehört Schlögl entschieden, seine Thätigkeit reicht noch aus der vormärzlichen Zeit herüber bis in unsere Jahrzehnte; seine Vorgänger auf dem Gebiete, das er

pflegte, waren die Bäuerle, Castelli, Realis, Wagner, Märzroth, aber alle diese übertrifft Schlögl an der Genauigkeit und Originalität seiner Localbilder, viele auch an Reichthum seiner Kenntniß über die Zustände, Verhältnisse und Eigenthümlichkeiten des alten Wien; daß er das neue Wien und dessen volksthümliche Gestalten, welche er ja hauptsächlich zum Gegenstande seiner köstlichen Skizzen macht, schon gar genau kennt und studirt hat, ist selbstverständlich für jeden, der diese Skizzen mit Aufmerksamkeit gelesen und selbst Kenntniß von der Residenzstadt besitzt.

Die drei Bände von Schlögl's Schriften enthalten nicht etwa alles, was der Vortreffliche veröffentlicht hat, sondern nur die drei Bände: „Wiener Blut", „Wiener Luft" und „Wienerisches", welche zwischen 1873 und 1883 erschienen, wie der Herausgeber F. Lemmermayer treffend sagt: „die Quintessenz seines Schaffens enthalten und nicht vergessen werden, so lange es eine wiener Chronik gibt". Und Schlögl hat auch jeden dieser Bände auf dem Titelblatte noch als „kleine Culturbilder aus dem Volksleben der alten Kaiserstadt an der Donau" bezeichnet und selbst noch bei Lebzeiten bestimmt, daß nur sie in die schon geplant gewesene Ausgabe der „Gesammelten Schriften" aufgenommen werden. Das besondere Wesen des Autors zeigt sich auch in der That nirgends besser als in diesen von reichem Humor durchzogenen, theilweise in den Gesprächen den unverfälschten wiener Dialekt aufweisenden und mit geradezu photographischer Treue nach dem Leben entworfenen Schilderungen. Der Verfasser führt uns bald „Stimmungsbilder" vor, indem er uns etwa die localen Vorgänge zu Neujahr in Wien oder den „Fasching der Armen" schildert, oder er macht uns mit verschiedenen „Sitten und Unsitten" am Aschermittwoch, in der Firmwoche, zu Weihnachten und zu andern Zeiten bekannt oder er erzählt uns „Wie und wo sich Wien unterhält", zeichnet prächtige wiener Volkstypen, so insbesondere in den „Leuten vom Grund und von der Straße", berichtet wie das Volk in Wien „weint und lacht, denkt und spricht", bietet ferner viel „Sittengeschichtliches" und „Reminiscenzen" aus der alten vormärzlichen Zeit und weiß in oft drastisch komischer Weise über „Wiener Arten und Unarten" aus dem Schatze seiner reichen Erfahrungen unterhaltend und doch wahrheitsgetreu zu berichten. Es ist geradezu erstaunlich, welch' eine Fülle von Material der scharfe Blick Schlögl's auf dem mit Rücksicht auf die behandelten Materien verhältnißmäßig nicht so großen Gebiete Wiens — dem allein er ja die Aufmerksamkeit zuwendet — gefunden. Allerdings kennt er aber auch jede Straße und beinahe jedes Haus, beherrscht die wiener Mundart wie kaum Einer und weiß sie insbesondere auch in lesbarer und doch charakteristischer Art zum Ausdruck und vor das Auge des Lesers zu bringen. Und darin liegt ein ganz besonderer Vorzug von Schlögl's lustigen Geschichten, sie sind für Dialektstudien eine wahre Fundgrube, kein wenn auch noch so seltener mundartlicher Ausdruck war diesem genauen Kenner des wiener Idioms fremd und die drei Bände dieser Ausgabe schon liefern eine reiche Zahl origineller Redewendungen und drolliger Sprachproben. Wenn der Referent ein Bedauern aussprechen dürfte, so wäre es das, daß die zwei Werkchen: „Das curiose Buch" (1882) und „Vom wiener Volkstheater" (1884) der Ausgabe nicht einverleibt worden sind. Allerdings hätten diese zusammen einen neuen Band gefüllt und damit die ganze Ausgabe vertheuert.

Fritz Lemmermayer, der bekanntlich unter den wiener Schriftstellern eine hervorragende Stelle einnimmt und sich langjährigen freundschaftlichen Umganges mit F. Schlögl erfreute, hat dem ersten Bande der Ausgabe eine warm geschriebene Einleitung vorgesetzt, welche das Leben und Wirken Schlögl's ausführlich darlegt. Das Leben war einfach genug. Friedrich Schlögl war am 7. Deeember 1821 als Sohn eines Hutmachers in Wien geboren und mußte wegen der dürftigen Lage seiner Aeltern die begonnenen Gymnasialstudien unterbrechen. Eine Anstellung fand er 1840 in einer Militär-Rechnungskanzlei, kam sodann zur Hofkriegsbuchhaltung und wurde im Jahre 1870, nachdem er einige Stufen in der mühsamen Beamtenlaufbahn emporgekommen war, wegen seines leidenden Zustandes auf sein Ansuchen in den Ruhestand gesetzt. Schriftstellernd thätig war er schon vor dem Jahre 1848 in verschiedenen wiener Blättern, seine charakteristischen wiener Skizzen u. dgl. aber erschienen erst in den siebziger Jahren im „Neuen Wiener Tageblatt", in der „Deutschen Zeitung", „Neuen Illustrirten Zeitung", im „Heimgarten" u. s. w. und bald darauf in verschiedenen Einzelausgaben gesammelt. Wie erwähnt starb Schlögl 1892.

Möge diese neue schöne Ausgabe des besten, was er verfaßt, dem Dahingeschiedenen recht viele neue Freunde erwerben nicht nur in Oesterreich, sondern auch außerhalb dessen Grenzen, er verdient dies und sein frischer reicher Humor wird überall die Herzen und Gemüther erfreuen.

Anton Schlossar.

# Feuilleton.

Eine der neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der amerikanischen Prosadichtung ist Bret Harte's „A Protégée of Jack Hamlin's and other Stories" (Boston, Houghton, Mifflin u. Comp.), ein schönes Bändchen, das eine Reihe von sechs californischen Erzählungen enthält, die zu den besten gehören, die der Verfasser, bekanntlich ein besonderer Liebling des deutschen Lesepublikums, seit Jahren geschrieben hat. Die erste Erzählung stellt den veredelnden Einfluß eines unschuldigen, mitleidswürdigen menschlichen Wesens auf einen berufsmäßigen Spieler und argen Spitzbuben dar und erinnert in dieser Beziehung an „The Luck of Roaring Camp", nur ist es, im vorliegenden Falle, nicht ein hülfloses im Lager rauher Goldgräber geborenes Kind, sondern

ein verlassenes, durch Jack Hamlin vom Selbstmord in den Fluten des Sacramentoflusses gerettetes Mädchen, das dieses Wunder wirkte. In „An Ingénue of the Sierras" spielt die Gehülfin des berüchtigten Banditen Ramon Martinez, des Fra Diavolo des Felsengebirges, die Rolle eines arglosen, naiven Naturkindes und dem älterlichen Hause entlaufenen Mädchens vom Lande und führt die klügsten Männer in köstlicher Weise hinter das Licht. Selbst der erfahrene Postkutscher Yuba Bill, der sich einbildet, jede Schusterei aufdecken und jedes Lügengewebe, wie fein es auch gesponnen sei, durchschauen zu können, ist der Durchtriebenheit dieser „Ingenue" nicht gewachsen. Die Geschichte ist ganz ausgezeichnet und unseres Erachtens die vorzüglichste der Sammlung. Die übrigen Novellen sind „The Reformation of James Reddy", die durch die zarte Aufmerksamkeit der hübschen, tugend- und geldreichen Nelly Woodbridge bewerkstelligt wird; „The Heir of the McHulishes", „An Episode of West Woodlands" und „The Home-Coming of Jim Wilkes", die sämmtlich wegen ihrer naturgetreuen Schilderungen der Ereignisse nicht nur dichterisch höchst spannend, sondern auch von culturhistorischem Werth sind.

In demselben Verlag ist „Colonel Carter of Cartersville" von F. Hopkinson Smith erschienen, einem ebenso originellen Schriftsteller wie geschickten Künstler, der sich in den Vereinigten Staaten einer großen Beliebtheit erfreut, aber in Deutschland fast unbekannt ist. Besonders zu erwähnen von seinen bisher veröffentlichten Werken sind „Old Lines in New Black and White", Illustrationen zu Lowell, Holmes und Whittier, „Well-Worn Roads of Spain, Holland and Italy", die Reisen eines Kunstmalers auf der Suche nach dem Malerischen mit wunderschönen Wasserfarben- und Federzeichnungen, und „A White Umbrella in Mexico", das sehr unterhaltende und reich illustrirte Wanderbuch eines geistreichen Künstlers. Smith stammt aus Virginien und schildert in dem uns vorliegenden Roman die noch immer in seiner engern Heimat vorkommenden Zustände und auftretenden Charaktere, die als Erscheinungen der Vererbung aus der Zeit vor dem großen Bürgerkriege anzusehen sind. Der Held des Romans, Colonel Carter, ist ein durch die Abschaffung der Sklaverei verarmter Vertreter „der ersten Familien Virginiens", wie diese Leute sich gern nennen, und steht mit seinem durch die dürftigsten Lebensverhältnisse nicht zu beugenden Ahnenstolz als ein Prachtexemplar wahrer Bettelgrandezza da. Er bewohnt das einst stattliche, aber jetzt baufällig gewordene Stammhaus mit seinem alten Neger als Bedienten, der abwechselnd als Stubenmädchen, Koch, Kellermeister, Thürsteher, Tafeldecker, Leiblakai und Stiefelputzer funetionirt. Er lebt hauptsächlich auf Pump, da er vorgeblich Bedenken trägt, das Zartgefühl der Krämer durch die Baarzahlung ihrer Lieferungen unnöthigerweise zu verletzen; er hält es vielmehr für seine Pflicht, durch sein Verfahren den kleinen Leuten meistens fehlenden Sinn für feinere Empfindungen eifrig zu pflegen: übrigens eine recht bequeme und sehr billige Methode zur Veredelung seiner Mitmenschen beizutragen. Manchem Leser wird es vielleicht schwer fallen, an die Echtheit dieser Einfalt in Bezug auf Geld- und Geschäftsangelegenheiten zu glauben und man kann es ihm nicht verargen, wenn er vermuthet, daß die vorbedachte Betrügerei dabei eine Hauptrolle spiele. Solche närrische Käuze hat es jedoch unter dem alten Regime im Süden der Vereinigten Staaten genug gegeben, und es war eine glückliche Idee Hopkinson Smith's, ein Musterbild dieser Gattung zum Helden eines Romans zu machen, der ihm Gelegenheit gab, die verkehrte Wirkung der damaligen Gesellschaftsordnung und die daraus hervorgehenden unsinnigen Lebensanschauungen zu schildern. Diesen Plan hat er glücklich ausgeführt; die Charaktere sind gut gezeichnet und die Verhältnisse mit lebendiger Anschaulichkeit und trefflichem Humor zur Darstellung gebracht. Eine köstliche Episode ist die von dem Duell, das der Oberst mit Herrn Klutchern fechten wollte, wobei zwei typische schnapssaufende virginische Bramarbasse, der Richter Kerfoot und der Major Yancey, zum Vorschein kommen. Das mit vorzüglichen Illustrationen versehene Buch ist in jeder Beziehung empfehlenswerth.

Der bostoner Verlagshandlung verdanken wir ferner „An Old Town by the Sea" von dem rühmlich bekannten Dichter Thomas Bailey Aldrich. Das Buch ist kein Roman, aber es enthält vielen Stoff, der sich zu einem Roman oder vielmehr zu einer Reihe von Romanen vorzüglich eignen würde. Die „alte Stadt", deren Entstehung, gedeihliche Entwickelung und allmählicher Verfall hier geschildert werden, ist Portsmouth, die Geburtsstadt des Verfassers und die einzige Seestadt des Staates Neuhampshire. Da sie 1623 gegründet wurde, so dürfte sie nur in der Neuen Welt als „eine alte Stadt" gelten. Die Lage am Piseataquafluss ist sehr malerisch und der Hafen vortrefflich; früher war auch der Handel von großer Bedeutung, namentlich mit Westindien, und es schien zuerst, als ob Portsmouth es mit Neuyork und Boston in dieser Beziehung aufnehmen und diese Nebenbuhlerinnen sogar überflügeln würde. Sed urbes habent sua fata. Trotz aller natürlichen Vorzüge und der anerkannten Tüchtigkeit der Bewohner als Kauf- und Seeleute ging es mit dem einst emporblühenden Stapelplatz immer mehr auf die Neige; und heutzutage sieht man dort verlassene und verfaulende Werfte und geräumige, aber leere Waarenlager, von deren Dachrinnen unbelastete Krähne die langen Hälse ausstrecken, um gleichsam nach den längst verschwundenen Schiffen zu schauen. Die Geschichte dieses heruntergekommenen Ortes hat Aldrich in höchst anziehender Weise erzählt und die interessanten Persönlichkeiten und eigenartigen Charaktere, die in der „alten Stadt am Meere" einen mehr oder weniger excentrischen Lebenswandel geführt haben, trefflich gezeichnet. Eine Pfarrersfrau z. B., die ihrem ehrwürdigen Gatten solche Streiche spielt, wie sie „Mistreß Shurtleff" vor 150 Jahren dem geduldigen Gemahl beibrachte, kommt kaum in dem sensationellsten Roman vor und läßt sogar die Erfindungsgabe eines „Dickens" oder eines „Stinde" armselig erscheinen.

## Bibliographie.

Abt, H., Abseits vom Glück. 2 Bände. Leipzig, C. Reißner. 8. 5 M.

Altherr, A., Th. Parker in seinem Leben und Wirken. St. Gallen, Th. Wirth u. Comp. Gr. 8. 5 M.

Ariosto's, L., Rasender Roland in 4 Tln. Uebersetzt von J. D. Gries. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. 8. 4 M.

Bazant, Dr. J. v., Die österreichisch-ungarische Handelspolitik in den letzten 20 Jahren. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 4 M.

Bobertag, Bianca. Die Erbinnen. Leipzig, C. Reißner. 8. 4 M.

Burdach, K., Vom Mittelalter zur Reformation. Forschungen zur Geschichte der deutschen Bildung. 1. Hft. (Erweiterter Abdruck aus: „Centralblatt für Bibliothekswesen.") Halle a/S., M. Niemeyer. Gr. 8. 4 M.

Curtius, E., Gesammelte Abhandlungen. In 2 Bänden. Bd. I. Berlin, W. Hertz (Besser'sche Buchh.). Gr. 8. 11 M.

Diemand, Dr. phil. Anton, Das Ceremoniell der Kaiserkrönungen von Otto I. bis Friedrich II. München, Dr. H. Lüneburg. 8. 5 M.

Farinelli, A., Grillparzer und Lope de Vega. Berlin, E. Felber. 1893. 4 M.

Geisteshelden (Führende Geister). 7. Band. F. L. Jahn von F. G. Schultheiß. Berlin, E. Hofmann u. Comp. 8. 2 M.

Höcker, P. O., Der Olympier. Kulturgeschichtliche Erzählung aus dem Zeitalter des Perikles. Leipzig, Geibel u. Brockhaus. 8. 5 M.

Hüffer, H., Das Zerwürfnis Gustafs III. von Schweden mit seiner Mutter Luise Ulrike, der Schwester Friedrichs des Großen, und die Gesandtschaft Anastasius Ludwig Menckens in Stockholm (1777—1782). Unter Mitwirkung von F. Arnheim dargestellt. (Aus: „Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte.") Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 1 M. 40 Pf.

Ohorn, A., Herzog Ernst II. von Sachsen-Koburg-Gotha. Ein Lebensbild. Leipzig, Renger. Gr. 8. 5 M.

Polenz, W. v., Karline. Novellen und Gedichte. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. 3 M.

Schoenlank, B., Soeiale Kämpfe vor 300 Jahren. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 4 M.

Schöpff, W., Aus drei Jahreszeiten. Dichtungen. Leipzig, F. Richter. 2 M.

Sperber, O. v., Die sozial-politischen Ideen Alexander Herzens. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 3 M.

Zapp, A., Die Frau des Dichters. Dresden, E. Pierson. 5 M.

# Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von **F. A. Brockhaus** in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.


Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Schliemann's Ausgrabungen

in

## Troja, Tiryns, Mykenä, Orchomenos, Ithaka

**im Lichte der heutigen Wissenschaft.**

Dargestellt von

**Dr. Carl Schuchhardt,**

Director des Kestnermuseums zu Hannover.

Mit 2 Porträts, 7 Karten und Plänen und 321 Abbildungen.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

8. Geh. 8 M. Geb. 9 M. 50 Pf.

Dieses Werk bietet zum ersten male ein übersichtliches Gesammtbild von der Thätigkeit des Entdeckers von Troja und von den merkwürdigen Ergebnissen seiner Ausgrabungen.

Infolge der günstigen Aufnahme bei den Fachmännern und in den weiten Kreisen, welche, ohne die zahlreichen umfänglichen Werke Schliemann's zu lesen, dessen erfolgreiche Thätigkeit kennen lernen wollen, hat das Buch rasch eine zweite Auflage erfahren. Dieselbe berücksichtigt auch die letzten Ausgrabungen Schliemann's und ist durch neue Abbildungen bereichert.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Schopenhauer-Briefe.

Sammlung meist ungedruckter oder schwer zugänglicher

**Briefe von, an und über Schopenhauer.**

Mit Anmerkungen und biographischen Analekten herausgegeben von

**Ludwig Schemann.**

Nebst zwei Porträts Schopenhauer's von Ruhl und Lenbach.

8. Geh. 12 M. Geb. 13 M. 50 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Schopenhauer-Register.

Ein Hülfsbuch zur schnellen Auffindung aller Stellen, betreffend Gegenstände, Personen und Begriffe sowie der Citate, Vergleiche und Unterscheidungen, welche in

**Arthur Schopenhauer's Werken,**

ferner in seinem Nachlasse und in seinen Briefen enthalten sind.

Bearbeitet von **W. L. Hertslet.**

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Das „Schopenhauer-Register" ist unentbehrlich für jeden Leser von Schopenhauer's Werken, aber auch für jeden, welcher wissen will, ob und wie der große Philosoph sich über einen Gegenstand oder eine Person geäußert hat. Es gibt zum ersten mal genaue Auskunft über den Ort, wo jede in den Werken des Philosophen und seinem bisher veröffentlichten Briefwechsel enthaltene Stelle aufzufinden ist.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

**Balthazar Gracian's**

## Hand-Orakel und Kunst der Weltklugheit.

Aus dessen Werken gezogen von

Don Vincencio Juan de Lastanosa,

und aus dem spanischen Original treu und sorgfältig übersetzt von

**Arthur Schopenhauer.**

Vierte Auflage.

8. Geh. 2 M. Geb. 3 M.

Die vorliegende vierte Auflage des von Schopenhauer hochgeschätzten und darum von ihm aus dem Spanischen übersetzten Werks ist, um dasselbe allgemeiner zugänglich zu machen, im Preise wesentlich ermäßigt worden.

Schopenhauer sagt von dem Werke:

„Dasselbe lehrt die Kunst, deren alle sich befleißigen, und ist daher für jedermann. Besonders aber ist es geeignet, das Handbuch aller derer zu werden, die in der großen Welt leben, ganz vorzüglich junger Leute, die ihr Glück darin zu machen bemüht sind, und denen es mit einem mal und zum voraus die Belehrung gibt, die sie sonst erst durch lange Erfahrung erhalten. Das einmalige Durchlesen ist offenbar durchaus unzulänglich, vielmehr ist das Buch zu anhaltendem, gelegentlichem Gebrauche gemacht und recht eigentlich ein Gefährte für das Leben: daher wird, wer es gelesen, oder auch nur darin geblättert hat, es besitzen wollen."

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Erzählungen aus dem Ries

von

**Melchior Meyr.**

Vierte Auflage. Vier Bände.

8. Jeder Band geh. 3 M., geb. 4 M.

Die Bände sind einzeln unter folgenden Titeln zu beziehen:

**Ludwig und Annemarie. — Ende gut, alles gut.**
**Die Lehrersbraut. — Der Sieg des Schwachen.**
**Regine. — Gleich und Gleich.**
**Der schwarze Haus. — Georg.**

Melchior Meyr's „Erzählungen aus dem Ries" sind anerkannt als Dorfgeschichten, in denen das Leben der Bewohner jenes gesegneten schwäbischen Gaues lebenswahr geschildert wird, als ein würdiges Seitenstück zu Auerbach's „Schwarzwälder Dorfgeschichten".

In der auf die Hälfte des frühern Preises ermäßigten vierten Auflage sind die Bände auch einzeln käuflich.


(Mit einer Beilage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**)


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 22. — 31. Mai 1894.



Inhalt: Carus Sterne als Mythenforscher. Von Eugen Mogk. — Von der Muttersprache. Von Richard Friedrich. — Geschichtsbilder aus vier Jahrhunderten. Von Edmund Lange. — Neue Romane und Unterhaltungsliteratur. Von Leonhard Lier. — Volksthümliche Sternkunde. Von Ernst Lehmann. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.


## Carus Sterne als Mythenforscher.

In den Jahren 1675—79 erschien in Schweden ein sonderbares Buch, des Olai Rudbeckii „Atlantica", worin der Verfasser die Insel Atlantis des Plato für Schweden erklärt und behauptet, daß alles, was die Alten gedichtet und gefabelt haben, auf dies zu beziehen sei. So werden der Acheron, die elysäischen Gefilde, der Olymp, kurz die ganze griechische Fabelwelt nach Schweden verlegt. Die Trojaner sind natürlich auch schwedischer Abkunft, Hercules ist ein geborener Schwede, ja Plato hat seine Weisheit größtentheils aus den schwedischen Skalden geschöpft. — Vernünftige Leute sagten schon zu jener Zeit, daß dies tolle Einfälle wären, und seit dem 18. Jahrhundert sind jene Phantasiegebilde nichts mehr als ein charakteristischer Zug für die Bildung jener Tage. Nun dürfen wir freilich nicht in dem Wahne leben, daß das heutige Geschlecht in der Wissenschaft und ihrer Methode den echten Ring besitze. Wer die Geschichte der Wissenschaften verfolgt hat, wird die Beobachtung gemacht haben, daß namentlich die philologische eine kreisförmige Linie beschrieben hat und in manchen Punkten wieder zu Resultaten kommt, die man vor ungefähr zwanzig Jahren in die Rumpelkammer geworfen hatte. So ist es ja auch nicht unmöglich, daß wir zu den Ansichten der alten Rudbeck zurückkommen, wenn man sie auch heute anders vertheidigt.

Da erschienen in den letzten Jahren drei Werke, die innerlich aufs engste miteinander zusammenhängen. Das eine nannte sich „Tuiskoland", das andere „Die Trojaburgen Nordeuropas", das dritte, ein nur unscheinbares Heftchen, „Die nordische Herkunft der Trojasage".*) Hierin soll bewiesen werden, wie blind doch bisher die Philologen gewesen sind, welche die Wurzel der homerischen Gedichte und den Götter- und Heldenglauben der Griechen in Griechenland oder den Ländern am östlichen Winkel des Mittelmeeres gesucht haben; der germanische Norden, Skandinavien, ist vielmehr die Heimat wie der Indogermanen, so auch der schönen Mythen griechischer Rhapsoden, und die nordische Edda die reinste Quelle des altarischen Götterglaubens. Stände der Verfasser nicht auf dem Titelblatte, es würde wol mancher auf sein Exemplar geschrieben haben: „Opera Rudbeckii redivivi." Es ist Herr Ernst Krause, der die Bücher geschrieben, derselbe, der sich unter dem Pseudonym Carus Sterne durch seine Gartenlaubenartikel, durch sein „Werden und Vergehen" und manches andere Buch in Deutschland einen Namen erworben hat. Daß der Verfasser namentlich bei den Philologen wenig Entgegenkommen und Verständniß finden würde, ist ihm wol von vornherein klar gewesen; allein sie sind ihm nach dem Erscheinen des ersten Bandes doch etwas zu arg auf den Leib gerückt, und so hat er denn im Eingang des zweiten eine geharnischte Vertheidigung gegen den deutschen Gelehrtendünkel vom Stapel gelassen, worin er gegen die philologischen Recensenten seine Donnerkeile schleudert. Die Philologen sind nun aber hartköpfige Leute; sie gleichen in dieser Beziehung dem Riesen Skrymir im Mythus, der auf Thor's Schlag gleichgültig antwortete: „mir war's doch, als ob mir ein Laubblatt auf die Stirn gefallen sei". Und ich selbst bin mit getroffen, kenne also das nicht gerade unangenehme Gefühl aus Erfahrnng. Denn nicht etwa gegen die Philologen kämpft Ernst Krause, sondern gegen wissenschaftliche Methode und die Regeln der Logik und Vernunft. An dieser Thatsache können auch die Lobhudeleien naturwissenschaftlicher Organe und der Tagespresse, die Verfasser und Verleger als Zierde dem dritten Bändchen beifügen zu müssen geglaubt haben, nichts ändern. Wenn je eine Klasse von Menschen die Krause'schen Entdeckungen mit Freude und offenen Armen

*) Tuisko-Land der arischen Stämme und Götter der Urheimat von Dr. E. Krause (Carus Sterne). Glogau, C. Flemming. 1891. 10 M. — Die Trojaburgen Nordeuropas nebst einem Vorwort über den deutschen Gelehrtendünkel von Dr. E. Krause. Ebenda. 1893. 8 M. — Die nordische Herkunft der Trojasage von Dr. E. Krause. Ebenda. 1893. Gr. 8. 1 M.

hätte anfnehmen müssen, so hätten das doch die Germanisten und speciell die nordischen Philologen thun müssen, denn es bot sich ihnen eine Aussicht in die Zukunft, um die sie wol mancher beneidet hätte. Wer es aber ehrlich mit der Wissenschaft meint, dem kommt erst die Wissenschaft und dann die Person, er strebt nach dem, was Krause verlangt, aber fast auf jeder Seite seines Werkes mit den Füßen tritt: nach objectiver Wahrheit. Der ganze Krause'sche Bau ist ebenso von den Seiten, von denen aus ihn der Baumeister aufführen will, von der geographischen, der archäologischen, ein Unding wie von der sprachlichen, geschichtlichen, mythologischen.

Der Gedankengang Krause's in seinen Werken ist ungefähr folgender: Aller Mythus entspringt aus der Vergöttlichung der die Menschen umgebenden Natur. Auch die Mythen und Sagen, die uns Homer von den Griechen berichtet, ferner viele Sagen der Israeliten, mancher Mythus der Aegypter und anderer Völker ist weiter nichts als Naturpoesie. Diese kann natürlich nur aus der Natur gedeutet werden. Nun spielt aber namentlich in der griechischen Mythologie die Gefangennahme eines Wesens, das durchweg ein höheres Wesen sein soll, die Hauptrolle. Unter diesem höhern Wesen ist ein Sonnengott oder eine Sonnenfrau zu verstehen, die von den dämonischen Mächten des Winters und der Finsterniß gefangen gehalten wird. Ganz gleiche Mythen und Sagen finden wir aber auch bei den slawischen Völkern, bei den Indern, vor allem bei den Germanen. Alle diese Geschichtchen sind von gleichem Gesichtspunkte aus zu beurtheilen. Sehen wir uns um in der Natur der einzelnen Länder, die solche Erzählungen überliefert haben, so zeigt es sich bald, daß diese für die südlichen Länder ein Unding sind, da hier von einer Gefangennahme einer Sonnengottheit nicht die Rede sein kann, weil die Sonne im Winter ihrer Macht nicht beraubt ist; das ist nur im nördlichen Deutschland und in Skandinavien der Fall. Im Süden erklären sich also die Mythen nicht aus der Natur der Gegend, wol aber im Norden. Demnach können sie dort nicht entstanden, müssen vielmehr aus dem Norden mit den Völkern hier eingewandert sein. Ferner wissen wir durch die neuern prähistorischen Forschungen, daß Skandinavien die Urheimat der Indogermanen gewesen ist; von hier aus haben sich die arischen Stämme immer weiter nach Süden verbreitet. Hierin liegt der Schlüssel der Verwandtschaft all jener Mythen: die Völker brachten sie aus ihrer nordischen Urheimat mit, und so erklärt es sich, daß die nordische Natur noch aus ihnen herausspricht. Wir haben deshalb in den nordischen Edden die allein echten alten indogermanischen Mythen. — So Ernst Krause. Das klingt alles wunderbar schön und für den Laien völlig überzeugend. Aber der Grundstein ist eine fixe Idee und das ganze Gebäude ist aus Hobelspänen aufgebaut, die ein gewissenhafter Baumeister doch schwerlich zu einem Monumentalbau verwenden wird. Gleich die Voraussetzung, von der der Verfasser ausgeht, wird niemand anerkennen, der sich mit der Geschichte der Mythologie und mit den mythologischen Vorstellungen einzelner Völker beschäftigt hat. Gewiß sind manche Mythen aus der Natur der Gegend, in der ein Volk lebt, zu erklären, und deshalb ist von mir bereits vor mehr als zehn Jahren die Forderung gestellt worden, daß jeder Mythologe zugleich Geograph sein müsse. Aber durchaus falsch ist es, alle Mythen als Naturmythen zu erklären. Alltägliche Erfahrungen, geschichtliche Ereignisse, Mühen und Kämpfe eines Volkes, vor allem aber die subjective Gestaltungskraft einzelner begabter Individuen und manches andere sind ebenfalls bei der Mythenbildung mit betheiligt gewesen, und wir können das zehnte mal nicht feststellen, was die mythenschaffende Quelle gewesen ist. Dazu sind die Mythen gewandert, wie alle andern geistigen Erzeugnisse hoch entwickelter Völker. Das sind Thatsachen, die felsenfest stehen und denen auch die schärfsten Chemikalien der Naturwissenschaftler nichts anzuhaben vermögen. Worin Krause Naturmythen finden will, darin ist meist überhaupt keiner zu suchen.

Hätte Ernst Krause ferner nur die Entwickelung der Cultur Skandinaviens, des Landes seiner Träume, geschichtlich und ohne Vorurtheil ins Auge gefaßt, so würde er erkannt haben, wie die nordischen Archäologen aus den prähistorischen Funden das Eindringen südländischer Cultur schon längst erwiesen haben, wie im 12. und 13. Jahrhundert die große Culturwelle nach dem Norden kommt, die dieselben antiken Stoffe bringt, die damals im ganzen Abendlande bearbeitet wurden, wie die Wikingerzeit neue Anschauungen, neue Vorstellungen brachte, die zum Theil ebenfalls in der Cultur der alten Griechen und Römer ihre Wurzeln haben. Zusammenhängende Denkmäler aus der Zeit vor den Wikingerkriegen besitzen wir aber gar nicht, und daß die ältesten vom 9. Jahrhundert bis zum 13., in dem sie aufgezeichnet wurden, große Veränderungen durchgemacht haben können und haben werden, muß doch jedem einleuchten, der sich mit der Geschichte mündlicher Ueberlieferung beschäftigt hat. Und nun sollen gar diese Denkmäler indogermanische Urmythen repräsentiren, also die alten Vorstellungen wenigstens drei Jahrtausende bewahrt haben! Hier allerdings hört der Verstand des geschmähten Philologen auf, aber ich denke, überhaupt jedes ruhig denkenden Menschen.

Aber, wirft Krause ein, die Uebereinstimmungen sind ja so groß, daß die Zusammengehörigkeit der nordischen und griechischen Mythen offen zu Tage liegt, die Erzählungen decken sich inhaltlich, die darin vorkommenden Namen sprachlich. Ja, für Krause, der ohne irgendwelche Kritik eine einmal hingeworfene Idee eines Dilettanten für goldene Wahrheit und graues Alterthum ansieht, der den alten Rudbeck und Arnkiel ebenso sprechen läßt wie J. Grimm, der auf Veckenstedt's Mythenfälschung Häuser baut wie auf Homer's Gedichte, der auf die bösen Sprachforscher übel zu sprechen ist und doch eine vergleichende Sprachforschung treibt, in der die Consonanten wenig und

die Vocale nichts bedeuten. Mit dieser Methode läßt sich alles beweisen; es gehört nur etwas Belesenheit dazu — und diese ist dem Verfasser nicht abzusprechen —, der nöthige Grad von Kühnheit und Combinationstalent. Ein Beispiel möge zeigen, wie der Verfasser arbeitet. In Schweden hat man aus Steinen zusammengesetzte labyrinthähnliche Figuren im Freien gefunden, die hier der Volks- und Trojaburgen nennt. Die gleichen Figuren finden sich ebenfalls, aber meist unter andern Namen, auch im nördlichen Rußland, auf Island, in Norddeutschland, in Frankreich. Ihrer gedenkt auch Plinius und der Ludus Trojae des Vergilius bedeutet zweifellos dasselbe. Jeder methodische arbeitende Mensch wird sich bei dieser Sachlage die Frage vorlegen: Läßt sich hier die Brücke zwischen Alterthum und Neuzeit schlagen, die eine Einwanderung jenes Spieles der Römer wahrscheinlich macht? Und diese Frage hat sowol der schwedische Alterthumsverein 1877 zu Strengnäs vollständig genügend beantwortet als auch Kaalund, indem er die locale Beschränkung jener Labyrinthe auf Island und ihren jungen Ursprung nachwies. Also an einen urnordischen, „ins graue Alterthum" fallenden heidnischen Ursprung dieser Figuren ist absolut nicht zu denken. Was thut nun Krause? Er macht beim alten Rudbeck eine Anleihe, wirft Troja, altdeutsch troye, trei und treie bei Neidhart, skandinavisch tro und deutsches treu und ähnliche Wörter, die mit tr beginnen, in einen Topf zusammen und braut daraus die nordische Heimat des griechischen Wortes „Troja". Denn all die Labyrinthspiele sind Nachahmungen des großen Naturmythus: in ihrem Innern hält der winterliche Dämon die Sonnenjungfrau gefangen, die es zu erlösen gilt. Dieser Mythus kann ja aber nur im germanischen Norden seine Heimat haben.

Wir beneiden Krause um seine Entdeckung nicht, bemitleiden auch nicht die, welche sich in sein Labyrinth haben führen lassen, allein er wird es den bedauernswerthen Philologen wol nicht verargen, daß sie sich auch fernerhin aussprechen gegen Dinge, die nach ihrem „unmaßgeblichen" Urtheile der Logik und dem gesunden Menschenverstande zuwider sind.

Eugen Mogk.

---

# Von der Muttersprache.

1. Verstehen wir Deutsch? Volksthümliche Sprachuntersuchungen von Ernst Eckstein. Zweite Auflage. Leipzig, C. Reißner. 1894. 2 M.

Wenig erbaulich sind die Sätze, die Ernst Eckstein in seinem Büchlein aufstellt, daß nämlich 1) dem sprachlich Ungebildeten die Wörter der eigenen Muttersprache innerlich unverständlich, ein ewiges Räthsel sind; daß 2) wie der Laie so auch der Forscher seine Muttersprache nicht versteht, daß also 3) der Mensch — so bedenklich es klingt — seine Sprache nur wie ein Papagai versteht. Hat nun Eckstein mit diesen beängstigenden Behauptungen recht? In seinem Sinne gewiß! Und diesen seinen Sinn möge ein Beispiel erläutern. Daß die Wörter „Hund", „Hinde" und „Hand" so nahe verwandt sind, wie etwa Trunk, Trinken und Trank, davon hat selbst der gebildete Laie auch nicht die entfernteste Ahnung. — Was nun weiter? Der erste Schritt zur Beseitigung des Uebels wäre die Erkenntniß seiner Ursache, die Auffindung seiner Quelle. Eckstein macht für einen Theil der Schuld die Sprachforschung haftbar. „Die Naturwissenschaften, die Technik, die Jurisprudenz haben es fertig gebracht, mit den Laien hier und da recht intime Fühlung zu gewinnen; die Linguistik dagegen ist für das Publikum eine Art Popanz geblieben, vielleicht nur in Erinnerung an die fürchterlichen Grammatikstunden der Jugendzeit, vielleicht aber deshalb, weil die Sprachgelehrten sich für die Gelehrten par excellence halten und demzufolge verschmähen, von der Höhe des Katheders herabzusteigen u. s. w." Ich will mich bei der Subjectivität in diesen Sätzen nicht aufhalten. Ihren Werth oder Unwerth kennzeichnet ausreichend das doppelte Vielleicht. Falls aber einige Bekanntschaft des Laien mit den erstgenannten drei Wissenschaften zuzugeben ist, so darf man die Nützlichkeitsrücksicht nicht vergessen, die für Sprachverständniß ganz wegfällt. Was indessen z. B. die Rechtskunde anlangt, so ist doch fast jeder Bericht aus Gerichtssälen für ihren Mangel beweiskräftig. Und auf den Gebieten der Technik und Naturwissenschaft weiß selbst der Gebildete von jenen letzten Dingen, die Eckstein für die Sprachkenntniß im Auge hat, gemeinhin nichts.

Ein volles Verstehen der Muttersprache erklärt Eckstein sogar für den größten Gelehrten der Welt als unmöglich; möglich sei nur ein Verstehen bis zu einem gewissen Grade; aber auch der werde nicht erreicht. „Weshalb? Weil unsere Schulen — selbst die höhern — das Altgermanische in sträflicher Weise vernachlässigen." Hier befremdet es mich nun überaus, in einem so ernsten und wohlgemeinten Buche folgender Behauptung zu begegnen: „An rein formaler Bildungskraft würde das Studium des Gothischen mit dem des Latein wetteifern können, während es für die Entwickelung des Nationalgefühls und für das innere Verständniß der neuhochdeutschen Muttersprache geradezu Unersetzliches leistet. — Sich wenigstens oberflächlich mit dem Charakter dieser ältesten deutschen Sprache bekannt zu machen, sollte niemand versäumen, der eine wahrhaft nationale Bildung erstrebt. Wann endlich wird in den Schulen Deutschlands das Deutschthum eine ähnliche Rolle spielen, wie das Hellenenthum in den Schulen von Hellas?" Will Eckstein wirklich die Gleichung im Eingang dieser Sätze aufrecht halten? Sieht er wirk-

lich oberflächliche Bekanntschaft mit irgendeinem Fache als ersprießlich an? Und endlich: kann Wulfila für das Deutschthum je werden, was Homer für Griechenland war? und sollen Nibelungen und Kudrun die Iliade und die Odyssee verdrängen? Zu solcher Anschauung vermag ich mir den Dichter Eckstein nicht fähig zu denken. Sollte einmal, worüber sich ja reden ließe, der Versuch mit einem rein deutschen Gymnasium gemacht werden, dann bewahre die Vorsehung unser Volk und seine Jugend vor dem Rückfall in den Irrthum des Teutschthums. Unserer heutigen Cultur Anfänge liegen nun einmal nicht in den teutschen Eichenwäldern. Für jene hat Goethe's geniale Erkenntniß die Landmarke gesetzt im Goetz.

Die Thatsache, die Eckstein mit unbarmherziger Einsicht feststellt, bleibt bestehen. Nur mußte er sie als Naturnothwendigkeit auffassen, der sich kein Volk zu entziehen vermag. Und daß wir Deutschen gegen andere noch im Vortheil sind, hat einst Fichte's mannhafter Sinn dargethan. Zum Troste setze ich die Stelle aus den Reden an die deutsche Nation her: Lasset immer nach einigen Jahrhunderten die Nachkommen die damalige Sprache ihrer Vorfahren nicht verstehen, weil für sie die Uebergänge verloren gegangen sind; dennoch gibt es von Anbeginn an einen stetigen Uebergang, ohne Sprung, immer unmerklich in der Gegenwart und nur durch Hinzufügung neuer Uebergänge bemerklich gemacht und als Sprung erscheinend. Niemals ist ein Zeitpunkt eingetreten, da die Zeitgenossen aufgehört hätten, sich zu verstehen, indem ihr ewiger Vermittler und Dolmetscher die aus ihnen allen sprechende gemeinsame Naturkraft immerfort war und blieb.

Kenntniß des Stoffs und der zugehörigen Literatur zeichnet Eckstein's Ausführungen aus. Aus allen Stämmen und Zweigen der germanischen Sprachen, aus den romanischen, slawischen, altclassischen, kurz aus dem ganzen Gebiet des Indogermanenthums wählt er mit großer Gewandtheit seine Beispiele und Belege. Sehr belehrend ist der Abschnitt über das Zahlwort „Zwei" und seine Sippe. Der eigenen Denkarbeit schaffen dann weitern Raum die Abhandlungen über die Namen der Jahreszeiten und über die Farben, diesen ehemaligen Tummelplatz für die Uebertreibungssucht Gladstone's und seiner Nachbeter. Und mit wohlthuender Wärme spricht der Verfasser vom Gothischen, während des Dichters eigene Erfahrung die auf- und vordringlichen „Einer" und „Oder" beklagt. Die hübsche Anekdote: „Und es ist doch Brot", erinnert an eine österreichische Erzählung von der richtigsten Sprache, der deutschen; denn „die sagt Woassr, und das ist's doch auch". Feinste Beobachtung bekundet „das Musikalische in der Sprache". Hier eröffnet sich dem Leser ein lehrreicher Einblick in das geheimnißvolle Walten des Sprachgeistes. Ich übergehe die Aeußerungen über die Fremdwörter. Rückhaltlos gebe ich zu, daß bei einem Stilisten wie Eckstein die Sache belanglos ist. Doch kommt es mir vor, als wäre er im allgemeinen zu muthlos, zu ergeben und darum zu duldsam. Seine gelegentlichen Besserungsvorschläge, wie Produtzung für Production, nach: Benutzung gebildet, sind kaum annehmbar.

Ein Druckfehler steht S. 55: davitisch für dativisch. Störender ist, daß S. 115 die letzte Zeile zur ersten geworden ist.

2. Der Sprachwart. Sprachregeln und Sprachsünden als Beiträge zur deutschen Grammatik und Stilistik von Theodor von Sosnosky. Breslau, Trewendt. 1894. 8. 3 M. — Ridicula. Breslau, Trewendt. 1894. 8. 1 M. 80 Pf.

An redlichen Bemühungen um die Reinigung unserer Sprache fehlt es heute nicht. Ja, mancher könnte meinen, es sei nachgerade genug des Aufstechens und der Schulmeisterei. Thatsächlich wird auch jeder neue Beitrag erst seine Daseinsberechtigung auszuweisen haben. Indeß braucht der Verfasser des „Sprachwarts" um solchen Ausweis nicht verlegen zu sein. Mit tausend Schrecken ersieht man aus seinem Buche, wie verbreitet noch die Nachlässigkeit selbst bei gefeierten Schriftstellern der Gegenwart ist, wie uferlos noch die Verwilderung alles überflutet. Was von Sosnosky an Belegen beibringt, ist in vielen Fällen wegen der Person des Sprachsünders geradezu entmuthigend für die Freunde der deutschen Sprache, unbegreiflich in den meisten Fällen, in allen unwürdig und eine Schmach für unser Schriftthum. Nun glaube man nicht, daß hier kleinliche Nörgelei mit der Lupe nach Unvollkommenheiten bei den Mitmenschen suche. Der Verfasser bewegt sich vielmehr durchaus auf einer mittlern Linie, und auch eine nicht übertriebene Strenge wird wiederholt Anlaß finden zum Einspruch gegen zu weitgehende Zugeständnisse, zu denen von Sosnosky Gründe und Berechtigung aus der Beobachtung des Sprachgebrauchs ableitet. So kann ich ihm nicht beistimmen in der Nachsicht gegen Nachdem, nicht darin, daß er über die Lektüre schläfrig geworden ist, nicht darin, daß alle gelobt wurden außer er, daß jemand stirbt an einer Pneumonie, — der wissenschaftliche Name für Lungenentzündung. — Man glaube aber auch nicht, daß Verfasser sich zu billigem Scherze nach bereits verblichenem, ehemals vielgenanntem Muster untergeordnete, kleine Geister oder ausschließlich „die pöbelhaft lärmenden Stümper" herausgesucht habe. Im Gegentheil, die besten Namen aus der Erzählungsliteratur sind in seinem Sündenregister zu finden. Und wenn er von W. Jordan's „Zwei Wiegen" sagt, er habe dieses Buch vor längerer Zeit einmal gelesen und dabei gesehen, daß es eine ungewöhnlich reichhaltige Fundgrube für Sprachsünden aller Art biete; nur habe er sich leider keine Notizen gemacht, so muß ich ihm die Verantwortung für diese Sätze überlassen, fürchte aber bei seiner sonstigen Zuverlässigkeit, daß er auch hier bitter wahr spricht. Es ist förmlich unglaublich, was in unserer Literatur an Falschem, Gesuchtem, Erkünsteltem, Verdrehtem und Verzwicktem geleistet wird, gleich als ob sich Unvermögen verstecken wollte unter Unnatur und widerwärtigem Aufputz. Da schreibt ein Meister des Romans

auf derselben Seite: „mir däucht" und „mich dünkt", anderswo: „ihm dünkte" und „ihr däuchte!" Und nun vergleiche man gar die Kapitel: „Bilder, Wortstellung, Gebrauch von Tempus und Modus, Ueberladung."

In nicht wenig Fällen kann Verfasser die Fragen nur mit einem hoc volo sic iubeo erledigen. Das ist nur begreiflich, ebenso aber, daß sich Widerspruch erheben wird. Was soll z. B. gegen Großsprecherisch einzuwenden sein? Ist ferner: empfangenes Guten erweisbar oder nur eine Absonderlichkeit? Manchmal wäre ein Rückblick auf die Entstehung der Form sehr klärend und darum am Platze, so bei Würfe und andern. Ist weiter der Satz richtig: „Beamter, ein Fall, der übrigens nur in der Apposition möglich ist." Wohin soll es endlich führen, wenn zwischen dem, was der Sprache der Autoren und der ihrer Gestalten angehört, geschieden wird? Freilich macht von Sosnosky in ähnlicher Weise einen Unterschied zwischen Fremdwörtern, die der Autor selbst gebraucht und solchen, die er seinen Personen in den Mund legt. Albern nennt er es, wenn „die Herren Puristen" diesen Unterschied nicht anerkennen. Das hängt mit seiner Ansicht von der Sprachmengerei zusammen. Aber in dieser Ansicht kann ich ihm nicht Recht geben, mag er sich auch fernerhin in Kraftausdrücken, wie: „gedankenlose Unduldsamkeit, kindische, lächerliche Sucht" und ähnlichen ergehen. Gerade sie beweisen doch genau so viel, wie sein Beispiel vom englischen oder französischen Arzt, der ein deutsch geschriebenes Werk liest. In ernsten Dingen sollte man derartiges beiseite lassen. Aehnliches gilt von seinem Schlußwort gegen Wustmann. Trotz aller Mäkelei bleibt Wustmann's Verdienst schlechthin unbestreitbar. Theodor von Sosnosky will doch wahrhaftig nicht der Dritte im Bunde des Dr. K. und Dr. X. sein? Solche Waffenbrüderschaft macht ihm zum Glück schon „Der Sprachwart" unmöglich.

Volle Zustimmung verdient Th. von Sosnosky's zweites Buch „Ridicula", eine ungemein wirkungsvolle Verspottung und Durchhechelung der Modenarrheiten in der zeitgenössischen Schriftstellerei. Die vier Kapitel: „Stereotypen", „Der Romanmensch", „Im holden Wahnsinn", „Briefkastenpoesie", bieten eine ebenso spaßhaft-unterhaltende, wie lehrreiche Lektüre. Scharfsinn, zutreffendes Urtheil, eindringende Beobachtung, die schon „Der Sprachwart" bekundete, entfalten sich hier in voller Kraft und ohne irgendwelche Schonung. Kein Liebhaber der Literatur sollte diese Skizzen ungelesen lassen. Leider ist das unerfreuliche Ergebniß wiederum: es steht vielfach traurig um unsere Erzählungskunst in Ausdruck, Erfindung und Charakteristik. Und auch hier finde ich eine Erklärung für Stümpereien und Unbegreiflichkeiten nur in der Armuth der Phantasie und in der Unfähigkeit, richtig zu denken und zu sprechen. Da ist denn nur zu wünschen, daß ein so bewanderter Kenner des Stils und der Technik, ein so berufener Richter in ästhetischen Dingen, wie es von Sosnosky ist, einmal nicht erlahme, sodann die verdiente Beachtung finde. Ob freilich sein begründeter Spott eine Wirkung auf die Kreise der Erzähler haben wird, ist mir nach den eben gegebenen Andeutungen zweifelhaft. Aber die Leserwelt nachhaltig zu beeinflussen, ist seine Art wohl geeignet.

Richard Friedrich.

# Geschichtsbilder aus vier Jahrhunderten.

1. Hans Georg von Arnim. Lebensbild eines protestantischen Feldherrn und Staatsmannes aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Von Dr. Georg Irmer. Mit einem Bildniß Hans Georgs von Arnim. Leipzig, Hirzel. 1894. Gr. 8. 8 M.
2. Herzog Albrecht zu Sachsen-Teschen bis zu seinem Antritt der Statthalterschaft in Ungarn 1738—1766. Eine biographische Skizze von F. X. Malcher. Wien, Braumüller. 1894. Gr. 8. 4 M.
3. Franz Ludwig von Erthal, Fürstbischof von Bamberg und Würzburg, Herzog von Franken. Ein Charakterbild nach den Quellen bearbeitet von Dr. Friedrich Leitschuh. Bamberg, Buchner. 1894. Gr. 8. 3 M.
4. Johann von Schwarzenberg. Ein Lebens- und Geschichtsbild aus dem 15. und 16. Jahrhundert von Johannes Freiherr von Wagner (Joh. Renatus). 11.—15. Tausend. Berlin, Verein der Bücherfreunde. 1893. 8. 4 M.

Der einigende Gesichtspunkt für diese vier Werke liegt nicht nur darin, daß sie sämmtlich wesentlich biographischer Natur sind, sondern daß alle zugleich Persönlichkeiten gelten, die charakteristische Züge gerade des deutschen Wesens an sich tragen. Bei den hervorragenden Männern des Dreißigjährigen Krieges gehört lebhafte deutsch-nationale Empfindung zu den Seltenheiten, um so berechtigter war also Georg Irmer (Nr. 1), gerade diese Seite an Hans Georg von Arnim schärfer, als es bisher geschehen war, hervorzuheben. Wol weiß er, daß dieser sich an geistiger und geschichtlicher Bedeutung mit den eigentlich genialen Männern jener Epoche nicht messen kann; andererseits indeß zeigt uns sein schönes Buch die Berechtigung seiner Behauptung: „Aber keinem seiner Zeitgenossen gibt Arnim an umfassender Bildung, militärwissenschaftlicher Schulung, Charakterfestigkeit, Frömmigkeit und Vaterlandsliebe nach und übertrifft sie alle in der ernsten Auffassung des Lebens, in Gewissenhaftigkeit und Nüchternheit." Dies Urtheil erscheint auf den ersten Blick überraschend günstig; aber den überzeugenden, auf die eingehendste Forschung begründeten Ausführungen des Verfassers gegenüber halten solche Zweifel nicht Stand. Der vollen Beachtung der eigentlichen Fachgenossen, denen er schon durch frühere Arbeiten verwandter Art vortheilhaft bekannt ist, braucht das Buch kaum besonders empfohlen zu werden; indeß

auch in den Kreisen ernster Geschichtsfreunde wird es hoffentlich nicht wenige Leser finden. Wol arbeitet Irmer mit dem vollständigen Apparate der Wissenschaft; aber jeder ernste Leser folgt seiner Führung trotzdem mit regem Interesse. In theilweise recht verwickelte Verhältnisse und in die durchaus nicht durchsichtige Persönlichkeit seines Helden gewinnen wir einen tiefen Einblick, und wenn er uns auch naturgemäß sehr viele Einzelheiten geben muß, so leuchtet doch überall seine Grundanschauung klar hervor. Gar manche wichtige Frage muß er unentschieden lassen, weil das bisher zugänglich gewordene Material versagt, und so bleibt vielleicht einem spätern Forscher noch vielerlei nachzutragen; aber die Grundlinien des von Irmer gezeichneten Bildes sind wol unanfechtbar, obgleich einige Züge desselben von der bisher durchaus überwiegenden Anschauung abweichen, wie wir überhaupt dem Buche vielerlei neue Aufschlüsse verdanken. — Nur in seinen Anfängen bis 1630 hat auch Arnim wenig Werth darauf gelegt, welchem Herrn er diente; aber schon damals war er zu einem wirklichen Verrath an der evangelischen Sache nicht fähig, und seit seinem Eintritt in churfächsische Dienste vertritt er, trotz aller durch die Verhältnisse bedingten Wandlungen im einzelnen, einen ganz bestimmten Standpunkt. Er erscheint nun als das eigentliche Haupt der „Dritten Partei", die der evangelischen Freiheit, sei es auf friedlichem Wege, sei es im Kampf mit dem Kaiser, zum Siege zu verhelfen suchte, ohne die Selbständigkeit der deutschen Fürsten zu opfern oder deutsche Gebiete fremden Potentaten preiszugeben. Wir haben zahlreiche Belege dafür, daß es ihm damit voller Ernst gewesen ist. Ueberlegen aber war er fast allen seinen Gesinnungsgenossen durch tiefe Einsicht in die wirklichen Verhältnisse, die ihn wenigstens in den meisten Fällen vor unberechtigtem Optimismus bewahrte. Wiederholt drängt sich uns der Gedanke auf, daß der Gang des Krieges sich viel weniger unheilvoll hätte gestalten können, wenn ein anderer als der unfähige und energielose Johann Georg von Sachsen sich der Dienste Arnim's in der wichtigsten Periode von dessen Thätigkeit als Feldherr und Staatsmann erfreut hätte. Wie die Dinge lagen, bleibt das, was dieser erreicht hat, fast bewundernswerth, und mindestens ebenso erfreulich wirkt, namentlich für jene Zeit, das Bild des Menschen Arnim. Kann eine Persönlichkeit seiner Art auch keine Begeisterung erwecken, so gewahrt man doch mit freudigem Staunen eine Summe von innerer Tüchtigkeit, männlicher Festigkeit, echter Unterthanentreue, wirklicher Frömmigkeit und Vaterlandsliebe bei diesem Manne, die man kaum erwarten konnte. Gewiß ist es auch ihm nicht gelungen, „im Leben sich so kinderrein zu halten, wie uns die Stimme lehrt im Innersten", aber mindestens zeigt er seit seinen reifern Jahren ein ernstes und in hohem Maße erfolgreiches Streben danach; ein fast rührendes Zeugniß dafür, wie schwer er unter dem Jammer des Krieges litt, gibt ein Gedicht von ihm etwa aus dem August 1634 mit den Anfangsversen:

Des Krieges seind wir müde,
O Herr bescheer' den Friede,
Darnach verlangt uns sehr,
Den Baner noch viel mehr!

Behält Irmer auch seinen eigentlichen Gegenstand immer scharf im Auge, so gewährt sein Buch doch auch interessante Einblicke in die Verworrenheit der Verhältnisse und die Doppelzüngigkeit der Diplomatie jener Zeit; im einzelnen bringt es namentlich für Wallenstein's schillerndes und schier unergründliches Wesen manchen neuen Beleg. Sehr gut wird unter anderm gezeigt, wie er sich dadurch schließlich alles Glaubens an seine Zuverlässigkeit beraubte, sodaß sich gar bald Arnim's Worte über ihn (in einem Briefe an den Grafen Thurn) erfüllen sollten, „daß Betrug meist dem eigenen Herrn zu schaden pflege und daß Gott dies verleihen werde, damit es allen falschen Herzen ein Spiegel sei". — Die Darstellung Irmer's ist überall klar und erhebt sich an einigen Stellen zu wohlthuender Wärme, ohne doch je in unerlaubter Weise panegyrisch zu werden; der Ausdruck im einzelnen ist aber doch nicht ganz frei von Nachlässigkeiten, wie „meines Erachtens nach"; die Ausstattung verdient alles Lob.

Während das eben besprochene Werk eine entschiedene Förderung der Wissenschaft bedeutet und auch allgemeineres Interesse erregt, ist mir bei dem Buche von F. X. Malcher (Nr. 2), der sich neuerdings durch seine Betheiligung an der Herausgabe der Schriften des Erzherzogs Karl bekannt gemacht hat, nicht recht klar, auf welchen Kreis von Lesern er gerechnet hat. Die Schrift ist gewiß gut gemeint; sie gibt sich als Ergänzung zu A. Wolf's Biographie von Albrecht's Gemahlin, Erzherzogin Marie Christine; aber eine solche wird auch in Oesterreich kaum auf eine lebhafte Theilnahme rechnen können. Herzog Albrecht macht wol einen sympathischen, aber doch keinen bedeutenden Eindruck und was er bis zum Jahre 1766 erlebte, entbehrt im ganzen des allgemeinen Interesses. Die Mittheilungen, die hier aus seinen „Memoires de ma vie" und andern ungedruckten Quellen gegeben werden, sind vielfach recht gleichgültigen Inhalts; größere Partien des Buches geben nichts als eine Schilderung bekannter Ereignisse des Siebenjährigen Krieges, die viel zu wenig für Albrecht selbst bringt, als daß sie in dieser Ausführlichkeit berechtigt wäre. Abgesehen von gelegentlich eingeflochtenen menschlich oder culturhistorisch bemerkenswerthen Zügen erregt nur die Geschichte der Liebesneigung zwischen Albrecht und Marie Christine, die aber Wolf — mir ist sein Buch nicht zugänglich — gewiß auch berücksichtigt hat, lebhafteres Interesse. Außerdem berührt es angenehm, daß in dem angehängten Briefwechsel Albrecht's aus Anlaß seiner Vermählung einigemale eine erfrischende Natürlichkeit zum Durchbruch kommt, z. B. entschuldigt sein Bruder Clemens, Bischof von Freising und Regensburg, den Umstand, daß er nicht eher Bescheid schicke, mit den Worten: „Du weist aber, wann die große Perruquen

(gemeint sind die Minister und Räthe), consultirt müssen werden, es immer langsamer geht" und seine Schwester Elise unterschreibt ihren allerdings inhaltlich und besonders stilistisch sehr mangelhaften Glückwünschungsbrief bürgerlich-gemüthlich „Deine treueste Schwester Lisel". Die meisten dieser Briefe sind natürlich französisch geschrieben. — Die Ausstattung ist sehr geschmackvoll, dagegen die Form der Darstellung wiederholt recht bedenklich. So übersetzt Malcher eine Stelle aus den „Mémoires de ma vie": „Ich hielt dies für den Vorboten eines vollständigen Rückzuges, gleich jenes" u. s. w.; er erzählt: „Sie betrachteten dieselbe (die Zutheilung einiger österreichischen Offiziere) als ein Mistrauen gegen ihre Person" u. dgl. m.

Die Persönlichkeit Franz Ludwig's von Erthal verdient gewiß wieder in weitern Kreisen bekannt zu werden; aber Friedrich Leitschuh's Monographie (Nr. 3) scheint mir nur mangelhaft geeignet, dies zu bewirken. Ich zweifle nicht, daß sie einem warmen Interesse für Franz Ludwig entsprungen ist. Aber leider ist zunächst die Sprache nicht selten geradezu fehlerhaft und recht häufig unangenehm nachlässig. Wendungen wie „Franz Ludwig unterließ nicht, diesen seinen Willen, daß das zu absolvirende Studium der Philosophie die Grundbedingung zur Zulassung an die andern Fakultäten sei, in stete Erinnerung zu bringen und nachdrucksweise zu unterstützen" oder „Es darf in diesem Hinneigen Franz Ludwig's zum Fürstenbund gerade der beste Beweis für seine nationale Gesinnung zu erkennen sein", stören immer wieder und die Darstellung wird nur selten wirklich fesselnd. Der tiefere Grund davon mag darin liegen, daß den Urtheilen Leitschuh's fast durchgängig die rechte Entschiedenheit fehlt. Mich verfolgte bei der Lektüre immer das peinliche Gefühl, er habe es auf diese Weise sowol den religiös-liberalen, wie den streng-katholischen Lesern recht machen wollen; jedenfalls sind seine Ausführungen nicht selten geradezu unlogisch. Dies gilt z. B. von dem Abschnitt über Franz Ludwig's religiös-dogmatische Anschauungsweise, aber auch von folgendem Urtheil über des Fürstbischofs Leibarzt: „Als Mensch freilich ist uns Marcus — z. B. in dem Streite mit Professor Kilian — manchmal unverständlich.... Sein Charakter, sein ehrlicher Ruf blieb unangetastet; aber auf der Höhe seines Ruhms scheint er nicht immer wählerisch in seinen Mitteln bei Durchführung eigener Pläne gewesen zu sein..." Mit dieser Schwäche verwandt ist eine gewisse Kritiklosigkeit, die ihn z. B. veranlaßt, lobenden Urtheilen über Franz Ludwig oder eigenen Aeußerungen desselben auch dann größeres Gewicht beizulegen, wenn eine kühle Erwägung der Umstände ihn davon abhalten müßte. Ueberhaupt ist das Buch zu panegyrisch gehalten; die Schwächen seines Helden kann man nur zwischen den Zeilen lesen, und dieser stand doch als Regent, Bischof und Mensch so hoch, daß auch bei ihrer offenen Hervorhebung sein Charakterbild noch hell genug geblieben wäre. Aber dies tritt uns eben überhaupt nicht klar und anschaulich vor Augen, während wir von Einzelheiten aus dem Leben dieser für die schönen Seiten jener deutschen Aufklärungsperiode so charakteristischen Persönlichkeit nur allzu viel erfahren, gar oft Dinge, die kaum einen Leser interessiren können. Statt eines Charakterbildes, wie es der Titel verspricht, erhalten wir vielfach nur Ansätze und das Material dazu. Wol sind alle Seiten dieses reichen und thätigen Lebens berücksichtigt, wol wird auch der Versuch gemacht, jene Zeit im allgemeinen und die Persönlichkeiten von Franz Ludwig's Freunden und Helfern uns vorzuführen; aber auch hierbei erhalten wir zu viel Einzelheiten, zu wenig abgerundete Geschichtsdarstellung. Das ganze Buch, das übrigens mit einigen recht hübschen Abbildungen geschmückt ist, wird weder die Fachmänner noch weitere Kreise recht zu befriedigen vermögen, wenn es auch in den fränkischen Gebieten gewiß dankbare Leser finden wird. Sollte Leitschuh, wie er in Aussicht stellt, es im Säcularjahr von Franz Ludwig's Tode (1895) in erweiterter Form erscheinen lassen wollen, so müßte er es nach meiner Meinung in der Form ganz umgestalten und die Hauptpunkte weit schärfer herausarbeiten. Nur dann könnte er eine Biographie schaffen, die wirklich geeignet wäre, uns diesen Gesinnungsgenossen eines Dalberg, wenn man will auch eines Friedrich des Großen und Joseph II. anschaulich vor Augen zu führen.

Diese Anschaulichkeit des Gesammtbildes neben aller Mannichfaltigkeit der Einzelzüge bildet vielleicht den Hauptvorzug des schönen Buches über den fränkischen Ritter, Staatsmann und Humanisten Johann von Schwarzenberg (1463—1528), das uns Johannes von Wagner (Joh. Renatus) als neueste Gabe gebracht hat (Nr. 4). Wer es zu Ende gelesen hat, der empfindet auch lebhaft die Wahrheit des Schlußurtheils über seinen Helden: „Er war ein echter deutscher Mann, ohne Falsch, mit ehrlichem Gemüthe und sicherm Verstand." Mit lebhaftem Interesse verfolgen wir seinen Lebensgang, sein Thun wie sein Leiden, von den Kinderjahren bis zu den Tagen des Alters. Wir verstehen es, daß der starke und lebensfrohe Jüngling vorübergehend in Gefahr ist, ein wüster Trinker und Verschwender zu werden; wir sehen ihn dann durch die zornigen Mahnungen des Vaters und noch mehr durch die liebende Trauer der Mutter im Innersten erschüttert, Aenderung geloben und dies Versprechen unverbrüchlich halten; wir begleiten ihn mit inniger Freude in die sonnigen Tage des glücklichsten Ehe- und Familienlebens; wir bemerken mit steigender Bewunderung, wie der Tod seiner heißgeliebten Gemahlin ihn zwar in tiefe Trauer versenkt, aber zugleich seine innere Läuterung fördert und wie er jetzt in rastlosem Schaffen für das Wohl seiner Mitmenschen Trost und Befriedigung sucht und findet. Schon seit Jahren religiös gestimmt, durch seine Erfahrungen auf einer Pilgerfahrt nach dem heiligen Land an der Reliquienverehrung irre geworden und durch seinen Verkehr mit den humanistischen Gelehrten- und Künstlerkreisen Nürnbergs

und andere Beziehungen vielfach angeregt, kommt er, obgleich ohne eigentlich gelehrte Bildung, schon vor Luther's Auftreten auf einen religiösen Standpunkt, der den des großen Reformators ahnend vorausnimmt. Wo es nöthig scheint, zeigt er auch jetzt noch, zumal den Verächtern des Landfriedens gegenüber, seine kriegerische Tüchtigkeit und seine unbändige Körperkraft; aber seine Lebensaufgabe sieht er darin, als Haushofmeister, das heißt leitender Minister verschiedener bamberger Bischöfe nach allen Seiten segensreich zu wirken; die humane bamberger Halsgerichtsordnung, die gar bald auch anderswo Eingang fand, ist zwar ein besonders bedeutsamer, aber durchaus nicht der einzige Beweis dafür. Seit 1517 wird er in verschiedenen sehr einflußreichen Stellungen, vorübergehend sogar als Statthalter im Namen des Reichsregiments, einer der maßvollsten und zugleich entschiedensten Vertreter der evangelischen Lehre.

Neben dem Helden lernen wir eine ganze Anzahl sonstiger bedeutender Männer, zumal aus den fränkischen Gebieten, kennen, nicht nur den edeln Menschen und großen Künstler Albrecht Dürer und Wilibald Pirkheimer, mit seiner für die Humanistenkreise so bezeichnenden unentschiedenen Haltung gegenüber der reformatorischen Bewegung, sammt ihren nürnberger Strebensgenossen, sondern auch die bemerkenswerthen Gestalten mehrerer bambergischer Bischöfe und die fränkischen Hohenzollernfürsten. Aber auch über Franken hinaus wird unser Blick gelenkt auf Kaiser Max und gelegentlich auch auf Karl V., auf Luther und Melanchthon, wie auf die Wittenberger überhaupt, auf die Kurfürsten Friedrich und Johann von Sachsen, auf Albrecht von Preußen und gar manche andere. Nicht minder werden uns die Culturzustände jener Zeit in maßvoller, aber darum doch anschaulicher Darstellung vorgeführt. Sehr wirksam erweisen sich dabei kleine charakteristische Züge, wie Pirkheimer's ergreifendes Erlebniß in einem Schweizerdorfe oder jenes Bild aus dem damaligen Justizverfahren, das den neunten Abschnitt schließt.

Leitschuh hat sich selbstverständlich im einzelnen viel getreuer an die Ueberlieferung gehalten als Johannes von Wagner. Dieser bekennt selbst, er habe sich, wo die Quellen versagten, mancherlei hinzuzudichten gestattet, und er hat sich dabei wol keine engen Grenzen gesteckt; auch Ungenauigkeiten finden sich; so wird Maria von Burgund als Maximilian's zweite Gemahlin bezeichnet; so heißt es in einer Schilderung der Lage nach dem wormser Reichstage mit starker Uebertreibung:

> Ueberall im Deutschen Reiche aber standen Männer auf aus dem Priester- und Laienstande und predigten und wirkten unerschrocken für das Evangelium. Manch einer von ihnen ward gemartert und geschunden; das Blut von Hunderten floß und Tausende wurden eingekerkert oder vertrieben.

Trotz alledem scheint mir seine Darstellung innerlich wahrer, und für ein „Hausbuch", wie er es geben will, ist gegen sein Verfahren grundsätzlich um so weniger einzuwenden, als der Leser durch das Vorwort erfährt, was er zu erwarten hat. Ein Buch, wie das seine, hat in seiner Art dieselbe Daseinsberechtigung, wie etwa Goethe's „Dichtung und Wahrheit", oder wenn man lieber will wie Freytag's „Bilder aus der deutschen Vergangenheit". — Auch die Darstellung fesselt im allgemeinen in hohem Grade, schon deshalb, weil sie einfach und von einer schönen Wärme durchweht ist. Daneben finden sich einzelne Plattheiten, wie „Schnell wechseln im Leben Freud und Leid; welches von ihnen folgt, schwächt das Vorausgegangene ab", mancherlei unvermittelte oder ganz äußerliche Uebergänge und einige notizenartige Stellen, wie die Aufzählung der Urtheile über Pirkheimer's unentschiedene Haltung, endlich auch nicht wenige sprachliche Nachlässigkeiten und Fehler, die doch wenigstens ein solcher Schriftsteller vermeiden sollte. Schon die massenhaften Imperfekta mit abgeworfenem — e (einmal stehen auf drei Zeilen deren drei) möchte ich nicht zu den berechtigten Eigenthümlichkeiten zählen; aber viel schlimmer ist es, wenn sich z. B. auf S. 158 in wenigen Zeilen drei sprachlich mindestens bedenkliche Wendungen finden. — Es schien mir nöthig, diese Dinge ausdrücklich zu erwähnen; der Verfasser wird sich selbst einen Dienst leisten und gewiß vielen Lesern eine Freude bereiten, wenn er sie und vielleicht auch historische Ungenauigkeiten der oben besprochenen Art in einer neuen Auflage seines schönen Buches beseitigt.

Edmund Lange.

## Neue Romane und Unterhaltungsliteratur.

1. Fermont. Roman von Walther Siegfried. Aus nachgelassenen Papieren zusammengestellt und durch Notizen und Briefe ergänzt von einem Freunde. München, Dr. E. Albert u. Comp. Separatconto. 1893. 8. 4 M.
2. Stille Geschichten von Carl Busse. München, Dr. E. Albert u. Comp. Separatconto. 1894. 8. 4 M.
3. Gute schlechte Menschen. Novelle von Victor Hoeper. München, Dr. E. Albert u. Comp. Separatconto. 1894. 8. 2 M.
4. Es fiel ein Reif...! von Wilhelm Walloth. Leipzig, W. Friedrich. 1893. Gr. 8. 4 M.
5. Weidmannsheil! Novelle von Hans Werder. Berlin, O. Janke. 1894. 8. 5 M.
6. Zwei Mädchenherzen und andere Novellen von Maurus Jokai. Deutsche autorisirte Ausgabe von Ludwig Wechsler. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1894. 8. 3 M.
7. Rang und Geld. Roman von Helene von Beniczky-Bajza. Aus dem Ungarischen von Oskar von Krücken. Zwei Theile in einem Band. Autorisirte Ausgabe. Berlin, O. Janke. 1894. 8. 6 M.
8. Der Junggesell oder treuherziger Bericht von den Fährnissen, so da einem Nachdenklichen Heirathslustigen begegneten. Von August Niemann. Zweite Auflage. Berlin, Philosophisch-Historischer Verlag Dr. R. Salinger. 1894. 8. 5 M. 50 Pf.

Der Roman „Fermont" von Walther Siegfried (Nr. 1), einem Autor, der sich durch seinen ersten Roman „Tino Moralt" bei den Freunden ernster künstlerischer Thätigkeit nach dem ziemlich einmüthigen Urtheil der Kritik trefflich eingeführt hat, gibt sich den Charakter eines biographischen Bruchstückes, das aus Briefen und Aufzeichnungen der Freunde und aus eigenen Niederschriften des Helden zusammengereiht ist. In dem einleitenden Briefe einer Freundin des verstorbenen Fermont wird einem Dritten der schriftliche Nachlaß des Helden zur Veröffentlichung übergeben, mit dem Bemerken, der Verschiedene sei in Allem und vor Allem so unverhüllt ehrlich „Mensch" gewesen, daß er, im großen Sinne genommen, dadurch eigentlich aufhörte, eine Privatperson zu sein. Zumal seine letzte Lebenszeit erscheine dem Tieferblickenden gar nicht mehr als Abschnitt eines Privatlebens, sondern als ein ewigwahres und großgeartetes Stück Menschen- und Seelengeschichte. Es hat etwas Misliches, ein Werk, welcher Art es auch sei, mit einem starken Credit herausfordernden Wechsel auf die Zukunft zu beginnen. Statt der Versicherung wünschen wir die That und die Möglichkeit, selbst zu urtheilen. Wenn wir daher den unmittelbar sich anschließenden Mittheilungen des Dritten über den Lebensgang Fermont's bis zu dem Zeitpunkt, wo er selbst handelnd auftritt, mit einem Theil von Zweifel lesen, so ist dies nur zu begreiflich. Das Leben des Helden ist eine Kette von Irrfahrten durch die gebildete und ungebildete Welt, von bittern Enttäuschungen, deren letzte und herbste ihn das Los der Selbstverbannung in weltferner Einsamkeit erwählen läßt. Ueber die mancherlei geistigen und gemüthlichen Erfahrungen, die eine selbstherrliche Kraftnatur in diesem Wirbel der Erlebnisse gemacht haben muß, erfahren wir wenig; nur der Nachhall des Sturmes weht uns aus der Stille entgegen, die Fermont auf seinem Asyl in einem Hochlandsthal zur Sammlung seiner Gedanken veranlaßt. Diese Gedanken mahnen an Faust und Manfred, an Prometheus. Aber nun rächt sich es, daß wir den Helden, der uns als Denker fesseln soll, nicht als handelnden Helden gesehen haben. Sein titanisches Aufbäumen gegen die Gottheit, mit der er hadert, wirkt ohnmächtig, und die Ergießungen des Weltschmerzes scheinen bisweilen kokett. Der Held Fermont ist eben für uns ein Schemen. Gott vertheilt an die Menschen die Rollen, so heißt es, nach Willkür und auch solche, die nichts ergeben als ein sinnloses Zerrbild. „Aber hei!" so fährt Fermont fort, „Du gabst sie diesmal einem Unbequemen! Einem, der nicht so schwach ist, Dir die unrühmliche Gestalt, die Dein erhabener Schöpferwille schuf, in thörichter Uebereile selbst wegzuräumen, sobald sie Deinen Blicken Qual geworden ist, wie sie sich selber Qual sein muß. Ich spielte sie bis heute, ich habe auch die Kraft, sie bis zu Ende zu spielen, und ich will es." Wer so spricht, den wollen wir auch handeln sehen. Statt dessen reihen sich Reflexionen an Reflexionen. Uralte Räthselfragen werden aufgerollt. Warum sind wir hier und wozu leiden wir? Warum zermartern wir unser Hirn an solchen unlösbaren Fragen, um endlich zu erkennen, daß wir nichts wissen, nichts wissen können? Man kann wol kaum sagen, daß solche Fragen, so alt sie sind, auf der Heeresstraße der Mode sich bewegen. Es ist gewiß bemerkenswerth, daß sie wieder auftauchen. In Fermont's Worten gewinnen sie, trotz manchem Berechneten und Gesuchten, oft eine gewaltige Sprache, sie hüllen sich in dichterische Bilder und tränken sich am Born der mächtigen Natur, in der der Einsiedler haust, mit frischer Kraft. Die leblose Natur aber vermag das Sehnen Fermont's nach Erkenntniß nicht zu befriedigen. Zum Urquell des Wissens kann der Mensch nur Hand in Hand mit Menschen vorwärts dringen. Im Gefühl für das Leiden der Mitwelt gewinnt er die Kraft, das Leben weiter zu ertragen. Ganz allmählich dämmert in Fermont diese Erkenntniß auf. Dabei kommt in die Darstellung Leben und etwas Bewegung, zugleich gewinnt das Bild des Helden an Kraft und Farbe. Das Werk erreicht künstlerisch und geistig seinen Höhepunkt. Das Bild des Lebens einer armen Häuslerin, die aus Kampf zum Glauben an göttliche Vorsehung sich emporgerungen hat, einer sieghaften Grüblernatur im Bauerngewand, bringt dem Helden erste Offenbarung. Die Liebe zur Menschheit erwacht aus dumpfem Schlummer. Eine Bauerndirne, deren Seelen- und Naturadel sein begehrliches Ich zur Entsagung zwingt, ein Bursche, Fermont's naiv-kindliches Gegenspiel und dessen Opfertod für ihn bringen endlich die Wandlung von der Gottverachtung zur Verehrung hervor und lenken Fermont's Blick auf das reiche Feld befriedigenden Wirkens im selbstlosen Dienen für die Leidenden und Unterdrückten. Damit brechen die Aufzeichnungen Fermont's ab. Wir erfahren nur noch, daß er wenige Monate darauf unter ergreifenden Umständen den Tod bei einer aufopfernden That gefunden hat. So schließt das Buch, wie es begonnen, mit einem Bericht, den wir auf Treu und Glauben hinnehmen müssen. Siegfried versteht es aber doch, namentlich im letzten Theile für seinen Helden zu interessiren und durch die Fülle der Gedanken, die Kraft der Bilder, die Feinheit der Charakteristik, die Wucht der Schilderung in einzelnen Scenen den Glauben zu erwecken, daß er dichterisches Talent genug besitze, um vieles zu geben, was er uns in seinem Roman eigentlich nur verspricht.

Schildert uns Siegfried den mühereichen Entwickelungsgang vom Pessimismus zum Optimismus, so schwimmt Carl Busse in seinen „Stillen Geschichten" (Nr. 2) mit sichtlichem Behagen mitten in dem Fahrwasser einer sonnigen heitern Lebensauffassung, die aber weniger eine That des persönlichen Verdienstes, als eine Gabe des Temperamentes erscheint. Mag man immerhin zur Entkräftung dieser Behauptung auf einzelne ernst ausklingende in der langen Reihe dieser Geschichtchen verweisen! Gerade an ihnen bewährt sie sich erst recht. Denn Carl Busse geht auch hier allen tragisch tiefen Empfindungen

aus dem Wege. Seine Lieblingssphäre scheint eine fröhlich genießende, harmlos-kecke Sinnlichkeit zu sein, die er mit zarten, oft etwas zu weichen und verschwimmenden Farbentönen zu schildern weiß. Eine gewisse weiche Empfindsamkeit ist mit dieser Neigung nur zu leicht vereinbar. Diese Zeichen machen uns stutzen, weil der Verfasser der „Stillen Geschichten" noch in sehr jungen Jahren steht und von der Kritik mit Lobeserhebungen überhäuft worden ist, zu denen sein jüngstes Werk unseres Erachtens nicht allzu viel Veranlassung bietet. Zudem verfügt Busse über eine gewiß beachtenswerthe Fertigkeit der Schreibweise, er versteht anmuthig zu erzählen, hübsch, wenn auch nicht tief zu charakterisiren, und auch die freundliche Gabe des Humors ist ihm verliehen. Sein Talent liegt aber entschieden mehr nach der lyrisch-empfindsamen Seite, als nach der der eindringlichen Menschendarstellung. Wenn er malerisch veranlagt wäre, würde er das duftige Pastell der markigen, kraftvollen Oelfarbe vorziehen. Bedenkliche Neigungen bei solchem Alter und solchen Fertigkeiten! Wir geben zu, daß sich diese Empfindungen besonders dem aufdrängen, der die „Stillen Geschichten" hintereinander liest. Das Liebesthema in Variationen! Im einzelnen, tropfenweise genommen, wirken sie besser. Fast alle sind gut ausgefeilt, gut pointirt. Einzelne Charaktere sind gut gelungen, die Backfische freilich sind mehr Schablone, als knorriger Eigenwuchs. Wir heben hervor: Doctor Bäffchen, der kleine Ben. Es wäre schade, wenn ein hübsches Talent in Leichtigkeit der Production vergeudet werden sollte.

Zu so trüben Bedenken gibt uns Victor Hoeper in seiner Novelle: „Gute schlechte Menschen" (Nr. 3) keinen Anlaß. Nach dieser Talentprobe sind wir auf fernere wenig gespannt. Das Thema der Cameliendame in idealisirter Form. Ein Student verliebt sich in eine Gefallene, kann aber in seinem „Idealismus" ihre Vergangenheit nicht vergessen und nimmt sich das Leben, während jene die Hand eines derben Realisten annimmt. Wir haben an dieser Geschichte einer frühreifen Verirrung um so weniger Gefallen gefunden, als weder Stil noch Charakteristik irgendwie über das Mittelmaß hervorragen.

Schlimmer noch als verfrühte Talentproben sind Darbietungen eines routinirten, aber wenig sorgsamen Autors. Wilhelm Walloth leistet sich in seinen unter dem Titel: „Es fiel ein Reif...!" (Nr. 4) vereinigten Novellen die wunderbarsten Stilproben. Da schlagen gierige Flammen an das Herz und rufen in ihm einen pressenden (!) Schmerz wach. In das Zimmer dringt das Brausen der Großstadt und gleich darauf (?) tritt jemand in das Zimmer ein. Ein Garten ist ein Stückchen verkümmerter Poesie in der stampfenden, rauchenden, hastenden Prosa der Großstadt. Den Gatten umschwebt das allmählich sich in der Frühlingsluft verdünnende süßschwermüthige (?) Aroma, das aus Nataliens Kleidern strömte, aus dem zu Herzen dringenden Ton ihrer Stimme quoll. Das Aroma strömt und quillt aus Kleidern und Stimme! Großartig. „In seine kühlsten Buchhändlerspeculationen stahl sich die bleiche sommersproßübergoldete Todtenmaske (!) dieses Antlitzes und verklärte gleichsam die seelenlose Welt der Zahl." Die Todtenmaske mit den Sommersprossen und der Verklärung ist zwerchfellerschütternd. An der Hand einer Frau kann man die Dornenhecken und das Sumpfgestrüpp (!) klug umgehen. „Leise schlangenhaft (!) bestreicht sie es wieder das beißende Gift (!), das aus seinem eigenthümlich naiv-trotzigen, harmlos-raffinirten (?) Wesen auf sie überströmend, von jeher ihr Inneres zerfressen hatte." Das Gift bestreicht, beißt, strömt und frißt also. Das ist grauslich. Das taktvoll-traurige Röcheln einer Maschine ist gewiß ebenso neu wie der Vergleich eines Dampfballens mit einem Wattklumpen. Doch übergenug der Proben! Dem Stil entspricht die Charakteristik, die in beiden Novellen unklar und verschwommen ist und zu Abenteuerlichkeiten führt, wie zu dem Sturz der Luise vom Thurme, der jeder Begründung entbehrt. Wie in dem nervös-bizarren Stil äußert sich auch in der Handlung und Charakteristik eine krankhaft gereizte Phantasie. Des nähern auf die beiden Novellen einzugehen, lohnt nicht.

Eine literarische Specialität bietet Hans Werder in seiner Novelle: „Weidmannsheil!" (Nr. 5) dar. Dem grünen Umschlag des Buches entspricht der Inhalt: Weidmannspoesie, Jägerromantik und Waldesrauschen. Der Verfasser versteht es trefflich, das Localcolorit zu schildern und uns in seinem Banne festzuhalten. So willig wir uns diesem Zauber unterwerfen, so wenig wird den Nichtfachleuten das Verwenden der Jägersprache in dem Text anmuthen. Es wirkt nicht schön, wenn von der Heldin gesagt wird, sie wechselt, oder sie wird in's Blatt getroffen, oder sie ist schlank wie ein Schmalreh. Zum mindesten ist das Geschmackssache. Die Fabel ist wie ihre Einkleidung romantisch oder richtiger romanhaft. Erika, die Heldin der Geschichte, wird von dem Bruder ihrer Pflegemutter mit heißem Bemühen umworben; endlich läßt sie sich durch Mitleid mit dem Unglücklichen zu einer halben Zusage bewegen. Dem Oberförster aber, dem ihre eigentliche Neigung gilt, gelingt es, den Antheil, den sein Nebenbuhler an der Ermordung seines Vorgängers hat, aufzudecken. Denn auch dieser Vorgänger war von den Reizen der Waldfee geblendet und Erika's Bewerber half ihn beiseite schaffen. Statt daß nun aber dieser Verbrecher dem Arm der Gerechtigkeit überliefert wird, eilt Erika an das Bett des in Reue sich Verzehrenden und pflegt ihn bis zu seinem bald erfolgenden Tode. Dann reicht sie dem Oberförster ihre Hand. Wenn man über das unnatürliche Mitleid Erika's leicht zur Tagesordnung übergeht, so liegt dies daran, daß man die ganze Erzählung als leichte Erfindung nicht allzu ernst nehmen kann. Die Charakteristik der Personen ist zwar ansprechend, aber sehr äußerlich und oberflächlich.

Eine anregende Unterhaltung gewährt das Lesen der unter dem Titel: „Zwei Mädchenherzen" vereinigten Novellen von Maurus Jokai (Nr. 6). Alle diese Erzäh-

lungen tragen ein ausgesprochenes nationales Gepräge und üben dadurch einen fesselnden Reiz. Jokai kennt Land und Leute seiner Heimat in Vergangenheit und Gegenwart, wie sie nur jemand kennen kann, der mit ihnen auf das Innigste durch Denken und Empfinden verwachsen ist. Mag er nun aus der Zeit des 17. Jahrhunderts erzählen, oder aus der Gegenwart, von adelichen Herren und Frauen oder von ärmlichen Krämern und Landleuten, überall haben wir das Gefühl, den vertrautesten Führer zur Seite zu haben. Dabei verfügt Jokai über die schönsten Gaben der Fabulirkunst, über Anschaulichkeit der Schilderung, wirkungsvolle Gruppirung, Charakteristik, Spannung, Steigerung, klare Anordnung, und weiß alle Saiten unseres Gemüthes zu reizen, Humor, Heiterkeit, Ernst und Schrecken zu wecken. Ueberall schöpft er aus dem Vollen, seine Phantasie ist unerschöpflich, des Ein- und Ausfalls ist kein Ende, und man gibt sich gern dem Behagen hin, das ein gewandter, geistreicher Erzähler zu verbreiten weiß. Des nähern auf die reiche Abwechslung gewährenden Erzählungen einzugehen, müssen wir uns leider versagen. Die Uebersetzung ist zuweilen hart, reicht aber doch aus, sodaß der Eindruck nicht geschmälert wird.

Verlohnt es sich bei diesen Erzählungen des gefeierten ungarischen Dichters, sie uns in deutscher Gestalt bekannt zu machen, so kann dies von dem Roman: „Rang und Geld“ von Helene von Beniczky-Bajza (Nr. 7) nicht gelten. Dieses Werk trägt in der Mache alle Spuren der landläufigen Unterhaltungsliteratur an sich; es ist unglaublich in seiner Voraussetzung und romanhaft in der Ausführung. Ein auf seinen Rang stolzer Graf hat den Ruf einer Millionärstochter gefährdet; sein ehrenhafterer Bruder nimmt sich der Verlassenen an, er läßt sich mit ihr vermählen, um sie sofort nach der Trauung zu verlassen. Allerhand Umstände führen das fremde Ehepaar wieder zusammen; sie lernen sich lieben und „Rang und Geld“ sind miteinander versöhnt. Dieser Grundgedanke ist das beste an dem Roman, die Ausführung aber bewegt sich so stark in den ausgefahrenen Gleisen der Schablone, daß man Mühe hat, des Buches, dessen Schluß alsbald vor Augen steht, völlig Herr zu werden.

Während es sich in den meisten Unterhaltungsromanen von selbst versteht, daß der Held die Banden Hymens als leichte Rosenketten ansieht, führt uns August Niemann in seinem Buch: „Der Junggesell“ (Nr. 8) ein Exemplar der im Roman verpönten Sorte vor, die gegenüber den Lockungen der Ehe die Rolle des Fabius Cunctator spielen. Niemann gibt seinem „Treuherzigen Bericht von den Fährnissen, so da einem nachdenklichen Heirathslustigen begegneten“, die Form einer Erzählung; weit wichtiger aber als das, was seinem Nachdenklichen passirt, ist das, was er redet oder von andern hört. Er redet nämlich sehr viel und über alles mögliche, zuvörderst über die Ehe, aber auch über Phrenologie, Politik, Journalismus, Seelenwanderung, Buddhismus und noch verschiedenes andere. Im tiefsten Grunde ist der Nachdenkliche ein Cyniker; in dem Bunde zwischen Mann und Frau sieht er fast ausschließlich nur das Sexuelle, das Natürliche, und er erörtert es mit einer Freiheit, die das Motto: „Naturalia non sunt turpia“ an die Spitze des Buches zu setzen wol zu einem Gebot der Pflicht gemacht hätte. Freilich vieles, was der Nachdenkliche treuherzig aus der Schule plaudert, entspricht den thatsächlichen Verhältnissen nur zu genau, und der ernste Leser wird den ernsten Sinn der Satire nicht verkennen. Der größere Theil aber dieses ernsten Sinnes bleibt dem Denkenden zu erforschen überlassen; Probleme zu ergründen, zu erschöpfen, ist des Nachdenklichen Sache nicht. Aber er wirft doch auf so mancherlei Schwachheiten des Menschenthums, auf so mancherlei boshafte Irrungen des Weltgeistes so scharfe satirische Lichter, daß es auch hinter verschleierten Augen aufleuchten muß. Will der Satiriker die geistigen und sittlichen, die gesellschaftlichen Segnungen der Ehe nicht sehen, genügt es ihm, die Schattenseiten aufzudecken, weil die Lichtseiten bekannt sind? Genug, daß er uns mehr im Dunkeln umherführt und erst am Ende, da sein „Junggeselle“ als solcher zu sterben verspricht, ein lange vermißtes Licht auftauchen läßt, die Seele des Weibes. Sein Held, Dr. Meditor, spricht die in seinem Munde nach so viel Cynismen denkwürdigen Worte: „Ein höchst wundervolles Ding muß die Seele sein, des Weibes wie des Mannes, unantastbar, unvergänglich. Denn wie möchte, wenn es anders wäre, die Natur wol so viel Leid, so viel Schmach, ja die Vergiftung der Lebenskeime selbst dem Menschengeschlechte zumuthen? Das wäre doch ein furchtbarer Widerspruch. Aber, weil sie göttlicher Art ist, wird die Seele davon nicht zerstört, bleibt sie unter Schmutz und Schlamm doch leuchtend wie Diamant und Fixstern (?), legt den Körper, wenn sie endlich seiner müde wird, wie eine lebensähnliche Maske ab, befreit sich damit von allem Siechthum und geht in der Wahrheit ewige Hütten, ihre eigentliche Heimat, ein.“ Nun, wenn Dr. Meditor von der Seele in diesen allerdings mehr geistreichen als tiefen Worten eine so hohe Meinung hat, warum spielt sie bei den Bedenken des Heirathslustigen eine so ärmliche Rolle, warum begegneten uns keine Frauen, deren Seelisches mehr entwickelt ist, als das Körperliche? Das ist doch merkwürdig und läßt den Gedanken aufkommen, daß es dem Verfasser mehr darum zu thun war, ein pikantes, prickelndes Werk zu schreiben, als ein tiefes, belehrendes. Mantegazza's zu Unrecht gerühmte Schriften scheinen nachgerade in Deutschland verhängnißvoll zu wirken. Die Lorberen des Italieners mögen in Italien gedeihen, bei uns werden sie, hoffentlich, rasch verkümmern. Denn die günstige Wirkung der Frauenbewegung läßt sich nicht bestreiten, daß es endlich als frivol gilt, die Frauen lediglich von dem Standpunkt des medicinischen Mephistopheles zu betrachten.

Leonhard Lier.

# Volksthümliche Sternkunde.

1. Sonne, Mond und Sterne von Agnes Giberne. Deutsch von E. Kirchner. Mit 16 Abbildungen. Berlin, Cronbach. 1893. 8. 4 M.
2. Führer am Sternenhimmel von Hermann Klein. Mit 7 Tafeln in Lichtdruck und zahlreichen Abbildungen. Leipzig, Meyer. 8. 8 M.
3. Das Sternenzelt von Karl Titus. Mit 73 Abbildungen. Berlin, Verein der Bücherfreunde. 1893. 8. 5 M.

Volksthümlich zu schreiben ist bekanntlich kein leichtes Ding. Eine besonders schwere Aufgabe aber ist es, eine gute Sternkunde für Laien zu finden. Bereitet schon die Erklärung der Erscheinungen und Bewegungen nicht geringe Schwierigkeiten, so setzt die Darstellung der Beobachtungsmethoden und der einfachsten mathematischen Verknüpfungen fast unübersteigliche Hindernisse entgegen. Sie zu umgehen, ist nicht möglich; denn selbst bei geeigneter Sichtung und sorgfältiger Auswahl zwingt die Forderung, bis zu einem gewissen Grade vollständig und gründlich zu sein, darauf einzugehen. Neben der Einfachheit der Behandlung und der genügenden Vollständigkeit darf endlich als drittes auch die anregende Darstellung nicht fehlen: Das volksthümlich geschriebene Buch soll Geist und Gemüth erst zubereiten helfen für späteres tieferes Eindringen; das wissenschaftlich angelegte setzt die Empfänglichkeit im Leser schon voraus. Ja, jenes muß wie ein guter Unterricht im Stande sein, die Ergebnisse der Wissenschaft dem Leser so zu eigen zu machen, daß die allmähliche Ueberwindung der anfänglichen Schwierigkeiten so selbstverständlich erscheint, wie der sonnenbeleuchtete Aufstieg von mühsam erklommener Höhe aus. Erkennen wir bei einem Rückblicke die einzelnen Stufen der Entwickelung nicht mehr, so war die Methode oberflächlich, sie hatte uns über die Schwierigkeiten hinweggetäuscht.

An einer guten Astronomie, wie sie der Anfänger braucht, fehlt es noch immer: die einen behandeln den Gegenstand zu trivial, die andern ziehen wissenschaftliche Ergebnisse heran, die sie nur sehr mangelhaft zu begründen vermögen. Und doch würde eine leicht verständliche Darstellung der Astronomie großen Nutzen stiften; die Nachfrage ist nicht gering; denn da dem fesselnden Stoffe auf unsern Schulen noch immer kein genügender Raum zugemessen worden ist, so ist das Bedürfniß, die Lücke auszufüllen, in denkenden Kreisen um so fühlbarer geworden.

Die allgemeine Verbreitung großer Wahrheiten wie der astronomischen in einfacher Sprache ist aber noch von einem andern Gesichtspunkte aus von Bedeutung: es ist der Einfluß, der dadurch auf unsere Phantasie oder die poetische Seite unserer Natur ausgeübt wird; denn die Poesie vermag sich wie die Kunst jedes neue Gebiet, das die Wissenschaft erobert, zu eigen zu machen. Aber dies kann nur allmählich geschehen. Ehe die Phantasie sich der Ergebnisse der Wissenschaft bemächtigen und sie umformen kann, müssen sie aufhören schwierig, mühevoll und schwerverständlich zu sein: ihre Kenntniß muß nicht nur dem Dichter, sondern auch seinem Zuhörerkreise vertraut sein. Ein Philosoph unserer Zeit sagt geradezu: Wenn die Zeit je kommen sollte, wo das, was jetzt Wissenschaft ist, Gemeingut der Menschen geworden sein wird, dann werden die fernstliegenden Entdeckungen des Chemikers, Botanikers, Mineralogen und Astronomen zu den geeignetsten Stoffen des Dichters gehören. Er wird bereit sein, den Schritten der Männer der Wissenschaft zu folgen, ihnen zur Seite zu stehen und den wissenschaftlichen Gegenständen selbst Empfindung einzuhauchen. Der Dichter wird mit seinem göttlichen Geiste die Umwandlung vollziehen helfen und das so geschaffene Wesen als lieben und wahren Genossen am häuslichen Herde willkommen heißen.

Die folgenden drei Bücher über populäre Astronomie gehen verschiedenen Zielen nach; nur das an erster Stelle zu nennende versucht es, die oben angeführten Forderungen ganz zu den seinigen zu machen. In der That ist Agnes Giberne's Buch „Sonne, Mond und Sterne" (Nr. 1) für die, die am Fortschritte der Wissenschaft gern theilnehmen und zugleich den Faden, der sie zu den Anfangsgründen zurückführt, wieder aufheben möchten, ein sicherer und liebenswürdiger Führer, der sie in leichtfaßlicher und sinniger Weise in die Elemente der Astronomie einführt. Durch treffende Bilder und schlagende Vergleiche kommt er dem Verständniß zu Hülfe und an Stelle geometrischer Entwickelungen setzt er die unmittelbare Anschauung. „Wie groß ist die Entfernung des Mondes von der Erde? Nun ungefähr vierhunderttausend Kilometer. Ein Seil, das so lang wäre, könnten wir gerade zehnmal um die Erde wickeln, wo sie am dicksten ist, am Aequator." Oder: „In Wirklichkeit ist die Bahn der Erde eine Ellipse und ist es auch wieder nicht. . . . Auf dem Deck eines dahinfahrenden Schiffes sieht man einen Jungen den Mastbaum umkreisen. Bewegt sich das Kind in einem Kreise oder nicht?"

Das Große, Gewaltige, Zusammengesetzte durch Anknüpfung an irdisch Naheliegendes und an bekannte einfache Vorgänge in helles Licht zu setzen, dazu gehört schon ein gut Theil Phantasie. Und daß die Verfasserin auch poetische Begabung besitzt, bezeugen die fesselnden Schilderungen, die sie von den Spaziergängen durch das Weltall entwirft. Das Buch ist endlich auch mit methodischem Geschick bearbeitet. Davon zeugt schon die Gliederung des Ganzen und der einzelnen Abschnitte. Der erste Theil stellt die Erde als Glied der Planetenfamilie dar, deren Theile vom Jupiter bis zum Meteoriten zur Erde in Beziehung gesetzt werden. Im zweiten Abschnitte werden die einzelnen Planeten eingehend behandelt und im dritten die Fixsterne betrachtet: „viele Sonnen, einige besondere Sonnen, verschiedene Arten von Sonnen", eine Astronomie in concentrischen Kursen, wie wir sie dem

Leser nicht bequemer wünschen können, wir sagen ausdrücklich für Leser: die Schule kann und soll es anders machen; ihr stehen andere Wege zu Gebote, auf denen sie den Beobachtungen und damit der „Welt des Scheins" mehr abgewinnen kann, als es die schriftstellerische Behandlung vermag.

Obgleich das Buch, das etwa die Mitte hält zwischen den Elementarbüchern des Trübner'schen Verlags und dem Ule-Klein'schen Werke, für den Anfänger geschrieben ist, so finden sich doch auch schwierigere Kapitel der Wissenschaft darin verwerthet; neben den Errungenschaften der teleskopischen Beobachtung enthält die Spectroskopie — das Lichtlesen — ihre Stelle zugewiesen; aber auch dies geschieht nicht in lehrhafter Form, sondern frischweg am Experiment (S. 283) und bei Beobachtung der am 10. December 1891 erschienenen „Nova Aurigae". Die Uebersetzung Kirchner's ist correct. Die ausführliche Inhaltsangabe, sowie das sorgfältig zusammengestellte Register — Vorzüge englischer Ausgaben — ermöglichen eine schnelle Uebersicht und erleichtern das Nachschlagen. Das Buch hat im Heimatlande der Verfasserin bereits die zwanzigste Auflage erlebt.

Das Werk „Führer am Sternenhimmel" von Hermann Klein (Nr. 2) verfolgt praktischere Ziele. Wenn es auch einzelne Abschnitte enthält, wo schon das bloße Berichterstatten zum Verständniß führt, so ist es doch vor allem für den jungen Anfänger der ausübenden Astronomie bestimmt, der selbst das Fernrohr handhaben und durch eigene Kraft, durch selbständige Messungen und Beobachtungen, den Ergebnissen der Wissenschaft nachgehen möchte. Zu diesem Zwecke gibt ihm der bewanderte Astronom, nachdem er mit Hülfe des Himmelsglobus und der Sternkarte die wichtigsten Vorkenntnisse entwickelt hat, die geeigneten Winke für die Beobachtung mit dem bewaffneten Auge und macht ihn dabei zur Anfeuerung mit den Arbeiten hervorragender Amateure (von Dembrowski) und — falls sein Sinn weniger auf Ruhm als auf ein langes Leben gerichtet ist — auch mit dem hohen mittlern Lebensalter des Astronomen bekannt (72 Jahre).

Nun erst geht es in die eigentliche Praxis: Er zeigt, wie ein Fernrohr behandelt und geprüft wird, wie man durch ein Fernrohr sehen und beobachten lernt. Jedem der himmlischen Gegenstände ist ein eigener Abschnitt gewidmet, da für ihre Beobachtung sich häufig besondere Wege nöthig machen, wie die Projection der Sonnenscheibe zur Beobachtung der Granulation ihrer Oberfläche, der Sonnenfackeln und der Penumbra der Flecken, die Anleitungen Schröder's, die Beobachtung der Sonnenprotuberanz u. s. w. Bei der Beobachtung der Planeten erhalten Mars und Jupiter mit seinen Monden selbstverständlich den Löwenantheil zugesprochen; die Angaben von Länge und Breite der Marsflecke mit den Benennungen nach Proktor, Green und Schiaparelli locken zu eingehenderm Studium des an sich schlechten teleskopischen Objects, für das der Mars bekannt ist. Auf die Beobachtung des Zodiakallichtes, der Kometen — Zeichnen der Kometenköpfe, wie denn in der Astronomie das Zeichnen eine ganz besondere Rolle spielt — der Sternschnuppen und Feuerkugeln (mit dem Denning'schen Verzeichniß) folgt die Durchmusterung des Fixsternhimmels: Veränderliche Sterne, farbige Sterne (mit dem 50 Seiten langen Verzeichniß der rothen Sterne von Chambers), die Doppel- und mehrfachen Sterne (mit Auszug aus Burnham's Katalog) und die Sternhaufen (mit dem Herschel-Dreyer'schen Generalkataloge).

Den Schluß des Ganzen bildet der Mond, der für den Anfänger fast ebenso viel Stoff zur Beobachtung liefert, wie alle übrigen Himmelskörper zusammengenommen, — und mancher wird sofort bei ihm beginnen wollen, so anziehend schildert ihm Klein den teleskopischen Verkehr mit dem interessanten blassen Gesellen.

Von den beigegebenen Tafeln nehmen die Mondphotographien, die am großen Refractor der Lick-Sternwarte angefertigt worden sind, unsere besondere Aufmerksamkeit in Anspruch.

Karl Titus' Schrift „Das Sternenzelt" (Nr. 3) will zum Studium größerer Werke wie Diesterweg, Klein, Littrow u. a. anregen, weniger zu systematischer Belehrung dienen. Die einzelnen Abschnitte stellen selbständige Abhandlungen dar, die nicht von einem und demselben Verfasser herrühren. Einige sind bereits in der „Gartenlaube", andere in der Monatsschrift „Himmel und Erde" veröffentlicht worden.

Eine Reihe von Aufsätzen — und diese sind es, die dem Buche einen besondern Werth verleihen — entnehmen ihren Stoff zum großen Theil dem Werke eines Pfadfinders im Reiche der Naturwissenschaften und der Astronomie, Franz Arago. Neben dem rein sachlich Astronomischen findet sich daher noch eine große Anzahl die Darstellung belebender historischer Mittheilungen vor, an denen das Arago'sche Werk überreich ist: Ueber die richtigen und irrigen Vorstellungen des Koperniens, Kepler's Vermuthungen von dem Vorhandensein zweier Marsmonde, Zeichnungen des Saturn, die noch vor der Entdeckung seines Ringsystems angefertigt worden sind u. a. Andererseits erfährt die sachliche Behandlung einen besondern Reiz durch die Einfügung besonders in die Augen fallender Versuche und Constructionen — Mach's Erklärung des Flutphänomens, Mechanismus der Epicykelbewegung —, sodaß, alles in allem genommen, auch diese Sammlung von Aufsätzen eine gut unterhaltende und belehrende Lesekost in sich aufspeichert.

Ernst Lehmann.

# Feuilleton.

Ueber die neueste französische Literatur haben wir Folgendes zu berichten:

Auch in Frankreich sind in den letzten Jahren manche Stimmen laut geworden, die den Parlamentarismus als eine überlebte Form des staatlichen Lebens, als ein „vieux jeu" verurtheilten, wie das in allen Ländern wiederkehrt, die durch Krisen hindurchgehen, in denen die Volksvertretungen sich nicht auf der Höhe ihrer Aufgaben zeigen. Paul Laffitte hat es im vergangenen Jahre versucht, den Urtheilsfehler, in den diese Gegner des Parlamentarismus zu verfallen pflegen, nachzuweisen; die Aufsätze, die er diesem Gegenstande in der altangesehenen „Revue bleue" widmete, haben viel Aufsehen gemacht; sie liegen heute in einem Buche gesammelt vor: „Lettres d'un Parlementaire par Paul Laffitte" (Paris, Ollendorff, 1894) und bieten uns ein ungemein klares Bild nicht nur von des bekannten Verfassers, sondern, was für uns mehr Werth hat, von den in den breiten Schichten des gemäßigten Liberalismus in Frankreich herrschenden politischen Ansichten. Der Kern dieser Ansichten ist der: es kann keine Partei geben, die heutzutage noch die Gewalt auf der einen Seite, den blinden Gehorsam auf der andern Seite als die Formen ansieht, in denen sich das Staatsleben gedeihlich bewegen und entwickeln kann. Wenn dies aber nicht der Fall ist, so bleibt schlechterdings nichts übrig als anzunehmen, daß die gemeinsame Erörterung und der gemeinsame Beschluß die besten Formen sind. Auch die am meisten rechtsstehenden Conservativen, die Monarchisten, wollen schließlich doch nicht den Absolutismus, sondern nur die constitutionelle Monarchie, und auch diese kann ohne Parlamentarismus nicht gedacht werden. Es kommt nur darauf an, daß er richtig beschaffen sei. Und daher führt Laffitte den weitern Gedanken aus, daß die Parlamente schlechterdings die opinion publique vertreten müssen. Alle die misliebigen Urtheile über die parlamentarische Staatsform haben keinen weitern Grund als den, daß eben jene Forderung nicht erfüllt war, daß die Beschlüsse der Kammern der öffentlichen Meinung nicht entsprachen. Laffitte's, durch fortwährenden Ausblick auf die wirklichen Zustände in Frankreich und auf thatsächliche Vorkommnisse unterstützte Erörterungen sind sehr lehrreich und interessant und dürfen jedem, der sich ein Bild von der politischen Bewegung der Gegenwart jenseit der Vogesen machen will, angelegentlichst empfohlen werden.

Wir haben in d. Bl. kürzlich in einem besondern Aufsatz Notiz genommen von den Kriegserinnerungen von Karl Zeitz. Heute können wir unsere Leser auf ein in gewissem Sinne ähnliches Buch eines Franzosen aufmerksam machen: „Souvenirs intimes d'un lancier de la Garde Impériale", von Marcel de Baillehache (Paris, Paul Ollendorf). Es soll so wenig wie das Buch von Zeitz eine Kriegsgeschichte sein; der Verfasser sagt selbst, daß er kein anderes als ein persönliches Interesse zu erwecken beabsichtigt und daß er lediglich das für sich in Anspruch nehmen kann, was das La Fontaine'sche Wort sagt: „J'étais là quand telle chose advint." Gleichwol finden sich doch auch Ausblicke auf die politische Lage Frankreichs, zumal in den Septembertagen 1870. Mit der Capitulation von Metz, aus dessen Belagerung Baillehache uns grauenhafte Bilder entwirft, kam der Verfasser in deutsche Gefangenschaft. Ueber Mainz und Koblenz, an den prächtigen Ufern des Rheins entlang („que la victoire aurait pu nous donner!") wurde er nach Köln geführt. Dann unterzeichnete er das Ehrenwort, nicht entfliehen zu wollen, und durfte frei umhergehen und im Hotel wohnen. Unter den Orten, die den gefangenen Offizieren, die man in Köln nicht alle behalten konnte, zur Wahl gestellt wurden, suchte sich Baillehache das kleine westfälische Bad Driburg aus. Später wurde er nach Münster übergeführt. Was er von seinem erzwungenen Aufenthalt in diesen Städten erzählt, ist für uns außerordentlich interessant. Er vermochte sich auf deutsch einigermaßen verständlich zu machen und hatte dadurch manche Gelegenheit mit den Bewohnern zu sprechen und Beobachtungen zu machen. Seine Beurtheilung Deutschlands ist die landesübliche; er sieht in uns den Feind. Aber als gebildeter Mann ist er doch nicht blind für die Zeichen ritterlicher Gesinnung, die ihm von deutschen Offizieren gegeben wurden, und er ist offen genug, sogar eine herbe Lection zu erzählen, die den gefangenen Offizieren durch einen deutschen Major zutheil wurde. Es wurde ihnen folgende Ansprache gehalten: „Meine Herren, ich habe durch Polizeiberichte erfahren, daß französische Offiziere in den Cafés schlecht von dem Kaiser Napoleon und seinen Offizieren gesprochen haben. Meine Herren, er ist Gefangener wie Sie, er ist unglücklich, er hat ein Anrecht auf Ihre Achtung und wir werden nicht dulden, daß man ihn beleidigt. Diejenigen von Ihnen, von denen uns hinfort Aehnliches gemeldet wird, werden in Festungshaft abgeführt werden." Politisch ist Baillehache ein eifriger Bonapartist. Er fragt, ob es nicht besser gewesen wäre, nach Sedan oder nach dem Kriege sich um Napoleon zu scharen, als eine Staatsumwälzung herbeizuführen, und er führt das Beispiel Preußens an, das sich nach 1806 um seinen König scharte! Doch genug. Die Lektüre ist hochinteressant und muß besonders den Deutschen empfohlen werden, die 1870/71 und zumal die Kämpfe um Metz selbst mitgemacht haben.

Ein sehr merkwürdiges Buch zeigen wir an in „La vie inconnue de Jésus-Christ" (Paris, Ollendorff, 1894). Der Verfasser heißt Nicolas Notovitsch und ist Russe. Er hat nach Beendigung des letzten Russisch-Türkischen Krieges große Reisen in Asien gemacht, besonders in Indien. Auf diesen Reisen hat er in einem indischen Kloster, wo er an einem Beinbruch daniederliegend von den Insassen gepflegt wurde, ein Manuscript gefunden, das Nachrichten, mündliche Ueberlieferungen über das Leben Jesu Christi („Issa") enthielt. Diese Ueberlieferungen sind allerdings so merkwürdig, so ungewöhnlich, daß, wenn die Wissenschaft ihnen Glaubwürdigkeit beimessen sollte, das Interesse der ganzen gebildeten Welt auf sie gelenkt werden müßte. Notovitsch hat seine Copien zunächst dem russischen Metropolitan von Kiew, dann einem Cardinal in Rom, dann dem Cardinal Rotelli in Paris vorgelegt, alle haben die Veröffentlichung des Manuscriptes nicht für opportun gehalten, insbesondere der römische Herr, der den Verfasser sogar durch eine Geldsumme zum Schweigen bringen wollte. Dann wandte sich Notovitsch an Renan, der ihm anbot, in der Akademie die Abschrift vorzulegen. Renan starb darüber und nun ließ Notovitsch alles drucken. Wir gehen hier in dieser kurzen Anzeige nicht auf den Inhalt des Buches ein, bemerken nur, daß das Leben Christi hier eine buddhistische Färbung hat und daß die alte Räthselfrage nach der Kindheit Christi durch Einschiebsel hat gelöst werden sollen. Das Buch wird viel Aufsehen erregen.

Nachdem wir so aus den Gebieten der Politik, des Kriegs und der Religionsgeschichte wichtige Erscheinungen vorgeführt haben, fügen wir noch einiges hinzu über ein dem Gebiete des Unterrichtswesens angehörendes Buch. Der Staatsrath Camille Sée, ein langjähriger und erfahrener Parlamentarier, der durch die bekannte loi Camille Sée vom Jahre 1880 auf das französische Unterrichtswesen einen weitreichenden Einfluß gewonnen hat, veröffentlicht soeben eine Schrift: „L'Université et M^me^ de Maintenon" (Paris, Léopold Cerf, Rue de Medicis 13, 1894). Frankreich hat bekanntlich seit einem halben Menschenalter eine große Anzahl von höhern Mädchenschulen (gegen 150) gegründet, in denen der Staat in seinem directen Auftrag unterrichten läßt und die

er nach Analogie der Gymnasien lycées de jeunes filles genannt hat. Man ist von der enormen Wichtigkeit, die die Erziehung der Frauen gerade in Frankreich für die Gesellschaft hat, endlich überzeugt worden und wendet nun diesem Zweige des Unterrichtswesens selbst von den höchsten Stellen aus eine ungewöhnliche Sorgfalt zu. Man suchte nach Vorbildern, nach Traditionen und man fand, da alles andere fehlte, ein solches Vorbild in dem berühmten Institut de Demoiselles von St.-Cyr, für das bekanntlich Racine zwei seiner berühmtesten Tragödien schrieb. So machte man aus der Gründerin jener Schule, aus Madame de Maintenon, deren Avis aux institutrices de St. Cyr sich erhalten haben, das Idealbild einer Lehrerin und Leiterin der weiblichen Jugend. So hat die fanatische Unterdrückerin der Religionsfreiheit, die zweifelhafte Beherrscherin Ludwig's XIV. in dem republikanischen Frankreich eine Art von pädagogischer Verehrung erlangt. Hiergegen macht der Gesetzgeber, der darin eine von ihm völlig unbeabsichtigte und ihm sehr unwillkommene Beeinflussung seines Werkes sieht, Front und weist nach, daß das Bild, das man sich von Frau von Maintenon's pädagogischer Bedeutung macht, gänzlich schief und verfehlt ist. Wir stimmen ihm bei, wenn er den Cultus jener Dame, den auch wir für eine der vielen Sonderbarkeiten in dem heutigen französischen Geistesleben halten, verurtheilt, und es wird für alle an dem Unterricht der Mädchen und Frauen betheiligten Kreise auch bei uns von Interesse sein, das Bild der Maintenon einmal unter einer ganz andern Beleuchtung zu sehen, als die bisher übliche war. Die Form, die Camille Sée seinem Buche gegeben hat, ist fein, klar und anmuthend, wie wir sie in Frankreich so oft auch bei wissenschaftlicher Darstellung finden.

Schließlich geben wir denjenigen unserer Leser, die nach französischer Unterhaltungslektüre suchen, noch einige wichtigere in den letzten Monaten erschienene Romane an. Am meisten Interesse wird erwecken ein neuer Roman von Georges Ohnet: „Le Droit de l'Enfant" (Paris, Ollendorf, 1894). Es ist ein Glied der Serie „Les batailles de la vie", die allerdings nicht wie die Zola'schen „Rougon Maquart" einen innern Zusammenhang hat. Der Gegenstand hat ein hohes allgemein menschliches Interesse: Die Gefühle, die der Anblick eines von großem Unglück bedrohten Kindes im Menschen erweckt. Wir finden in dem Roman die bekannten Eigenschaften der Ohuet'schen Stoffe und seines Stils wieder; die schroffe Gegenüberstellung der Leidenschaften und den etwas derben und herben Zauber einer packenden Diction.

Sehr empfehlenswerth ist die Sammlung von Skizzen und Erzählungen, die soeben die Vicomtesse Joséphine du Peloux unter dem Pseudonym J. d'Eseoloux veröffentlicht hat: „A travers mes manuscrits" (Paris, Delorme, 80 Rue St.-Lazare). Die Verfasserin hat schon in dem Supplement des „Figaro" öfters ihr ganz ungewöhnliches Erzählertalent spielen lassen; ganz auf derselben Höhe stehen die Skizzen des vorliegenden Bandes. Tochter eines höhern Offiziers unter Napoleon I., aus sehr spät geschlossener Ehe dieses Offiziers entsprossen, hat die Vicomtesse du Peloux die aus unmittelbarster Anschauung stammenden Erzählungen ihres Vaters noch hören können, und einzelne von diesen Erzählungen, die dadurch fast den Reiz von Augenzeugnissen erhalten, theilt sie uns mit. So sind besonders die kleine Novelle „Le comte Hugo" und die „Episode de la Campagne de Naples" außerordentlich lesenswerth. Aus den eigenen Jugenderinnerungen — die Verfasserin wuchs in der Dauphiné auf — ist genommen die originelle Skizze: „Le père Nazard". Das ganze Buch wird besonders unsere Leserinnen ungemein interessiren.

Von andern Erscheinungen der erzählenden Literatur nennen wir hier folgende aus dem Verlage von Paul Ollendorff in Paris: Jean Rameau: „La Rose de Grenade"; Maurice Leblanc: „Ceux qui souffrent" (eine Sammlung kleiner Erzählungen, deren Zusammenhang die Schilderungen der oft geringgeschätzten kleinen Leiden bildet, die aus einem krankhaften Zustande unserer Phantasie und unsers Gemüths entspringen); Marion Crawford: „Les Enfants du Roi" (spielt in Süditalien; treffliche Natur und Menschenschilderungen); Maurice Dubard: „Fleur d'Afrique" (Kriegs- und Reiseerinnerungen, besonders gute Schilderungen des Seelebens); Emile Bergerat: „La Vierge"; Jean Reibrach: „Les Lendemains"; Georges de Peyrebrune: „Celui qui revient" (mit einigen kleinern, ansprechenden Novellen); Jeanne Mairet (Gattin des Philologen Charles Bigot): „Némésis"; Gabriel Monrey: „Monada" (ebenfalls eine Sammlung kleinerer Erzählungen); und endlich Fernand Vandérem: „La Cendre". Aus der Bibliothèque Charpentier (11 Rue de Grenelle) François de Nion: „L'Obex" (nicht gerade für Frauen bestimmt); Mareel l'Heureux: „Les Malfaisants" (ebenfalls ein Problem, das sich mehr für Männer eignet). Schließlich erwähnen wir noch, daß in der Serie historischer Romane bei Armand Colin (5 Rue de Mézières) ein neuer Band erschienen ist: Gilbert Augustin-Thierry: „Le Masque", und daß in der Librairie Fischbacher (Paris, 33 Rue de Seine) M. Cassabois eine sehr gelungene Uebersetzung von Albert Westermann's „Die von Gersau" („Ceux de Gersau, poème Suisse") veröffentlicht hat.

— Von jüngst erschienenen neuen Auflagen bedeutender Werke aus der erzählenden Literatur verzeichnen wir: „Glaubenslos" von Marie Ebner-Eschenbach, zweite Auflage; „Dorf- und Schloßgeschichten" von derselben, dritte Auflage (Berlin, Gebr. Paetel); „Pfisters Mühle" von Wilhelm Raabe, zweite Auflage (Berlin, O. Janke); „Karin von Schweden" von Wilhelm Jensen, sechste Auflage (Berlin, Gebr. Paetel); „Der Unfried" von Ludwig Ganghofer, mit Illustrationen von Hugo Engl, zweite Auflage (Stuttgart, A. Bonz u. Comp.).

— Von Heinrich Leuthold's „Gedichten" (Frauenfeld, T. Huber) ist schon die vierte Auflage erschienen.

## Bibliographie.

Anzengruber, L., Letzte Dorfgänge. Kalendergeschichten und Skizzen aus dem Nachlaß. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. 8. 5 M.

Buzello-Stürmer, H., Der Frauen Pflicht in eigener Sache. Vortrag, gehalten in Berlin, Dresden und auf der Generalversammlung des Frauenbildungs-Vereins „Reform" zu Wiesbaden. Zürich, C. Schmidt. 60 Pf.

Flinzer, F., Der Tanz in humoristischen Bildern. (20 Lichtdrucke.) Leipzig, A. Fischer. Gr. 4. In Leinw.-Mappe 12 M.

Hehn, Reisebilder aus Italien und Frankreich. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. 5 M.

Heiberg, Hermann, Dr. Gaarz' Patienten. Leipzig, W. Friedrich. 8. 6 M.

Homer's Ilias. In neuer Uebersetzung von Oskar Hubatsch. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 3 M. 50 Pf.

Lamprecht, K. Dr., Deutsche Geschichte. 5. Band. 1. Hälfte. Berlin, R. Gaertner. 8. 6 M.

Niemann, A., Manos. Gedanken über das Seelenleben unserer Zeit. Berlin, Philosophisch-historischer Verlag Dr. R. Salinger. 5 M.

Niese, Ch., Aus dänischer Zeit. Bilder und Skizzen. 2. Reihe. Leipzig, F. W. Grunow. 8. Geb. in Leinw. 3 M.

Oertzen, M. M. v., Norwegische Novellen. Jena, H. Costenoble. 8. 5 M.

Portig, G., Schiller in seinem Verhältniss zur Freundschaft und Liebe, sowie in seinem innern Verhältniss zu Goethe. Hamburg, L. Voss. Gr. 8. 16 M.

Rüttenauer, B., Unmoderne Geschichten. Heidelberg, G. Weiß. 8. 3 M. 20 Pf.

Schwarz, R., Esther im deutschen und neulateinischen Drama des Reformationszeitalters. Eine literarhistorische Untersuchung. Berlin, C. Vogt. Gr. 8. 4 M.

Steig, R., und H. Grimm, Achim von Arnim und die ihm nahe standen. 1. Bd. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. Gr. 8. 7 M.

Suse, Th., Neue Verse. Berlin, A. Asher u. Comp. 12. 2 M. 40 Pf.

Weidmann, C., Deutsche Männer in Afrika. Lübeck, B. Nöhring. 6 M.

Wessely, J. E., Die Landsknechte. Eine kulturhistorische Studie. 31 Blatt Facsimile-Druck nach alten Originalen mit ausführlichem Text. Berlin, J. A. Stargardt. Früherer Preis 40 M., jetzt 20 M.

Wiesengrund, B., Die Elektrizität. Frankfurt a. M., H. Bechhold. Gr. 8. 1 M.

Zabel, E., Der Stammtisch und andere Novellen. Leipzig, C. Reißner. 8. 3 M.

# Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von **F. A. Brockhaus** in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

**Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg** im Breisgau.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Der ewige Jude.

Episches Gedicht von **Joseph Seeber.**
8°. (VIII u. 216 S.) M. 2.

Der Herausgeber der neuen Auflage von Lindemanns Literaturgeschichte bietet hier eine neue Frucht eigenen Schaffens. — Die Erzählung beginnt mit den Ereignissen in den letzten Tagen der antichristlichen Weltherrschaft und endet mit ihrem Sturze. Ein hervorragender Theologe und Aesthetiker äußert sich über die jüngste Dichtung Seebers wie folgt: „Die Arbeit ist von großem Wurf, hat gewaltige und ergreifende Scenen, verfügt über eine seltene poetische Gestaltungskraft und poetische Form. Ein geheimnißvolles Kapitel der christlichen Eschatologie, die Lehre vom Antichrist, wird unter Benützung der in der Schrift und bei den Theologen wie in der Legende sich findenden Anhaltspunkte in einer Weise dichterisch behandelt, welche auch auf die moderne Welt noch Eindruck machen müßte."

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

## Brockhaus' Konversations-Lexikon.

**Vierzehnte vollständig neubearbeitete Auflage.**

**16 Bände von je 64 Bogen Text mit gegen 9000 Abbildungen und Karten**
in Holzschnitt, Phototypie, Kupferstich, Lithographie und Farbendruck
**auf circa 900 Tafeln und im Texte,**
darunter 120 Chromotafeln und 300 Karten und Pläne.
Jeder Band elegant gebunden in Halbfranz 10 M.
Auch in 256 Heften zu 50 Pf. zu beziehen.

**Zehnter Band.**

K — Lebensversicherung.

Mit 77 Tafeln, darunter 12 Chromotafeln, 19 Karten und Pläne, und 292 Textabbildungen.

Was die ersten Bände in Bezug auf Reichhaltigkeit, Stil und gründliche Durcharbeitung der einzelnen Artikel erwarten ließen, wird in allen Fortsetzungen erfüllt und womöglich erweitert. Wer auch nur oberflächlich das Brockhaus'sche Konversations-Lexikon durchsieht, wird vor allem erstaunt sein über den Reichthum und die Schönheit der illustrativen Ausstattung.
Frankfurter Zeitung.

Das Werk, um das es sich handelt, trägt einen so monumentalen Charakter, daß man vor dieser Summe von organisatorischer und instructiver Arbeit von Ehrfurcht ergriffen wird. Der Brockhaus ist ein Jahrhundert alt. Er ist in seinen vierzehn Auflagen wohl das vollständigste Spiegelbild unsers Jahrhunderts. Magazin für Litteratur.

Die gesammte Presse zollt dieser neuen (Jubiläums-) Auflage des Werks nach jeder Richtung hin ihre Anerkennung. Eine neue Zusammenstellung von Besprechungen ist unter dem Titel: **„4503 Preßstimmen über Brockhaus' Konversations-Lexikon, Jubiläums-Ausgabe, 14. Auflage"** soeben von der Verlagsbuchhandlung ausgegeben worden und durch jede Buchhandlung gratis zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

**Volz.** **Unsere Kolonien:** Land und Leute. Mit 71 Abbildungen und 2 Karten. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Was thun?

Erzählungen von neuen Menschen.
Roman von
**N. G. Tschernyschewskij.**
Aus dem Russischen.
Zweite Auflage.
Drei Theile. 8. Geh. 6 M. Geb. 8 M.

Der Roman „Was thun?", welcher seinem Verfasser langjährige Verbannung nach Sibirien zuzog, bildet ein wichtiges Blatt in der Geschichte der innern Bewegungen Rußlands und ein interessantes, aus dem echten Volksleben gegriffenes Gegenstück zu den fast ausschließlich in Hof- und Adelskreisen spielenden Romanen der russischen Schriftsteller. Die zweite Auflage dieses auch socialpolitisch hervorragenden Romans ist im Preise wesentlich ermäßigt worden (die erste Auflage kostete geh. 15 M., geb. 18 M.).

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Lorin.

Roman in drei Theilen
von
**Graf P. A. Walujew.**
Vom Verfasser autorisirte deutsche Ausgabe.
Zweite Auflage.
Drei Theile. 8. Geh. 6 M. Geb. 8 M.

Ein frappantes Lebens- und Sittenbild aus der Hauptstadt des russischen Reichs.

Die zweite Auflage ist im Preise wesentlich ermäßigt worden (früher geh. 18 M., geb. 21 M.).

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Arthur Schopenhauer.

Lichtstrahlen aus seinen Werken.
Mit einer Biographie und Charakteristik Schopenhauer's.
Von Dr. **Julius Frauenstädt.**
Siebente Auflage.
8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

Diese Sammlung der schönsten und geistvollsten Stellen aus Schopenhauer's Schriften hat den Zweck, auch dem großen gebildeten Publikum Gelegenheit zu bieten, diesen großen Geist näher kennen zu lernen und sich mit ihm zu befreunden.

Die freundliche Aufnahme, welche dem Buche zutheil geworden ist und erlaubte, bereits eine siebente Auflage erscheinen zu lassen, beweist, daß die Sammlung ihre Aufgabe erfüllt.

(Mit einer Beilage von **Fr. Mauke's Verlag [A. Schenk]** in **Jena.**)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 23. — 7. Juni 1894.



Inhalt: Zu Gottfried August Bürger's Gedächtniß (gest. 8. Juni 1794). Von Richard Opitz. — Geschichtliche Denkwürdigkeiten aus dem 19. Jahrhundert. Von Georg Winter. — Allerlei Geographisches. Von Alfred Kirchhoff. — Neue Romane. Von Richard Friedrich. — Episches. Von Richard Weitbrecht. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.


## Zu Gottfried August Bürger's Gedächtniß
### (gest. 8. Juni 1794).

Du, der so holde Lieder schuf,
So holde, süße Lieder,
O weckte dich mein lauter Ruf
Aus deinem Grabe wieder!

Noch leben Bürger's Dichtungen tief im Herzen unseres Volkes, aber seine Persönlichkeit ist den meisten ein bloßes Schattenbild. Leicht mag es kommen, daß schließlich auch sein Name in Vergessenheit geräth, wie es das Schicksal des volksthümlichen Sängers von jeher gewesen ist. Und doch! wenn wir Bürger's Dichtung recht verstehen wollen, müssen wir seine Schicksale kennen. Man hat ihn mit Günther verglichen und ihm Unrecht gethan, indem man das bekannte Urtheil Goethe's über jenen ohne weiteres auf ihn übertrug. Er, dem keine sorgliche Erziehung, am wenigsten von seiten der Mutter, innern Halt gegeben hatte, dem auf der Universität Halle der geistreich-leichtfertige Klotz, der bekannte Gegner Lessing's, ein zweifelhafter Führer geworden war, sah sich zu einer Zeit, wo er die Irrungen seiner Jugend nach Kräften wieder gut zu machen strebte, durch die Härte seines Großvaters preisgegeben und in eine Stellung gedrängt, die, an sich für ihn ungeeignet, ihm eine nie versiegende Quelle von Leiden wurde. Durch seine frühzeitige Verheirathung knüpfte er die Maschen dichter, die ihn umgarnten. Sein Unglück wollte, daß ihm in einer jüngern Schwester seiner Frau die Weiblichkeit mit dem bestrickendsten Zauber entgegentrat. Er hat mit beiden Schwestern eine Art Doppelehe geführt, ein zweiter Graf von Gleichen, dessen rührende Geschichte ihm wohlbekannt war, wie er denn auch am Fuße einer Burg gleichen Namens wohnte. Es war die Zeit des Sturms und Drangs; auch in dem Bekanntenkreise Bürger's lassen sich ähnliche Herzenskämpfe beobachten. Was wir über Molly, die Geliebte seiner Seele, wissen, spricht zu ihren Gunsten. Bürger selbst weiß zur Entschuldigung seines Frevels nur die unbezwingliche Macht der Liebe anzuführen:

Drum Lieb' ist wol wie Wind im Meer;
Sein Sausen ihr wol hört,
Allein ihr wisset nicht, woher,
Wißt nicht, wohin er fährt.

Als Justizamtmann konnte Bürger, wie er im geeigneten Falle wohl bewies, nicht nur schnell, sondern auch sehr geschickt arbeiten. Auch volkswirthschaftliche Fragen interessirten ihn lebhaft, wie er denn den Nachdruckern den Fehdehandschuh hinwarf, ein Vorstoß, durch den er sich den Dank kommender Geschlechter zu erwerben hoffte. In den gewöhnlichen Geschäften aber war er saumselig. Dieser Hang wurde noch verstärkt durch die andauernde Herzensmattigkeit und zeitweilig durch wirkliche Kränklichkeit, ferner auch durch den Trieb, seine poetischen Fähigkeiten zu entfalten. Allein eben die Werke, die ihm Lob und Ehre erwarben, verursachten ihm auf der andern Seite Mahnungsschreiben und Strafbefehle. Chikanen machten ihm das Leben sauer, ja selbst seine Popularität ward ihm nachtheilig, indem sie seine Versäumnisse übertreibend unter die Leute brachte. Allerlei Projecte wälzt er in seinem Kopfe, nichts läßt er unversucht, um sich aus der Misère zu befreien. Er pachtet ein Gut und lebt als Bauer unter seinen Gänsen und Schafen. Aber er stürzt sich nur tiefer in Schulden. Wenn er nur wenigstens auf und davon könnte in die weite Welt, wie ein Pilger, nach Otaheite oder auf die Insel des Robinson, in süße selige Ruhe und Einsamkeit! Aber wird der Wurm seiner Qual dort sterben? „Was hilfts? Man muß die Zähne zusammenbeißen, die Augen zudrücken und mit zerfetzter Stirn vorwärts durch die sperrigen Dornenhecken dringen." Endlich ist er der drückendsten Fesseln ledig. An der Universität Göttingen hofft der bei allen Enttäuschungen immer noch zuversichtliche Mann eine bessere Zukunft an der Seite seiner Molly zu finden. Am 27. Juni 1785 ihm angetraut, stirbt sie schon am 9. Januar 1786 nach

der Geburt eines Kindes. Sinn- und gedankenlos starrt der Schwergeprüfte in die Nacht seines Verhängnisses. Den Rest seines Lebens will er der Verherrlichung der einzig Geliebten weihen. Er hat herrliche Lieder zu ihrem Preis gesungen. Doch verliert er mehr und mehr seinen Halt. Auch scheint es, als ob das Schicksal wieder seine Arme nach ihm ausstreckte. Warum mußte jenes verhängnißvolle Gedicht der Elise Hahn wider deren Willen in die Oeffentlichkeit dringen und Bürger zugeschickt werden? Warum kam ihr Entschluß, die Werbung auszuschlagen, zu spät zu seiner Kenntniß? Der bedauernswerthe Mann fühlt selbst, daß die Zeit des Lenzes hinter ihm liegt. Aber die blendende Hoffnung, doch noch das widerstrebende Glück zu umfassen, macht ihn, wie er selbst einsieht, zum Thoren. Die unglückliche Ehe mit jener buhlerischen Circe führte zur Katastrophe im Drama seines Lebens. Von nun an ist er nur noch ein Schatten seiner selbst. Auch die Dichtkunst hat schließlich den Reiz für ihn verloren, wie auch für Goeckingk, der, hingerissen durch die Weltereignisse, dem Freunde zuruft: „O wie viel Stoff zum Denken und zum Empfinden gibt unsere Zeit!" Seit Anfang 1793 hat sich Bürger in eine „politische Kannengießerbude" — Girtanner's politische Annalen — verdungen. Das „Profitchen" schmeckt sehr gut, wenn auch Ehre für ihn nicht dabei zu gewinnen ist. Wohl fühlt er sich noch bisweilen jugendlich wie ehedem, aber im Januar 1794 sieht er sein Ende nahen. Wie gern hätte er seine Verbindlichkeiten alle vorher geregelt; „denn es stirbt sich doch ohne Schulden unstreitig weit leichter als mit Schulden". Am 8. Juni 1794 verschied der Vereinsamte. Phantasie und Herz haben ihm, wie er selbst sagt, manchen tollen Streich gespielt, die in ihm wohnende Kraft hat ihn zu manchem falschen Schritte verleitet. Aber an seiner Redlichkeit ist kein Zweifel. Dies beweist vor allem die Thatsache, daß so viele brave Männer trotz seiner sprichwörtlichen Saumseligkeit im Briefschreiben ihm treue Liebe bis zum Tode bewahrten. Den Dr. honoris causa und den Titel eines außerordentlichen Professors hatte ihm die göttinger Universität verliehen. Die sehnlich erwünschte und zuletzt auch erbetene Besoldung blieb aus. Nur ein Gnadengeschenk wurde ihm kurz vor seinem Tode bewilligt.

Wie karg ist die verkehrte Welt
Für ein Genie mit ihren Gaben!

Diese seine Worte sollten sich auch an ihm erfüllen. Angesichts seines eigenen scheinbaren Abfalls von der Poesie fragen wir: Hat der Erfolg die gebrachten schweren Opfer gelohnt?

In die Zeit seiner göttinger Studien fällt die Blüte des Hainbundes. Bürger kannte die Mitglieder alle, gehörte aber nie mit zu ihrer engern Verbindung. Auch ihn sehen wir zuerst im Banne der antikisirenden und französelnden Dichtung. Ein Hauptstück der ersten Zeit ist das nach Bernard's „Hameau" gearbeitete „Dörfchen", für das Gleim so begeistert ist. „Nur noch dreye solcher Gedichte — schreibt er — so wollt' ich sauber sie drucken lassen, sie dem König, der die Bernards, Gressets und die Bernis so gern liest, zu lesen geben, und wenn er dann nicht zu den deutschen Musen bekehret würde, so wollt' ich den deutschen König für die deutschen Musen einzunehmen in meinem Leben nicht wieder versuchen." In der antikisirenden Richtung ist sein Hauptwerk die „Nachtfeier der Venus", eine freie Verdeutschung des „Pervigilium Veneris". Mit seinen Minneliedern schlägt er heimatliche Töne an. Aber schon mishagt ihm das artige Tireliren von Kleinigkeiten von Tag zu Tag mehr. Seine bisherige tändelnde Dichtung ist ihm gar zu sehr von allen moralischen Sentiments entblößt. Die Poesie verliert dadurch ihr erhabenes Amt, Lehrerin der Menschen zu sein. Epische und dramatische Werke scheinen ihm beinahe allein Gedichte, das übrige nur Verse zu sein. Während er mit „Lenore" beschäftigt ist, dringen Herder's Ideen auf ihn ein. Der Ton der „Nachtfeier" ist ihm schon ganz fremd geworden. „O Boie, Boie — ruft er — welche Wonne, als ich fand, daß ein Mann wie Herder eben das von der Lyrik des Volks und mithin der Natur deutlicher und bestimmter lehrte, was ich dunkel schon längst gedacht und empfunden hatte. Ich denke, Lenore soll Herder's Lehre einigermaßen entsprechen." Als er nun vollends den „Götz von Berlichingen" erhält, kann er sich vor Enthusiasmus kaum lassen. Welch ein durchaus deutscher Stoff! Welch kühne Verarbeitung! Edel und frei wie sein Held tritt der Verfasser den elenden Regeln-Codex unter die Füße und stellt uns ein ganzes Evenement, mit Leben und Odem bis in seine kleinsten Adern beseelt, vor Augen. . . . Alle Werke Voltaire's und Corneille's will er, wenn es nöthig wäre, darum verkaufen. „Corneille! armseliger Bel zu Babel! Wer mag wol solch leimenem Götzen Ehre erweisen?" — Die Lektüre des „Götz" hat ihn zu drei neuen Strophen der „Lenore" begeistert. Nichts weniger in ihrer Art soll sie werden, als was dieser Götz in seiner ist:

Wie flog, was rund der Mond beschien,
Wie flog es in die Ferne!
Wie flogen oben überhin
Der Himmel und die Sterne!

„Ist ein Ritt", fragt er, „wo einem deucht, daß das ganze Firmament mit allen Sternen oben überhin fliegt, nicht eine Shakespeare'sche Idee?" Schon jetzt nennt er sich im Scherz den Dschingis Khan, d. i. den großen Khan der Ballade. Er fühlt sich gekränkt, als ihn jemand einen nicht unglücklichen Nachahmer Jacobi's genannt hat. „Lieber ein unerträgliches Original als ein glücklicher Nachahmer von einem, und wenn es selbst Summus Klopstock wäre!" Der Ruhm der „Lenore" war groß. Alle Urtheilsfähigen, vor allen Goethe, waren begeistert. Selbst Männer lernten sie auswendig, die jungen Weiber wurden bleich dabei; am Spieltische zogen die Damen den Almanach aus der Tasche und lasen die „Lenore" laut.

So mancherlei Entwürfe erfüllten des Dichters Geist, keiner aber arbeitete, wie er selbst gesteht, ihn so ab als

der „Wilde Jäger". Er hat nun einmal seinen Eigensinn darauf gesetzt, die ihm mögliche darstellende Kraft hineinzulegen. Denn die Nachbildung der Kunst muß . . . die nämlichen Eindrücke machen wie das Vorbild der Natur. „Je länger und je mehr ich", schreibt er, „dran arbeite, je höher steigt mein Ideal von der lebenden und webenden episch-lyrischen Poesie. Wenn ich's erreiche, so wird hinfort Lenore nur mein Mond, dies aber meine Sonne sein." Bürger arbeitete in der Regel langsam und verdarb auch wol manches durch allzu viel Feile. Er wendet die bekannten Worte Lessing's vom Heraufpressen jeden Tropfens auf sich selbst an. Aber der nahende Frühling des Jahres 1776 weckte seine Kraft wieder. Goldene Zeiten sah er kommen. An einem ruhigen Tage warf er das lange Gedicht „Lenardo und Blandine", die Königin seiner Romanzen, aufs Papier. Herder war „sehr voll davon", und Boie nannte es Bürger's Meisterstück. Bald wogen wieder neue Balladen im Meer seiner Phantasie. Alle seine poetischen Ideen verromanziren und verballadiren sich. Doch sollen seine Lenoren, seine Lenardos nur eine Vorbereitung sein zu dem, was ihm immer heller sich aufklärt, einem größern volksmäßigen Gedicht. Es wird ihm immer gewisser, daß wahre Poesie für jedermann ist. Noch eine Zeit lang will er sich mit der Kraft Homer's, Ossian's und Ariost's nähren. Insbesondere lernt er in Homer mehr und mehr den „göttlichen Vater der Dichter" kennen. Bekannt ist, daß er wegen seiner Homer-Uebersetzung in Jamben in eine Fehde gerieth. Mit Fr. L. Stolberg, ja mit Klopstock trat er in die Schranken. „Anche io son pittore" ruft er. Schon kocht in ihm das: aut vincere aut mori. Sein Köcher rasselt goldener Pfeile voll.

Zu den ausländischen Werken, aus denen Bürger seine dichterische Kraft zog, gehören auch die alten englischen Balladen, die ihm in Percy's Sammlung zugänglich wurden. Er lebt und webt in den „Reliques". Sie sind seine „Morgen- und Abendandacht". Kein poetisches Buch ist seinem Geist so verwandt als dies. Er bindet sich nicht ängstlich an seine Vorbilder, sondern weiß daraus, wie in dem unverwüstlichen „Kaiser und Abt" ein ganz anderes Bild für das gegenwärtige Zeitalter zu abstrahiren. Wonne durchschauert sein Herz aber auch beim Klange der alten deutschen Volkslieder. Er staunt, was sich alles aus dem alten Zeug, so albern es einem auch anfangs vorkomme, herausstudiren lasse. Er gedenkt diese Lieder zu sammeln, und glaubt, eine solche Sammlung solle den „Reliques" nichts nachgeben. Oft geräth er über seine Muttersprache, der er verloren gegangene Wörter wieder zu gewinnen sucht, in Entzücken, manchmal aber auch in Verdruß und Verzweiflung. Denn „sie ist eine herrliche Sprache, aber bei Gott! sie erfordert wie das Schwert Karl's des Großen eine Faust". Herder, der Herold der Volkspoesie, billigte Bürger's dichterische Absichten vollkommen. Er hoffte, dieser werde dem Vaterlande einst einen deutschen Helden- oder Thatensang voll aller Kraft geben. Denn „er kann ihn geben, seine Romanzen, Lieder, selbst sein verdeutschter Homer ist voll dieser Accente, und bei allen Völkern ist Epopöe und selbst Drama nur aus Volkserzählung, Romanze und Lied geworden". Zu diesem Volksepos ist Bürger ebenso wenig gekommen wie zu vielem andern, was er plante, unter anderm einer bürgerlichen Tragödie. Alles, was die Natur in Schrecken setzen kann, sollte darin angebracht werden. Sein Augenmerk war dabei dasselbe wie bei der Ballade und dem Volksliede, daß sie nämlich eben die Wirkung in der hölzernen Bude bei der Dorfschenke als auf dem Hoftheater thue. Wagner behandelte dann in der „Kindermörderin" das Bürger vorschwebende Thema, und auch Lenz hatte in seinen „Soldaten" viele Situationen „ordentlich aus Bürger's Seele abgeschrieben". Dieser, der jenes Thema in „Des Pfarrers Tochter von Taubenhain" im Anschluß an einen Criminalfall behandelt hat, gesteht selbst, daß er in deutschen Schauspielen schlecht belesen ist, und vermißt die Gelegenheit, ein gutes Theater öfter zu besuchen. Die Bearbeitung Shakespeare'scher Scenen betrachtete er als die beste Vorarbeit für ein eigenes Theaterstück. Dramatische Neigungen bekundet er übrigens auch in seinen dialogisch angelegten Balladen, z. B. der „Lenore".

Wir sehen also, die Hauptabsicht Bürger's war auf Wahrheit und auf Volksthümlichkeit zunächst in engerm, aber auch in weiterm Sinne gerichtet. Alles andere ist ihm Schulpfuscherei, Prachtgeklingel, nachgemachtes Zeug. Unter den Mitstrebenden gefällt ihm besonders Voß in seinen Idyllen. „Wie so gar herrlich weiß er doch das Detail seines Sujets . . . aufzudecken und darzustellen! Wie weiß er sich der Meinungen und Begriffe des Volks zu bemächtigen!" Schon längst hat Bürger erkannt, daß die Poetik einer strengen Revision bedarf. „Daß doch die Menschenkinder", klagt er, „den Künsteleien zu sehr nachlaufen! Mein einziges Dichten und Trachten dagegen ist, alles auf die erste, ursprünglichste Simplicität zurückzuführen. Wenn meine Werke einiges Leben behalten, so habe ich es blos diesem Studio zu danken." Er will nichts wissen von den „hochfliegenden lyrischen Papierdrachen" und erstrebt eine Composition, welche den Christenmenschen auf Erden faßlich ist, mit der aber auch die „Herren Uranier" zufrieden sein können. Seine Weise ist, von menschlichen Dingen menschlich zu reden. „In der Poesie muß trotz aller Erhabenheit und Göttlichkeit dennoch alles sinnlich, faßlich und anschaulich sein." Er ist sich dessen bewußt, daß er mit diesen Gedanken eine Urkunde in das Archiv seines Zeitalters für die Nachwelt niederlegt.

Es entging Bürger nicht, daß in seinen Gedichten nicht alles dem Ideal entsprach, das er selbst aufgestellt hatte. Die Rücksicht auf den leidigen Gelderwerb veranlaßte ihn indeß, auch in die zweite Ausgabe seiner Gedichte (1789) manches aufzunehmen, was besser weggeblieben wäre. Von der Verpflichtung äußerer Correctheit war er im innersten überzeugt. Er sah wohl ein, was er verloren hatte

damit, daß er nicht gleich von Anfang an den „rüstigen Buben" Goethe neben sich gehabt hatte und ihn nicht weiter neben sich haben konnte. Schmerzlich vermißte er in seinen engen Kreisen ferner die Kenntniß der großen Welt. Was Schiller zunächst an seinen Gedichten tadelt, trifft den Menschen Bürger selbst. Sein Wesen hatte allerdings nicht die Läuterung erfahren, daß nicht Spuren seiner Derbheit oft noch seinen Erzeugnissen anhafteten. Weniger einleuchtend erscheint, was Schiller über den Mangel der erforderlichen Allgemeinheit in gewissen Gedichten Bürger's bemerkt. Uebrigens erkennt er einige Gruppen seiner Dichtungen bedingungslos an. „Das längst entschiedene einstimmige Urtheil des Publikums überhebt uns, von seinen Balladen zu reden, in welcher Dichtungsart es nicht leicht ein deutscher Dichter Hrn. B. zuvorthun wird." Auch die Sonette nennt er Muster in ihrer Art, „die sich auf den Lippen des Declamators in Gesang verwandeln". Aus ihnen spricht auch ein zartes Gemüth und ein edler Geist:

Denn nur der beweget leicht die Herzen,
Welchem selbst ein Herz im Busen schlägt.

Richard Opitz.

# Geschichtliche Denkwürdigkeiten aus dem 19. Jahrhundert.

Das letzte Jahr hat uns drei ihrem Wesen nach sehr verschiedenartige, aber in ihrer Bedeutung für die Erkenntniß des geschichtlichen Lebens in unserm Jahrhundert nach seinen verschiedenen Richtungen hin gleich werthvolle Veröffentlichungen memoirenartigen Charakters gebracht, welche jede in ihrer Art einen mehr oder minder authentischen Werth in Anspruch nehmen dürfen. Zwei von ihnen haben, literarisch-wissenschaftlich und politisch zugleich, einen allgemeinen Werth für das gesammte geistige Leben unserer Zeit, die dritte beschäftigt sich speciell mit den Schicksalen eines der in unserm Jahrhundert zu selbständigem nationalen Leben erwachten, eben dieser Jugendlichkeit wegen sehr interessanten Donauvölker, mit Rumänien.

Wir beginnen mit dem Werke, welches wegen der Persönlichkeiten, von denen es ausgeht und mit denen es sich beschäftigt, wie wegen seines Inhalts am meisten auf Theilnahme in den weitesten Kreisen unseres Volkes rechnen kann.

1. Gabriele von Bülow, Tochter Wilhelm von Humboldt's. Ein Lebensbild. Aus den Familienpapieren Wilhelm von Humboldt's und seiner Kinder. 1791—1887. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. 1893. Gr. 8. 10 M.

Dieses Werk führt uns in ungemein lebendiger und anziehender Weise mitten in den geistig hochstehenden und in hohem Maße angeregten Familienkreis Wilhelm von Humboldt's ein. Es beruht auf den zumeist in vollem Wortlaute mitgetheilten zahlreichen, von inniger Herzenswärme erfüllten und alle literarischen wie persönlichen Interessen der einzelnen Glieder der Familie in schrankenloser Offenheit und Vertraulichkeit berührenden Briefen, welche Wilhelm von Humboldt mit seiner innig verehrten Gemahlin Karoline und mit seinen Kindern, namentlich mit der an den spätern preußischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Heinrich von Bülow, vermählten Tochter Gabriele, gewechselt hat. Alle diese Briefe sind noch in einer Zeit entstanden, in der geistig hervorragende Menschen in ganz anderm Maße als in unserer schnellebenden und viel, aber kurz correspondirenden Zeit ihr ganzes inneres geistiges Leben in ihren eingehenden Briefen an die ihnen nahestehenden Menschen wiederspiegeln ließen. Sie eröffnen uns infolge dessen ein so reizendes und anmuthendes Bild von dem reichen und gemüthvollen Leben in diesem hervorragenden, durch eine innige Neigung seiner einzelnen Glieder untereinander verbundenen Familienkreise, daß ihre Lektüre schon vom rein menschlichen, psychologischen Standpunkte aus einen hohen Genuß gewährt. Vergegenwärtigt man sich nun auf der einen Seite die eminente geistige Bedeutung des Mittelpunktes dieses Kreises, Wilhelm von Humboldt's, und zieht dabei in Betracht, daß die einzelnen Glieder der Familie häufig durch lange und interessante Reisen, über die sie sich die eingehendsten Berichte erstatten, voneinander getrennt waren, erwägt man endlich, daß eben infolge jenes besonders innigen und vertrauten Familienlebens diese rückhaltlos offenen und ausführlichen brieflichen Mittheilungen sich auf alle die vielseitigen wissenschaftlichen, literarischen und politischen Interessen aller einzelnen Briefschreiber erstrecken, so wird man sich eine ungefähre Vorstellung von dem Reichthum, der Mannichfaltigkeit und der inhaltlichen Bedeutung dieser hochinteressanten Veröffentlichung machen können. Anmuthige, in ihren Einzelheiten köstlich ursprüngliche und frische Reiseschilderungen wechseln mit hochinteressanten Berichten über den Umgang mit fast allen Koryphäen der Wissenschaften und Künste, mit denen der Gelehrte und Staatsmann Humboldt in Berührung kam. Die Briefe aus der Zeit, in welcher Humboldt als preußischer Resident in Rom weilte und dort in seinem gastfreien Hause einen Mittelpunkt für alle hervorragenden deutschen Künstler und Gelehrten schuf, werden auf diese Weise zu einer fortlaufenden, unausgesetzt das höchste Interesse in Anspruch nehmenden Chronik des gesammten geistigen Lebens der ewigen Stadt in jener ereignißreichen und fieberhaft erregten Periode (1802—1810). Natürlich fallen dabei hier wie später auch eine Fülle interessanter Streiflichter auf die politischen Ereignisse der Zeit, an denen Humboldt hier als Resident, noch mehr aber später als preu-

ßischer Bevollmächtigter auf dem Wiener Congreß einen hervorragenden Antheil genommen hat. Obwol hierdurch wie durch die Erlebnisse des Gemahls von Humboldt's Tochter Gabriele, eben jenes Heinrich von Bülow, dieser umfangreiche Briefwechsel auch für die rein politische Geschichte der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts von nicht unerheblicher, hier und da sogar von hervorragender Bedeutung ist, so überwiegt doch im allgemeinen das rein menschlich persönliche wie das literarische Interesse, welches uns diese aus dem Vollen eines unvergleichlich angeregten Lebens herausgeflossenen Schriftstücke einflößen. In dieser Beziehung ist ihr Reichthum so unerschöpflich, daß er durch eine einmalige flüchtige Lektüre kaum in den Umrissen völlig erkannt werden kann. Wir sind überzeugt, daß dieses köstliche, gemüth- und geistvolle Buch mancher geistig angeregten und dem literarischen Leben ein mehr als flüchtiges Interesse entgegenbringenden Familie ein wahrer Freund werden wird, mit dem man gern wieder und wieder in angeregten und anregenden Gedankenaustausch tritt.

In viel höherm Maße schon tritt das rein historisch-politische Interesse bei der zweiten der vorliegenden Veröffentlichungen zu Tage:

2. Aus dem Leben Theodor von Bernhardi's. Zweiter Theil. Unter Nikolaus I. und Friedrich Wilhelm IV. Briefe und Tagebuchblätter aus den Jahren 1834—1857. Mit einem Bildniß Bernhardi's. Leipzig, S. Hirzel. 1893. Gr. 8. 7 M.

Die Denkwürdigkeiten Bernhardi's, von denen der vorliegende, auch für sich ein selbständiges Ganze ausmachende Band den zweiten Theil darstellt, haben gleich beim Erscheinen des ersten Theils in der literarischen Welt, namentlich unter den Historikern und Militärschriftstellern, berechtigtes Aufsehen gemacht. Nahm man schon an sich die persönlichen biographischen Aufzeichnungen eines auf den verschiedenartigsten Gebieten wissenschaftlicher Thätigkeit, als Militärschriftsteller wie als Historiker, als einsichtiger Politiker und Nationalökonom gleich hervorragenden und vielseitigen Mannes mit reger Theilnahme entgegen, weil sie einen vortrefflichen Einblick in die Geisteswerkstätte des Forschers ermöglichten und Aufschluß über seinen eigenartigen geistigen Werdegang eröffneten, so wurde das dadurch wachgerufene Interesse noch durch die anziehenden Schilderungen gehoben und vermehrt, welche der geistvolle Mann von den politischen und culturellen Zuständen, unter denen er in Rußland wie in Deutschland sein reiches Leben auslebte, entwarf. Auch in dieser Beziehung steht der vorliegende zweite Theil durchaus auf der Höhe des ersten, ja er übertrifft ihn noch in mehr als einer Beziehung. Auf der einen Seite zeigt er uns den gelehrten Forscher selbst in der entscheidenden Entwickelungsperiode seines geistigen Schaffens, auf der andern Seite enthalten diese Briefe und Tagebuchblätter geradezu unschätzbare Beiträge zum Verständniß und zur tiefern Erkenntniß der politischen Vorgänge der bewegten Mitte unseres Jahrhunderts. Namentlich wird es bei der Bedeutung, welche unsere Beziehungen zum russischen Reiche bis in unsere Tage hinein behauptet haben, für jeden Leser willkommen sein, hier aus der Feder eines warm für sein deutsches Vaterland fühlenden, aber lange Zeit auf russischem Boden inmitten der führenden Kreise der dortigen Gesellschaft lebenden, unparteiischen und unbefangenen, dabei mit feiner Beobachtungsgabe ausgestatteten Mannes ein wirklich zutreffendes Bild der russischen politischen und culturellen Zustände zu erhalten, über welche unter unsern leitenden Kreisen hier und da sehr verkehrte Vorstellungen vorherrschen. Besonders interessant sind unter den rein politischen Aufzeichnungen Bernhardi's namentlich die über den Eindruck, welchen die pariser Februarrevolution von 1848 auf die leitenden russischen Kreise, vor allem auf Kaiser Nikolaus selbst, sowie über die Rückwirkung, welche sie namentlich auf die eben damals im Werke befindlichen innern Reformen im russischen Reiche ausgeübt hat. Von nicht geringerm Werthe aber sind dann auch die Beobachtungen, welche der aus Rußland nach langer Zeit in sein deutsches Vaterland zurückkehrende Gelehrte über die dortigen Zustände aufgezeichnet hat. Mit packenden Farben schildern die meist kurz hingeworfenen Bemerkungen die traurigen Maßnahmen der schroffen Reactionszeit; so ruhig und unbefangen der Verfasser auch im allgemeinen ist, so gemäßigt in jeder Richtung seine Gesinnung und Anschauungsweise in allgemein nationalen wie in den damals obschwebenden Fragen der innern Politik erscheint, hier tritt doch der patriotische Unwille über das kurzsichtige und verkehrte Verhalten der preußischen Regierung gegenüber den innern Wirren, über die unverständige Bevormundung und Einschüchterung der Bevölkerung durch die Landräthe, welche sich namentlich bei den Landtagswahlen in hellstem oder vielmehr trübstem Lichte zeigte, mit unverkennbarer Deutlichkeit zu Tage. Daneben fesseln aber auch die Angaben und erläuternden Bemerkungen über seine vielseitigen literarischen Arbeiten in hohem Grade die Aufmerksamkeit des Lesers. Besonders willkommen werden namentlich allen Kennern und Freunden der Werke Bernhardi's die Aufschlüsse sein, welche sie hier über die Entstehung seines ersten großen, noch heute sehr werthvollen nationalökonomischen Werkes, des „Versuchs einer Kritik der Gründe, welche für großes und kleines Grundeigenthum angeführt werden", sein, ebenso die Mittheilungen über seine Studien und Veröffentlichungen zur Geschichte der Freiheitskriege, in denen er eine völlige Umwandlung der bisherigen Anschauungen über die Leistungen der russischen Heeresleitung im Kriege von 1812 im Gegensatz zu der hergebrachten und geflissentlich verbreiteten russischen Tradition anbahnte.

Ueberall hier, wie in der Beurtheilung der politischen und namentlich der kriegerisch-strategischen Ereignisse seiner Zeit, die er mit regstem Interesse und größtem Eifer verfolgte und mit kritischen Erläuterungen in seinen Tagebuchblättern begleitete, offenbart Bernhardi ein treffendes Urtheil und eine feine Beobachtungsgabe, vor allem aber

ein so klares und eindringendes Verständniß für die wirklich treibenden Kräfte des geschichtlichen Lebens, daß es ihm, namentlich auf militärisch-technischem Gebiete, nicht selten gelang, den weitern Gang der Entwickelung bis in seine Einzelheiten genau vorauszusehen und vorauszusagen. Die Urtheile, welche er dabei über die strategischen Maßnahmen der Heerführer, erst in dem Kriege Oesterreichs mit der ungarischen Revolution, dann im Krimkriege, abgibt, bieten für jeden Militärschriftsteller wie für jeden Kriegshistoriker eine Fülle neuer Gesichtspunkte und Anregungen, deren das Werk auch sonst eine große Menge enthält, sodaß der Fortsetzung allgemein mit einiger Spannung entgegengesehen wird.

Auf einen ganz andern, räumlich begrenzten und der occidentalen Cultur ein wenig fernerliegenden, aber doch sehr interessantem Schauplatz führt uns das dritte der erwähnten Memoirenwerke:

3. Aus dem Leben König Karl's von Rumänien. Aufzeichnungen eines Augenzeugen. Erster Band. Mit dem Porträt des Königs. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. 1894. 8 M.

Die große Bedeutung, welche die nationalen und kriegerischen Verwickelungen im Orient, die wir kurzweg als „die orientalische Frage" bezeichnen, für die Geschichte ganz Europas in unserm Jahrhundert gehabt haben und noch haben, hält naturgemäß das Interesse aller europäischen Staaten für die nationalen Unabhängigkeitskämpfe der Donauvölker unausgesetzt wach. Die Loslösung der Serben, Bulgaren und Rumänen von der Oberhoheit der Pforte wurde daher von den Mitlebenden mit stets wachsender Spannung und Aufmerksamkeit verfolgt, zumal die jugendliche, und, wie es scheint, zukunftsreiche Entwickelung der dort nach nationaler Selbständigkeit ringenden Stämme auch an sich des Lehrreichen und Anziehenden genug bietet. Auch die deutsche Geschichtschreibung hat sich dieser Aufgabe bereits bemächtigt, und kein Geringerer als Leopold von Ranke hat dem Unabhängigkeitskampfe der Serben ein eingehendes und verständnißvolles Werk gewidmet, welches von dem deutschen Publikum mit reger Theilnahme aufgenommen worden ist.

Bei den Rumänen gesellt sich nun für uns Deutsche zu diesem allgemeinen Interesse an den Schicksalen dieser Balkanstaaten noch ein mehr persönliches, welches indirect sogar auch eine nationale Färbung hat, weil den Thron dieses Donaukönigreichs ein Sproß des Hauses Hohenzollern innehat. Die ältern unter uns werden sich noch der allgemeinen Aufregung und Spannung erinnern, mit der seiner Zeit in den westeuropäischen Staaten, speciell in Deutschland die Nachricht aufgenommen wurde, daß die rumänische Nation nach der Entthronung Alexander Cusa's und nachdem ein belgischer Prinz die auf ihn gefallene Wahl abgelehnt hatte, den Prinzen Karl von Hohenzollern-Sigmaringen zu ihrem Fürsten gewählt habe. Die Schwierigkeiten, die sich der Annahme dieser Wahl gegenüber dem einmüthigen Protest der Pforte und der auf dem pariser Congresse vereinigten Garantiemächte entgegenstellten, schienen unüberwindlich, und man zweifelte damals allgemein daran, daß der Prinz die Wahl annehmen werde, zumal er von dem Chef seines Hauses, dem Könige von Preußen, der selbst durch die Beschlüsse der Garantiemächte sich gebunden fühlte, außerdem aber in einen immer schärfer sich zuspitzenden Conflict mit Oesterreich zu gerathen begann, keinerlei Hülfe bei seinem schwierigen Unternehmen zu erwarten hatte. Trotz alledem wagte der thatkräftige junge Prinz zu allgemeinem Erstaunen der politischen Welt den gefährlichen Schritt, ging nach Rumänien und stellte so die europäischen Mächte vor ein kühnes fait accompli, dem sie sich um so mehr fügen mußten, als bald nachher der preußisch-österreichische Krieg, der schon lange gedroht hatte, thatsächlich ausbrach.

Alle diese diplomatisch-politischen Schwierigkeiten, welche sich der Erhebung des Hohenzollernprinzen auf den damals noch unter der formellen Suzeränetät der Pforte stehenden rumänischen Fürstenthron entgegenstellten, und die schweren Verlegenheiten, die ihm dann in den ersten Jahren seiner Regierung in Rumänien aus den erregten innern Parteikämpfen seines Adoptivvaterlandes erwuchsen, bilden den hochinteressanten Gegenstand des vorliegenden Memoirenwerkes, welches eine Fülle neuer authentischer Aufschlüsse über diese Vorgänge gibt. Es bezeichnet sich selbst als „Aufzeichnungen eines Augenzeugen", und in der That kann diese in Form eines fortlaufend geführten Tagebuches auftretende Darstellung der Ereignisse nur von einem mit den Dingen sehr vertrauten Theilnehmer aus der unmittelbarsten Umgebung des Fürsten, jetzigen Königs Karl herrühren, ja an manchen Stellen machen diese Denkwürdigkeiten den Eindruck, als stammten sie in Entwurf und Anlage von dem Könige selbst her und hätten durch einen vertrauten Staatsmann aus seiner Umgebung nur die letzte Umarbeitung und Ausfeilung erfahren. Wie dem auch sei, jedenfalls ist der Verfasser mit allen Vorgängen und mit den geheimsten Quellen derselben auf das Genaueste vertraut: er ist in der Lage, große Theile der geheimen Correspondenz zwischen dem Fürsten und seinen Verwandten aus dem preußischen Königshause, dem Kaiser Wilhelm I. selbst und seinem Sohne, dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm, sowie mit dem leitenden preußischen Staatsmann, Bismarck, im Wortlaute mitzutheilen. So erfahren wir hier auf Grund der authentischen Actenstücke, daß Bismarck selbst, abweichend von dem vorsichtig-zurückhaltenden Verfahren König Wilhelm's, dem Hohenzollernprinzen den Rath gab, die Türkei und die europäischen Mächte vor die vollendete Thatsache der Thronbesteigung zu stellen. Wir werden über den in dieser Frage geführten Schriftwechsel mit dem Kaiser Napoleon und mit Kaiser Alexander II. von Rußland unterrichtet; es werden uns die eingehenden Briefe mitgetheilt, durch welche namentlich der preußische Kronprinz seinem Verwandten auf dem rumänischen Thron seine rege und eifrige Theilnahme an seinem Schicksale bezeugt und ihm ein-

gehende Rathschläge für sein Verhalten gibt. Man sieht hier überall, daß der Verfasser aus dem Vollen der ihm zugänglichen archivalischen Geheimdocumente schöpft, und man erhält daher reiche und zuverlässige Kunde von allen den Vorgängen, welche hinter den Coulissen in der auswärtigen Politik gespielt haben, bis es dem Fürsten endlich nach Ueberwindung der größten diplomatischen Schwierigkeiten gelang, die Anerkennung der Pforte und der westeuropäischen Mächte für seine usurpirte Fürstenwürde zu erlangen. Nicht minder unterrichtet und unterrichtend erweisen sich aber die Darlegungen des Verfassers über die innern politischen Vorgänge, wie über die Culturzustände in den später zu einem selbständigen Königreiche erhobenen vereinigten Donaufürstenthümern. Man wird diese Schilderungen von Land und Leuten, die mit feiner Beobachtungsgabe entworfen sind und überall auf Autopsie beruhen, gewiß mit dem größten Interesse lesen. Die Mittheilungen sind auch hier nach Art eines Tagebuches, fast von Tag zu Tag fortschreitend, niedergeschrieben; der Verfasser hat den Fürsten — wenn nicht dieser, wie gesagt, selbst mittelbar der Verfasser ist — auf allen seinen Reisen durch das Land begleitet und überall mit feinem Verständniß seine Beobachtungen über das eigenthümliche Volk und seine eigenständige Cultur aufgezeichnet. Die leitenden politischen Persönlichkeiten, namentlich J. Bratianu, werden plastisch und anschaulich geschildert; wir begleiten den jungen, thatkräftigen Fürsten mit stets regem Interesse auf seiner dornenvollen Laufbahn, auf der es ihm gelungen ist, das in seiner ganzen Regierung und Verwaltung arg verwahrloste, aber an natürlichen Hülfsquellen reiche Land geordnetern Zuständen entgegenzuführen.

Der vorliegende erste Band umfaßt nur die drei ersten Regierungsjahre und führt damit die Darstellung bis zu dem Zeitpunkte, da der Fürst nicht allein die volle Anerkennung der Türkei errungen hat, sondern auch durch seine Reise nach der Krim in ein näheres persönliches Verhältniß zum Kaiser von Rußland getreten ist. Noch ist am Schluß dieses Bandes die Lage des Fürsten in mehr als einer Beziehung außerordentlich schwierig: noch ist vor allem die für die Erblichkeit seiner Würde so sehr wichtige Frage seiner Verheirathung nicht entschieden. Wol aber sind allenthalben schon die Keime zu einer bessern und gesicherten Zukunft gelegt. Wenn die folgenden Bände, welche uns über die weitere politische Entwickelung des Landes, über die persönlichen Schicksale des Fürsten, seine Ehe mit der geistvollen Fürstin „Carmen Sylva" u. s. w. unterrichten sollen, auch nur einigermaßen halten, was dieser erste Band verspricht, so darf man der Fortsetzung dieses ebenso wichtigen als lebensvoll und anziehend geschriebenen Memoirenwerkes mit lebhafter Spannung und hohen Erwartungen entgegensehen.

Georg Winter.

# Allerlei Geographisches.

1. Um die Erde. Eine Reisebeschreibung von Prof. Dr. J. Hirschberg. Leipzig, G. Thieme. 1894. 12 M.

Die gute Aufnahme, welche die Veröffentlichung einiger Bruchstücke aus dem Tagebuche seiner Umreisung der Erde gefunden hatte, veranlaßte Professor Hirschberg, seine gesammten unterwegs aufgezeichneten Niederschriften in diesem stattlichen Band, stilistisch durchgearbeitet und abgerundet, dem Druck zu übergeben.

So haben wir ein recht geschmackvoll verfaßtes und gehaltreiches Reisewerk empfangen. Es fesselt durch die frische Wiedergabe immer nur selbstgeschauter Dinge und durch geistvolle Reflexionen über das Geschaute, denen jedoch nie ein zu breiter Raum vergönnt wird. Es läßt uns absichtlich auch in die Art des Reisens Einblick gewinnen, denn jeder Leser wird Interesse nehmen an der hochentwickelten Technik des Reisens, die es zur Zeit ermöglicht, in einer kurzen Reihe von Monaten und für mäßige Geldopfer die drei größten Oceane und die drei größten Erdtheile kennen zu lernen; aber nie wird man dabei gelangweilt durch nichtssagende Alltäglichkeiten des Reiselebens. Der Verfasser schildert eben im Plauderstil des feingebildeten Mannes, ohne sein Fach (die Augenheilkunde) in den Vordergrund zu rücken. Darum wird ein jeder dies Werk mit Genuß lesen; manche regt die Lektüre vielleicht dazu an, es dem Verfasser nachzuthun. Denn es fesselt in der That zu beobachten, wie man bei guter Ausnutzung der Zeit gegenwärtig von Berlin aus in 171 Tagen nicht etwa eine bloße „Globetrotter-Reise" um die Erde machen, sondern auf den in nicht ganz einem halben Jahre zurückgelegten 48092 Kilometern so viel von der Welt sehen kann.

Am 1. August 1892 ging es vom berliner „Bahnhof Friedrichstraße" ab nach Bremerhaven, von dem Wesermündungsbusen mit dem norddeutschen Lloyddampfer „Spree" durch Nordsee, Kanal, offenen Atlantischen Ocean nach Neuyork, von wo dann „eine Wasser- und Landpartie durch den amerikanischen Continent" unternommen wurde. Den Vereinigten Staaten gilt nur ein kurzer Besuch der Küstenstädte des Nordostens bis Baltimore und Washington; dann geht es zum Niagara, über die canadischen Seen und mit der neuen canadischen Pacificbahn an das Gestade des Stillen Weltmeers. Fernere nicht voll 13 Tage genügten, um die 7744 Kilometer der gewaltigen Wasseröde zwischen Vancouver und Yokohama zu durchdampfen.

Japan hat der Verfasser sich in etwas längerm Aufenthalt betrachtet. Ihm ist daher auch nächst Vorderindien der größte Theil seines Werks gewidmet.

Nach der einsamen Seefahrt, auf der man nicht einem einzigen Schiff begegnet war, tauchte das „Sonnenaufgangsland" mit seinem gewaltigen Vulkankegel, dem Fuschijama, wie ein liebliches Märchenland auf. Auch dann nach der Landung erschien wol manches in Landschaft und Volksart seltsam, eigenartig, doch alles anmuthig, gefällig. Freudig überrascht fühlte sich der deutsche Arzt, gleich in Tokio oft deutsche Sprachlaute zu hören und zu vernehmen, daß insbesondere in den Kreisen japanischer Aerzte Deutsch geradezu die bevorzugte Fremdsprache ist. Deutsche sind es ja zuerst gewesen, die den Japanern die Wege aus dem verzwickten Labyrinth ihrer frühern chinesischen Heilmethoden zur medicinischen Wissenschaft gewiesen haben. Deutsche Professoren wirkten in der Mehrzahl als Lehrer der Medicin an der Landesuniversität zu Tokio. Deutsch sprechen deren Nachfolger und Collegen, deutsch lernt schon auf seinem Gymnasium der zukünftige Student der Heilkunde, und glücklich wird von seinen Freunden gepriesen, wem es vergönnt war, seine medicinischen Studien in Deutschland zu vollenden.

Was Professor Hirschberg beim Durchwandern der Straßen japanischer Städte oder auf dem platten Lande im „Jinrikscha" (er schreibt diesen Namen für den bequemen zweiräderigen Fahrsessel, den ein muskelkräftiger, ausdauernder Kuli ganze Tage lang im anhaltenden Trab zieht, nicht recht phonetisch dreisilbig: Jinrikischa) beobachtet hat am japanischen Volk, das faßt er am Schluß in einer recht günstig lautenden Charakteristik zusammen. Er rühmt das frohmüthige Temperament, die Zufriedenheit auch mit Wenigem, die Ordnungsliebe und Reinlichkeit, die Treue der Japaner, ihre in so mancher Heldenerzählung volksthümlich verherrlichte Tapferkeit bis in den Tod. Hübsch beschreibt er uns das Wesen der Kinder:

Japanische Kinder sollen niemals weinen. Das ist wol nicht wörtlich zu nehmen. Als ich einmal einen unartigen Buben in einem Tempelgrund freundlich zu ermahnen versuchte, ergriff ihn die Mutter entsetzt und floh vor dem Fremdling. Jedenfalls sind die japanischen Kinder weit artiger als die der Europäer, die in ihrem Lande weilen. Sie spielen fröhlich und heiter; die Mädchen mit Puppen; die Knaben mit Bällen, Kreiseln und Drachen. Mir hat es großes Vergnügen gemacht, ihnen zuzusehen. Sie sind auch nicht übertrieben blöde. Ein fröhliches „Oheio" erschallte mir oft entgegen, wenn ich auf der Jinrikischa durch ein entlegenes Dorf rollte. Die Kinder in Japan scheinen vernünftiger als die europäischen, während die erwachsenen Japaner öfters den Eindruck von großen Kindern machen. Kindliche Liebe gilt seit sieben Jahrhunderten als die hauptsächliche Tugend.

Ueber Honkong (mit einem Abstecher nach Canton) ging es dann um die Südostecke Asiens nach Ceylon und dem festländischen Vorderindien. Dank dem ausgedehnten anglo-indischen Eisenbahnsystem genügten 33 Tage, das Riesenland in den meisten seiner Haupttheile der Nordhälfte von Calcutta aus ungefähr kennen zu lernen, und zwar mit einem Aufwand von nur 58 Pfund Sterling (rund 1160 M.), während man öfters thörichterweise behaupten hört, man könne unter 5 Pfund (100 M.) täglicher Ausgabe in Indien als Reisender nicht auskommen. In großem, nordwärts gewölbtem Bogen reichte die Fahrt von dem gartengleich bestellten, aufs dichteste bevölkerten Bengalen ins „Duab" von Ganges und Dschamna bis Delhi und sodann gen Südwest nach Bombay. Außerdem wurde die interessante Tour nach Darjeeling im Himalaya, dem Sommerfrischort der Engländer in Indien, zur kühlern, stillen Winterzeit unternommen auf der nur 2 Fuß englisch (61 Centimeter) Spurweite messenden Eisenbahn, die im Hochgebirge binnen einer Stunde Steigungen von 1000 Fuß bewältigt, bis zu einem Verhältniß von 1 : 23 steigend, ohne daß das Zahnrad benutzt wird. Nicht weniger als fünf verschiedene Spurweiten sind auf diesen indischen Bahnen zu finden, was der Eisenbahnverwendung im Kriegsfall freilich nicht förderlich ist. Wie in Europa das ebene Rußland die Schienenwege gemächlich breiter legen konnte als in den andern europäischen Ländern üblich ist, das felsengebirgige Norwegen sich dagegen mit schmalern behelfen mußte, so treffen wir naturgemäß auch in Indien die breiten Spurweiten im Niederungsland (auf der Strecke Calcutta-Delhi sogar $9\frac{1}{2}$ Zoll größern Schienenabstand als bei uns).

Am Neujahrstag 1893 wurden die Anker im Hafen von Bombay gelichtet, am 17. Januar trat im vollen Schneegestöber hinter hoch von der Bora aufgepeitschtem Wogengang Triest in Sicht, am zweitfolgenden Tage war über Wien Berlin wieder erreicht.

Fast ist es mir wie ein schöner Traum. Aber die wechselnden Bilder stehen lebendig vor meinem Auge. Mein Herz ist voll Dankbarkeit gegen das 19. Jahrhundert, das die Entfernung vernichtet und solche Reisen ermöglicht hat.

2. Erdbeschreibung von A. Balbi. Achte Auflage. Lief. 19—34. Wien, A. Hartleben. 1894. Jede Lieferung 75 Pf.

Mit diesen Lieferungen gelangt die verdienstvolle Neubearbeitung des Balbi'schen Handbuchs durch Franz Heiderich zum Abschluß des zweiten Bandes. Er enthält die Beschreibung Asiens, der Nord- wie Südpolarlande und nach einer Uebersicht über Europa im allgemeinen die Darstellung des Deutschen Reichs. Die schon bei der Anzeige des ersten Bandes an dieser Stelle hervorgehobenen Vorzüge der Heiderich'schen durchaus zeitgemäßen Erneuerung des „alten Balbi" treffen gleichfalls für den zweiten Band zu. Ueberall sind die veralteten Angaben der frühern Auflage ausgemerzt, manche Abschnitte wurden ganz neu verfaßt, und doch merkt man nirgends eine Spur von Flickwerk. Durchweg steht die Darstellungsweise auf der Höhe der Gegenwart, ohne irgendwie die ursprüngliche Aufgabe des Buches aus dem Auge zu verlieren: dem gebildeten Laien die Erde in allen ihren Theilen gut und leichtverständlich zu beschreiben, ihm auch als stets hülfsbereites Nachschlagebuch zu dienen. Die zahlreichen eingedruckten Holzschnittbilder von Landschaften, Völkern, Städten sind recht zweckmäßig ausgewählt, technich untadelhaft wiedergegeben und schrauben den Preis der Lieferungen nicht über den mäßigen Satz von 75 Pfennig, da sie nicht prunken. Ueberhaupt ver-

spricht das Ganze, dessen Schlußband bereits der Vollendung nicht fern steht, ein recht solider geographischer Hausschatz zu werden. Die eingefügten größern Karten ganzer Länder und Erdtheile machen dem Leser die Benutzung eines Atlas fast entbehrlich. Die in oft ansehnlich großem Maßstab eingestreuten Specialkärtchen in Schwarzdruck verdeutlichen recht willkommen verwickeltere Verhältnisse, z. B. den Bodenbau des Pamir-Hochlandes, besser als mancher theure Atlas.

3. Alldeutschland in Wort und Bild von August Trinius. Drei Bände. Berlin, F. Dümmler. 1894. Gr. 8. Jeder Band 5 M. 40 Pf., auch in Lieferungen à 30 Pf.

Vom bairischen Oberland führen uns Trinius' formgewandte heimatskundliche Schildereien in der vorliegenden Fortsetzung des Werks nach dem schönen Taunus, auf die Wilhelmshöhe bei Kassel und in das tannendunkle badisch-würtembergische Gebirge des Schwarzwaldes; der dritte Band (von Lieferung 36 ab) ist gewidmet dem Harz, unsern Nordsee-Inseln, Schleswig-Holstein, Rügen, dem Riesengebirge, der Sächsischen Schweiz und der Mark Brandenburg. Dem reiht sich ein Supplementband an, der in weitern 25 Lieferungen ein reich illustrirtes Bild der deutschen Reichshauptstadt aus Paul Lindenberg's Feder bringen wird. Die ersten Blätter desselben (in Lieferung 52) entsprechen in frischer, unterhaltsamer Darstellungsform den von Trinius gelieferten Bänden.

4. Aus der Sturm- und Drangperiode der Erde von Prof. Dr. H. Haas. Zwei Bände. Berlin, Verein der Bücherfreunde. 1894. 8. Jeder Band 4 M.

Professor Haas, der Vertreter der Geologie an unserer kieler Hochschule, gibt in dieser Schlußhälfte seines schmucken Werkchens eine populäre Erörterung von Gebirgsbildung und Erdbeben, von der Ausbildung der sedimentären Formationen nebst ihren Floren und Faunen (mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Vorkommnisse), schließlich eine eingehendere Darstellung über die diluviale Eiszeit Nordeuropas und den diluvialen Menschen. Ausgezeichnet fein ausgeführte eingedruckte Abbildungen heben das Verständniß des klar geschriebenen Buches noch um ein Beträchtliches. Zur Probe des Inhalts mag eine Stelle über Erdbebenwirkung dienen:

Bei stärkern Erdbeben finden auch Niveauveränderungen gewisser Theile der Erdkruste statt, die plötzlich gehoben oder auch in die Tiefe gezogen werden. J. Roth erzählt, daß bei dem verheerenden Erdbeben, welches Indien am 16. Juni 1819 in Schrecken und Angst versetzt hat, östlich des Indus-Deltas eine 94 Quadratmeilen umfassende Fläche durch Senkung in eine Lagune umgewandelt worden ist. Das Dorf Sindree und das gleichnamige Fort der Engländer versank, ohne umgestürzt zu werden. In nördlicher Richtung von dem abgesunkenen Gebiete wurde der Boden auf eine lange Strecke hin gehoben und bildete den Ullah-Bund (Gottesdamm), so genannt zum Unterschied von den künstlich aufgeworfenen Dämmen, dessen später durch größere Wassermassen des Indus bewirkter Querschnitt Thonlager mit Muscheln zeigte. Durch den Druck des absinkenden Gebiets war der lockere Boden also auch gepreßt worden. Beim chilenischen Erdbeben von 1822 und 1823 wurde die theilweise aus Granit bestehende Küste um 3—4 Fuß gehoben, sank aber später zurück auf ihr früheres Niveau. Neben den verticalen Verschiebungen des Erdbebens zeigen sich bisweilen auch horizontale. So berichtet uns der ehemalige englische Gesandte beim König von Neapel, Lord Hamilton, daß während des calabrischen Erdbebens in der Nähe des Städtchens Oppido ein mehrere Morgen großes, mit Eichen und Oelbäumen bestandenes Stück Land losgerissen und etwa ¾ Miglien weit fortgetragen worden ist, und zwar unbeschadet für das Wachsthum der besagten Eichen und Oelbäume.

Alfred Kirchhoff.

# Neue Romane.

1. Zauberin Circe. Berliner Liebesroman von Georg Engel. Dritte Auflage. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1894. 8. 3 M.

Homer erzählt von einer dämonischen Zauberin Circe, die des irrenden Odysseus Gefährten ihrer menschlichen Natur entkleidete, aus ihrer Männerwürde herausdrängte und zu Thieren erniedrigte. Auch Engel's Circe schlägt, was ihr naht, in ihren Bann, entfremdet echtes Menschenthum sich selbst und verwandelt ihre unglücklichen Opfer mit solch nachhaltiger Wirkung, daß ihnen selbst Kraft und Sehnsucht, den Banden zu entrinnen, abhanden kommen. Wer ist diese Circe? „Eine riesige Zauberin mit weißem, bebendem Arme, ein ungeheueres, grausam lächelndes Weib von göttlichem durchschimmerten (sic!) Reiz, zu ihren Füßen die Unglücklichen, die sie aus der Ferne an sich gelockt und die nun unter gräßlichem Hohn langsam verthieren müssen, eine steinerne Dirne, die tobende, brausende, schlüpfrige Stadt — Berlin." Furchtbar ist das Spiegelbild, das Engel ihr vorhält: höchste künstlerische Begabung, jugendliche Vollkraft, treuherziger Biedersinn, reinster Opfermuth, das in der ehrlichen Arbeit eines ganzen Menschenlebens ergraute Alter, nichts ist gefeit gegen den „Taumel, das Sichaufreiben in Schwelgerei, das Gennßrasen", alles ist verfemt „dem Stabe dieser grausamen, unerbittlichen, steinernen Göttin".

Engel hat sich nun die Aufgabe gesetzt darzustellen, wie alles in den höllischen Strudel hineingewirbelt wird, an den fesselnd erzählten Schicksalen seiner anschaulich geschilderten Helden und Heldinnen nachzuweisen, wie das steinerne Ungeheuer seine Arme in weite Ferne nach seiner Beute ausstreckt, sie allmählich berauscht und fester umstrickt, elend macht und selbst dann kaum frei gibt. Nun erwarte oder fürchte man nicht, in „Circe" dem üblichen berliner Roman zu begegnen; ebenso wenig liegt hier eins der niedern Machwerke vor, deren Verfasser mangels wahrer Begabung zu schlüpfrigen Malereien und nur allzu deutlichen Zweideutigkeiten ihre Zuflucht nehmen, um Aufsehen

zu machen und Wirkungen hervorzubringen. Endlich ist Engel's Auffassung keineswegs aus Voreingenommenheit oder grämlicher Verständnißlosigkeit geboren. Vielmehr muß sein Werk als eine Art Kraftprobe des geläuterten Realismus bezeichnet und als ein Ausweis der Kraft dieser Kunstrichtung, als ein Muster dieser Erzählweise begrüßt werden. Aus scharfer, eingehender, die ganze Erscheinung überblickender Beobachtung hat der Dichter seine Idee geschöpft. Und eben weil diese so überall auf dem festen Grunde der Wirklichkeit ruht, ist ihre Darstellung und Entfaltung bei Engel so überzeugend.

Ich kann, ohne überlang zu werden, mich nicht bei Einzelvorgängen und Einzelpersonen aufhalten. Der aller Orten durchleuchtende geistige Gehalt des Romans ist die Hauptsache: er erst verleiht ihm den eigenen Werth. Daneben, also gleich hoch stelle ich die große Kunst, mit der Engel alle Gestalten und Geschehnisse zur beherrschenden Idee in Beziehung bringt. Diese straffe Verknüpfung ist meisterhaft. Nach gutem Brauch stellt der Dichter einen Helden und eine Heldin in den Vordergrund, jener ist ein junger Medieiner aus der Provinz, diese die bestrickende Bankiersgattin Melanie Brandes. In ihr verkörpert sich dem Dichterauge die Großstadt; sie war dem später geistesumnachteten Maler Fernin das Symbol der ganzen verwandlungsreichen Stadt. Und dem weltunkundigen Arzte „dräut ihr Antlitz weiß und steinern entgegen, in ihr wähnt er den ungeheuern, bethörenden Dämon der Stadt selbst zu umarmen". Dann als er über sein unwahres, ödes Dasein grübelt, da fragt er sich zweifelnd, ob die Stadt, die tobende, brausende, schlüpfrige Stadt oder jenes schöne Weib ihn soweit erniedrigt habe. Denn auch ihm ist das wunderbare Geschöpf der fleischgewordene Dämon der Stadt, der ihm nachschleicht und sich über die Verwandlung seines Opfers freut. Wenn sich nun auch der Beobachtung des Dichters die Wahrheit aufdrängte, daß nichts was in den Anziehungs- und Ansteckungskreis der Reichshauptstadt geräth, ihrem sinnverwirrenden, kraftzerstörenden Einflusse widerstehen kann, so entwickelt er doch die Einzelschicksale ohne jede Schablone. Charakterschwäche läßt er erbarmungslos zu Grunde gehen. Der Wirklichkeit offenbar treu nachgezeichnet ist eine zweite Reihe von Personen, die wie gewisse Pflanzen den Sumpfboden und den giftigen Brodem des Pfuhls nicht nur ertragen, sondern sogar bedürfen. Bessere Naturen endlich werden zwar auch angegriffen, schwanken wol auch in arger Haltlosigkeit, aber sie finden sich selbst wieder: die eigene wahre, wenn auch nicht rein gebliebene oder fremde, echte Menschlichkeit rettet sie vom vollständigen Untergang. Gewaltig steigert der Dichter den Eindruck seiner Ausführungen durch folgenden feinen Zug. Es ist die Tragik im Geschick seiner Menschen die, daß sie insgesamt den zerrüttenden Einfluß der Großstadt klar erkennen, ohne sich indeß ihrem Reize entziehen zu können. So sagt Melanie: „Diese ganze, große, lärmende Stadt ist für mich ein mächtiger Giftbecher, aus dem ich mit Entzücken trinke, denn ich weiß, er tödtet mich. All dieses unstäte Umherirren, dieses Durchkosten von Musikbacchanalien, Bällen, Theatern, Gesellschaften, all dieses Schillern und Glitzern, dieses Haschen nach dem Modernen, gleichviel ob es Toiletten oder Kunst und Literatur betrifft, alles fließt für mich zu jenem Gifte zusammen, das mich auflöst." Noch unverhohlener spricht der zum Lump gewordene Musiker: „Ich speie der steinernen Dirne ins Antlitz, denn ich kenne sie; aber alles umsonst." Um ihr zu entrinnen, nahm er Geld aus verhaßter Hand — „und nun sehen Sie, Doctor, da bin ich wieder. Ich liebe diese große, wunderbare Stadt, ich lechze nach dieser steinernen Dirne und kann sie nicht lassen. Ich fuhr durch weite, blühende Gefilde, herrliche blaue Berge winkten mir, prächtige Städte thaten sich mir auf mit ihren wunderschönen Frauen und weißen Marmortempeln, und doch glitt alles von mir ab. Ich gehöre eben ihr, der riesigen Zauberin, jener Stadt dort unten", die dann der Held des Romans ein Gewürm nennt, das man todttreten muß. Diese eigenthümliche Verfassung der Charaktere, diese bewußte Zwiespältigkeit ist ebenso sehr Hauptmerkmal der Opfer Circens, wie sie andererseits jeden Willen lähmt. So allein erklärt sich die überraschende Aeußerung Melanie's auf Paul's Urtheil über ihren Gatten: ein Mann fin de siècle, klug, nervös, gelangweilt, ein findiger Kopf ohne große Energie, — „Sie haben ganz recht; nun aber staunen Sie, alle diese Schwächen liebte ich in ihm, nein, ich betete sie an" — und bete sie noch an! durfte sie nach dem weitern Verlauf der Handlung hinzufügen. So ist auch ein anderes Wort von ihr Wahrheit: „O wenn ich Muth besäße, Paul, ja, wenn ich Muth besäße!" So wird ferner erst verständlich die zunächst allzu bequem klingende Erklärung des Musikers: „Kein Sterblicher — die Schuld trägt das Große, Entsetzliche da draußen, die Stadt."

Wenn ich nun Engel's Buche einen hohen Werth zuerkenne, so thue ich das indessen weniger wegen der Technik und des Ausdrucks, als vielmehr deshalb, weil der Dichter aus der bloßen Verneinung heraus und über die reine Feststellung der Thatsachen hinauskommt. Er sieht und zeigt als berufener Künstler eine Rettung aus dem Zauberkreis: ehrliche Arbeit, Selbstbesinnung, Rückkehr zum eigenen Ich, dazu menschliches Gefühl, vor allem im Bunde der Herzen. Und mit des Dichters Preislied auf die Ehe will ich schließen:

Es waren die uralten, wunderschönen Märchen der Ehe. Von der weiten, weiten Einöde des Lebens und den beiden Wanderern, die eng aneinander geschmiegt, sich stützend und ermunternd den langen Weg zurücklegen. Von den kleinen, blühenden Oasen der Liebe, in die man gelangt, sicher gelangt und wo man dann für alle Ewigkeit aus den Quellen der Treue trinkt.

2. Die Kellnerin. Roman von Peter Relav. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1894. 8. 2 M.

Relav bietet ein sehr lebenvolles, an Ausblicken und an Figuren fast überreiches Gemälde. Aus einer Fülle von Anschauungen und sichtlich aus vertrautester Kenntniß

heraus gestaltet er seine Handlung, zeichnet er seine Personen. In wirkungsvollem Wechsel und versinnlichender Farbenfrische ziehen an des Lesers Auge vorüber die Kneipe im akademischen Viertel Berlins und das Pfarrhaus mit seinem Frieden drinnen und seinen Anfechtungen von außen, das gräfliche Schloß und die Studentenbude, Bühne und Concertsaal, das Zimmer des Theaterdirectors und der Salon des Concertunternehmers, Sterberaum und Wöchnerinstube. Und dazu das entsprechende Vielerlei der zugehörigen Menschen. Mit ihrer Aufzählung kann mein Bericht gar nicht anfangen; sie vermöchte überdies ja doch nicht auch nur einigermaßen den richtigen Begriff von der vorzüglichen Charakteristik Relav's zu geben. Sichere Hand und kunstverständige Berechnung verräth die Anlage der Erzählung, deren Theile lauter abgerundete, in sich geschlossene Einzelbilder darstellen, ohne daß dadurch die Einheit des Ganzen die geringste Einbuße erführe. Mit der Abwechselung verbindet der Verfasser sehr geschickt und erfolgreich den Gegensatz, wie ich schon bei Angabe der Oertlichkeiten andeutete. Hier verweise ich besonders auf das Bruderpaar Karl und Adolf; dieser die Verkörperung der unwiderstehlichen, wahrhaften Mannesliebe, jener der gutmüthige, sinnliche Schwächling, der sein unwürdiges, ja frevles Doppelspiel mit freiwilligem Tode büßt. Es ist das keiner der gewöhnlichen Romanselbstmorde. Im Gegentheil habe ich selten die stets bedenkliche Lösung so überzeugend und so künstlerisch motivirt gefunden, wie bei Relav, wäre es auch nur im Hinblick auf seiner Heldin Hoheit. Ueberhaupt ist ihre Zeichnung aufs feinste berechnet und dazu ohne jede aufdringliche Deutlichkeit ausgeführt. Dies gilt ebenso von ihrer unbewußten oder wenigstens nicht eingestandenen Liebe zu Adolf, wie von ihrer geglaubten, richtiger: gewollten Neigung zu Karl. Die Dankbarkeit, die sie ihrem Retter aus schmachvoller Erniedrigung bewahrt, verwechselt sie mit Liebe und er mit ihr. Und als sie im Glück und Rausch des errungenen Erfolgs naturgemäß ihre Gefühlsäußerungen steigert, da bestärkt er sich in dem Irrthum, wahrhaft geliebt zu sein, er, der selbst gar nicht fähig ist, wahrhaft zu lieben.

Ueber dem Streben nach lückenloser Verkettung scheint mir aber Relav sich doch hin und wieder in Unmöglichkeiten zu verklügeln. Ist z. B. die Selbstbespiegelung in des Worts körperlichem Sinne, dieses Studium des eigenen Leibes in allen möglichen Stellungen, wie sie die jungfräuliche Elsa, obendrein bei offenem Fenster vornimmt, wirklich mit der sonstigen Zeichnung dieser vornehmen Gestalt vereinbar? Ebenso erscheint die unerhörte Handlungsweise der Mutter beider Brüder gegen ihren Gemahl unfaßbar und auch dem Dichter nur von dem Bedürfniß der Motivirung abgenöthigt. Entschieden aber hat er sich und seine Kunst vergessen bei dem Satz S. 69: „Wie dann diese große Sängerin ihre Stimme verlor, ist dem Leser ja bekannt. Und wenn er die seltene Frau persönlich kennen lernen will, so braucht er nur den jungen Forsten nach Charlottenburg zu begleiten."

3. Der Mönch vom Aventin. Novelle von Ernst Eckstein, (Grote'sche Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller. Band 48.) Berlin, G. Grote. 1893. 8. 3 M.

In gewählter, dem Stoff angemessener Sprache entwirft Eckstein im „Mönch vom Aventin" ein Lebensbild des Bruders Bernardus, das er in ungezwungenster Weise zum Zeitbild zu erweitern versteht. Richtiger sollte ich sagen: er läßt den Helden selbst sein Lebensbild und seine Zeit zeichnen. Denn recht glücklich und wirkungsvoll kleidet der Dichter, was er erzählen will, in die Form von Aufzeichnungen, die Bernardus in seiner Haft über sein Erdenwallen niedergeschrieben hat. Eben dadurch erhält die ganze Darstellung gleich von vornhinein die richtige Stimmung, die dann wiederum die künstlerische Glaubwürdigkeit erhöht. Ueber die anscheinend unbesiegbaren Schwierigkeiten des Ichromans, die natürlich in gleichem Maße für unsere Ichnovelle bestehen, ist sattsam gesprochen worden. An Eckstein's Prosadichtung habe ich rühmend anzuerkennen, daß die von ihm gewählte Form nirgends einen Anstoß bietet: ein nicht geringer Erfolg, wie jeder Kenner der Darstellungskunst bestätigen wird. Durchgängig ist die Schilderung trefflich, gleich anschaulich, wie klar angeschaut. Den natürlichen Höhepunkt bietet ihr der Gipfel der Handlung, da wo es gilt, das „Rom des Augustus wiederherzustellen" durch Befreiung der heiligen Stadt von den Colonna, Doria und Barberini, aber auch von dem Klerus und noch mehr von dem germanischen Kaiser. Doch, die schon über die Grenzen der Möglichkeit hinweggeeilte Begeisterung wird vernichtend schmerzlich enttäuscht; die Römer waren eben keine Römer! Feiglinge und Verräther umdrängen den Befreier Scaurus; sein Tod ist das Ende der hochstrebenden Erhebung. Die stolze Römerin, die glühende Vaterlandsfreundin Julia entgeht der Entwürdigung durch einen Dolchstich von eigener Hand. „Es war zu früh!" sind ihre letzten Worte an den Bruder Bernardus, der nun in seiner Zelle büßen muß für den Traum von Roms Größe und für den Glauben an den Hochsinn seiner Bürger.

4. Das wandernde Licht. Von Ernst von Wildenbruch. (Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek. 10. Jahrgang. Band 3.) Stuttgart, J. Engelhorn. 1893. 8. 50 Pf.

Der Eckstein'schen Novelle ähnelt in der Anlage E. von Wildenbruch's „Wanderndes Licht"; nur daß hier die Einführung nicht das Ende vorwegnimmt, sondern an einen mittlern Zeitpunkt der Entwickelung angeknüpft ist. Auch sie schafft die erforderliche Stimmung, wozu sie, nebenbei bemerkt, sehr wohl geeignet ist. Weiter kennzeichnet sie gleich die Art der ganzen Darstellung: sie ist sehr wenig mittheilsam und erweckt dadurch Spannung, meinetwegen auch Neugier im Leser. Was nun die Stimmung anlangt, so ist sie allerdings erforderlich, ja nöthiger als bei der Mönchsgeschichte. Denn daß ein, wie sich schließlich herausstellt, ganz vernünftiger Mensch in der Blüte der Jahre, Sproß alten Adels, Gebieter über ein großes Vermögen, sich von seinem Diener einreden läßt, er sei verrückt, selbst

an seinen Wahnsinn glaubt, etwa nach dem Schlusse: „Man nahm an, daß er verrückt sei, also — war er verrückt!", das ist doch nur bei gehörig vorbereiteter Stimmung faßbar. Die Möglichkeit solcher Suggestion einmal zugegeben, darf auch die andere Anspruch auf Glaubwürdigkeit erheben, kraft deren derselbe, wie sich gleichfalls später herausstellt, verrückte Diener seinem gebildeten, auch gelegentlich selbständigen Herren einflüstert, er müsse zum Mörder werden, wenn er je heirathe, und wirklich den Erfolg hat, seinen Herren zu etwas wie einer Erdrosselung seiner jungen, blühenden und über alles geliebten Frau zu zwingen. Diesen unerträglichen Vorgang zu verstehen und zu erklären, bietet die Novelle keine Handhabe. Ja, zum Verständniß der sklavischen Abhängigkeit des Baron Fahrenwald von dem alten Johann fehlt überhaupt jeder Schlüssel! Denn eine Andeutung, daß nämlich „die Fahrenwald's waren wie ein alter, verdorrender Baum, der keine Aeste mehr treibt, von dem nur der Stamm übrig geblieben ist", wird nicht weiter verfolgt und ausgeführt. Offenbar ist auch die Zeichnung des Dieners geflissentlich im Halbdunkel gehalten. Nach dem Anfange muß eine Muthmaßung auf die Annahme berechnender Schurkerei gerathen. Schließlich aber belehrt der brutale Auftritt, in dem der Diener seine Herrin todtzuschlagen meint, und sein Knüttel „krach! krach und krach!" in das leere Bett niederschmettert auf die Kopfrolle, die er dann als der Baronin Leiche im Garten einscharrt, diese Brutalitäten also belehren den Leser, daß er in jenem einen Wahnsinnigen zu sehen hat. So versetzt uns von Wildenbruch in eine unheimliche, gespenstische Atmosphäre, deren Druck kaum weniger empfindlich wird durch den Sonnenschein, den die Lichtgestalt Anna's hier und da in die geisterhafte Scenerie strahlen läßt. Ihr ist denn auch wie einer zweiten Iphigenie die Heilung des unglücklichen geliebten Mannes von Wahn und Umnachtung beschieden. Und wie sich nach der Entladung schwerdrohender, nächtig-dunkler Gewitterwolken der Menschen grausendes Entsetzen in Segen auflöst und das bange Staunen in Freudeblick und lauten Dank verwandelt, so senkt sich auch über das alte Schloß der Fahrenwald's, nachdem die todtgeglaubte Anna seinem Besitzer wieder erschienen und der Unhold des Hauses beseitigt ist, seligster, idyllischer Friede herab. Erscheinen somit die Grundlagen, auf denen von Wildenbruch's Phantasie ihre Erzählung aufbaut, unannehmbar, so verdient seine Kunst der Darstellung volle Anerkennung. Die Ausführung der Einzelheiten ist vorzüglich gelungen, und bei aller Undurchsichtigkeit der Voraussetzungen bleibt „Das wandernde Licht" eine spannende, fesselnde Lektüre.

Richard Friedrich.

# Episches.

1. Um den Wildsee. Schwarzwald-Novelle in Versen von Wilhelm Arminius. Dresden, E. Pierson. 1893. 8. 4 M.
2. Eine neue Messiade von Fr. Arnold. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1894. 4 M.
3. Tanhusaere recidivus und andere Gestalten von Franz Held. Berlin, Fresko-Verlag. 1894. 1 M. 75 Pf.
4. Juditta. Ein episches Gedicht in fünf Abtheilungen von *_*. Glogau, C. Flemming. 1893. 1 M. 50 Pf.
5. Der Geisterseher. Von J. P. Baum. Friedenau-Berlin, G. Bohres. 1894. 50 Pf.
6. Der Regenbogen. Sieben Dichtungen von Theo Heermann. Moskau. Dresden, O. Damm. 1893. 2 M.
7. Lieder und Bilder vom deutschen Meer. Gesammelt und herausgegeben von Rudolf Eckart. Zweite Auflage. Vollständig neu bearbeitet. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt. 1894. 5 M.

Eine Schwarzwaldnovelle in Versen: „Um den Wildsee" von Wilhelm Arminius (Nr. 1), die Jensen durch ein Vorwort über die Taufe hebt, indem er ihr vier Tugenden nachrühmt: Gemüth, Phantasie, Natursinn und eigene Gedanken, mag unsere Besprechung eröffnen. Der Verfasser hat entschieden poetisches Talent, und wenn er uns nicht gleich einen ganzen historisch-romantischen Roman in Versen auf 361 Seiten gegeben hätte, so würde er ohne Zweifel dankbarere Leser finden. Er hat sich und seinen Lesern dadurch die Aufgabe allzu schwer gemacht, und manchmal will die Geduld ermüden, zumal die Führung der Handlung ab und zu der Klarheit entbehrt. Natürlich ist, daß bei einem solchen Umfange es auch einem stärkern Talente schwer gelungen wäre, immer auf dichterischer Höhe zu bleiben; Arminius fällt in ganzen Gesängen insbesondere im sechsten und siebenten und öfters im zweiten Theil seines Gedichts von der Höhe herab, und Verse, wie die über die Bauern des Bauernkriegs:

> Denn wie sie auch wütheten maßlos und toll,
> Sie wähnten für Hohes zu kämpfen,
> Sie waren gerechten Anspruches voll,
> Nicht war ihre Glut zu dämpfen.

sind doch nichts als gereimte Prosa. Immer aber wieder fesselt er uns durch seine Naturschilderungen, die natürlich und doch keck und oft von schönem Fluß der Verse oder jauchzender Naturbegeisterung voll sind. Vielleicht wählt der Dichter, dem Vers und Reim flott wie ein Schwarzwaldbach von den Felsen aus dem Herzen springen, einmal einen weniger verworrenen und abenteuerlichen Stoff, dann wird es ihm wol gelingen, eine kurze und einfache Fabel mit dem quellenden Leben seiner Poesie in packender Weise zu erfüllen.

Noch länger ist Fr. Arnold's „Eine neue Messiade" (Nr. 2). Sie enthält aber auf 358 Seiten nicht einen einzigen Vers, der wirkliche Poesie wäre. Ich citire aufs gerathewohl ein paar Verse:

Nach Bethlehem einſt mußte gehn
Sie nach des Reichs Verlangen,
Doch iſt dem Cäſar, was dort geſchehn,
Gleichwie den Juden entgangen.

Dort trat eines glücklichen Tages ſie
Hinein in die Weltgeſchichte:
Dort hat dich ihr Geiſt gegrüßt, Marie!
Dich grüß ich in meinem Gedichte.

---

Chriſt ward begraben
Nach dem Todesgraus,
Die Menſchen begaben
Sich alle nach Haus.

Von dieſem Kaliber ſind ſämmtliche 2—3000 Strophen: ich glaube, ich habe ein Recht, den Mantel der Nächſtenliebe über dieſe neue Meſſiade zu breiten.

Etwas von dieſer Nächſtenliebe braucht auch der talentvolle Franz Held (Nr. 3). Man muß ihm ſehr viel moderne Poeſie nachſehen, um an dem, was wirkliche Poeſie iſt, eine Freude haben zu können: die greulichen Wortungeheuer, die Tonmalereien wie

Nicht allzu weit der Sicheln Erblinken —
Ritſchadiwitſchadakritſch —
Aechzend die ſtolzen Schäfte ſinken —
Ritſchadiwitſchadakritſch —

ferner die aller Scham baare Art, wie das Geſchlechtsleben behandelt wird, Cynismen, Frivolitäten u. ſ. w. Kann man dieſe Nachſicht üben, ſo iſt man im Stande, das eine oder andere ſeiner epiſchen Gedichte zu genießen. Weitaus das beſte iſt nicht der unklare, halb humoriſtiſch-ſatiriſche „Tanhusaere recidivus“, der dem Buche den Namen gegeben hat, ſondern das epiſche Gedicht „Jephta's Tochter“, das S. 131—180 ſteht. Hier iſt, abgeſehen von all dem oben genannten Abſtoßenden, echte Poeſie und eine gewaltige Wucht der Anſchauung und des ſinnlichen Erfaſſens. Dazu etwas pompös Orientaliſches mit all dem Bilderreichthum der orientaliſchen oder der ſemitiſchen Poeſie, die dieſem im grau jüdiſchen Alterthum ſpielenden Gedichte einen merkwürdigen Zauber verleiht. Hier hat Franz Held etwas vom Weſen der Sache erfaßt, und das trägt ihn und hilft dem Leſer über allerlei moderne Häßlichkeiten und Abſonderlichkeiten hinüber. Daß Franz Held nie einfach und natürlich ſein kann, daran müſſen ſich diejenigen gewöhnen, die ihn leſen wollen. Es ſcheint dies aber in ſeiner Natur zu liegen, die einen nicht unbedeutenden Schatz von Poeſie enthält.

Emilia Galotti im Ghetto, das iſt der Inhalt von „Juditta“ (Nr. 4), einer anſpruchsloſen Novelle in Verſen. Viel Poeſie iſt hier eben nicht zu finden. Verſe ſind nicht ſelten wie:

Daß der Würfel aber ſchon gefallen,
Daß wo tiefe, wahre Liebe ſpricht,
Andere Stimmen ungehört verhallen,
Solches weiß der greiſe Vater nicht.

Daß der unbekannte Verfaſſer eine in Poeſie dilettirende Frau iſt, ſcheint aus manchem hervorzugehen. Doch iſt es ihm offenbar ernſt mit ſeinem Verſuche, und als ein Verſuch mag das Gedicht freundlich aufgenommen werden.

Ein Dilettant in Poeſie iſt auch J. P. Baum, deſſen „Geiſterſeher“ (Nr. 5) ſich auf 22 Seiten beſchränkt, ohne Zweifel, weil der Verfaſſer nicht mehr zu geben hatte. Ein ganzer Geſang lautet:

So wuchs zum Jüngling ich heran,
In ew'gem Grübeln wirr und bang
Mir grau und blaß die Zeit verrann,
Doch blieb mir treu der düſtre Hang.

Kurze und weiſe Selbſtbeſchränkung iſt etwas Schönes; aber man muß einer Dichtung anmerken, daß der Verfaſſer noch mehr hat, als das, was er gibt, mindeſtens daß er ein Dichter iſt. J. P. Baum hat in uns dieſes Gefühl nicht erweckt.

Auch Theo Heermann's „Der Regenbogen“ (Nr. 6) nicht, ſo gern wir dem offenbar in Rußland lebenden Deutſchen ein warmes Wort der Anerkennung geſpendet hätten. Es reicht ihm nicht zum Dichter, und auch wo er dichteriſche Anläufe nimmt, fällt er raſch wieder in gereimte Proſa herab. Dieſe Proſa überwiegt leider die wirklich poetiſchen Verſe, an denen man ſich freuen kann.

Zum Epiſchen rechnen wir auch die ausgezeichnete Sammlung „Lieder und Bilder vom deutſchen Meer“ von Rudolf Eckart (Nr. 7), zumal der ganze zweite Theil, S. 207—422, Balladen und erzählende Dichtungen enthält, die auf das Meer Bezug haben. Es iſt ein reicher Kranz von Poeſie, den hier über hundert Dichter um das ewige Meer geſchlungen haben: viel, ſehr viel Schönes, wenig Mittelmäßiges, das Ganze ſinnreich ausgewählt und angeordnet. Daß noch manches treffliche Gedicht deutſcher Dichter vorhanden, das dem Sammler entgangen iſt, verſteht ſich; insbeſondere hätte Alfred Formey mit ſeinen Gedichtſammlungen berückſichtigt werden dürfen („Aus Wald und Wogen“, namentlich „Strandgut des Herzens“). Vielleicht erſetzt bei einer weitern Auflage, die dem Buche nicht fehlen wird, manch ein Formey'ſches Gedicht einzelne weniger gelungene Gedichte oder ſolche, bei welchen das Meer mehr zufällig in die lyriſche Stimmung hereinſpielt.

Richard Weitbrecht.

---

# Feuilleton.

Kaum zwei Jahre nach Erſcheinen der erſten Auflage von Oscar Jäger's „Weltgeſchichte“ (Bielefeld, Velhagen u. Klaſing, geb. 10 M.) iſt die zweite vermehrte und verbeſſerte Auflage erſchienen. Mit den Heften 33—54 liegt nun auch die Lieferungsausgabe der zweiten Auflage fertig vor. Wenn auch urſprünglich für die reifere Jugend beſtimmt, hat das ſchöne Werk ſich ſchnell die Stellung eines beliebten und gern geleſenen Haus- und Familienbuches errungen. Mit großem Geſchick hat der bekannte

Historiker es verstanden, das Wesentliche aus dem ungeheuern Stoff herauszuschälen und dabei das Interesse für wichtige Einzelgebiete mehr zu erwecken als völlig zu befriedigen, ohne den Leser den Ueberblick für das Ganze verlieren zu lassen. Prächtige, sorgfältig ausgewählte Illustrationen beleben den reichen Stoff. Jäger's Werk muß als die beste der vorhandenen populären Weltgeschichten bezeichnet werden.

— Mit heißem Bemühen ringt Martin Greif, den wir zu unsern besten Lyrikern zählen dürfen, auch um die Siegeskrone auf dramatischem Gebiet. Wenn ihm von seinen frühern Dramen keins sie ihm eingetragen hat, mit seinem neuesten Werk „Agnes Bernauer, der Engel von Augsburg. Vaterländisches Trauerspiel" (Leipzig, C. F. Amelang's Verlag, 1894) erringt er sie sicher nicht. Wol spricht auch in ihm ans jeder Scene der echte Dichter zu uns, aber den echten Dramatiker suchen wir vergebens. An sich schon erscheint die Geschichte von der schönen augsburger Baderstochter, die, weil ein bairischer Prinz sie zu seinem Gemahl erkor, den Tod in den Wellen der Donau finden mußte — an sich schon erscheint sie mehr für novellistische oder epische, als für dramatische Bearbeitung geeignet. Sollte sie aber schon auf die Bühne gebracht werden, dann müßte alles Rankenwerk unbarmherzig fortgeschnitten und die Handlung straff und energisch durchgeführt, die Charaktere markig umrissen und scharf herausgearbeitet werden. Wenn Greif das auch vielleicht gewollt hat, geglückt ist es ihm jedenfalls nicht. Die Handlung verzettelt sich, in häufigem Scenenwechsel werden wir nach Straubing, Augsburg, München, Vohburg, Regensburg geführt, eine Unmenge von Personen tritt auf, die wir theilweise gern vermissen würden und die alle dieselbe Sprache sprechen; die Hauptpersonen aber, Agnes und Albrecht, treten nicht so hervor, daß wir unser ganzes Interesse ihnen zuwenden müssen. In Baiern mag dieses vaterländische Trauerspiel seines Stoffes wegen Liebhaber finden, ob aber außerhalb dieser Grenzen, erscheint mehr als zweifelhaft. Es trägt in jeder Beziehung den Stempel des Buchdramas, das den Forderungen der modernen Bühne nicht gerecht wird, und wenn es dem Licht der Rampen ausgesetzt, sich nicht als lebensfähig erweist.

— Unter dem Titel „Genealogie des Gesammthauses Baden vom 16. Jahrhundert bis heute. Von Eugen von Chrismar" ist bei F. A. Perthes in Gotha (1892) der erste Theil eines groß angelegten Werkes erschienen. In einer allgemeinen Einleitung spricht der Verfasser über seine Pläne und die Art, wie er sie zur Ausführung bringen will. Nach Angabe der für sämmtliche Genealogien zur Verfügung stehenden Quellen führt er die Fürstenhäuser auf, die zur Darstellung kommen sollen. Es sind das die heute bestehenden Häuser Anhalt, Baden, Baiern, Bonaparte, Bourbon, Braunschweig, Hessen, Hohenzollern, Holstein, Liechtenstein, Lippe, Lothringen-Habsburg, Mecklenburg, Monaco, Montenegro, Nassau, Portugal, Reuß, Sachsen, Savoyen, Schwarzburg, Schweden und Norwegen, Serbien, Waldeck, Würtemberg und die ausgestorbenen Habsburg, Romanow, Tudor und Stuart, Wasa. Die Einrichtung all dieser Genealogien soll nach gleichen Grundsätzen erfolgen; jede soll eine speeielle Einleitung, eine Stammtafel, ein Register und Stammbaumauszüge enthalten. Da der Verfasser als Anfangspunkt seiner eingehendern Darstellung den Beginn des 16. Jahrhunderts gewählt hat, so soll die speeielle Einleitung in minder ausführlicher Weise die Vorgeschichte jedes Hauses von den historischen Anfängen an behandeln. Die eigentliche Stammtafel soll dann mit dem 16. Jahrhundert einhelfen und für jedes Glied des Hauses die wichtigsten Lebensmomente bieten, dabei die Personen zunächst nach Generationen gruppiren und die Verwandtschaftsverhältnisse durch Anwendung römischer und deutscher Zahlen, großer und kleiner Buchstaben, fetter und magerer Schrift darstellen. Der Stammtafel soll ein Register folgen, in der Weise angelegt, „daß auch die geringste Handhabe zur Auffindung einer gesuchten Person verhelfen kann", endlich Stammbaumauszüge, von denen einer für die in der speciellen Einleitung, ein zweiter für die in der Stammtafel dargestellten Zeit bestimmt ist. Nachdem der Verfasser dann noch über den Kalender, sowie über Titel und Prädicate Auskunft ertheilt hat, bietet er im zweiten Theile des vorliegenden Bandes die Genealogie des Gesammthauses Baden. Sie ist nach den oben angeführten Grundsätzen gearbeitet, und man muß sagen, daß sich diese als praktisch erweisen. Wer sich in jenes geschickt angewandte System von Zahlen und Buchstaben hineingefunden hat, erhält in kürzester Weise die gewünschte Auskunft; und auch das Register läßt bei der Zahl der Stichworte nie ohne Antwort. Das Werk ist ein treffliches Nachschlagebuch, wird aber seinen vollen Werth über die Grenzen der badischen Landesgeschichte hinaus erst dann erhalten, wenn auch die übrigen Genealogien erschienen sein werden: sie ergänzen einander zu einem zusammenhängenden Ganzen. Wir wünschen deshalb, daß es dem Verfasser vergönnt sein möge, seinen großen Plan durchzuführen, und hoffen, daß wir unsern Lesern recht bald weitere Bände seiner Genealogien empfehlen können.

— Von „A. Hartleben's Statistischer Tabelle über alle Staaten der Erde" ist der Jahrgang 1894 erschienen (Wien, A. Hartleben). Sie bietet in übersichtlicher Zusammenstellung von jedem Staat: Regierungsform, Staatsoberhaupt, Thronfolger, Flächeninhalt, absolute und relative Bevölkerung, Staatsfinanzen (Einnahmen, Ausgaben, Staatsschuld), Handelsflotte, Handel (Einfuhr und Ausfuhr), Eisenbahnen, Telegraphen, Zahl der Postämter, Werth der Landesmünzen in deutscher Reichswährung, Gewichte verglichen mit dem Kilogramm, Längen-, Flächen- und Hohlmaße, verglichen mit dem Metermaß, Armee, Kriegsflotte, Landesfarben, Hauptstadt und wichtige Orte mit Einwohnerzahl. Zum Aufziehen und Aufhängen bestimmt, ermöglicht die Tabelle eine schnelle Orientirung über die angegebenen Verhältnisse und wird sehr willkommen sein, zumal sie nur 50 Pf. kostet.

— Der große deutsche Lexikonverlag des Professor Gustav Langenscheidt (Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung) hat bekanntlich mit dem „Sachs-Villatte" in den beiden Ausgaben, einer für den Schul- und Handgebrauch, einer für gelehrte Zwecke, ein französisches Dictionnaire geschaffen, das alle Leistungen in Frankreich selbst, sogar das der pariser Akademie und das des überfleißigen Littré, übertrifft und mit dem ihm nun zu Seite tretenden „Französisch-Deutschen Supplement-Lexikon" vorläufig überhaupt unerreicht dastehen wird. Das noch im Erscheinen begriffene entsprechende Unternehmen derselben Firma für das Englische, das den Namen seines Chefredacteurs Professor E. Muret trägt und als „Encyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache" bezeichnet ist, braucht eine ernstliche Concurrenz noch viel weniger zu fürchten, weder hüben noch jenseit des Kanals. Die daneben in Frage kommenden Werke von Thieme, Murray und selbst das von Flügel sind theilweise recht genau und ausführlich, reichen aber, wie die in der Einleitung zum Muret gebotenen vergleichenden Tabellen beweisen — wir haben sie in der Hauptsache nacheontrolirt — nicht entfernt an diese Gründlichkeit heran, die, aller Weitschweifigkeit abhold, dem Zeitungs- und Bücherleser, dem Uebersetzer oder Correspondenten in größtmöglicher Knappheit den gewünschten Begriff sauber geprägt darbietet. Nachdem wir jetzt elf Lieferungen in täglicher Anwendung benutzt haben — die neuern drei Hefte führen bis zur Mitte des Buchstaben J — dürfen wir wol das Urtheil fällen, daß deutsche Beharrlichkeit und Gediegenheit hier wieder einen ihrer schönsten Siege erfochten hat, einen Sieg, von dessen Früchten deutscher Idealismus wie das praktische Leben zugleich zehren.

— In den elassischen Epochen der Literaturen die Kleinen neben den Großen nach Gebühr zu betrachten und ihnen ihr Recht zuzuwägen, das hat die Geschichte des schönen Schriftthums erst ziemlich spät gelernt. Und wo gar ein so allbeherrschender Geist

im Mittelpunkte des gesammten poetischen Schaffens steht wie William Shakespeare im Zeitalter der Königin Elisabeth, da hält es schwer genug, den Geistern zweiten Ranges den passenden Maßstab anzulegen. Natürlich gilt dies auf dem dramatischen Felde, wo er die Krone erwarb, die er bisjetzt noch trägt, in ganz besonderm Grade. Kein Wunder daher, daß man eine längere Anzahl von leidlich reifen, sowie von halbfertigen Stücken der gottlob nicht kleinen Menge seiner echten Erzeugnisse unmittelbar anreihen wollte und vermeinte, wo ein „Titus Andronicus" und vielleicht auch ein „Perieles" Deckung finden, könnten theatralische Arbeiten desselben Ranges auch Unterschlupf fordern. Ludwig Tieck, zweifellos einer der feinsinnigsten Kenner und Inseenirer des britischen Bühnenmeisters, glaubte ein Musterbeispiel dieser Art, das er, als „Mueedorus, ein englisches Drama aus Shakspere's Zeit" übersetzt hatte, aus Aehnlichkeitsgründen — freilich blos in nebensächlichen und zum Theil strittigen Punkten — als Kind des größten Genius jener Tage in Anspruch nehmen zu sollen. Johannes Bolte, der diese wohlgelungene Verdeutschung jetzt als Probe der auf der berliner königlichen Bibliothek liegenden Tieck'schen Uebersetzungsmanuscripte mit vorzüglicher Einleitung und, theils kritischen, theils erklärenden Anmerkungen sauber herausgibt, stellt dies anziehende Schauspiel mit Recht wieder unter das Zeichen der Anonymität.

— Der Verwaltungsrath der Deutschen Schiller-Stiftung hat seinen vierunddreißigsten Jahresbericht veröffentlicht (Weimar 1894). Voran geht ein kurzer Bericht über den Stand der Verhandlung über die Vorortsfrage. Die sächsische Staatsregierung hat sich nunmehr damit einverstanden erklärt, daß der § 10 der Satzungen dahin geändert werde, daß künftig dieselbe Zweigstiftung auch durch mehrere Wahlperioden zum Vorort ernannt werden kann, vorausgesetzt, daß dieser früher gefaßte, und an dem Widerspruch der genannten Regierung bisher gescheiterte Beschluß demnächst von der Generalversammlung neu gefaßt werden sollte. Es folgt ein tabellarischer Bericht über den Vermögensstand, Ausgaben und Einnahmen der Centralkasse und der Zweigstiftungen im Jahre 1893. Wir ersehen daraus, daß die Lage dieser hochverdienten Stiftung recht günstig ist. Ein Verzeichniß der Ehrenmitglieder und des Personalbestandes sämmtlicher Zweigstiftungen schließt das Heft.

— Im Verlage von A. Langen in Köln und Paris (112 Boulevard Malesherbes) erschien soeben die Schrift „Nationalgefühl" von Georg Brandes. Das Titelblatt trägt den Zusatz, daß die Auflage 10000 Exemplare stark ist und das Heft 50 Pf. kostet. Den Inhalt bildet ein Vortrag, den der bekannte dänische Literarhistoriker „bei der Einweihung der neuen Räume des freisinnigen Studentenvereins in Kopenhagen" am 1. Februar 1894 gehalten hat. Brandes will mit seiner Ansprache das dänische Nationalgefühl wecken und bedauert besonders, daß dieses Nationalgefühl so wenig in der thätigen Antheilnahme der höhern Stände an der Literatur und Kunst sich äußert. Mit bitterer Anspielung, die alle die verstehen werden, die Dänemark bereist haben, sagt er z. B.: „Die Bildhauer sind auf den einen großartigen Brauer angewiesen." Für ein deutsches Publikum wird die Broschüre wegen ihrer durchaus territorialen Bedeutung kaum Interesse haben.

— „Wagner as I knew him. By Ferdinand Praeger" (London, Longmans, Green u. Comp.) ist beinahe ein Jahr nach des Verfassers Tod zuerst im Englischen und nachher in deutscher Uebersetzung erschienen. Praeger wurde, wie Wagner, in Leipzig geboren, siedelte jedoch 1834, als er kaum zwanzig Jahre alt war, nach London über, wo er seither als Musiklehrer und -Schriftsteller den Rest seines Lebens thätig gewesen ist. Als Componist nimmt er keinen hervorragenden Platz unter den Tonkünstlern ein; er ist hauptsächlich durch das ungefähr funfzig Klavierstücke enthaltende „Praeger-Album" bekannt, soll aber fast vierzig ungedruckte Sonaten hinterlassen haben. Er war Wagner's erster Freund und eifriger Kämpe in England, und nach großer Mühe und allerlei Verdrießlichkeiten setzte er es durch, daß der Meister als Dirigent der philharmonischen Concerte nach London berufen wurde. In dieser Beziehung hat er sich um die Bekanntmachung und richtige Beurtheilung der Bestrebungen des damals im Ausland noch immer allgemein verkannten Landsmannes sehr verdient gemacht und dadurch die lebenslängliche Dankbarkeit und Liebe desselben erworben, der ihm im vertrauten Umgang seine Jugenderinnerungen und innigsten Gedanken und Gefühle auszukramen pflegte. Daher kommt es, daß das Praeger'sche Buch viele höchst interessante Einzelheiten und charakteristische Anekdoten enthält, die in andern ausführlichern und anspruchsvollern Lebensbeschreibungen nicht zu finden sind. Praeger bricht auch eine Lanze mit Wagner's Biographen zu Gunsten dessen ersten Gattin, der magdeburger Schauspielerin Minna Planer, die er als eine höchst liebenswürdige und achtenswerthe Person schildert und in den Worten des Dichters Wordsworth „eine vollkommene Frau, edel angelegt" nennt, mit schönen Gazellenaugen und sanfter Rede, ungekünstelt, ohne Ehrgeiz, glücklich in ihrem Haushalte und besonders in der Sorgfalt für ihren theuren Mann. Aeußerst komisch sind die von der englischen Presse noch 1856 gefällten und hier mitgetheilten Urtheile über Wagner. Namentlich hat das Wochenblatt „The Athenaeum" in läppischen, orakelhaften Aussprüchen Unglaubliches geleistet. Es fand die Ouverture zum „Tannhäuser" „das curioseste Stück Flickwerk, das je producirt wurde", und die Instrumentation „schlecht balancirt, dünn, ohne Effect und lärmend". Besonders werthvoll sind die zwei letzten Kapitel des Buches wegen der darin gedruckten Briefe, welche Wagner im Laufe eines Vierteljahrhunderts (1861—1885) an Praeger richtete. In einem Anfangs April 1865 aus München geschriebenen Briefe läßt er einige Bemerkungen fallen, die darauf hinzudeuten scheinen, daß er bereits Ludwig II. als den reinen Thor Parsifal gedacht und den Entschluß gefaßt habe, die schöne Gestalt und das romantisch-idealische Wesen des jugendlichen Königs in dem Helden seines letzten Tondramas dichterisch darzustellen und zu verherrlichen. Aus den Praeger'schen Reminiscenzen bekommt man ein treues Bild von Wagner's Persönlichkeit und lernt ihn als Menschen und Musiker in aller seiner Stärke und Schwäche genau kennen. In der kleinen gedrungenen Gestalt wohnte große nervige Kraft; er zeichnete sich durch ungewöhnliche körperliche Gewandtheit und Behendigkeit aus. An seinem sechzigsten Geburtstage stand er, zur Verwunderung seiner Frau, auf dem Kopfe auf dem Sofa, die Beine geradeaus in die Höhe gestreckt wie ein Schuljunge, um Praeger zu zeigen, daß er es noch immer könnte. Mit der Stimme beim Gesang ging er ebenso ungeschickt um wie mit den Fingern beim Klavierspiel. „Wenn du zu singen glaubst", sagte ihm Praeger, „heulst du wie ein Jagdhund." Von dem sachverständigen Freund nahm er auch die herbe Kritik gar nicht übel. Durch die Veröffentlichung dieser Aufzeichnungen, die noch nicht ganz vollendet waren als Praeger starb, hat man den Meister als Tondichter und als Menschen dem Publikum bedeutend näher gebracht und beiden also einen wesentlichen Dienst erwiesen.

---

## Bibliographie.

Bismarck, Fürst von, Politische Reden. Historisch-kritische Gesammtausgabe. 10. Band. 1884—85. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. Gr. 8. 8 M.

Flaischlen, C., Im Schloß der Zeit. Eine Sylvester-Paraphrase. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. 1 M.

Hehn, V., Reisebilder aus Italien und Frankreich. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. 8. 5 M.

— — Kulturpflanzen und Hausthiere. Sechste Auflage. Berlin, Gebr. Borntraeger. 12 M.

Heiberg, H., Todsünden. Berlin, Schall u. Grund. 5 M.

Kohut, Fürst Bismarck und die Frauen. Berlin, Wilhelmi. 2 M.

# Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von **F. A. Brockhaus** in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.


Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Durch das Britische Reich.

**Südafrika—Neuseeland—Australien—Indien—Oceanien—Canada.**

Mit einem Anhang:

Der Brand des Packetschiffes „France".

Von

**Alexander Grafen von Hübner.**

Zweite Auflage. Mit einer Karte. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.

Eine um die Hälfte des frühern Preises ermäßigte zweite Auflage des Werks, in welchem der Verfasser des vielgelesenen Werks „Ein Spaziergang um die Welt" die neue Weltreise schildert, die er in den Jahren 1883 und 1884 ausgeführt hat. Scharfe Beobachtung, weiter Blick, vielseitigste Kenntniß und vollendete Kunst der Darstellung verleihen seinen Aufzeichnungen ein ungewöhnliches Interesse und hervorragenden, dauernden Werth.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Ein Jahr meines Lebens. 1848—1849.

Von

**Alexander Grafen von Hübner.**

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.

Dieses Werk des berühmten österreichischen Diplomaten und geistreichen Schriftstellers, sein Tagebuch aus ereignißvoller Zeit, hat durch die eingehende Schilderung des Aufstandes in Oberitalien, sowie der wiener Revolution von 1848 und der Thronbesteigung Kaiser Franz Joseph's allgemeine Aufmerksamkeit erregt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Der Mensch vor der Zeit der Metalle.

Von

**N. Joly.**

Mit 136 Abbildungen in Holzschnitt.

Autorisirte Ausgabe.

8. Geh. 8 M. Geb. 9 M.

*(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 46. Band.)*

Vorliegendes Werk des französischen Naturforschers Joly fasst alles, was über die Urgeschichte des Menschengeschlechts von der Wissenschaft bisher ans Licht gezogen worden, in gemeinverständlicher Darstellung zusammen; namentlich entwirft es eine äusserst interessante, durch zahlreiche Abbildungen veranschaulichte Schilderung von den Zuständen der vor der Metallzeit lebenden Menschen, von ihrer Industrie und Kunst wie von ihren moralischen und religiösen Begriffen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Die Reconstruction der kirchlichen Autorität.

Von

**Ernst von Bunsen.**

8. Geh. 2 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Gedichte

von

**Gottfried August Bürger.**

Neue vollständige Ausgabe.

Mit Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von **Julius Tittmann.**

Zweite Auflage.

8. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M. 50 Pf

(Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts.)

Eine durch literarische Einleitung und zweckmäßige Anmerkungen ausgezeichnete vollständige Ausgabe der Gedichte Bürger's.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## DIE KUNSTLEHRE DANTE'S

UND

## GIOTTO'S KUNST.

Antrittsvorlesung, gehalten in der Aula der K. Universität in Leipzig am 4. Mai 1892

von

**Hubert Janitschek,**

ordentlichem Professor der Kunstgeschichte.

8. Geh. 60 Pf.

In dieser Vorlesung gibt der Verfasser zum ersten male eine Darstellung der Kunstlehre Dante's; er weist dann nach, welchen Einfluss Dante mit seinen Lehren auf Giotto's Kunstrichtung ausgeübt hat, und liefert zugleich eine kurze Charakteristik des Wesens der Kunst Giotto's. Die Schrift ist nicht nur für den Kunsthistoriker und den Künstler, sondern auch für jeden Kunstfreund und ausserdem für die Verehrer Dante's von hohem Interesse.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Urvaśi.

Indisches Schauspiel von **Kalidasa.**

Deutsch metrisch bearbeitet von Edmund Lobedanz.

Dritte Auflage. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

Kalidasa's Schauspiel „Urvaśi" wird von manchen Beurtheilern die schönere Zwillingsschwester seiner „Sakuntala" genannt. Jedenfalls verdient es nicht minder als diese, in den Bücherschatz jedes Literaturfreundes aufgenommen zu werden.

(Mit einer Beilage von **C. C. Buchner's Verlag** in **Bamberg.**)



Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 24. — 14. Juni 1894.



Inhalt: Max Liebermann. Von Ernst Lehmann. — Ein neues Werk über Schiller und Goethe. Von Karl Sallmann. — Neue Lyrik. Von Adalbert Schroeter. — Romane und Novellen. Von M. Rachel. — Aus der religiösen Literatur. Von Richard Weitbrecht. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.


## Max Liebermann.

Das erste und letzte, was vom Genie gefordert wird, ist Wahrheitsliebe. Goethe.

Unter den modernen Künstlern ist Max Liebermann der bestgehaßte, der Künstler, von dem die breite Masse des Publikums noch am wenigsten wissen will — und doch leuchtet schon drei Jahrfünfte hindurch das Licht der neuen Kunst aus seinen Schöpfungen — oder ist man am Ende gar schon seiner müde geworden? Die Schuld liegt hier auf beiden Seiten. In seiner ersten Manier hatte er eine besondere Vorliebe für schwere Schattentöne, wie sie sich in Giulio Romanos' Bildern zeigen, für Beinrußmalerei, die er von Ribot und Courbet angenommen hatte und in der er von Munkacsy bestärkt worden war. Diese Art zu malen stieß im Anfange die meisten mehr ab als die Dinge, die er schilderte. Aber auch den Stoffen standen die meisten rathlos gegenüber. Wie durfte man Dinge von so untergeordneter Bedeutung lebensgroß auf die Leinwand bringen! Was konnten sie neues bieten? Sie erzählten weder Anekdoten, noch rührselige Geschichten, und ihr Hintergrund bestand oft nur aus armseligem Ackerlande und nebeligem Himmel. Man fühlte nicht heraus, daß sich hier die Kunst von alten Fesseln befreite, um fortan im freien Lichte und nicht mehr in dunkeln Kellerräumen zu athmen. Es war die Malerei an sich, die ihnen entgegentrat, die Kunst allein, die durch sich selbst wirkt. Doch der Gedanke, so oft er auch wiederholt wurde, wollte nicht haften. Die Kunst blieb für die meisten die Dienerin der Geschichte und der Dichtkunst, wie weiland die Naturwissenschaft die Magd der Philosophie. Das Auge war einerseits an den dunkeln Galerieton, andererseits an die gefällige Linie und den gesetzmäßigen Aufbau der Gruppen, sowie an die süßlichen Erzeugnisse der Maler zweiten Ranges von Jugend auf gewöhnt, und das Umlernen ist nicht leicht — eine neue Sprache geht schwer ein, auch wenn es gilt, die lebende für die todte einzutauschen. Diese Macht der Gewohnheit zeigt sich deutlich in den Urtheilen unsers Publikums, die die neue Art des Malens als unwahr und barbarisch brandmarken, während den Japanern, in deren Bildern sich Licht und Luft unbegrenzter Herrschaft erfreuen, unsere Kunst erst durch die neuern Schöpfungen als ein Spiegel wirklichen Lebens erscheint.

Doch allmählich beginnt es in den Gemüthern zu tagen. Man fängt an zu begreifen, daß nicht der Künstler vom Publikum, sondern dieses von jenem erzogen werden müsse, und daß — Max Liebermann der Mann dazu ist, die Cur, unbeirrt um das Geschrei der Behandelten, zu Ende zu führen. Später gesellten sich andere hinzu und halfen treulich mit, wie Graf Kalckreuth, Zügel, Kuehl, Freiherr von Habermann, Paul Höcker, Albert Keller. Immer neue Reize enthüllte die Malerei der Atmosphäre, die hier über Dingen schwebte und um Gestalten spielte, die man vordem solcher Darstellung nicht werth erachtet hatte, um Menschen des Alltagslebens, ohne die alte malerische Schminke und Zuthat, ganz mit sich selbst beschäftigt, ohne jede Beziehung zu dem Beschauer, aber von schlagendster Charakteristik. Bild und Leben wurden Spiegelbilder, eines wies auf die bisher verborgenen Schönheiten des andern hin, und wem sie sich erschlossen, dem drängte sich das Geständniß auf die Lippen: der Frühling einer neuen Kunst ist angebrochen und — „die Welt wird schöner mit jedem Tag"; denn was ihn im Bilde erfreut hatte, warf sein verklärendes Licht auf die Wirklichkeit zurück. Die Kunst war nicht, wie man sich nachzuweisen bemühte, trivialer, sondern abgeschlossener und vornehmer geworden, indem sie, wie Muther sagt, nur leise discrete Accorde anschlug und keine Rücksicht auf die nahm, die diese Töne nicht hören konnten.

Die Kunst soll für sich selbst sprechen, kein anderes Element darf ihr ins Wort fallen — das ist der Anfang des Programms. Dieser erste und vornehmlichste Grundsatz wird auch den großen Todten gerecht: wer vor den Fresken Rafael's gestanden hat, weiß, daß ihn nicht das

Thema, sondern das, was dort von Rafaelischer Kunst an sich noch vorhanden ist, gefangen nahm. Wie sich die Kunst in unserer Zeit wieder auf sich selbst besann, wie sie sich aus dem Banne der Vergangenheit zur Selbständigkeit erhob, wie in dieser Bewegung Max Liebermann der Vorläufer für Deutschland wurde, ist in allen Blättern, die der neuen Kunst das Wort vergönnen, ausführlich zu lesen. Théodore Rousseau, Camille Corot und Jules Dupré, vor allen aber Jean François Millet, der Bauer von Gruchy und Edouard Manet, der Freund Zola's, sind nicht mehr nur die Maler des Landes und des Landmanns, sondern werden endlich als die Entdecker der Tonwerthe in Luft und Licht und des bewegenden Lebens in der Malerei gepriesen. Das Wort „Wo viel Licht ist, ist starker Schatten" hat in der Malerei seine Geltung eingebüßt; in der Physik und in der Natur, wo es Gott sei Dank keine wirklichen Ausnahmen gibt, hat es niemals gegolten.

Unter den Schriften, die zur Klärung der Ansichten über Werth und Wirkung der Liebermann'schen Kunst greifbares Material vor Augen führen, in verständiger Sprache zu eingehender Würdigung des Künstlers beitragen und nicht wie Helferich und andere durch schöngeistiges Geplänkel die Wißbegierigen necken, zeichnet sich Kämmerer's Studie*) vortheilhaft aus. Unterfängt sich ein Kunstschriftsteller, aus den Werken eines lebenden Künstlers über dessen inneres Werden, über Auffassung und Absichten Schlüsse zu ziehen, die dem Künstler gewöhnlich ebenso neu wie falsch erscheinen, so muß er sichs gefallen lassen, daß der meuchlings Analysirte das lustig aufgebaute Kartenhaus lächelnd beiseite schiebt. Einer solchen vernichtenden Kritik setzt sich Kämmerer nicht aus. Er hält sich fast immer ans Thatsächliche und sucht die Antwort auf die Frage: „Was kann Max Liebermann?" Im wesentlichen tritt er dabei in die Fußstapfen Muther's. Mit Nachdruck betont er, daß Liebermann ganz auf eigenen Füßen stehe. Weder Millet noch Courbet haben ihn zu seinem Thema geführt. Sein Kunsttrieb wendete sich, wie Liebermann selbst erzählt, fortan dem Bauernbilde zu, als sich der damalige Schüler Thumann's und Pauwel's nach einer heftigen Krankheit in Weimar zum ersten male wieder in der freien Natur erging und einen Bauer erblickte, der sein Feld bestellte. Die Fabel von der absichtlichen, verstandes- und geschäftsmäßigen Art seines Schaffens ist damit für immer abgethan. Millet ließ wie Böcklin den Pinsel erst im Atelier das im Freien Geschaute erzählen, während Liebermann wie die meisten die Natur erst im einzelnen befragen und auch die Antwort sofort niederschreiben. Jener zählte zu den Dichtern unter den Malern, Liebermann malt Prosa, aber mit demselben feinen Gefühle für Stimmung und Seelenleben. Wenn Kämmerer behauptet, in Liebermann's Schilderungen fehle der Zug, das Geschaute in große Formen zusammenzufassen, so bedarf dies der Einschränkung. Hierbei sei darauf hingewiesen, daß auch bei ihm noch nicht der letzte Rest von „Arrangement" geschwunden ist; und das soll auch nicht. Gewiß, Liebermann ordnet seine Gruppen nicht künstlich an oder baut sie wie die frühern geometrisch auf. Aber er wägt die Massen in Landschaft wie Staffage mit solcher „Empfindlichkeit" ab, daß man in Versuchung kommt, in dieser Vertheilung einem Gesetze nachzuspüren, dem das Genie wieder einmal unbewußt Folge leistet. In den „Netzeflickerinnen", die in der Centenarausstellung zu Paris die Ehre der deutschen Kunst retteten, kann „die Heldin im Fischergrunde" keine andere Stelle einnehmen, wenn die Bewegung voll zur Geltung kommen soll; das gleiche gilt von der „Frau mit den Ziegen"; ebenso legen die „Arbeiter im Rübenfeld", die „Holländische Dorfstraße" und die „Flachsspinnerinnen" von dem ausgeprägten Raumgefühle des Künstlers Zeugniß ab. Diese Gabe aber war auch Millet eigen. Man kann hier noch weiter gehen: im „Altmännerhause" und im „Hofe des Waisenhauses von Amsterdam" ist der große freie Raum im Vordergrunde der Tummelplatz des heitern Spiels von Sonnenstrahlen und ihren Reflexen, die die Menschen umgaukeln und ihr Dasein vergolden, — und diese Raumvertheilung ist in bewußter Absicht durchgeführt: so gab Rafael im Bilde der Madonna di San Sisto dem weißen Wolkenzuge freie Flucht; dadurch gingen zwar der schwerherabfallende Mantel und die dreifache Papstkrone des Gegenstücks auf der rechten verlustig, aber der himmlischen Erscheinung war der Weg gebahnt: sie zieht an dem Beschauer in einem Bogen vorüber, ohne ihn durch ihre Majestät zu erdrücken. Auf diesem Gebiete werden sich die Kunstrichtungen aller Zeiten die Hände reichen.

Schon während seines pariser Aufenthaltes hatte Liebermann sich von dem Ribot'schen Helldunkel zu befreien gesucht. Nach einem in den „Folies-Bergère" verbrachten Abende hatte er die Eindrücke des wilden Treibens im Foyer dieses Café chantant in einer Farbenstudie echt impressionistischen Gepräges wiedergegeben, unter die Père Corot in Liebermann's Abwesenheit ein zustimmendes „bravo, bravissimo" setzte. Das Blatt enthielt den Anfang zum bessern. Aber erst in Holland, wohin er jeden Sommer seit 1879 seine Schritte lenkt, vollzog sich in ihm die vollständige Wandlung. Aus dem „Schmutzmaler", dem „Apostel der Häßlichkeit" wurde der Maler des wassergeschwängerten bläulichen Nebeldunstes und des flimmernden Sonnenlichts, als den ihn merkwürdigerweise die wenigsten kennen oder anerkennen wollen. Man hält an dem Urtheil fest, das sich durch seine „Gänserupferinnen" oder in anderer Weise durch seinen „Christus im Tempel" in verschiedenen Kreisen, je nach der anerzogenen Empfindung, eingenistet hat.

Als Hauptgrundzüge der Liebermann'schen Kunst treten uns aus seinen hervorragendsten Schöpfungen gewaltiger Ernst und einfache Größe der Auffassung entgegen, sowie die Absicht, dem Gesammteindrucke zu Liebe alles Nebensächliche hintanzusetzen, wie sie vor ihm schon Franz Hals, den er eifrig studirt hat, sowie Lawrence und Lenbach

*) Max Liebermann von Ludwig Kämmerer. Leipzig, E. A. Seemann. 1894. Gr. 4. 5 M.

durchführten. Nirgends stößt der Beschauer auf sklavische und blöde Nachahmung der Natur ohne feineres künstlerisches Empfinden. „Nicht das sogenannte Malerische, sondern die Natur malerisch aufzufassen ist es, was ich suche, die Natur in ihrer Einfachheit und Größe ohne Atelier und Theaterkram und Hadern — das Einfachste und das — Schwerste!" sagt der Künstler selbst von seinem Schaffen. Diese Art, eine Brücke zwischen Natur und Beschauer zu schlagen, läßt aber glücklicherweise ein gut Stück herber Naturwahrheit fortbestehen, herb im Anfang für manche durch kokette Linienführung und Farbencombination verwöhnte Augen.

Will man zu Millet und Liebermann herüberlocken, so zeige man dem Neuling oder dem im alten Vorurtheil Befangenen Liebermann's Bild „In den Dünen". Wenn ihn nicht die elementare Gewalt der geschilderten Natur in Fesseln schlägt, wenn es ihm nicht der frische Seewind anthut, der das leichte Gewölk am Himmelszelt vorübertreibt, das Gewand der Hirtin flattern läßt, im Flockenkleide der Schafe wühlt und den Dünenhafer unbarmherzig kämmt, dann muß die rührende Menschengestalt seinen Blick bannen, das strickende Hirtenmädchen, dem man es an Auge, Mund und Nase ansieht, daß sie ganz bei der Sache ist, — wie alles übrige in dem Bilde. In dem vorliegenden Sonderabdruck ist es durch eine prächtige Radirung Unger's wiedergegeben. Außer dieser sind noch vier Heliogravüren und neun Abbildungen als Belege der Kämmerer'schen Ausführungen beigegeben.

Liebermann's beste Bilder sind unbestritten die, in denen seine packend lebendige Schilderung des engbegrenzten Daseins bedürfnißarmer Erdenkinder Augen und Herzen reizt und rührt. Schon mancher hat in dem Zuge, dem Millet und Liebermann folgten, etwas Mystisches erblicken wollen, während doch nichts natürlicher ist, als daß der, der nach unverfälschter Wahrheit verlangt, seine Sehnsucht zunächst draußen am Busen der Natur stillt und seine Schritte nicht zu den künstlich herausstaffirten Gemächern der Gesellschaft lenkt. Das Leben im Boudoir und beim Souper zu schildern war andern — Albert Keller, Orchardson und Lavery — vorbehalten.

Was Liebermann im Porträtiren leistet, lehren uns am besten die gelungenen Bildnisse seines großen Schülers Uhde, Gerhard Hauptmann's, des Dichters der „Einsamen Menschen", und des Galeriedirectors Wilhelm Bode. Wenn aber Kämmerer auch an dem Bildnisse des ersten hamburger Bürgermeisters Petersen, mit dem ihn 1892 die hamburger Kunsthalle beauftragte, die unbarmherzige und überzeugende Lebenswahrheit rühmt, so geht er unsers Erachtens zu weit. Petersen hatte sich bis über sein achtzigstes Lebensjahr hinaus eine bewundernswürdige Jugendfrische, Elasticität und schöne Haltung bewahrt: das durfte hier nicht außer Acht gelassen werden. Auf Lenbach's Bildniß Kaiser Wilhelm's I. in Leipzig hinzuweisen, ist hier nicht am Platze. Von anderm abgesehen, lebt die Gestalt Kaiser Wilhelm's auch in andern Darstellungen im Volke weiter; Lenbach's Bild ist nur ein Schlußaccord, in dem das gewaltige Heldenepos rührend ausklingt.

Wie bei vielen andern Künstlern so treten auch bei Liebermann die Vorzüge — das Festhalten des überwältigenden Natureindruckes im einfachsten Gegenstande, in der nüchternsten Landschaft, sein großartiges Raumgefühl, das seinen Bildern beinahe etwas Monumentales verleiht — in seinen Studien und Zeichnungen in Pastell und Kohle mehr zu Tage als in seinen Oelbildern. In jenen erfreut er oft durch eine Leichtigkeit in der Behandlung von Licht und Luft, die er in keinem seiner Oelbilder erreicht.

Neuerdings hat er sich auch auf die Radirung geworfen, ist aber vorläufig noch bei dem bequemern Verfahren des Soft-ground oder Vermis-mou stehen geblieben, das zwar eine sanftere Abtönung als die Nadelradirung ermöglicht, dafür aber von dieser an Klarheit und Durchsichtigkeit in den dunklern Partien übertroffen wird.

Was einst Courbet durch sein wuchtiges, man möchte sagen athletenhaft-brutales Vorgehen erreichte, durch das er zur Annahme und Anerkennung des Neuen zwang, das hat Liebermann allein durch seine Beharrlichkeit und Ueberzeugungstreue fertig gebracht: Er ging unbeirrt den einmal eingeschlagenen Weg, ehrlich gegen sich und die werdende Kunst, wie alle großen Talente. Nur so taugte er zum Vorläufer der neuen deutschen Kunst, die, um richtig erkannt zu werden, eines Charakters bedurfte.

Ernst Lehmann.

# Ein neues Werk über Schiller und Goethe.

Auf Grund umfassender Studien und tief eindringenden Verständnisses hat Gustav Portig Dicht- und Denkweise der beiden Dioskuren unserer jüngsten classischen Blütezeit einer philosophisch-ästhetischen Betrachtung unterzogen, die so viel neue und fruchtbare Gesichtspunkte aufweist, daß eine eingehendere Besprechung an dieser Stelle wol am Platze ist.

Schiller in seinem Verhältniß zur Freundschaft und Liebe sowie in seinem innern Verhältniß zu Goethe. Von Gustav Portig. Hamburg, L. Voß. 1894. Gr. 8. 16 M.

lautet der bescheidene Titel des stattlichen Buchs. In Wirklichkeit wird uns eine Darstellung der sich einander ergänzenden Weltanschauung und deren Ausprägung in dem gesammten persönlichen, wissenschaftlichen und künstlerischen Wirken der beiden Dichterheroen geboten, die dem Geistesleben unsers Volks auf Jahrhunderte hinaus ihr Gepräge aufgedrückt haben, ja deren in vielen Beziehungen vorbildliches und urbildliches Wesen, vorbildlich und urbildlich gerade in ihrer gemeinsamen Thätigkeit, in dem gegenseitigen Austausch dessen, was einem jeden eigenthümlich

ist, in alter und neuer Zeit einzig in seiner Art genannt werden muß.

Wir geben zunächst eine gedrängte Inhaltsübersicht des in drei Bücher zerfallenden Werks. Das erste Buch ist Schiller's Verhältniß zur Freundschaft gewidmet. Nach einem einleitenden Kapitel über Schiller's Bedeutung im allgemeinen behandelt das folgende Kapitel das Wesen der Freundschaft, das dritte Schiller's Verhältniß zur Freundschaft, seine Jugendfreundschaften, seine Beziehungen zu Frau von Wolzogen und Reinwald sowie zu Aeltern und Geschwistern, das vierte Schiller und Ch. G. Körner (mit einem Anhang über Schiller's Stellung zur Landschaftsmalerei, zur Musik, zur bildenden Kunst), das fünfte Schiller in seinem Verhältniß zu Wilh. von Humboldt, A. W. Schlegel, dem Herzog von Augustenburg, dem Grafen Schimmelmann, J. G. Fichte, das sechste und ausführlichste (S. 211—347) Schiller und Goethe. — Das zweite Buch bespricht Schiller's Verhältniß zur Liebe in zwei Kapiteln, indem zuerst seine Beziehungen zur Frauenwelt vor seiner Verheirathung und weiterhin die zu seiner Gattin, Charlotte von Lengefeld, zur Sprache kommen (mit einem Anhang über Charlotte von Stein). — Das dritte, reichhaltigste Buch beschäftigt sich mit dem innern Verhältniß von Schiller und Goethe in sieben Kapiteln: erstes Kapitel: „Die bisherige Verwirrung in der Beurtheilung der beiden Dichter"; zweites Kapitel: „Die Verhältnißbestimmung zwischen Schiller und Goethe auf philosophischem Wege"; drittes Kapitel: „Schiller und Goethe als die gemeinsamen Gegner des Naturalismus und des Spiritualismus"; viertes Kapitel: „Schiller und Goethe die Vertreter des echten Realismus und des gesunden Idealismus als den Gliedern eines Gegensatzes"; fünftes Kapitel: „Goethe als Typus des «unbewußten» Geistes"; sechstes Kapitel: „Schiller als Typus des «bewußten» Geistes"; siebentes Kapitel: „Der Gegensatz des unbewußten und des bewußten Geistes im Menschen und Gott."

Wie schon aus dieser Uebersicht zu ersehen, tritt Portig mit einer geschlossenen Weltanschauung an die Beurtheilung seines Gegenstandes heran. Natur und Freiheit, das sind ihm die beiden Pole, um welche alles Geistesleben sich bewegt, und dieser Urgegensatz von Natur und Freiheit erscheint ihm in der Einheit von Schiller und Goethe als die thatsächliche Lösung des höchsten philosophischen Problems. Nicht die Natur oder der unbewußte Geist, aber auch nicht die Freiheit oder der bewußte Geist in ihrer Vereinzelung bezeichnen ihm den Gipfel der Vollendung, sondern erst in der gegenseitigen Durchdringung und organischen Verbindung, nicht etwa Verschmelzung beider sieht er den Vollbestand des Geistes gesichert, und eine solche organische Verbindung hält er darum für möglich, weil er die Welt der Natur als die quantitativ, die der Freiheit dagegen als die qualitativ höhere betrachtet. Demgemäß fällt auch seine Schätzung der beiden Repräsentanten jenes Gegensatzes so aus, daß er erst in der Zusammengehörigkeit beider, von denen jeder in seiner Art vollkommen, aber auch auf eine Ergänzung durch den andern angewiesen ist, die Fülle menschlicher und künstlerischer Größe erschöpft weiß, ebenso wie die durch Spinoza, Goethe, Schelling, Ed. von Hartmann classisch ausgeprägte Natur-Weltanschauung an dem Kant-Schiller'schen Freiheitsbegriff ihren nothwendigen Gegensatz hat und haben muß, wenn nicht unsere ganze Culturherrlichkeit ein Koloß auf thönernen Füßen sein soll. Portig selbst bekennt sich als einen Protestanten im Sinne von dem mittlern Luther, von Kant und Schiller. Aber dieser sein Standpunkt macht ihn nicht ungerecht gegen die Weltanschauung der Naturphilosophie, wie er auch einem idealen Katholicismus sein Recht zutheil werden läßt, um so mehr, als nach den ebenso lichtvollen wie gediegenen Ausführungen des letzten Kapitels in dem absoluten, göttlichen Wesen selber sich Natur und Freiheit gegenseitig fordern und durchdringen und weder der concrete Monismus noch der starre Theismus für sich allein die ganze Wahrheit ausmacht.

Goethe ist schon bei seinen Lebzeiten und erst recht nach seinem Tode von nicht wenigen auf Kosten seines Dichterruhms zu einem herzlosen Höfling, einem unpatriotischen Kosmopoliten, zum großen Heiden gemacht worden, während andere sich darin gefielen — es sei nur an Herm. Grimm erinnert —, ihn auf Kosten Schiller's, unbesehen seine Schwächen, für den einzigen großen Dichter unseres classischen Zeitalters zu erklären. Schiller ist es ähnlich ergangen. Schon ein Theil der Romantiker sprach ihm keck den dichterischen Genius ab, Herm. Grimm läßt ihn dem Schicksal den Hut hinhalten und darauf warten, was es ihm hineinwerfe, während weite Kreise, wie die Centenarfeier seines Geburtstages zeigte, über seinem warmherzigen Freiheitssinn, seinem hochfliegenden, thatkräftigen Idealismus, seiner dramatischen Begabung seine künstlerische Bedeutung zu überschätzen geneigt sind. Portig wird ihnen beiden gerecht. Bei aller Vorliebe für den unerreichten Schöpfer der Gedankenlyrik, für den Dichter des „Wallenstein" und der „Jungfrau von Orleans", bei aller Bewunderung der philosophischen und ästhetischen Geistesarbeit, seiner energischen Geltendmachung des Freiheitsgedankens, seines sittlichen Adels, des Glanzes und der Farbenpracht seiner Sprache ist er weit davon entfernt, Goethe's Riesengestalt verkleinern zu wollen oder an untergeordneten Dingen bei ihm herumzumäkeln.

Von jenem heißt es in der Einleitung: „Der Dichter und der Mensch in Schiller prägen sich aus in seiner unvergleichlichen Redegewalt. Seine Sprache leuchtet wie ein Brillant, tausendfaches Licht wiederstrahlend. Sie gleicht dem Blumengeiste, welcher aus der Muttersprache des ganzen deutschen Volks aufsteigt, dem verklärten Leibe, welcher dem geistigen Gehalt erst zur vollen Gestalt und damit zugleich zum vollen Leben verhilft. . . . Wenn Schiller eine ganze Welt in sich aufnimmt, so haucht er ihr den Odem seiner großen Seele ein und gibt sie dann den Menschen zurück als eine neue, höhere Welt. Er öffnet das Ohr unsers Geistes, damit aus den unerschlossenen Tiefen derselben es herauf-

töne wie Osterglockenklang; er spielt wie der Gottessohn Apollon auf den verborgensten Saiten unsers Herzens und läßt die Melodie ewigen heiligen Friedens darauf erklingen. Als ein Prophet des Höchsten zieht er den Vorhang hinweg von dem Allerheiligsten, damit wir im Bilde die Einheit des Guten, Wahren und Schönen erschauen." Von der Goethe'schen Lyrik aber sagt Portig: „Hier offenbart der Dichter eine Unmittelbarkeit und Reinheit des Empfindens, wie kein zweiter: er zieht gewissermaßen die Seele aus den Dingen und läßt uns diese Seele einathmen." Und anderwärts erkennt der Verfasser Goethe's Geistesuniversalität wie seine Stärke in den Naturwissenschaften willig an. Nur das Achselzucken über Schiller's Größe, wie es bei einer geistreichelnden Goethe-Aristokratie Mode geworden, weist er gebührend zurück, um bei einer abschließenden Vergleichung beider Dichter sein Urtheil dahin zusammenzufassen: „Goethe bleibt stets nur ein großer Künstler, während Schiller etwas von einem Reformator hat. Für Goethe existirt nur der einzelne Mensch, d. h. der gebildete Mensch der Kunst und Wissenschaft; für Schiller ist ein Volk als Gesammtpersönlichkeit wichtiger, als der Einzelne. Goethe ist am größten da, wo er den Einzelnen durch sein künstlerisches Spiegelbild erfreuen will; das aber ist immer nur in engerm Kreise möglich. Goethe ist reicher als Schiller in instinctiven Bildern, Schiller im bewußten Schaffen. Schiller ist ohne Zweifel der Größere in der begrifflichen Durcharbeitung, in der ästhetischen Kritik, in philosophischen Beweisen. Goethe bringt es ähnlich wie die Natur zur größern plastischen Anschaulichkeit, Schiller verleiht uns eine erhebendere innere Gewißheit. Goethe ist mehr das Organ des in ihm und durch ihn wirkenden Allgeistes, dessen unendliche Perspective uns aus Goethe's vollendetsten lyrischen Gedichten geheimnißvoll entgegendämmert; Schiller dagegen beherrscht mehr mit vollem Bewußtsein die Tiefen seines eigenen Geistes und behauptet gegenüber dem göttlichen Geist zugleich seine Selbständigkeit. Goethe's dichterisches Reich erhöht unsere Freude an der Herrlichkeit dieser Welt; aber die rein persönliche, befruchtende Geistessubstanz wird uns durch Schiller ungleich mehr zutheil. Für Goethe ist das Höchste die Einheit von Geist und Natur, oder vielmehr richtiger: die Geisteswelt ist ihm nur eine höhere Naturwelt; für Schiller ist die Welt der Freiheit eine völlig neue, eigenartige, die eigentlich göttliche. Goethe betont mehr die Abhängigkeit des Menschen von seiner Natur und von den Verhältnissen, Schiller hingegen mehr die Selbstbefreiung des Menschen von diesen äußern Einflüssen, das Schöpferische des sich selbst bestimmenden Willens. Der Realist Goethe bringt es bis zur höchsten Vergeistigung und in diesem Sinne auch Vergöttlichung des Menschen, der Idealist Schiller aber strebt nach einer Menschwerdung des Göttlichen."

Das sind wohlerwogene, treffende Worte. Und welcher der beiden so gezeichneten Dichter wird nun die größere Anziehungskraft auf uns ausüben? Für Schiller wider Goethe entschieden sich Gervinus, von Gottschall, Wolfgang Menzel, Martensen; für Goethe wider Schiller Hillebrand, Hettner, V. Hehn, H. Grimm. Vilmar, Goedeke u. a. nehmen eine vermittelnde Stellung ein. Die Jesuiten und Katholiken Gietmann, Jungmann, Lindemann, Haffner mögen von beiden nichts wissen. Portig trifft auch hier das Richtige, wenn er urtheilt: die größere Anziehungskraft wird auf einen jeden der üben, dem er selbst in der Grundanlage seines eigenen Geistes am verwandtesten ist; aber da Schiller und Goethe sowol einzeln wie beide zusammen ein Höchstes in ihrer Art sind, so sollte auch beiden die Empfänglichkeit aller Volksgenossen offen stehen, damit ihr Ganzes ein Ganzes wirke.

Auf Einzelheiten, so groß auch die Versuchung ist, können wir nicht weiter eingehen. Wie schon zu Anfang erwähnt, bietet das Portig'sche Buch weit mehr, als der Titel vermuthen läßt. Es ist ein geschichtsphilosophisches Werk, welches im Geiste Kant's, unsers größten Philosophen, und Schiller's, unsers größten philosophischen Dichters, eine Versöhnung der „Natur"- und der „Freiheits"-Systeme herbeiführen möchte. Nach seinen schwerlich zu widerlegenden Ausführungen bilden Schiller und Goethe die beiden zusammengehörigen Glieder eines Urgegensatzes innerhalb des menschlichen Geistes, welcher durch sie im Reiche der Poesie zu vollendeter Erscheinung kommt. Geradezu urbildliche Vertreter des Idealismus und Realismus, stellen sie erst im Zusammenschluß dieser beiden Grundrichtungen das volle Leben, den ganzen Gehalt des menschlichen Geistes dar. Muß aber das, was Schiller und Goethe in gesteigertstem Grad und in ausgeprägtester Form verkörpern, gleichsam als der im Gebiet der Dichtung fleischgewordene Logos, in einer Urbeschaffenheit des menschlichen Geistes überhaupt wurzeln, wenn die übrigen Menschen gleichzeitig beide Dichter verstehen und lieben sollen, muß also in der Einheit des persönlichen Menschengeistes derselbe Gegensatz, welcher als Idealismus und Realismus äußerlich und geschichtlich hervortritt, als Gegensatz des bewußten und unbewußten Geistes bereits psychologisch wirksam sein, so darf dieses Verhältniß zweifellos als das Grundproblem aller Philosophie bezeichnet werden, und es fällt von dorther ein überraschendes Licht auf alle wichtigern Fragen des wissenschaftlichen, künstlerischen, geselligen, des sittlichen und religiösen Lebens, die heute als Streitfragen unsere Theilnahme in Anspruch nehmen. Portig weicht ihnen denn auch nicht aus. Wir begegnen bei ihm an mehr als an einer Stelle höchst geistvollen, öfter zu eingehenden Erörterungen ausgesponnenen Bemerkungen über Natur- und Geisteswissenschaft, über Musik, Malerei, Sculptur und Baukunst, über Roman und Drama, Rhythmus und Metrik, über religiöse und kirchliche Aufgaben, über kunstkritische und politische Fragen. Doch wir müssen uns darauf beschränken, dem Verfasser unsern Dank zu sagen für die gediegene, zielbewußte und von vornehmer Gesinnung durchtränkte Art, wie er furchtlos und frei von Vorurtheilen, ohne das heutzutage beliebte Mittel wohlfeiler Schlagworte, allen jenen Fragen näher tritt, um auch bei deren Be-

leuchtung den Idealismus des rechtverstandenen Freiheitsbegriffs energisch geltend zu machen, dessen Werthbestimmungen erst die Grenzen des unbewußten Naturgeistes durchbrechen und uns in eine höhere Welt, die des bewußten, sittlichen Geistes erheben.

Zum Schluß mögen zwei Bemerkungen Raum finden. Die eine ist nur äußerlicher Art. Bei Abdruck der zahlreichen Briefstellen sind einzelne, statt einfach auf die frühere Seite, wo sie sich schon finden, zu verweisen, zum zweiten mal aufgenommen, so S. 139 die bereits auf S. 110 begegnende Stelle aus einem Brief an Körner vom 21. Jan. 1802, worin Schiller von dem veränderten Eindruck redet, den jetzt Goethe's „Iphigenie" auf ihn mache. Ebenso kehren doppelt wieder (S. 110 fg. u. S. 139) die Stelle aus einem Brief vom 17. März 1802 an Körner, worin sich Schiller über den wechselnden Begriff ausspricht, der mit den Worten „Geist" und „geistreich" verbunden werde, sowie (S. 158 u. S. 188) die Stelle aus einem Brief Schiller's an W. von Humboldt vom 9. Nov. 1795 über den Zweck der Baukunst. Die andere Bemerkung betrifft den Inhalt. Durch das S. 769 über die Auffassung der Person Christi Gesagte wird der Schein erweckt, als ob die protestantisch-kirchliche Lehre von der Person des Erlösers doketisirend die menschliche Natur in Christo zu einem bloßen Anhängsel der göttlichen herabsetze. Das ist in Wirklichkeit nicht der Fall. Der Vorwurf trifft die römisch-katholische, nicht die evangelische Auffassung. Denn hat auch die lutherische Kirche, während die reformirte mehr das wahrhaft Menschliche in der Erscheinung des Erlösers hervorhob, das Göttliche in ihr betont, so hat sie das doch, wenigstens lehrhaft, niemals auf Kosten des Menschlichen gethan, sondern einer wirklichen geschichtlichen Entwickelung des Menschlichen, oder besser Gottmenschlichen vollen Raum gelassen. Ist das aber auch alles, was wir auszustellen finden, so dürfen wir um so zuversichtlicher dem Wunsche Ausdruck verleihen, es möchte das Portig'sche Schiller-Buch, das eine wesentliche, hochwillkommen zu heißende Bereicherung der einschlagenden Literatur bedeutet, die verdiente Beachtung finden, um an seinem Theile mit dazu beizutragen, daß die Freude an dem, was wir an unsern weimarer Dichterfürsten haben, sich immer mehr ausbreite und vertiefe. Karl Lallmann.

---

# Neue Lyrik.

1. Spruchperlen heiterer Lebenskunst. Herausgegeben von Emil Rittershaus. Berlin, G. Grote. 1893. 12. 2 M.

Es fehlt der Sammlung die feinere Disposition und Gruppirung, Ungleichartiges und Ungleichwerthiges wird wahllos zusammengetragen und manches ist weder eine „Spruchperle" noch eine Aeußerung „heiterer Lebenskunst" überhaupt, sondern lediglich Reflexion oder Maxime oder Devise von verschiedenartigstem Inhalt oder von verschiedenartigster Inhaltsdürftigkeit oder Inhaltslosigkeit. Wer darf uns gereimte Nichtigkeiten vom Genre des Bodenstedt'schen Windeies:

Gute Witze wollen erdacht sein,
Gute Verse wollen gemacht sein —

derartige aufgeblasene gnomische Ueberflüssigkeiten als „Spruchperlen heiterer Lebenskunst" darbieten. Von einer „Spruchperle heiterer Lebenskunst" erwarten wir füglich ein positives Stück fröhlicher Lebensphilosophie in perlenschöner Form. Es wäre lehrreich zu erfahren, welchen sentenziösen Inhalt Emil Rittershaus in der ersten Strophe des Rückert'schen Liedes vermuthet:

Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
Klingt ein Lied mir immerdar —

denn auch diese Strophe ist unter diese „Spruchperlen heiterer Lebenskunst" eingereiht, also reinlyrisches in ein reindidaktisches Spruch-Brevier aufgenommen. Dabei wird die unglückliche Strophe noch nicht einmal correct citirt und vom Herausgeber, bewußt oder unbewußt, auf das gröblichste verunstaltet, indem er fortfährt:

O wie liegt sie so weit, o wie liegt sie so weit,
Was mein einst war.

Nicht die Jugendzeit an sich meint der Dichter, sondern ihren Inhalt, indem er klagt:

O wie liegt so weit, o wie liegt so weit,
Was mein einst war.

Das sind Unzukömmlichkeiten. Außerdem verharrt die Sammlung von Anbeginn in einem peinlichen Ablehnen der Angabe der besondern Fundorte. Die Mittheilung des Gewährsmannes genügt nicht; wir beanspruchen zu wissen, wo der Gewährsmann seine Spruchperle niedergelegt hat, um sie eventuell auch im Zusammenhang genießen und verstehen zu lernen. Wir wünschen uns orientiren zu können, wo beispielsweise Euripides sein erschütterndes Dictum „heiterer Lebenskunst":

Das Vaterland, traun, ist des Menschen liebstes Gut!

geäußert hat; ob es der Herausgeber selber weiß? Wir dürfen es bezweifeln; documentirt er innerhalb der deutschen Literatur doch eine so unerhörte Unkenntniß, daß er uns die Verse:

Krone des Lebens
Glück ohne Ruh —
Liebe bist du

als die eines „Unbekannten" auftischt! man sollte von dem Verfasser einer deutschen Spruchperlensammlung doch mindestens fordern dürfen, daß er Goethe kennt!!!

2. Balladen und Lyrische Gedichte von Alfred Tennyson. Uebertragen von Sophie von Harbou. Charlottenburg, O. Brandner. 1894. 8. 4 M. 50 Pf.

Die Uebersetzungen haben Fluß, gebricht auch den Rhythmen volle Natürlichkeit. Hier und da stören harte Apokopeen, z. B.:

Jedwedes Ding von Werthes Füll'

oder:

Die Deck', gestickt mit Sternen reich

oder:

Vor Zeiten hoch die Freiheit thront' —

indessen wird die Form im Sonstigen geschickt gehandhabt. Gedanke und Stimmung des Dichters kommen immer wieder zu glücklich treffendem Ausdruck, und wer wollte zweifeln, daß der Vorwurf des Mühens einer deutschen Uebersetzerin nicht würdig wäre? Tennyson ist der englische Geibel. Alles was Geibel fehlte, fehlt Tennyson, und ihre formale Sauberkeit und holde Zahmheit, ihre loyale Tugendlichkeit und die mollige Ofenwärme ihrer Gefühle sind die gleichen. Nur ist die Atmosphäre bei dem Engländer um ein paar Gran Meeresfeuchtigkeit schwerer. Auch das Hausirengehen bei den Alten und Ausländern ist beiden gemeinsam. Nur ihr Ursprung ist ungleich. Der Tennyson's wurzelt in Byron; aber freilich, der Falke hatte eine Grasmücke ausgebrütet. Nun hat, in England wenigstens, die Grasmücke den Falken geschlagen: „Lord Tennyson" hat Lord Byron geschlagen! Mit dem Falken ist eben schwieriges Kirscheneſſen. Die Grasmücke zwitschert so niedlich und thut niemand weh. Nicht einmal kleinen Kindern fügt sie ein Leides zu, während der Falke selbst großen Kindern garstig in die Finger hackt. Dies nebenbei. Allen Enoch Arden-Schwärmerinnen wird der neue Versuch, Lord Tennyson auch bei uns einzuführen, willkommen sein. Er ist der unterhaltendste Gesellschafter beim Kaffeetrinken, kein lustiger gerade, aber ein höchst manierlicher; 'kein gedankenschwerer Dänenprinz, dahingegen der besterzogene Flötenspieler, der je zum Kuchenessen kam. Sein Instrument lispelt und flüstert wie Maiwindgesäusel und thut den Ohren gar wohl; man muß sie dann freilich doppelt in Acht nehmen, daß sie nicht zu Schaden kommen, wenn Harfen rauschen.

3. Offenbarung. Episteln und Elegien von Richard Kralik. Zweite Auflage. Wien, C. Konegen. 1894. 12. 1 M.

Daß unser Leben auf diesem Planeten nicht unser Sein an sich bedeute, sondern nur irgendeinen schwer fixirbaren Modus dieses unseres räthselhaften Seins ausdrücke, ist wenigen eine geläufige Vorstellung und nur wenigen ein bestimmter Gedanke und eine unverrückbare Ueberzeugung. Richard Kralik geht noch einen Schritt weiter und stellt höchst sinnig in seiner Dichtung „Offenbarung" dies unser Erdensein als die Folge eines von uns in der Vorzeitlichkeit bewußt gefaßten Entschlusses dar: wir sind in Walhalla unsers Götterseins eine Weile satt geworden und herniedergestiegen auf diesen Spielplatz, der sich Erde nennt, um in dem freiwillig auf uns genommenen Joche der Menschlichkeit an einander in fröhlichem Spiele unsere individuellen Kräfte zu erproben. Dem tief angelegten Poem entspricht die gedankenvolle Ausführung. Dabei hat die Sprache Klang und Melodie: des schweren Stoffes wird sie spielend Meister. Deshalb übermittelt sie ihren geistigen Inhalt mit leichter Anmuth zu unveräußerlichem Besitzthum. Damit will ich nicht sagen, daß die Dichtung ein Evangelium sei, sondern nur die Unfehlbarkeit bezeichnen, mit welcher diese Verse ihre Doctrin wie diejenige irgendeines Philosophen oder irgendeines Dogmas dem Bestande unseres Wissens überliefern.

4. Tiroler Waldrast. Ein Liederbuch von Franz Lechleitner. Wolfenbüttel, J. Zwißler. 1893. 8. 1 M. 80 Pf.

Aus dem Schlosse Mourepos am Rhein sendet der Sänger seinen Dichtergruß dem heimatlichen Alpenland — selbst am Rheine hat er des heiligen Tirols nicht vergessen können, und wer könnte es, dem je Tirols tiefer Himmel blaute? Nicht, daß der Dichter den Zauber des Rheinlandes nicht mit ganzer Seele empfände und sich nicht mit voller liebender Hingabe ihm gefangen gäbe, aber immer wieder überklingt es all die Pracht der rheinischen Natur und des rheinischen Lebens: „Mein Herz ist im Hochland!" Allerdings: Burns'sche Töne findet Franz Lechleitner nicht; genug, daß er frisch wie die Wachholderdrossel der Alpe seine Tirolerlieder in tüchtigem Hochdeutsch singt und in der Mundart „vom Landl" weder Juchzer noch Jodler scheut, die fröhlich wiederhallen. Bei alle dem fällt auch ein Pritschenschlag für das Salontirolerthum ab:

Sie kommen mit Bergstock und Schnerfer,
Steigeisen, in Loden und Zwilch,
Sie kneipen den Wein unsrer Dörfer
Und schlürfen auf Almen die Milch.

Sie jodeln — Gott mög' sich erbarmen! —
Und haben die Gstanzeln so weg,
Sie klettern mit Füßen und Armen
Gleich über den breitesten Steg.

Sie spötteln mit nobeln Manieren,
Wenn Sonntags ein Bäuerlein schwankt,
Und kriechen auf allen Vieren,
Wenn unsereins lang noch nicht wankt.

Ihren Hut ziert Gamsbart und Feder,
Monokel die Physiognomie,
Nackt zeigt die Hose von Leder
Das magre Kanzlistenknie.

Sie schreien Gottshimmel und Zeter,
Rennt einmal ein Stierlein füraus,
Und kennen sich gleich schon im Wetter
Noch besser als unsereins aus.

Sie reden mit „Ös" und mit „Eahna"
Und der Urtiroler wär' gar,
Wenn's sonst kein Kroat oder Weana,
Kein Nation böhmische war.

So steigen sie kühn durch die Berge,
So kriechen sie himmelwärts —
Es fühlen nimmer die Zwerge,
Tirol! dein titanisches Herz.

Er mag recht haben. Ich wünsche nur, daß sich Tirols „titanischem Herzen" ein klein wenig mehr titanischer Geist verbünden möge. Das Licht der innsbrucker Geistesleuchten und Wissensfackeln ist vorläufig noch wenig zu des heiligen Landes Höhen und Tiefen gedrungen. Es hat sich leider noch immer mit seiner Heiligkeit genügen lassen; wir wünschen ihm trotz Gilm und Lechleitner einen zweiten Walther von der Vogelweide!

5. Brevier und Fiedel. Neue Gedichte von Anton Ohorn. Großenhain, Baumert u. Ronge. 1894. 8. 2 M.

Die Gedichte sind gruppirt in zwei Abtheilungen, deren eine sich „Im Festkreis des Jahres" betitelt, während die andere die Aufschrift „Lieder und Geschichten" führt. Der Verfasser ist einer unserer fleißigsten Schriftsteller und hat auf mehr als einem Gebiete der Dichtkunst Ehren gewonnen. So haben auch diese neuen Dichtungen wechselvollen poetischen Gehalt, ob sie nun die Hauptwendepunkte des Jahres und seine kirchlichen Feste feiern oder am Sarge Kaiser Wilhelm's I. und Kaiser Friedrich's klagen und für Moltke's Gruft einen freundlichen Erinnerungskranz aus schlichten Strophen winden. Freilich wird hier und dort der Ton etwas schläfrig und nicht immer meidet der Sänger die gefährlichste Klippe der Gelegenheitspoesie: die Banalität gereimter Prosa. Gut gelingt ihm alles Genrebildliche. Auch weiß er balladenhafte Töne anzuschlagen, ohne daß ihm eine Ballade selbst gelänge. Man vergleiche:

In tiefer Nacht bei Vollmondschein
Harrt still ein Weib am Rabenstein.

Es weht ihr graues Haar im Wind . . .
Am Galgen hängt ihr einzig Kind.

Das Weib starrt schaudernd in die Höh'
Und stöhnt, das Herz zerfleischt von Weh.

O Jammer, wie's nicht größern gibt —
Ich hab' dich zu sehr und blind geliebt.

Dies Gedicht nennt der Verfasser selbst: Ballade. Dazu fehlt aber dem Poem die Handlung, der dramatische Nerv, der allein der Ballade Leben verleiht, womit ich übrigens dem Werth des Gedichtes an sich keineswegs zu nahe treten will. Es ist vielmehr das beste, was die Sammlung bietet und bildet mit „Walpurgisnacht" und „Was die Moarfrau braut" ein schätzbares Trifolium.

6. Blumen und Küsse von Friedrich Herbert. Berlin, Hugo Schildberger. 1894. 8. 2 M.

Friedrich Herbert bietet ein Stück moderner deutscher Anakreontik, neue seichte Variationen des ewigen Themas: Lieb und Wein, das er folgendermaßen fixirt:

Trinkest du perlenden Wein,
Wirst du bald fröhlich sein;
Schenkt ihn das Liebchen dir ein,
Wirst du gleich selig sein.

Der Verfasser citirt den immer gefälligen Anakreon durch das Bodenstedt'sche Medium:

Ein Glas darf nicht gesprungen sein,
Wird dann es froh geschwungen sein
Und glockenrein erklungen sein,
Schmeckt drans der Wein den Zungen fein.

und so fort. Es ist harmlose Zecherpoesie, die keine andern Ziele hat, als sich selbst mit dem leichten Sinn der Jugend zur Lust zu leben, und andere fröhlich einladet, an ihren Mückenfreuden theilzunehmen. Die Bodenstedt'sche Tendenz, aus diesem Cicadengezirp wenigstens ein Tröpfchen besserer Lebensweisheit nebenbei herauszudestilliren, macht sich auch bei Herbert löblich geltend, aber leider stolpert sein schenkeldünner Epikureismus über die eigenen Beine:

Freu dich heut,
Da sich's beut,
Eh' es dich gereut,
Wenn's zu spät
Nicht mehr geht
Und das Blatt sich dreht.

Vielleicht versucht es der Verfasser einmal mit einer neuen Weinmarke; seine bisherige Sorte scheint der Poesie nicht förderlich zu sein. Oder ob es Quellwasser besser thäte? Auch dieser Versuch wäre nicht von der Hand zu weisen. Die Hauptsache freilich wird ein kritischer gesonnenes Liebchen bleiben, das da aus des Dichters „Blumen" das Stroh zu sichten weiß.

Adalbert Schroeter.

## Romane und Novellen.

1. Umsonst gelebt! Roman in sechs Büchern von Julius W. Braun. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1894. 5 M.
2. Karline. Novellen und Gedichte von Wilhelm von Polenz. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1894. 2 M.
3. Von vor und nach der Reise. Plaudereien und kleine Geschichten von Theodor Fontane. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1894. 3 M.
4. Postlagernd. Wie ich Maler wurde. Die beiden Schwestern. Drei Novellen von A. Veldenz. Köln a. Rh., J. P. Bachem. 3 M.
5. Die Aufrichtigen. Eine Bauerngeschichte von Martha Renate Fischer. Stuttgart, A. Bonz u. Comp. 1894. 3 M. 60 Pf.

J. W. Braun's Roman „Umsonst gelebt" (Nr. 1) ist ein bedeutendes Werk, das einen hohen Grundgedanken entwickelt. Es handelt sich um die Ueberlegenheit des Idealismus über den Materialismus. Die Nützlichkeitsmoral, die Gewöhnlichkeit, die nur nach Geld trachtet und alle idealen Bestrebungen gering schätzt, die geistig

und moralisch kein Ideal, keinen Grundsatz hat, diese unterliegt, während die ideale Weltanschauung, wenn auch der Leib ihres Bannerträgers unter der Wucht der rauhen Wirklichkeit zerrieben wird, schließlich doch das Feld behält. Die Fabel des Romans läßt sich schwer kurz wiedergeben. Der Held ist eine Gelehrten- und Dichternatur, die vom Vater verlassen und verstoßen, im Kampfe mit der gemeinen Wirklichkeit sich geistig und seelisch aufreibt und körperlich zu Grunde geht. Aber während sein unter Kämpfen und Entbehrungen geschriebenes Werk großen, wenn auch nicht materiellen Erfolg erringt, geht der Vater, der in roher Selbstsucht jeden Annäherungsversuch des nothleidenden Sohnes zurückgewiesen hat, infolge geschäftlichen Misgeschickes nicht ohne eigene Schuld materiell zu Grunde, und von dem Bewußtsein gepeinigt, den einen Sohn in den Tod getrieben, des andern Tod durch leidenschaftliche Gewaltsamkeit verschuldet zu haben, legt der Verzweifelnde Hand an sich, indem er noch im letzten Augenblicke die siegende und rächende Macht der von Gott stammenden Dichtkunst anerkennt; er also, und nicht der Sohn hat „umsonst gelebt". Die Darstellung ist durchaus episch-objectiv; nur stellenweise etwas sprunghaft. Es macht mitunter den Eindruck, als ob der Stoff den Dichter zu sehr beherrsche, als ob er die Wirklichkeit, die vielleicht dem Ganzen zu Grunde liegen mag, nicht ganz überwunden und sich unterthänig gemacht hätte. Einzelne Schilderungen sind ganz packend, so besonders die Seelenstimmungen des verzweifelnden Dichters oder die qualvollen Seelenleiden der Frau. Die Seelenöde und Seelenroheit des Vaters freilich erscheint fast mit zu grellen Farben geschildert. Aber wenn man im einzelnen vielleicht auch mit dem Autor rechten möchte, so fesselt das Ganze doch sehr und man steht unter dem Eindrucke, daß man es mit einem bedeutenden Manne, einem bedeutenden Werke zu thun hat. Manchem wird vielleicht das Seelenleben des Haupthelden, des von seinen künstlerischen Plänen wie mit eisernen Klammern gepackten Richard Oedenau etwas hochgespannt erscheinen. Die Frauengestalten sind außerordentlich lieblich und anmuthend und groß in ihrer Aufopferungsfähigkeit geschildert; auch die mehr im Schatten gehaltenen Gestalten sind sehr lebenswahr; das Ganze das Werk eines Mannes, dem alles, was er sagen will, so deutlich vorschwebt, daß er auch, wo er kurz ist, scharf zu charakterisiren versteht. Gegenüber den sonstigen Vorzügen der Form fällt die eigenthümliche Art der Interpunktion störend auf. Aehnlich wie Gutzkow verwendet Braun den Punkt fast immer dreifach, selten einfach. Und ganze Reihen von Punkten, die sich sogar als Anfang eines neuen Abschnitts finden, sollen wol andeuten, daß sich hier der Leser Verschiedenes als dazwischenliegend denken oder wol auch gewisse Betrachtungen anstellen soll. Durch diese Manier erhält die Darstellung etwas Gesuchtes und Unruhiges; und der Verfasser bedürfte eigentlich dieser Zaunspfahlwinke mit den Punkten gar nicht; er hat das Zeug, auch so die Phantasie anzuregen.

Auch Wilhelm von Polenz ist kein unbedeutendes Talent, obwol es schwer ist, bei seinem Buche zu einem reinen Genusse zu kommen. Er steht in nahen Beziehungen zu den Jüngsten im literarischen Deutschland; dem grünen Deutschland ist sein Buch „Karline" (Nr. 2) gewidmet, und jeder einzelne Beitrag hat wieder seine besondere Widmung an einen aus diesem Kreise; der größte ist „An Gerhard Hauptmann" überschrieben. Von diesem größten Beitrage ist auch der Titel des Buches „Karline" genommen, der sehr charakteristisch ist. Weg mit den Melusinen, Evelinen, Melanien und andern hochtrabenden Namen, Karline ist die Heldin der modernen Novelle; was soll uns die vom jungen Grafen verführte Gouvernante, die vom hochadelichen Gemahl um ihr Vermögen gebrachte Bankiers- oder Rittergutsbesitzerstochter? Das sind abgeblaßte Schemen der alten Kunst, wirklich und damit der neuen Kunst allein würdig ist nur die Viehmagd, der ein Strolch Sparkassenbuch und Unschuld zugleich stiehlt. Nun soll ja nicht geleugnet werden, daß es nicht nur auf das Was, sondern auch auf das Wie der Erzählung ankommt und daß auch das Seelenleben der „Einfältigen im Geiste" einer liebevollen Betrachtung und Darstellung würdig und fähig ist. Und es muß zugegeben werden, daß W. von Polenz die Aufgabe, die er sich gestellt, sehr gut gelöst hat, die Schilderung des Seelenlebens dieses guten einfältigen Mädchens ist einfach und lebenswahr, und auch das Darum und Daran einer solchen Existenz (milieu ist der moderne Kunstausdruck) ist gut beobachtet und dargestellt. Aber die Frage drängt sich doch auf: lohnt diese Episode aus dem Leben der Kuhmagd für sich allein wirklich der künstlerischen Darstellung? Sind die Seelenvorgänge derart, daß sie das Interesse gebildeter Leser ernstlich zu fesseln vermögen? Man wende nicht ein, daß die Vornehmheit der Person nicht den Maßstab abgeben könne für das Interesse, das ihr Seelenleben uns einflößt: oft hätten die Vornehmsten ein traurig ödes, oft die Aermsten ein reich entwickeltes inneres Leben. Gewiß, aber eben die reiche Entwickelung fehlt hier, die uns in diesem Falle fesseln könnte. Die Vorgänge sind alle so einfach und tausendmal dagewesen: die Bethörung durch ein Heirathsversprechen, die Aushändigung des Sparkassenbuchs und das Verschwinden des Schwindlers; und was Karline dabei empfindet, ist auch das Einfachste und Gewöhnlichste, allerdings geadelt durch eine unverwüstliche Gutheit und Bravheit. Als Einleitung zu einer Novelle, deren Held etwa der heranwachsende Sohn Karlinens wäre, als Theil eines Ganzen, als Vorbereitung einer Ver- oder Entwickelung würde die Erzählung vortrefflich sein, aber zu einem selbständigen Kunstwerk ist sie doch inhaltlich zu dürftig. Aber wenn der Stoff nicht hinreicht uns zu fesseln, so muß uns wol die Ausführung dafür entschädigen? Und da kommen wir auf den Punkt, wo sich die moderne Erzählungskunst mit der modernen bildenden Kunst, insbesondere der Malerei berührt. Was der Wirklichkeit treu nachgebildet ist, das ist

auf alle Fälle ein Kunstwerk; und sind Stimmung und milieu getroffen, dann kommt der Stoff gar nicht in Betracht. Das ist die neue Weisheit, und ihr hängt W. von Polenz an, wenn er in dem Gedicht „Stoffwechsel" „den Grünen und den Grauen ins Stammbuch" schreibt: „Ihr Alten sitzt nicht gar so fest! — Seht ihr noch nicht die Jugend dringen — in euern Saal? Nun ist's ein (?!) Rest — mit eurem Grünen, eurem Singen." Aber wenn er dann fortfährt: „Einst auch, die jetzt wir jung uns nennen, — einst wirft man uns zum alten Eisen; — den Tod kann niemand überrennen, — wenn Jugend naht, muß Alter reisen", so macht diese Weisheit doch einen sehr kümmerlichen Eindruck. Man kann schon auf andern Gebieten zweifelhaft sein, ob überall die Jugend das Alter aus dem Felde schlägt, auf dem Gebiete der Kunst schlägt dieser Grund jedenfalls nicht durch. Und wenn auch die Jugend mit der Kraft ihrer Lungen und Elnbogen das Alter zeitweilig in den Hintergrund drängen mag, das endgültige Urtheil ist damit noch nicht gesprochen. Auch die übrigen Novellen haben in gleicher Weise etwas Anekdoten- und Skizzenhaftes, wenn auch der Vorzug kräftiger und einfacher Darstellung des gut und lebenswahr Beobachteten ihnen nicht abgesprochen werden soll. Der übrige Inhalt zerfällt in eine „Satura Lanx" und eine Anzahl „Gedichte"; durch beide Theile weht eine wohlthuend nationale Gesinnung, aber vielfach fehlt eine feste Abrundung und Geschlossenheit des Grundgedankens, oder aber die Pointe, auf die das Gedicht hinausläuft, hat nicht genügend packende Wirkung. Noch weiter in Einzelnes einzugehen, verbietet der Raum, obwol das Buch, so wenig man mit manchem einverstanden sein mag, zur nähern Auseinandersetzung mit dem Verfasser reizt.

Das dritte der zu besprechenden Bücher hat schon durch den Namen seines Verfassers einen leichten Weg vor sich. „Von vor und nach der Reise" nennt Theodor Fontane (Nr. 3) eine Sammlung von Feuilletons, die vom Reisen überhaupt, von der Sommerfrische, von den Vorbereitungen dazu, von ihren Nachwirkungen handeln; andere sind Erträgnisse von Sommeraufenthalten, zumeist im Riesengebirge. Fontane, der nicht nur gut zu erzählen, sondern auch zwanglos zu plaudern und geistvoll zu unterhalten versteht, beleuchtet die beim Reisen in Betracht kommenden Fragen in feiner Weise: die Unbequemlichkeiten, Nachtheile und Widersinnigkeiten, die das Reisen mit sich bringt. Sehr hübsch ist die Plauderei „Wohin?", in der den Berlinern Berlin selbst als Ziel einer Sommerreise empfohlen wird, wozu das Folgende: „Auf der Suche", eine hübsche Erläuterung gibt. Eine besondere Kunst Fontane's zeigt sich darin, wie er seine Menschen, die berliner Commerzienräthe oder Professoren und deren Frauen und Töchter reden läßt. Die lockere Form der Rede, die kurz abgebrochenen Sätze, die Weglassung des Zeitwortes, alle die kleinen Mittel, durch die er den Schein der gesprochenen Rede zu erwecken weiß, verlohnten schon einmal einer besondern Besprechung. Man wird die Aufsätze mit Behagen und, was das Reisen betrifft, vielleicht nicht ohne Nutzen lesen, wenn auch einzelnes minder Bedeutende oder allzu Skizzenhafte mit untergelaufen sein sollte.

Von den drei Novellen von A. Veldenz (Nr. 4) ist die, die dem Buche den Namen gegeben hat, dem Umfang und dem Inhalt nach die bedeutendste. Ein von beiden Seiten nur zum Scherz begonnener anonymer Briefwechsel führt schließlich zwei im Grunde ernst gesinnte Naturen zu ernster Annäherung und bewahrt den einen Theil vor einer verderblichen Verbindung, in die er durch seine oberflächliche Umgebung getrieben werden soll. Freilich verliert die Darstellung dadurch, daß sie theils in der Erzählungsform, theils in Briefen gehalten ist, die Einheitlichkeit; sonst ist sie gut, auch die Charakterzeichnung nicht ohne Geschick, wenngleich noch etwas schablonenhaft, so vor allem die Aeltern der Heldin, der General ein oberflächlicher Weltmann und seine Gemahlin eine eigensüchtige nervöse Frau. Der Graf, den diese Aeltern ihrer Tochter zum Bräutigam bestimmt haben, ist eine ziemlich stark nach Roman schmeckende Figur (so ein bischen Byron Manfred oder Don Juan) und die über ihn gegebenen Enthüllungen, die ihn zur Flucht zwingen, sind etwas dunkel gehalten. Eine in dieser Novelle noch schwach hervortretende Tendenz tritt im zweiten Stücke sehr deutlich heraus. „Wie ich Maler wurde" schildert die Entwickelung einer Künstlernatur, die in der Hut eines starr calvinistischen Vaters aufwachsend in einem katholischen Klostergeistlichen, der einst selbst Künstler war, den Retter aus seelischen und geistigen Nöthen findet. Der Gegensatz zwischen dem eifernden Calvinisten und dem menschenkennenden und menschenliebenden Pater ist nicht ungeschickt ersonnen, aber doch zu stark absichtlich herausgearbeitet, als daß die Absicht oder wenigstens Einseitigkeit nicht störend hervorträte. Der selbst erzählende Held ist ein Maler, der sich auf sein Jubiläum durch fünftägige Zurückgezogenheit im Kloster vorbereitet und dieses selbst durch öffentlichen Gottesdienst feiern läßt. Wenn dieser als Jüngling glaubt, durch sein bei der reformirten Confirmation gesprochenes Gelübde: „Sei getreu bis in den Tod" sich auf ewig von Gott geschieden zu haben, so möchte man fast vermuthen, daß hier der Uebereifer des Renegaten geschildert werden solle — dem widerspricht aber der Grundton des übrigen, der durchaus eine Verherrlichung der katholischen Kirche und des Mönchthums ist. Am wenigsten tritt diese das ganze Buch durchziehende Tendenz in der dritten Novelle „Die beiden Schwestern" hervor. Auch hier finden wir, wie in der ersten, den Gegensatz zwischen einer tiefer angelegten und einer mehr oberflächlichen Natur, die erstere belädt sich mit schwerer Schuld, die andere vermag sich gegen das Unglück, die Liebe des Gatten verloren zu haben, nicht zu behaupten und scheidet freiwillig aus dem Leben, um Gatten und Schwester glücklich werden zu lassen. Aber zwischen diesen beiden steht die Erinnerung an die Selbstmörderin und hindert sie glücklich zu werden. Die Ausmalung der Versuche der Schuldigen, sich über sich selbst

zu täuschen, zeugt von feiner psychologischer Beobachtung. A. Veldenz ist offenbar kein gewöhnliches Talent, auch die Sprache steht über dem gewöhnlichen Roman- und Novellendeutsch.

Ein gutes, tüchtiges Buch ohne alle Tendenz ist die Bauerngeschichte von Marie Renate Fischer „Die Aufrichtigen" (Nr. 5). Wir finden darin den Grundgedanken durchgeführt, daß ein durch Stolz und Selbstsucht verhärtetes Gemüth, das durch Schmerz und Leiden immer tiefer in seine Herzenshärtigkeit hineingetrieben und bis zur verbrecherischen Ruchlosigkeit gegen das eigene Fleisch und Blut fortgerissen wird, schließlich durch das Spiegelbild gröbster und brutalster Selbstsucht und Herzensroheit, das ihm in andern entgegentritt, zur Einsicht und Umkehr gebracht wird. Im wohlthuenden Gegensatz zu diesen Gestalten steht die Schilderung einer einfachen, tüchtigen Familie in ihrer Bravheit und Herzenseinfalt. Das alles ist sehr hübsch dargestellt mit der Würze eines guten, neckischen Humors, der aus einer ganzen Anzahl der liebenswürdig gezeichneten Gestalten spricht. Und dem gegenüber der bittere Ernst in der rührenden Gestalt des durch die Schuld der Mutter verunstalteten und hart gequälten Kindes. Es steckt ein gesunder kräftiger Realismus in dem Buche, das in der Art der Schilderung an Reuter's „Ut mine Stromtid" gemahnt. Die Verfasserin scheut auch vor der Darstellung bittern Leides und häßlicher Charakterzüge nicht zurück; aber der Schluß ist fröhlich und versöhnlich, denn „den Aufrichtigen läßt es der Herr gelingen". Eine feine Kunst der Seelenmalerei zeigt sich besonders bei der Gestalt der Beate. Wie diese den eindringlichen Mahnungen ihrer Freundin gegenüber immer wieder sich in ihre Selbstsucht hinein versteift, schließlich aber doch durch das Gegenbild des Freiers, der ihr gerade heraussagt, daß er auf den Tod ihres Kindes rechne, zur Erkenntniß ihrer Ruchlosigkeit gebracht wird, das ist vortrefflich gedacht und gut dargestellt. Bemerkenswerth ist die Benennung „Bauerngeschichte", es liegt darin eine feine Unterscheidung von der Dorfgeschichte, die durch Auerbach Mode wurde, aber auch durch ihn in einen gewissen Verruf kam. In den Dorfgeschichten erwartet man Leute zu finden, die mit den Gefühlen und der Weisheit des Schriftstellers aufgeputzt sind; der Titel „Bauerngeschichte" deutet an, daß wir es hier mit Bauern, wie sie wirklich sind, zu thun haben. Und das ist auch der Fall; denn wenn die Schriftstellerin die Leute etwas anders reden läßt, als sie vielleicht in Wirklichkeit thun, so geschieht es doch nur, um sie das zum Ausdruck bringen zu lassen, was sie denken und gern sagen möchten, aber ohne eine gewisse Nachhülfe, die der Dichter geben muß, nicht so sagen könnten. Und das ist ein nicht nur erlaubtes, sondern sogar nothwendiges Mittel der Erzählungskunst. Wenn nur der Leser überzeugt ist, daß die Bauern das, was sie im Buche sagen, in Wirklichkeit denken können und sagen wollen, dann kann man von einem gesunden Realismus sprechen. Und diesen gesunden Realismus darf man unserer Erzählung nachrühmen. Wenn man mit der Mannichfaltigkeit der hier vorgeführten Charaktere die Dürftigkeit und Enge des Seelenlebens der Gestalten vergleicht, die W. von Polenz in seinen auch in diesen niedern Kreisen des Landlebens spielenden Novellen darstellt, so sieht man den Unterschied zwischen berechtigtem und unberechtigtem, natürlichem und manirirtem Realismus und Naturalismus. Für M. R. Fischer ist nicht blos das Gewöhnliche wirklich und nicht alles Wirkliche gewöhnlich; sie kennt auch gute, tüchtige und feinfühlende Menschen. Wie lebenswahr und dabei erfreulich muthet uns der bärbeißige, aber grundgutmüthige, ja groß denkende alte Doctor an, eine Gestalt, wie sie die Vertreter der neuesten Richtung kaum zu schaffen vermögen. Oder wenn sie es vermögen, so wollen und dürfen sie es wenigstens nicht — denn so etwas Herzerfreuendes läuft nach ihrer Theorie nicht auf zwei Beinen in der Welt umher; und wenn es das thäte, so müßte es ihm wenigstens mordschlecht ergehen. In der Welt ist aber Gott sei dank die Wirklichkeit des Lebens etwas reichhaltiger und auch zum guten Theil besser als die Buchwirklichkeit der Modernen. Und einen lohnenden Ausschnitt aus dieser großen und mannichfaltigen Weltwirklichkeit bietet die eben deshalb sehr zu empfehlende Bauerngeschichte „Die Aufrichtigen". M. Rachel.

---

# Aus der religiösen Literatur.

Wenn wir im Nachstehenden eine Reihe religiöser Bücher und Schriften besprechen, die sich gerade in dieser Zusammenstellung auf unserm Recensententische zusammengefunden haben, so geschieht dies mit dem für d. Bl. nothwendigen Vorbehalt. Sie sollen weder von einem bestimmten confessionellen, noch kirchenpolitischen, noch theologischen Standpunkte aus kritisirt werden; das muß Fachzeitschriften vorbehalten bleiben. Es kann sich hier auch weder um eingehende Würdigung der zum Theil umfänglichen Bücher handeln, noch um etwaige Bekämpfung verfehlter Ansichten, sondern, lediglich darum unsere Leser über den Inhalt kurz zu orientiren. Daß wir hierbei unsern eigenen religiösen Standpunkt nicht verleugnen oder auch nur verbergen werden, versteht sich.

1. Gottes Herrlichkeit in seinen Werken von Dr. Albert Werfer. Zweite Auflage. Ulm, J. Ebner. 1894. 3 M. 50 Pf.

Das Buch zerfällt in zwei Theile: „Gottes Herrlichkeit in der Natur" und „Gottes Herrlichkeit im Geiste des Menschen". Der Verfasser steht im ganzen auf dem Standpunkt der ältern theologischen Naturbetrachtung, bei welcher die wunderbare Zweckmäßigkeit der ganzen Naturanordnung

den Mittelpunkt bildet. Die Bewunderung alles dessen, was Gott gemacht hat, bricht denn oft auch in begeisterten Worten hervor, und die Nachweise, daß wirklich die Schöpfung dieser Bewunderung werth sei, was bekanntlich von manchem Bewohner dieser „schlechtesten der Welten" starkt geleugnet wird, werden nicht trocken und lehrhaft geführt, sondern mit feinem Sinn für die Spuren des Göttlichen, mit sinnigem Gefühl für Großes wie für Kleines. Dazu kommt eine reiche Belesenheit in den Schriftstellern aller Zeiten, eine äußerst geschickte Benutzung ihrer Aussprüche, Schilderungen, Stimmungen und eine blühende, bilder- und gleichnißreiche Sprache. Modern ist an dem Buche nichts; es könnte ebenso gut zu unserer Großväter Zeit geschrieben worden sein — aber das ist kein Unglück. Was heute modern ist, auch im guten Sinne, was uns heute mit unmittelbarer Gewalt packt, wird das nicht vielleicht schon in zwanzig Jahren veraltet und wirkungslos sein? An Büchern wie dieses aber vermag sich jede Zeit, auch jedes Lebensalter zu erfreuen; man muß sich nur etwas Sinn gerettet haben für das Naive, Anmuthige, Einfache, Sinnige. Und da es solcher sinniger Gemüther gottlob noch viele gibt, so ist das Erscheinen einer zweiten Auflage nicht verwunderlich, zu welcher die in jeder Beziehung ganz vortreffliche Ausstattung wol auch das Ihrige beigetragen hat.

2. Erholungsstunden von Cardinal Manning. Einzig autorisirte Uebersetzung von Prof. Dr. Franz Steffens. Freiburg i. Br., Herder. 1893. 12. 80 Pf.

Begeisterte Vorreden vermögen nicht immer für das Buch selbst zu begeistern. Hier wird gehandelt von Ehre, Stolz, Popularität, Klatsch, Kritik u. s. w. nicht ohne Geist und Belesenheit, Welt- und Menschenkenntniß; manchmal stark geistreichelnd, fast manirirt, wahres und halbwahres untereinander, mit weithergeholten oder sehr selbstverständlichen Gedanken, oft wie für den gemeinen Mann überdeutlich, dann wieder knapp und tief wie für den Hochgebildeten; im ganzen für den deutschen Gaumen eben kein besonders schmackhaft zubereitetes Gericht. Dem Zweck d. Bl. entspricht es vielleicht am besten, wenn ich einige Sätze aus der Studie „Ueber Kritiker" citire:

Wer Kritik an jemand übt, behauptet damit, daß er ihm überlegen sei. Dies mag zuweilen gerechtfertigt sein, zum Beispiel, da der Schuhmacher dem Maler Titian sagte, er habe dem Schuh eines Dogen von Venedig eine verkehrte Naht gemacht. Oft ist es aber weniger gerechtfertigt, zum Beispiel bei den Kritikern der göttlichen Weltregierung.

Ein Kritiker weiß entweder mehr als der Schriftsteller, den er kritisirt, oder gerade so viel, oder, gelinde ausgedrückt, etwas weniger.

Eine der großen Gefahren der Gegenwart heißt: literarischer Leichtsinn. Ein großer Schriftsteller soll einmal gesagt haben: „Wenn ich eine Frage zu verstehen wünsche, schreibe ich ein Buch darüber." Leider sind große Schriftsteller selten und es erscheinen viele Bücher, deren Verfasser ihren Gegenstand weder vorher noch nachher verstehen. Die Leichtigkeit des Buchdrucks hat die Welt mit dummen und seichten Büchern überschwemmt. Gute chirurgische Kritiken sind daher Wohlthäter des menschlichen Geschlechts.

Man unterstellt gewöhnlich, ein Kritiker wisse mehr als der Verfasser, und man gibt sich Mühe, seine Kritik zu lesen, weil man glaubt, er habe dem Buche etwas Wichtiges hinzuzufügen. Es ist eine traurige Arbeit, schließlich zu finden, daß man nur das Buch selbst wieder gelesen hat: in Stücken zerlegt und in anderm Druck.

3. Das natürliche Christenthum. Aphorismen von Stephan Roňay. Herausgegeben von Eugen Heinrich Schmitt. Leipzig, Janssen. 1894. 1 M. 50 Pf.

Es ist ein ungarischer katholischer Priester (gest. 1893), aus dessen Hinterlassenschaft die Aphorismen herausgegeben sind. Der Verfasser selbst sagt im Vorwort:

Diese Schrift will es weder den Theologen noch den Materialisten zu Dank thun. Nicht den Theologen, die durch Autoritätsglauben, dogmatischen Formalismus und Vernunftschen gebunden, keine freie Bewegung des Geistes aufkommen lassen; nicht den Materialisten, die Religion und Christenthum für leere Phantasie halten. Zwischen den beiden Heerlagen des naiven Glaubens und naiven Unglaubens wandelt die große Gesellschaft der gebildeten Menschheit, welche Sinn und Herz besitzt, für die religiöse Frage der Zeit. Dieser ist unsere Schrift gewidmet.

Ich glaube, diese Aphorismen werden vor allem gebildete und vorurtheilslose Katholiken anziehen, am meisten die, welche sich gegen die kirchlichen Gebräuche und Einrichtungen spröde verhalten. Denn der Verfasser versteht es außerordentlich gut, diesen Dingen einen vernünftigen und einen christlichen Sinn abzugewinnen, vielleicht mehr als Protestanten ihm zugeben werden, die andererseits seine scharfen Urtheile über katholische Misbräuche gern unterschreiben werden. Sie finden aber in den ethischen und socialen Aphorismen genug des Anziehenden. Man kann von solchen Aphorismen nicht verlangen, daß sie alle neu, geistreich und bei einer Länge von ein bis zwei Seiten scharf pointirt seien. Aber das muß man verlangen, daß sie dem Nachdenken, nicht einem augenblicklichen Einfall entsprungen seien, und daß der Nachdenkende nicht blos andern nachgedacht, sondern selbständig gedacht hat. Das ist hier der Fall. Ich gebe ohne besondere Wahl einige Sätze aus den verschiedenen, meist ein- und zweiseitigen Aphorismen wieder. Der Leser mag zustimmen oder nicht, sie werden ihn anregen, nach dem ganzen Buch zu greifen.

Der Cölibat ist als gebotener kirchlicher Zwang Fluch und Unnatur; aber als selbstgewählter Stand des dazu berufenen Individuums ist er der Vater großer Werke und Gedanken.

Dieses große Sacrament (des Alters) soll immer ehrwürdig gefeiert werden. Nur die theatralischen Schaustellungen und theophorischen Proeessionen, welche nachgerade ein todtes Schaugepränge bilden, bei welchen sich der Priester nichts denkt und das Volk nichts denkt, welche schon so viel Widerspruch und Aergerniß hervorriefen, sollten in unsern Tagen unterlassen werden. Zerrt das Heilige nicht auf die Straße und werfet die Perlen nicht vor die Schweine. Und wie gotteslästerlich erscheint der blühende Handel mit dem heiligen Versöhnungsopfer. Wir verstehen darunter den regen Schacher mit Meßstipendien.

Mönchische Weltansicht ist nicht ganz christliche Weltansicht. Die Welt, nach jesuitischer Vorschrift eingerichtet, wäre ein schwarz verhängtes Trauerhaus. Ebenso wenig ist die dionysische Lebensart die echt menschliche Lebensansicht. Zwischen beiden Extremen der übernatürlichen Selbstentäußerung und der unnatürlichen Selbstbefriedigung liegt die wahre Lebensweisheit.

Das Mönchthum hat heute noch, mehr als je, eine große Mission zu erfüllen gegen den Größenwahn, gegen die entnervende Genußsucht und gegen den nimmersatten Golddurst unserer Zeit.

Weder abenteuerliche Kutten, noch geschorene Häupter sollen den modernen Mönch ausmachen, sondern echter Beruf und Selbstaufopferung zum Wohle der Menschheit. Hier gilt der Satz: Die Wenigsten sind berufen! Die überspanntesten Ordensregeln bleiben wirkungslos ohne den innern Geist. Jeder Mönch sei ein lebendiger Apostel, keine todte Maschine. Vom Großartigen bis zum Aergerlichen ist hier nur ein kleiner Schritt. Die Klöster beherbergen die edelsten Charaktere und die desperatesten Individuen.

Die Wahrheit des Socialismus. Die ungleichmäßige Vertheilung der Güter, besser gesagt: der Großbesitz ist ein Unrecht an den Besitzlosen. Das ist die Wahrheit des Socialismus. Der Eine hat zu viel, der Andere gar nichts.

Es ist ein Unrecht, daß so viele in sündhaftem Ueberfluß schwelgen und andere ihr Leben nicht fristen können. Es ist ein Unrecht, daß so viele an üppigen Tafeln bei Pasteten und Champagner sitzen und andere das tägliche Brot mit harter Mühe erkämpfen müssen; daß so viele in Seide und Sammet gekleidet von Gold und Juwelen strotzen und andere die Nacktheit des Leibes nicht anständig bedecken können; daß so viele wie die orientalischen Sultane, einen Harem von Maitressen halten und der arme Mann nicht einmal an Einem Weibe seine Freude haben darf.

Wir wollen keine völlige Gleichheit, keinen Communismus, nur die Milderung der harten Gegensätze.

Die Natur kennt keine Gleichheit, die Gesellschaft auch nicht. Solange es Gesunde und Kranke, Starke und Schwache, Kluge und Dumme, Fleißige und Träge gibt; so lange die menschlichen Kräfte ungleich sind, müssen auch die socialen Lebenslagen verschieden bleiben. Aber die unverschuldeten Extreme nach Thunlichkeit zu versöhnen, ist Aufgabe der menschlichen Gerechtigkeit. In diesem Sinne muß jeder Christ Socialist sein, und wer es nicht ist, der weiß nichts vom Christenthum.

Die christliche Auffassung (der Ehe) sagt: vor allem das Wohl des Kindes und dann das Wohl der Aeltern! Der moderne Vater und die moderne Mutter haben dieses Princip auf den Kopf gestellt und sagen: Vor allem will ich Glück und Befriedigung finden; das Kind ist Nebensache. Die Unlösbarkeit der Ehe sollte im Princip aufrecht erhalten und der Scheidung jedes erdenkliche Hemmniß in den Weg gelegt werden. Löslich wären nur jene Ehen, welche kinderlos sind und solche, in welcher das leibliche und sittliche Gedeihen des Kindes arg gefährdet ist; also Ehen, welche ihren Zweck nicht erfüllen.

4. Der Weg zum Frieden. Ein Nachtrag zu dem Buche: „Der Kampf um die Weltanschauung." Von Pfarrer Richard Wimmer. Erste bis vierte Auflage. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr. 1893. 8. 1 M.

Vier Abhandlungen enthält dieses Schriftchen, darunter die erste uns die am meisten gewinnende und gewinnbringende zu sein scheint: „Den Kindern gehört das Himmelreich." Sie sucht die Forderungen des Gemüths mit denen des Verstandes in Einklang zu setzen und trifft damit den springenden Punkt. Ich möchte nicht durch Analyse den Reiz dieses Aufsatzes zerstören; nur ein paar Sätze daraus mögen hier angeführt werden:

Der Gottesgedanke ist seiner ganzen Natur nach eine Forderung des Gemüths. Der Verstand ist gar nicht befähigt, ihr zu danken.

Der Irrthum, daß Glaube und Wissen unvereinbar seien, hat seinen Grund in einer Begriffsverwirrung. Man vermengt zwei Thätigkeiten, die sowol ihrem Wesen nach als auch in Betreff der Gegenstände, auf welche sie sich beziehen, gänzlich verschieden sind. Wie man mit den Augen nicht hören und mit den Ohren nicht sehen kann, so kann man mit dem Gemüthe nicht die Welt der Erscheinungen und mit dem Verstande nicht das Sein und Leben erfassen. Niemand begehrt, ein Bild zu hören oder den Klang einer Stimme zu sehen.

Bekanntlich hat der römische Cäsarenwahnsinn versuchen lassen, ob nicht auf operativem Wege aus einem Mann ein Weib zu machen sei; man ist am Ende des 19. Jahrhunderts beinahe so weit: ein Schwein, das wie ein Pudel aufwarten kann, oder ein Pianist, der mit neun Jahren Beethoven spielt, der kleinste Elephant der Welt und der größte Kolibri, das ist's was heute die Menschen anzieht. Diejenigen, welche ein Bild zu hören und eine Stimme zu sehen wünschen, mehren sich — ist es da ein Wunder, wenn aus der Naturwidrigkeit, aus der Vermischung dessen, was nicht zusammengehört, auf geistigem Gebiete die größte Begriffs- und Geschmacksverwirrung entsteht? Auch auf religiösem Gebiet, und da am schlimmsten! Der Verfasser hat gewiß recht, wenn er am Schlusse dieses Aufsatzes sagt:

So wahr die Menschennatur, gleich der Natur überhaupt, ewigen Gesetzen unterworfen ist, so wahr werden die Forderungen des Gemüths für alle Zeiten mit denen des Verstandes gleiches Recht behalten, und der denkende Mensch wird nur dann etwas in sich vollendetes sein, wenn er zugleich ein frommer und guter Mensch ist.

Der zweite Aufsatz: „Der Gott des Gesetzes und unser Gebet" sucht diese schwierige Frage durch eine Reihe von Antithesen, die aus der Erfahrung genommen sind, zu lösen. Dabei weiß der Verfasser nachdrücklich für das Gebet und seinen Werth einzutreten, und vielleicht gewinnt mancher aus diesem Aufsatz wieder Freudigkeit zu demselben.

Die zwei letzten Aufsätze: „Das Christenthum" und „Die Aufgabe der freien Theologie in der evangelischen Kirche" sind mehr theologischer Art, indessen populär genug geschrieben und auch geistreich genug, um das Interesse der Laien in Anspruch zu nehmen. Was der Schlußsatz des letzten Aufsatzes sagt, ist die Tendenz des ganzen Buchs, die nicht hoch genug angeschlagen werden kann: „Rechtzeitige Versöhnung von Frömmigkeit und Wahrheit."

5. Zu Freiheit und Frieden. Religiöse Reden von Professor lic. theol. W. Bornemann. Magdeburg, Crentz. 1893. Gr. 8. 4 M.

Den Verfasser leitete laut Vorwort eine sehr lobenswerthe Absicht bei Veröffentlichung seiner Predigten: sie sollen der Vertheidigung und Verständigung dienen. Wenn er aber meint, die Vertheidigung gelte vor allem den Angriffen gegen die „Anhänger der neuern Theologie", so meinen wir, er hätte dies wol erweitern dürfen; denn er vertheidigt wirklich das Christenthum gegenüber seinen Anklägern unter den sogenannten Gebildeten, und diesen sind sie nachdrücklichst zu empfehlen. Man muß aber nicht meinen, daß die Predigten sich nun auf der Linie der meist so gar fadenscheinigen apologetischen Vorträge sich bewegen, die in der Regel nur für diejenigen gehalten werden, welche

von vornherein schon von dem überzeugt sind, was der Apologet zu beweisen trachtet. Der Verfasser redet offen und ehrlich über die verschiedensten Fragen des christlichen Glaubens; es kommt ihm nicht darauf an, schöne Worte zu machen, oder die Bilder, welche das Evangelium Christi vor unsern Geist stellt, mit gewinnender Phantasie weiter auszumalen, sondern die Hauptsache ist ihm, daß die Gedanken Gottes, die im Evangelium offenbar geworden sind, uns immer wieder offenbar und gewiß werden sollen. Wenn die Anhänger eines „geläuterten Christenthums", Egydi's, der „ethischen Gesellschaft" u. s. w. einmal solche Predigten halten können, dann erst wird es für die Kirche Zeit sein, sich mit ihm auseinanderzusetzen. Wie der Verfasser redet, das mag ein kleiner Abschnitt aus der ersten Predigt über religiöse Zweifel zeigen:

Wenn die Kinder unserer Zeit den Begriffen, Worten, Formeln, Gedanken und Beweisen der Theologie so fremd und ablehnend oder doch so zweifelhaft gegenüberstehen, so ist das ganz natürlich und keineswegs eine Frucht des Unglaubens. Es ist doch nur der begreifliche und berechtigte Ausdruck dafür, daß man darin Gott und Gottes Wesen nicht fassen, begreifen und festhalten kann. Um so mehr müssen wir alle, Theologen und Laien, durch Thatsachen, durch Kraft und Geist und Liebe zu den Zweiflern reden. Nur wenn es uns gelingt, in unserm eigenen Leben und in unserer christlichen Gemeinschaft wirklich die Kraft der göttlichen Liebe, den Geist unsers Heilandes zu nähren und zu berühren, nur wenn wir zeigen, daß wir wirklich eine frohe gewisse Botschaft haben und andern gern diese frohe Botschaft bringen möchten, nur wenn wir wirklich den Heiland kennen und zu ihm allein führen wollen; nur wenn wir wissen, daß es zuerst nicht auf die Ansichten, sondern auf die Gesinnung ankommt, werden wir die Zweifel überwinden und die Zweifler gewinnen.

6. Das Reich Gottes ist in Euch oder das Christenthum als eine neue Lebensauffassung, nicht als mystische Lehre. Von Leo N. Tolstoj. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1894. 8. 5 M.

Der Titel dieses Buchs wird näher erläutert dadurch, daß oben über jeder ungeraden Seite steht: Christi Lehre und die allgemeine Wehrpflicht. Im ersten, sehr beträchlichen Theile seines 526 Seiten großen Buches setzt sich Tolstoj elegant und schneidig mit den Kritikern seines 1884 verfaßten Buches: „Worin besteht mein Glaube?" auseinander. Da uns dieses Buch unbekannt ist, so steht uns hierüber kein Urtheil zu. So viel aber wird schon aus diesem Theile klar: Tolstoj will mit allen Aussprüchen Christi in der Bergpredigt ernst machen; er gestattet nicht, irgendein Wort für wichtiger oder für weniger wichtig zu erklären: also ist das Wort Matth. 5, 39 fg.: „Ich sage euch, daß ihr nicht widerstreben sollt dem Uebel" u. s. w. wörtlich zu nehmen, also hat Christus Kriege nicht gebilligt, also bringt die allgemeine Wehrpflicht den Menschen in den Zwiespalt, zugleich Christ und Gladiator zu sein, also sind diejenigen Unchristen, welche den Krieg zulassen, also bekennt das heutige Christenthum in Worten Christus, im Leben aber verwirft es seine Lehre!

Tolstoj sagt in diesen und den folgenden Abschnitten viel Wahres und Geistreiches, er führt eine scharfe logische Klinge, aber die ganze Ausführung haftet nur an der Oberfläche und ist vielfach dilettantenhaft. Das zeigt sich namentlich in dem großen Ernst, mit welchem er längst zum theologischen Gemeingut gewordene Erkenntnisse wenigstens der protestantischen Theologie als neueste Weisheit vorträgt. Er kennt offenbar nur die griechisch-orthodoxe Kirche und Theologie, die römisch-katholische noch einigermaßen, die protestantische nur flüchtig. Ueberhaupt hat bisher niemand das Christenthum eigentlich recht verstanden und angewendet als Tolstoj, und wenn man es jetzt recht versteht und anwendet, so fällt endlich die allgemeine Wehrpflicht, welche alle Vortheile des gesellschaftlichen Lebens vernichtet; dann ist Friede auf Erden.

Das etwa sind die nackten Gedanken, wenn man sie aus diesem Buche herausschält, das eine Fülle von Ausblicken und Einblicken, von eigenen und fremden Gedanken, von Bildern und Skizzen, von echt russischen gewaltthätigen Vorgängen, von geistreichen Paradoxien und Antithesen, von herausforderuden Entweder-Oder und von weiß was noch alles enthält. Ich glaube, Tolstoj hat dem Leser nichts erspart, was auch nur im entferntesten Zusammenhang mit seinem Thema steht; er scheut dabei Wiederholungen keineswegs und spielt mit seinen Grundgedanken in blendender Weise Fangball. Man könnte daraus drei Bücher mit Aphorismen machen; erstens ein Buch, dem alle vernünftige Menschen zustimmen; dann ein Buch, das man nur mit Kopfschütteln liest, das aber den Haken des Widerspruchs in uns schlägt, sodaß wir uns mit ihm beschäftigen müssen, wir mögen wollen oder nicht; und endlich ein Buch, das jedermann nur ein Lächeln entlockt über diesen sonderbaren Schwärmer. Die „Gesellschaft der Friedensfreunde" wird, denk ich, nicht verfehlen, schleunigst ein populäres Schriftchen zur Massenverbreitung daraus herzustellen.

Zum Schlusse freut es uns, die dritte Auflage eines längst anerkannten und auch in d. Bl. gewürdigten Buchs anzeigen zu dürfen:

7. Religiöse Reden und Betrachtungen für das deutsche Volk von einem deutschen Philosophen. Von Moriz Carriere. Dritte mit kritischen Beigaben vermehrte Auflage. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1894. 8. 7 M.

Es ist wol nicht blos die Nachwirkung der Lektüre des Schwärmers Tolstoj, die uns dieses Buch eines klar denkenden deutschen Philosophen so genußreich gemacht hat. Wo man es aufschlägt, erquickt es uns wie frisches Quellwasser, denn es ist deutsch im guten Sinn und philosophisch im guten Sinn; und obwol seit seinem ersten Erscheinen fast ein halbes Jahrhundert vergangen ist, enthält es doch nicht einen Aufsatz, der nicht zeitgemäß wäre. Neu hinzugekommen sind hundert Seiten Kritiken aus verschiedenen Zeitschriften, auch aus d. Bl., und sie sind nicht der schlechteste Theil des Buchs; manche dieser Kritiken sind wahre Musterkritiken, aus welchen der Kritisirte wol ebenso viel lernen konnte wie der Leser. Die kurze, aber treffliche Kritik Nietzsche's wird dem Verfasser manche Anfechtung eintragen; wir unterschreiben sie Wort für Wort. Bei dem

Nietzsche-Götzendienst, der gegenwärtig getrieben wird, sind M. Carriere's Worte doppelt beachtenswerth. Wir setzen nur einen kurzen Abschnitt her:

Gegen einen geistig Umnachteten wird niemand kämpfen wollen; aber gegen das Unheil, das in sittlicher, gegen die Verirrung, die in intellectueller Hinsicht durch Nachbeter angestiftet werden kann, ist es Zeit eine warnende Stimme zu erheben. Denn nicht das Tiefsinnige, Edle, das häufig den Anschauungen Nietzsche's zu Grunde liegt, sondern das Verstiegene, Uebertriebene, Paradoxe wird hervorgehoben, nachgesprochen und das lesende Publikum damit verwirrt.

Es ist ein Zeichen der Gesundheit unserer angekränkelten Zeit, daß solche Bücher wie dieses immer wieder gelesen werden. Möge das Buch auch auf seinem dritten Gang vielen zur heilsamen Arznei werden!

Richard Weitbrecht.

# Feuilleton.

Um zwei Dinge dürfen wir die Engländer beneiden: um die geschickte Art, mit der sie die Kinder und Anfänger in die Naturbetrachtung einzuführen verstehen und um die Regsamkeit, mit der die bildenden Künste von jung und alt betrieben werden. Jenes wird männiglich kund durch einen Einblick in die straßburger naturwissenschaftlichen Elementarbücher, dieses durch die Berichte über das ausgebildete Vereinswesen der Dilettanten Englands. Aber auch manche zweckdienliche kurzgefaßte Anleitung zur Ausübung der bildenden Künste ist von dort zu uns gelangt. Zu ihnen gesellt sich hier H. S. Tempelton's „Anleitung zur Oelmalerei in der Ueberfetzung von O. Strassner" (Stuttgart, Paul Neff, 1893), ein Versuch, den Dilettanten auf dem engbemessenen Raume von 52 Seiten in die Kunst einzuführen. Wer selbst einmal ernstlich mit Pinsel und Palette umgegangen ist, weiß, wie verwirrend und hemmend ein Zuviel an Winken und Rathschlägen einwirkt, und gerade aus der weisen Beschränkung auf diesem Gebiete erkennen wir den selbstthätigen Meister, der die weitere Ausbildung entweder dem in seiner Kunst wachsenden Jünger oder einem ausführlichen Werke überläßt, — wenn unmittelbarer persönlicher Einfluß, ein guter Lehrer, fehlt. Das Schriftchen enthält alles für den Anfänger Wissenswerthe; es bespricht die Beschaffenheit des Malzimmers, die Werkzeuge, das Mischen der Farben, die Selbstanfertigung der Malmittel, die Art und Weise der Farbenverwendung, gibt Winke für Landschafts-, Porträt-, Thier- und Blumenmalerei, Uebermalungen, für das Malen der Hintergründe und der Draperien.

— Ein Schriftchen ähnlichen Gepräges: „Kurze Anleitung zur Tempera- und Pasteltechnik, Gobelin- und Fächermalerei (einschließlich der Malerei auf Seide), sowie zum Uebermalen von Photographien von Fr. Jaennicke" (Stuttgart, Paul Neff, 1893), versucht eine alte Malerei auch in Dilettantenkreisen wieder in Aufnahme zu bringen: die Temperamalerei, wie sie vor der Oelmalerei namentlich in Italien zur Ausbildung gelangt war. Wenn auch der Temperamalerei die Leuchtkraft der Oelfarbe abgeht, so hat jene doch andere Vorzüge, durch die sie sich den Künstlern wieder von neuem werth macht: die Temperafarben dunkeln nicht nach und erhärten mit der Zeit vollständig; sie können wie Aquarellfarben zu farbigen Skizzen Verwendung finden, sind für jedes Material (Papier, Holz, Metall und Steine) verwendbar, wenn nur der Malgrund gegen Waffer unempfindlich gemacht wird, und eignen sich vorzugsweise für decorative Malerei in größerm Maßstabe: für in Localfarben gehaltene Wand- und Deckengemälde und für Stoffmalereien. Außer der Temperamalerei stellt das Schriftchen noch eine andere Technik in den Vordergrund: die Pastellmalerei, die ebenfalls in Vergessenheit gerathen war, bis ihr die Erfolge eines de Nittis, des Freundes von Manet, und später Lenbach's und Piglhein's Arbeiten wieder zu einer angesehenen Stellung verhalfen. Für diese beiden Zweige der Kunst, sowie für die decorative Gobelin- und Fächermalerei findet der Liebhaber, der im Zeichnen bereits die nöthige Geschicklichkeit besitzt, klar und verständlich geschriebene Anweisungen. Den Schluß des Heftchens bilden verschiedene Methoden für das Uebermalen von Photographien.

— In einer Streit- und Flugschrift: „Fort mit der Censur in der bildenden Kunst! Eine Reformschrift gegen das Juryweſen unserer großen Kunstausstellungen. Künstlern und Kunstfreunden gewidmet von C. B. und H. W." (Düsseldorf, Ed. Lintz, 1893) gehen zwei Künstler scharf und schneidig gegen das gesammte Juryweſen vor. Der Ton der Entrüstung, dessen mehr oder minder starkes Anschwellen sich durch die Menge der fett und gesperrt gedruckten Stellen schon dem Auge bemerkbar macht, ist angesichts der schweren Schädigungen einzelner Betheiligter zwar entschuldbar — daß aber durch Poltern mehr gewonnen wird als durch ruhiges, vornehmeres Auftreten, möchten wir doch in Zweifel ziehen.

— Die Kriegsmemoirenliteratur aus den Jahren 1870—71 hat in den letzten Jahren einzelne recht erfreuliche Bereicherungen erfahren; wir erinnern nur an das vortreffliche Buch von Zeitz, das wir in d. Bl. durch einen besondern Aufsatz angekündigt haben. Nun liegt eine weniger umfangreiche, aber sehr interessante Erscheinung vor in dem Buche von Frau Behrends-Wirth: „Frauenarbeit im Kriege" (Berlin, F. Fontane u. Comp.). Die Verfasserin hatte einen einzigen Sohn und mußte ihn zu den Fahnen eilen sehen. Ihm selbst konnte sie nicht folgen, aber sie beschloß als Krankenpflegerin mitzugehen und anderer Mütter Söhnen, wie sie gerade das wechselnde Geschick ihr zuführte, ihre Pflege zu widmen, hoffend, dadurch dem eigenen Sohn das Recht auf die Hülfe anderer zu vermehren. Was sie erlebt und gesehen hat, auf den Schlachtfeldern, in den Lazarethen, in den Cantonnements, erzählt sie anschaulich und lebendig; besonders liegt ihr daran, um der Zukunft zu dienen, auch die schwachen Seiten der Kranken- und Verwundetenpflege in den Jahren 1870/71 zu kennzeichnen. Sie thut das in kräftiger, aber nie verletzender Weise und erfüllt damit eine patriotische Pflicht, wie das auch der berühmte Langenbeck anerkannte, der ihr die Veröffentlichung dieſer Memoiren anempfahl mit den Worten: „Sie leisten der Sache einen Dienst durch die Veröffentlichung, indem sie kundthun, was wir nicht sagen können."

## Bibliographie.

Bolanden, E. v., Deutsche Kulturbilder. 2. Band: Es wird Licht. Deutsches Kulturbild aus dem 8. Jahrhundert. Regensburg, F. Pustet. 8. 1 M. 80 Pf.

Breitenbach, E., Ernst und Scherz. Populäre Gedichte. Münster, C. W. Aschendorff. 12. 60 Pf.

Brieger, Th., Die fortschreitende Entfremdung von der Kirche im Lichte der Geschichte. Akademische Rede. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchh. 8. 50 Pf.

Gött, E., Verbotene Früchte. Lustspiel in drei Aufzügen. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. 8. 1 M. 50 Pf.

Lehmann, R., Schopenhauer. Ein Beitrag zur Psychologie der Metaphysik. Berlin, Weidmann'sche Buchh. 4 M.

Teichmüller, Der Einfluß des Christenthums auf die Sklaverei im griechisch-römischen Alterthum. Dessau, Baumann. 60 Pf.

Wagner, E., Eine Gerichtsverhandlung in Athen. Gütersloh, Bertelsmann. 80 Pf.

# Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von **F. A. Brockhaus** in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.


Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Gespräche mit Goethe

in den letzten Jahren seines Lebens.

Von

**Johann Peter Eckermann.**

Sechste Auflage.

Mit einleitender Abhandlung und Anmerkungen von **Heinrich Düntzer.**

Drei Theile. 8. Geh. 6 M. Geb. 8 M.

Eckermann's berühmte „Gespräche mit Goethe" enthalten einen Schatz wichtiger Mittheilungen über die Entstehung der einzelnen Werke des Dichters, über seine Beziehungen zur deutschen und ausländischen Literatur und deren Hauptvertretern, sowie über seine politischen und religiösen Ansichten. Die sechste Auflage wurde vermehrt durch einen Commentar, zahlreiche Erläuterungen, Nachweise und Berichtigungen von dem vorzüglichen Goethekenner Heinrich Düntzer, und ein vollständiges Namen- und Sachregister.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Goethe's Briefe

an die

## Gräfin Auguste zu Stolberg,

verwitwete Gräfin von Bernstorff.

Zweite Auflage, mit Einleitung und Anmerkungen.

8. Geh. 2 M. 50 Pf. Cart. 3 M.

Goethe's Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg, einer der wichtigsten Beiträge zur Charakteristik des jungen wie des alten Goethe, wurden in dieser gefällig ausgestatteten Ausgabe von Professor Dr. W. Arndt herausgegeben und mit werthvollen literargeschichtlichen Excursen versehen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

### Goethe's Briefwechsel

mit den

## Gebrüdern von Humboldt.

(1795—1832.)

Im Auftrage der von Goethe'schen Familie

herausgegeben von

**F. Th. Bratranek.**

8. Geh. 9 M. Geb. 10 M. 50 Pf.

Alles, was von dem Briefwechsel Goethe's mit den Brüdern Wilhelm und Alexander von Humboldt in den beiderseitigen Familienarchiven vorhanden war, ist hier in getreuem Abdruck und durch den Herausgeber aufs sorgfältigste geordnet der Oeffentlichkeit übergeben worden. Die Kenntniß unserer classischen Literaturperiode hat dadurch eine hochwichtige, viele Lücken ausfüllende Bereicherung erfahren.

Dieser Briefwechsel bildet zugleich den dritten Theil der „Neuen Mittheilungen aus Goethe's handschriftlichem Nachlasse", deren erste zwei Theile enthalten: **Goethe's Naturwissenschaftliche Correspondenz.** (1812—1832.) Im Auftrage der von Goethe'schen Familie herausgegeben von F. Th. Bratranek. Zwei Bände. 8. Geh. 15 M. Geb. 18 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Religiöse Reden und Betrachtungen

für das deutsche Volk von einem deutschen Philosophen.

Von

**Moriz Carriere.**

Dritte mit kritischen Beigaben vermehrte Auflage.

8. Geh. 7 M. Geb. 8 M. 50 Pf.

Das vorliegende Werk ist bei seinem ersten Erscheinen auf eine Stufe mit Schleiermacher's „Reden über die Religion" und Fichte's „Reden an die deutsche Nation" gestellt worden, und wie diese seine Vorgänger hat es einen heilsamen, tiefgehenden Einfluß auf die Gebildeten Deutschlands geäußert. Auch die neue, dritte Auflage wird jenen, die das Werk noch nicht kennen, eine Erhebung sein, ist aber infolge der Anfügung einer Reihe von Zusätzen auch für Besitzer früherer Anflagen von Werth.

Die dritte Auflage der „Religiösen Reden und Betrachtungen" bildet zugleich den 14. Band von Carriere's „Gesammelten Werken".

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Dramatische Werke

von

**Rudolf von Gottschall.**

Erstes Bändchen.

**Pitt und Fox.** Lustspiel.

Dritte Auflage. 12. Geh. 1 M.

Inhalt der übrigen Bändchen:

(Jedes Bändchen geh. 1 M.)

**Mazeppa.** Geschichtliches Trauerspiel.
**Die Diplomaten.** Lustspiel.
**Der Nabob.** Trauerspiel.
**Katharina Howard.** Trauerspiel.
**König Karl XII.** Geschichtl. Trauerspiel.
**Herzog Bernhard von Weimar.** Geschichtliches Trauerspiel.
**Die Welt des Schwindels.** Geschichtliches Lustspiel.
**Amy Robsart.** Trauerspiel.
**Arabella Stuart.** Trauerspiel.
**Auf rother Erde.** Drama.
**Der Vermittler.** Lustspiel.

Die Sammlung ist auch in 4 Bänden geb. zum Preise von 16 M. zu beziehen.

Die Dramen Rudolf von Gottschall's erfreuen sich auf der Bühne, wo viele derselben zu den Lieblingsstücken des Repertoires gehören, wie bei den Freunden poetischer Lektüre dauernden Beifalls.


(Mit einer Beilage von **Fr. Manke's Verlag [A. Schenk]** in **Jena.**)


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter

für

# literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 25. — 21. Juni 1894.



Inhalt: Hermann Hettner. Von Richard Friedrich. — Neues über Deutsch-Ostafrika. Von Alfred Kirchhoff. — Zur Kunst und Kunstgeschichte. Von Ernst Lehmann. — Erzählungen. Von Richard Weitbrecht. — Russische Literatur. Von Bernhard Münz. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.


## Hermann Hettner.

Im erneuten und sagen wir gleich: vornehm gefälligen Gewande, schon äußerlich ein Prachtwerk, erscheint die verdienstvolle Literaturgeschichte Hermann Hettner's *) in vierter Auflage vor der Oeffentlichkeit. Zur Wiederherausgabe hat die Verlagsbuchhandlung des dahingegangenen Verfassers Hauptwerk der kundigen, sorglichen und schonenden Hand Otto Harnack's anvertraut. Verleger und Leser werden mit dieser Wahl zufrieden sein. Ich darf hier nicht im Widerspruch mit der Absicht d. Bl. eine trockene Aufzählung und Zusammenstellung der geänderten Stellen geben; ich brauche es aber auch nicht. Eine Vergleichung läßt wahrnehmen, daß die Abweichungen Harnack's von Hettner, soweit sie nicht einfach als Berichtigungen von der fortgeschrittenen Wissenschaft verlangt werden, zumeist Lücken und Sprünge in der Darstellung beseitigen, nothwendige Einschiebsel bringen, jedenfalls durchweg Verbesserungen sind. In ihrer inhaltsvollen Kürze wissen sie sich doch auf die schönste Weise auch im Ausdruck dem Urwerk ein- und anzufügen. So verdanken wir der wissenschaftlichen Gediegenheit und der selbstlosen Zurückhaltung des neuen Herausgebers einen geläuterten und gereinigten Hettner. Harnack sagt in der Vorrede: „Die Schwierigkeit, mit fremder Hand an ein Werk von so bestimmter Eigenart zu rühren, bedarf keiner Auseinandersetzung", und damit bezeichnet er die Hauptgefahr. Die Eigenart des Hettner'schen Geschichtswerkes, dem seine Stärken sowol wie seine Schwächen den ausgeprägten Charakter verleihen, die darin waltende Subjectivität mit ihrem Zuviel und Zuwenig einerseits, die künstlerische Sinnlichkeit der Darstellung auf der andern Seite: gerade sie machen uns ja diese Literaturgeschichte so anziehend und werthvoll und gerade sie mögen die vorgedrungene Forschung manches mal zu umgestaltendem Eingriff reizen. Vor schwere Wahl gestellt, entschloß sich Harnack, seine nachbessernde Thätigkeit auf die eigentlich literaturhistorischen Abschnitte zu beschränken, alles dagegen, was der Farbengebung, dem Zeitbilde und geschichtlichen Hintergrunde diente, alle Spiegelungen von Hettner's individueller Auffassung möglichst unangetastet zu lassen. So wird ersichtlich sein, mit welchem Recht oben eine Läuterung und Reinigung des Originals behauptet wurde. Das Wesentliche, eigenthümlich Hettner'sche ist erhalten, an Zuverlässigkeit und Wissenschaftlichkeit hat das Buch gewonnen: die glücklichste Lösung einer schwierigen Aufgabe! Denn wenn Harnack auch nur wenige Schritte weiter ging, ist gar nicht abzusehen, was aus der ursprünglichen Darstellung geworden wäre. Und diese Erwägung führt mich zu meinem eigentlichen Gegenstand, einer kurzen Besprechung von Hettner's Werk, um sein Andenken in der Gegenwart aufzufrischen und wieder einmal der verdienten allgemeinen Beachtung zu empfehlen.

Zunächst einiges über den Verfasser selbst. Hermann Hettner wurde 1821 in Schlesien geboren. Auf der Universität wandte er sich der Philologie und Philosophie, später aber, dem Zug des Herzens folgend, der Aesthetik, Kunst- und Literaturgeschichte zu. Nach einer dreijährigen Studienreise in Italien erlangte er ein akademisches Lehramt in Heidelberg. Den hier veröffentlichten Schriften über Stoffe aus seinen Lehrfächern verdankte er 1851 die Berufung als Professor der Kunst- und Literaturgeschichte nach Jena und 1855 in gleicher Stellung nach Dresden, wo er zugleich der Sammlung von Alterthümern und andern Kunstinstituten vorstand. Sein Eintritt in die wissenschaftliche Thätigkeit fiel in die Zeit gewaltigen Aufschwungs, den die Forschung auf fast allen Gebieten nahm, in Kunst und Schriftthum besonders durch die Anregungen der Romantiker, in der Geschichte durch Schlosser u. a. In zwei Hinsichten namentlich hatte ruhige, unbefangene Betrachtung Wandel geschafft. Wie lange Zeit das Mittelalter, so war den Menschen aus dem ersten Viertel unseres Jahrhunderts

*) Geschichte der deutschen Literatur im achtzehnten Jahrhundert von Hermann Hettner. Erstes Buch 7 M., zweites Buch 10 M. Vierte verbesserte Auflage. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1893.

auch das vorige in arg getrübtem Lichte erschienen. Jetzt suchte die gewonnene bessere Einsicht in all das, was wir jener Vergangenheit schulden, mit einer Reihe von Nachweisen dieser Abhängigkeit einen nachträglichen Dankeszoll zu entrichten. Im Mittelpunkt nun der geistigen Bewegungen des abgelaufenen Jahrhunderts, gewissermaßen im Lichtherd, von dem man alle belebenden Strahlen ausgehen sah, glaubte man die Gestalt des großen Preußenkönigs zu gewahren. Und recht zur Zeit besann man sich auf eine Aeußerung des Denkers Kant über diese Periode, um fortan von ihr als dem Zeitalter Friedrich's des Großen zu sprechen. Diese Anschauung und ihre Bezeichnung eignet sich Hettner an. Einzelnes hierüber habe ich später zu erörtern. Eine Beurtheilung im allgemeinen ist hier unnöthig und liegt meinem Zwecke fern. Zu einem Theile mag nun Hettner sicherlich durch die Zeitströmung auf das 18. Jahrhundert hingelenkt worden sein. Weit mehr aber war es Geistesverwandtschaft mit den führenden Männern dieses Zeitraums, gefühlte Gemeinschaft des Denkens und Empfindens, Uebereinstimmung mit der abgeschlossenen Periode in Standpunkt und Ziel, die ihm den Plan einer Gesammtdarstellung ihres Schriftthums eingab. Und eine Gesammtdarstellung ist seine „Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts" in zweifachem Sinne. Einmal umfaßt sie in ihren drei Haupttheilen die maßgegebenden Culturvölker in der „Englischen Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts", der „Französischen Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts" und der „Deutschen Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts". Sodann beschränkt sie sich keineswegs auf das Schriftthum, zieht vielmehr gleichmäßig die religiösen und philosophischen Bewegungen, die Kämpfe und Fortschritte der Wissenschaft, die Musik und die bildenden Künste in den Kreis ihrer Besprechung.

Was von der Neubearbeitung bisjetzt vorliegt, sind die beiden ersten Bücher der deutschen Literaturgeschichte unter dem Titel: „Vom westfälischen Frieden bis zur Thronbesteigung Friedrich's des Großen 1648—1740" und „Das Zeitalter Friedrich's des Großen". Auf sie habe ich einzugehen, wiewol ich vorgreifend bemerken und zugestehen muß, daß auf ihren Stoffen nicht der Glanz und Schimmer spielt, noch spielen kann, der über die Schilderung der Blütezeit im dritten Buche ausgegossen ist. Doch wolle man nicht vergessen: trotz unverkennbarer Mängel und Unvollkommenheiten ist das Jahrhundert an sich immerhin von großer Bedeutung, und in der reichen Cultur, die es in sich beschließt, liegen zugestandenermaßen die Voraussetzungen und Anfänge des spätern Aufstieges. Das hat ja auch der von Harnack mehrfach angezogene Verfasser von „Deutschlands politischen, materiellen und socialen Zuständen im 18. Jahrhundert", Karl Biedermann, erschöpfend und überzeugend dargethan. Weiter brachte gerade Hettner kraft seiner Anlage und Geistesrichtung dieser Zeit ein inniges Verständniß entgegen, das ihn vor andern befähigt, weitern Kreisen einen richtigen Einblick in ihr Wesen zu vermitteln. Endlich besteht natürlich gerade an dem durch und für sich nicht übermäßig Wirkungsvollen die Meisterschaft des Darstellers ihre Probe.

Als Kennzeichen des Hettner'schen Werkes lassen sich leichtlich zunächst in formeller Hinsicht feststellen der künstlerisch durchgearbeitete, lebensvoll kräftige Stil und die durchsichtige, fein berechnete Gliederung des Stoffes, nach dem Inhalt das Ineinander von Literatur und Kunst in der Betrachtung, die Bewerthung Friedrich's II. nach seiner Bedeutung für die Zeit und der streng festgehaltene Gegensatz zwischen der Renaissance und dem Volksthümlichen. Für den Stil muß ein Hinweis genügen. Wie sollten auch einzelne herausgegriffene Proben eine Vorstellung geben von der Kraft, der Bestimmtheit und der Anschaulichkeit, zu denen Hettner seinen Ausdruck steigert und aufbereitet. Ich will auch nicht nach bekanntem Wort einen phantastischen Schluß vom Stil auf den Menschen versuchen. So viel ist indessen unbestritten: nur eine ausgeprägte Persönlichkeit von reichem Geiste und klarstem Wissen vermochte ihre Urtheile in der vornehmen und dabei lebenswarmen Form auszusprechen, die wir bei Hettner bewundern. Gleich hohe Anerkennung verdient die Anlage des Werkes. Hettner steht hoch über seinem Stoff, das ganze Gebiet der redenden und bildenden Küuste in seiner Breite und Tiefe liegt offen vor seinem Blicke: daher die ungezwungene Vereinigung von Zusammengehörigem oder Verwandtem zu abgeschlossenen Gruppen, daher die Aneinanderreihung von Bild an Bild in so klarer Folge, daß der Leser an jeder Stelle die müheloſe Möglichkeit findet, sich über Zeitpunkt und Zusammenhang zu unterrichten. Rücksicht auf die Gliederung hat Hettnern augenscheinlich auch zur Trennung seines Stoffes nach nationalem Gesichtspunkt bewogen. Daß im einzelnen, für den engbegrenzten Abschnitt damit ein Vortheil erzielt wird, ist unleugbar. Ob aber diese Einrichtung dem Werke als Ganzem förderlich gewesen ist, bleibt zweifelhaft. Ich erinnere hier z. B. an die Zeichnung Voltaire's in der französischen Literaturgeschichte und an seine Erwähnung im Verkehr Friedrich's des Großen. Zu einer weitern Bemerkung geben die zahlreichen wörtlichen Anführungen Ursache. Dies Verfahren ist ja heutzutage allgemein beliebt und üblich. Sicherlich bekommt auch dadurch die Darstellung einen gewissen objectiven Zug. Gleichwol läßt sich behaupten, daß ein Schriftsteller, der zu reichlich und viel citirt, auf seinem Wege Halt macht, bevor er sein Ziel erreicht hat. Er schuldet uns seine Auslegung der Worte, seine Ausbeute und seine Folgerungen daraus, nicht den Wortlaut allein. Nicht als ob ich Hettner's Absicht bei diesen Anführungen verkennte! Ich finde sie vielmehr wieder in der geschickten Einflechtung bezeichnender Einzelheiten, des sogenannten Details: es gibt Farbe, es schafft Stimmung, es beleuchtet erst die ganze Tragweite einer literarischen That, den vollen Wirkungskreis einer Person. Dieser eigenartige, aufklärende Erfolg ist bei Hettner der glücklichen Verwendung des Details oft beschieden, wie andererseits seine

Einbeziehung und Verarbeitung trefflich die freiverfügende Herrschaft über den Stoff bekundet. Immerhin wahrt der Verfasser darin weises Maß. Daß er aus dem Vollen schöpfen könnte, braucht nicht versichert zu werden. Die besonnene Beschränkung entstammt offenbar der Furcht, ein Zuviel könne der Uebersichtlichkeit und der Einheit des Bildes schaden.

So viel über die Form! Was die Verknüpfung des Schriftthums mit der Kunst anlangt, so ist meines Wissens Hettner's Versuch der erste planmäßig durchgeführte der Art. Ich kann mich nicht entschließen, in seiner Stellung als Museumsdirector, die doch mehr zufällig ist, die letzte Ursache davon zu sehen. Für ihn war vielmehr die Verbindung beider Geistesgebiete, ganz im Sinne seiner Zeit, durchaus innerlich begründet, organisch, somit eine Systematik des einen, losgelöst von dem andern, den Gesetzen seines Denkens zuwider. Wie weit ferner das große Literaturgeschichtswerk von Gervinus ihn bestimmt hat, anstatt eines Längsrisses, wie dieser, einen Querriß zu geben, läßt sich einstweilen nicht verfolgen. Auf jeden Fall überwog bei seiner Entschließung die angedeutete Geistesverwandtschaft mit jener Periode. Auch in Bezug auf den Gesichts- und Zielpunkt waltet zwischen ihm und Gervinus ein augenfälliger Unterschied. Bei einem Schiedsspruch zwischen beiden werden die Beurtheiler ja nach gewonnener Ueberzeugung und Einsicht hierhin oder dorthin neigen. Trotz aller Verehrung für Gervinus muß ich es aber doch als vertrauenerweckender und billiger bezeichnen, unser Schriftthum des 18. Jahrhunderts an der gleichzeitigen Literatur der übrigen Nationen zu messen, als die ganze dichterische Entwickelung ausschließlich sub specie der Glanzperiode zu betrachten. Dazu kommt, daß Hettner innerhalb des Rahmens seiner Aufgabe die Zeitverhältnisse in umfassendem Maße zum Verständniß des geistigen Schaffens heranzieht und würdigt. Er vergewaltigt keineswegs die Wahrheit, etwa durch eine Construction, nach der jenes als reines Ergebniß des sogenannten Milieu erscheint. Er kennt ein inneres, nothwendiges Werden und Wachsen in Kunst und Wissenschaft. Aber er gewahrt auch Hemmungen und Förderungen, die jenen beiden aus Liebhabereien oder Bedürfnissen, aus Fortschritten in der Erkenntniß oder aus Vorurtheilen des Zeitalters erwachsen. Solchen geschichtlichen Zusammenhängen geht er eifrig nach, ja scheut auch nicht zurück vor einem Abstecher in die politische Geschichtschreibung, wenn ihm sein Gegenstand ihn zu fordern scheint. Das ist der Fall bei Friedrich II. Ich will auf die unliebsamen Erörterungen, die sich an die Frage nach der Bedeutung dieses gewaltigen Fürsten für unsere Literatur knüpfen, nicht eingehen. Ich habe einfach zu berichten: Hettner blickt in Begeisterung zu seinem Helden empor, muß aber hinzufügen, daß es ihm nicht möglich ist, das Bild durchgängig mit leuchtenden Farben zu malen. Sein gerader Sinn verschmähte die sonst übliche Schönfärberei. Und wenn trotzdem seine Annahme eines Zeitalters des großen Friedrich wohlbegründet erscheint, so ist sie es durch anderes als durch eine Ausdeutung der berühmten Stelle Goethe's in „Wahrheit und Dichtung".

Ganz eigenthümlich ist endlich Hettnern die durchgeführte Gegenüberstellung von Volksthümlichkeit und Renaissance, ein Gegensatz, den er allenthalben aufspürt und zu entdecken weiß. Einem verwandten Versuch entsinne ich mich nur bei Cholevius: „Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen", begegnet zu sein. Er meint nämlich in unserer Dichtung ein ewiges Widerspiel zwischen Classicismus und Romantik aufzeigen zu können. Man wird von vornherein einiges Mistrauen in derartiges Scheideverfahren setzen. Und auch Hettner's Arbeit ist, wie mich dünkt, in dieser Beziehung nicht einwandsfrei. Wenn er von der zweiten Schlesischen Schule sagt: „Es handelt sich um jenen tiefgreifenden Gegensatz, der seit der Mitte des 16. Jahrhunderts, wie fast überall, so auch in Deutschland zwischen der eindringenden Renaissance und der zähen Widerstandskraft der volksthümlichen Eigenart ausgebrochen war", so ist jeder Einspruch ausgeschlossen. Auffallend ist es dagegen schon, in Zachariä's Renommisten etwas Volksthümliches sehen zu sollen. Man wird aber Hettnern geradezu die Heeresfolge verweigern, da, wo er fordert, als gemeinsame Grundstimmung in den dichterischen Richtungen und Bestrebungen der Schweizer, Rabener's und Gellert's, Klopstock's und Gleim's, Wieland's und Lessing's den Zug zum Volksthümlichen anzusehen. Und wenn schließlich Klopstock's „verschiedene Entwickelungsstufen insgesammt nur verschiedene Spiegelungen des einen triebkräftigen Grundgedankens sind, künstlerisch ideal und doch zugleich echt volksthümlich zu sein", so bleibt nur übrig, einen besondern, ungewöhnlichen Gebrauch des Wortes volksthümlich anzunehmen.

Wirklich fruchtbar erscheint demgegenüber z. B. der unanfechtbare Nachweis, wie tiefgewurzelt und weitverzweigt der Pietismus in jenen Tagen gewesen ist. Er bildet thatsächlich eine Macht mit treibender Kraft. Selbst Hettner's ausgiebige Mittheilungen darüber und seine stete Beziehung darauf lassen noch tiefergehende Anregungen und einen ausgedehnteren Wirkungskreis dieser Glaubensform ahnen und erschließen.

Mit dem Ausdruck eines persönlichen Gefühls will ich endigen. Es hat mich bei der erneuten Lektüre dieser Literaturgeschichte an keiner Stelle verlassen: das Gefühl der Freude an der in Hettner offenbarten Geistesfreiheit und -Feinheit.

Richard Friedrich.

# Neues über Deutsch-Ostafrika.

Durch Massailand zur Nilquelle. Reisen und Forschungen der Massai-Expedition des deutschen Antisklaverei-Comité 1891—93. Von Oskar Baumann. Berlin, D. Reimer. 1894. Gr. 8. 14 M.

Jeder Freund Deutsch-Ostafrikas kennt den wackern Oesterreicher Oscar Baumann als Begleiter Dr. Hans Meyer's bei der ersten Gipfelersteigung des Kilima-Ndscharo, als gründlichen Erforscher Usambaras, wo er uns die verheißungsvollen Vorlande des höhern Usambara-gebirges enthüllte, in denen nun die deutschen Kaffee-pflanzungen bereits ergrünen und die erste Eisenbahn der deutschen Schutzgebiete der Cultur von der Küste bei Tanga aus eine Gasse bahnt, der man eine recht baldige Fort-setzung bis nach dem Victoriasee wünschen muß.

Diesmal machte sich der hochverdiente, jugendkräftige Forscher zu einem ungleich großartigern Zug auf im Dienst des deutschen Antisklaverei-Comités: es galt die noch von keinem Europäer betretenen Oedungen der Wissenschaft und etwaigen praktischen Colonialunternehmungen zu erschließen, die sich als „Massai-Land" einschalten zwischen den Kilima-Ndscharo und den großen Nilsee — auf unsern bisherigen Karten ein großer weißer Fleck. Vertraut mit der Landes-natur des Nordens unseres Schutzgebiets im allgemeinen, nicht weniger erprobt in der rechten Behandlung der Ein-geborenen und die äquatorial-ostafrikanische Verkehrssprache, das Kisuahili, vollständig beherrschend, machte sich Bau-mann mit berechtigter Zuversicht frisch an die Lösung der schwierigen Aufgabe, doppelt gefahrvoll durch den zu ge-wärtigenden Wasser- und Nahrungsmangel in der Massai-Steppe, die man sich auf volle vierzig Tagemärsche als die reine Wüste vorstellen zu müssen meinte, und durch die Grausamkeit der kriegerischen Bewohner.

Am 15. Januar 1892 wurde vom Hafenort Tanga aufgebrochen. Es war eine kopfreiche Karawane, allein zweihundert geworbene Träger und Askaris, d. h. Soldaten. Ganz im einzelnen gibt uns der Verfasser im ersten, der Reisebeschreibung gewidmeten Theil seines schönen Werkes Rechenschaft über die Methode der erfolgreichen Disciplin, die er einhielt, um die schwarze Schaar stets im Zügel zu haben, dabei aber doch wie ein Vater für sie zu sorgen, denn, wie er mit wohlthuender Wärme gesteht: ohne die Mitarbeit der Neger ist noch nie eine Expedition im tro-pischen Afrika gelungen. In gleichmäßiger Tagesordnung ging es entlang dem Nordostfuß des Gebirges von Usam-bara, dann über den mäßig hohen Kamm des nördlichen Paregebirges gen Westen über den dort soeben aus den zahlreichen Quelladern vom Kilima-Ndscharo her vereinigten Rufu oder Panganifluß ins unbekannte Land. Jeden Abend wurden vorsichtig Wachen ausgestellt; keiner durfte den nächtlichen Lagerplatz verlassen, nachdem der Trommler den Zapfenstreich geschlagen und die Befehle für den nächsten Tag ausgerufen hatte. Dann hörte das Geplauder bei den in die Nacht leuchtenden Lagerfeuern allmählich auf, alles sank in Schlaf. Nichts war dann mehr zu hören als der eintönige Ruf der Wachposten, das Lachen und Heulen der Hyänen, mitunter dazwischen ein mächtigerer Schall: das Gebrüll eines Löwen.

Der Ndscharo-Riese, den man zur Rechten gelassen, war längst am nordöstlichen Rand des Gesichtskreises ent-schwunden, danach auch sein kleinerer, doch immer noch beinahe montblanc-hoher südwestlicher Nachbar, der Kegel des Mern. Als am 26. Februar an einem Bach beim Donyo (d. h. in der Massaisprache Berg, gespr. Donjo) Kissale gelagert wurde, fand man den ersten Massai, einen Elmoran, d. h. einen der Kriegerkaste Angehörigen. Doch er vermochte nur Mitleid zu erwecken und zeigte gleich an seinem eigenen Schicksal, wie schlimm damals die Massai überhaupt dran waren, da ihnen, als allein von ihren Rindern lebenden Nomaden und Halbnomaden, die kurz zuvor wüthende schreckliche Rinderpest Ostafrikas natürlich aufs ärgste zugesetzt hatte. Mit seinen Genossen war jener Massai-Krieger auf einen Raubzug gegangen; alle andern waren dabei Hungers gestorben, er selbst war auch nahe daran, man betraf ihn, wie er mit den Händen nach Wald-honig wühlte. Durch rasch dargereichte Labsal wurde er am Leben erhalten und hat dann als Gast der Karawane die ganze Expedition mitgemacht, war also aus einem Feind ein treuer Bundesgenosse geworden.

Erst als man in die Gegend der charakteristischen Grabeneinbrüche kam (breiten und langen Einsenkungen des Bodens, in denen sich oft das Wasser zu abflußlosen, folg-lich salzhaltigen Seen sammelt), begegnete man feindlichem Widerstand. Es war im Süden des Manyara-Sees im Land Umbugwe, einem von ackerbauenden Negern bewohnten Fruchtgefilde, dessen Sorghumfelder man eben durchschritten hatte.

Vor unsern Blicken dehnte sich eine weite tischflache Ebene aus, auf welcher die viereckigen, kaum meterhohen Lehmbauten (Tembe) der Eingeborenen gleich Schachteln verstreut waren. Da-zwischen weideten große Heerden von Rindern, Eseln und Klein-vieh, und den Hintergrund bildete der Steilabfall des Plateaus. Die Nachricht vom Anlangen einer Karawane hatte sich schon im Lande verbreitet; schlanke, wohlgebaute Krieger, mit Schild und zwei Wurfspeeren, kamen von allen Seiten an, und bald waren wir von einer dichten Menschenmenge begleitet. Kurz vor Be-treten des Tembegebietes waren wir aufgehalten, da die Krieger, wie es hieß, erst den Geistern opfern wollten. Dazu brauchten sie vor allem Glasperlen, die wir ihnen des lieben Friedens halber gaben, dann schlachteten sie ein Schaf und bespritzten uns mit dem Mageninhalt, damit das Erscheinen des ersten Weißen dem Lande Glück bringe. Obwol sie noch nie einen Europäer gesehen, schenkten sie mir doch keine besondere Aufmerksamkeit, hauptsächlich deshalb, weil mir ein allzu großer Concurrent für ihre Schaulust zur Seite stand: das Kameel, das unter Mohammed's Führung gravitätisch hinter der Karawane einherschritt.

Das nahm sich ja alles ganz friedlich aus. Indessen als Baumann den Wambugwe (so heißen nach echter Bantu-weise die Bewohner vom Umbugwe) den geforderten Weg-

zoll („Mahongo") weigerte, bereiteten die Leute im stillen sich auf einen Ueberfall vor. Baumann kam zwar dem Angriff rechtzeitig mit einigen Salven von seiner rasch in Vertheidigungsstand gesetzten Lagerstätte zuvor und blieb damit Sieger, ehe eigentlich der Kampf begonnen, hatte aber doch somit nothgedrungen (wie nachmals noch des öftern) seinen nur der Humanität geweihten Zug mit Blutthat zeichnen müssen, vermißte auch nachher acht Mann der Seinen, die sich trotz strengen Verbots während des anfangs harmlosen Verkehrs mit den Wambugwe in deren Behausungen hatten verlocken lassen und gewiß ermordet worden waren; einen Träger, der ein gleiches gethan, fand man noch beim Durchsuchen des Dorfgebietes, jedoch mit schwerer und, wie sich bald herausstellte, tödtlicher Stichwunde im Unterleib.

Ohne jegliche Ruhmredigkeit schildert der Verfasser in dieser anschaulichen, ganz ersichtlich immer streng wahrheitsvollen Darstellungsart Land und Volk, friedliche Erlebnisse und gelegentliche Gefechte auf dem Weiterzug ans Ufer des von ihm gleich dem Manyara erst entdeckten Eyassi (auch eines Salzsees, der die tiefste Stelle des Grabeneinbruchs der Wembäre-Steppe bildet), weiter an den grünen Nyansa, längs dessen Südgestaden westwärts an die Quelle des Kagera, also die Hauptquelle des Nil, danach zur Nordspitze des Tanganyika und in weitem Bogen über Tabora zur Küste zurück, die im Februar 1893 nach kaum vierzehnmonatlichem Marsch in Pangani erreicht wurde.

Bewundernswerth ist der Fleiß und die Ausdauer unsers Forschers, durch die er es ermöglicht hat, als vielbelasteter Führer der Expedition die ganze weite Wegstrecke topographisch aufzunehmen, insbesondere diejenigen Theile seines im ganzen 4000 Kilometer messenden Zuges, die durch völlige terra incognita führten oder noch so unvollkommen kartlich festgelegt waren, wie die Ufer des Victoria-Nyanza.

Einmal wäre er bei seinen topographischen Arbeiten beinahe den Kugeln seiner ihn dankbar verehrenden schwarzen Begleiter zum Opfer gefallen. Er war, mit Messung und Zeichnung beschäftigt, hinter der Karawane zurückgeblieben, als er wahrnahm, wie die Träger, die sich gerade zu kurzer Rast niedergelassen, plötzlich aufsprangen und ein wüthendes Feuer auf einen Punkt der Ebene eröffneten, der gerade zwischen ihm und den Feuernden lag. Die Kugeln der minder gut Zielenden pfiffen nahe bei ihm vorbei, das ganze Schießen hörte indessen alsbald auf, da sein Zweck erreicht war. Ein Löwe nämlich, der wahrscheinlich sanft im Grünen geschlummert, hatte sich erhoben und war so den Leuten in Sicht gekommen. Nun er unter dem Massenfeuer verendet war, rissen die Schwarzen, ganz außer sich vor Freude, dem Thier das Herz aus dem Leib und verschlangen es, „um Löwenmuth zu bekommen". Derselbe Wahnglaube wohnte mithin diesen Negern inne, der so viele Völker selbst zum Verzehren des Herzens eines tapfern Mitmenschen antreibt, also zum Kannibalismus, um sich Heldenmuth zu essen.

Die dem Werk beigegebene Karte entrollt uns zum ersten mal in voller Naturwahrheit die Züge im Antlitz des Nordens von Deutsch-Ostafrika. Sie sind viel mannichfaltiger als man bisher annahm. Auch das vermeintliche wüstenhafte Einerlei der Massai-Steppe sehen wir in überraschender Mannichfaltigkeit des Bodenreliefs und der Flußlinien vor uns. Freilich sind letztere zumeist nur zur Regenzeit wasserführend, jedoch entdeckte unser Forscher recht fruchtbare Ländereien in dieser „Wüste" und Seespiegel, von denen niemand vorher eine Ahnung hatte. Die zahlreichen unterwegs aufgenommenen Photographien und sorgfältig ausgeführten eigenhändigen Skizzen des Verfassers sind in dem stattlichen Buch zu 167 technisch so vollendeten Bildern verwerthet worden, daß der Leser stets bestens in seiner Phantasie unterstützt wird, die Wortbeschreibung in wahres Verständniß des Beschriebenen umzusetzen, gelte es nun Land oder Volk, Siedelung oder Geräth.

Aus dem zweiten Theil des inhaltreichen Bandes, der sich mit einer systematischen Erörterung der Reiseerträgnisse für Länder- und Völkerkunde wie für die coloniale Praxis beschäftigt, sei an dieser Stelle namentlich die klare Charakteristik des neuerdings so viel genannten und bis vor kurzem auch bei uns so viel gefürchteten Massaivolkes hervorgehoben. Den ganzen Nordosten dieses unseres größten Schutzgebietes machten die Massai durch ihre Freibeutereien unsicher: sie schwärmten bis an die Südufer des Nyansa, bis über die Gegend unserer Mpapua-Station hinaus und beunruhigten selbst die Küste von Pangani bis zum Umba-Grenzfluß. Wie oft haben wir sie abgebildet gesehen, wie sie mit der Stoßlanze daherrennen, fast nackt, nur mit phantastischem Schmuck aus Affenfellen und Straußenfedern angethan. Nun aber hören wir, daß sie wenigstens gegenwärtig höchstens sich die Beine mit weißem Mergel bemalen, sonst jedoch nur etwa den bekannten Kranz aus dicht gereihten schwarzen Straußenfedern, der das Gesicht einrahmt, anlegen, wenn sie auf den Kriegspfad ziehen; auch das selbst sah Baumann nur etwa bei zwölf aufs Hundert. Es sind meist hochgewachsene, schlanke Leute mit mächtig langen Beinen, dunkel chocoladenbrauner Haut, indessen nicht eigentlich negerhaften Zügen, auch ohne Wollhaar. Manche sehen so hamitisch aus wie Nubier.

Was den Charakter der Massai anlangt, so ist für denselben vor allem ein großer Eigendünkel bezeichnend, der auf alles, was nicht Massai ist, mit Verachtung blicken läßt. Besonders die Krieger haben eine stolze, freie Haltung, blicken jedem Fremden gerade ins Auge und bringen dadurch, im Gegensatz zu andern Schwarzen, einen angenehmen Eindruck hervor. Sie wirken auch auf ihren Raubzügen vorzüglich durch den moralischen Eindruck eines trotzigen, rücksichtslosen Vorgehens, dem schwache Gemüther nicht gewachsen sind. Wo sie aber auf kräftigen Widerstand stoßen, wie z. B. bei den Wambugwe, verwandelt sich ihre „Kühnheit" sofort in jämmerliche Feigheit.

Der nomadischen Lebensweise entsprechen die Wohnsitze, oder besser gesagt die Lager der Massai. Sie bestehen aus 40 bis 60 kreisförmig angeordneten Hütten, die einen Viehhof umsäumen. Die Hütten haben oblongen Grundriß, sind etwa 1,20 Meter hoch

und durch ein Gerippe von Zweigen gestützt. Dieses wurde früher mit Kuhmist und Lehm, jetzt meist mit Stäbchenmatten und Fellen überzogen. Das Thor, durch welches man seitlich, wie in ein Schneckenhaus, eintritt, liegt an der Innenseite, der Hütteuraum ist in zwei Theile getheilt. Beim Abzug bleiben diese Hütten stehen und finden sich als Wahrzeichen früherer Siedelungen überall im Massailand verstreut. Nur Felle und Hausgeräth werden auf Esel und Rinder gepackt und mitgenommen.

Von jeher nicht kopfreich und neuerdings durch die Wirkung der Rinderpest noch mehr zusammengeschmolzen, bilden die Massai für die coloniale Zukunft Deutsch-Ostafrikas keine ernste Gefahr. Schlimmer dünkt die Wasserarmuth dieses in der That steppenhaften Massailandes, von dem wir nur in vasenähnlich zerstreuten Einzelgegenden landwirthschaftlichen Nutzen erwarten können. Für unsere Verbindung zwischen Küste und Nyansa bliebe die Hochsteppe allerdings ein arges Verkehrshemmniß, gäbe es nicht eine segensreiche, neuere Erfindung, die uns rasch und darum gefahrlos durch sogar völlig wasserleere Fluren trägt: die Eisenbahn.

Es ist ein großer Gewinn der Baumann'schen Aufnahmen, daß sie uns den Nachweis liefern, wie leicht der Schienenweg, dessen eingangs gedacht wurde, der von Tanga nach Korogwe am Pangani führt, auszubauen ist gegen den Fuß des Kilima-Ndscharo hin und von da aus nordwestlich bis an den Südostzipfel des Nyansa, den Speke-Golf. In ganz sanften Steigungen würde die Bahnlinie auf der Massaiplatte zu einer Scheitelhöhe von 2000 Meter hinansteigen und dann glatt an das Seeufer (von ungefährer Brockenhöhe) hinabziehen. Durch diese Großthat eines Eisenbahnbaues, der den vortrefflichen Nordhafen unseres Schutzgebietes, Tanga, in Dampfverkehr setzte mit jenem großen schiffbaren Nilsee, hätten wir gleichzeitig zwei große Ziele erreicht: wir hätten das zu Pflanzungen aller Art außerordentlich geeignete Massiv des Kilima-Ndscharo (etwa so umfangreich wie unser Harzgebirge) ausfuhrfähig gemacht und mit dem schon jetzt so lebhaften Handelsbecken des Nyansa, wo die eigenen Pflanzungen der Eingeborenen noch sehr steigerungsfähig erscheinen, Fühlung gewonnen. Versetzen wir sodann auf diesen Seespiegel und auf den Tanganyika, der wie ein zweites Küstenmeer den Westsaum unserer Kolonie ausmacht, je einen Dampfer, wie wir zum Glück schon unsern Wißmann-Dampfer auf dem Nyassa-See besitzen, so haben wir nahezu erzielt, was noch vor kurzem wie eine phantastische Chimäre sich ausnahm: wir haben die vornehmste, weil größte und zukunftsvollste unserer Reichscolonien mit durchaus modernen Hülfsmitteln verkehrsmäßig erschlossen, mit Dampferlinien fast ganz umsponnen, mit der Schlagader einer für Aus- und Einfuhr Treffliches leistenden Eisenbahn im Nordosten quer durchzogen.

Lassen wir nur die Sache nicht nach schlechter deutscher Art zu lange im Stadium theoretischer Erörterung! Sonst kommen uns die Engländer zuvor, die bekanntlich entschlossen sind, eine Eisenbahn von Mombas nach dem Victoria-See anzulegen. Das gäbe eine sichere Ablenkung des Nyansa-Handels, auch desjenigen unserer Antheilsseite, nach dem englischen Ostafrika! Unser Verfasser sagt mit Recht: Zweierlei verbürgt uns den Sieg über den englischen Wettbewerb, die kürzere Strecke, die wir von unserer Tangaküste zu durchbauen haben und die große Zahl billiger Arbeitskräfte, über die wir für Ausführung des Bahnbaues an Ort und Stelle verfügen, während die Engländer durch weite völlig menschenleere Wüsteneien den Bau zu führen haben. Ohne aber durch Verkehrswege das Innere unseres großen Schutzlandes zu erschließen, wird es uns nimmermehr gelingen, dessen ungeheuere tropische Leistungskraft zur Bethätigung zu bringen. Nur dann wird der Neger nach unserm heißen Verlangen den heimischen Boden daselbst besser zum Anbau als jetzt verwerthen, wenn er den Ueberschuß der Ernte über den eigenen Verbrauch mit Gewinn zur Ausfuhr bringen kann. Der jetzige Handel, wesentlich Elfenbeinhandel, ist im Ersterben und geht uns wahrscheinlich schon eher verloren als er stirbt, weil das weitaus meiste Elfenbein Deutsch-Ostafrikas aus dem Kongostaat und aus der englischen Interessensphäre stammt.

Wenn Baumann's prächtiges Buch einen Anstoß gibt, ernsthaft unsere Nation oder doch verständnißvolle Patrioten aus ihrer Mitte in diese Gedankenkreise einzuführen und sie zu opferwilliger That zu spornen, so wird ihm der Lorber gereicht, den es verdient.

Alfred Kirchhoff.

---

# Zur Kunst und Kunstgeschichte.

1. Die künstlerische Erziehung der deutschen Jugend von Dr. Konrad Lange. Darmstadt, A. Bergsträßer. 1893. 8. 3 M.
2. Geschichte der Malerei vom Anfang des 14. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts von Franz von Reber. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft. (VIII.) 1894. Gr. 8. 6 M.
3. Fritz von Uhde von Dr. Richard Graul. Mit elf Radirungen von W. Unger, P. Halm, A. Krüger, J. M. Holzapfel und W. Krauskopf. Wien, Gesellschaft für vervielfältigende Kunst. 1893. 15 M.
4. Quellenschriften für Kunstgeschichte und Kunsttechnik des Mittelalters und der Neuzeit. Neue Folge. Sechster Band: Des augsburger Patrieiers Philipp Hainhofer Beziehungen zum Herzog Philipp II. von Pommern-Stettin. Correspondenzen aus den Jahren 1610—1619, im Auszuge mitgetheilt und commentirt von Dr. Oscar Doering. Wien, C. Graeser. 1894. Gr. 8. 7 M.

Aus Konrad Lange's Werk „Die künstlerische Erziehung der deutschen Jugend" (Nr. 1) spricht echte vaterländische Gesinnung und daher auch ungeschminkte Wahr-

heitsliebe; es enthält bittere, aber heilsame Tropfen, die jedoch, wenn sie helfen sollen, auch verschluckt werden müssen, soll heißen: das Buch verdient von allen, die es angeht, verständnißinnig durchgelesen und beherzigt zu werden. Wir wollen versuchen, den verarbeiteten reichen Stoff in gedrängter Kürze wiederzugeben. Trotz der künstlerischen Begabung des deutschen Volkes, das der romanischen Rasse auch auf diesem Gebiete durchaus nicht nachsteht, hinken wir unsern westlichen Nachbarn beständig nach und können in den vornehmen Gattungen der Kunst und des Kunstgewerbes mit ihnen nicht wetteifern. Nicht nur die Ausstellungen, die zu Stande kommen, auch die, die nicht zu Stande kommen, überzeugen uns von der Wahrheit dieser Worte. Wol haben auch wir Meister ersten Ranges aufzuweisen, aber ihre Bestrebungen finden keinen Boden, um sich zu bethätigen; es fehlt das Kunstverständniß des Volkes. Der Geschmack unserer bürgerlichen Kreise kennzeichnet sich durch eine krankhafte Vorliebe für das Glatte, Weichliche und Süßliche, durch eine verderbliche Scheu vor dem kräftigen „Schwarzbrote der wahren Kunst". Erklärte doch noch in diesen Tagen, um nur ein Beispiel heranzuziehen, ein durchaus nicht einseitig gebildeter ausgezeichneter Gelehrter den Kopf der Sichel'schen „Bettlerin vom Pont des Arts" mit für das Schönste, was ihm in der neuen Kunst bisjetzt entgegengetreten sei.

Um unsern gebildeten Mittelstand wieder auf eine gewisse einheitliche Höhe des Kunstverständnisses zu heben und womöglich den Vorsprung Frankreichs wett zu machen, gibt es nur ein Mittel. Die künstlerische Erziehung unserer Jugend ruht trotz des vollkommenen Umschwungs in der Kunst noch vollständig auf der Grundlage der ästhetischen Anschauungen, die sich in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts ausgebildet haben. Die Herrschaft des formalistisch-idealistischen Princips, wie es an unsern höhern Lehranstalten vertreten wird, macht unsere gegenwärtige Kunsterziehung durchaus unfähig, ein einigermaßen kunstverständiges Publikum heranzubilden. Es muß darum Sorge getragen werden, daß unsere Jugend wenigstens Kenntniß von dem erhält, was in Dingen der Kunst auch unter den heutigen Verhältnissen als übereinstimmend und gemeinsam anerkannt wird. Vor allem aber gilt es, gebildete Dilettanten zu erziehen. Leider blickt in Deutschland der zünftige Künstler, und sei er noch so unbedeutend, noch heute mit Geringschätzung auf den kunstbeflissenen Liebhaber, während das Wort Dilettant in Frankreich und England längst ein Ehrentitel ist. Wie in der Musik so müßten die Dilettanten auch in der bildenden Kunst die Vermittelung zwischen Künstler und Publikum übernehmen; sie sind es vornehmlich, die, wenn sie einmal Feuer gefangen haben, das Verständniß für den schaffenden Meister in das Volk hineintragen. Um die allgemeine Kunsterziehung aber mit den Forderungen der modernen Kunstbewegung wieder in Einklang zu bringen, müssen die hemmenden Lücken und Schäden aufgedeckt, die im einzelnen vorgeschlagenen Reformen geprüft, das Zweckdienliche aber unter gemeinsame Gesichtspunkte gebracht und in geeigneter Weise verschmolzen werden. K. Lange unterzieht sich der gestellten Aufgabe mit großer Sorgfalt und fordert in seinen Besserungsvorschlägen verständigerweise nur das Nothwendige und Hinreichende.

Die künstlerische Erziehung hat sich auf die Entwickelung der Anschauung, die Kräftigung des Formengedächtnisses, die Ausbildung der ästhetischen Illusionsfähigkeit und die Anleitung zur technischen Geschicklichkeit zu erstrecken. Sie beginnt ihre Wirksamkeit daher schon in der Kinderstube; sie nimmt Theil am Spiel, in der Auswahl der Bilderbücher und sorgt für die richtige Beschäftigung der Hand, wobei neben Fröbel'schen Gedanken, die aber nicht unbeträchtlich zu modificiren sind, namentlich die Untersuchungen neuerer Physiologen herangezogen werden.

Den Kern des Buches bildet die Kritik des Zeichenunterrichts auf unsern Gymnasien. Es wird nachgewiesen, daß die in den neuen Lehrplänen angeordnete Vermehrung des obligatorischen Zeichenunterrichts durchaus nicht genügt, um die künstlerische Bildung in die richtigen Bahnen zu leiten. Die Erkenntniß, daß in unsern humanistischen Gymnasien die ästhetische Seite der bildenden Kunst ganz unverhältnißmäßig vernachlässigt wird und daß unsere Gymnasialbildung auch die receptive Genußfähigkeit für die darstellende Kunst in den Knaben nicht in dem Maße ausbildet, wie es für ihr späteres Leben und für die Zukunft unserer Kunst nothwendig wäre, gibt dem Verfasser, einem Rufer im Streite, Veranlassung zu einer Reihe von praktischen Besserungsvorschlägen sowol für die Lektüre, den Zeichen- und Handfertigkeitsunterricht als auch zur Hebung des Zeichenlehrerstandes.

Auf der Universität treten uns dieselben traurigen Verhältnisse entgegen. Und doch soll sich der Jurist klar darüber werden, daß die Kunst einen wichtigen Factor unseres Nationalwohlstandes bildet — ein Blick auf unsere westlichen Nachbarn belehrt ihn auch hier über unsern Rückgang —, daß es eine Pflicht unserer Gesetzgebung und Verwaltung ist, der Kunst in jeder Beziehung die Wege zu ebnen. Neben dem Juristen ist besonders der Theologe zum Wächter der Kunst, zum Erhalter der Kunstdenkmäler des Landes bestellt; nicht selten hat er bei Kirchenbauten, bei Restaurationen älterer Kirchen, bei der Conservirung kirchlicher Kunstwerke das entscheidende Wort zu sprechen, statt, wie es oft geschehen, das werthvolle alte Wand- oder Deckenbild — übertünchen zu lassen. Und wenn die gegenwärtige Vernachlässigung des Zeichenunterrichts auf Gymnasien zum Theil darauf zurückzuführen ist, daß die Schulräthe und Rectoren in der Regel nichts vom Zeichnen verstehen und als classische Philologen zur neuern Kunst kein näheres Verhältniß haben, so ergibt sich auch für die Candidaten des höhern Schulamts die dringende Verpflichtung, sich schon auf der Universität mit der Kunst wenigstens soweit zu beschäftigen, daß sie sich ihrer Verantwortlichkeit in dieser Beziehung bewußt werden. Vor allem aber sollten die höchsten und gebildetsten Kreise der Nation, die

an der Weiterentwickelung unserer Cultur zu arbeiten haben, auch die gegenwärtige Cultur in ihrem vollen Umfange verstehen lernen, und dazu gehört unabweisbar auch die bildende Kunst.

Auch für die Universitätszeit gibt der Verfasser die nöthigsten Winke, wie den Uebelständen, die sich im praktischen Wirken des akademischen Zeichenlehrers und im theoretischen Unterrichte des Kunstgeschichtslehrers vorfinden, abzuhelfen sei. Die Ausführungen Lange's sind auch hier ungemein anregend und, was sein eigenes Fach anlangt, so klar und überzeugend, daß es an der Zustimmung vorurtheilsfreierer Gemüther in den betheiligten und betroffenen Kreisen nicht fehlen kann, — der Hoffnung aber auf baldige Abhülfe vermag der mit den wirklichen Verhältnissen einigermaßen Vertraute leider noch nicht Raum zu geben. Wollte Gott, wir täuschten uns, damit die künftige Generation, die unzweifelhaft den großen friedlichen Wettkampf um die Palme der Kunst aufnehmen muß, nicht unvorbereitet hineingerissen werde oder sich theilnahmlos und gleichgültig des Sieges begebe!

Franz von Reber's „Geschichte der Malerei vom Anfang des 14. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts" (Nr. 2) ist zwar zunächst zum Begleiter für die ersten fünf Jahrgänge des von A. Bayersdorfer und F. von Reber herausgegebenen classischen Bilderschatzes ausersehen, kann aber mit gleichem Nutzen in Verbindung mit jedem andern guten kunstgeschichtlichen Bilderwerke oder einer geeigneten Sammlung von Photographien verwandt werden, zumal auch jener Bilderschatz noch nicht die genügende Vollständigkeit aufweist, wie durch das Geleitswerk selbst am besten zu erkennen ist.

Außer dem Vorzuge klarer und faßlicher Anordnung, dem einzigen, den der Verfasser für sein schönes Werk in Anspruch nimmt, dürften sich leicht in jedem Abschnitte des Buches die Früchte der eigenen Forschungen F. von Reber's in erklecklicher Anzahl herauslesen lassen; ebenso springt die mannichfache Verwerthung des in den letzten Jahrzehnten gewaltig angewachsenen Schatzes kunstgeschichtlicher Errungenschaften in die Augen. Da der Verfasser auf eingehendere biographische Schilderungen, sowie auf Controversen und Begründungen des eigenen Urtheils Verzicht leistete und daher auch die Angabe aller Citate unterdrückte, so war es möglich, das weitschichtige Material auf einen verhältnißmäßig geringen Raum zusammenzudrängen. Die knappe Fassung ist der Uebersichtlichkeit nur günstig gewesen und hat auch der scharfen Charakterisirung der Künstler und ihrer Werke keinerlei Eintrag gethan. Besonders werthvoll für den Anfänger sind die orientirenden Einleitungen, die jeder Epoche und Schule vorangeschickt sind und deren Gepräge und Können in klaren Umrissen veranschaulichen, während den Fachmann eine Anzahl von Urtheilen, wenn nicht zum Widerspruch, so doch zum Nachdenken reizen — Aussprüche, die vielleicht nur deshalb kühn erscheinen, weil die auf sie hinleitenden oder sie begründenden Ausführungen fehlen.

Das Werk hört dort auf, wo Muther's „Geschichte der modernen Malerei" beginnt. Sollte ein wißbegieriger Leser dieses letztern Werkes Lust und Drang verspüren, sich auch über die „großen Todten" schnell zu unterrichten, so mag er zu F. von Reber's Buche greifen. Nach dem Brillantfeuerwerke Muther'scher Diction wird ihm die einfache Kost schlichter und doch nicht minder lichtvoller Darstellung erwünschte Abwechselung bieten. Für das ausführliche Inhaltsverzeichniß aber, sowie für das gegen 900 Namen aufweisende Künstlerverzeichniß werden dem Verfasser beide, Fachmann wie Laie, dankbar sein. Im übrigen hat F. von Reber auch dafür gesorgt, daß in der Schilderung eines wechselvollen Künstlerlebens das allgemein interessirende rein menschliche Element nicht zu kurz kommt, wenn er uns auch nicht so ausführlich die Herzensgeschichten seiner Helden erzählt, wie Muther die Seelenleiden eines Dante, Rossetti oder eines Bastien Lepage schildert. Einiges ist uns dabei indeß aufgefallen. Weshalb gibt F. von Reber z. B. die Liebesgeschichte von Filippo Lippi in der alten Fassung wieder? Auch ist uns nicht klar, warum er die Fornarina im Palazzo Barberini noch immer Raffael zuschreibt und die Madonna di San Sisto für die armen Mönche zu Vicenza statt für die schwarzen Brüder von Piacenza malen läßt. Doch dies sind Dinge, die für die Bestimmung des Werkes nur eine untergeordnete Bedeutung besitzen.

Richard Graul's Schrift „Fritz von Uhde" (Nr. 3) versetzt uns wieder mitten in die moderne Kunstanschauung. Auf die Gruppe der Maler, die wie Liebermann, Zügel, Graf Kalckreuth u. a. ihre Stoffe in der uns umgebenden Außenwelt suchten, folgten die Maler der Innenwelt, die dem Bedürfnisse religiöser Empfindung und der lang in Fesseln geschlagenen Phantasie, die sich in Kunst und Dichtung zu neuem Fluge bereitete, zu Hülfe kamen: Wie auf Zola Huysman und Rod, so folgten auf jene F. von Uhde, Stuck und Klinger, in England Rossetti, Burne-Jones und Watts, in Frankreich Moreau, Puis de Chavannes und Cazin.

Fritz von Uhde's Kunst hat bereits in vielen deutschen Herzen feste Wurzel geschlagen. Die einen verehren in ihm den ersten Naturalisten, der es verstand, der religiösen Malerei neue Seiten abzugewinnen; die andern fühlen sich zu ihm hingezogen, weil er die Regungen der Kinderseele, das Unschuldsvolle, Naive wie kaum einer von ihm zu schildern versteht und dadurch den Genießenden selbst in freundliche Erinnerungen zu versenken vermag. Nachdem der Este Eduard von Gebhardt die biblischen Gestalten in mittelalterliche Gewänder gekleidet und in den Apostelgestalten das athletisch-schöne durch das knorrig-eckige ersetzt hatte, wirkten Uhde's Darstellungen moderner Christen, die in modernem Costüme den heiligen Handlungen beiwohnten, wie der milde Glanz der Frühlingssonne nach dem Besuche einer gotischen Kapelle. Uhde's Bilder „Lasset die Kindlein zu mir kommen" im leipziger Museum, „Komm Herr Jesus, sei unser Gast" in der Nationalgalerie zu

Berlin, und das „Triptychon der heiligen Nacht" in der dresdener Galerie sind aller Orten bekannt, weniger schon sein „Gang nach Bethlehem" in der Pinakothek zu München, das man in „den schweren Gang" umtaufen zu müssen glaubte. Zu den Kindern und Engeln seiner biblischen Scenen gesellte sich endlich das kleine Volk seiner Kinderstubenbilder, in denen die liebenswürdigsten Züge reiner Menschlichkeit ihre Verklärung finden.

In dem vorliegenden Sonderabdrucke aus den wiener „Graphischen Künsten" gibt R. Graul neben einem kurzen Lebensabrisse eine Schilderung von Uhde's Werden und Können, mit der er eine ausführlichere Beschreibung der Hauptwerke des Künstlers verknüpft. Beigegeben sind sechs Radirungen von der Hand verschiedener Künstler, und dementsprechend auch von ungleichem Werthe, darunter Krüger's sorgsame Radirung des leipziger Bildes, in der sich auch die Lichtpoesie des Originals vortrefflich wiederspiegelt. Besonders werthvoll für das eingehende Verständniß der Uhde'schen Kunst ist die Wiedergabe einer Reihe von Kohlestudien, die, wie beispielsweise die Zeichnung „Auf der Flucht", den Gedanken nur in wenigen Stichen andeuten und durch die leicht mit dem Wischer aus der Landschaft herausgehobenen Gestalten Scene und Stimmung wie im fertigen Bilde vollendet wiedergeben.

Graul's Studie über Uhde ist in Bezug auf taktvolle fachmännische Beurtheilung ein nachahmenswerthes Beispiel: neben dem verständnißnehmenden Eindringen in die Werke und die schöpferische Eigenart des Künstlers tritt auch die Absicht zu Tage, nicht das eigene Licht, sondern den Genius des gottbegnadeten Meisters aufleuchten zu lassen. Manche Kunstschriftsteller schlagen bei der Besprechung der Künstler, auch bei solchen, deren Namen bereits unverlöschlich der Geschichte der Kunst angehören, einen Ton an, der nicht recht mit der Stellung harmoniren will, die sie selbst zur Kunst und ihren Vertretern einnehmen. Er klingt oft so von oben herab, daß man ihn — nicht recht versteht. Diese vornehme oder besser herablassende Art, mit der die Kritiker häufig an die Künstler und ihre Werke herantreten, steht nicht einmal denen gut, die in der Kunstwissenschaft bereits zu den Koryphäen zählen oder selbst Künstler sind, die dem Beurtheilten einigermaßen ebenbürtig sind, viel- weniger dem Recensenten von Beruf. Am besten — wenn auch nicht immer — hat es wol bisjetzt Muther verstanden, sich in die Empfindungswelt der modernen Künstler von verschiedenster Neigung und Begabung zu versenken, sich ihnen anzupassen und — dann sie erst zu kritisiren.

Das fast durchweg unbekannte Material, das Oscar Doering's Schrift „Des augsburger Patriciers Philipp Hainhofer Beziehungen zum Herzog Philipp II. von Pommern-Stettin" (Nr. 4) bietet, besteht überwiegend aus den Correspondenzen des augsburger Patriciers Philipp Hainhofer, dessen Leben dem Fachmanne durch Paul von Stetten's „Lebensbeschreibungen zur Erweckung und Unterhaltung bürgerlicher Tugend" (Augsburg 1778) bekannt ist. Uns interessirt hier vor allem seine Thätigkeit als Rathgeber und Agent für die Angelegenheiten der Kunst und des Kunstgewerbes. Seine Briefe, die er in französischer, lateinischer, italienischer oder spanischer Sprache schrieb, handeln vielfach von Bestellungen und Kaufaufträgen von Kunstwerken und sind daher überfüllt mit Berichten über Dinge der Kunst. In dem massenhaften Material sind die Briefe Hainhofer's an den Herzog Philipp von Pommern-Stettin das wichtigste, was aus der ersten Hälfte seines Lebens an Briefschaften vom ihm übrig ist. Von den Originalen haben sich nur wenige erhalten, dagegen sind die Entwürfe zu Briefen oder auch die Abschriften und Auszüge in acht starken Octavbänden aufbewahrt, die fast die gesammte Correspondenz seines Lebens umfassen und jetzt in den Besitz der wolfenbütteler Bibliothek gelangt sind. Die Briefe Herzog Philipp's sind, mit Ausnahme eines einzigen, leider nicht mehr vorhanden. Obgleich es Hainhofern an eigentlichem kunsthistorischem Sinne gebrach, so haben seine Anregungen immerhin auf die Leistungen seiner Zeitgenossen förderlich eingewirkt.

Als Beilagen gibt der Verfasser zu der sorgfältig gesichteten und commentirten Sammlung die Schilderung des pommerschen Kunstschrankes, den Anfang der Beschreibung des herzoglichen Stammbuches, die Besprechung des berühmten Hainhofer'schen „Standbuches" im Zustande von 1610, sowie die Abbildung der von ihm in den stettiner Papieren entdeckten Copie des dazu gehörigen Titelblattes.

Ernst Lehmann.

## Erzählungen.

1. Jesus von Nazareth. Von einem Christen. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1893. 8. 2 M.
2. Arius der Libyer. Ein Idyll aus der christlichen Urkirche. Aus dem Englischen übersetzt von Käthe Dolle. Frankfurt a. O., H. Andres u. Comp. 8. 4 M. 50 Pf.
3. Heinz Kirchner. Aus den Briefen einer Mutter an ihre Mutter. Von Adalbert Meinhardt. Berlin, Gebr. Paetel. 1893. 8. 3 M.
4. Der Cigarrettenmacher von F. Marion Crawford. Uebersetzt von Th. Eminger-Longard. Stuttgart, R. Lutz. 1893. 8. 2 M. 50 Pf.
5. Ein bescheidener Roman und andere Erzählungen von Mary Wilkins. Deutsch von Henny Koch. Stuttgart, R. Lutz. 1893. 8. 2 M. 50 Pf.
6. Im Eichhornhof. Erzählungen aus der Sommerfrische von F. R. Stockton. Deutsch von M. Jokobi. Stuttgart, R. Lutz. 8. 2 M. 50 Pf.
7. Christliche Novellen. Fünf Erzählungen von Otto Brennekam. Baireuth, Niehrenheim u. Bayerlein. 1894. 12. 1 M. 50 Pf.

Christusromane scheinen Mode zu werden. Der eine macht sie vom bibelgläubigen Standpunkt aus („Benhur"),

der andere vom realistisch-modernen aus („Bergfeuer"), der dritte erinnert sich Rénan's. Letzteres scheint mir bei dem neuesten Roman „Jesus von Nazareth" (Nr. 1) der Fall zu sein. M. G. Conrad's „Bergfeuer" war freilich auch nicht ganz ohne Einfluß auf den Verfasser; aber sein Roman ist salonfähiger, glatter, eleganter geworden. Mit Conrad's Roman theilt er den durchaus modernen Stil, der jetzt bei dem an den Alterthümeleien des historischen Romans übersättigten Publikum Anklang zu finden scheint. So beginnt das dritte Kapitel:

Bei dem Gouvernement von Judäa in Jerusalem war ein Schreiben des Vicekönigs Herodes von Galiläa und Peträa eingelaufen, in welchem auf eine Persönlichkeit mit Namen Johannes aufmerksam gemacht wurde, welche am Jordan, hart an der Grenze von Judäa, seit einigen Wochen nicht nur eine starke Bewegung unter der dortigen Bevölkerung hervorgerufen habe, sondern auch einen großen Zulauf von auswärts veranlasse. Besagtes Individuum gefalle sich nicht allein darin, öffentliche Einrichtungen und behördliche Verordnungen zu bemängeln, sondern erdreiste sich sogar, intime Verhältnisse der viceköniglichen Familie öffentlich zu kritisiren. Zum Schlusse war es einer gefälligen Erwägung empfohlen, ob nicht derartigen Mißständen durch eine Entfernung des Johannes von seiten des Gouvernements entgegengetreten werden könnte.

Manchmal scheint es, als ob der Verfasser in seine Historie lediglich die Polemik gegen Orthodoxie und Priesterschaft habe einkleiden wollen. So heißt es, nachdem sich Jesus von einem Gastmahl bei dem königlichen Baumeister Esra zurückgezogen hat:

Alle waren seines Lobes voll. Selbst Joseph, welcher als Mitglied des obersten Kirchenrathes in Jerusalem zu den Spitzen der Priesterschaft zählte und in der Mitte einer strenggläubigen Umgebung aufgewachsen war, erklärte, daß er sich eins fühle mit der Lehre Jesu. Es sei nachgerade unverantwortlich, wenn man nicht auch an maßgebender Stelle einen Standpunkt verlasse, welcher mit dem ganzen Wissen einer neuen Culturperiode, mit allen Verhältnissen der modernen Zeit unvereinbar sei. Was sei denn der Kern der ganzen Rechtgläubigkeit, auf die man sich in Jerusalem so viel zugute thue; doch nichts anderes als ein veraltetes Formelwesen, geistlose Sentenzen, welche dadurch, daß man nicht mehr wisse, in welchem Hirne sie entstanden, den Nimbus des Heiligen, Göttlichen, Unantastbaren durch eine unwissende, oft nicht uneigennützige Priesterschaft erhalten hätten. — — — Wahrlich, es sei höchste Zeit, daß der Messias erscheine, der diesen alten Trödelkram hinauswerfe und die Welt rein mache für das nahe Reich Gottes, dessen Mitglieder ohne Selbstsucht, ohne Klassen- und Parteihaß nebeneinander lebten, in welchem jeder nach seinen Kräften, in seinem Berufe beitrage zum Wohl der Gesammtheit, frei von jeder beengenden Glaubensformel, nur seinem Gewissen und seinem Gotte gehorchend.

Nachher wird erzählt:

Zu gleicher Zeit fand beim Aeltesten der Synagogenvorstände eine bewegte Sitzung statt. Alle waren einig, daß gegen Jesus um jeden Preis eingeschritten werden müsse, daß mit allen Mitteln anzustreben sei, ihn unschädlich zu machen; das fordere das Wohl der Kirche, des Staates und des Volkes. Mit Bedauern müsse man constatiren, daß alle Versuche, die Regierung in Tiberias zu einem Schritte gegen diesen Ketzer zu veranlassen, bisjetzt ohne Wirkung gewesen seien, ganz unbegreiflicherweise, da die Regierung doch alles aufbieten müsse, die Geistlichkeit, die einzige wahre Stütze der Ordnung und des Thrones, zu schützen. Auch der Hinweis auf die regierungsfeindlichen Anschauungen dieses Verruchten habe nichts genützt.

Ohne eine Art Liebesverhältniß mit Maria Magdalena geht es in weiterer Ausführung Rénan's nicht ab, und ehe Jesus nach Jernsalem hinaufzieht, hat er mit ihr noch eine kleine Liebesscene, wie sie in Romanen nicht ungewöhnlich ist. Ich finde diesen Zug nicht blos äußerst geschmacklos, sondern einfach unmöglich. Da ist M. G. Conrad der Wahrheit noch viel näher gekommen, wenn er in seiner Weise und Sprache die wahre Messiasgröße Jesu darin sucht, daß er ihn als für das Weib vollkommen unempfindlich darstellt.

Was der Verfasser eigentlich mit seinem Romane will, ist mir nicht klar geworden. Daß das weder der Christus des Glaubens noch der Jesus der Geschichte ist, bedarf keiner weitern Ausführung. Man könnte auf den Gedanken kommen, das Ganze sei eine Satire auf die Darstellung der Evangelien, wenn dem nicht die Bezeichnung widerspräche, die der Verfasser gewählt hat: „von einem Christen". Soviel aber scheint mir sicher zu sein, daß die ungeheuern Wirkungen, die von Jesus von Nazareth ausgegangen sind, sich zwar leicht aus den Evangelien erklären lassen, niemals aber aus diesem oder ähnlichen Romanen. Und ich meine, jeder Versuch, die Person Christi dichterisch zu gestalten, müsse von den weltgeschichtlichen Wirkungen desselben ausgehen; und wem für sie die Berichte des Neuen Testamentes nicht genügend erscheinen, der muß eben suchen, es besser zu machen als jene. Mit Rénan'schen oder modernen Ideen aber kommt man nicht zu diesem Ziele.

Nach Christus der große Ketzer Arius! (Nr. 2). Ein interessanter Versuch, diesen Mann zum Helden eines Romans zu machen, und ein Versuch, der nicht ganz mislungen ist. Anlage und Composition lassen freilich viel zu wünschen übrig. Der Roman fällt in zwei Theile auseinander, deren erster den Arius zum Helden hat, doch blos von seiner Geburt 265 n. Chr. bis zu der Zeit, da er Presbyter in Alexandrien wurde, während im zweiten Theil der Kaiser Konstantin der Große im Mittelpunkt steht. Dazu wird unendlich viel religionsphilosophisch geredet über die Entwickelung der Religionen, insbesondere der Religion Christi, und Arius hält zuletzt auf dem breit geschilderten Concil von Nicäa (325 n. Chr.) überlange Reden. Das geschah freilich vielleicht deshalb, damit der Leser sich für das interessire, um was es sich im arianischen Streit handelte, um ein Jota — um die Wörtlein homousios (wesensgleich) und homoiusios (wesensähnlich). Doch verrückt der Verfasser, da er dafür doch seine Leser nicht erwärmen konnte, die Sache wieder und stellt den ganzen Kampf unter einen politischen Gesichtspunkt: bei Arius Urchristenthum, Freiheit von jeder Unterthanenpflicht, Christus allein der Herr; auf kaiserlicher Seite aber der Versuch, diese Freiheit zu vernichten und das Christenthum dem Staatsoberhaupt zu unterwerfen, die ganze bürgerliche, militärische und kirchliche Gewalt in

einem höchsten Oberhaupt zu vereinigen. Das System des Arius, d. h. das des Urchristenthums, so stellt es der Verfasser dar, lasse keinen Raum mehr auf Erden für Konstantin; die kirchliche Lehre aber („wesensgleich"), die Christus blos als eine Offenbarung des Göttlichen erscheinen lasse, die mit Christi Scheiden von der Erde ihr Ende gehabt habe, da ja Christus wieder zu seiner überirdischen Herrlichkeit und Beschaffenheit zurückgekehrt sei, lasse für Konstantin's Herrschaft vollen Raum; das Christenthum der Kirche thue den Herrschern dieser Welt keinen Abbruch, während der Glaube des Arius bald alle menschlichen Regierungen abschaffen und alle Fürsten auf Erden entthronen werde. Darauf baut sich denn der politische Conflict, an dem Arius zu Grunde geht; so wird Konstantin's Haß gegen ihn begründet. Mir scheint, dieser Versuch, das Theologische mit dem Politischen zu combiniren, durchaus mislungen. Daß der Verfasser an Arius lauter Licht, an seinen Feinden fast nur Schatten gesehen hat, entspricht zwar dem Bedürfniß des Romanschreibers und der Begeisterung für seine Helden, nicht aber der Geschichte. Am interessantesten ist die Figur Konstantin's, und hier ist es auch dem Verfasser am ehesten gelungen, aus den widersprechendsten Nachrichten ein Bild zu zeichnen, das der Wirklichkeit ziemlich nahe kommen wird. Die Beleuchtung, in welche dieses Bild gerückt ist, erhellt am besten gleich aus der Ueberschrift des Kapitels, in dem Konstantin vorgeführt wird. Sie heißt: „Seine allerchristlichste Majestät." Wenn der Roman anders componirt, wenn Konstantin durchgehends zur Hauptperson gemacht worden wäre und Arius und das Concil von Nicäa nur eine Episode gebildet hätte, so wäre ohne Zweifel in das Ganze ein viel größerer historischer Zug gekommen und wäre die Theilnahme des Lesers viel mehr gefesselt worden, als dies jetzt der Fall ist.

Ob es sich bei Adalbert Meinhardt's Roman „Heinz Kirchner" (Nr. 3) um eine ganz frei erfundene Person handelt, oder ob eine wirkliche Person Modell gestanden hat, ist nicht leicht zu entscheiden. Auf letzteres läßt der Ausgang des Romans schließen, der so ganz bestimmte Thaten des Heinz Kirchner in seiner Vaterstadt Hamburg erzählt, daß es fast unmöglich ist, sie für Erfindung zu halten. Und andererseits müßte dann eigentlich heute noch nicht blos Hamburg, sondern die halbe Welt von Heinz Kirchner's Leben und Thaten so voll sein, daß es nicht erst dieses Romans bedurfte, um uns mit ihm bekannt zu machen. Steht wirklich in Hamburg „an der Universität, die er gegründet, seine Büste?" Ich weiß es nicht, aber die Erzählung Meinhardt's wird mich veranlassen, wenn ich nach Hamburg komme, nach der Universität und nach Heinz Kirchner's Büste zu fragen. Und finde ich beides nicht, so thut mir's auch nicht leid; denn das Bild Heinz Kirchner's und der Seinen ist mir in die Seele geprägt, wie nicht leicht ein anderes. Und das durch die Kunst einer höchst einfachen, anspruchslosen Erzählung, die größtentheils in Briefen der Mutter Heinz Kirchner's und in den Antworten ihrer Mutter gegeben wird. Das ist alles ganz vortrefflich gemacht, nein nicht gemacht, aus dem Herzen gequollen, erlebt, dazu vorzüglich componirt, immer gehaltvoll und auch im Ausdruck auf der Höhe des Inhalts. Es ist eine jener Erzählungen, die man genießt, nicht blos durchliest; und im Familienkreise vorgelesen, wird sie eine fast andächtige Stille hervorrufen.

Zu den für die Familie tauglichen Erzählungen, und zwar zu den bessern, gehören auch die drei Bände der „Sternbannerserie", die uns vorliegen (Nr. 4, 5 und 6). Es ist merkwürdig, wie wenig diese amerikanischen Erzähler einen Zug ins Große haben, den man eigentlich von ihnen erwarten sollte, da doch durch die ganze Entwickelung des nordamerikanischen Staatswesens ein großer, freiheitlicher Zug geht. Offenbar steht die amerikanische Erzählungsliteratur noch durchaus unter englischem Einfluß; alle die uns vorliegenden Erzählungen hätten wol ebenso gut in England, wie in Neuengland entstanden sein können, und allen könnte man die Ueberschrift geben: „Ein bescheidener Roman". Auch der Humor ist von englischer Art, solid, liebenswürdig, mehr das Kleine verklärend als das Große. Die bedeutendste Erzählung ist Marion Crawford's „Der Cigarrettenmacher" (Nr. 4), die Geschichte eines Cigarrettenarbeiters, der in einem münchener Cigarrettengeschäft thätig ist, aber besonders an bestimmten Wochentagen die fixe Idee hat, er sei ein russischer Graf. Der Leser bleibt bis zum Schluß zweifelhaft, ob er es mit einem Verrückten oder doch Halbnarren zu thun hat, und in der That der Cigarrettenmacher ist psychisch krank. Aber seine Wahnvorstellungen haben wirklichen Hintergrund, und zuletzt entpuppt er sich als russischer Graf. Die Geschichte ist sehr gut erzählt und fesselt gerade durch die ins einzelne gehende Art der Darstellung; die Gestalten treten in äußerster Lebenswahrheit vor unser Auge, und kleine Züge zeigen einen Meister der Charakterisirung. Fast dasselbe gilt von F. R. Stockton's „Eichhornhof" (Nr. 6) und den Erzählungen von Mary Wilkins (Nr. 5). „Ein bescheidener Roman" ist wirklich ein Cabinetsstück einer Erzählung, und auch einige der andern kommen ihm nahe. Im ganzen kann man also diese amerikanischen Erzähler dem deutschen Hause empfehlen: es ist gesunde Kost.

Auf das christliche deutsche Haus rechnen Otto Brennekam's Erzählungen (Nr. 7). Es sind theils kunstlose Novellen, theils Erzählungen im Plauderton. Der Verfasser hat eine gewisse Gabe, rührend, manchmal sogar ergreifend darzustellen, auch wo es sich um oft dagewesene Stoffe handelt. Je weniger Worte, auch christliche Worte, er macht, je weniger er seine eigene Person in den Vordergrund stellt, um so mehr erwärmt und gewinnt er uns für seine christliche Auffassung der Dinge. Im ganzen leiden diese christlichen Erzählungen an demselben Mangel wie so viele, die christlich sein wollen: für die Christen, welche auf demselben Standpunkt stehen wie der

Verfasser, ist es eigentlich unnöthig, so viel Christenthum in Worten aufzuwenden; andere aber werden dadurch eher abgestoßen als angezogen. Von den christlichen Erzählungen gilt, was der Apostel Petrus von den Frauen sagt: die, so nicht glauben, sollen gewonnen werden durch der Weiber Wandel ohne Wort, ihr Schmuck soll nicht auswendig sein, sondern der verborgene Mensch des Herzens. Ich denke, unsere christlichen Schriftsteller werden verstehen, was ich damit meine.

Richard Weitbrecht.

# Russische Literatur.

1. Aus dem modernen Rußland. Von Bernhard Stern. Berlin, S. Cronbach. 1893. 8. 2 M.

Ehrlicher kann man das Manco seiner Nation nicht eingestehen, als dies der russische Oberst Tschadajew gethan hat, welcher den Napoleonischen Krieg mitgemacht und in der Cultur des Westens sein Ideal gefunden hatte. Nach Rußland zurückgekehrt, nahm bei ihm die Unzufriedenheit mit den heimischen Zuständen seinem Charakter und seiner Gedankenrichtung gemäß die Form eines abstracten Skepticismus an. Seine Enttäuschung machte sich in seinem berühmten „Philosophischen Brief" Luft, in dem es unter anderm heißt:

Wir gehören zu keiner der großen Familien der Menschheit, weder zum Occident noch zum Orient, wir haben weder die Traditionen der einen noch der andern. Wir scheinen gleichsam außerhalb der Welt zu leben, und die allgemeine weltgeschichtliche Bildung des Menschengeschlechtes hat uns nicht berührt. Jenes wunderbare im Verlauf der Jahrhunderte entwickelte Band der menschlichen Ideen, jene Geschichte der menschlichen Erkenntniß, hat gar keinen Einfluß auf uns ausgeübt. . . . Wir haben das Alter maßlosen Thatendranges, dieses poetischen Spieles der sittlichen Kräfte des Volkes niemals besessen. . . . In unserm Gedächtniß finden sich keine entzückenden Erinnerungen, keine großen, zur Nachahmung anregenden Muster in den nationalen Traditionen. Wir leben in einer gewissen Gleichgültigkeit gegen alles, vom engsten Horizont umgeben, ohne Vergangenheit und ohne Zukunft. . . . Alle Völker des westlichen Europas haben eine gemeinsame Physiognomie, das Resultat ihrer allgemeinen Geschichte, und dann den eigenen individuellen Charakter. Die sie verbindenden Ideen sind die Ideen der Pflicht, des Gesetzes, der Wahrheit, der Ordnung. Wodurch sollen diese bei uns fehlenden Ideen ersetzt werden? Uns fehlt die Gründlichkeit, die Methode, die Logik, der Syllogismus des Westens. Das ist ein allgemeiner Zug unseres Wesens, der in Westeuropa nur vereinzelt auftritt. Unserer Lage zwischen dem Orient und dem Occident gemäß, hätten wir die beiden großen Anfänge der Erkenntniß in uns verbinden müssen: Phantasie und Vernunft. Aber in Wirklichkeit könnte man denken, daß das allgemeine Gesetz der Menschheit für uns nicht geschrieben sei. Pilger der Welt, haben wir dem Leben nichts gegeben, nichts von demselben erworben, keine einzige Idee zu der Masse der Ideen der Menschheit hinzugefügt; nichts haben wir zur Vervollkommnung der menschlichen Erkenntniß beigesteuert, und alles verunstaltet, was uns diese Vervollkommnung gegeben. . . . Ich wiederhole es: wir haben gelebt, wir leben als eine große Lehre für die entfernten Geschlechter, welche diesen gewiß zum Nutzen gereichen wird, aber gegenwärtig bilden wir eine Lücke im allgemeinen Erkenntnißproceß.

Dieser markerschütternde Weheruf gellt uns in den Ohren, wenn wir Stern's anschauliche Skizzen, in den das moderne Rußland gezeichnet ist, an uns vorüberziehen lassen. Die Seele des heiligen Zarenreichs ist der ehemalige Lehrer Alexander's III., der das vollkommene Vertrauen seines Kaisers und Herrn besitzende Constantin Petrowitsch Pobedonoszew, welchem der Verfasser das Kainszeichen des russischen Torquemada aufdrückt. Nach Zehntausenden zählen die Unglücklichen, welche seinem blinden Fanatismus zum Opfer fallen; nach Zehntausenden die Armen und Elenden, die von ihm vertrieben, heimatlos von Ort zu Ort wandern; nach Hunderttausenden die, welche er dem Hungertode und der Verkommenheit preisgibt. Sein ganzes Sinnen und Trachten ist darauf gerichtet, alles, was nicht griechisch-orthodox ist, vom Erdboden zu vertilgen. Es ist selbstverständlich, daß ein solcher Dunkelmann keinen Bund mit der Civilisation schließen kann. Darum mußte schließlich Jurjew über Dorpat, welches gleichsam der letzte Athemzug der Cultur und des Deutschthums in Rußland war, triumphiren.

2. Moderne russische Censur und Presse vor und hinter den Coulissen. Von W. J. Nagradow. Berlin, S. Cronbach. 1894. 8. 6 M.

Ein gar trauriges und düsteres Gemälde ist es, das in dem vorliegenden Buche vor unsern Augen entrollt wird, — ein Gemälde, welches das höchst unerquickliche Bild, das sich die Westeuropäer mit Ausnahme etwa der in dem Verbrüderungstaumel schwelgenden Franzosen von den modernen russischen Verhältnissen machen, noch tief in den Schatten stellt. Gleichwol haben wir nicht die geringste Veranlassung, an der geschichtlichen Treue der von Nagradow entworfenen Schilderung irgendwie zu zweifeln, denn er ist ein Russe und hat aus dem vollen Leben geschöpft. Was er sagt, das hat ihn die Erfahrung gelehrt; er hat lange genug in seinem Vaterlande gelebt, um sich einen genauen Einblick in das Thun und Treiben der unumschränkt und zügellos in ihm waltenden Tschinowniki (Beamten) zu verschaffen; er ist selbst oft genug mit der hochnothpeinlichen Censur in Berührung gekommen, um sich ein maßgebendes Urtheil über ihr Vorgehen zu bilden. Er sieht überdies nicht durch die Brille des Nihilismus. Weit entfernt davon, den wirren und an der Oberfläche haftenden Anschauungen der extrem radicalen Partei zu huldigen, erklärt er ihr vielmehr, selbst auf die Gefahr hin, als ein Rückschrittler verschrien zu werden, offen und unzweideutig den Krieg; er bekämpft sie auf Leben und Tod, weil sie das Banner des wüstesten Terrorismus aufpflanzt, sich auf

den rohen Standpunkt der Vergeltungstheorie stellt, den Teufel durch Beelzebub austreiben will, und tritt aufs entschiedenste und eindringlichste für die gesetzliche Bekämpfung der abnormen Zustände ein. Wir suchen allerdings vergebens nach einer Kennzeichnung des friedlichen Weges, welcher zur Renaissance des „sechsten Theiles der Welt" führen könnte. Der Verfasser ist uns zudem den Beweis dafür schuldig geblieben, daß in einem Staate, in welchem das einzige Gesetz die Ungesetzlichkeit ist, in welchem die Unterthanen nur die Rechte des Schweigens und des blinden Gehorchens besitzen, überhaupt etwas auf gesetzlichem Wege erreicht werden kann.

Nur in der Darstellung der Censur- und der Preßverhältnisse unter Alexander II. hat der Verfasser mit seiner Palette zu schwarz aufgetragen. Zum mindesten hat er die freiheitliche Umgestaltung der Präventivcensur unter dem Zar-Befreier viel zu wenig gewürdigt. Sowol die Spitzen der Preßbehörden, als auch die ausübenden Censoren haben während der Jahre 1861—1867 ihren Beruf in so überaus edlem Sinne aufgefaßt und dieser Auffassung in so humaner Weise praktische Folge gegeben, daß ein Mann von der Bedeutung des Publicisten Friedrich Meyer von Waldeck, welcher zweiundzwanzig Jahre die obere Leitung der deutschen „St. Petersburger Zeitung" inne hatte, nicht ansteht, jene Periode als eine goldene Aera der russischen Presse zu bezeichnen. Diese wurde durch die Ernennung des Geheimrathes Wassili Andrejewitsch von Zehe zum obersten Lenker der Censur eingeleitet. „Im Laufe unseres ersten Gespräches", erzählt der erwähnte Publicist in seinem vor kurzem erschienenen Buche: „Unter dem russischen Scepter", „versicherte mir Herr von Zehe, so lange er in seinem jetzigen Amte bleiben würde, solle ich keine Bedrängniß von der Censur erleiden. Er werde zwar, wie es das Gesetz verlange, officiell einen neuen Censor für meine Zeitung ernennen, zum wirklichen Censor des Blattes aber bestimme er mich selbst. . . . Herr von Zehe versprach allerdings viel, aber er hielt auch sein Wort wie wenige. Meine Zeitung hat nie glücklichere Censurverhältnisse erlebt als während der Zeit seiner Amtsverwaltung. Die Censur existirte für mich eigentlich nur dem Namen nach. Ich war mein eigener Censor und ich glaube, daß der freisinnige Mann, der dies Amt officiell bekleidete, nicht allzu häufig von dem Inhalt meines Journals Kenntniß gehabt hat. Aber die Unterhaltung mit dem neuen Chef berührte noch einen andern hochwichtigen Punkt. Er bekundete seine feste Ueberzeugung, daß er nicht im Stande sein könne, sein Amt gewissenhaft zum Wohle der Gesellschaft und des Staates zu verwalten, wenn die angesehenen und bewährten Herren von der Presse mit ihrem Rath und ihrer Unterstützung ihm nicht zu Hülfe kämen. Von ihnen erwarte er über die Regungen des Zeitgeistes auf dem Laufenden erhalten zu werden, von ihnen müsse er die Lebensbedingungen der Presse kennen lernen, die erwünschten Verbesserungen in ihrem Verhältniß zum Staate erfahren. . . . Auch diese Worte des neuen Chefs wurden zur Wahrheit." Und muß es nicht hoch gepriesen werden, daß Herr von Zehe von der Tagesliteratur die Einstellung aller Angriffe gegen die nichtrussischen Nationalitäten des Kaiserreichs, welchem Volksstamme immer sie auch angehören, zu welchem Glauben sie sich auch bekennen möchten, forderte, weil diese Angriffe der Regierung nur Schaden bereiten und dem wahren Charakter des seit unvordenklichen Zeiten durch eine großherzige Toleranz ausgezeichneten russischen Volkes ganz und gar widersprechen?

Die Quintessenz des uns beschäftigenden Buches ist, daß die Censur unter der Regierung Alexander's III. mit einer Willkür, Härte und Parteilichkeit gehandhabt wird, die lebhaft an den unerträglichen Druck unter seinem Großvater Nikolaus I. gemahnt. Das freie Wort ist verboten; die Presse darf entweder gar keine politischen Mittheilungen und Meinungsäußerungen bringen oder nur regierungsfreundliche. Der von seiner Wirksamkeit als wilnaer Generalgouverneur (1867—1874) und Chef der dritten Abtheilung der kaiserlichen Kanzlei (1874—1877) bekannte General Potapow hat den gegenwärtigen Machthabern von dem Schlage eines Pobedonoszew aus der Seele gesprochen, da er den Erfinder der Buchdruckerkunst mit dem Titel eines „Schurken" beehrte. Das Streben, das heilige Rußland mit der Zeit von allem, was an die Schurkerei Gutenberg's erinnert, zu „desinficiren", es allmählich in einen politischen Kirchhof zu verwandeln, führt mit Naturnothwendigkeit dahin, daß die Presse versumpft, jeden sittlichen Halt verliert und sich der jesuitischen Moral: „Der Zweck heiligt die Mittel" in die Arme wirft.

Wenn das Werk auch mit Recht Anspruch darauf erheben darf, daß es eine bestehende Lücke in unserer Kenntniß der modernen russischen Zustände ausfüllt, so kostet die Lektüre desselben doch den Leser eine gewisse Selbstüberwindung, denn es läßt in formaler Beziehung viel zu wünschen übrig. Zum Beweise hierfür sei es mir gestattet, eine Auslese von Stilblüten vorzuführen. So heißt es auf S. 12: „Eine Macht, mit welcher ein jeder wie theoretische Beobachter oder Kritiker . . ., so auch praktische Politiker . . . sich interessiren muß", S. 309: „um sich mit diesem «Wesen» überhaupt auch nur zu interessiren", S. 15: „Fragen der fließenden russischen Politik", S. 17: „von den westeuropäischen Journalen in ihren fließenden Betrachtungen über Rußland", S. 26: „des grüntischigen Cäsars", S. 13: „infolge dieser sich als richtig erwiesenen Correspondenz", S. 16: „mit solchen . . . sich abgespielten Tragikomödien", ebenda „dieses System der . . . Willkür, eben nur in Rußland und der Türkei noch möglichen", S. 89: „wie wenig sie noch zu reden riskirt und darf", S. 155: „Stambulow und die übrigen bulgarischen Staatsleute", S. 157: „Theilungsprojecte des Felles", S. 204: „Außer dieses seines praktischen Interesses", S. 405: „auf alle ohne Ausnahme Sphären und Seiten", S. 424: „ihr Doppelspiel . . ., Verschwörungen und Attentate, wenn dieselben in Rußland zu ächten, wenn in Bulgarien vorkommen, zu glorificiren", S. 443: „um diesen Zuständen

ein Ende zu legen". Das an sich schon nicht besonders anmuthende Wort „beziehungsweise" wird bis zum Ueberdrusse auf mancher Seite zu wiederholten malen gebraucht. Sehr störend wirkt die peinliche Regelmäßigkeit, mit welcher auf das besitzanzeigende Fürwort der dritten Person, als ob es für sich allein uns über seine Richtung im Unklaren ließe, der Genitiv des Hauptwortes, auf welches es sich bezieht, folgt. Ob die deutsche Sprache besondern Grund hat, dem Verfasser für ihre Bereicherung durch die adverbiale Anwendung des Wortes „Relief" im Sinne von „plastisch, anschaulich" dankbar zu sein, möchte ich mir zu bezweifeln erlauben. Nicht gerade zur Zierde des Buches gereichen die uns nicht selten begegnenden langen schleppenden Sätze mit ihren vom Verfasser beliebten Einschiebseln, wie z. B. auf S. 93.

Wir können Nagradow schließlich den Vorwurf der „breiten russischen Natur", welchen er den russischen Journalen, die „gediegenen" Monatsschriften nicht ausgenommen, macht (S. 86), nicht ersparen.

Bernhard Münz.

# Feuilleton.

Ein neues Unternehmen der rührigen Verlagshandlung von C. A. Schwetschke u. Sohn in Braunschweig, „Beiträge zum Kampf um die Weltanschauung", führt sich aufs vortheilhafteste ein mit dem ersten Hefte, in welchem A. H. Braasch Ernst Häckel's Monismus kritisch beleuchtet. Die mehr verworrenen und seltsamen als geschmack- und stilvollen Phantasien des durch seine Einzelforschungen um die Wissenschaft nicht unverdienten jenenser Universitätsprofessors haben bereits von berufener Stelle, durch Dubois Reymond, ihre gebührende Abfertigung erfahren, wenn dieser über die Häckel'schen Stammbäume der Lebewesen bis herab auf ihren jüngsten Sproß, den Menschen, das vernichtende Urtheil fällt, sie seien etwa ebenso viel werth, wie für die historische Kritik die Stammbäume der Homerischen Helden. Doch durch dieses Urtheil hat sich Häckel so wenig zu größerer Besonnenheit mahnen lassen, daß er die ebenso unklaren wie widerspruchsvollen Unterstellungen seiner mechanisch-monistischen Weltanschauung neuerdings in einem gedruckten Vortrag über den Monismus wiederholt an die Oeffentlichkeit gebracht hat, und das mit einer Zuversicht, die zu der Denkrichtigkeit der aufgestellten Hypothesen im umgekehrten Verhältniß steht. Da ist es denn nur dankenswerth, wenn Braasch sich einmal der Mühe unterzieht, diese Misbildungen eines sich überhebenden Halbwissens auf ihren wahren Werth zu prüfen. Er thut das in feiner, ruhiger, überzeugender Weise. Wenn sich jemand, dem alle Vorbedingungen dazu fehlen, für einen speculativen Denker hält, so gehört immerhin eine gewisse Selbstüberwindung dazu, ihm bei allen seinen Seitensprüngen und Trugschlüssen zu folgen. Braasch hat sich diese Arbeit nicht verdrießen lassen. Stellt Häckel in einem Athem jetzt den Aether, jetzt die chemische Affinität, jetzt den Kohlenstoff und jetzt wieder wer weiß was als die letzte Ursache aller Dinge hin, so weist ihm der Verfasser unseres Schriftchens die confuse Willkür eines solchen Verfahrens schlagend nach und fordert mit Recht gesicherte Ergebnisse der Naturforschung, wenn die Philosophie und überhaupt ein folgerichtiges Denken für ihr Verständniß der Welt und des Menschen davon einen Gewinn haben und fruchtbaren Gebrauch machen sollen.

— Von dem großen, reichhaltigen Werk: „Die jüdische Literatur seit Abschluß des Kanons", herausgegeben von Winter und Wünsche, dessen schon wiederholt in d. Bl. gedacht wurde, ist nunmehr mit Lieferung 17/18 der erste, die jüdisch-hellenistische und talmudische Literatur umfassende Band zum Abschluß gebracht (Trier, S. Mayer). Wir begegnen in den beiden Schlußlieferungen verschiedenen Midraschim über die Klagelieder des Jeremias, das Buch Esther, Prediger und Sprüche Salomonis, die Psalmen, die 2 Bücher Samuelis, sowie einer Anzahl der sogenannten kleinen Traktate, theils halachischen, d. h. religionsgesetzlichen, theils ethischen Inhalts, während die sogenannten kleinen Midraschim sich über diese und jene Schriftsteller verbreiten. Als Nachträge finden das apokalyptische Buch Henoch, das nur in äthiopischen Handschriften erhaltene Buch der Jubiläen, wie der deutsche Uebersetzer Dillmann die betreffende Apokalypse Mosis nennt, und eine Psalmensammlung Salomo's Berücksichtigung, Schriftstücke, die sowol durch ihren Inhalt als durch ihre edle Form trotz ihres verhältnißmäßig späten Ursprungs unser volles Interesse in Anspruch nehmen. Aus der durch S. Bäck besorgten halachistischen Literatur, und zwar aus der Zeit vom 15. bis 18. Jahrhundert, führt uns die jüngste Lieferung noch als Vertreter vor Meïr (Maharam) Lublin, Aharon Samuel Kaidonower, Menachem Mendel Krochmal, Zebi Hirsch Aschkenasi (Chacham Zewi), Jakob Hirschel Emden, Meïr Eisenstadt (Maharam Asch), Ezechiel Landau, und schließlich werden wir mit einigen originellen Glossen und Novellen bekannt gemacht, die von Jom Tob (Lipman) Heller, Samuel Edels und Meïr Lublin (Maharscha und Maharam Lublin) herrühren.

— Lyrische Gedichte sind unstreitig am schwierigsten zu übersetzen: die Uebersetzung muß sowol dem Inhalte als auch der Sprache des Dichters gerecht werden. Das weiß Vodskov ebenso gut wie wir. Unstreitig hat der Herausgeber des Buches „Digte af Goethe. I Udvalg oversatte af H. S. Vodskov" (Kobenhavn, Lehmann u. Stage, 1893) sich in den Geist der Goethe'schen Lyrik vortrefflich eingelebt und die Gedichte auch durchweg verstanden. Allein zwischen dem Urtexte und seiner Uebersetzung ist oft ein großer Unterschied: die Leichtigkeit der Goethe'schen Lyrik, das Spiel der Figuren, die ungesuchte Bildlichkeit vermissen wir nicht zu selten. Manches berührt uns gar wunderlich. Man vergleiche z. B. das Gedicht: „Ich hab' mein Sach auf Nichts gestellt, juchhe!", dessen erste Strophe Vodskov wiedergibt:

Jeg lægger mig efter ingen Ting,
Hurra!
Og kører med hele Verden i Ring!
Hurra!
Og vil der Glæden have fat,
Drik ud og bliv min Kammerat,
Mit Raad det er probat.

(d. i.: Ich kümmere mich um nichts, hurrah! Führ' alle Welt an der Nase herum! hurrah! Und willst du mit die Freude haben, trink aus und werd' mein Kamerad, mein Rath, der ist probat.)

Oder wie wirken in der ersten Strophe des Sängers die Asyndeta:

„Der König sprach's, der Page lief; Der Knabe kam, der König rief: Laßt mir herein den Alten!"

Wie schwach dagegen bei Vodskov:

Saa talte Kongen, Pagen lød;
Han kom med Bud, og Kongen bød:
Lad ind den gamle træde.

(„So sprach der König, der Page gehorcht; er kam mit dem Boten, und der König befahl: Laß ein den Alten treten.")

Andere Strophen dagegen, wie z. B. „Wanders Nachtlied", sind recht treffend wiedergegeben. Auf jeden Fall zweifeln wir nicht,

daß die Uebersetzung in Dänemark Goethe neue Freunde gewinnen wird, und thut sie das, dann hat der Uebersetzer seinen Zweck erreicht.

— Die vergleichende Mythologie im Sinne der vergleichenden indogermanischen Sprachwissenschaft ist nur ein Traumbild gewesen. Leider drückt sie noch heute zuweilen die Seelen, die nicht begreifen mögen, daß das Verständniß der Cultur und ihrer Entwickelung bei den einzelnen indogermanischen Völkern die Möglichkeit eines ausgebildeten indogermanischen Göttermythus vollständig abschneidet. Der Verfasser der Schrift „Der Siegfriedmythus, ein Kapitel aus der vergleichenden Mythologie von F. Devantier" (Hamburg, Verlags-Anstalt u. Druckerei, 1894) steht noch auf dem Boden der alten Kuhn'schen Richtung. Er hat die neuere Forschung theilweise gekannt, das zeigt sich in der Deutung Sigurd's, der Sigrdrifa, allein er hat nur Aeußerlichkeiten verwerthet, den Angelpunkt aber der jüngsten Forschung, die Frage über den Werth der eddischen Dichtung, ruhig beiseite geschoben, und hat infolge dessen die Grube nicht gesehen, in die er fallen mußte. Seine Aufstellungen, daß im Siegfrieds-Mythus ein indogermanischer Gewitter-, Tages- und Jahresmythus stecke, sind nicht neu und sind schon öfter mit umfassender Belesenheit und Gelehrsamkeit in dicken Bänden vertheidigt worden, allein sie sind und bleiben eine Fata-Morgana, durch die sich die mythologische Forschung der Gegenwart, die mit Thatsachen und Greifbarem rechnet, nicht mehr verlocken läßt.

— F. Khull hat uns schon wiederholt mit freien Uebersetzungen altisländischer Sagas erfreut. Es liegt hier wieder eine vor, die zu den ergreifendsten Erzählungen gehört. Der Titel ist „Gisli, der Geächtete. Eine altgermanische Geschichte von Heldentrotz und Gattentreue. Der altnordischen Quelle nacherzählt von Dr. Ferd. Khull" (Wien, Karl Lesk). Obgleich der Uebersetzer sich nicht streng an das Original hält, sondern dies bald mehr bald weniger frei wiedergibt, ist es ihm doch gelungen, den ganzen Charakter der Saga, ihren Stil, ihre Eigenthümlichkeiten wahrheitsgetreu zum Ausdruck zu bringen, daß wir das Bändchen aufs wärmste empfehlen können. Der Griff zur Wahl dieser Saga ist glücklich: sie schildert die Zustände auf Island zur Zeit der Einführung des Christenthums in ebenso wahrer wie packender Weise. Der Held der Erzählung, der Skalde Gisli, ist durch die Blutsbrüderschaft gezwungen, die Ermordung seines Schwagers Westein an seinen nächsten Verwandten zu rächen. Infolge der That wird er geächtet, entgeht achtzehn Jahre den Nachstellungen seiner Gegner und findet endlich im Heldenkampfe seinen Tod. Ihm zur Seite steht seine treue Gemahlin Audun, die das Sühngeld des Gegners nur annimmt, um diesem mit dem gefüllten Säckel für sein Ansinnen einen blutigen Denkzettel ins Gesicht zu geben, und die unwandelbar auch im letzten hoffnungslosen Kampfe den Gatten nicht verläßt. Hier liegt ein Kunstwerk vor uns, ebenso einfach und psychologisch wahr wie anziehend und ergreifend. Möchten sich unsere Realisten an ihm ein Vorbild nehmen.

— Die neuisländische Novellistik hat nicht die Kraft der mittelalterlichen; nur in der Form ist sie dieser gleichgeblieben. Aber diese heimelt uns durch ihre Einfachheit immer wieder an. Um eines der besten Erzeugnisse neuerer isländischer Novellen auch in Deutschland bekannt zu machen, übersetzte C. Küchler 1891 Gestur Pálsson's „Kærleiksheimilið", das er jetzt in neuer Ausgabe in die Welt sendet. („Das Liebesheim. Novelle von G. Pálsson. Aus dem Neuisländischen übersetzt und bearbeitet von C. Küchler" [Leipzig, Fock.]) Die Erzählung ist eine einfache Dorf- und Liebesgeschichte mit dramatischer Lebendigkeit und tragischem Ausgange, wie es die Isländer lieben. Küchler hat sie verständig wiedergegeben und durch Anmerkungen auch sachliche Schwierigkeiten zu ebnen versucht. Neu an der Ausgabe ist ja nur das Titelblatt. Bevor der Uebersetzer dies umdrucken ließ, hätte er doch einen Blick ins Gesetzbuch werfen können, das ihm gesagt hätte, wie thöricht das hier ausgesprochene Verbot ist: „Weitere Uebersetzungen ins Deutsche verboten."

— Im Verlage von Karl Krebs in Gießen erschien soeben unter dem Titel „Der eiserne Kanzler im deutschen Lied", eine Sammlung von deutschen Gedichten, die den Grafen und Fürsten Bismarck feiern, von der Zeit an, da er eine bedeutende Rolle zu spielen anfing bis zu der jüngsten Gegenwart. Obgleich der Herausgeber und Zusammensteller dieses „Gedenkbuches für das deutsche Volk" nach eigener Aussage „unendliche Mengen von dilettantischer Hurrahpoesie" in den Papierkorb hat wandern lassen, ist noch recht viel übriggeblieben, das auf dieser Wanderung auch eine große Marschtüchtigkeit bewiesen haben würde. Daß die herrlichen Verse Geibel's aus dem Jahre 1844 (das Sonett: „Zum Himmel bete, wer da beten kann") mit auf Bismarck bezogen werden, ist sinnig; nur mußte es auch im Inhaltsverzeichniß von den übrigen Gedichten getrennt werden, wie das im Text selbst geschehen ist. Sehr stark ist der neue politische Dichter Graf Westarp vertreten; er hat viel Pathos, aber seine dichterischen Formen schwächen die besten Absichten sehr ab. Im Juni 1892 singt er ein Lied, das mit den geschmackvollen Versen beginnt:

Nun hab' ich dich gesehen,
Du theurer Helde mein — —

Schade ist es, daß der Herausgeber nicht auch die Gedichte des „Kladderadatsch" berücksichtigt hat, die seiner Sammlung sehr zur Zierde und Aufheiterung gereicht haben würden.

— Aus dem Leben unserer Tage hat sich August Sturm den Stoff zu seinem neuesten Bühnenwerk „Verschollen. Schauspiel aus der Gegenwart. Der neuern Dichtungen fünfter Band" (Naumburg a. S., A. Schirmer, 1894) geholt. Es ist eine Variante des Enoch Arden-Motivs, die das Schwergewicht auf die Daheimgebliebenen legt. Manfred Rickleff, der Arzt und Naturforscher hat sein Weib Elise und sein einjähriges Söhnlein zurückgelassen und ist nach Afrika gezogen — in den Tod, wie man annimmt. Man „weiß nicht, wo sie ihn begraben haben". Elise wird die Gattin seines Freundes, des Schriftstellers Arno Roland. Aber sie kann den ersten Gemahl nicht vergessen, wenn sie auch den zweiten innig liebt. Es liegt manchmal „so schwer auf ihr, wie unbekannte Furcht vor Etwas". Und als nun der Todtgeglaubte zurückkehrt, als er den ehemaligen Freund zum Kampfe fordert, da fühlt sie, daß für sie kein Bleiben mehr ist auf dieser Welt, sie sucht den Tod im Meer und Manfred, der sie retten will, stirbt mit ihr. Ihres Kindes nimmt sich die edle Prinzessin Helene an, Roland bleibt allein zurück, elend, verlassen. Das ist in kurzen Zügen die Haupthandlung des Stücks, um die sich eine Reihe, theils ernster, theils humoristischer Episoden schlingen. Mit seinen spannenden Vorgängen, seiner edeln Sprache, seinem geschickten Aufbau müßte „Verschollen", gut einstudirt, auf der Bühne eine schöne Wirkung thun. Aber es hält schwer, einen deutschen Theaterdirector dazu zu bringen, ein gutes Stück anzunehmen und aufzuführen. Das klingt zwar wunderbar, aber es wird kaum anders werden, so lange unser Publikum die schlechten Stücke beklatscht.

---

## Bibliographie.

Fischer, Das Hamletproblem. Heidelberg, Winter. 1 M. 80 Pf.

Keller, Prof. Dr. C., Das Leben des Meeres. Mit botanischen Beiträgen von Prof. Carl Cramer und Hans Schinz. Leipzig, T. O. Weigel Nachf. Gr. 8. Circa 15 Lieferungen à 1 M.

Marriot, E., Die Starken und die Schwachen und andere Novellen. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 4 M.

Nissel, Mein Leben. Selbstbiographie. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. 5 M.

Quidde, L., Caligula. Eine Studie über römischen Cäsarenwahnsinn. (Aus: „Die Gesellschaft.") 6. u. 7. Aufl. Leipzig, W. Friedrich. Gr. 8. 50 Pf.

Schilder, J., Ueber die Bedeutung des Genies in der Geschichte. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 1 M.

# Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.


Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Timbuktu.

Reise durch Marokko, die Sahara und den Sudan

ausgeführt im Auftrage der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland in den Jahren 1879 und 1880

von

**Oskar Lenz.**

Zweite unveränderte Auflage.

Zwei Bände. Mit 57 Abbildungen und 9 Karten. 8. Geh. 8 M. Geb. 11 M.

Marokko sowie dessen Hinterländer haben in neuerer Zeit vielfach die besondere Aufmerksamkeit der politischen Welt auf sich gelenkt, und gerade jetzt ist die marokkanische Frage durch den Tod des dortigen Sultans wieder aufgerollt worden. Die in diesem Werke gebotene Schilderung der grossen Expedition des bekannten Afrikareisenden Dr. Oskar Lenz in jene Gegenden Nordwestafrikas wird daher von neuem auf besondere Theilnahme rechnen können, zumal diese zweite Auflage durch wesentlich billigern Preis (die erste Auflage kostete 24 M.) viel weitern Kreisen zugänglich gemacht wird.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

## Die Sprichwörtlichen Redensarten

im deutschen Volksmunde

nach Sinn und Ursprung erläutert

von

**Wilhelm Borchardt.**

In gänzlicher Neubearbeitung herausgegeben von

**Gustav Wustmann.**

Dritte Auflage. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Als Seitenstück zu Büchmann's „Geflügelten Worten" bringt dieses Werk den reichen Schatz an sprichwörtlichen Redensarten zur Geltung, der, aus Büchmann's Sammlung ausgeschlossen, gerade jene Elemente enthält, welche unserer Sprache ihren eigenartigen Charakter geben und, oft unverstanden oder misdeutet, von Mund zu Mund gehen. Mit der Erklärung der Redensarten sind überraschende Einblicke in die Geschichte deutscher Sprache und Sitte verbunden.

In der von Dr. G. Wustmann, dem berühmten Verfasser von „Allerhand Sprachdummheiten", besorgten vollständigen Umarbeitung, mit der eine wesentliche Erweiterung verbunden war, ist das Werk so freundlich aufgenommen worden, daß der zweiten Auflage in kürzester Zeit eine dritte, unveränderte folgen mußte.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Deutsch-Ostafrika.

Geographie und Geschichte der Colonie.

Von **Carl Förster.**

Mit einer Karte von Deutsch-Ostafrika.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Verlag von Leopold Voß in Hamburg.

Soeben erschienen:

## Das deutsche Drama

in den

**litterarischen Bewegungen der Gegenwart.**

Vorlesungen, gehalten an der Universität Bonn.

Von **Berthold Litzmann,**

Professor der neueren deutschen Litteraturgeschichte.

**Zweite Auflage.**

Preis brosch. M. 4. —; geb. M. 5.

**Muret-Sanders,** encyklopädisches **Wörterbuch der engl. u. deutschen Sprache** von Prof. Dr. E. Muret und Prof. Dr. D. Sanders.

Nach dem Vorbilde des „Sachs-Villatte" bearbeitet und seit 1891 in Lieferungen à 1 M. 50 Pf. erscheinend (Lieferung 1/12. Abteil. I: A—K, in Halbfrz. geb. 21 M. —) (Prospekt gratis.)

Langenscheidtsche Verlagsbuchhdlg.
Prof. G. Langenscheidt.
Berlin S. W. 46, Halleschestr. 17.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Lorin.

Roman in drei Theilen

von

**Graf P. A. Walujew.**

Vom Verfasser autorisirte deutsche Ausgabe.

Zweite Auflage.

Drei Theile. 8. Geh. 6 M. Geb. 8 M.

Ein frappantes Lebens- und Sittenbild aus der Hauptstadt des russischen Reichs.

Die zweite Auflage ist im Preise wesentlich ermäßigt worden (früher geh. 18 M., geb. 21 M.).

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Heinrich Schliemann's Selbstbiographie.

Bis zu seinem Tode vervollständigt.

Herausgegeben von Sophie Schliemann.

Mit einem Porträt in Heliogravüre und 10 Abbildungen.

8. Gch. 3 M. Geb. 4 M.


(Mit einer Beilage von F. A. Brockhaus in Leipzig.)


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 26. — 28. Juni 1894.



Inhalt: Jürg Jenatsch in der Geschichte und der Poesie. Von Eduard Haug. — Neue Schiller-Literatur. Von J. Wychgram. — Vom neuen deutschen Drama. Von Friedrich Kummer. — Lyrisches und Episches. Von Richard Friedrich. — Deutsche und fremde Erzählungen. Von Theodor von Sosnosky. — Hermann Türck's Hamlet-Proceß. Von Ernst von Wallwürk. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.


## Jürg Jenatsch in der Geschichte und der Poesie.

Den Namen und Ruhm Jürg Jenatsch's, des bündnerischen Prädicanten und Kriegsobersten, hat der Mund der Poesie lauter und weiter verkündet als der der Geschichte. Wer kennt nicht Konrad Ferdinand Meyer's meisterhaften Roman, der großartigsten einen, die wir besitzen! Durch ihn ist Jürg Jenatsch eine jener Gestalten geworden, die für alle Zeiten ihr bestimmtes Wesen haben, in welchem sie dem Volke gelten, ein Nationalheros, den es sich nur so und nicht anders denkt. Daran vermögen auch anderweitige poetische Gestaltungsversuche nichts mehr zu ändern. Als vor kurzer Zeit Richard Voß' Bühnenheld Jenatsch mit großem Rumor seinen Einzug in der Schweiz hielt, da strömte zwar viel Volk herbei, seinen Liebling auch auf dem Theater zu sehen; aber allgemein war das Bedauern, daß er nicht die bekannten Züge trug, und das Ergebniß war schließlich doch trotz aller Wiederholungen — eine Ablehnung. Und auch die Geschichte vermag mit aller Schärfe ihres Urtheils solchen Lieblingsgestalten des Volkes, die die Poesie ihm geschaffen, nichts mehr anzuhaben. Wilhelm Tell hat die moderne Geschichtsforschung ins Reich der Sage verwiesen; dennoch bleibt er dem Schweizervolke der, als den Schiller ihn gestaltet hat: der Stifter seiner Freiheit und die Personification seiner Existenz. Jürg Jenatsch gehört unbestritten der Geschichte an; aber sein Bild ist dem Volke poetisch gestaltet worden, ehe die Geschichtsforschung ihr letztes Wort gesprochen hatte. Keine der bisherigen historischen Darstellungen seines Lebens und Wirkens hat die von der Sage reich umwobene Gestalt nach den Grundsätzen strenger Forschung geprüft und gewürdigt. Nun erst, achtzehn Jahre, nachdem Meyer dem Volke seinen Helden gegeben, wagt es ein jüngerer schweizer Historiker, Dr. Ernst Haffter, diesen unter die kritisch-historische Lupe zu nehmen.*) Was ist das Ergebniß? Oder, um deutlich zu zeigen, in welcher Hinsicht es uns in erster Linie interessirt, stellen wir lieber die Frage so: Wie verhält sich das nun historisch bereinigte Bild zu Meyer's Volkshelden?

Doch zuvor einige Bemerkungen über das Buch selbst, das uns Anlaß zu dieser Frage gibt.

Haffter's Buch verdient das Zeugniß einer sehr sorgfältigen, nach den strengsten Normen moderner Geschichtsforschung durchgeführten Arbeit. Reiches Quellenmaterial hat sich der Verfasser zugänglich gemacht, scharfsinnig, mit feinem historischen Sinn hat er diese Quellen ausgeschöpft und seine Darstellung ist, ohne daß sie ein eigenartiges Gepräge trägt, ein Muster klarer historischer Auseinandersetzung. Es war gewiß keine Kleinigkeit, die wildbewegte Zeit der bündener Wirren mit ihren oft recht verwickelten und verdeckten Fäden klarzulegen, diese Fäden in ihrem Zusammenhang mit der großen europäischen Politik aufzuzeigen, und es war im besondern keine Kleinigkeit, das unstäte Leben des großen Bündners zu einer zusammenhängenden Kette von Ereignissen zu gestalten, ohne die Phantasie zu Hülfe zu nehmen, nur mit den Mitteln strenger Forschung. Da war viel Fleiß, viel Spürsinn und viel Einsicht nöthig, auch nicht wenig stilistische Gewandtheit. Wenn ich etwas an dem Buche tadeln möchte, so wäre es das, daß Jenatsch im Anfange der Darstellung zu wenig im Mittelpunkt steht. Doch geschieht diese Zurückstellung allerdings zu Gunsten einer sehr erwünschten gründlichern Darstellung der bündner Verhältnisse überhaupt, wie denn das Buch weit über den Rahmen einer bloßen Biographie hinausgeht. Von der Mitte des Buches an tritt Jenatsch, immer gewaltiger alle Ereignisse beherrschend, von selbst in den Mittelpunkt.

Zuerst gibt Haffter eine Uebersicht über die bisjetzt erschienenen Jenatsch-Biographien; er kritisirt sie scharf und vermißt bei allen Quellenforschung und historische Kritik

*) Georg Jenatsch. Ein Beitrag zur Geschichte der Bündner Wirren von Dr. Ernst Haffter. Davos, Hugo Richter. 1894. 5 M.

gegenüber der Sage. Dann folgt ein Verzeichniß der von ihm benutzten gedruckten und ungedruckten Quellen, das nicht nur durch die Quantität, sondern auch durch die Qualität imponirt, und endlich beschließt ein lichtvoller Ueberblick über die bündner Geschichte während und unmittelbar nach dem Reformationsjahrhundert (1524—1618) die Vorbemerkungen. Er zeigt, wie reformatorische und gegenreformatorische Bestrebungen in dem rhätischen Bergland und seinen italienischen Unterthanenländern sich drängten, wie die fremden Mächte, Venedig, Oesterreich-Spanien, Frankreich, denen Bünden wegen seiner geographischen Lage und seiner Bergübergänge ein wichtiges politisches Objeet war, sich einmischten, und wie infolge davon das Factionenwesen das Land zerfleischte. Auf diesem Grund erwuchs Jenatsch, eine der machtvollsten Gestalten in den bündner Annalen und ein typischer Repräsentant des sturmbewegten, wilden Zeitalters, das ihn geboren, und wie eine Tragödie von erschütternder Wirkung spielt sich nun (in 17 Kapiteln) sein Leben vor uns ab, Act um Act, mit immer höherer Spannung, in immer mehr sich drängenden Ereignissen, immer lebensvollen Bildern, in seltsamer Vermischung edler und egoistischer Motive, in immer gefährlicherer Verstrickung, bis zu dem selbstverschuldeten, mit unerbittlicher Consequenz aus seinem kecken, leidenschaftlichen Charakter und seiner wilden Zeit heraus erfolgenden Ende. Ein Anhang bringt den von der Darstellung abgesonderten gelehrten Apparat.

Wie stellt sich nun das Resultat dieser Untersuchung zu Meyer's Roman? Zunächst fällt auf, daß Haffter Meyer mit keinem Worte erwähnt, weder in der Einleitung, noch im Text, noch in den Noten. Dazu hatte er allerdings als Mann der strengen Forschung dem Dichter gegenüber das formelle Recht. Allein ein Dichter von so feinem historischem Sinn, wie Meyer, der in Seherblick erschaut, was die geschichtliche Forschung mühsam herausklaubt, hätte doch wol die Berücksichtigung auch des Historikers verdient, um so mehr, als dieser sie Darstellungen zutheil werden läßt, die zwar mit dem Anspruch, Geschichte zu geben, auftreten, aber nichts anderes sind als in ihrer Kritiklosigkeit gefährliche Vermengungen von Sage und Geschichte. Hat Haffter Meyer gefürchtet? Wollte er von vornherein zeigen, daß er mit ihm nicht in Parallele gestellt zu werden wünsche? Daß einzig die Wahrheit, nicht auch die Schönheit und psychologische Vermittelung sein Ziel gewesen sei? Wir glauben es. Denn einen Mann von so scharfem historischem Blick, wie ihn Haffter in seinem Buche zeigt, konnte doch nicht wohl entgangen sein, daß Zeit, Volk und Mann in Meyer's Roman weit lebensvoller und lebenswahrer geschildert sind, als in irgendeiner der von Haffter genannten Biographien, daß der Geist der Geschichte von Meyer in schärfster Weise erfaßt und wiedergegeben worden ist.

Wie packend tritt uns aus Meyer's Roman der wilde, zerrissene, egoistische, verbrecherische und doch auch wieder durch höhere Gesichtspunkte bestimmte Charakter der Zeit entgegen, wie anschaulich die politischen Verhältnisse, im besondern die Bedrohung der bündner Freiheit! Das kann man nun erst nach Haffter's Buch völlig würdigen. Sein reines Geschichtsbild zeigt im einzelnen manchen neuen, wichtigen Zug; aber im großen und ganzen ist die Zeit dieselbe, nur daß sie in ihrer geschichtlichen Nacktheit und Rücksichtslosigkeit noch wilder erscheint, voll ungezügelten Glaubens- und Parteihasses und mitleidlosen Blutdurstes, voll niedrigsten Egoismus und voll höchster Gedanken an Freiheit, Vaterland und Religion.

Die Person Jenatsch's selbst verliert bei Haffter nichts von ihrem großartigen, wohl aber etwas von ihrem künstlerisch feinen, idealen Charakter. Im Roman, wie in der Geschichte ist er ein Mann voll unerschöpflicher Geisteskraft und voll glühender Leidenschaft, zielbewußt und energisch, tapfer und gewandt, trotzig und gewaltthätig, wenig wählerisch in seinen Mitteln, wenn es sein muß, auch vor dem Verbrechen nicht zurückschreckend — kurz von jenem Holze, aus dem Geschichte und Roman sich ihre Helden schnitzen. Der Kernpunkt seines Charakters aber ist dort wie hier die Vaterlandsliebe: dies auch am geschichtlichen Jenatsch nachgewiesen zu haben, ist Haffter's großes Verdienst. Sie ist die treibende Kraft aller seiner scheinbar so widerspruchsvollen Handlungen, sie sein Leitstern in den unmöglichsten Situationen. Wir staunen jetzt, wie sicher Meyer als Künstler das herausgefunden hat, was des Bündners räthselhafte Gestalt — denn eine solche war er der Geschichtschreibung vor Haffter — uns verständlich und sympathisch macht. Freilich der geschichtliche Jenatsch verstand es wohl, mit seinem großen Zwecke auch die Befriedigung seiner niedern Triebe zu verbinden. Bei Meyer opfert Jenatsch alles, Freundschaft, Liebe, Religion, sogar sich selbst jener ihn verzehrenden Flamme; in der Geschichte vergißt er sich selbst nicht, weiß alles auch zur eigenen Größe zu leiten, Selbstsucht, Herrschsucht und Geldsucht zugleich zu befriedigen. Mit einem Wort: gegenüber dem Ergebniß der Geschichtsforschung erscheint Meyer's Jenatsch bei aller Lebenswahrheit stark idealisirt. Aus dem rohen Sohne der Zeit ist eben unter des Künstlers Händen ein künstlerisches Gebilde geworden.

Ganz bedeutend verschoben ist die Motivirung und damit theilweise auch die äußere Handlung. Der Dichter ließ bei seiner Motivirung die politischen Kämpfe und die diplomatischen Schachzüge als etwas, was seine Leser kalt lassen würde, zurücktreten und schob persönliche Motive an den entscheidenden Stellen in den Vordergrund, wodurch er auch zugleich eine psychologische Entwickelung für seinen Helden gewann. Gleich im Anfang der Kämpfe wird im Roman die reine, holde Lucia an Jenatsch's, ihres Gatten, Seite ermordet. Dadurch wendet sich sofort unsere Sympathie dem Helden zu, und sein späteres Beginnen ist nicht nur politisch, sondern auch menschlich gerechtfertigt. Als Rächer seiner Gattin, nicht allein als Befreier seines Landes tödtet nun Jenatsch den Pompejus Planta und lädt damit die erste Blutschuld auf sich. Die Geschichte weiß

nichts von einer Lucia und ihrer Ermordung; Jenatsch war zwar verheirathet, aber die Geschicke seines Weibes griffen nicht in sein Leben ein. Die Liebe überhaupt nicht. Denn ebenso wenig weiß die Geschichte von einer Liebe Jenatsch's zu Planta's Tochter Lucretia; die persönlichen Beziehungen zu dieser, wie zu den Planta's überhaupt sind vom Dichter erfunden, um den Conflict zwischen den Planta's und Jenatsch zu verschärfen, so die Schuld Jenatsch's größer und damit auch seinen innern Kampf großartiger erscheinen zu lassen. Nach der Geschichte waren es lediglich politische Gegensätze, welche die beiden Männer zu Feinden machten; dem Romandichter konnte das nicht genügen. P. Planta selbst übrigens verliert in der Geschichte viel von dem Glanz, mit dem Meyer seine Person ausgestattet hat.

Aehnlich hat Meyer die Beziehungen Jenatsch's zu Herzog Rohan motivirt. Jenatsch verdankt im Roman dem Herzog die Rettung von Venedigs Bleidächern, wohin ihn der Handel mit Ruinelli (nach der Geschichte ganz anders artig und in Chur sich abspielend) gebracht hat. Er kommt früher mit Rohan zusammen und sein Verhältniß zu ihm zieht sich fast durch den ganzen Roman in mitbeherrschender Weise hindurch. In der Geschichte war es nur eine Episode in seinem abwechselungsreichen Leben, wenn sie auch stark hervortrat. Eine Vertrauensstellung nimmt Jenatsch bei Rohan auch nach der Geschichte ein, und auch diese weiß seine Handlungsweise gegenüber dem Herzog nicht anders denn als Verrath zu bezeichnen. Die Verrathhandlung selbst stellt sich historisch etwas anders dar; die Motive Jenatsch's dagegen und der Charakter des „guten Herzogs" sind bei Meyer auch vom historischen Gesichtspunkt aus zutreffend dargestellt.

Das Ende Jenatsch's ist, wie aus dem bisherigen folgen muß, geschichtlich ziemlich anders. Davon daß der bündner Volksführer das Ziel seines Lebens, die Befreiung seines Vaterlandes, erreicht und auf einem zu Ehren des Befreiers veranstalteten Maskenfest der Stadt Chur fällt, von Lucretia's Hand erschlagen, die damit die Ermordung ihres Vaters sühnt und zugleich Jenatsch vor dem Tod durch feige Mörderhand bewahrt — von diesem farbenreichen, erschütternden Schlußbild des Dichters weiß die Geschichte nichts. In einer Kneipe, beim Gelage mit seinen Collegen, fällt Jenatsch, ohne ein Ende der endlosen Verhandlungen mit Spanien erreicht zu haben. Wer ihn ermordet? Ganz kann der Geschichtsforscher den Hergang nicht aufklären; doch waren wol die Planta's in Verbindung mit eifersüchtigen Kriegsobersten und vielleicht auch mit spanischen Agenten die Thäter.

So ist Hasster's Buch gerade für die vielen Verehrer des Dichters und für jeden, der sich für die Geheimnisse des dichterischen Schaffens interessirt, eine hochwillkommene Gabe. Die Hauptsache ist: auch historisch festgestellt, erscheint nun Jürg Jenatsch nicht als „ein Alcibiades seines Volkes", oder als „ein echt italienischer Banditencharakter in großem Stil", oder als „ein bündner Wallenstein", oder als „ein charakterloser Volksführer", wie ältere Geschichtschreiber wollten, sondern als ein Freiheitsheld seines Volkes, der nach großen Erfolgen eigene Verschuldung mit dem Leben sühnt. Und damit bleibt er das, als was ihn der große Dichter in vorahnendem Geiste geschaut und in herrlicher Gestaltungskraft seinem Volke geschenkt hat.

Eduard Haug.

# Neue Schiller-Literatur.

1. Schiller's Mutter. Ein Lebensbild von Dr. E. Müller. Leipzig, A. Seemann. 1894. Gr. 8. 4 M.
2. Schiller's Sohn Ernst. Eine Briefsammlung mit Einleitung von Dr. K. Schmidt. Paderborn, F. Schöningh. 1893. 8. 6 M.

Wir haben vor wenigen Jahren eine Monographie über Goethe's Mutter erscheinen und den Beifall weiter Kreise sich erwerben sehen. Dieser Beifall erklärt sich — ganz abgesehen von der Darstellung — schon durch die Persönlichkeit der Frau Rath. Ein glückliches Naturell, durch Frohsinn und Mutterwitz beliebt, wo immer sie auftrat, mit einer Fülle von bedeutenden Personen bekannt und dadurch auch ohne ihre Mutterschaft von einigem Belang in der Literaturgeschichte, mußte sie der biographischen Feder lockend genug erscheinen, wie sie durch ihre bloße Erscheinung, durch ihre Briefe die Sympathien der Leser leicht gewinnt. Von Schiller's Mutter, die nun auch ihren Biographen in E. Müller (Nr. 1) gefunden hat, ist viel weniger gesprochen worden. In den landläufigen Schiller-Biographien wird ihrer flüchtig gedacht, meist auf wenigen Seiten, die Cotta'sche Buchhandlung hat eine Pflicht schöner Pietät erfüllt, als sie in das treffliche Buch „Schiller's Beziehungen zu seiner Familie" die wenigen erhaltenen Briefe der Elisabeth Schiller aufnahm — damit war so ziemlich alles erschöpft, was man über die stille, gute, freundliche Frau wußte. Aber das Sprichwort, daß die besten Frauen die sind, von denen am wenigsten gesprochen wird, kann man auf Schiller's Mutter unmittelbar anwenden. Sie war eine ganz ausgezeichnete Frau und hat den schönsten Kranz davongetragen, die Liebe und die dankbare Verehrung ihres Mannes und ihrer sämmtlichen Kinder. Ihr großer Sohn hat oft in warmen Worten diese Liebe und Verehrung bekannt; sie steckte tief in seinem Herzen. Wie rührend klingen die Worte, mit denen er den Lengefeldischen Schwestern die Kunde ihres vermeintlichen Ablebens bringt, wie jubelt er auf, als sich die

Kunde nicht bewahrheitet. Wie glücklich ist er, als nach zehnjähriger Trennung die geliebte Mutter in seinen eigenen Mauern erscheint und er sie nach beschwerlicher Reise erquicken darf; wie sehnsüchtig wartet er jahrelang auf die Mittel, selbst an die Stätten seiner Kindheit zu eilen, und mit welcher Genugthuung schließt er Mutter und Vater in seine Arme, als eine günstige Wendung seines Schicksals ihm das „Heimatsjahr" erlaubt. Schiller nennt einmal in einem Brief an Lotte und Caroline die Aeltern-liebe eine Erweiterung der Eigenliebe und darum eine nothwendige, erzwungene, die Kindesliebe aber eine freiwillige Empfindung. Wenn dem so ist, dann bedeutet seine große Anhänglichkeit an die Aeltern sehr viel; sie allein würde uns schon sagen, auch wenn wir das nicht aus andern Quellen wüßten, daß diese Aeltern vortreffliche Menschen waren. Ein Wort, das der große Sohn von seiner Mutter gesagt hat, kennzeichnet das ganze Verhältniß: „Sie liebte mich sehr, und hat viel um mich gelitten." Wir brauchen nur an die Jugend des Dichters zu denken, um sofort zu wissen, was er meint. Was mag diese Frau gelitten haben, als ihr Fritz heimlich aus Stuttgart ging und sie mit Schwester Christophine die einzige war, die das Geheimniß des Vorhabens theilen mußte. Was mag diese Frau gelitten haben in jenen ersten aufregenden Wochen nach der Flucht, als wie eine dunkle Wetterwolke die Furcht vor den Häschern des Herzogs, vor den Kerkerhöhlen des Hohenasperg ihre Seele belastete. Und wie schmerzlich erregten sie die folgenden Zeiten, da sie spärliche Kunde von dem irrenden Flüchtling erhielt und ihn oft aller Mittel und aller Hülfe bar wußte. Und doch, wie liebevoll und schonend klingen ihre Briefe zur selben Zeit, da es in denen des Vaters grollt und donnert über den „leichtsinnigen" Sohn. Und als nun alles sich zum Guten wandte, da richtet sie ihr Gebet zum Himmel, aus der Tiefe eines dankbaren Herzens, und sie hat es nie nöthig gehabt, wie der Vater, eine ungerechtfertigte Wallung einzugestehen. Mit dem Anstand, den menschliche Empfindung auch den Einfachgeborenen verleiht, empfängt sie die adelige Schwiegertochter, und als das Haus des Sohnes sich weitet, da macht sie die anmuthige Metamorphose zur Großmutter durch; „Päckle" mit Tuch und Gebäck machen den weiten Weg von der Solitüde nach Jena, Spielsachen und „nützliche" Dinge für die Enkelchen werden beigepackt, und aus jedem Briefe, der von dem schwäbischen Schloß geht, wie aus jedem, der dort anlangt, klingt es wie eine Bestätigung des alten Wortes: „Der Segen der Aeltern bauet den Kindern Häuser."

E. Müller hat sich ein Verdienst erworben, daß er diese Frau in größern, ausführlichern Zügen uns vorführt. Freilich hätten wir gern gesehen, wenn das Bild schärfer gefaßt worden wäre; so wie es ist, wird es durch die vielen nebensächlichen, entweder ganz unbedeutenden, oder aber mit dem Gegenstande nicht in nothwendiger Beziehung stehenden Zuthaten gestört. Das Buch verfolgt populäre Zwecke; das geht aus seinem Tone und aus der Beifügung von Abbildungen hervor; und das ist auch durchaus zu billigen. Gleichwol sind viele Dinge eingemischt, die nur den Specialisten interessiren können, an denen der allgemein Gebildete, der ein abgerundetes lebensvolles Bild der Frau haben will, achtlos vorübergeht, ja die ihn stören. Wir gestehen zu, daß es eine große Schwierigkeit hat, in den Kinder- und Knabenjahren Schiller's eine bedeutende Einwirkung der Mutter nachzuweisen, einmal sind unsere Quellen dafür gar zu spärlich und sodann ist ein derartiger Einfluß überhaupt schwer durch berichtete Thatsachen zu erweisen. Der Verfasser hat nun die zahlreichen Anekdoten über den Knaben Friedrich Schiller, wie man sie in jeder Biographie lesen kann, so gut es geht in Beziehung zur Mutter gesetzt. Die bekannte Geschichte vom frühzeitigen Predigtspielen paßt zu der Neigung der Mutter zum geistlichen Berufe, die Geschichte von der sauern Milch und den Johannisbeeren, dem Fluch nach Harteneck und dem Segen nach Neckarweihingen entlockt dem Verfasser den Ausruf: „Wie mag die Mutter sich gefreut haben, als sie diese That ihres Lieblings erfuhr." Die Erzählung von Schiller's gleichgültiger Stimmung vor der Confirmation und seinem reuigen Gedichte hätte doch psychologisch erklärt werden müssen — wie dies von Minor versucht worden ist —, dann hätte sie vielleicht ein Licht auf das Verhältniß von Aeltern und Sohn werfen können (Gegensatz zwischen der reichen Gemüthsanregung im Aelternhause und dem geistlosen und gemüthlosen Schulunterricht).

Der Verfasser hat einige noch nicht gedruckte Briefe der Mutter Schiller's veröffentlicht. Der Inhalt dieser Briefe ist in mancher Beziehung nicht wichtig genug, um einer mit volksthümlicher Absicht geschriebenen Biographie einverleibt zu werden. Auch mit den schon gedruckten Briefen hat der Verfasser mit einer Freigebigkeit geschaltet, die dem schriftstellerischen Werthe des Buches Abbruch thut. Wen soll es interessiren, daß „Herrn Special's Töchterle noch immer krank ist", oder daß Frau Schiller „der Frau Dr. Reinhard vier Pfund gegossene Lichter ins Kindbett schickte", oder daß Frau Schiller sich von dem Zitz noch fünf Ellen kommen lassen zu einem Kleide, „weil es mir nothwendiger als der Schurz, auch würde mich der schöne Zitz gedauert haben, da es so ganz nach meinem Gusto ist, und ich will es lieber sonst ersparen". Solche Dinge stören. Es ist gut und schön, daß man selbst das kleinste Zettelchen von der Mutter des großen Dichters drucken läßt und wir gehören nicht zu denen, die grundsätzlich eine philologische Reichhaltigkeit und eine philologische Richtigkeit misbilligen; aber es kommt alles darauf an, wo man solche Sachen drucken läßt; sie gehören in eine rein wissenschaftliche Monographie, in eine Zeitschrift für Literaturgeschichte, nicht aber in ein populäres Buch, das doch seine Leser durch abgerundete Darstellung und eine gewisse formvollendete Mittheilung gewinnen soll.

Leider müssen wir die Form des Buches noch unter einem andern Gesichtspunkt tadeln: so wenig wie uns

Stoffauswahl und Gliederung der Darstellung gefallen, so wenig billigen wir den Stil des Buches. Die Diction hat etwas sehr Zerhacktes; an manchen Stellen fehlt es sogar an der logischen Verständlichkeit. So citire ich S. 197: „Was sich nachweisen läßt, sind meist nur allgemeine menschliche Eigenschaften. Und was man gerne bei den Aeltern schon finden möchte, wie etwa hervorragende Begabung für irgendein geistiges Gebiet, oder irgendeine andere Fähigkeit, oder auch nur eine gewisse Neigung dazu, das ist häufig einfach unmöglich." S. 30 heißt es (es wird berichtet von dem Schuleschwänzen Friedrich's und Christophinens in Lorch): „Im Nothfall mußte die gute Mutter aushelfen, im Nothfall ließen sie sich, wenn keine Verheimlichung möglich war, vorher von der Mutter freiwillig züchtigen, ehe es der Vater erfuhr. Die mütterliche Bestrafung war doch nicht so hart als die des Vaters. Wie der Bruder, so war auch die Schwester hierin eines Sinnes." Wenig geschickt klingen Stellen wie folgende, denen wir noch viele zufügen könnten: „Bei dieser Stelle müssen wir auch davon reden, daß in manchen ältern Biographien des Dichters davon die Rede ist, als ob die Mutter am Tage der Confirmation von der Solitüde nach Ludwigsburg gekommen wäre und da ihren Sohn müßig auf der Straße gefunden habe." Nachdem wir so allgemeinen Tadel ausgesprochen haben, müssen wir den pietätvollen Fleiß, mit dem der Verfasser alles gesammelt und durchforscht hat, was in seinem Bereich lag, durchaus anerkennen. Er ist mit einer rührenden Liebe zu seinem Gegenstande ans Werk gegangen und wir gestehen, manches Neue aus seinem Buche entnommen zu haben. Die zahlreichen Mitglieder der großen deutschen Schiller-Gemeinde, deren Interesse über den Sohn hinausgeht, werden dem Verfasser für seine Gabe dankbar sein, auch wenn sie die Mängel der Form nicht verkennen. Nach unserer Meinung liegt der hauptsächliche Mangel darin, daß das Buch nach äußerer Gestalt und nach der ausdrücklichen Aussage des Verfassers (siehe Vorwort S. 1) als Seitenstück zu Heinemann's „Goethe's Mutter" auftritt. Man entnimmt daraus leicht einen Maßstab, den man an dieses neue Buch — nach Gegenstand und Umfang — nicht legen sollte.

Das Buch ist mit einigen Bildern geschmückt, von denen die meisten schon an andern Stellen veröffentlicht sind. So steht der Neujahrswunsch von 1769 schon bei Könnecke, wo er ebenso wenig wie hier in seiner richtigen äußern Gestalt wiedergegeben worden ist. Schiller's Geburtshaus ist in der alten verbauten Gestalt gegeben, obgleich Abbildungen seiner jetzigen (d. h. der wiederhergestellten ursprünglichen) Gestalt so leicht zugänglich sind. Interessant sind die beiden neuen, hier zum ersten male veröffentlichten Bilder, die Christophine von Luise und Nanette gemalt hat; allerdings sind sie den von Frau Simanowiz gemalten ganz unähnlich. Das neue im Besitz von Fräulein Kopprasch in Dresden befindliche Bild der Mutter Schiller's, das vor dem Titel des Buches wiedergegeben ist, wäre eine große Zierde der Schrift, wenn es echt wäre. Bedeutende Kenner haben an der Echtheit gegründete Zweifel, und man dürfte, bei der Wichtigkeit der Sache, wol erwartet haben, daß der Beweis der Echtheit erbracht worden wäre.

Diesen populären Zwecken entsagt von vornherein das Buch „Schiller's Sohn Ernst" von K. Schmidt (Nr. 2), das in d. Bl. schon früher die Anregung zu einem Aufsatz gegeben hat (vgl. Nr. 50 f. 1893). Es enthält eine Sammlung der Briefe, die von und an Ernst von Schiller, des Dichters zweiten Sohn, geschrieben sind. Ernst hat nicht einmal das Alter seines Vaters erreicht; vierundvierzig Jahre alt ist er gestorben. Er hat ein regelmäßiges, wohlgeordnetes, wohlgeführtes Leben vollbracht; dem Lebensgange wie dem Manne selbst fehlte jeder geniale Anflug. Nur die Züge, die es dem Vater ermöglicht haben, große geistige Gaben zu verwerthen, waren auf den Sohn übertragen: Arbeitsamkeit und vielseitige Tüchtigkeit, gewissenhafte und ernste Lebensauffassung. So sehen wir in dem Landgerichts- und Appellationsrath einen Mann von höchster Achtbarkeit, von bemerkenswerther Intelligenz, von wackerm Sinne und gutem Herzen — aber nichts hebt ihn hinaus über die bessern Vertreter des preußischen Richterstandes als das äußere Merkmal seiner berühmten Geburt. Gleichwol erschöpft sich in dieser berühmten Geburt durchaus nicht die Berechtigung der vorliegenden Briefsammlung. Neben dem vielen Persönlichen, das im Vordergrunde steht, zieht uns manches an, das ich literar- und culturgeschichtlich nennen möchte. Auf Schritt und Tritt begegnet uns sowol in den Briefen Ernst's als besonders in denen seiner Mutter und seiner Tante Caroline von Wolzogen die Erinnerung an die große weimarer Zeit; und die letztgenannte bedeutende Frau, die Freundin Schiller's, zeigt sich in schönen Briefen, die auch zu ihrer eigenen Charakteristik viel beitragen. Ein Interesse, das mit diesem literarischen nichts zu thun hat, erwecken die seit seiner Anstellung in den Rheinlanden geschriebenen Briefe Ernst's, aus denen manche merkwürdige Nachricht über die Zustände der ersten Zeiten preußischer Herrschaft in jenen Gebieten zu entnehmen sind.

Alles in allem müssen wir dem Herausgeber, der mit sicherm Takte aus dem überreichen ihm vorliegenden Material ausgewählt hat, für diese Veröffentlichung sehr dankbar sein. Sie ist durchaus nicht Aufsehen erregend; aber wer sich mit unserer classischen Epoche beschäftigt, wird manches Wort und manche Anschauung darin finden, die ihm merkwürdig ist und das in seinem Geiste lebende Bild vervollständigen kann. T. Wychgram.

# Vom neuen deutschen Drama.

Es ist so selten, daß man einem Werke begegnet, welches aus ehrlicher Begeisterung hervorgegangen ist, die nicht der Partei, sondern der Sache dienen will und die es versteht, auch andere mit der eigenen Begeisterung zu erfüllen. Am angenehmsten berührt es, auf dem Gebiete des heimischen Schriftthums hinreißendem Schwunge der Darstellung und einer warmen Liebe zu begegnen, statt grämelnder Tadelsucht und steifer, ideenloser Einzelforschung. Einer solchen Liebe bedarf vor allem der akademische Lehrer, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, das vaterländische Schriftthum der Neuzeit in lebendiger Weise darzustellen. Er will weniger lehren als überzeugen; er will nicht in erster Linie den Schatz des Wissens bereichern, sondern das Gemüth und die Phantasie; Empfänglichkeit will er in den Gleichgültigen, geschärfte Aufmerksamkeit in bereits Gefesselten erwecken, in allen aber die Begeisterung und den Glauben stärken, daß auch die moderne Literatur ein Gebiet sei, wo nicht blos Laune und persönliche Liebhaberei, sondern Gesetze walten, die zu erkennen dem modernen Menschen, in Rücksicht auf seine Gesammtbildung, entschieden werthvoller ist als die Kenntniß der Strömungen des Schriftthums im Zeitalter Gottsched's oder der deutschen Poeterei des Martin Opitz. Immer mehr verfallen die Anhänger der einst gültigen Lehre, mit Goethe's Tode sei die Uhr der deutschen Literatur stehen geblieben, einer wohlverdienten Vergessenheit. Es ist auch ein zu sonderbarer Widerspruch, in einer Zeit, die den Grundsatz der Entwickelung auf naturwissenschaftlichem und geschichtlichem Gebiete zu so hoher Geltung gebracht hat, wie die unsere, eine Ausnahme von diesem Grundsatz bei der Literatur des deutschen Volkes im 19. Jahrhundert machen zu wollen. Dagegen hat sich schon lange das gesunde Empfinden aller schöpferischen Geister, eines Gutzkow zum Beispiel empört; dagegen hat sich auch die öffentliche Meinung und allmählich ein Theil der Lehrer unserer Hochschulen gewendet. Ja, wunderbar schnell ist man, nachdem der Bann einmal gebrochen war, immer näher an das moderne Schriftthum gerückt, und man macht jetzt nicht einmal mehr Halt vor Namen und Werken, die bisher blos in Tageszeitungen „unter dem Strich" behandelt wurden. Da können auch sonst vorurtheilslose, dem modernen Schriftthum herzlich zugethane Leute wol stutzig werden; sie sagen, der Streit des Tages um die doch nur unvollständige Kenntniß der noch fließenden Literaturbewegung gehöre nicht auf den Lehrstuhl der Universität, nicht vor eine Hörerschaft, die im wesentlichen noch nicht zu prüfen und zu sondern versteht. Die Frage erhebt sich, ob diese vernünftigen Tadler wol im Rechte sind. Auch hier soll man sich hüten, Allgemeinurtheile auszusprechen, sondern die Entscheidung von Fall zu Fall geben. Fast überall, wo überwiegend Tadel und Parteischablone in dem öffentlichen Lehrvortrag über die Literatur der Zeit zum Ausdruck kommt, da wird man gerechtes Bedenken tragen dürfen, ob die geeignete Stätte hierfür der Hörsaal der Hochschule ist. Aber da, wo eine geläuterte Darstellung ihre Dienste nur der Sache widmet; vor allen Dingen, wo die Begeisterung fortreißend und überwältigend zum Ausdruck kommt, da wird man auch einer Behandlung der neuen deutschen Dichtung nicht Einhalt gebieten können, ohne die Jugend der Hochschulen empfindlich an idealen und literarischen Gütern zu schädigen.

Ein solches, von Liebe und Begeisterung durchwehtes Collegienheft ist kürzlich zum Drucke gelangt. *) Der auch sonst vornehmlich durch theatergeschichtliche Forschungen bestens bekannte Professor der neuern Literaturgeschichte in Bonn Berthold Litzmann ist sein Verfasser. Wol kann man sich vorstellen, wie aus diesen Vorlesungen der jugendliche Hörer einen bleibenden, freudigen Eindruck mit fortnimmt, wie er auch ein gewisses Maß von Kenntnissen daraus schöpft und sich leichter im Irrgarten der modernen Literatur zurechtzufinden vermag. Ein Ziel besonders wird durch das Werk von B. Litzmann sicher erreicht: das nämlich, Anregungen zu geben. Von der Stärke der literarischen Neigungen des Lesers oder Hörers wird es abhängen, ob er auch selbständige Urtheile durch eigene Arbeit erwerben wird oder nicht. Noch in einer andern Hinsicht ist das Litzmann'sche Buch interessant. Es ist so gar nicht professorenhaft, im Gegentheil, es plaudert manchmal recht angenehm, wie das in neuerer Zeit stellenweise Mode zu werden pflegt auf Lehrstühlen der deutschen Literatur. Im bessern Sinne interessant aber ist das Buch dadurch, daß es sich ernstlich bemüht, zu einer Klärung über alte und neue Kunst beizutragen, und daß es sich freihält von anerzogenen Schlagworten und Vorurtheilen.

Als Collegienheft somit ist das Litzmann'sche Werk eine der erfreulichsten Erscheinungen auf diesem Gebiete, die wir haben. Damit aber hat es sein Lob dahin. Denn was vortrefflich in den Hörsaal paßt, was zur ersten Wegweisung für die Jugend der Hochschule in begeisternder Weise wirkt, das kann recht unzulänglich und recht unkritisch erscheinen vor dem Auditorium maximum der literarischen Oeffentlichkeit. Ich will von der hier und da etwas saloppen Form absehen, die für den individuellen Redegebrauch zugerichtet ist, auch von der Eintheilung in sechzehn Vorlesungen, die wol kaum mit ihren „akademischen" Viertelstunden das geeignetste Princip abgeben, um die deutsche Literatur in Abschnitte zu gliedern. Was wesentlicher erscheint, das ist eine bestimmte Kritik- und Zusammenhanglosigkeit des Litzmann'schen Buches. Es beginnt mit einer Uebersicht über die lyrische Dichtung und die Romanwerke im Anschluß an den Deutsch-Französischen Krieg. Was das bedeuten soll in einem schließlich doch nur oberflächlichen Werk über das deutsche — Drama, ist

*) Das deutsche Drama in den literarischen Bewegungen der Gegenwart. Von Berthold Litzmann. Hamburg, L. Voß. 1894. 4 M.

schwer zu sagen, um so mehr, als der Krieg ja dramatisch fast gar keine Spuren hinterlassen hat, und die eigentlich dramatischen Leistungen der funfziger und sechziger Jahre von Litzmann nur mit ein paar Worten oder gar nicht gestreift werden. Vom akademisch-pädagogischen Standpunkte hat Litzmann in seiner Weise recht: er begeistert durch die Erinnerung an den Krieg und dessen Lyrik, während er leicht ermüden könnte durch die literarisch erforderliche Uebersicht der dramatischen An- und Ausläufe. Aber das ändert nicht das Urtheil, daß recht wenig Methode in einer solchen Darstellung liegen kann. Es werden überhaupt zu wenig Zusammenhänge in dem Litzmann'schen Buche nachgewiesen; statt dessen plaudert es über Ibsen, Zola und das Franzosenthum in Rücksicht auf deren Gesammterscheinungen, weniger in Bezug auf das deutsche Drama. Geschichtlichen Sinn wird man sehr wenig in dem Buche finden. Der Titel „Das deutsche Drama in den literarischen Bewegungen der Gegenwart" verspricht bei weitem mehr als das Buch zu halten vermag. Richtiger lautete die Aufschrift: „Die literarischen Bewegungen der Gegenwart und das deutsche Drama." Zu viel wird bei Litzmann declamirt und citirt. Selbst Goethe'sche Strophen („Der Morgen kam; es scheuchten seine Tritte") werden uns in ihrer prachtvollen Ausführlichkeit nicht geschenkt. Von den behandelten Dichtern nimmt Wildenbruch wol den größten Raum ein, infolge der seitenlangen Citate aus seinen Stücken. Auch dies ist in pädagogischer Hinsicht zu loben; in kritischer ist es unzulänglich. Wir wollen keinen Wiederabdruck erschienener Dramen, wir wollen das Urtheil darüber und die Unterordnung derselben unter große Gesichtspunkte. Auch diese vermißt man; bei aller Vortrefflichkeit, Gesundheit und Frische der Anschauungen bemerkt man, daß der Verfasser das Aeußerliche gegen das Innere in den Vordergrund schiebt. Es wird des Breiten über den oft uninteressanten Wildenbruch gehandelt, aber trotzdem empfängt man von dem Dichter kein Gesammtbild aus der Litzmann'schen Darstellung. Auch von dem interessantern Gerhart Hauptmann und von Sudermann nicht. Es fehlt in dem, wie hervorgehoben, gesunden und frischen Werke der kritische neben dem historischen Geist; alle ausführlicher behandelten Dichter erscheinen fast als gleich groß, ihre literarische Entstehung wird nicht genugsam nachgewiesen, die Dichter selber werden merkwürdig vereinzelt dargestellt. Das leuchtet auch dem Laien ein: mit Lindau, Wildenbruch, Ibsen, Hauptmann und Sudermann, die allein ausführlicher behandelt werden, kann man kein Bild geben vom deutschen Drama in den literarischen Bewegungen der Gegenwart. Es ist im allgemeinen interessant, solche dankbare Gestalten herauszugreifen; es ist die Art der Feuilletonistik. Aber es ist sehr billig, ja ungerecht, eine derartige literarische Darstellung in Buchform vor das Publikum zu bringen. Gerade weil wir so wenig Werke über die neue deutsche Dichtung haben, muß man den Maßstab für solche Geschichtswerke groß und bedeutend wählen. Dem Lernenden, dem Hörenden kann das Litzmann'sche Buch über das deutsche Drama alles sein; es kann ihn begeistern, ihm Wege und Ziele weisen und lange in seinem Innern widerhallen. Dem Wissenden wird es nicht genug sein; zwar wird auch er sich an der Frische des Werkes erfreuen, aber nicht an dessen Tiefe oder innerer Verknüpftheit. Am geringsten wird der einstige Literaturgeschichtschreiber von dem Buche denken: er wird vielleicht eine vollständige Quelle darin suchen, oder eine Darstellung all der feinen, dem Mitlebenden und Mitstrebenden bewußt gewordenen Zusammenhänge, oder endlich eine Prägung tiefer und scharfer Urtheile. Wer das sucht, wird umsonst suchen.

Friedrich Kummer.

## Lyrisches und Episches.

1. Lebe! Eine Dichtung von Ferdinand Avenarius. Leipzig, Reisland. 1893. 8. 2 M.
2. Episteln und Elegien von Adolf Friedrich Graf von Schack. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. 1894. 8. 3 M.
3. Morgenstimmen und anderes von Max Hoffmann. Mit dem Bildniß des Dichters. München, Dr. Albert u. Comp. (Separat-Conto.) 1893. 8. 3 M.
4. Im Sommersturm. Gedichte von Arthur von Wallpach. München, Dr. Albert u. Comp. (Separat-Conto.) 1893. 8. 3 M.
5. Streiflichter von Hermann Friedrichs. Mit dem Bildniß des Dichters. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz). 1894. 12. 2 M.
6. Drachenhort von Engelbert Albrecht. München, Dr. Albert u. Comp. (Separat-Conto.) 1893. 8. 3 M.
7. Totenmesse von Stanislaus Przybyszewski. Berlin, Fontane u. Comp. 1893. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

In dem „An den Leser" gerichteten Vorwort spricht sich Ferdinand Avenarius über den Charakter seiner Dichtung und die Neuerung aus, die er darin anstrebt. Die große Form, die wir für Epos und Drama bereits besitzen, will er für die Lyrik schaffen, und ihr Wesen bestimmt er dahin, daß neben die Wirkung der Theile des Ganzen noch eine Wirkung der Beziehungen dieser Theile zueinander tritt; sie bilden in ihrer Gesammtheit das in sich geschlossene, lebensvoll bewegte und innerlich verbundene Ganze, ohne daß irgendwo die Mittel der Dramatik oder die epische Schilderung in den Dienst der dichterischen Idee träten. Nur im Ausdruck des Gefühls, in der hervorbrechenden Stimmung, in der Aussprache der Leidenschaft spiegeln sich die äußern Erlebnisse des Helden nach. So lernt der Leser nur Innenleben, nur den Nachklang der Ereignisse in der Menschenbrust, den Seelenzustand eines Leidenden und dann sich Aufraffenden kennen. Wahrt nun diese reine Subjectivität

dem Werke sein lyrisches Gepräge, so schließt sie natürlich jede epische Erzählung, alle objectiven Momente aus. Weiter folgert der Dichter aus dem Begriff seiner neuen Form mit Recht, daß sie „nur den einen Menschen zum Gegenstand haben kann, der in ihr spricht". Damit schwand die Möglichkeit, des Helden Entwickelung mit erschöpfender Vollständigkeit darzustellen. Nur die Höhepunkte, die wichtigsten Einschnitte im Werdegang, an denen die Qual erschütternder Leidenschaft oder die erhebende Sprache männlichen Gefühls zum Worte kommen, eigneten sich zur Offenbarung der Kunst des Dichters, zur Versinnlichung seiner Idee. Jener hat er es zu danken, wenn mit dieser eine Bereicherung unserer poetischen Darstellungsmittel gelungen erscheint, die gleichermaßen einen Ausweg aus blos formgewandter Gedankenarmuth, wie aus originalitätssüchtiger Formlosigkeit bedeutet. Eins vor allem lehrt „Lebe!" von Ferdinand Avenarius (Nr. 1) mit überzeugender Deutlichkeit: noch ist wahre Lyrik möglich ohne Schmuzmalerei, ohne Verneinung alles Guten und Schönen auf Erden, ohne philosophisch sich geberdende Schlaffheit oder Schrankenlosigkeit. Und was Dutzende von Schreiern mit unschöner Aufdringlichkeit unserer Zeit als der Weisheit letzten Schluß einreden wollen, es wird aufgewogen durch eine Strophe von Avenarius:

Zur Arbeit, Mitleid, rufst du uns auf,
Denn der Lind'rung spottet nicht jedes Weh,
Nicht jedes Elend der Hülfe —
Auch für den Fühlenden gibt es ein Glück,
Wenn er's erwirbt durch die That:
Mitleid durch dich
Find' ich das Glück des Beglückens.

Graf Adolf Friedrich von Schack bewährt auch in „Episteln und Elegien" (Nr. 2) seine Bedeutung und seine Kunst, die bereits nicht mehr Gegenstand der Erörterung sind. Selbst die Angriffe, denen er wie jeder Priester der Schönheit gelegentlich ausgesetzt ist, zeigen ihn nur in erhöhter Stellung. Freilich, schlechthin darf Treu und Glauben in ästhetischen Dingen auch der gefeiertste Name nicht beanspruchen: jede neue Schöpfung muß für und durch sich den Beweis ihres Werthes erbringen, muß ihren Meister loben. Nun äußert sich Schack im Vorwort nicht ohne Schärfe über eine gewisse Kritik, und mit Recht, muß ich hinzufügen, werde auch eingedenk seiner Abwehr eine Chronologie dieser jüngsten Gedichte nicht unternehmen, sondern mich einfach an ihren Charakter halten. Da gewahre ich denn frische Kraft in Form und Inhalt in solchem Maße, daß ich unser Schriftthum beglückwünsche zu diesem seinen Vertreter. Was zunächst durch Schack's gestaltende, bildende Kraft aus unserer Sprache wird, ist immer von neuem erstaunlich und überraschend. In dieser gewählten, vornehmen Art erinnert er an die gewaltigsten Sprachkünstler, die Romantiker, und insbesondere an Rückert. Wenn indessen anderswo willige Dienstbarkeit des Ausdrucks uns fröstelnde Bewunderung abnöthigt, das Herz aber nicht betheiligt, so geht bei Schack der Inhalt aufs schönste zusammen mit dem deckenden Wort und dem ungewöhnlichen, sinngemäßen Reim. Gerade in der Neuheit und fein berechneten Wahl dieser Reime bekundet sich ihres Erfinders Kunst und Geschmack: nirgends gewahrt man Absicht, nirgends Zwang.

Unabhängigkeit der Denkweise und mannhaften Freimuth hat Schack nie verleugnet; sie verleihen auch diesen Gedichten ihren eigenthümlichen Charakter, mag es sich um Glauben, Politik oder Kunst handeln. Von der letztern hat Schack die höchste Auffassung, die ihn mitunter recht bitter gegen Auswüchse und Verirrungen losziehen läßt, aber auch im Bewußtsein des reinen Strebens mit stolzer Werthschätzung seiner selbst und seines Lebenswerkes erfüllt. Mannichfach ist der Inhalt der Sammlung: Heimat und Fremde, Menschen und Länder, das Treiben der Großstadt und die feierliche Stille im Gemach des Forschers, altheidnische Schönheitslust und geistesstumpfer Buchstabenglaube, ernste Betrachtungen über Zeit und Ewigkeit: alles dies rauscht im fesselnden Wohlklang der Verse an Geist und Ohr des Lesers vorüber.

Diese Worte waren geschrieben, ehe der 15. April aus Rom die Trauernachricht vom Hingang des Grafen Schack brachte. Schreiber dieser Zeilen hat ohne Ahnung davon, daß er des verewigten Dichters Schwanengesang in der Hand habe, mit gewohntem Interesse auch dieses Werk Schack's betrachtet und zu würdigen versucht. Ein weiteres scheint ihm bei Gelegenheit dieser Anzeige nicht am Platze, um so weniger, als Schack auf eine andere als nur beiläufige Darstellung seines Wesens und Verdienstes Anspruch hat.

Die erste Wirkung von Max Hoffmann's „Morgenstimmen" (Nr. 3) ist Staunen über die außerordentliche Kraft und Sicherheit der Vorstellung, über eine eigenthümliche Anschauungsfähigkeit, die diese Gedichtsammlung auszeichnen und geradezu in Hoffmann eine dichterische Individualität ausweisen. Darin gehört er entschieden zu den Jüngsten, denen ja unbestreitbar zum guten Theile Macht der Phantasie und eine besondere Gabe zu sehen, zu beobachten, aufzufassen, Anspruch auf Beachtung und das Recht zu eigener Werthschätzung verleihen. Schon die sinnreiche, wechselvolle Beziehung auf den Morgen, die sämmtliche Lieder im Eingang des Buches innerlich verbindet und wol zunächst die Wahl des Titels bestimmte, zeugt für Hoffmann's dichterisches Vermögen. Weiter verbürgen dies die neuen, farbenfrischen, oft überraschenden Bilder. Freilich auch darin gehört Hoffmann zur Moderne, daß er sich Willkür in Bild und Ausdruck nicht versagt. Diese fast geflissentliche Vernachlässigung von Maß und Gesetz stört, ja vereitelt stellenweise den ästhetischen Genuß. Dahin gehört Gleichgültigkeit gegen das Versmaß, die einzelne Lieder förmlich unlesbar macht, so das auf S. 31. In anderm Sinne verweise ich auf den Schlußvers des ersten Liedes aus „Frau Minne", die überhaupt eher den Eindruck einer Vorlese, mit Goethe zu reden, deutlicher: einer Jugenddichtung, als einer

„Nachlese" macht. Wenigstens läßt weder der sonstige Inhalt der „Morgenstimmen", noch das beigegebene Bildniß des Dichters ernstlich an einen solchen Herbst in seinem Schaffen schon jetzt glauben. Das Gegentheil nehme ich an. Und zu dieser Annahme berechtigt mich die Formgewandtheit und Sprachbeherrschung des Dichters, sowie sein Gedankengehalt. In schwungvoller Sprache, wenn er will, nirgends mit abgenutzten Reimen sprechen seine Gedichte in überwiegender Mehrheit tiefen Sinn und menschlich-schönes Gefühl in neuer Weise aus. Mag er auch sich gegen das Sonett ereifern, so finde ich für die Zuversicht, daß er diese Form mit gleicher Sicherheit wie andere handhaben könnte, in mehr als einem Gedicht Grund genug, allerdings nicht gerade in diesem „Sonett". Denn erstlich führt ihn darin Absicht irre, sodann scheint Satire überhaupt nicht seine Stärke auszumachen. Was er davon in der Abtheilung „Mit der Pritsche" bietet, ist saftlos, ohne Mark, ausgenommen Hans Sachsens irdische Sendung, ein betrübliches Bild der Zeit und ihres Geschmacks, aber in trefflicher Einkleidung. Glücklicher ist der Erzähler Hoffmann im literarischen Märchen „Michel". Ueber ein sehr wirksames Mittel, eigenthümliche Stimmung zu wecken, verfügt er im Contrast. Dadurch erzielt er die schönsten dichterischen Erfolge z. B. in „Waldidyll", „Friede", „Opium", auch in „Weltfern" und „Im Hinterhause". Damit soll keineswegs alles Wohlgelungene erwähnt sein. Aber ich denke, es genügt, wenn ich mit einer ehrlichen Empfehlung auf seine Sammlung aufmerksam mache, ohne darum in allem ihrem Dichter zuzustimmen. Vollständig kann ich das bei seinem warmen, offenen Mitgefühl mit Noth und Elend, wie es außer andern Stellen ergreifend und in ergreifender Sprache der Cyklus „Tantalus" bekundet, aus dem ich einen Vers mittheile:

Schon von Geburt war ich verstoßen —
Und hatte doch ein heißes Herz!
Mich zog's hinauf zum Schönen, Großen —
Und Sorge zwang mich erdenwärts!
Bevor ich ewig gehe rasten,
Grüß ich der Zukunft Morgenkleid:
Dort tragen alle gleiche Lasten,
Hier heißt's: genießen oder fasten.
Fluch! dreimal Fluch auf diese Zeit!

Innigkeit, Wärme ist ein Charakterzug auch der Gedichte A. von Wallpach's (Nr. 4). Sonst aber bestehen wirkliche Unterschiede zwischen ihm und Hoffmann. Schon der Titel kennzeichnet den verschiedenen Standpunkt. „Im Sommersturm" steht dieser Dichter, und dahin begleiten wir ihn auf seiner Entwickelung aus „Gärung" durch die „Klärung", um ihn als Sänger der „Zeit- und Streitlieder" wiederzufinden. Diese Eintheilung ist nicht willkürlich, sie stellt thatsächlich drei Stufen im Werdegang des Dichters dar. Obendrein trägt er Sorge, bei den beiden ersten Abschnitten durch ein Motto aus Stirner dem Leser einen Fingerzeig zu geben, wie er ihren Inhalt aufgefaßt wissen will. Ursprünglich, selbständig in Fühlen und Denken erscheint Wallpach überall: sein Sehnen und Verlangen, seine Enttäuschungen und Schmerzen singt er mit fast unbeschränkter Mannichfaltigkeit der Auffassung, und nur selten streift vorerst sein Lied die Allgemeinheit. Mit Hoffmann verglichen ist seine Sprache gesteigerter im Schwung, leidenschaftlicher, fesselloS, wie es seiner gesteigerten Subjectivität entspricht. Wenn er daher in der Wahl gewagter Bilder und Gleichnisse noch weniger bedenklich als jener ist — vgl. unter anderm „Maiwetter" —, so bewahrt ihn doch vor Mishandlung der Sprache ein reichliches Maß natürlicher Begabung. Ganz frei von Seltsamkeiten hält er sich doch nicht, unter denen am auffälligsten ist das besonders durch häufige Wiederkehr unerträgliche Eigenschaftswort gier mit seiner Sippe, dann purpurig, Blühschnee für Blütenschnee und ähnliche; auch titanidenhaft ist so wenig richtig wie die Messung Omphäle. Indessen ich gebe zu, das sind Kleinigkeiten, um die sich zu kümmern der Geistesflug unserer Stürmer und Dränger keine Zeit findet. Häßliche Fehler bleiben sie trotzdem. Abgesehen aber von dem und ähnlichem ist A. von Wallpach ein selbstherrlicher Gebieter über die Sprache. Ströme farbigen Lichtes ergießen sich über seine Dichtung, und es ist eine Lust, dem Zauber seines Sanges zu lauschen.

Die gewählte Eintheilung bringt es mit sich, daß scheinbar Widersprechendes, Gegensätzliches in der Sammlung nebeneinandertritt. Zu düstern, ja verbitterten Aeußerungen gesellen sich zukunfts- und hoffnungsvolle Jubellieder. Nachdenklicher Ernst, in dem der Dichter schonungslos durch die gleißende Außenseite hindurch in der Dinge Kern und Wesen dringt, wechselt mit fast allzu ehrlicher Offenheit über sein Liebesleben und sein liebelechzendes Herz. Auf schauerliche Augenblicksbilder aus trübster Wirklichkeit folgt die liebliche Naturschilderung. Doch ein Band umschlingt alle diese Lieder: das ist des Dichters starke Individualität. Und sie hat das Recht sich auszusprechen, weil sie eine Fülle des Ureigenen in sich beschließt. Sie macht den Dichter zu einer ganz ungewöhnlichen Erscheinung. Ihn blenden die Redensarten des Tages nicht. Selbstbewußt stellt er dem „Götzen Menschheit" den Eigenwillen und die Eigenart gegenüber. Und wenn er für seine Volksgenossen nur eins rücksichtslos begehrt, ganz auszuleben jede Eigenart, so hat doch gegen solch bedenkliche Zügel- und Schrankenlosigkeit sein männlicher Sinn schon die Begrenzung gefunden in der Stammesgemeinschaft. Leise klingt in der Zeit der Gärung und zart dies Thema vor in der tiefempfundenen „Sehnsucht". Wie Orgelton und Glockenklang tönt es durch die Zeit- und Streitlieder, wo es in knappster Fassung das Gedicht „Rasse" ausspricht:

Germane will ich mich mit jenen nennen,
Zu denen mich des Blutes Stimme drängt.
Der Rasse ist mein Einzelich entsprossen,
Der Keim, draus meine Eigenart entstand,
Drum reiche ohne Zwang den Blutgenossen
In Unabhängigkeit ich meine Hand.

Weniger als die ebengenannten Dichtungen haben mich Hermann Friedrichs' „Streiflichter" (Nr. 5) angesprochen. Auch er ist ein Herold der neuen Zeit, losgelöst vom Gestern, verzichtend auf das Jenseits und den Glauben an überirdische Mächte, will er das hienieden vervollkommnen durch Befreiung der Menschheit von Ueberlieferung und Kirchenthum, durch Erlösung ihres Genius aus uralten, beengenden Fesseln. Laut genug verkündet er seinen Beruf, oft genug wiederholt er die Versicherung seiner Kraft dazu. Aber schon diese Aeußerungen deuten auf einen bestimmten Zug im Wesen seiner Muse hin. Friedrichs ist, kurz gesagt, nur verneinend, bekämpfend, zerstörend. Untrügliche Wahrzeichen für die Richtung der künftigen Entwickelung fehlen. Da kommt er über schon mehrfach gehörte, mitunter allerdings ganz schwungvolle Allgemeinheiten selten hinaus. Und sucht man in seinen dichterischen Bekenntnissen nach Verwirklichung der gepriesenen Ideen, nach Bethätigung des befreienden Geistes, so ist der Ertrag gering. Man müßte denn die sogenannte Liebe anführen wollen. Liebesabenteuer bringt das Buch eine Fülle aus Nord und Süd, Ost und West. Nicht alle möchte ich in der dichterischen Wiedergabe als schön bezeichnen. So läßt sich zweifeln, was widerlicher ist, die Zeichnung der Aebtissin — nebenbei: hat diese Gestalt Wahrheit in irgendwelchem Sinne? — oder die des erbärmlichen Wichts, der sich über jeden mannhaften Entschluß zur Rettung der Verführten mit elenden Worten hinwegjammert. Auch das sollte ein Dichter nicht vergessen, daß Kampfpoesie ungenießbar wird, wenn sie nicht über farbenglühende, bilderprächtige Sprache verfügt und durch immer neue, immer wechselnde Betrachtungsweise ihre Stoffe zu beleben weiß. Starke Ausdrücke wirken in und gerade wegen etwaiger Wiederholung nicht, zumal wenn Prosa hinzukommt, wie in den Worten:

Unglaublich groß ist die Zerfahrenheit
Oft unter gleichgesinnten Kampfgenossen,

oder:

Den die Natur in es gelegt,

u. a. m.

Manches mal ist auch der Ausdruck zu allgemein und darum inhaltsleer, sodaß er eine anschauliche Vorstellung nicht zu geben vermag. Und wenn ich auch an Friedrichs' Schmerz,

der riesengroß
Des Dichters Brust durchwühlt mit grimmen Krallen,

glauben muß und will, so kann ich doch zugleich nur beklagen, daß er für ihn nicht überall die wahrhaft künstlerische Aussprache gefunden hat. Nicht überall! Denn ich darf nicht schließen ohne einen Hinweis auf die weihevollen Stimmungsbilder in schöner Form „Tagebuchblätter der Liebe", auf das andersgeartete, darum nicht minder poetische Erinnerungslied „Erstürmung der Bastille", auf das liebliche, empfindungdurchströmte Idyll „Unter Blütenbäumen", endlich auf „Wortlos", als eins unter nicht wenig ähnlichen.

Im Eingangsgedicht zum „Drachenhort" erzählt Engelbert Albrecht (Nr. 6), wie ein Traum den Prinzen Däumling den gesuchten Schatz finden läßt. Mit Gold und Edelstein reich beladen kehrt der Beglückte ans Licht zurück; doch

Die Gassenjungen lachten und spuckten höhnisch drein
„Däumling, du hast dich vergriffen in deiner Angst und Noth;
Kein Bäcker für den Plunder pumpt dir ein Stücklein Brot."

Wir lassen uns nicht verblüffen von trügerischem Glanz;
Wie Kohle klingt's, wie Scherben und and'rer Firlefanz.

Hiernach wird der Titel der Sammlung, hiernach auch ihre Unterabtheilungen: „Scherben", „Quarz", „Kohlen", „Erz", „Glimmer", verständlich werden. Zärtlich sind, etwa Erz ausgenommen, diese Koseworte des Vaters für seine Kinder gerade nicht. Was sie ihm eingab, sagt noch ein anderer Vers:

Entdeckt' ich einen Drachenhort,
Ich muß die Kosten tragen!

Gegen solche persönliche Erfahrung gibt es keine Einrede. Sonst müßte sich der Beurtheiler recht warm und mit Nachdruck der so grausam benamseten Geschöpfe Albrecht's annehmen. Er würde sagen, daß sie seinen anders getauften Gedichten ebenbürtig sind, daß ein sonniger Strahl echter Poesie über sie ausgegossen ist, daß eine bestimmte Individualität ohne jegliche herausfordernde Großsprecherei und eine sinnige Betrachtung und Erfassung des Lebens sich in ihnen bekundet, daß Empfindungskraft und -wahrheit bei gefälligster Leichtigkeit des Ausdrucks ihr aller Merkmal und Zier genannt werden dürfen. Innigstes Gefühl gab dem Dichter die Kinderlieder in „Glimmer" ein. Sie erweisen zugleich deutlich seine Fähigkeit, am Kleinen, Immerwiederkehrenden doch die menschlichen, zu Herzen gehenden Beziehungen zu entdecken. Ganz anderer Art ist „Erz". Das ehrliche Auge vermag eben nicht allenthalben im Leben ein Idyll zu sehen; wahrgenommene Widersprüche pressen wol dem Dichter sehnsuchtsvolle Klagen aus; unerschüttert aber steht der verwirrenden Erscheinung gegenüber sein Mannesmuth. Gleich beachtenswerth, vielfach besonders wegen der im Leser geweckten Stimmung, sind „Kohlen", darunter als Erzeugniß sinnlicher Vergegenwärtigung am gelungensten das Dorfgewissen, während die nach Form und Inhalt classische Dichtung „Quarz" Albrecht's Vielseitigkeit und den Umfang seiner dichterischen Kraft kennzeichnet.

Diesen Gedichten schließe ich ein Prosawerk an, das aber durch Sprache, Wahl der Ausdrücke und Bilderfülle thatsächlich einen poetischen Anstrich erhält. Die „Totenmesse" von Stanislaus Przybyszewski (Nr. 7) ist eine erstaunliche Leistung der Sprachkunst und Sprachbeherrschung. Unheimlicher Glanz, oft in den schillernden Farben, wie sie auf Sumpfgewässern spielen, zittert über der ganzen Darstellung. Wie im Lenz Gießbäche von allen Seiten sich hinab ins Thal stürzen, so drängen sich dem Verfasser Bilder, Vergleiche, Aehnlichkeiten oft aus entlegenstem Winkel einer Einzelforschung zu, meistens,

soweit ich die Sache verfolgt habe, mit der beabsichtigten Wirkung erhöhter Anschaulichkeit und Versinnlichung. Vom Inhalt zu sprechen, versage ich mir. Des Verfassers Denk- und Empfindungsweise liegt mir zu fern. Zum Theil ist es mir mit seinen Ausführungen gegangen, wie nach einer Zeitungsnachricht sogar zwei Literaturgrößen mit eines Nordländers Dramen. Was ich aber im einzelnen zu erfassen vermochte, ließ es mir weder als Pflicht, noch als sonst unerläßlich erscheinen, mich mit dem Verständniß des Ganzen zu plagen. Einige Stellen mögen den Lesern d. Bl. den Standpunkt Przybyszewski's andeuten und einen Begriff von seiner Ausdrucksweise geben:

Gerade in den Neurosen und Psychosen liegen die Samenkeime eines neuen, bisjetzt noch nicht classificirten Empfindens, sie sind es, in denen das Dunkle sich mit der Morgenröthe des Bewußtseins röthet und die unterirdischen Riffe sich über das Niveau der Meeresfläche heben.

Und weiter:

Du bist wie ein matter, schwacher, silberner Lichtstrahl, den ein Hüttenfenster in einer lauen Herbstnacht auf die Wiese ausgespieen hat über das nasse, weiche Nebeltuch, das mit brünstiger, lustsatter Müdigkeit auf dem Grasteppich lagert.

Um deine Augen war es wie Protuberanzenschein bei Sonnenfinsternissen, wie eine Phosphorescenz der Fäulniß, und sie glühten wie zwei tiefe Sterne einer schwarzen Herbstnacht in den Abgrund meiner Seele hinein.

Um deine Mundwinkel feine, weiche Interferenzlinien, die mich an meinen heimatlichen See erinnerten, an die klare, stille Wasserflut, wenn ich sie mit dem Ruder bewegte.

Was indeß Przybyszewski im Kreise seiner Strebensgenossen gilt, das lehrt Dehmel's enthusiastischer „Brief", den O. Birnbaum im „Modernen Musen-Almanach für 1894" veröffentlicht hat. Dehmel findet in der „Todtenmesse" eine zeitpsychologische Ergänzung zu Schlaf's „Frühling", den negativen Pol derselben Achse: hier absolute Lebensverneinung aus intensivstem Schmerzbewußtsein, dort höchste Bejahung aus daseinsfreudiger Erfassung selbst des Leids; sie ist ihm ein Menetekel auf den unfruchtbaren Selbstgenuß, ihr grauenhaft eigenthümliches Naturell von prophetischer Wucht; ihr Verfasser endlich ein Jeremias der entartenden Instincte, gegen den die andern Pseudodekadenten lächerliche Wiedehopse sind. So urtheilt ein Kenner und Mitglied der neuen Schule.

Richard Friedrich.

---

# Deutsche und fremde Erzählungen.

1. Auf dem Schlachtfelde des Lebens. Roman von O. Elster. Leipzig, Elischer Nachfolger. 1894. 8. 3 M.

Dieses Buch soll offenbar nichts Geringeres sein als eine Widerlegung und ein Gegenstück zu Baronin Suttner's „Die Waffen nieder!" Das allein ist schon ein Wagniß; nicht als ob Baronin Suttner's vielgenannter Roman etwa ein bedeutendes Kunstwerk wäre; er läßt im Gegentheil so manches zu wünschen übrig: aber er hat eine Tendenz, gegen die sich nur schwer etwas Stichhaltiges einwenden läßt, ja eigentlich überhaupt nichts. Jedenfalls gehörte eine blendende Dialektik, eine hinreißende Beredsamkeit, eine gewaltige Darstellungskraft dazu, um eine so undankbare Sache nur mit einigem Erfolge zu vertheidigen: von diesen Eigenschaften besitzt O. Elster aber nicht eine einzige in nur halbwegs genügendem Maß, und damit ist seine Sache natürlich schon verloren.

Es ist aber der Mühe werth, darzuthun, wie der Verfasser seinen Kampf führt, und wie er ihn verliert.

Er gibt allerdings zu, daß das Streben nach Abschaffung der Kriege an sich ein edles sei, aber er hält es für aussichtslos und spricht von der Nothwendigkeit und Berechtigung der Kriege. Daß es aussichtslos ist, vorläufig wenigstens, sei ihm gerne eingeräumt, daß die Kriege aber nothwendig und berechtigt seien: das ist denn doch eine kühne Behauptung, die zu beweisen wol ein Ding der Unmöglichkeit ist. Thatsächlich bleibt er den Beweis dafür auch ganz schuldig, stellt an den Leser somit die immerhin sonderbare Zumuthung, ihm seine Behauptung ohne Beweis zu glauben. Der Verfasser begnügt sich aber nicht damit, zu behaupten, daß das Streben nach dem ewigen Frieden unnütz sei: er will zeigen, daß es sogar verderblich sei, obwol er es wiederholt ein edles nennt. Um das zu beweisen, bedient er sich eines recht bequemen Mittels: er stellt die Vertreter der zu bekämpfenden Ansicht als charakterlose Menschen dar, ja den Hauptvertreter als einen doppelzüngigen, phrasenreichen, ziemlich dunkeln Ehrenmann. Das ist jedenfalls sehr schlau gedacht, denn die meisten Leute, zumal Frauen — und die bilden doch das Hauptcontingent des Lesepublikums — verwechseln die Sache mit der Person und verdammen eine Sache, wenn deren Vertreter unsympathisch ist.

Uebrigens kann man dem Autor darin nicht unrecht geben, daß er die Friedensbestrebungen für nicht ungefährlich ansieht und mit dem Socialismus in Zusammenhang bringt. Es ist ihm auch keineswegs zu verübeln, daß er die Agitation der Friedensvereine, wie sie Baronin Suttner ins Leben gerufen hat, abfällig beurtheilt und das Friedensschiedsgericht als eine kindisch-lächerliche Anmaßung hinstellt: aber er hätte das auf andere Weise thun sollen, womöglich in satirischer Form, zu der Frau von Suttner mit ihrer Reclame-Weihrauchatmosphäre das dankbarste Modell abgegeben hätte. Indem er sich aber als Anwalt des Krieges geberdet, erregt er schon im voraus Widerspruch. In dieser Eigenschaft sucht er auch die Schrecken des Krieges abzuschwächen, indem er ihnen die des Friedens gegenüberstellt, die er für viel schlimmer hält. Aber auch

damit ist er nicht eben glücklich: unter den Kämpfen, die sich auf den „Schlachtfeldern des Lebens" abspielen, — es sollte übrigens Schlachtfeldern des Friedens heißen, denn Krieg und Leben sind keine gegensätzlichen Begriffe — versteht er sowol Seelenkämpfe als Epidemien. Nun, was die Seelenkämpfe im Frieden betrifft, so sind sie in der Regel doch wol geringer als die seelischen Leiden, die der Krieg hervorruft; was ist der Schmerz der enttäuschten Liebe, den der Verfasser in seinem Roman als Gegenargument anführt, im Vergleich mit dem um im Kriege Gefallenen oder für immer zu Krüppeln Gemachten! Das Liebesleid, das einer erfährt, trifft doch meist nur ihn allein: fast jeder Tod, jede Verwundung im Kriege trifft aber viele, alle nämlich, die dem Unglücklichen nahe stehen.

Und was die Epidemien anbelangt, so sind sie, wenigstens heutzutage, wo die Wissenschaft so viel gegen sie vermag, entschieden das kleinere Uebel im Vergleich zum Kriege. Der Beweis ist leicht erbracht: gegen die Epidemie kann man sich mit allen zu Gebote stehenden Mitteln schützen, gegen den Tod im Kriege nicht, der hängt rein vom Zufall ab; der Epidemie kann man sich durch Flucht entziehen, dem Kriege nicht; die Epidemie ist ferner eine Naturgewalt, der Krieg ein Menschenwerk und daher doppelt schlimm, weil der Tod mit frivoler Vertilgungslust zur Massenarbeit eigens herbeigerufen wird. Ueberdies sind die Folgen des Krieges viel böser als die einer Epidemie, Geldmangel, Theuerung, Hungersnoth und Epidemien sind sein Gefolge. Ein Krieg ohne Epidemie darauf ist eine Seltenheit, eine Epidemie ohne Krieg vorher ist etwas Gewöhnliches. Das allein sagt wol schon deutlich genug, welches von beiden Uebeln das schlimmere ist.

Aus all dem geht unzweifelhaft hervor, daß dem Autor die Aufgabe, die er sich mit seinem Roman gestellt hat, gänzlich mislungen ist, daß man alles, was er für seine Ansicht ins Feld führt, ohne besondern Aufwand an Scharfsinn gründlich schlagen kann.

Es bleibt jetzt nur noch übrig, auf den literarischen Werth des Buches einzugehen. Nun, das ist bald gethan, denn der ist gleich Null. Technik, Charakteristik und Sprache wandern in den tiefsten Niederungen der Schablone, nirgends auch nur die leiseste Spur einer Eigenart. Nach dem vorletzten Roman des Verfassers „Majana" zu urtheilen, war das auch gar nicht anders zu erwarten.

Daß in dem Buch ein „Nervenfieber" infolge großer Anstrengungen vorkommt, trägt nicht dazu bei, seinen Werth zu erhöhen. Diese mystische Krankheit grassirt wahrhaft furchtbar im deutschen Roman! Man kann darauf wetten, daß sie unter zwölf deutschen Romanen gewiß mindestens in vieren auftritt. Wie oft soll es denn noch gesagt werden, daß die moderne Medicin eine Krankheit dieses Namens nicht kennt und daß das, was man früher „Nervenfieber" genannt hat, nichts anderes gewesen ist als der Typhus, der aber auch nicht aus Herzeleid und derlei entsteht, sondern eine Infectionskrankheit ist, die ihren Sitz in einem so schnöden Organe hat wie der Darm es ist!

2. Jugendstürme. Roman von Kurt Grottewitz. Leipzig, Elischer Nachfolger. 1894. 3 M.

Ein treffliches Buch! Inhalt und Form frei von Schablone, die Personen psychologisch richtig und sehr anschaulich gezeichnet, ihre Sprache von wohlthuender Natürlichkeit, selbst die Liebesscenen, die doch meist sehr langweilig sind, von zartem Reize: das sind lauter Vorzüge, die man in der deutschen Erzählungsliteratur, zumal vereint wie hier, nur sehr selten trifft. Auch der Stoff, den sich der Autor hier gewählt hat, wird von den deutschen Erzählern arg vernachlässigt, sehr mit Unrecht, denn gerade des Leben des heranreifenden Jünglings bietet so viel psychologisch Interessantes; keine andere Lebenszeit ist ja für die ganze Entwickelung der Seele so bedeutsam. Das scheinen die Herren Autoren aber nicht zu sehen, denn sie benutzen diesen Stoff meist nur zu oberflächlichen Schulhumoresken.

Was an diesem Buche unangenehm auffällt, ist nur das eben gerügte „Nervenfieber".

3. Das Wieschen. Roman von E. Vely. Mannheim, Bensheimer. 1894. 8. 5 M.

E. Vely liebt es, die Personen ihrer Romane aus den untern Volksschichten zu holen und ein wenig in deren Elend und Verkommenheit herumzustöbern; das gibt so ein gewisses socialistisches Air und das ist ja zur Zeit Mode. Im übrigen bleibt Frau Vely aber hübsch familienblattmäßig. Das gilt von ihrem neuen Buche in besonderm Grade. Es steht entschieden unter „Wer sühnt's?" Das Grundthema bildet die alte Geschichte von der Frau, die in ihrer Vergangenheit etwas nicht ganz „Reinliches" verborgen hat und darunter leidet. Diesmal geht's aber gut aus; die Novelle wird also den Beifall aller „schönen Leserinnen" erlangen.

4. Die Herzogstochter. Roman von Mrs. Oliphant. Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von F. Mangold. (Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek. 10. Jahrgang. Band 15.) Stuttgart, Engelhorn. 1894. 8. 50 Pf.

Wäre dieser Roman um die Hälfte kürzer, so wäre er um das Doppelte besser. Der Stoff ist doch viel zu dürftig, um eine derartige Ausdehnung zu vertragen, ohne dabei Schaden zu leiden. Es handelt sich nämlich um das gewiß nicht eigenartige Thema vom adelsstolzen Vater, der seine Tochter nicht einem Bürgerlichen zur Frau geben will. Wie diese Heirath trotz des unglaublichen Dünkels des herzoglichen Vaters doch zu Stande kommt, wird mit feinem Humor und ebensolcher Seelenkenntniß erzählt, aber diese Vorzüge können die Langathmigkeit nicht wett machen.

5. Briefe aus meiner Mühle von Alphonse Daudet. (Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek. 10. Jahrgang. Band 16.) Stuttgart, Engelhorn. 1894. 8. 50 Pf.

Die kleinen Geschichten und Skizzen, die der berühmte Verfasser hier bietet, sind von ziemlich verschiedenem Werthe; einige sind unbedeutend, andere voll duftiger Poesie und

schalkhaften Humors. Es ist nicht der große erschütternde Satiriker, der einen „Jack", einen „Immortel" geschaffen, sondern der gemüthvolle Humorist, der den „kleinen Dingsda" und die köstlichen Abenteuer des Tartarin aus Tarascon erzählt hat. In dessen Heimatland, in der Provence, spielen diese Geschichten ja auch, und deren strahlende Sonne, ihr Lavendelduft und der brausende Mistral sprechen aus ihnen heraus die schöne Sprache der Poesie.

Mancher Brief aus der provencalischen Mühle erzählt aber nicht von den Reizen der Provence, noch von der entschwundenen Herrlichkeit des Papstthums von Avignon, sondern von den corsischen Klippen und dem Treiben jenes Orients, der im Süden liegt: Algeriens. Noch wechselnder als der Schauplatz ist der Inhalt dieser Geschichten: bald sind es poetische Stimmungsbilder ohne alle „Handlung", wie die Schilderungen der Camargue, bald Reisebriefe wie die über Algerien, dann wieder kleine Tragikomödien echt Daudet'scher Art wie „Meister Corneille's Geheimniß", oder hübsche Legenden und Geschichten im mittelalterlichen Novellengenre: fast immer aber ist's ein reizendes kleines Nippessächelchen, das man da vor sich hat. Ganz unbedeutend sind nur die „Ungereimten Balladen" und „Herrn Séguin's Ziege"; sie sind Daudet's nicht würdig. Vorzüglich ist dagegen wieder die Schlußskizze „Heimweh nach der Kaserne", worin er die Sehnsucht ausspricht und persiflirt, die ihn aus seinem schönen, sonnigen, duftenden Heimatlande zurückzieht in das steinerne Meer von Paris, das die nimmer läßt, die es einmal besessen hat, das furchtbar ist und doch verlockend ganz wie das wirkliche Meer.

Theodor von Sosnosky.

# Hermann Türck's Hamlet-Proceß.

Wenn man auch in der Thatsache, daß jeder neue Hamlet-Erklärer der Shakespeare'schen Tragödie eine neue Seite abgewinnt, einen Beweis für den großen Gedankenreichthum sehen kann, den der britische Dichter in sein Werk gelegt hat, so darf es doch nicht auffallen, wenn auch einmal Uebereinstimmung zwischen zwei Hamlet-Interpreten sich zeigt. Soll man aber gar in diesem Falle sich über die Priorität des Gedankens streiten, wo doch seit Jahrhunderten das Werk, um das es sich handelt, sich jedem Erklärer dargeboten hat? Wäre es nicht vielmehr das Zeichen einer unklaren Composition, wenn jeder Erklärer durchaus etwas anderes in dem Werke finden müßte? Diese Fragen drängen sich auf, wenn man Hermann Türck's Schrift: „Die Uebereinstimmung von Kuno Fischer's und Hermann Türck's Hamlet-Erklärung" (Jena, Mauke, 1894) liest. Dieselbe hat sogar zu gerichtlicher Behandlung geführt, und so möge es gestattet sein, in Kürze hier zusammenzustellen, um was es sich bei dem Streite handelt.

Hermann Türck hat in drei Schriften sich mit dem Hamlet-Räthsel befaßt. Die Titel derselben lauten: „Das Wesen des Genies (Faust und Hamlet). Eine philosophische Studie" (1888); „Hamlet ein Genie. Zwei Vorträge" (erste Auflage 1888, zweite Auflage 1893); „Das psychologische Problem in der Hamlet-Tragödie" (Leipziger Promotionsschrift 1890). Die letztere Schrift schließt mit dem Satze, daß im Hamlet „der bedeutsamste Vorgang des menschlichen Seelenlebens geschildert sei, das Eintreten der Erkenntniß von der Transscendenz des wahrhaften Realen". Hamlet geht, von diesem Standpunkte aus betrachtet, „aus dem Optimismus und Enthusiasmus der Jugend durch den crassesten Pessimismus hindurch zur reifen Männlichkeit": das ist „das eigentliche Thema der Hamlet-Tragödie". Sobald dieser Uebergang vollzogen ist, wird Hamlet, wie Türck an einer andern Stelle ausführt, „nicht mehr sich der Welt, sondern umgekehrt die Welt sich zu accomodiren suchen". . . . Er wird jetzt „eine solche Thätigkeit entfalten, die nicht mehr in Uebereinstimmung, sondern im Gegensatz zu der der Menschen steht". . . . Er erblickt die Welt „weder in dem rosigen Lichte des Optimismus, noch in dem trüben des Pessimismus, sondern erkennt in ihr nur ein Feld für die Auswirkung der eigenen Kräfte". Hamlet ist ein Genie; er sieht die bleibenden Werthe nur in der jenseitigen Welt und wirkt auf die wirkliche nur im Sinne der Idee.

Diesen Gedanken hat Professor Kuno Fischer in verbindlicher Antwort auf die Zusendung von Türck's Schrift „Hamlet ein Genie" zum Theil seine Zustimmung gegeben. Als nun R. Lehmann's Buch über die Hamlet-Tragödie erschien, welches auch für den Schreiber dieser Zeilen Veranlassung geworden ist, seine Auffassung des Hamlet-Problems den Lesern d. Bl. (Nr. 19 fg. von 1893) darzulegen, führte Kuno Fischer in der Beilage zur Münchener „Allgemeinen Zeitung" (Nr. 57 fg. von 1894) nach einer kritischen Besprechung des Buches Gedanken über den Hamlet aus, in welchen Türck einen Niederschlag seiner eigenen Arbeiten erblicken zu müssen glaubte. Es scheint, daß Türck durch dieses Zusammentreffen sich nicht gekränkt gefühlt hätte, wenn Fischer in seinem Artikel mit einem Worte Türck's Hamlet-Schriften erwähnt hätte. Das ist nicht geschehen, weil Fischer, wie er seitdem erklärt hat, Türck's Schriften nicht zur Hand gehabt hat. Das ist sehr zu bedauern; denn Türck hätte dann Fischer's Artikel wol mit der Ruhe gelesen, die es ihm ermöglicht hätte, das Neue und Besondere in ihm zu finden. Nun aber glaubte er, da Fischer ein Buch über das Hamlet-Problem in Aussicht stellt, rechtzeitig seine Ansprüche wahren zu müssen. Dieses ist der Inhalt der Schrift, welche die Veranlassung unserer Mittheilung geworden ist.

Auch Fischer erkennt im Pessimismus die Grundstimmung Hamlet's, freilich in einem Pessimismus, der „kein Dogma, keine Schulweisheit ist; es fällt ihm nicht ein, Leute wie Rosenkrantz und Güldenstern zu dieser

Ansicht zu bekehren". . . . „Eine leidvolle Erfahrung, über welche die Heerde der Menschen mit den Trostgründen des Königs Claudius und der Königin Gertrud flott und wohlgemuth hinweglebt, hat in Hamlet's Gemüth alle Lebensgeister, alle Freudigkeit und Lebenslust mit einem male niedergeschlagen und ihn mit einem solchen Widerwillen gegen Welt und Dasein erfüllt, daß sich der Wunsch zur Selbstvernichtung in seiner Seele regt." Die Offenbarungen des Geistes drücken ihn noch mehr nieder. Bis dahin stimmt Fischer's Deutung mit Türck's Erklärung theilweise zusammen. Das Gemeinsame ihrer Interpretation liegt freilich in den Worten des Dichters so deutlich zu Tage, daß es sich nicht lohnen würde zu fragen, wer das zuerst erkannt habe; Goethe's Urtheil im „Wilhelm Meister" sagt das in den schönsten und eindrucksvollsten Worten. Aber es tritt daneben gleich ein durchgreifender Unterschied der Fischer'schen Auffassung von der Türck's hervor. Nach letzterm muß Hamlet von seinem Standpunkte aus auf die Welt wirken, „sie sich accomodiren"; bei Fischer fällt dieses Streben ganz weg, denn Hamlet's Pessimismus ist kein Schuldogma wie der Schopenhauer's. Es fragt sich ja überhaupt, ob „die weitere Entwickelung genialer Naturen", wie Türck meint, „immer den Gang gehe, daß sie, einmal zur Erkenntniß des wahren Wesens dieser Welt gelangt, nicht mehr sich der Welt, sondern umgekehrt die Welt sich zu accomodiren suchen", ob nicht vielmehr der Ekel vor der Welt und der Berührung mit ihr sie zum Handeln untüchtig mache. Türck ist indessen, wie es der Gang seiner Untersuchung mit sich gebracht hat, viel mehr mit der Analyse der genialen Natur beschäftigt, wofür Hamlet sich ihm als bequemes und bedeutsames Beispiel angeboten hat, als mit der Betrachtung der in Shakespeare vorliegenden lebendigen Zeichnung dieses Charakters. Sonst könnte er wol nicht behaupten, daß Hamlet „unter allen Verhältnissen seine innere Freiheit und Ruhe bewahre".

Damit sind wir überhaupt am Kernpunkte der Hamlet-Frage angelangt. Man fragt sich: warum handelt Hamlet nicht? Man hat darauf die Antwort gefunden, daß die Aufgabe, welche der Geist des Vaters ihm auferlegt, zu schwer für seine durch Trübsinn niedergedrückte Seele sei. Diese Deutung kann deshalb nicht befriedigen, weil Hamlet thatsächlich und vielfach handelt; nur handelt er nicht in der Richtung, welche das Gebot des väterlichen Geistes ihm angewiesen hat. Dafür muß eine Erklärung gesucht werden, und unsere eigene Deutung in dem oben angeführten Aufsatze d. Bl. geht ganz von diesem Punkte aus. Hier scheiden sich aber Türck und Fischer auf das schärfste, sodaß man von irgendeiner Entlehnung des einen vom andern von vornherein nicht reden kann. Der Türck'sche Hamlet handelt, weil endlich seine geniale Natur den Punkt jenseits des Optimismus und des Pessimismus gefunden hat, von dem aus sie auf die Welt in ihrem eigenen Sinne wirken kann. Daß der Shakespeare'sche Hamlet, welcher, in einem Zweikampfe, der ihm aufgezwungen ist, tödlich verwundet, und zum höchsten aufgeregt, auf den hinterlistigen König losstürzt, auf diesem überlegenen und sichern Standpunkte noch nicht angelangt ist, wird jeder aufmerksame Leser der letzten Scenen fühlen. Bei Fischer schreitet Hamlet endlich zum Racheact, weil „die Liebe zu seinem Vater und das unsägliche Mitleid mit dessen Schicksal unauslöschlich und überwältigend in ihm wirkt". Diese Deutung, die sich viel näher an die Worte des Dichters hält, nur eben übersieht, daß der Zuschauer nicht begreifen wird, daß der schließlich in seinem Leben bedrohte und von dem schändlichsten Ränkespiel umgarnte Prinz aus kindlicher Liebe handle, weicht von der Türck'schen ganz und gar ab.

Ungefähr zu gleicher Zeit mit Türck's Schrift: „Die Uebereinstimmung von K. Fischer's und H. Türck's Hamlet-Erklärung" hat K. Fischer in der Beilage zur Münchener „Allgemeinen Zeitung" (Nr. 132 vom 15. Mai 1894) einen Aufsatz erscheinen lassen unter dem Titel: „Der Türck'sche Hamlet." Er kann als Antwort auf Türck's Kuno Fischer gegenüber brieflich erhobene Prioritätsansprüche gelten, beschäftigt sich aber mehr nur mit einzelnen Stellen der Hamlet-Schriften des erstern. Er kommt am Ende zu dem Satze, den wir oben ebenfalls ausgesprochen haben: „Um in Hamlet's Gemüthsverfassung die pessimistische Grundstimmung, wie deren Gründe und Folgen zu erkennen, dazu gehört keine Auslegungskunst, sondern nur der Text und offene Augen." Auf diese Veröffentlichung läßt der Angegriffene jetzt eine neue Broschüre erscheinen: „Kuno Fischer's kritische Methode" (Jena, Mauke, 1894). Diese wiederholt die bekannten Anschuldigungen gegen Kuno Fischer und vertheidigt sich gegen dessen wol allzu sehr ins Kleine gehende Ausstellungen, bringt zur Hauptfrage aber gar nichts Neues bei. Wir haben nun zu erwarten, was Fischer's schon angekündigtes Buch „Das Hamlet-Problem" sagen und ob Türck seinem Versprechen, einen Hamlet-Commentar zu veröffentlichen, treu bleiben wird.

Ernst von Wallwürk.

# Feuilleton.

Die vier Erzeugnisse der Erzählungsliteratur: „Aus Urgroßmütterchens Tagebuch. Eine Erzählung aus dem Jahre 1806 von Oscar L. Tesdorpf" (Hamburg, H. Seippel, 1893); „Geschichten aus der Heimatstadt. Von Georg Payson Petersen" (Hamburg, O. Meißner, 1893); „Tiefenthal. Erzählung von V. Dornfeld" (Leipzig, Commissionsverlag von E. Rust, 1894); „Der Verschwundene. Culturhistorische Novelle. (Nach Acten des Kölner Stadtarchivs bearbeitet.) Von E. W." (Bamberg, Schneider, 1894), haben das Gemeinsame, daß sie ohne Schaden ungedruckt bleiben konnten. Die zwei ersten wirken doch wenigstens nicht unerfreulich, die beiden andern aber sind geradezu werthlos, ja schlecht. Was Tesdorpf erzählt (Nr. 1), braucht wol

wirklich auf Tagebuchaufzeichnungen aus der trüben Zeit von 1806, die auffallenderweise zum großen Theil sich mühelos iambisch lesen lassen. Der Inhalt des Büchleins bildet in der Hauptsache die Liebesgeschichte eines jungen Mädchens, der Pflegetochter jener Urgroßmutter. Gerade die über Lübeck hereinbrechende Kriegsnoth bringt ihr in einem jungen preußischen Offizier, der in dem Hause ihrer Pflegeältern freundliche Aufnahme und Heilung findet, das Glück ihres Lebens, das vorher schwer bedroht schien; das Ganze hält sich im Rahmen eines Familiengemäldes: ein irgendwie eigenartiges Gepräge vermißt man. — Etwas höher stehen G. P. Petersen's „Geschichten aus der Heimatstadt" (Nr. 2). Bedeutend sind sie freilich auch keineswegs. Aber für die reifere Jugend bieten sie in der That eine gesunde Kost, und aus den Kreisen der Erwachsenen werden namentlich gar manche Hamburger ihnen gern einige Stunden widmen. Denn es spricht daraus eine liebevolle Vertiefung in die Eigenthümlichkeiten Hamburgs und seiner Bewohner. Bisweilen wird der Verfasser sentimental und dann verfehlt er leicht den richtigen Ton, wie in der Geschichte „Als die Bude blühte". Vielfach aber geht ein wirklich ernster Grundzug hindurch, wie in „Nur ein Schaffner". Andere Geschichten wollen nur harmlose kleine Erzählungen ohne jede Tendenz sein; vielfach vertreten ist der Humor in plattdeutscher Färbung („Ut de Appelkist" u. s. w.); auch ein Märchen („Wie Peter ein Brauherr ward") fehlt nicht. Durch das ganze Buch aber ist Lebensweisheit so wie sie für das jugendliche Alter paßt, aber weder flach noch aufdringlich verstreut. Die Sprache ist, wenn auch nicht von individuellem Gepräge, doch einfach und rein. — Jedenfalls sehnt man sich nach einem solchen Buche zurück, sobald man auch nur einige Seiten in V. Dornfeld's „Tiefenthal" (Nr. 3) gelesen hat. Ob dieser Erzählung — einer Erbschaftsgeschichte aus den österreichischen Adelskreisen, auf die näher einzugehen sich nicht verlohnt — wirkliche Vorgänge zu Grunde liegen, wie man nach manchen Anzeichen, besonders nach der Schlußwendung zusammengehalten mit dem ironischen Motto: Fiat justitia — pereat mundus vermuthen möchte, wage ich nicht zu entscheiden. Jedenfalls zeigt sie eine verletzende Absichtlichkeit der Tendenz, ist sehr „rührend" und hat alle Eigenschaften einer schlechten Familienblattgeschichte. Die Charakteristik der Personen ist nirgends tief und geht nicht selten in die Carieatur über; trotzdem bildet sie zusammen mit einigen nicht ungeschickten Seenen noch die verhältnißmäßig vortheilhafteste Seite der Erzählung. Aber in banalen Wendungen leistet Dornfeld bisweilen Erstaunliches. So sagt die edle Baronesse Clementine von Hahn zu ihrer Mutter: „So kurz der Traum war und so jäh das Erwachen daraus, so schön war's doch, zu träumen von Lenz und Liebe, von seliger goldener Zeit!" und etwas später in derselben Unterredung: „Ich habe aber das herzinnige Bedürfniß für alle Zeiten überzeugt zu sein, daß ihn, den Herrlichsten von allen, keine Schuld treffe...." Dornfeld selbst aber schließt die Bemerkungen, die er zu diesen Herzensergießungen macht, mit den uns gleichfalls recht bekannt anmuthenden Worten: „Vermochte der Sturm auch nicht die Rose zu brechen, so hatte er sie doch entblättert und ihres Dufts beraubt, mit dem sie bisher ihre Umgebung entzückte und veredelte!" Die Sprache des Buches vereint alle Unarten des papiernen Stils mit einer selbst heutzutage in diesem Grade selten vorkommenden Lotterigkeit; fast jede Seite bietet Beweise dafür. So lesen wir S. 61: „zu der in Rede befindlichen Zeit" und „der Vater glaubte damit seiner bezüglichen Verpflichtung Genüge gethan zu haben". S. 62: „Er schätzte und liebte die Familie, der er so lange oblag." S. 63: „Einen Schatz von Anekdoten wußte sein Leumund zu erzählen." Ich kann mir weiter nicht versagen die schöne Wendung „sein geldconservatives Herz" als erfreuliche Bereicherung unserer Sprache zur Nachahmung zu empfehlen und auf die fast musterhaft unklare Auseinandersetzung über eine veränderte Festsetzung wegen des Majorats S. 73 und 74 wenigstens hinzuweisen. Und wenn ich zum Schluß noch erwähne, daß das Buch von Druckfehlern wimmelt (z. B. findet sich neben dem richtigen „Prätendenten" zuerst „Prätendanten" und kurz darauf „Prädentaten"), so glaube ich das allerdings nicht schmeichelhafte, aber richtige Bild dieses literarischen Erzeugnisses vollendet zu haben. — Wol anders, aber leider nicht besser ist die enlturhistorische Novelle „Der Verschwundene" (Nr. 4); sie ist stümperhaft in der Sprache, unglaublich flach in der Charakteristik der Zeit und der Persönlichkeiten. Dazu stellt der Verfasser (oder die Verfasserin?) die naivsten Zumuthungen an den Glauben des Lesers; die Art, wie der erste Theil der Geschichte, der in Augsburg spielt, mit dem zweiten, dessen Schauplatz Köln bildet, verknüpft wird, ist völlig äußerlich. Da der Titel die Aeten des kölner Stadtarchivs ausdrücklich als Quelle bezeichnet und da sich bei mehrern Abschnitten der Vermerk „Kölner Stadtchronik" findet, so kann man nur annehmen, daß die Unnatur erst durch die Art hereingekommen ist, in der Erfundenes und Ueberliefertes verknüpft wurden. Ein näheres Eingehen verlohnt sich nicht. Wahre Musterbilder verbrauchter oder unmöglicher Charakter sind z. B. der entsetzliche Domherr, der tapfere Bürgerssohn, die aufopfernde Maid Magdalena; die Sprache mögen zwei kurze Proben illustriren: „Statt ein gottgefälliges Leben zu führen und dadurch ein gutes Beispiel zu geben, nahm gerade bei der Geistlichkeit die Verweltlichung und Entsittlichung am meisten zu" — „denn nicht als demüthige Diener Gottes erschienen sie" (die Domherren) „bei solchen hohen Festlichkeiten, sondern als Ritter in verhauener (?) weltlicher Kleidung. Sie trugen enge schwarze Sammtröcke mit Gold und Silber verschnürt. Schwerter und Lanzen, blankgeputzte Messer blitzten an ihrer Seite. . . ." Nur einen Vorzug hat die Novelle „Der Verschwundene" vor „Tiefenthal"; sie ist beträchtlich kürzer.

— Unter dem Titel „Euphorion" erscheint im C. C. Buchner'schen Verlag in Bamberg eine neue Zeitschrift für Literaturgeschichte, herausgegeben von August Sauer, die bestimmt ist, die eingegangene „Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte" zu ersetzen. Der Inhalt der ersten soeben erschienenen Nummer gliedert sich in vier Abtheilungen: „Aufsätze allgemeinen Charakters", „Forschungen", „Recensionen" und „Bibliographie". Unter den Aufsätzen sind besonders hervorzuheben Minor's Artikel über Centralanstalten für literargeschichtliche Hülfsarbeiten und Meyer's Aufsatz: „Goethe als Naturforscher". Zu den „Forschungen und Untersuchungen" haben Köster, Erich Schmidt, Baumgart, R. Steig u. a. treffliche Beiträge geliefert. Besonders zu rühmen ist die Absicht des Herausgebers, über fremdländische Bücher, die in Deutschland schwer zu erreichen sind, knapp gefaßte Inhaltsangaben zu bringen.

— Von dem jüngst in neuer Bearbeitung von G. Wustmann erschienenen Buche von W. Borchardt: „Die sprichwörtlichen Redensarten im deutschen Volksmunde" (Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig), über das wir uns einen ausführlichen Bericht vorbehalten, ist bereits die vierte Auflage ausgegeben worden.

## Bibliographie.

Gilm, H. v., Gedichte. Leipzig, A. G. Liebeskind. 12. 1 M. 50 Pf.

Haugwitz, M. v., Gedichte. Dresden, E. Pierson. 8. 2 M.

Illustrierte Europäische Wanderbilder. 224. Das Stanserhorn und die Stanserhornbahn. Zürich, Artistisches Institut Orell Füßli Verlagsbuchhandlung. 8. 50 Pf.

Kohl, Horst, Die politischen Reden des Fürsten Bismarck. Zehnter Band: 1884—1885. Die Reden des Reichskanzlers Fürsten von Bismarck im Deutschen Reichstage. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. Gr. 8. 8 M.

Literaturdenkmale, deutsche, des 18. und 19. Jahrhunderts, begründet von B. Seuffert, fortgeführt von A. Sauer. 46. 47. 48. Stuttgart, G. J. Göschen. 4 M. 20 Pf.

Masson, Frédéric, Napoléon chez lui. Librairie E. Dentu, Paris Gr. 8. 7 fr. 50 c.

Mauthner, F., Kraft. Roman. 2 Bde. Dresden, H. Minden. 8. 6 M.

Roderich, A., Humoresken. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 3 M.

Saar, F. v., Festblatt. Dem heimatlichen Dichter Ferdinand von Saar zum 60. Geburtstage. Wien, Comm.-Verlag Schamburg; Leipzig, Fleischer's Verlag. 50 Pf.

# Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von **F. A. Brockhaus** in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.


Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

## TROJA 1893.

Bericht über die im Jahre 1893 in Troja veranstalteten Ausgrabungen.

Von

**Wilhelm Dörpfeld.**

Unter Mitwirkung von Alfred Brueckner, Max Weigel und Wilhelm Wilberg.

Mit 2 Plänen und 83 Abbildungen. 8. Geh. 5 M.

Im Jahre 1893 wurden die durch Schliemann's Tod unterbrochenen Ausgrabungen in Hissarlik von Prof. Dörpfeld, dem Mitarbeiter Schliemann's an denselben, wieder aufgenommen, wobei ihm durch das preussische Cultusministerium die Herren Dr. Alfred Brueckner als Archäologe, Dr. Max Weigel als Prähistoriker und Wilhelm Wilberg als Architekt zur Unterstützung an die Seite gestellt wurden. Die Ergebnisse dieser neuen Untersuchungen sind höchst überraschend, indem der Nachweis über das Vorhandensein einer stattlichen Burg der mykenischen Zeit geliefert wurde, die unbedingt als diejenige anzusehen ist, um welche der von Homer besungene trojanische Krieg geführt wurde. Vielfache andere Funde aus prähistorischer und [illegible]er Zeit ergänzen und verändern auch sonst theilweise das Bild, das durch die frühern Ausgrabungen Schliemann's von den verschiedenen Ansiedelungen, die sich auf trojanischem Boden folgten, geschaffen wurde. Dieser Bericht über die neuesten Ausgrabungen bildet daher ein unentbehrliches Supplement zu allen frühern Werken Schliemann's über Troja und wird in den weitesten Kreisen Aufsehen erregen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

## Neues Wörterbuch

**der portugiesischen und deutschen Sprache**

mit besonderer Berücksichtigung

der technischen Ausdrücke des Handels und der Industrie, der Wissenschaften und Künste und der Umgangssprache.

Von **H. Michaelis.**

**Erster Teil:** Portugiesisch-Deutsch.
**Zweiter Teil:** Deutsch-Portugiesisch.

Dritte Auflage.

8. Jeder Teil geh. 7 M. 50 Pf., geb. 9 M. Complet in einen Band geb. 17 M.

Michaelis' Neues Portugiesisch-Deutsches Wörterbuch kommt einem lebhaft empfundenen Bedürfniß der beiden Nationen entgegen, indem es auch die Ausdrücke des modernen Lebens in bisher nicht vorhandener Vollständigkeit aufgenommen hat und ebenso die Phrasen des höhern literarischen Stils wie die der gewöhnlichen Umgangssprache enthält. Es hat sich in kurzer Zeit so eingebürgert, daß bereits eine dritte Auflage nöthig geworden ist.

In demselben Verlage erschien:

**Michaelis, H.** Vollständiges Wörterbuch der italienischen und deutschen Sprache. Zwei Theile. Neunte Auflage. Jeder Theil geh. 6 M., geb. 7 M. 50 Pf. Complet in einen Band gebunden 14 M.

**Deutsche Verlags-Anstalt**
**in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.**

**Graf von Schacks letztes Werk!**

Soeben ist erschienen:

## Perspektiven.

Vermischte Schriften von

**Adolf Friedrich Graf von Schack.**

**Erster Band.**

Inhalt: Aphorismen über das Drama — Erinnerungen an Frankreich — Meine Erstlingsdichtung — Karl Eduard von Liphart — Literarisches aus Spanien und Italien — Ein Kuriosum der Literatur — Ueber indische Poesie — Hernan Perez del Pulgar, der Thatenreiche — Ein Wort über arabische Poesie — Die Reise nach dem Parnaß.

Preis geheftet M. 5.—; fein gebunden M. 6.—

Dieses Werk, dessen zweiter Band bald folgen wird, war das letzte, womit der Geist des dahingeschiedenen großen Forschers und Dichters sich beschäftigte und ist es ganz und gar aus dem reichen Schatze seiner Erfahrungen und Lebenserinnerungen geschöpft. „Perspektiven“ dürfen mit Recht als ein literarisches Vermächtniß an unser Volk bezeichnet werden, wie der Verfasser sie ja auch thatsächlich als solches betrachtet hat, wiewohl er nicht ahnen konnte, daß sie die letzte Arbeit seines Lebens sein sollten.

**Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Hypatia,

oder

Neue Feinde mit altem Gesicht.

Von

**Charles Kingsley.**

Ins Deutsche übertragen von Sophie von Gilsa.

Mit einem Vorwort von

Christian Karl Josias Bunsen.

Sechste Auflage.

Zwei Theile. 8. Geh. 6 M. Geb. 8 M.

In Kingsley's berühmtem Roman „Hypatia“, einem meisterhaften Lebens- und Sittengemälde aus dem 5. Jahrhundert unserer Zeitrechnung, ist das letzte harte Ringen des Heidenthums mit dem mächtig vordringenden Christenthum im Rahmen der Lebensschicksale der schönen hellenischen Philosophin Hypatia geschildert. Der von Bunsen bei der deutschen Lesewelt eingeführte Roman erfreut sich allgemeiner Beliebtheit.

Die vorliegende sechste Auflage wurde im Preise wesentlich ermäßigt.



(Mit einer Beilage: Mittheilungen von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig**, 1894, Nr. 2.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 070034779